Die Grenzboten

0902
407
.G7. PT.4

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzbote

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 40 Ausgegeben am 1. Oktober 1908

Inhalt

	Seite
Flottenfragen und Weltpolitik	1
Das Emporkommen Bonapartes. Von Gottlob Egelhaaf	9
Das Lehrerbesoldungsgesetz in Preußen. Von Dr. E. Gregorovius	14
Das Wesen der Freimaurerei. Von Dr. D. Bischoff	22
Ein Wort Schwinds über das „Malen-Können". Von Franz Schnorr von Carolsfeld	31
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung)	39
Maßgebliches und Unmaßgebliches	47

Reichsspiegel. (Zur deutschen Marokkopolitik. Internationale Kongresse.) — Ein Buch für Jäger und Naturfreunde.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark das Vierteljahr.

0902
407
.G7, PT.4

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 40 Ausgegeben am 1. Oktober 1908

Inhalt

Seite

Flottenfragen und Weltpolitik 1

Das Emporkommen Bonapartes. Von Gottlob Egelhaaf 9

Das Lehrerbesoldungsgesetz in Preußen. Von Dr. E. Gregorovius 14

Das Wesen der Freimaurerei. Von Dr. D. Bischoff . . 22

Ein Wort Schwinds über das „Malen-Können". Von Franz Schnorr von Carolsfeld 31

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung). 39

Maßgebliches und Unmaßgebliches 47

Reichsspiegel. (Zur deutschen Marokkopolitik. Internationale Kongresse.) — Ein Buch für Jäger und Naturfreunde.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark das Vierteljahr.

0902
407
G7. PT.4

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 40 Ausgegeben am 1. Oktober 1908

Inhalt

Seite

Flottenfragen und Weltpolitik 1

Das Emporkommen Bonapartes. Von Gottlob Egelhaaf 9

Das Lehrerbesoldungsgesetz in Preußen. Von Dr. E. Gregorovius 14

Das Wesen der Freimaurerei. Von Dr. D. Bischoff . . 22

Ein Wort Schwinds über das „Malen-Können". Von Franz Schnorr von Carolsfeld 31

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung). 39

Maßgebliches und Unmaßgebliches 47

Reichsspiegel. (Zur deutschen Marokkopolitik. Internationale Kongresse.) — Ein Buch für Jäger und Naturfreunde.

50 Pf. das Heft. Fr. Wilh. Grunow Leipzig. 6 Mark das Vierteljahr.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital | Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

Neufeld Pianos u. Flügel in erstklassiger Ausführung eigener Fabrikation. 12 mal prämiiert. Verkauf direkt an Private. Teilzahlungen ohne Aufschlag gestattet. Verlangen Sie Katalog D. G. **Pianos**

BERLIN W., Potsdamerstrasse 5.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

„PERPLEX" verbesserte **Prismen-Binocle.**

Unerreicht in optischer Leistung!

Unerreicht in optischer Leistung!

Vergr. 6, 8, 10, 12, 15, 18 mal

Man versäume nicht, sich „Perplex" bei Kauf eines neuen Glases zum Vergleich vorlegen zu lassen. Katalog 16 kostenlos durch alle optischen Geschäfte und durch

Optische Werke Cassel 16.

Karl Schütz & Co.

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

67. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1908

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1908. Viertes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Marine

Flottenfragen und Weltpolitik. S. 1.
Das Emporkommen Bonapartes. Von Gottlob Egelhaaf. S. 9.
Pläne für eine australische Wehrmacht. Von W. Paschen. S. 53.
Die Türkenherrschaft und ihre Folgen. Von Dr. W. Murko. S. 58.
Bulgarien und die Türkei. S. 105. 168.
Historisches und Ethnographisches zum Balkankonflikt. S. 157.
Österreich-Ungarn und die Wehrreform. Von E. Juge. S. 257.
Betrachtungen zu den deutschen Kaisermanövern. S. 309.
Bismarck und Thiers als Unterhändler. Von E. Stutzer. S. 319. 416.
Politische Bildung und Nationalbewußtsein. S. 465.
Die Landesverteidigung Dänemarks. S. 517.
Über militärische Ehrengerichte. S. 569.
Die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage. Von Wilhelm von Massow. S. 617 (Bogen 82a).
Der befestigte Grenzschutz Serbiens u. Montenegros gegen Österreich. S. 621.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

Das Lehrerbesoldungsgesetz in Preußen. Von Dr. E. Gregorovius. S. 14.
Zur Frage der Deportation. Von Rudolf Glauning. S. 65.
Landgewinnung in der Nordsee. S. 112.
Saint-Simon. Von Carl Jentsch. S. 121.
Die englische Erbschaftssteuer. S. 209.
Die Amurbahn. Von Major H. Toepfer. S. 214.
Julius Wolfs exakte Nationalökonomie. Von Carl Jentsch. S. 222.
Die Ziele und Aussichten der Gartenstadtbewegung. Von Hans Kampffmeyer. S. 232.
Junge Richter und junge Rechtsanwälte. Von Eugen Josef. S. 268. 375.
Schülerselbstmorde. Von Julius Schiller. S. 275.
Sozialpolitik, Nationalökonomie und Reichsfinanzreform. Von Dr. Friedrich Bendixen. S. 361.
Die Reform der innern Verwaltung in Preußen. S. 367.
Der internationale Telegraphenverein. Von Ernst Riemann. S. 409.
Das jugendliche Verbrechertum in Frankreich. Von Dr. Johannes Tschiedel. S. 474.
Strafrechtliche und soziale Betrachtungen. Von Elsner v. Gronow. S. 537.
Die Ecole pratique des Hautes Etudes in Paris. Von M. J. Minckwitz. S. 582.
Johann Friedrich von Schulte. Von Carl Jentsch. S. 634.
Ein Ereignis in meinem Berufsleben. Von Gerrud Petersson. S. 645.

Literatur und Kunst

Ein Wort Schwinds über das „Malen-Können". Von Franz Schnorr von Carolsfeld. S. 31.
Goethes letztes Lebensjahr. Von Theodor Vogel. S. 68. 174.
Burckhardts Cicerone und Kultur der Renaissance. S. 75.
Was interessierte einen Gebildeten vor hundert Jahren? Von Johannes Mättig. S. 131.
Das ästhetische Problem in der Photographie. Von Jos. Aug. Lux. S. 283.
Das Theater als Kirche. Von Carl Jentsch. S. 328. 428. 580.
Literarhistorische Rundschau. Von Heinrich Spiero. S. 339.
Theodor Storm in der Verbannung. Von Alfred Biese. S. 439.
Neue Romane und Novellen. S. 486.
Hermann Wettes Westfälische Gedichte und Jost Knost. S. 488.
Miltonfeier. Von Wilhelm Münch. S. 542.
Neue Romane und Novellen. Von Heinrich Spiero. S. 547.
Germanische Kunst für unser Volk in Waffen. Von Ludwig Kemmer. S. 587.
Grünewald. Von Eugen Kalkschmidt. S. 642.

Verschiedenes

Das Wesen der Freimaurerei. Von Dr. D. Bischoff. S. 22.
Eine Hochzeit in Jerusalem. Von Dr. Friedrich Jeremias. S. 137.
Sächsische Ortsnamen. Von Oskar Philipp. S. 138.
Über das Erfindergeschlecht Siemens. Von Stephan Lekuie von Stradonitz. S. 278.
Die römische Campagna, ihre sanitäre und wirtschaftliche Gesundung. Von H. Bachmann. S. 384.
Ein deutscher Magister als Sansculotte. S. 478.
Reisebilder aus Dalmatien. Von Joseph Aug. Lux. S. 492.
Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstentongresses 1808. Von Hans Jacobi. S. 572. 626.
Die deutsche Natur. S. 596.

Oberlehrer Haut. Roman von Bernt Lie. S. 39. 83. 141. 191. 240. 288. 346. 393.

Das Gnadenlied der heiligen Anna. Von Clara Hohrath. S. 445. 498. 553. 609. 650.

Hauptmann Lindenbuch. Eine Skizze von Ernst Johann Groth. S. 601.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 47. 92. 149. 199. 246. 296. 354. 402. 452. 505. 559. 614. 655.
Koloniale Rundschau: S. 204. 455.
Aus dem Wirtschaftsleben: S. 98. 301.

Ein Buch für Jäger und Naturfreunde. S. 51. — Die Neuregelung des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reich und den Einzelstaaten. S. 94. — Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. S. 102. — Eine neue Heimatkunde von Westfalen. S. 154. — Die „Stimmen aus Maria-Laach" über Reclams Universalbibliothek. S. 155. — Philologie und Kulturgeschichte. S. 208. — Fürst Bülow in englischer Beleuchtung. S. 250. — Verluste der französischen Marine. S. 256. — Ein merkwürdiger Mangel des preußischen Pfarrbesoldungsgesetzes. S. 306. — Quod reformandum. S. 357. — Die Galerien Europas. S. 359. — Erklärung. S. 360. — Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. S. 404. — Ein Buch für den Weihnachtstisch des Kolonialfreundes. S. 405. — Villa Madama. S. 406. — Zur Geschichte der konservativen Partei. S. 459. — Von Hidigeigeis Ahnen und Enkeln. S. 461. — Rückkehr zur Natur? S. 463. — Die landwirtschaftlichen Fortbildungskurse bei den bayrischen Truppenteilen. S. 508. — Kantiana. S. 510. — Sieg der Freude. S. 511. — Neue Bücher aus dem Insel-Verlag. S. 513. — Von Kunst und Künstlern. S. 514. — De Jonge und Zeppelin. S. 515. — Handwörterbuch der

(RECAP) 0902 4017 612042 1909
Digitized by Google

Staatswissenschaften. S. 563. — Wippermann. S. 565. — Eine Neuausgabe des Vossischen Homer. S. 565. — Aus unserm Kriegsleben in Südafrika. S. 566. — Neue Kalender. S. 567. — Über allen Gipfeln. S. 619. — Almanach. S. 619. — Aus dem Jugendland. S. 619. — Thienemanns Deutsches Knabenbuch und Deutsches Mädchenbuch. S. 619. — Neue Kalender. S. 658.

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind in einem größern Artikel erwähnt oder besprochen worden.

*Abeken. Ein schlichtes Leben aus bewegter Zeit. S. 319.
Aus Goethes Tagebüchern. S. 513.
*Bang, Hermann. Ludwigshöhe. S. 550.
*Baumgart, Herm. Elektra. S. 345.
*Baumgarten-Jolly. Staatsminister Jolly. S. 319.
*Bendixen, Friedrich. Die Reichsfinanzreform, ein nationalökonomisches Problem. S. 361.
*Blumenthal, von. Tagebücher. S. 319.
Braun, Joseph. Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. S. 516.
*Brad-Steinbüng. Denkwürdigkeiten. S. 319.
*Burckhardt, Jakob. Cicerone. S. 75.
*— Kultur der Renaissance. S. 75.
*Burckhardt, Max. Die Insel der Seligen. S. 549.
Cervantes. Don Quixote. Ausgabe von Konrad Thorer. S. 513.
*Claudius, Matthias. Werke. S. 342.
*Enquête parlamentaire. S. 319.
Erzählungen, Die, aus tausend und ein Nächten. S. 513.
*Feuchtersleben Ausgewählte Werke. S. 342.
*Fischkalender. S. 599.
*Fontane, Theodor. L'Adultera. S. 552.
*Förster, Ernst. Cornelius. S. 35.
*Frankenberg. Kriegstagebücher. S. 319.
*Frisch, Theodor. Die Stadt der Zukunft. S. 237.
Galerien, Die, Europas. S. 359.
Gagnoin, Karl. Die transzendentale Harmonie bei Ernst Marcus. S. 511.
Gleichen-Rußwurm, A. v. Sieg der Freude. S. 511.
Goethekalender von Otto Julius Bierbaum. S. 659.
Guenther, Konrad. Rückkehr zur Natur? S. 463.
*Haarhaus, Julius R. Wo die Linden blühn. S. 486.
*— Nach der Hühnersuche und andre Jagdgeschichten. S. 486.
Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 563.
*Hatzfeld, Briefe. S. 319.
*Hauschner, Auguste. Die Familie Lowositz. S. 549.
Hofmann, Theobald. Rafael in seiner Bedeutung als Architekt. S. 467.
*Hohenlohe, Fürst. Denkwürdigkeiten. S. 324.
*Hohenlohe-Ingelfingen. Aus meinem Leben. S. 425.
*Holtgrefen. Vorschläge zur Justizreform. S. 270.
*Holzamer, Wilhelm. Vor Jahr und Tag. S. 550.
Homer, deutsch von J. H. Voß. Neuausgabe. S. 565.
Howards, Ebenezer. Gartenstädte in Sicht. S. 236.
*Huldschiner, R. Das adlige Schützenfest. S. 550.
*Jacob, Bismarck und die Erwerbung Elsaß Lothringens 1870/71. S. 417.
Karow, Maria. Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. S. 406.
*Kleist, von. Die Generäle der Königlich Preußischen Armee von 1840 bis 1890. S. 281.
Knabenbuch, Deutsches. 22. Jahrg. S. 619.
Klinge, Friedrich. Bunte Blätter. S. 208.
Külpe, Oswald. Kant. S. 510.
Kunsterziehung, Deutsche. S. 514.
*Küntzel. Thiers' Memoiren. S. 322.
*Ladendorf, Otto. Hans Hoffmann. S. 344.
*Lauthard, F. Ch. Leben und Schicksale. S. 479.
Leben, Deutsches, der Vergangenheit in Bildern. S. 208.
Leipziger Kalender von Georg Merseburger. S. 659.
*Leypmann, Franz. Kater Murr und seine Sippe. S. 344. 461.
Löns, Hermann. Mein grünes Buch. S. 52.
Lutherkalender von Georg Buchwald. S. 658.
Mädchenbuch, Deutsches. 16. Jahrg. S. 619.
*Mudle, Friedrich. Henri de Saint-Simon. S. 121.
*Müller, Karl Wilhelm. Goethes letzte literarische Tätigkeit. S. 176.
Münsterberg, Oskar. Japans Kunst. S. 514.
*Murko, M. Geschichte der älteren südslawischen Literatur. S. 58.
*Natur, Die deutsche, in Monatsbildern. S. 598.
„Natur und Kunst." Abreißkalender. S. 660.
*Niese, Charlotte. Reisezeit. S. 487.
— Aus dem Jugendland. S. 619.
*Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier. S. 319.
Prümer, Karl. Unsre Westfälische Heimat. S. 154.
*Ranzau, Gräfin Adeline. Ein unmöglicher Mensch. S. 548.
*— Aus dem Untergrund des Lebens. S. 551.
*Reichel, Eugen. Gottsched. S. 340.
Requiem, Carl. Mit Schiller durch das Jahr. S. 659.
Reuterkalender von Karl Theodor Goedertz. S. 659.
Rieser, Wilhelm. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken. S. 99.
Roon. Denkwürdigkeiten. S. 319.
Rooses, Max. Die Meister der Malerei. S. 514.
Rosenkranz, Palle. Der Marquis von Carabas. S. 487.
*Rühlmann, P. Politische Bildung, ihr Wesen und ihre Bedeutung. S. 469.
*Sakheim, Arthur. E. T. A. Hoffmann. S. 343.
*Schaffner, Jakob. Die Laterne. S. 551.
Schmidl, Max. Aus unserm Kriegsleben in Südafrika. S. 566.
*Schneider. Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. S. 418.
*Schnitzler, Arthur. Der Weg ins Freie. S. 548.
*Schulte, Joh. Friedrich von. Lebenserinnerungen. S. 634.
Schütting. Ein heimatliches Kalenderbuch. S. 659.
*Simon, Le gouvernement de Mr. Thiers. S. 319.
*Sorel, Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande. S. 319.
Spemanns Alpenkalender. S. 567.
Spemanns Kunstkalender. S. 567.
*Storm, Theodor. Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 1864. S. 442.
*Stoich. Denkwürdigkeiten. S. 319.
*Sulger-Gebing, Emil. Peter Cornelius. S. 344.
Süsserotts illustrierter Kolonialkalender. S. 568.
Taschenbuch für Südwestafrika. II. Jahrgang. 1909. S. 568.
Thieme und Becker. Allgemeines Lexikon der bildenden Künste. S. 514.
*Thiers. Notes et Souvenirs. S. 319.
Über allen Gipfeln. Goethes Gedichte. S. 619.
*Vandal, Graf Albert. L'Avènement de Bonaparte. S. 9.
Velhagen und Klasings Almanach. S. 619.
*Viebig, Clara. Das Kreuz im Venn. S. 551.
*Vogelkalender. Zur Einführung in unsre heimische Vogelwelt. S. 597.
Vogt, Friedrich. Das Königs- und Kaiserideal in der deutschen Dichtung. S. 208.
*Waldkalender. S. 598.
Wegener, F. Die deutschkonservative Partei und ihre Aufgaben für die Gegenwart. S. 459.
*Wette, Hermann. Westfälische Gedichte. S. 488.
*— Jost Knost. S. 488.
*White. Aus meinem Diplomatenleben. S. 325.
*Wildkalender. S. 598.
*Wilmowski. Meine Erinnerungen an Bismarck. S. 325.
*Winter. Rechtspflege, Richter und Publikum in Deutschland. S. 270.
Wippermanns Deutscher Geschichtskalender 1908. 1. Band. S. 565.
*Wolf, Julius. Nationalökonomie als exakte Wissenschaft. S. 224.

Digitized by Google

Flottenfragen und Weltpolitik

Ein großer Teil der englischen Presse hat auch den Besuch des Königs Eduard in Cronberg und den des Finanzministers Lloyd George in Berlin als Anlaß benutzt, die Frage der Beschränkungen des Flottenbaus der einzelnen Großmächte wieder in Anregung zu bringen. Natürlich ist dabei von Japan, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten niemals die Rede, sondern man spricht bloß von Deutschland, dessen im Ausbau begriffne Flotte immer als eine Drohung gegen England hingestellt wird. Trotz der mehrfachen Überlegenheit der britischen Seestreitmacht, für die im Ernst die deutschen Geschwader — auch nach ihrer Vollendung im Jahre 1917 — kein Gegenstand des Schreckens sein können, trotz aller deutschen offiziellen Versicherungen, trotz der schon vier Jahrzehnte lang bewiesnen Friedenspolitik des Deutschen Reichs kehrt jene Behauptung in der englischen Presse immer wieder, sogar die Regierungskreise weisen stets auf Deutschland hin, wenn sie ihrer liberalen Mehrheit die als notwendig erachteten Forderungen für die Flotte und die Küstenbefestigungen annehmbar machen wollen. Man erinnert sich noch der etwas theatralisch angelegten Abrüstungsaffäre Campbell-Bannermans auf der vorjährigen Friedenskonferenz im Haag, wobei auch Deutschland, das sich gegen die Abrüstung entschieden erklärt hatte, als Wauwau im Hintergrunde gezeigt wurde. Der Zweck der damaligen Übung liegt ja längst klar zutage. Um dem liberalen Standpunkte der jetzt herrschenden Partei zu schmeicheln, wurde der aussichtslose Abrüstungsantrag gestellt und zugleich demonstrativ der Bau eines großen Kriegsschiffs aufgegeben. So strammes Eintreten für die liberalen Grundsätze mußte die ganze Partei mit Begeisterung für das Kabinett erfüllen, und der Dank dafür ist auch nicht ausgeblieben. Denn als das Abrüstungsspiel zu Ende war, wurde das gestrichne Schiff mit großer Mehrheit bewilligt, was vorher wohl kaum geschehn wäre. Die waschechtesten und friedensfreundlichsten Liberalen

Digitized by Google

fühlten sich von der Wahrheit des Schillerschen Worts durchdrungen: Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Der böse Nachbar sollte eben Deutschland sein, früher war es Frankreich.

Man wundert sich in Deutschland darüber, daß eine so auffällig irrtümliche Ansicht in England überhandnehmen konnte und gar nicht auszurotten ist. Aber solche Anfälle von politischer Hysterie kommen nicht bloß in England vor; spukt nicht in Deutschland auch seit einigen Jahren in der Mehrzahl der Blätter die Fabel von der sogenannten „Einkreisungspolitik“? Dergleichen zeugt von einem wenig sichern Nationalgefühl, von Mißtrauen in die eigne nationale Kraft und wird auch im Auslande dahin ausgelegt. Wir glauben nicht, daß die immer wieder zur Schau getragne Furcht vor Deutschland dem Ansehn Englands nützlich ist. Um aber noch ein Wort über die Einkreisungspolitik zu sagen, so möchten wir die Frage aufwerfen, ob sich die Bangemacher jemals eine klare Vorstellung vom Wesen des Dreibunds, oder wenn wir selbst noch Italien außer Spiel lassen wollen, von dem des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich gemacht haben? Jede dieser beiden Mächte ist davon überzeugt, daß die eine für die andre eintreten muß, denn sobald eine zuläßt oder gar dabei mitwirkt, daß die andre niedergeworfen wird, dann kommt sie an die Reihe. Auf diesem einfachen Zusammenhange beruht das Bündnis der beiden Kaiserstaaten, von dem sie gar nicht lassen können, solange überhaupt noch politische Begehrlichkeiten in Europa eine Rolle spielen, von denen hier nur die immer noch nicht ausgerottete Revanchelust der Franzosen erwähnt zu werden braucht. Gegen die Macht des durchaus natürlichen Bündnisses der beiden mitteleuropäischen Reiche, die im Ernstfalle ohne übermäßige Anstrengung achtzig wohl ausgerüstete Armeekorps mit allen Offizieren und Unteroffizieren aufstellen könnten, ist eine Einkreisungspolitik weder gegen das eine noch gegen das andre Kaiserreich möglich. Am allerwenigsten in der Gegenwart, wo Frankreich wegen der Abnahme des jüngern Nachwuchses seine Armee verringern muß, und Rußland noch Jahre zu tun haben wird, bis es sein Heer wieder reorganisiert hat. Auch der Hinweis auf die in frühern Jahrhunderten von England betriebne Politik, die Feindschaften der Festlandmächte zu schüren und sie gegeneinander zu unterstützen, um inzwischen seine Seeherrschaft auszudehnen, ist nicht mehr angebracht, denn das britische Weltreich hat bei der heutigen politischen Lage ganz andre Sorgen, als europäische Mächte gegeneinander zu hetzen und sich unversöhnte Feinde im Rücken zu schaffen.

Wenn in England unter diesen Umständen trotzdem bei allen schicklichen und unpassenden Gelegenheiten die angebliche deutsche Gefahr immer wieder in der öffentlichen Erörterung erscheint — wenn sie auch hinterher durch offiziöse Beschwichtigungen stets in Abrede gestellt zu werden pflegt, so muß doch in der englischen Volksseele eine Reihe von Erfahrungen, Befürchtungen und Einblicken in gewisse Mängel einen Zustand geschaffen haben, der sie bei

Digitized by Google

jeder Gelegenheit dafür empfänglich erhält. Der politische Sinn ist in allen englischen in Betracht kommenden Kreisen hoch entwickelt und übertrifft in der Regel den andrer Völker, dennoch ist aber nicht gerade anzunehmen, daß alle eine klare Einsicht in die Wirklichkeiten der politischen Weltlage haben. Es herrscht nur das bestimmte Gefühl einer gewissen Gefährdung der britischen Stellung, und dieses sucht sich einen Gegenstand, gegen den es sich wenden möchte. Dieser Gegenstand ist gegenwärtig Deutschland mit seiner Absicht, sich auch eine seinen Seeinteressen entsprechende Flotte zu schaffen, wogegen ernstlich gar nichts eingewandt werden kann. Weil dem so ist, läßt auch die Anfeindung Deutschlands jeweilig nach, tritt aber beim nächsten Anlaß von neuem wieder hervor. Wollte man auf allen Seiten, die in solchen Fragen von Einfluß sind, der Bewegung ernstlich Halt gebieten, so brauchte man nur dem zugrunde liegenden Irrtum entschieden durch Aufklärung entgegenzuwirken. Vorderhand haben aber verschiedne Kreise ein Interesse daran, daß das Feuer im Glimmen erhalten wird, wenn man auch Sorge trägt, daß es nicht in hellen Flammen aufschlägt. Der Regierung ist es gar nicht unwillkommen, daß infolge davon eine gewisse Wärme für die Flottenerneuerung besteht, was ihr gegenüber den bekannten, in der langjährigen Oppositionsstellung eifrig genährten friedensfreundlichen Ideen nur erwünscht sein kann. Die Parteien wieder brauchen diese Stimmung für ihre Herrschaftszwecke. Als die Unionisten ihre Stellung in der Volksmeinung wanken sahn, erfanden sie die deutsche Flottengefahr und suchten sie gegen die friedensfreundlichen Liberalen zu verwerten, was sie auch jetzt fortsetzen. Die an die Regierung gelangten Liberalen können aber auch dieses Reizmittels bei den bekannten Neigungen eines großen Teils ihrer Anhänger nicht gut entbehren.

Die Weltlage drängt das britische Reich zur Fortsetzung seiner bisherigen Flottenpolitik, und die Imperialisten in den beiden großen Parteilagern stimmen in diesem Punkte auch vollkommen überein. Wenn sich England früher unter der unionistischen Regierung besonders wegen der geringen Sympathie des Auslands für den Krieg gegen die Buren darin gefiel, eine Europa abgewandte Politik zu führen, sich seiner splendid isolation zu erfreuen und sich gern in einen gewissen Gegensatz zur Haltung der Festlandsmächte zu stellen, was ja am auffälligsten in dem befremdenden Bündnisse mit Japan zutage trat, hat es jetzt alle Ursache, sich mit den europäischen Mächten gut zu stellen, um für alle Fälle den Rücken frei zu haben. Japan hat seinerzeit mit englischer Zustimmung China besiegt und mit moralischer und finanzieller Unterstützung Englands den Entscheidungskampf mit Rußland siegreich bestanden. Die Seeschlacht von Tsuschima hatte aber für den Großen Ozean eine ähnliche Bedeutung wie die Schlacht von Königgrätz für Mitteleuropa. Die Analogie springt noch deutlicher in die Augen durch die beiden Ereignissen folgende Überraschung der Nichtbeteiligten. Die Entscheidungskraft der Schlacht von Königgrätz hatte alle Berechnungen Napoleons des Dritten über den Haufen geworfen, der japanische

Digitized by Google

Erfolg von Tsuschima ging weit über alle Erwartungen der Engländer hinaus. Die japanische Flotte ist nicht allein nahezu unversehrt aus den Seekämpfen hervorgegangen, sondern sie hat sich auch noch um die neusten und besten russischen Schiffe verstärkt. Die Japaner haben nicht weniger als sechs russische Linienschiffe, zwei Küstenpanzer und drei gepanzerte größere Kreuzer wiederhergestellt und in Dienst genommen. Dieser Zuwachs von elf großen modernen Schiffen hat die japanische Marine auf einmal zu einer Bedeutung erhoben, die berechtigte Aufmerksamkeit in den Vereinigten Staaten und in England erregt hat. Nun hält ja trotzdem die japanische Seestreitmacht gegenüber der englischen Flotte an sich kaum einen Vergleich aus, aber das gilt nur im allgemeinen und nicht für die Verhältnisse im fernen Ostasien, wo Japan den natürlichen Sitz seiner Hilfskräfte hat, während es England große Opfer kostet, wenn es dort seine Übermacht zur Geltung bringen will. Niemand kann leugnen, daß sich in Ostasien eine große Machtverschiebung vollzogen hat.

Ganz Europa und die Vereinigten Staaten, also überhaupt die Gebiete mit europäischer Gesittung, empfinden die Wirkung davon. Schon der Burenkrieg, als ein lange Zeit hindurch unentschiedner Kampf Weißer gegen Weiße, hatte in der schwarzen und der gelben Welt großes Aufsehen erregt, die japanischen Siege haben in den Asiaten die Meinung erweckt, daß die Europäer nicht unbesiegbar sind, und in Indien haben sie geradezu im Sinne einer asiatischen Renaissance gewirkt. Der russisch-japanische Krieg, von dem gewisse Leute in Downingstreet seinerzeit gehofft hatten, er werde durch die Befreiung vom russischen Alp die britische Herrschaft in Indien sichern, hat eher das Gegenteil bewirkt. Man hat erst hinterher erkannt, daß gerade die Furcht vor den Russen den Hindus den englischen Herrn erträglich erscheinen ließ. Jetzt gilt der siegreiche Japaner den Hindus als der zukünftige Befreier von der weißen Herrschaft. Unter diesen Umständen werden sich die englischen Politiker hüten, japanische Hilfe in einem Kampfe in oder gar um Indien anzurufen, aber damit hat auch das Bündnis mit Japan, das ohnehin von den Engländern selbst in sicherm Instinkt mit wenig Sympathie aufgenommen worden war, seinen Zweck verfehlt. Für England liegen nun seit der neuen Wendung in Ostasien die Dinge so, daß in Zukunft an Stelle eines unterstützungsbedürftigen und zu Gegenleistungen bereiten Verbündeten eine über alle Erwartung emporgediehne Seemacht an dem für die englischen Machtmittel am entferntesten liegenden Winkel des Großen Ozeans getreten ist und allen mit dem Einfluß der Europäer unzufriednen Asiaten als Vormacht erscheint. Daraus ergibt sich zweierlei: erstens, daß die Interessen aller Länder mit europäischer Gesittung in Ostasien solidarisch sind, und zum zweiten, daß England dort am meisten für die Zukunft besorgt sein muß, weil es am meisten zu verlieren hat. Mit verständnisvoller Zurückhaltung spricht man in England davon freilich nicht, man erwähnt Japan bei der Flottenfrage mit keiner Silbe, und es wird das Bündnis mit ihm aufrecht erhalten, solange es

Digitized by Google

geht, aber man richtet stillschweigend Singapore zu einem großen Flottenstützpunkt her. Bei uns würde man einen großen Zeitungslärm gegen Bülow, den Kaiser und wer weiß gegen wen sonst noch erheben, weil sie Japan hätten zu groß werden lassen, in England sucht man gerade die Aufmerksamkeit davon abzulenken, hat gar nichts dagegen, daß die minder urteilsfähigen einstweilen mit der vermeintlichen Furcht vor Deutschland beschäftigt werden, dem man gar nichts tun will, und von dem man auch nichts zu befürchten hat, aber man sieht sich für die Zukunft vor.

England sieht seine Machtstellung in Ostasien durch Japan schon mehr gefährdet als durch Rußland, mit dem es darum unter geschickter Benutzung der Zeitverhältnisse ein Abkommen getroffen hat. Die Geflissentlichkeit, mit der die immer patriotisch klug handelnde englische Presse diese Auffassung in Abrede stellt oder totschweigt, spricht eher für die Richtigkeit. Zu welchem Zwecke sonst ließe denn England die Dreadnoughts und riesigen Kreuzer in fieberhafter Eile bauen, wenn nicht für die in Zukunft möglichen Entscheidungskämpfe im Großen Ozean? Gegen das verbündete Frankreich und gegen Deutschland, das immer vorgeschützt wird, braucht das britische Reich diese beschleunigte Erneuerung und Erweiterung seiner Flotte nicht, denn es ist beiden zur See überlegen und hat bei der heutigen Stimmung einen gemeinsamen Angriff von ihnen gar nicht zu fürchten. Mit den Vereinigten Staaten besteht keine Streitfrage und wird auch auf lange Zeit hinaus keine bestehn. Die englischen Flottenbauten können sich bloß gegen den bisherigen guten Freund in Ostasien richten, der unter Umständen leicht zum Feinde werden kann und so schwer zu erreichen ist. Nur eine stark überlegne Seemacht bietet die Gewähr dafür, daß diese Wendung nicht eintritt, und das wird um so sichrer erreicht, je früher die britische Flotte aus lauter Schiffen erster Klasse besteht, bei denen in den modernen Seeschlachten die Entscheidung ruht. In dem seekundigen England begreift jedermann den Ernst der neuen Lage, denn Briten sind sie doch alle, einerlei ob sie sich Tories oder Whigs, konservativ oder liberal nennen. Auf der Herrschaft zur See bestehn sie alle, und wer sie darin beeinträchtigt, ist ihr Feind, wenn sie ihn auch aus Klugheit nicht immer offen dafür erklären. Früher stellte man sich dabei auf den „Zweimächte-Standard", nach dem die englische Flotte so stark erhalten werden müsse, daß sie zwei Mächten (Frankreich und Rußland) mindestens gewachsen sei. Jetzt ist Rußland auf längere Zeit als Flottenmacht ausgeschieden, und die französische Flotte fällt nach ihrer dermaligen Verfassung kaum ins Gewicht. Aber im Großen Ozean haben sich zwei Mächte aufgetan, die wenigstens die Teilnahme am „Kommando zur See", wie Lord Tweedmouth am 17. April 1907 die Suprematie Englands auf den Meeren nannte, beanspruchen. Japan ist durch das Bündnis vorläufig an die Hand genommen worden, aber die Union hat auch plötzlich die Anwandlung bekommen, durch die demonstrative Fahrt einer starken Flotte im Großen Ozean zu bekunden, daß sie die Rechte

Digitized by Google

ihrer Westküste geltend zu machen gedenkt. Für die Stärkung des Ansehns der Weißen in Ostasien ist diese Demonstration unstreitig günstig gewesen.

In England ist aber das Auftreten der nordamerikanischen Geschwader mit großem Unbehagen empfunden worden, denn der neue Zweimächtestandard fordert größere Opfer als der frühere. Frankreich und Rußland hatte man gewissermaßen vor der Tür mit sichrer Rückendeckung, aber der Große Ozean ist so verwünscht entlegen vom britischen Kräftezentrum. Will England seine machtgebietende Stellung zur See behaupten, so bleibt ihm nichts übrig, als große Aufwendungen für seine Flotte zu machen. Es hat seit Jahrhunderten, begünstigt durch seine insulare Lage, seine Verteidigung ausschließlich auf die Flotte gegründet, die zugleich die Grundlage seiner Seeherrschaft geworden ist, für die aber die Heimat als Hinterland bedenklich klein zu werden beginnt. Es kann nun auch fernerhin die modernsten und kriegsfähigsten Fahrzeuge bauen, aber einer ausgedehnten Vergrößerung seiner Flotte stehn vorläufig unüberwindliche Hindernisse entgegen. Durch das Werbesystem können dafür keine genügenden Mannschaften beschafft werden. Die heutige Bemannung der einzelnen englischen Kriegsschiffe steht ohnehin beispielsweise gegenüber gleichwertigen deutschen um reichlich ein Viertel zurück, die neusten größern Schiffe fordern aber eine noch stärkere Besatzung als die bisherigen. Wie man dann mit der jetzigen Mannschaftsstärke auch im Ernstfalle auskommen will, ist eine schwierige Frage. Der gesamte Mannschaftsstand ist für das laufende Jahr auf 128000, die Zahl der Reserve auf 57366 festgesetzt, die Rekrutierung durch Anwerbung hat den Anforderungen entsprochen. Es muß aber dabei dem Nichtengländer auffallen, daß England für seine Hochseeflotte, die einen Verdrang von 1587850 Tonnen hat, nur 128000 Mannschaften aktiv hat, während der Mannschaftsstand Deutschlands für 474835 Tonnen über 45000, der Frankreichs für 514497 Tonnen 41300 und der Japans für 343900 Tonnen 36367 beträgt. Im Ernstfalle würde sich das Verhältnis für England noch ungünstiger stellen, da in den zum Vergleiche herangezognen Staaten vermöge der allgemeinen Wehrpflicht die Reserven, wenn man auch bloß bis zum dreißigsten Lebensjahr rechnet, die englische Reservemannschaft an Zahl übertreffen. Außerdem können namentlich Deutschland und Japan bei jeder künftigen Erweiterung oder Vermehrung der Flotte die nötige Mannschaft durch Rekrutierung beschaffen, während England auf die immer schwieriger werdende Anwerbung angewiesen ist.

Wenn vor wenigen Jahrzehnten noch die Jingoes mit Stolz sangen: We hav' got the ship, we hav' got the men, we hav' got the money too! so dürfte das für die nächste Zukunft nicht mehr ganz richtig sein. Schiffe und Geld werden wohl immer zu beschaffen sein, aber die Mannschaften werden und müssen fehlen, solange sich England nicht zu entschließen vermag, das in andern Staaten übliche Verfahren der Rekrutierung einzuführen. Der Mißstand ist übrigens nicht von neuster Zeit, schon seit mehr als zwanzig

Digitized by Google

Jahren kennt man ihn im In- und Auslande. Unter den heutigen Verhältnissen hat darum Großbritannien nur noch die Möglichkeit, durch den beschleunigten Bau großer modernster Schiffe zur See einstweilen an der Spitze zu bleiben. Auf die Dauer wird das aber auch nicht mehr möglich sein, weil andre Seemächte ungehindert durch Mannschaftsmangel mit dem Ausbau ihrer Flotten fortfahren werden. Es wird jedoch unter diesen Umständen verständlich, daß England jetzt, nachdem es seine Flotte auf die unter den gegebnen Verhältnissen höchste Leistungsfähigkeit gebracht hat, in verschiednen Formen und Wendungen für eine Abrüstung zur See arbeitet, wodurch die britische Überlegenheit zur See freilich für alle Zeiten gewährleistet bliebe. Es sei hier übrigens nochmals betont, daß die gegenwärtigen britischen Sorgen um das „Kommando zur See" nicht aus der europäischen Lage entspringen, da sich die Bestrebungen Deutschlands, eine seinen Seeinteressen entsprechende Flotte zu schaffen, durch das Ausscheiden der russischen Flotte und den Verzicht Frankreichs, nächst England am stärksten zur See zu sein, mehr als ausgeglichen werden. An der heutigen Lage trägt England durch sein Bündnis mit Japan selbst die Schuld.

Die Verschiebung der Weltmachtverhältnisse beraubt aber auch die britischen Inseln im Falle eines großen Krieges jener vollständigen Sicherheit vor feindlichen Angriffen, deren sie sich bisher zu erfreuen hatten. Wenn, wie im Burenkriege, der größte Teil der englischen Flotte auswärts und mit der Sicherung der Truppenbeförderung nach Indien usw. beschäftigt wäre, könnte wohl eine europäische Macht den erfolgreichen Versuch machen, eine Landung in England zu unternehmen. Daß das nicht unmöglich ist, hat Wilhelm der Dritte von Oranien schon 1688 bewiesen. Napoleon der Erste ist zweimal bloß durch anderweitige Verwicklungen davon abgehalten worden, den Versuch zu wiederholen, und solange Frankreich und England Erbfeinde waren, ist der Gedanke einer französischen Landung an der britischen Küste in beiden Ländern niemals aus dem Auge gelassen worden. Ende der neunziger Jahre lagen sogar zwei ausgearbeitete französische Pläne dafür vor, von denen einer von dem ehemaligen Kriegsminister Mercier stammte. Unter den heutigen Verhältnissen könnte nur Deutschland für ein solches Unternehmen in Frage kommen, und wie wir wissen, spukt der Gedanke daran in vielen britischen Köpfen und scheint den eigentlichen Anlaß zu bieten, das Deutsche Reich als „den Feind" hinzustellen. Es ist freilich schwer einzusehen, welche Gründe jemals die deutsche Politik veranlassen sollten, gegen England einen solchen Schlag zu führen; schon mit Rücksicht auf die europäischen Weltinteressen würde er selbst dann unterbleiben, wenn Deutschland „ein Faschoda" zu rächen hätte. Vom Kaiser Wilhelm stammt die ernste Mahnung an die Staaten Europas, in Ostasien zusammenzuhalten, lange bevor noch England das verhängnisvolle Bündnis mit Japan abschloß. Heute tritt dieselbe Mahnung aus Veranlassung der umgestalteten Weltlage abermals an die europäischen

Digitized by Google

Mächte heran. Die Erfahrungen nach der Niederlage Rußlands sprechen deutlich genug. Einer, dem die neue Lage vollkommen klar ist, scheint König Eduard zu sein. Er hat sich redlich bemüht, sein Land aus der Vereinzelungspolitik loszulösen und ihm Freunde in Europa zu erwerben. Man braucht sich in Deutschland dabei nicht dadurch beirren zu lassen, daß seine ersten Schritte dafür den Anschein erwecken konnten, als sollte Deutschland eingekreist werden. Einem geeinten Europa gegenüber, dem sich im wohlverstandnen eignen Interesse auch die Vereinigten Staaten anschließen dürften, würden sich gewisse noch in der Entwicklung begriffne asiatische Strömungen große Zurückhaltung auferlegen müssen.

Die würde aber auch dem britischen Selbstgefühl nötig sein, das andre Flotten neben sich dulden müßte. Das wird sich aber in keinem Falle vermeiden lassen, da England zur rechten Zeit versäumt hat, zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehn, und es wird ihm nicht zum Vorteil gereichen, wenn es fortfährt, auch die Landesverteidigung kaufmännisch zu betreiben. Man braucht den Engländern keinen großen Vorwurf deswegen zu machen, denn gerade die Deutschen wissen aus ihrer Geschichte, daß die Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht den Einigungsbestrebungen unter der Vormacht Preußens größere Hindernisse bereitet hat als die partikularistischen Strömungen. Bisher haben nur schwere Niederlagen die allgemeine Wehrpflicht gebracht; das gilt für Preußen von 1806, für das übrige Deutschland und Österreich von 1866, für Frankreich von 1870. Es wäre im europäischen Interesse zu wünschen, daß England ohne so trübe Erfahrungen, die ihm seine insulare Lage erspart haben, zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schritte, wie ihm seine bewährtesten militärischen Führer längst raten. Es käme damit auf einmal aus allen seinen Verteidigungsnöten heraus. Nicht nur für alle nötigen Erweiterungen der Flotte würden die vorzüglichsten Mannschaften in Fülle vorhanden sein, sondern man könnte auch alle leistungsfähigen Reserveschiffe ausreichend bemannen, außerdem würden noch so zahlreiche Mannschaften für eine Landarmee übrig bleiben, daß sie schon nach wenigen Jahren ausreichen würde, auch dem kühnsten Gegner jeden Landungsversuch zu verleiden. Der Eindruck davon würde sicher auch auf das entfernte Indien beruhigend wirken, und die ganze Einrichtung würde schwerlich teurer kommen als das jetzige ungenügende Werbesystem. Deutschland liegt nicht auf einer Insel, es hat Hunderte von Meilen ungeschützter Grenzen, hinter denen Völker wohnen, die alle schon zuzeiten seine Feinde waren. Es hat auch seine Bangemacher, aber die haben letzthin mit ihren Einkreisungsideen nur in den Kreisen jener Politikaster Eindruck gemacht, die überhaupt alles besser wissen als jede Regierung, oder die sogar wissen, was Bismarck getan haben würde. Die eigentliche Masse der Bevölkerung ist absolut ruhig geblieben und hat nicht die geringste Furcht vor feindlichen Einfällen gehabt. Denn sie wissen alle: dagegen gibts ein Zauberwort, das der Kaiser spricht: Heute ist der erste Mobilisierungstag! Daraufhin

Digitized by Google

stehn in wenigen Tagen und Wochen zwei Millionen kriegsgeübte Männer, Linie, Reserve und Landwehr, wohlgeordnet im Armeekorps mit allen Offizieren und Unteroffizieren vollständig kriegsmäßig ausgerüstet bereit, des Einfalls gewärtig, und selbst der älteste Kriegsdampfer, der noch zu irgendeinem Zweck brauchbar ist, findet ausreichende Besatzung. Dieses Volk in Waffen wird niemand angreifen; das weiß man in Deutschland, und darum bleibt man ruhig. Dieselbe „kanonische Ruhe" könnte sich England noch leichter verschaffen und dabei doch, dank seiner insularen Lage, die Hauptkraft zum Schutz seiner Seeinteressen auf die Flotte verwenden, deren heutiges Übergewicht damit dauernd gesichert würde. -v-

Das Emporkommen Bonapartes

Von Gottlob Egelhaaf

Wir haben im Jahrgang 1903 der Grenzboten Band II den ersten Band des Werkes des Grafen Albert Vandal l'Avènement de Bonaparte besprochen, der die Geschichte des Staatsstreichs vom 18. Brumaire enthielt; es sei uns heute gestattet, über den 1907 erschienenen zweiten Band kurz zu berichten.

Im allgemeinen gilt von ihm dasselbe, was vom ersten Bande gesagt werden konnte: er ist ein Meisterwerk der Geschichtschreibung nach Form und Inhalt, klar, fesselnd, anschaulich, und er ist aus einem tiefen, weithin verzweigten Studium der gedruckten wie der ungedruckten Quellen erwachsen.

Als sich Bonaparte am 25. Dezember 1799 unter Vorwegnahme des noch nicht abgeschlossenen ganzen Ergebnisses der Volksabstimmung zum ersten Konsul proklamierte, zählte er dreißig Jahre und vier Monate. Seine durchfurchten Züge und sein verfallner Gesichtsausdruck gaben keine Andeutung seines Alters. Seine nicht ganz mittelgroße Gestalt bog sich ein wenig; sein Leib war von der äußersten Magerkeit. Er hatte ein langes Gesicht, eine weite Stirn unter buschigen Haaren, hohle Schläfe, außerordentliche Augen, wunderbar unter der Wölbung der Brauen gelagert, voll von Gedanken und Blitzen, einen schön gezeichneten Mund, eingefallne Wangen und ein dünnes Kinn. Wenn er bezaubern und gewinnen wollte, so erhellte ein Lächeln von einzigartiger Anmut sein strenges Gesicht. Seine bald gelbe, bald graue Gesichtsfarbe mißfiel den Leuten sehr. Sein Wort war bilderreich und ungekünstelt, überquellend an eigenartigen Einfällen und an Ausdrücken, die den Stempel des Heroischen trugen. Man sah ihn öfter stehn oder gehn als sitzen. Er hatte ein lebendiges, bewegtes Gebärdenspiel, das manchmal etwas Stoßartiges hatte; oft hob sich seine rechte Schulter durch eine unfreiwillige Bewegung, ein Zeichen seiner Erregtheit. Er sorgte für seine Person, zeigte aber in

Digitized by Google

seinem Anzug die äußerste Nachlässigkeit, legte noch den bürgerlichen Rock an und trug gewöhnlich einen olivenfarbigen, ziemlich abgenützten Frack. Um auszugehn, legte er einen grauen Überzieher an, dessen Aufschläge er fröstelnd über seiner Brust zusammenschlug. Die Frauen der alten Gesellschaft fanden ihn äußerst häßlich. Die Masse der Pariser aber interessierte sich von der ganzen Regierung nur für ihn, und bis in die Winkel der Provinzen nannte man ihn mit einer zärtlichen oder abgefeimten Vertraulichkeit den kleinen Korporal, le petit caporal. Die Menschen, die ihm nahe kamen, fühlten sich einem Phänomen von geistiger Kraft und von eisernem Willen gegenüber.

Die erste Aufgabe Bonapartes war, mit den Royalisten fertig zu werden, die dank der Schwäche des Direktoriums den 1796 von Hoche beruhigten Westen aufs neue zur Erhebung vermocht hatten und darauf rechneten, auch den Süden unter die Waffen zu bringen. Ehe er den Rücken frei hatte, konnte der erste Konsul nicht daran denken, die Engländer und die Österreicher zu Paaren zu treiben. Er war von Anfang an entschlossen, sich mit keiner Partei zusammenwerfen zu lassen; „ich werde nie die Farben einer Partei annehmen“: er wollte nur und stets ganz Frankreich im Auge haben. Insofern konnte Cambacérès sagen, er habe damals keinen Hintergedanken merken lassen und nichts sein wollen als das Oberhaupt einer meisterlich geordneten Republik, das heißt einer Republik, wie sie sich die Arbeiter und Soldaten dachten, eines Frankreichs ohne König, siegreich über die Könige, stark regiert, sich für frei haltend, weil es das Wort Freiheit im Munde führte, den Schrecken seiner Waffen und die Herrschaft seiner Gesetze überall hintragend, die alten Mächte Europas zwingend, sich vor der überlegnen Nation zu demütigen. Mit den Royalisten hat Napoleon verhandelt; aber ihre Bevollmächtigten forderten Dinge, die aus dem Westen eine Nation für sich gemacht hätten, volle Freiheit der Religion, Erlassung der rückständigen Steuern, Befreiung von jeder militärischen Aushebung. Ein „weißes Frankreich“ sollte neben dem der dreifarbigen Fahne stehn. Wenn sich Napoleon auf diese Forderungen einließ, so war ihnen das ein Zeichen, daß er wankte, daß er eine Wiedereinsetzung der vertriebnen Königsfamilie zugeben oder gleich Monk selbst durchführen werde. In diesem Sinne sagte der hartnäckigste und gescheiteste der royalistischen Führer, der Graf Frotté: „Wenn alle unsre Artikel angenommen werden, so will man uns wohl; andernfalls Kampf!“ Napoleon hat selbst mit einigen royalistischen Führern eine Unterredung gehabt; sie verlief aber ohne Ergebnis. Indem er nun den Krieg mit erneuter Kraft führte und zugleich mit scharfem Blick erkannte, daß im Westen die Führer wohl Royalisten, die Massen aber vor allem katholisch waren, und demgemäß religiöse Duldsamkeit walten ließ und den Gemeinden ihre Kirchen und Priester zurückgab, unter der Bedingung, daß sie der Verfassung Treue gelobten, gelang es ihm, die Empörer allmählich zur Unterwerfung zu bringen. Von größtem Wert war es hier, daß das Departement der Vendee, mit dessen Namen man damals wohl den ganzen für

Digitized by Google

Thron und Altar kämpfenden Westen bezeichnete, sich dem General Hedouville in Montfaucon unterwarf; die Fügsamkeit der Vendee schien die Fügsamkeit des Westens zu bedeuten. Bezeichnend aber ist, daß die Vendeer in zwei Punkten unnachgiebig blieben: sie wollten nichts von dem Versprechen der Priester in betreff der Verfassung wissen, und sie wollten ihre Waffen nicht ausliefern. Hedouville gewann sie nur dadurch, daß er zu verstehn gab, man müsse zwar im Prinzip das Versprechen verlangen, werde aber in der Praxis ein Auge zudrücken, und daß er einwilligte, die Waffen den Eigentümern der Bauernhöfe und den Pächtern zu lassen, „damit sie sich gegen die Diebe und das herumstreichende Raubgesindel verteidigen könnten". Das hieß nichts andres als der Mehrheit der Aufrührer die Waffen lassen; wenn im Frühjahr die republikanischen Heere in gefährlichem Ringen mit den Feinden waren, konnte man wieder hinter jedem Busch der Vendee die Gewehre blitzen und den unstillbaren Krieg sich erneuern sehen. Aber für den Augenblick wirkte das Beispiel der Vendeer in der Tat so ansteckend, daß sich auch andre Gegenden auf jene Bedingungen von Montfaucon hin unterwarfen; mit den Hartnäckigen wurde man um so leichter durch Gewalt fertig; so wurde Bourmont in der Nähe von Laval von Chabot geschlagen, verlor ein Pferd unter dem Leibe und sah seine zahlreiche Schar zersprengt; mehr als dreißig Wagen voll Verwundeter wurden weggeführt. Von verhängnisvollem Einfluß war die feige Haltung der verjagten Bourbonen; seit neun Jahren ließ der Graf Karl von Artois, der jüngste Bruder Ludwigs des Sechzehnten und Ludwigs des Achtzehnten, seine Ankunft im Westen ankündigen, kam aber nicht; er war le prince toujours attendu; seine Anhänger verlangten, er solle sich im Notfall einem Fischerboot anvertrauen und von England nach der Bretagne herüberkommen. Er hütete sich wohl, das zu tun; in ihm war nichts von seinem Ahnherrn Heinrich dem Vierten, dessen weißen Federbusch man überall da hatte wehen sehen, wo die Gefahr am größten war.

Welcher Abstand von da zu dem ersten Konsul, der sich immer als Kriegsheld hervortat und außerdem durchweg der Nation das eine durchschlagende Gefühl erweckte, daß sie endlich einen Führer und Regierer hatte. Gewiß, noch gab es schwarze Punkte genug, die Zerrüttung der Finanzen, den Ruin des Kredits, die Seltenheit des baren Geldes, die Unsicherheit über die Wahl der künftigen Beamten der Gemeinden und Departements, die Fortdauer des Kriegs, da England und Österreich beständig unnachgiebig blieben, die Aussicht also auf einen neuen Feldzug. Aber trotzdem — die Zeit war vorüber, wo Frankreich ein Schiff ohne Kapitän war; man fühlte sich beschützt und gelenkt, und ein Wort flog durchs Land: heute kriechen die Parteien am Boden, die Menschen gehen wieder, und die Regierung regiert! Die, die den ersten Konsul in der Nähe beobachten konnten, versicherten, daß er achtzehn Stunden am Tag arbeite, wenig esse, kaum schlafe, in einem ausgemergelten Körper einen immer freien Geist trage. Die Polizeiberichte zeigen seit dem Ende des Januar

Digitized by Google

mit wachsender Deutlichkeit, daß sich das Mißtrauen, das auf den Staatsstreich folgte, von Tag zu Tag mehr verlor, daß „der stolze Gang der Regierung, ihre unparteiische Gerechtigkeit, ihre einfachen Sitten" die Leute gewannen; man hörte im Arbeiterviertel Saint Antoine den Ruf: Es lebe Bonaparte! es lebe die Regierung! „Trotz ihres augenblicklichen Elends, sagt Vandal II, S. 107, und des Fortbestehns ihrer Not empfinden diese Menschen von gallischem Blut eine Freude, sich befehligt, angeführt und fest auf hohe Ziele hingelenkt zu sehen." Wer, der die Jahre 1886 bis 1888 erlebt hat, denkt nicht an die damalige boulange? Früher hatte man in Theorien und Systemen geschwelgt; jetzt, wo der emanzipatorische Hauch, der durch das achtzehnte Jahrhundert ging, tatsächlich zu dem Ziel geführt hatte, daß der Boden des Landes befreit und die feudalen Lasten beseitigt waren, hatte er seine Zauberkraft über die Gemüter eingebüßt; aber das Streben nach Ordnung bestand noch und war durch die grausige Unordnung der Revolutionszeit noch stärker geworden. Die zentralisierende Monarchie des ancien régime hatte es nicht dahin gebracht, volle Ordnung zu schaffen; ihre Verwaltung hatte sich auf die alte feudale, gerichtliche, provinziale und kommunale Verwaltung aufgepfropft oder sich mit ihr vermischt; daraus war eine unerhörte Verworrenheit entstanden. Bonaparte erst schuf etwas neues: eine gebieterisch und stramm auftretende, aber durchaus regelmäßige Verwaltung, die sich auf einfache, klare, konsequente Gesetze gründete. So bestimmte das Gesetz vom 28. Pluviose des Jahres VIII, daß in jedem Departement ein vom ersten Konsul ernannter Präfekt sein solle, der allein mit der Verwaltung des Departements betraut sei; in ihm gewinnt die Autorität einheitliche und individuelle Gestalt. An seiner Seite steht dann ein Conseil général du département, dessen Glieder wieder der erste Konsul aus den durch Wahl zustande gebrachten Listen der Notabeln des Departements ernennt; die Wähler haben also nur indirekten Einfluß auf die Gestaltung des Conseil, der sich alle Jahre vierzehn Tage versammelt und vor allem die Aufgabe hat, einen großen und beständigen Wunsch des französischen Volkes zu erfüllen, die Gleichheit und Regelmäßigkeit in der Verteilung der Steuern. Ein andres Beispiel dieser neugestaltenden Tätigkeit Napoleons ist der code civil, das bürgerliche Gesetzbuch, dessen wesentliche Sätze über die väterliche Autorität, das Verfügungsrecht über die Güter, die Ehescheidung, die Adoption von dem ersten Konsul selbst nach eindringendem Studium früherer Gesetzgebungen und reiflichem Nachdenken formuliert wurden, „mit so viel Verstand, sagt Cambacérès, daß ich ihm Beifall geben mußte". Das Endergebnis ist, daß „Bonaparte der furchtbarste Despot wurde, den Frankreich gekannt hat, aber ein Despot, der Ordnung schuf. Unter ihm gab es eine schreckliche Willkür der Regierung, aber wenig Willkür in der Verwaltung" (II, S. 198). „Die Franzosen ließen sich die erste leicht gefallen, weil davon nur wenige betroffen wurden, unter der Voraussetzung — die zutraf —, daß sie von der zweiten befreit wurden, die jedermann zu spüren

Digitized by Google

bekommt, die das lebendige Leben erdrückt, ungebührlich alle Taschen durchsucht und niemand in Frieden die Früchte seiner Arbeit genießen läßt." Eine besonders wichtige Maßnahme war auch die Herstellung des Friedens mit der katholischen Kirche durch das Konkordat vom Jahre 1800, wodurch die trotz aller Philosophie der obern Zehntausend katholisch gebliebnen Massen mit der neuen Staatsordnung ausgesöhnt wurden und vielleicht, so konnte man hoffen, bonapartisiert oder imperialisiert werden konnten.

Zu allen diesen Maßnahmen innerer Versöhnung und Herstellung kam nun noch der Sieg über das Ausland. Die Ereignisse des italienischen Feldzugs von 1800 sind oft erzählt worden; Graf Vandal erzählt sie wieder, aber in eigenartiger Weise. Während die bisherigen Berichterstatter den Standpunkt bei den Handelnden nehmen, versetzt uns Vandal an der Hand seiner Quellen nach Paris und läßt uns die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen, die bei den Parisern von 1800 durch die wechselnden Berichte vom Kriegsschauplatz erweckt wurden. Wir hören den Jubel mit an, den Mailands Einnahme durch Bonaparte hervorrief, und die Niedergeschlagenheit, die sofort nachher über den Verlust Genuas entstand, das der ausgehungerte Masséna übergeben mußte: selbst die Volkstümlichkeit Bonapartes geriet dadurch ins Wanken; „es wäre, schreibt ein Zeitgenosse, der kein Freund von ihm, der ihm riete, jetzt nach Paris zurückzukommen". Es folgte die blutige Schlacht bei Montebello zwischen Lannes und Ott, die nichts entschied; das Auseinanderziehen der Divisionen, durch das Bonaparte den österreichischen Oberfeldherrn Melas, dem er den Rückweg verlegt hatte, hindern wollte, sich an ihm vorbeizuschleichen und so zu entkommen. Aber Melas verzichtete darauf, nach rechts oder links auszubiegen, und entschloß sich, die Mitte des Feindes zu durchbrechen: mit überlegner Macht, mit hundert Kanonen gegen fünfzehn, faßte er Bonapartes schwächere Streitkräfte und schlug ihn bei San Giuliano und Marengo am 14. Juni: schon kehrte er, selbst von einem Streifschuß getroffen, siegessicher nach Alessandria zurück; schon nahmen seine Soldaten das Gewehr auf die Schulter und steckten an ihre Tschakos die grünen Reiser, das übliche Zeichen des Sieges: da erschien General Desaix mit 6000 Mann frischer Truppen und stellte die Schlacht her, deren Ende er, tödlich verwundet, nicht sehen sollte, die Kellermanns und Bessières schwere Reiterei dann völlig zugunsten der Franzosen entschied. Fünfzehn Fahnen, vierzig Geschütze, 6000 bis 8000 Gefangne fielen den Franzosen in die Hände, die nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen hatten. Die Wirkung in Paris war ungeheuer; die beiden Konsuln, die dort geblieben waren, ließen Viktoria schießen; die Stadt gewann ein festliches Ansehen; Leute aller Klassen, die sich persönlich gar nicht kannten, unterhielten sich auf den Straßen miteinander über den herrlichen Sieg; die Gelehrten erinnerten an Cäsars veni, vidi, vici, und einige plötzlich bekehrte Royalisten sagten, Frankreich brauche wohl einen König; aber die Krone gebühre Bonaparte. Dieses Wort traf den Kern der Situation; nach dem

Digitized by Google

innern Wiederaufbau kam der äußere Sieg: er ebnete dem ersten Konsul den Weg zum Kaiserreich, das in seiner autoritären und militärischen Zuspitzung vielleicht die einzige Verfassung war, die das von innern Feinden nach wie vor bedrohte, von Europa gleich einer großen Festung umlagerte Frankreich damals brauchen konnte.

Das Lehrerbesoldungsgesetz in Preußen

Von Dr. E. Gregorovius, Regierungsschulrat in Potsdam

Die in diesem Winter im preußischen Abgeordnetenhause bevorstehende Revision des Besoldungsgesetzes der preußischen Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen lenkt nicht nur die Aufmerksamkeit der an diesem Gesetze unmittelbar beteiligten Lehrpersonen auf sich, sondern auch die vieler Kreise der gebildeten Welt,*) die durch die Äußerungen der Presse und der Lehrervereine wegen einer weitern gesunden Entwicklung des preußischen Volksschullehrerstandes vielfach in Unruhe versetzt worden sind.

Auf allen Seiten tritt das Bedürfnis hervor, die Forderungen der Volksschullehrer und -lehrerinnen nach einem höhern Diensteinkommen und damit nach einer bessern Gestaltung ihrer äußern Lebensverhältnisse zu prüfen, sie gegebnenfalls zu erfüllen und damit den in dieser Sache nicht nachlassenden Klagen der Lehrerwelt ein Ende zu machen.

Wer den Ausführungen der Presse, insbesondre der pädagogischen Presse, und denen der Lehrervereine in dieser Angelegenheit kritiklos folgt, wird schwerlich ein objektives Bild von dem, was notwendig zu geschehen hat, gewinnen, wohl aber der, der sich aus den Lebenserfahrungen der einzelnen Lehrer und ihrer Familien selbst und aus der Kenntnis des gesamten Volksschullehrerlebens heraus ein Urteil bildet. Da sind es nun folgende Forderungen, die man als den objektiven Niederschlag aller Wünsche der Volksschullehrer an-

*) Anmerkung der Redaktion: Wir bringen diesen Artikel sehr gern. An keinem Stande haben die Regierungen und die Volksvertretungen soviel wieder gut zu machen wie an dem Lehrerstande. Für die Hebung der deutschen Kultur und der Konkurrenzfähigkeit unsers Volkes haben wir den Lehrerstand jahrzehntelang ausgenutzt bis zum Zusammenbrechen; das wollen wir, welcher Partei wir auch angehören, ruhig eingestehn. Trotzdem hat er dafür wenig Dank und Anerkennung erfahren. Diese Schuld muß endlich abgetragen werden. Seitdem das deutsche Volk zu Wohlstand und Reichtum gekommen ist, haben wir die moralische Pflicht, dem Lehrerstande solche Lebensbedingungen zu sichern, daß er seine für die Volkswohlfahrt so wichtige Aufgabe sorgenfrei erfüllen kann. Deshalb halten wir nicht nur aus moralischen Gründen sondern auch aus politischen die Forderungen unsers Mitarbeiters für das Mindeste, was, sobald wie möglich, dem Lehrerstande in allen deutschen Staaten erfüllt werden muß.

Digitized by Google

sehen kann, Forderungen, die in den weitesten Kreisen der Lehrerwelt als unerläßlich angesehen werden:

1. Die Volksschullehrer und -lehrerinnen in Preußen sollen in den Städten und auf dem Lande alle das gleiche pensionsfähige Diensteinkommen beziehen, das sich aus einem überall gleichen Grundgehalt und aus einer Anzahl überall gleicher Alterszulagen zusammensetzt. Zu diesem pensionsfähigen Diensteinkommen soll überall eine Dienstwohnung oder eine den örtlichen Verhältnissen entsprechende nicht pensionsfähige Mietentschädigung treten, die natürlich nicht überall die gleiche sein kann. Eng verbunden mit dieser Forderung steht die, daß alle Volksschullehrer und -lehrerinnen in den Städten und auf dem Lande die gleiche ihrem Dienstalter entsprechende Pension erhalten.

2. Die Volksschullehrer und -lehrerinnen sollen nach Vollendung des fünfundzwanzigsten, spätestens des dreißigsten Dienstjahres in das Maximum ihres Diensteinkommens gelangen.

3. Das Diensteinkommen der Volksschullehrer und -lehrerinnen soll zu jeder Zeit ihres amtlichen Lebens derart bemessen sein, daß es ihnen und ihren Familien eine bescheidne Lebensführung sichert.

1. Die erste Forderung: gleiches Diensteinkommen für alle, macht zunächst eine Prüfung der Frage notwendig, ob das Leben der Lehrer in den Städten, insbesondre in den größern Städten, nicht teurer ist als das der Lehrer auf dem Lande, und ob die ersten deshalb nicht ein höheres Diensteinkommen beziehen müßten als die letzten. Der Lehrer auf dem Lande lebt billiger oder kann doch in den meisten Fällen billiger leben als der Lehrer in der Stadt. Zwar muß zugegeben werden, daß der Landlehrer die notwendigen Lebensmittel, wie Brot, Milch, Butter, Eier usw. — wenn er sie überhaupt erhält —, mit geringen Ausnahmen ebenso teuer bezahlen muß wie der Stadtlehrer; auch das muß zugegeben werden, daß gewisse Ausgaben für ihn größer sind als für den städtischen Lehrer — man denke nur an die hohen ärztlichen Liquidationen in Krankheitsfällen und vor allem an die kostspielige Erziehung der Kinder, die in den Städten erfolgen muß —, gleichwohl: im Gesamtergebnis stellt sich das Leben des Landschullehrers doch billiger als das des Stadtschullehrers, da alle Lebensbeziehungen auf dem Lande einfacher und billiger sind als in der Stadt. Auch das ist zu berücksichtigen, daß der Lehrer auf dem Lande einen Teil seiner Lebensmittel mit verhältnismäßig geringen Unkosten selbst produzieren kann und in sehr vielen Fällen auch tatsächlich selbst produziert.

Ist dies richtig, kostet also den Lehrer in der Stadt seine Lebensführung mehr als den Lehrer auf dem Lande, dann erscheint es billig, ihm auch ein höheres Diensteinkommen zu gewähren als seinem ländlichen Kollegen. Dies kann, ohne das Prinzip der Gleichstellung aller Lehrer in ihren pensionsfähigen Dienstbezügen zu verletzen, am einfachsten durch Gewährung nicht

Digitized by Google

pensionsfähiger Teuerungszulagen geschehen, die die Städte ihren Lehrern unwiderruflich zubilligen können. Diese Teuerungszulagen werden natürlich nach der Größe der Städte verschieden sein müssen; sie werden aber bei Ansetzung der Pensionsbezüge, als nicht pensionsfähige Zulagen, außer Ansatz bleiben müssen. Dies letzte deshalb, weil an der Gleichstellung aller Lehrer in ihren Pensionen festzuhalten ist. Und weiter werden diese Teuerungszulagen in ihrem Maximum gesetzlich zu limitieren sein, um dem „Sichüberbieten" der Städte in diesen Zulagen, der allseitig beklagten „Schraube ohne Ende" eine Grenze zu setzen.

Mit dem Grundsatz der Gleichstellung aller Volksschullehrer und -lehrerinnen in ihrem pensionsfähigen Diensteinkommen eng verbunden ist die Forderung: Allen die gleiche Pension je nach ihrem Dienstalter!

Zurzeit steht die Sache so, daß der Stadtlehrer eine bei weitem höhere Pension im Ruhestande bezieht als der Landlehrer, weil sein pensionsfähiges Diensteinkommen bei weitem höher ist als das des Landlehrers. Das ist eine Ungerechtigkeit, die mit Recht bitter von den Landschullehrern empfunden wird. Haben beide, der Lehrer in der Stadt wie der Lehrer auf dem Lande, nicht die gleichen Pflichten zu erfüllen? Tragen sie nicht die gleiche Verantwortung, die gleichen Mühen und Lasten ihres Berufs? Man denke sich zwei fünfundsechzig Jahre alte Volksschullehrer, die ihren Ruhestand in einer Landstadt, vielleicht in demselben Hause, verleben. Der eine hat fünfundvierzig Jahre lang die Dorfjugend, der andre fünfundvierzig Jahre lang die Stadtjugend erzogen; beide sind alt und grau und müde geworden in der Erfüllung gleicher Staatspflichten. Nun hat nach dem gegenwärtigen Lehrerpensionsgesetz der ehemalige Stadtschullehrer eine bedeutend höhere Pension als sein Kollege, der ehemalige Landschullehrer. Der Unterschied in den Pensionsbezügen beider kann bis 1200 Mark jährlich betragen. Welche Härte, welche Ungerechtigkeit für den Landschullehrer! Nein, alle Volksschullehrer, ob städtische oder ländliche, sollen dieselbe Pension erhalten, bei deren Berechnung das aus Grundgehalt und Alterszulagen bestehende Diensteinkommen zugrunde zu legen ist. Der Wert der Dienstwohnung oder die Mietentschädigung, die zurzeit mit bei der Festsetzung der Pension berücksichtigt werden, muß in Zukunft außer Betracht bleiben, da sonst die nun einmal zu vermeidende Verschiedenheit in den Pensionssätzen entstehn würde. Um nun aber die so verkürzte Pension auf ihre frühere Höhe zu bringen, erhalten alle Volksschullehrer und -lehrerinnen bei ihrer Pensionierung einen gesetzlich zu fixierenden nach Prozenten ihrer Pension zu berechnenden Pensionszuschuß, etwa so, daß nach zehnjähriger Dienstzeit ein Pensionszuschuß von 5 Prozent der Pension gewährt wird, und daß dieser alsdann von Jahr zu Jahr um 1 Prozent steigt bis zu einem Maximum von 25 Prozent.

2. Die Volksschullehrer und -lehrerinnen sollen nach Vollendung des fünfundzwanzigsten, spätestens des dreißigsten Dienstjahres in das Maximum

Digitized by Google

ihres Diensteinkommens gelangen. Gegenwärtig bezieht der Lehrer neben einem nach den örtlichen Verhältnissen verschiednen Grundgehalt Alterszulagen, die ebenfalls verschieden sind. Diese letzten werden derart gewährt, daß der Bezug nach siebenjähriger Dienstzeit beginnt, und daß neun gleich hohe Zulagen in Zwischenräumen von je drei Jahren gewährt werden. Der Lehrer gelangt also in der Regel erst mit dem vierundfünfzigsten oder dem fünfundfünfzigsten Lebensjahre in den Genuß seines höchsten Gehalts. Er kann sich nun zwar des Maximums seines Einkommens freuen, wird es wohl aber meist zur Abzahlung der Schulden benutzen müssen, die er in den vorangegangnen für ihn wirtschaftlich schweren Jahren hat machen müssen; denn der Volksschullehrer kommt im Durchschnitt viel früher als andre Beamte in die Lebensperiode hinein, die die meisten Ausgaben im Hausstande durch die Erziehung der Kinder, durch die Ausstattung der Töchter usw. fordert, deswegen, weil er früh, oft sehr früh heiratet. Ob das frühe Heiraten der Volksschullehrer ein Übel ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben, eine Tatsache ist es jedenfalls, und sie hat zur Folge, daß der Volksschullehrer in der Regel mit dem vierzigsten Lebensjahre in die teure Lebensperiode, in der die Kinder am meisten kosten, eintritt und in ihr etwa bis zum fünfundfünfzigsten Lebensjahre verbleibt. Darum ist es billig, ihn in das Maximum seines Diensteinkommens zu bringen, wenn diese Periode beginnt oder doch bald nachdem sie begonnen hat. Das ist zu erreichen, wenn die Zahlung der Alterszulagen früher als bisher beginnt, und wenn sie schneller als bisher aufeinanderfolgen.

3. Das Diensteinkommen der Volksschullehrer und -lehrerinnen soll zu jeder Zeit ihres amtlichen Lebens derart bemessen sein, daß es ihnen und ihren Familien eine bescheidne Lebensführung sichert. Zu dieser Forderung ließen sich Vorschläge ohne Ende machen. Nach der übereinstimmenden Ansicht älterer und erfahrner Lehrer, die das Erreichbare nicht mit dem Unerreichbaren vertauschen, würde genügen ein Grundgehalt von 1200 Mark. Hierzu müßten gewährt werden zehn Alterszulagen in zwei Gruppen (Ordnungen) von je fünf Jahren. Die Alterszulagen der ersten Ordnung müßten mit je 150 Mark in je drei Jahren, die der zweiten Ordnung mit je 200 Mark in je zwei Jahren erfolgen. Außerdem wäre, wie dies auch bisher geschehen ist, eine Dienstwohnung in natura zu gewähren oder eine Mietentschädigung, die nach festen Prozentsätzen des aus dem Grundgehalte und den Alterszulagen bestehenden Einkommens festzusetzen wäre. Dazu würden Teuerungszulagen treten, die die Städte und die Landgemeinden ihren Lehrern gewähren können.

Die in vorstehenden Ausführungen aufgestellten Forderungen gelten auch für die Volksschullehrerinnen mit der Einschränkung, daß alle ihre Dienstbezüge geringer sein müssen als die der Volksschullehrer. Es ist bekannt, daß die Lehrerinnen in Preußen, wenn sie heiraten, ihr Amt aufgeben müssen;

Digitized by Google

sie haben also, solange sie im Amte sind, viel geringere Ausgaben als der Lehrer, der Frau und Kinder zu ernähren hat. Vor allem aber ist auch für die Volksschullehrerin zu fordern, daß sie früher, als dies bisher geschieht, in das Maximum ihres Diensteinkommens gelangt; denn auch für sie, die Lehrerin, beginnt, wie für den Lehrer, mit den vierziger Lebensjahren die teure Lebensperiode. Früher als die männliche Lehrkraft verbraucht sich die weibliche, weil die schweren Forderungen des Unterrichts ihre Lebenskräfte, ihre Frische, ihre Elastizität früher erschöpfen. In dieser Zeit, etwa mit der Mitte der vierziger oder spätestens mit dem Anfange der fünfziger Jahre wird sie müde, oft kränklich und früh alternd. Dann muß ihr Diensteinkommen derart bemessen sein, daß sie durch Badereisen ihre Kräfte erfrischen, durch Annahme einer Haushälterin ihr äußeres Leben bequemer einrichten kann.

Einer besondern Prüfung verdient die Frage, ob nicht dem Einzellehrer auf dem Lande mit Rücksicht auf die größere Anstrengung, die der Unterricht in der einklassigen Schule fordert und auch, um ihn in seiner schwierigen Stellung möglichst lange festzuhalten, eine besondre Funktionszulage zu gewähren sei. Allgemein dürften 150 bis 200 Mark hierfür genügen.

Der folgende Entwurf stellt einen Versuch dar, die Besoldung der Volksschullehrer und -lehrerinnen in Preußen nach den vorstehenden Forderungen zu ordnen.

I

Alle Volksschullehrer und -lehrerinnen in den Städten und auf dem Lande in Preußen erhalten ein gleiches pensionsfähiges Diensteinkommen, das sich aus einem Grundgehalt und Alterszulagen zusammensetzt, und eine Dienstwohnung in natura oder eine Mietentschädigung, deren beider Wert nicht pensionsfähig ist.

II

Die Städte und die Landgemeinden mit städtischem Charakter können ihren Volksschullehrern und -lehrerinnen Orts- oder Teuerungszulagen gewähren, die nicht widerruflich, nicht pensionsfähig und in ihrem Maximum zu limitieren sind.

Zu I (Lehrer)

a) Grundgehalt. Der Grundgehalt eines Volksschullehrers beträgt 1200 Mark, bis zur endgiltigen Anstellung aber nur 1000 Mark. Wenn der Lehrer einen Haushalt führt, erhält er schon vor seiner endgiltigen Anstellung das volle Grundgehalt.

b) Alterszulagen. Die Alterszulagen zerfallen in zwei Ordnungen. Die erste Ordnung umfaßt fünf Stufen von je drei Jahren, die zweite Ordnung fünf Stufen von je zwei Jahren. Die Alterszulagen der ersten Ordnung betragen je 150 Mark, die der zweiten Ordnung je 200 Mark. Die Zahlung der Alterszulagen beginnt bei dem Lehrer, der seiner Militärpflicht

Digitized by Google

hat genügen müssen, ein Jahr nach seiner endgiltigen Anstellung, bei dem Lehrer, der nicht Soldat gewesen ist, zwei Jahre nach seiner endgiltigen Anstellung.

Wenn man annimmt, daß der Lehrer im Durchschnitt mit fünfundzwanzig Jahren in den Genuß der ersten Alterszulage gelangt, dann ergibt sich folgende Besoldungsordnung:

Der Lehrer im Alter von

25	Jahren	erhält	1200	Mark	Grundgehalt	und	150	Mark	Alterszulage	=	1350	Mark
28	„	„	1200	„	„	„	300	„	„	=	1500	„
31	„	„	1200	„	„	„	450	„	„	=	1650	„
34	„	„	1200	„	„	„	600	„	„	=	1800	„
37	„	„	1200	„	„	„	750	„	„	=	1950	„
40	„	„	1200	„	„	„	950	„	„	=	2150	„
42	„	„	1200	„	„	„	1150	„	„	=	2350	„
44	„	„	1200	„	„	„	1350	„	„	=	2550	„
46	„	„	1200	„	„	„	1550	„	„	=	2750	„
48	„	„	1200	„	„	„	1750	„	„	=	2950	„

c) Die Mietentschädigung wird da, wo eine Dienstwohnung in natura nicht gewährt wird, nach Prozentsätzen der Alterszulagen festgesetzt und muß mindestens 100 Mark jährlich betragen. Sie beträgt auf dem Lande und in den Städten der V. Servisklasse (Bemerkung: einen bessern Maßstab als die Servisklassen gibt es zurzeit nicht) $33^1/_3$ Prozent, jedoch nicht über 500 Mark, in den Städten der IV. und III. Servisklasse 50 Prozent, jedoch nicht über 700 Mark, in den Städten der II. und I. Servisklasse 75 Prozent, jedoch nicht über 900 Mark.

Danach würden an Mietentschädigung beziehen:

							auf dem Lande oder in Städten der V. Servisklasse		in den Städten der III. und IV. Servisklasse		in den Städten der II. und I. Servisklasse	
ein	Lehrer	im	Alter	von	25	Jahren	100	Mark	100	Mark	100	Mark
„	„	„	„	„	28	„	100	„	150	„	225	„
„	„	„	„	„	31	„	150	„	225	„	280	„ (rund)
„	„	„	„	„	34	„	200	„	300	„	375	„
„	„	„	„	„	37	„	250	„	375	„	470	„ (rund)
„	„	„	„	„	40	„	320	„ (rund)	475	„	590	„ (rund)
„	„	„	„	„	42	„	380	„ (rund)	575	„	720	„ (rund)
„	„	„	„	„	44	„	450	„	675	„	830	„ (rund)
„	„	„	„	„	46	„	500	„	700	„	900	„
„	„	„	„	„	48	„	500	„	700	„	900	„

Das Gesamtdiensteinkommen eines Volksschullehrers würde also betragen mit fünfundzwanzig Jahren:

auf dem Lande und in den Städten der	V.	Servisklasse	1350 + 100 = 1450 Mark
in den Städten der	IV. und III.	„	1350 + 100 = 1450 „
„ „ „ „	II. „ I.	„	1350 + 100 = 1450 „

Digitized by Google

das eines Lehrers mit achtundvierzig Jahren würde betragen:

auf dem Lande und in den Städten der V. Servisklasse 2950 + 500 = 3450 Mark
in den Städten der IV. und III. „ 2950 + 700 = 3650 „
„ „ „ „ II. „ I. „ 2950 + 900 = 3850 „

Zu I (Lehrerinnen)

a) Grundgehalt. Das Grundgehalt einer Volksschullehrerin beträgt 1000 Mark, das sie vom Tage ihrer vollen Beschäftigung an bezieht.

b) Alterszulagen. Die Alterszulagen werden nach den Ordnungen wie bei den Lehrern geregelt. Die Alterszulagen der ersten Ordnung betragen je 100 Mark, die der zweiten Ordnung je 120 Mark. Der Bezug der Alterszulagen beginnt nach dem fünften Dienstjahre und erst nach endgiltiger Anstellung.

Wenn man annimmt, daß die Volksschullehrerin im Durchschnitt mit fünfundzwanzig Jahren in den Genuß der ersten Alterszulage gelangt, dann würde sie ein Diensteinkommen erhalten von 1000 + 100 = 1100 Mark, und eine Lehrerin mit achtundvierzig Jahren würde ein Diensteinkommen beziehen von 1000 + 1100 = 2100 Mark.

c) Mietentschädigung. Die Mietentschädigung der Volksschullehrerin wird da, wo eine Dienstwohnung in natura nicht gewährt wird, ebenfalls, wie bei den Lehrern, nach Prozentsätzen der Alterszulagen festgesetzt, und zwar beträgt sie 10, 20, 33⅓ Prozent nach dem Mietentschädigungsplane für die Lehrer, jedoch mindestens 100 Mark.

Das gesamte Diensteinkommen einer Volksschullehrerin von fünfundzwanzig Jahren würde demnach betragen:

auf dem Lande und in den Städten der V. Servisklasse 1100 + 100 = 1200 Mark
in den Städten der IV. und III. „ 1100 + 100 = 1200 „
„ „ „ „ II. „ I. „ 1100 + 100 = 1200 „

das einer Volksschullehrerin mit achtundvierzig Jahren würde betragen:

auf dem Lande und in den Städten der V. Servisklasse 2100 + 110 = 2210 Mark
in den Städten der IV. und III. „ 2100 + 220 = 2320 „
„ „ „ „ II. „ I. „ 2100 + 370 = 2470 „ (rund)

Zu II (Lehrer)

Die Orts- oder Teuerungszulagen für die Volksschullehrer, die die Städte und Landgemeinden mit städtischem Charakter zahlen können, nicht aber müssen, können betragen nach Prozenten des aus Grundgehalt und Alterszulagen bestehenden Diensteinkommens in den Landgemeinden mit städtischem Charakter und

in den Städten der V. Servisklasse bis zu 10 Prozent
„ „ „ „ IV. u. III. „ „ „ 20 „
„ „ „ „ II. „ I. „ „ „ 30 „

Digitized by Google

Danach würde ein Lehrer mit fünfundzwanzig Jahren beziehen können eine Teuerungszulage:

in den Städten der			V. Servisklasse	von	jährlich	135	Mark
„ „ „ „	IV. u. III.		„	„	„	270	„
„ „ „ „	II. „ I.		„	„	„	405	„

und ein Lehrer von achtundvierzig Jahren:

in den Städten der			V. Servisklasse	von	jährlich	295	Mark
„ „ „ „	IV. u. III.		„	„	„	590	„
„ „ „ „	II. „ I.		„	„	„	885	„

Das Gesamteinkommen eines Lehrers von fünfundzwanzig Jahren könnte sich also belaufen auf 1535 oder 1595 oder 1855 Mark, und das eines Lehrers von achtundvierzig Jahren auf 3745 oder 4240 oder 4735 Mark.

Zu II (Lehrerinnen)

Die Orts- oder Teuerungszulagen für die Lehrerinnen können wie bei den Lehrern nach Prozenten des aus Grundgehalt und Alterszulagen bestehenden Diensteinkommens gewährt werden mit 10 oder 20 oder 30 Prozent nach derselben Ordnung wie für die Lehrer. Danach würde eine Lehrerin von fünfundzwanzig Jahren beziehen können eine Teuerungszulage:

in den Städten der			V. Servisklasse	von	jährlich	110	Mark
„ „ „ „	IV. u. III.		„	„	„	220	„
„ „ „ „	II. „ I.		„	„	„	330	„

und eine Lehrerin von achtundvierzig Jahren:

in den Städten der			V. Servisklasse	von	jährlich	210	Mark
„ „ „ „	IV. u. III.		„	„	„	420	„
„ „ „ „	II. „ I.		„	„	„	640	„

Das Gesamteinkommen einer Lehrerin von fünfundzwanzig Jahren könnte also betragen 1310 oder 1420 oder 1530 Mark, und das einer Lehrerin von achtundvierzig Jahren 2431 oder 2762 oder 3133 Mark.

Zusatz

Die Einzellehrer auf dem Lande erhalten eine nicht widerrufliche, nicht pensionsfähige Zulage von 150 bis 200 Mark, die Hauptlehrer erhalten eine nicht widerrufliche pensionsfähige Funktionszulage von 200 Mark, die Rektoren eine nicht widerrufliche pensionsfähige Zulage von 600 bis 1200 Mark je nach der Größe der von ihnen geleiteten Schulen.

Die Einnahmen aus den kirchlichen Nebenämtern bleiben unberührt.

Digitized by Google

Das Weſen der Freimaurerei

Von Dr. D. Biſchoff

Ueber das Weſen freimaureriſcher Beſtrebungen iſt wohl ein Wort der Aufklärung am Platze, denn es ſind darüber großenteils recht mangelhafte und irrige Vorſtellungen im Umlauf.

Dieſes und jenes freilich weiß heute ein jeder von der Freimaurerei. Auch unſre Tagesblätter bringen ja ab und zu Bemerkungen, die auf die Freimaurer und ihre Beſtrebungen Bezug haben. So iſt zum Beiſpiel in der Preſſe nicht ſelten von Anſchuldigungen die Rede, die die katholiſche Kirche und ihre Wortführer gegen das Freimaurertum erheben. Wo gewiſſe Intereſſen der Papſtkirche Schaden leiden, da beſchuldigt man die Freimaurer als die Urheber dieſer Wirkungen. In Erlaſſen aller Art, auch in gewichtigen Bannbullen ſind bekanntlich ſeit langem die Päpſte gegen die „verderbliche Sekte“ der Freimaurer zu Felde gezogen; es gibt wohl kaum eine Gemeinſchaft, die ſo heftig und ſo andauernd vom Papſttum verdammt worden iſt und noch verdammt wird wie der Freimaurerbund. Der Zeitungsleſer erinnert ſich vielleicht auch, welchen draſtiſchen Ausdruck dieſe Feindſchaft ſeinerzeit in der ſogenannten Taxilaffäre fand, als ſich angeſehene katholiſche Kirchenfürſten von einem Schwindler düpieren ließen, der ihnen unter anderm weismachte, die Freimaurer ſtünden in einem unmittelbaren Pakt mit dem Teufel. Neuerdings wiederum haben die Tagesblätter berichtet, wie die Freimaurerlogen in Frankreich die Trennung der Kirche vom Staate und deren mannigfaltige Begleiterſcheinungen ins Werk geſetzt haben ſollen. Man lieſt, wie Präſidenten, Miniſter und andre führende Geiſter unſers Nachbarvolkes zu den Freimaurern zählen, und wie ſich in den Logen Republikaner aller Schattierungen, auch Wortführer des Sozialismus, zu gemeinſamen Beſtrebungen vereinigen. Auch aus andern romaniſchen Ländern wird gelegentlich über die Beeinfluſſung öffentlicher Angelegenheiten durch das Freimaurertum berichtet. Aus germaniſchen Ländern andrerſeits erfährt man zum Beiſpiel, wie in England, dem Heimatland des heutigen Maurertums, die Loge als eine zeremonienreiche Kluborganiſation des „honetten Bürgertums“ unter Beteiligung des Königshauſes und des hohen Adels eine Rolle ſpielt und auf dem Gebiete der Wohltätigkeit hervorragend tätig iſt. Wer ferner über die Vereinigten Staaten lieſt, der bekommt zu wiſſen, daß dort die Logenbrüder nach vielen Hunderttauſenden zählen, mit allerhand Pomp auftreten und als Unterſtützungsgemeinſchaft bedeutendes leiſten. Sodann wird wohl auch gelegentlich in der

Digitized by Google

Presse erwähnt, daß die Herrscher der drei nordischen Reiche dem Freimaurerbunde angehören, daß asiatische Fürsten und Minister in die Reihen der „Brüder" aufgenommen worden sind usw. Und dem deutschen Maurertum kommt der Leser gelegentlich auf die Spur, wenn er erfährt, daß eine Anzahl unsrer Geisteshervoen — insbesondre Herder, Lessing, Goethe, Wieland, Fichte und andre Vertreter unsers klassischen Idealismus — dem „Bruderbunde" angehörten und ebenso eine stattliche Reihe deutscher Fürsten, von Friedrich dem Großen bis auf Kaiser Friedrich.

Aus allen diesen und ähnlichen Lektüreerinnerungen machen sich heute unsre Gebildeten eine gewisse Vorstellung vom Freimaurertum, die immerhin darauf hinausläuft, daß die Freimaurerei auf manchen Gebieten, sei es im guten oder im schlechten Sinne, etwas bedeutet, daß sie bedeutsame Ziele anstrebt. Mit dieser Vorstellung aber harmonieren wieder allerhand Erfahrungen nicht, die man persönlich mit den einzelnen „Freimaurern", besonders in Deutschland, macht. Am Stammtisch und in sonstiger Gesellschaft sitzt man mit diesen „Brüdern" zusammen und fragt sich vergeblich, wie diese harmlosen Leute die schlimmsten Gegner der Papstkirche sein sollen. Wie viele „Ritter von der Gemütlichkeit" sind darunter, die froh sind, wenn man sie in Frieden läßt. Auch von einer Geistesverwandtschaft mit Herder, Lessing, Goethe und andern großen Bundesbrüdern ist da manchmal nicht viel zu spüren. Aus solchen Verkehrserfahrungen schöpft man dann wohl ein Urteil über die Freimaurerei, wie es der Kladderadatsch einmal, anläßlich des Antifreimaurerkonzils von Trient, in dem Verschen ausgesprochen hat:

Für ziemlich harmlos hielten wir bisher
Die Logenbrüder und für Biederleute,
An denen wenig auszusetzen wär',
Was tat es andern, wenn ihr Herz erfreute
Unschuldige Geheimniskrämerei,
Etwas Getu mit Schurzfell und mit Kelle?!

Diese Anschauung von der Freimaurerei aber reimt sich doch am Ende nicht recht zusammen mit eben jener Tatsache, daß das Papsttum den Freimaurerbund wieder und wieder heftig befehdet, und daß dieser in manchen Staaten (so in Rußland) geradezu verboten ist; sie widerstreitet schließlich auch jener andern Erfahrung, daß sich viele erleuchtete Geister aller Nationen als Anhänger freimaurerischer Grundsätze bekannt haben. Da muß schließlich das eigentliche Wesen der Freimaurerei doch in etwas anderm bestehn als in dem bloßen „Getu mit Schurzfell und mit Kelle".

Aber worin denn? Über diesen Punkt ist sich die landläufige Vorstellung von der Freimaurerei zumeist sehr im unklaren. Und diese Unklarheit wird noch dadurch vermehrt, daß manche heutigen „Logenbrüder", wenn sie befragt werden, mit klaren Anschauungen vom Wesen der Freimaurerei ebenfalls nicht aufzuwarten vermögen. Da ergibt sich dann leicht die Meinung, die Freimaurerei habe überhaupt keinen ihren Anhängern gemeinsamen, ent-

Digitized by Google

scheidenden Grundgedanken, ihr Wesen sei etwas völlig Verschwommenes. Behauptete doch noch kürzlich eine angesehene Tageszeitung, die Freimaurer wüßten eigentlich selbst nicht, was sie wollten, ihr Dichten und Trachten ergehe sich in leeren Formen und in unklarer, grundsatzloser Gefühlsschwärmerei. Man entdeckt da keinen einheitlichen Positivismus, keinen fruchtbaren Zentralgedanken im Freimaurertum und urteilt etwa: Die Freimaurerei ist in germanischen Ländern ein harmloses Klubwesen mit allerhand theatralischem Beiwerk, gegenseitiger Unterstützung und unbedeutender Wohltätigkeit, in romanischen Ländern aber eine geheime Organisation, die den Zweck verfolgt, im Namen der „Toleranz" die Religion zu bekämpfen oder in ähnlicher Weise zum Ärger der ganzen Christenheit rein destruktiv zu wirken.

Ist die Freimaurerei wirklich so wesenlos und wertlos? Wer sich tiefer mit ihrem Geist und ihrer Geschichte befaßt, wird dieser Meinung nicht sein. Es kommt nur darauf an, das Wesentliche und Entscheidende der Freimaurerei aus der Flucht der Erscheinungen klar und deutlich herauszuheben.

Ein landläufiger Irrtum ist der, im Logentum und seinen Gebräuchen das Wesentliche des Freimaurertums zu sehen. Schon Lessing nimmt gegen diesen Irrtum Stellung, indem er feststellt: „Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei eben so alt als die bürgerliche Gesellschaft", d. h. also: viel älter als jedes Logenwesen. „Die Loge, sagt er, verhält sich zur Freimaurerei wie die Kirche zum Glauben." Sie ist nur eine Gemeinschaft und Stätte zur Pflege der Freimaurerei. Diese selbst aber kann ohne jede Logeneinrichtung bestehn und ist ohne diese ihrem Wesen nach immer vorhanden gewesen und auch heute noch in weitem Umfange vorhanden außerhalb des Logentums. Es gibt zahllose Vertreter der das Freimaurertum charakterisierenden Anschauungen und Bestrebungen, die dem Logentum völlig fernstehn. In der Logensprache redet man hier von „Maurern ohne Schurz".

Das Wesentliche, das Entscheidende der Freimaurerei ist eine bestimmte Weltanschauung und Strebensrichtung. Dieser eigenartige Freimaurergeist aber wird gekennzeichnet durch den Begriff und die Forderung: Humanität! Der Humanitätsdienst ist es denn auch, der dem Logentum die erwähnten unablässigen Angriffe gewisser kirchlicher Mächte, insbesondre die des Jesuitentums zuzieht. Diese Gegner erkennen das Wesentliche und Bedeutsame der Freimaurerei hie und da besser als manche von denen, die sich heute „Freimaurer" nennen. Wie sehr der Humanitätsgedanke den Kern des Freimaurertums ausmacht, das ist zum Beispiel in einer umfangreichen Schrift des Jesuitenpaters Pachtler „Der Götze der Humanität oder das Positive der Freimaurerei" eingehend erörtert.

Der Humanitätsgedanke nun, dieser freimaurerische Positivismus, ist tatsächlich weit länger in der Welt als die Freimaurerlogen, die sich in ihrer jetzigen Gestalt mit Sicherheit nur bis zum Jahre 1717 zurückverfolgen lassen. Er ist auch älter als jene Vorläufer der Logen — von den Vereinigungen

Digitized by Google

der Platoniker bis zu den Akademien und Sozietäten des Mittelalters —, die lange vor dem Aufkommen der heutigen Freimaurerorganisationen den Humanitätsgedanken in Pflege genommen haben.

Welches aber ist der Inhalt dieses Gedankens, dieser uralten humanitären Welt- und Lebensanschauung, die das Wesentliche aller wahren Freimaurerei ausmacht? Darüber gibt der Begriff „Humanität", wie er heute vielfach gefaßt wird, nicht ohne weiteres Auskunft. Die heutige vieldeutig schillernde — und, nebenbei bemerkt, bei vielen arg in Mißkredit geratne — Humanitätsvorstellung ist nicht gleichbedeutend mit dem freimaurerischen Humanitätsgedanken.

Der Humanitätsgedanke der Freimaurer ist ein Erziehungsgedanke. Er wird charakterisiert durch eine bestimmte Vorstellung von der Art und Weise, wie die Menschen erzogen werden sollen. Die Erziehung — so sagen die Anhänger dieses Gedankens, die Humanisten — muß bestehn in einer Entfaltung des „Menschentums". Es herrscht hier, im Gegensatz zu andern Erziehungsvorstellungen, die Anschauung, daß der Mensch nicht von Natur verderbt und sündhaft sei, vielmehr die Anlage zum Sittlichsein in sich trage. Diese natürliche Anlage soll nach Ansicht des Humanismus gepflegt werden durch Gewissensweckung, durch Übung und Ausbildung der intuitiven Fähigkeiten des Menschen, die in seinem „höhern Bedürfnis", seinem Interesse für das Gute, das Wahre, das Schöne zur Geltung kommen. Dabei wird die Auffassung vertreten, daß die sittlichen Ideen, denen das seelische Bedürfnis zustrebt, der Inhalt eines Gotteswillens, einer in der Ewigkeit und Unendlichkeit wirkenden Absicht sind, und es wird demgemäß in der Humanitätslehre die pädagogische Forderung zur Geltung gebracht, daß als Gegenstand der Gewissenserkenntnis, als Substrat des sittlichen Empfindens des Menschen eine „sittliche Weltordnung" bezeichnet werden muß, die sich als das Göttliche, das Gottesreich in der Welt durchzusetzen sucht.

Diese vom Humanitätsgedanken begehrte religiöse Erziehung nimmt zum idealen Ziel die möglichst hoch entwickelte eigne Gotteserkenntnis des einzelnen, das durch bewußte Betätigung sich mehrende eigne religiöse Empfinden und religiöse Erleben aller. Die bloße Gewöhnung der Menschen unter die Herrschaft fremder Glaubenslehre wird hier als Ideal verworfen. Man hält diese dogmatische Eingewöhnung für einen Religionszustand, der mehr und mehr überwunden werden muß und bei rechtem Menschheitsfortschritt immer mehr an praktischer Berechtigung verliert. Erziehung zur eignen religiösen Intelligenz unter Sicherung völliger Gewissensfreiheit erscheint hier als das Ziel der humanitären Bestrebungen. Der Gedanke, als ob unter der Herrschaft eines religiösen Dogmatismus das Heil der Menschheit auf die Dauer am besten geborgen sei, wird von der Weltanschauung des Humanismus abgelehnt.

Neben der Entwicklung der eignen religiösen Intelligenz aber verlangt der Humanitätsgedanke weiter die höchste Entwicklung auch des sonstigen eignen

Digitized by Google

Erkenntnisvermögens aller. Größte Verbreitung wissenschaftlichen Denkens und wissenschaftlicher Erkenntnis bei unbedingter und unbegrenzter Forschungsfreiheit wird hier als Grundprinzip der Volkserziehung anerkannt. Neben der Innenschau soll bei dem einzelnen die Außenschau in jeder Beziehung nach Kräften entwickelt werden und damit die Erkenntnis der Alltagswirklichkeit mit allen ihren Zusammenhängen von Ursache und Wirkung. „Aufklärung" lautet hier die — vielfach mißdeutete und viel geschmähte — Forderung des Humanitätsgedankens, Entfesselung und Ausbildung aller im Menschentum, in der Persönlichkeit liegenden Erkenntniskräfte.

Die Auffassung, es könne und solle ein jeder mit Gott unmittelbar, ohne Dogmengehorsam verkehren, also die Forderung der religiösen Intelligenz wird von manchen Humanisten schon dem Urchristentum zugeschrieben. Christus — als Verkünder des Humanitätsgedankens — soll nach dieser Anschauung die Schaffung von Dogmen und die Begründung einer Kirchenherrschaft abgelehnt und lediglich eine unmittelbare Gottesanbetung gewollt und gefordert haben. Jedenfalls aber ist diese Begründung der Religion und der Sittlichkeit auf das im Menschentum, in der Menschennatur jedes einzelnen schlummernde Bedürfnis und Erkenntnisvermögen in der Geistes- und Erziehungsgeschichte der Völker von alters her immer wieder aufgetaucht, unabläßig befehdet von den Verfechtern eines herrschsüchtigen Dogmatismus und einer unduldsamen „Rechtgläubigkeit". So finden wir jene humanitäre Auffassung zum Beispiel bei den Neuplatonikern sowie in den Bestrebungen der Waldenser und Albigenser, der Böhmisch-mährischen Brüder und der Täufer, der Independenten und der Quäker mit wirksam. Die Wortführer der Renaissance und die Naturphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts waren großenteils Vertreter dieses Humanitätsgedankens, ebenso die Vorkämpfer der Mystik und des Pietismus. In hervorragender Weise ist insbesondre Comenius, der letzte Bischof der Böhmischen Brüder und Mitbegründer der modernen Pädagogik, als Apostel jener Erziehungsanschauung aufgetreten, wie die der Humanitätsforschung gewidmeten Veröffentlichungen der Deutschen Comenius-Gesellschaft eingehend nachweisen. Vor allen jedoch sind in Deutschland die Vertreter unsers klassischen Idealismus — voran Lessing und Herder, Schiller und Goethe — als unermüdliche Verfechter jener dogmatischen, duldsamen, freiheitlichen Auffassung der religiös-sittlichen Menschheitserziehung zu nennen.

Bei diesen Klassikern aber tritt, ähnlich wie schon bei den Humanisten der Reformationszeit, bei Comenius und bei den Naturphilosophen, zugleich die Forderung der „Aufklärung", der Entfesselung und allseitigen Ausbildung des menschlichen Gesamtintellekts als wichtiger Bestandteil des Humanitätsgedankens deutlich hervor. Und als weitere Humanitätsidee — neben der Hochschätzung des eignen religiösen Erlebens und der unbeschränkten Intelligenzentwicklung — gesellt sich bei vielen neuern Humanisten hinzu die Wertschätzung auch der äußern Freiheit des Individuums. Es kommt hier jene liberale Auffassung

Digitized by Google

zur Geltung, daß bei der Erziehung der Volksgenossen äußerer Zwang der staatlichen und sonstigen Herrschaftsorganisationen durch rechte Persönlichkeitskultur möglichst entbehrlich gemacht werden muß, da bei derartiger Bevormundung der Fortschritt der individuellen Sittlichkeit und Wohlfahrt behindert werde. Unter dem Einfluß einer wahrheits- und fortschrittsfreundlichen Gemeinschaftsmoral soll — das ist das Ideal des Humanitätsgedankens — der einzelne nach Möglichkeit frei sich entschließen, um sich kraft seines Menschentums zu einem möglichst wertvollen und wahrhaft lebensfreudigen Gliede der menschlichen Gesellschaft auszubilden.

Die „Selbstveredlung", die Ausbildung der eignen Persönlichkeit und des eignen Werts, wie sie bei rechter „Selbsterkenntnis" und rechter „Aufklärung" das Gewissen als eigensten Beruf von uns verlangt, gilt den Vertretern des Humanitätsgedankens als ein fundamentales Gebot der sittlichen Weltordnung, als das Kernstück aller Sittlichkeit. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts — in der Zeit des klassischen Idealismus — sehn manche in ihr sogar im allgemeinen die einzige Hauptsache des dem Menschen zugesprochnen Humanisierungsberufs. Seitdem aber ist neben der Forderung der Selbstveredlung eine andre Seite des Humanitätsgedankens immer mehr zur Geltung gekommen: die soziale. Als ein Humanitätsgebot von höchster Bedeutung erscheint heute die Forderung, daß ein jeder auch sein Verhalten gegen die Mitwelt, gegen die engere und weitere menschliche Gesellschaft unter der Führung seines religiösen und äußern Intellekts so einzurichten hat, wie es der wahre allgemeine Wohlfahrtsfortschritt und die Zukunft der nationalen und der allgemeinen menschlichen Lebensgemeinschaft verlangen. Dieser soziale Gedanke klingt übrigens mannigfach schon in der ältern und ältesten Humanitätsethik an; die Einsicht, daß es sittlich geboten ist, der gesunden Persönlichkeitsentwicklung eine gesunde gesellschaftliche Grundlage zu schaffen, hat sich vielfach in den dem humanitären Erziehungsgedanken huldigenden Kreisen und Gemeinschaften durchgerungen. Die Pflicht zur Arbeit am rechten Aufbau des menschlichen Gemeinlebens auch außerhalb der Selbsterziehungstätigkeit ist schließlich immer wieder als Forderung des Menschentums und als Inhalt des den Menschen obliegenden Humanisierungsberufs erkannt worden. Auch Goethe läßt ja am Ende seinen in gewissem Sinne das Menschentum verkörpernden Faust zu der Erkenntnis kommen, daß das dem „Gemeindrange" folgende Schaffen an der Erhöhung der Gemeinschaftskultur jenen eigentlichen Menschenberuf, jene wahre Humanität ausmache, zu der die Menschheit erzogen werden müsse.

Diese kurze allgemeine Orientierung über das seit alters in der Menschheitsgeschichte bei einzelnen Persönlichkeiten und bei mehr oder minder großen Gemeinschaften zutage getretne humanistische Denken und Wollen war nötig, um jenen Humanitätsgedanken in seinen Grundzügen klarzustellen, in dem der Kern und das Wesentliche des Freimaurertums zu sehen ist. Die Freimaurer

Digitized by Google

sind im Grunde Vertreter der eben geschilderten Denk- und Willensrichtung, sie bezwecken also — um es kurz zusammenzufassen — ihren letzten Zielen nach eine in der Pflege des Menschentums, des sittlichen Verlangens der Menschennatur wurzelnde freiheitliche Erziehung, die mit Hilfe unermüdlicher, unbegrenzter Aufklärung die Menschen zur wahrhaft förderlichen Behandlung ihrer eignen Persönlichkeit, aber auch aller andern ihrem Einflusse unterliegenden Bausteine der menschlichen Gesellschaft heranbildet. Die freimaurerische Ethik als Vertreterin des Humanitätsgedankens strebt dahin, den Individuen die Wege zu weisen, auf denen sie durch ihre Selbsterziehung und ihre Mitmenschenbehandlung den Wert des Volkslebens zu erhöhen, das heißt zur Entwicklung eines Lebenszustandes beizutragen haben, der dem Wachstum der innern Wohlfahrt, des gesunden Innenlebens aller am dienlichsten ist. Das humanitäre Ideal freiheitlicher Kulturveredlung, pflichtmäßiger, einsichtsvoller Mitwirkung am Aufbau einer wahrhaft wertvollen und wohltuenden Lebensgemeinschaft im Geistesleben der Gesamtheit zur Herrschaft zu bringen, die intelligente, freiwillige Sorge für ein den realen Verhältnissen und Anforderungen des Gegenwartslebens gerecht werdendes „Hilligenlei" in möglichst hohem Maße zum Leitmotiv unsrer gesamten Lebensführung zu machen, das ist das wichtigste Ziel des Freimaurertums. Das hierauf gerichtete Bestreben ist — nebenbei bemerkt — an sich nicht kirchenfeindlich; es geht nur von dem Gedanken aus, daß um der Menschheit willen pflichtgemäß darauf hingewirkt werden muß, die Dogmenherrschaft durch die Pflege des Menschentums und seiner geistigen Entwicklungsbedingungen mehr und mehr entbehrlich zu machen. Dieser Humanitätsglaube ist einst sogar unter den katholischen Klerikern so lebendig gewesen, daß zahlreiche, zum Teil hochstehende „Brüder" aus diesen Kreisen dem Freimaurertum angehörten. Eben jene ganze humanitäre Auffassung von der an das eigne religiöse Erleben appellierenden, nach Licht und Freiheit trachtenden Erziehung aller Menschen zum Idealismus der Tat, zur täglichen praktischen Arbeit am Menschheitsfortschritt, an der Gesunderhaltung und Vervollkommnung des Gemeinlebens ist es auch gewesen, die unsre Dichterfürsten und andre an einen sittlich gegründeten Kulturfortschritt glaubende Denker zum Maurertum hingezogen hat. Nicht das Logenwesen, sondern der freimaurerische Erziehungsgedanke hat diese Anziehungskraft bewährt.

Die Loge ist an sich dazu bestimmt, für die Pflege, Verbreitung und Verwirklichung des geschilderten Humanitätsgedankens zu sorgen. Dabei liegt es ihr ob, durch Anregung zur Innenschau, zur „Selbsterkenntnis" und durch sorgfältige Aufklärung über die zur zeit- und sachgemäßen individuellen Kulturarbeit erforderliche Lebenstechnik auch an ihren eignen Mitgliedern jene Humanitätserziehung zu vollführen, durch die sie zu tüchtigen „Arbeitern am Menschheitsbau", zu Förderern wahren Wohlfahrtsfortschritts, zur Vervollkommnung des engern und weitern Gemeinschaftslebens herangebildet werden. Bei dieser Erziehung der „Brüder" bedienen sich die Logen unter anderm von

Digitized by Google

jeher bestimmter Kultformen, bestimmter Symbole und Rituale. In diesen hat mancher fälschlich das Wesen der Freimaurerei erblickt. Mit Recht hebt demgegenüber Lessing hervor: „Diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimaurerei." Tatsächlich sind sie lediglich ein Mittel zum Zweck, ein Werkzeug der in den Logen betriebnen Humanitätserziehung. Allerdings ist der Symbolismus an sich etwas für das Freimaurertum charakteristisches. Dieses kennt als Vertreter des Humanitätsgedankens auch bei seiner eignen Erziehungsarbeit keinen Dogmatismus. Es setzt bei seinen Mitgliedern den Gottesglauben voraus, stellt aber keinerlei autoritative, dogmatische Lehren über das Göttliche und Sittliche auf, sondern bietet an Stelle von Dogmen lediglich Symbole, die zur eignen Innenschau und Außenschau anleiten, dieser Gedankenbildung aber die weitestgehende Freiheit lassen. Diese Duldsamkeit, die ihm als ein höchst wichtiges Erfordernis wahren Menschheitsfortschritts erscheint, hält unter anderm das Freimaurertum auch von allen aggressiven Gelüsten fern; die Loge streitet grundsätzlich gegen keine der politischen oder kirchlichen Überzeugungen, soweit diese nicht in intolerante, die Gewissensfreiheit vernichtende Herrschsucht ausarten. Lediglich durch die Macht der Wahrheit soll bei der Wirksamkeit des Logentums der Humanitätsgedanke zur Geltung gebracht werden, nicht durch Gebieten und Gehorchen.

Diese auf die Pflege, Verbreitung und Verwirklichung des Humanitätsgedankens gerichtete Logentätigkeit ist nun an sich gewiß ein durchaus wertvolles, der Entwicklung eines gesunden Volkslebens förderliches Unternehmen. In besonderm Maße trifft das in der Gegenwart zu. In unsrer der Hebung des Volksgeistes und der sonstigen Kulturgesundung so bedürftigen, nach dogmatischer Religion und „sozialer" Sittlichkeit immer dringender verlangenden Zeit ist jener Erziehungsgedanke, der ohne unduldsame Herrschgelüste den Fortschritt auf religiös-sittlicher Grundlage durch Pflege des Menschentums, der Aufklärung und der Freiheit anstrebt, wertvoller als je. Die Erziehung aller zur „Arbeit am Gesellschaftsbau" durch Entwicklung ihres religiösen Empfindens und ihrer sozialen Intelligenz, die natürliche Ausbildung der allen wahren Gesellschaftswert bedingenden Persönlichkeit unter Abwehr herdenmäßiger Bevormundung ist sicherlich ein höchst wichtiges, unerläßliches Erfordernis jener geistig-sittlichen Reformation, ohne die es keine wirkliche, zum individuellen Wohlbefinden führende Lösung der heutigen „sozialen Frage" gibt. Der Humanitätsgedanke findet denn auch tatsächlich in unsern Tagen der religiösen, ethischen und sozialen Reformation steigende Beachtung Dafür spricht unter anderm die Erscheinung, daß auf ein im September 1906 erlassenes Preisausschreiben, das zur Beantwortung der Frage aufforderte: „Wie kann die Gesundung unsers sozialen Lebens durch Volkserziehung im Geiste der Humanität gefördert werden?" mehr als achtzig, zum Teil sehr umfangreiche Arbeiten eingegangen sind. Und wirkt doch am Ende auch in den „modernistischen" Bestrebungen der katholischen Welt heutzutage jener Humanitäts-

Digitized by Google

gedanke mit, der Religion, Sittlichkeit und Kulturfortschritt auf Menschentum, Aufklärung und Freiheit zu gründen trachtet.

So hätten also auch die freimaurerischen Organisationen als Vertreterinnen des Humanitätsgedankens gerade in unsrer Zeit ein fruchtbares Arbeitsfeld vor sich. Die Mitarbeit an der im Zeitalter der sozialen Frage so dringend benötigten Erziehungsreformation stellt ihnen höchst wichtige Aufgaben. Leider aber werden sie diesen geistigen Aufgaben im allgemeinen noch wenig gerecht. Ihre Arbeitsweise, wie sie zumeist noch vorherrscht, reicht zu der nötigen geistigen Wirksamkeit nicht aus. Gar manches ist an ihr entbehrlich und reformbedürftig. Der Humanitätsgedanke will unter den Gegenwartsmenschen anders gepflegt sein, als es unter den Bürgern des achtzehnten Jahrhunderts der Fall war. Manches schlichte Symbol, das zur Innenschau anregt, das religiöse Empfinden ohne Dogmenzwang weckt und entwickelt und die Pflicht gegen die engere und weitere menschliche Gesellschaft dem einzelnen immer aufs neue zum Bewußtsein bringt, ist gewiß heute so angebracht wie je zuvor. Und auch das Arbeiten im geschlossenen Kreise kann noch heute der sittlichen Bildung sehr wohl förderlich sein. Aber die Art und Weise, wie man mannigfach in den Logen das Schwergewicht auf ein umfangreiches Formenwesen legt, ist sicher nicht geeignet, die tüchtige Leistung der Beteiligten im Dienste des Humanitätsgedankens zu fördern. Ebenso überwiegt bisweilen der Gefühlskult zu sehr, und die Denkarbeit kommt darüber zu kurz. Wo ihm die klarbewußte Beziehung zum Gegenwartsleben und seinen Aufgaben fehlt, mutet da manches schöne Wort als Phrase, als unfruchtbares Gerede, als langweilige Schönrederei an. Vielfach auch beschränkt sich traditionsgemäß die Logenerziehung allzusehr auf die ästhetische Seite der individuellen Kulturarbeit und auf die Erörterung der Selbsterziehungsfragen, während der andre, überaus wichtige Teil wahrer Humanität, nämlich das rechte, auf sozialem Pflichtbewußtsein und sozialer Intelligenz beruhende Verhalten gegen die verschiednen Mitmenschen, wie es heute zur Kulturgesundung nötig ist, bei den Bildungsbestrebungen vieler Logen sehr vernachlässigt wird. Und ebenso wie in der ernsten, planmäßigen Ausbildung der „Brüder" auf dem Gebiete zeitgemäßer sozialethischer Erkenntnis und Praxis läßt das heutige Logentum, wenigstens in Deutschland, auch insofern mannigfach zu wünschen übrig, als es sich nicht genügend um die Propagierung des Humanitätsgedankens außerhalb der Logenkreise bekümmert.

Es muß also gesagt werden, daß das Logentum gegenwärtig nicht überall dem Wesen der Freimaurerei gerecht wird, daß seine Arbeitsform mannigfach zur Pflege, Verbreitung und Verwirklichung des Humanitätsgedankens nicht ausreicht. Andrerseits aber will beachtet sein, daß von vielen deutschen Freimaurern dieser Mißstand als solcher lebhaft empfunden wird, und daß sich ein ernstes Reformbestreben regt, das neuerdings auch die oberste heimische Logenorganisation, den sogenannten deutschen Großlogenbund, ergriffen hat. Insbesondre bemüht sich der Verein deutscher Freimaurer, der fast 6000 Mit-

Digitized by Google

glieder, das heißt etwa ein Zehntel der deutschen Freimaurer, umfaßt, nicht ohne Erfolg, unter Überwindung der vorhandnen Unklarheit und Untätigkeit die Bestrebungen des deutschen Logentums mit dem Wesen der Freimaurerei, mit den Bedürfnissen des Humanitätsgedankens mehr und mehr in Einklang zu bringen. Glückt diese von vielen Seiten betriebne Hebung der Logenarbeit, so ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß die Freimaurerlogen als Pflegerinnen des Humanitätsgedankens, als Vertreterinnen einer undogmatischen, echtem Kulturfortschritt huldigenden, licht- und freiheitsfreundlichen Menschentumsreligion mit der Zeit ihr gut Teil beitragen zu einer den Zeitgeist hebenden, die Lebensauffassung veredelnden, die Kulturdekadenz überwindenden Volkserziehung.

Ein Wort Schwinds über das „Malen-Können"

Von Franz Schnorr von Carolsfeld

Seitdem die bildende Kunst in der modernen Welt eine öffentliche Angelegenheit geworden ist, über die man Berichte und Meinungen in jeder Tageszeitung antreffen kann, vollzieht sich in künstlerischen Dingen vor jedermanns Auge ein Parteitreiben, das vollkommne Ähnlichkeit mit den sattsam bekannten Erscheinungen des politischen Parteilebens erreicht hat. Programme und Schlagworte, die der öffentlichen Meinung ihre Richtung anweisen sollen, werden zutage gefördert; Vereinigungen zu Angriff und Abwehr, Genossenschaften zu Interessenvertretung, alsdann Sezessionen und Fraktionen entstehn; einzelne Vorkämpfer im Streite der Tagesmeinungen treten auf den Plan, die bei aller Verschiedenartigkeit in der Kampfesweise doch von einem gemeinsamen Parteiwillen beseelt und einem ebensowohl scharf erfaßten als für den Zuschauer meist leicht erkennbaren gemeinsamen Parteiziele zu dienen beflissen sind.

Der Sinn dieser Worte ist nicht, daß dergleichen Parteibestrebungen, auf Kunst und Künstler angewandt, an sich für verwerflich zu halten seien, etwa deshalb, weil sie Einseitigkeiten und Übertreibungen nicht nur begünstigen, sondern mit Notwendigkeit in sich schließen, oder deshalb, weil sie in den Kampf um Prinzipien unfehlbar die wohlbekannten Merkmale eines Kampfes um die Macht hineintragen. Bei dem ersten Punkte vergegenwärtige man sich: wie auf allen Gebieten Parteieinseitigkeiten mit Naturnotwendigkeit als Wirkung lebendiger Kräfte entstehn, deren einer Teil ein vorhandnes Gleichgewicht zu verrücken, deren andrer es zu behaupten bestrebt ist, wie die Parteieinseitigkeiten überall nur eine andre Erscheinungsform der beständig neu auf dem Boden der Wirklichkeit erwachsenden natürlichen Einseitigkeiten der den Zweckverband bildenden Einzelpersonen sind, so entwickeln sich ins-

Digitized by Google

besondre Parteieinseitigkeiten der künstlerischen Art in stetem Werden und Vergehen unausbleiblich aus dem bestehenden Zwiespalt zwischen Unerschöpflichkeit der künstlerischen Aufgaben und Ausdrucksmittel auf der einen, Bedingtheit der schaffenden künstlerischen Persönlichkeit auf der andern Seite. Was sich dem zeitgenössischen Beobachter im Bilde von künstlerischen Parteikämpfen darstellt, das beständig sich erneuernde Abweichen von der herrschend gewordnen Norm, der Widerstreit zwischen Alt und Jung, der modische Wechsel in der Bevorzugung bald dieser, bald jener unter den verschiednen künstlerischen Möglichkeiten, das sich ablösende Hervorkehren zeitweilig mehr des Geistigen, zeitweilig mehr des Sinnlichen im Wesen der Kunst, darf als unvermeidliche Begleiterscheinung eines nie rastenden Entwicklungsprozesses angesehen werden. Trotz der Unreife und Ungeklärtheit, die den Bestrebungen solcher noch im Fluß begriffner künstlerischer Parteikämpfe notwendigerweise anhaften, darf doch nicht verkannt werden, daß sie Teilerscheinungen einer Vorwärtsbewegung auf derselben nie ein Ende erreichenden Bahn sind, auf der man, wenn man rückwärts schaut, die Stationen der Kunstgeschichte erblickt, in erstarrtem Zustande, geschichtlich abgeschlossen die Reihe der Kunstschöpfungen vor sich sieht, die jedem Zeitalter, jeder Nation, jedem einzelnen Großen der Kunstgeschichte sein besondres charakteristisches Gepräge geben.

Freilich ist, wenn man eine Vorwärtsbewegung in den parteimäßig organisierten Kunstbestrebungen unsrer Zeit anerkennt, dies nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit einem Lobe. Denn die Bahn, die die Kunstgeschichte bisher durchlaufen hat und ferner durchlaufen wird, birgt Klippen und Abgründe, die vermieden werden müssen; eine Vorwärtsbewegung aber gibt es auch auf Irrwegen. Am allerwenigsten begibt sich ein Beurteiler unsrer gegenwärtigen Kunst dadurch, daß er Parteibestrebungen, schon bevor sie den Gang ihrer Entwicklung vollendet haben, soviel als möglich in das Licht historischer Betrachtung gerückt wissen will und neuen Zeiten und Menschen unweigerlich ihr volles Selbstbestimmungsrecht, jedem Zeitalter seine eigne Kunst zuzugestehn bereit ist, des Rechtes, nun aber auch zur Klärung des Urteils genau zu unterscheiden, was in den Parteibestrebungen rein künstlerischer, was fremdartiger Natur ist, inwieweit die im Kampfe angewandten Mittel, durch die dem eignen Interesse genützt, dem Gegner Abbruch getan werden soll, in einem ehrlichen Kampfe erlaubt und nicht durch Trug vergiftet oder wegen ungerechter, von blinder Leidenschaft regierter Handhabung tadelnswert sind. Vielleicht spielen persönlich-egoistische Beweggründe und jener unausrottbare hesiodische Haß des Töpfers gegen den Töpfer mit; vielleicht ist es nur ein trügerischer Schein, wenn ein neu heranwachsendes Künstlergeschlecht Unabhängigkeit von der nächst vorhergegangnen Generation zur Schau trägt; vielleicht ist es gerade durch eine weitgehende Abhängigkeit von ihr beherrscht, nur eine besondre Art von Abhängigkeit, nämlich jene, für die ein geistreicher Franzose den Namen contre-imitation erfunden hat, und die sich darin äußert,

Digitized by Google

daß von dem, was eine ältere Schule für richtig hielt, immer just das Gegenteil für richtig erklärt wird.

Sucht man in der Kunstgeschichte der Neuzeit nach dem Beispiel einer einzelnen Streitfrage, die bedeutsame Parteibildungen hervorgerufen, Kunstschulen zueinander in Gegensatz gebracht, Publikum und Kunstschriftsteller andauernd in dem Maße beschäftigt hat, daß der Gegensatz jedem gebildeten Kunstfreunde geläufig geworden ist, so stößt man vor allem auf den Kampf der Meinungen, der sich darüber entsponnen hat, welcher Grad von Wichtigkeit in der Kunst im Gegensatz zum Erfinden, Zeichnen und Komponieren dem Malen, besonders der Technik des Ölmalens, dieser verhältnismäßig noch jungen, aber so hoher Entwicklung fähigen, wenn schon bei aller Vollkommenheit nicht auf allen Gebieten der Malerei anwendbaren Kunstübung, einzuräumen sei.

Man kann passend von einer brieflichen Äußerung des alten Schadow in einem Schreiben an Karl August Böttiger vom 13. Dezember 1817 ausgehen, die seinen ältesten Sohn, Rudolf Schadow, betrifft und lautet: „Er hat überdem bei dem historischen Wettkampf mit Cornelius und Overbeck Verdruß gehabt, und diese beiden Herren, die recht geschickt, aber keine Koloristen sind, haben sich wollen eine Superiorität anmaßen.“ Man glaubt aus dieser Äußerung schon die Worte herauszuhören, die man später und bis in die jüngste Vergangenheit nicht müde wurde zu wiederholen: „Kunst kommt her von Können!“; „Der Maler muß malen können!“ Daß das Können, dem das Wort Kunst seinen Ursprung verdankt, nicht notwendigerweise nur ein technisches Können und insbesondre nicht bloß Virtuosität im Gebrauche von Pinsel und Palette bedeuten müsse, sondern mit dem gleichen Rechte als Benennung für ein jedes meisterliches schöpferisches oder reproduktives Vermögen, jede bildnerische Kraft, auch eine nicht mit Farben, insbesondre Ölfarben, arbeitende, in Anspruch genommen werden könne, bedachte man nicht. Schlagend glaubte man dem Maler, dem es noch beikam, außerhalb des Gebiets der Ölmalerei Lorbeeren pflücken zu wollen, dem Maler, der in großartigen Kartonzeichnungen und Wandgemälden einer edeln ernsten Kunst vermeinte würdig dienen zu können, seinen Irrtum vorzuhalten, wenn man ihn an den deutschen Namen der Kunst, die er auszuüben beflissen war, erinnerte, und man ahnte nicht, daß gerade die deutsche Sprache mit ihrem Worte malen, wie auch die griechische mit ihrem graphein, sprachgeschichtlich dem Recht gibt, den man durch einen Wortklang glaubte zurechtweisen zu können. Keine der beiden Sprachen, weder die griechische noch die deutsche, hat ein eignes Wort für farbiges Darstellen auf der Fläche hervorgebracht, keine durch ihre Wortbildungen anerkannt, daß der Farbe in der bildenden Kunst eine überragende Bedeutung zukomme. Wenn ein alter griechischer Zographos — so nannte der Grieche seine Maler — jetzt in das Dresdner Museum käme und hier einen Teil der Räume den „graphischen“ Künsten, einen

Digitized by Google

andern den „Gemälden" zugewiesen fände, so wäre er, wenn er das Kupferstichkabinett zu sehen ausdrücklich zu vermeiden und nur farbige Werke (auch etwa vorhandne Rhyparographien) seiner nachgebornen Berufsgenossen zu sehen wünschte, durch die Kenntnis seiner Muttersprache nicht davor bewahrt, fehl zu gehn. Denn dem Kunstvolke der Griechen genügte in seiner Sprache eines und dasselbe Wort in der Bedeutung: schreiben, zeichnen und farbig darstellen; und wenn man einen griechischen Maler griechisch in wörtlicher Übersetzung mit den Worten: „Der Maler muß malen können!" hätte ermahnen wollen, so wäre der Ermahnte in der angenehmen Lage gewesen, nicht nötig zu haben, den Sinn des Vorhalts zu verstehn. Ähnlich unsre ältern deutschen Maler. Auch das deutsche Wort malen ist von Hause aus vollkommen gleichbedeutend mit dem Worte zeichnen. Wie zeichnen von Zeichen, so stammt malen von Mal, einem Synonymum des Wortes Zeichen, das noch heute in unsrer Sprache, besonders in den Zusammensetzungen Muttermal, Merkmal, Denkmal, gangbar ist. Die Kinder in meiner sächsischen Heimat malen noch heute Bilder mit Schieferstift, Bleistift oder weißer Kreide, bevor sie übergehn zu solchen bunten malerischen Versuchen, zu denen sie einen Farbenkasten nötig haben. Eine unterschiedliche Bedeutung gegenüber zeichnen nahm bei uns das Wort malen erst allmählich, wahrscheinlich zunächst nur in der Sprache der Gebildeten und unter dem Einfluß des Übersetzens aus fremden Sprachen an. Dem aber sei, wie ihm wolle, jedenfalls wird die Lehre, daß der Farbe in den durch die Kunst der Malerei hervorzubringenden Phantasie- und Wirklichkeitsbildern eine überwiegende Bedeutung gebühre, und es in der Kunst der Malerei kein Äquivalent für vermißte Leistungen in der Farbe gebe, äußerst schwach verteidigt, wenn sich die Verteidigung auf Worte, Worte aus dem Wörterbuche irgendeiner Sprache der Welt, namentlich aber auf das Wort der deutschen Sprache stützt, das bei uns der Malkunst den Namen gegeben hat.

Ein Zwiespalt in der deutschen Kunstwelt, den schon Gottfried Schadows angeführte briefliche Äußerung erkennen läßt, trat deutlich in die Erscheinung, als darüber entschieden wurde, wer an Stelle von Cornelius nach dessen Übersiedlung nach München Direktor der Akademie in Düsseldorf werden sollte. Man wünschte an maßgebender Stelle, daß an der dortigen Kunstschule nicht „die Malerei al fresco als Hauptstudium betrieben werde", und das Amt, das man zehn Jahre früher dem französischen Altmeister Louis David angeboten hatte, erhielt nun aus ähnlicher Gesinnung heraus Gottfried Schadows zweiter Sohn Wilhelm, der zwar auch dem römisch-deutschen Künstlerkreise angehört und mit Cornelius zusammen in der Casa Bartholdy gearbeitet hatte, später aber sich diesem mehr und mehr entfremdete. Ein wirksamer Gegenpol gegen das Kunstschaffen, das in München unter der Pflege eines mächtigen gekrönten Kunstfreundes erblühte, war mit dieser Ernennung entstanden. Aber mehr als die Gegner von außen, mehr als die

Digitized by Google

Fehler und Unzulänglichkeiten, die ihr selbst anhafteten, mehr als die ungeduldige Eigenwilligkeit ihres fürstlichen Schutzherrn, der kühnlich den Ausspruch tat: „Ich, der König, bin die Kunst von München“*), schadeten der kaum ins Leben gerufnen neuen Münchner Kunst heimliche Feinde im eignen Lager. Cornelius mußte es erleben, daß er wie ein auf Verrat ertappter Günstling von seinem hohen Freunde verstoßen wurde; und wo er nun seine Wirksamkeit fortsetzte, in der preußischen Hauptstadt, blieb er ein Fremder. Als ob es schon zu lange gedauert hätte, daß sich die deutsche Kunst unter seiner kraftvollen Führung in neuerwachtem nationalem Stolz unabhängig von den Einflüssen der lebenden Kunst des Auslandes gehalten hatte, erlag Deutschlands öffentliche Meinung widerstandslos einem raschen Ansturme des Auslandes, als im Jahre 1842 die sogenannten „Belgischen Bilder“ der Maler Gallait und de Biefve, Gallaits Abdankung Karls des Fünften und Biefves Kompromiß des niederländischen Adels zur Abwehr der Inquisition, dem staunenden Publikum vorgeführt wurden. Die ausländischen Bilder entfesselten nicht ohne Mitwirkung politischer Stimmungen bei Kennern und Laien den lebhaftesten Beifall. Cornelius war nicht so einseitig, daß ihm für jede von seinem Stile abweichende fremde Kunstthätigkeit Verständnis und gerechtes Urteil gefehlt hätten; aber als nun an seinem neuen Wohnorte in einer Sitzung des Wissenschaftlichen Kunstvereins der als Gast geladne Biefve in einem französischen Vortrage gefeiert und dem Ausländer Worte zu hören gegeben wurden, die einer Herabsetzung der deutschen Kunst gleichkamen und eine der deutschen Nation selbst zugefügte Kränkung bedeuteten, gab er seiner Entrüstung unzweideutigen Ausdruck. Das änderte jedoch nichts an der Tatsache: die Kunst des Auslandes hatte auf deutschem Boden einen leichten, aber vollkommnen Sieg davongetragen, die Cornelianische Richtung eine Niederlage erlitten. Wenn früher strebsame deutsche Künstler, die ihre Fähigkeiten bis zum höchsten möglichen Maße zu steigern sich vorsetzten, nach Rom und Italien gepilgert waren, so wurde jetzt die Losung: Nach Antwerpen und Paris! Man hatte entdeckt, daß Italien mit seinen Kunstaltertümern und seiner südlichen Natur in Land und Leuten das Grab künstlerischer Eigenart des Deutschen sei, nicht aber die Meisterateliers französischer und belgischer lebender Maler. Wilhelm Kaulbach durfte in seinen berüchtigten Pinakothekfresken unter König Ludwigs Augen Cornelius und seine Mitarbeiter öffentlich beleidigen, die sittliche Grundlage der deutschen Kunst schmählich verhöhnen; Wilhelm Schadow in seinem modernen Vasari durfte verkünden, daß das München des Königs Ludwig ein Treibhaus der Kunst gewesen sei. Künstler, die tatsächlich die Kunst des Ölmalens wenig oder gar nicht betrieben hatten, weil sie daran durch umfassende künstlerische Arbeiten monumentalen Charakters verhindert waren, wurden nun zu Verächtern aller Ölmalerei, zu Nicht-Malenwollern, nächstdem zu Nicht-Malenkönnern gestempelt.

*) Ernst Förster, Cornelius, Teil 2, S. 152.

Digitized by Google

Die kurzen Worte dieser Einleitung werden genügen, um dem Leser zu vergegenwärtigen, aus welcher Zeitstimmung der nachfolgende Schwindsche Aufsatz entstanden ist. Hingelenkt wurde ich auf ihn durch eine Nachricht Julius Schnorrs, der am 8. November 1852 in sein Tagebuch schrieb*): „Sendung aus Augsburg enthaltend einen Brief von Schönchen, drei Exemplare der Allgemeinen Zeitung mit meinem Aufsatz [über Kaulbachs Darstellungen der neuern Kunstgeschichte] und einige Nummern der Postzeitung. In einer dieser letzteren Nummern ist ein Aufsatz über das Malen-Können sehr originell und geistreich vermutlich von Schwind."

Was Schnorr, der Schwind für den Verfasser dieses zuletzt genannten Aufsatzes hält, eine Vermutung nennt, ist mehr als das: eine Annahme, der man unbedenklich vollen Glauben schenken darf. Schnorr kannte Verhältnisse und Personen jener Zeit so genau, daß für ihn die Anonymität des Artikelschreibers nur wenig verhüllt sein konnte. Das erkennt auch Schönchen, der Redakteur der Zeitung, in der der Artikel abgedruckt ist, in dem Briefe an Schnorr, mit dem er diesem die Zeitung übersendet, ausdrücklich an, indem er sagt, Schnorr werde des Artikels „ursprünglichen Konzipienten wohl leicht erraten können". Man erfährt durch denselben Brief, daß Schwind im Sommer einmal einen Tag in Augsburg zubrachte, und alles, was man von seinem äußern Lebensgange, seinen wechselnden Wohnorten, seiner Redeweise, seiner künstlerischen Gesinnung, dem Geiste seiner Werke weiß, ist geeignet, seine Verfasserschaft zu bestätigen. Aber auch wenn man von der Person des immerhin nur gemutmaßten Verfassers absieht und den Aufsatz lediglich nach seinem sachlichen Inhalte würdigt, darf man ihn als lehrreiche Äußerung eines bedeutenden Künstlers bewerten. Ob und inwieweit in Schönchens Munde das Wort „ursprünglicher Konzipient" darauf schließen lasse, daß im gedruckten Texte redaktionelle Änderungen, Zusätze oder Weglassungen Platz gegriffen haben, ist eine Frage, die sich besonders in einigen Wendungen von etwas ultramontanem Charakter dem Leser aufdrängen wird, nicht aber sich wird entscheiden lassen.

Gäbe es nur viele ähnliche künstlerische Glaubensbekenntnisse! Neben den vielen „Herzensergießungen" „kunstliebender" Schriftsteller recht viele von bedeutenden schaffenden Meistern der Kunst! Wie unschätzbar sind die Äußerungen unsrer großen Dichter, die uns Blicke tun lassen in die Geheimnisse ihrer dichterischen Werkstatt, in die Entstehung ihrer Werke, in das innerste Wesen der Dichtkunst, in ihr Verhältnis zu den großen Dichtern der Vergangenheit! Wie schwankend hätte sich wohl das Urteil der Nachwelt über Shakespeare, diesen das Durchschnittsmaß der Beurteiler so weit überragenden Riesen, gestaltet, wenn es nicht ihm ebenbürtige große Dichter für alle Zeit in die rechte Bahn gelenkt hätten! Auf den Wogen der modernen Kunstentwicklung schaut man noch vergebens nach einem Leuchtturm aus, und man

*) Dresdner Geschichtsblätter 1895, Nr. 3, S. 212.

Digitized by Google

wird noch manches steuerlos dahinfahrende Fahrzeug scheitern sehen. Das Publikum aber lebt sorglos dahin, und bis in hohe Kreise der Intelligenz hinauf „überschätzt" es, wie Lessing es ausdrückt, „was ihm gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihm gefallen sollte".

Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 121, 26. Mai 1852

Ein Wort über das „Malen-Können"

*** Vor einiger Zeit*) hat in Ihrem Blatt eine Polemik stattgefunden über den seit lange und oft wiederholten Vorwurf gegen die Wiener Maler Kupelwieser und Führich, daß sie „nicht malen können", so sehr nicht können, daß ein Düsseldorfer oder ein Schüler Kaulbachs nach Wien zu berufen sei, um es ihnen zu lehren. Die Postzeitung hat die Angegriffenen gegen diesen Vorwurf bereits so weit in Schutz genommen, daß wir in betreff der beiden genannten Künstler nichts beizufügen haben. Dagegen gestatten Sie uns ein Wort über den Streitpunkt an sich, abgesehen von den Personen. Die Diskussion über jenen Vorwurf — gegen welche Personen er auch gerichtet werden mag — kann so lange nicht ins klare gebracht werden, als nicht ausgemacht ist: was denn unter den Worten „malen können" eigentlich verstanden wird. Ich sage „verstanden wird", nicht „zu verstehen ist". Erwarten Sie also keine ästhetische Definition des „Malen-Könnens". Bekanntlich sind im Gebiete der Kunst, wo es keine juridischen oder mathematischen Beweise gibt, solche Definitionen, selbst wenn sie klar gedacht sind, sehr mißlich. Wer den innern Sinn für Kunst besitzt, bedarf ihrer nicht, und wer denselben nicht besitzt, ist durch sie nicht zu überzeugen, weil er eben die falsche Forderung nach einem zwingenden Beweise mitbringt; daher denn in Kunststreitigkeiten der Plumpstdenkende um so gewisser Recht behält, als er den seinen Waffen der begeisterten Überzeugung am unzugänglichsten ist. Wir stellen uns vielmehr einfach auf den Boden der Tatsachen, indem wir fragen, was das heutige Publikum unter dem Begriff „malen können" versteht. Aus der Beantwortung dieser Frage ergibt sich die ebenso überraschende als unbestreitbare Aufklärung: daß bei dem ganzen im Schwung gehenden Modebegriff „malen können" an nichts weniger als an das Malen selbst gedacht wird, und daß die zuversichtliche Berufung auf das Malen-Können eine jener hohlen und lügenhaften Zeitphrasen ist, womit man innerhalb der Kunst die eigentliche Tendenz der Zeit bemäntelt, wie man sie in der Politik mit den Schlagworten „zeitgemäß, gesinnungstüchtig, opfermutig" bemäntelt — eine Phrase, womit das unbefangene Publikum in der Kunst gerade so terrorisiert wird, wie es in der Politik seit Jahren mit den letztgenannten Schlagworten terrorisiert worden ist.

Fragen wir nämlich: wer sind die, die „malen können", so antwortet uns ein einmütiges Jubelgeschrei: „Riedel, Lessing, Kaulbach!" Ohne uns in Vergleiche mit alten Malern einzulassen, oder auf die sonstigen Eigenschaften der drei genannten Künstler einzugehen, orientieren wir uns mit einigen Bemerkungen lediglich über ihren Ruf als Koloristen. Was zunächst Riedel betrifft, so stellen wir die einfache Frage: wie lange würde Riedels Ruf als „Malen-Könner" noch dauern, wenn er an die Stelle seiner von allen Seiten beleuchteten, von oben und unten entblößten Hetären Männer oder alte Frauen (zu geschweigen heilige oder sonst imponierende Personen) treten ließe? Die Antwort ist unleugbar: keine vierzehn Tage. Der Beweis ist an Amerling in Wien so platt hergestellt, als man es nur

*) [Beilagen zur Augsburger Postzeitung vom 15. Februar, 2., 6. und 12. März 1852. In der Nummer vom 6. März wird zur Bekräftigung der Worte: „die Farbe, das Kolorit ist es, was den Maler zum Maler macht" auf Hegels Ästhetik III, 62 hingewiesen.]

Digitized by Google

wünschen kann. So lange Amerling halbnackte Weiber hinter roten Vorhängen im Bett liegend malte, war er der erste „Malen-Könner"; seit er sich an ernste Dinge hält, ist keine Rede mehr von ihm. Noch hübscher verrät sich das Geheimnis an den Abdrücken der Riedelschen Bilder. Riedelsche Bilder werden auch galvanographiert noch als Malwunder behandelt — einfach, um sich zu entschuldigen, daß man das lüsterne Material besitzt.

Nicht anders verhält es sich, wenn auch wieder in anderer Weise, mit Lessing. Man gehe in das Zimmer des Städelschen Instituts in Frankfurt, durch das die andächtige Menge zu Lessings Huß wallfahrten muß. Es ist da unter andern Gemälden die Madonna mit den Kirchenvätern des Moretto da Brescia, ein Bild, das in Rom (in der Galerie Chiara) seiner außerordentlichen Malerei wegen als eine Perle hervorragte. Wohl butzende Male haben wir das Experiment gemacht: von hundert Huß-Wallfahrern bleibt nur einer oder zwei vor dem Bilde des Moretto stehen, und diese wenigen mehr um den hohen Preis zu beklagen als um das Bild zu bewundern. Die „Malen-Könner"-Partei gibt damit den glänzendsten Beweis ihrer Urteilsfähigkeit in Sachen der Farbe. Greifen Sie hierauf, bei Lessings Huß angelangt, das Bild mit irgend einer Bemerkung an, z. B. „das Kostnitzer Konzil habe unmöglich so aussehen können, es habe in seiner Mitte Geistliche vom edelsten Charakter gezählt; unter denen, die Huß verurteilt haben, seien Männer wie der berühmte Gerson gewesen; Lessings Auffassung widerspreche somit der Geschichte selbst, die einseitige Verherrlichung der böhmischen Bewegung auf Kosten der deutschen Geistlichkeit und der deutschen Nation sei nicht eben sehr patriotisch", so erhalten Sie auf alles das die Antwort: „aber wie ist das gemalt! Ein Maler muß malen können" usw. Stellen Sie Sich aber dann ruhig als Zuhörer unter die Menge, so wird das Entzücken über die Malerei still, dagegen hören Sie Redensarten wie die: „da sieht man den Lumpenkaiser und die . . . pfaffen" und was dergleichen mehr ist. Wie denn auch in der Tat eine radikale Deputation dem biedern Malenkönner freundschaftlichst zu danken kam, daß er der Partei so trefflich vorgearbeitet habe — zum nicht geringen Schrecken des Malers selbst, der durch Ordensverleihungen reichlich in dem Wahn bestärkt worden war, um so mehr Patriot zu sein, als er nie Italien zu sehen oder auch nur München oder Wien zu beehren für gut befunden hat.

Was endlich Kaulbach betrifft, so hat es mit Kaulbachs Malerei eine sehr einfache Bewandtnis. Nach allgemeinem Geschrei hat dieser „malende Shakespeare" (Allgemeine Zeitung) vor Cornelius vor allem voraus, daß er „malen kann". Allein Kaulbach — um alle Zweifel über die Natur dieses Entzückens mit Einemmale zu beendigen — malt gar nicht. Die Hunnenschlacht empfing der Besteller untertuscht, nachdem er sich an fünf gemalten Skizzen sattsam hatte überzeugen können, daß da nichts zu holen sei. Die Zerstörung Jerusalems wird noch immer als unfertig ausgegeben. Die welterschütternden Bilder im Museum zu Berlin, die nämlichen, kraft deren Kaulbach laut der Allgemeinen Zeitung mitleidig auf den überwundenen Standpunkt Raphaels zurücksehen kann, werden von den Herren Echter und Murr*) gemalt, und wenn ein vorlauter Reisender meint, von einem Malen-Könner verlange er doch eigenhändige Spuren zu sehen, so antwortet ihm der Berliner: „so ein Bild von Kaulbach ist ein Echter-Murr-illo". Die famosen Wandbilder an der neuen Pinakothek in München malt Nilson mit drei Gehilfen. Ja selbst die Skizzen malt der „malende Shakespeare" nicht mehr oder wenigstens nicht ganz: Andreas Müller ist der Glückliche. Dieser „Malen-Könner" malt also gar

*) Julius Muhr.

Digitized by Google

nicht und kann gleichwohl malen. Warum? Weil man ein Wort will, hinter welches man seinen wahren Geschmack verstecken kann, ein Wort, bei dem man zeitgemäß und als Kunstkenner erscheint, während man sich gleichzeitig freut, wenn man am rechten Ort Lüsternheiten begegnet, welche den Heiden zu erbärmlich waren; vor allem aber, weil man sich durch Kaulbachs Anbetung von dem imponierenden Ernst anderer Werke befreien kann.

Man wird sich sonach entschließen müssen, in Zukunft zwischen „Malern" und „Malenkönnern" zu unterscheiden. Es sind die Malenkönner einfach die Fortsetzer des pikanten Prinzips, welches sich in der Belletristik (Eugen Sue ꝛc.) überboten hat und in der Malerei vor der Polizei gesichert ist; des pikanten Prinzips, dessen Wesen darin besteht, radikal in der Anschauung und servil im Leben zu sein, oder (vom Standpunkt der Kunst aus gesprochen) durch bestechende Lackierungsfertigkeit geschützt, den frivolen Geist der Zeit zu kitzeln in seinen gereiztesten Fibern.

Wir fügen noch ein Wort über die so häufige Berufung auf die belgischen Maler und Malenkönner als Muster für die deutschen bei. In Antwerpen studierten im Jahre 1850 sechzehn junge Deutsche, um als vollbürtige Malenkönner dereinst die deutsche Kunst mit der nötigen Nationalität zu betreiben. Wappers, der Gründer der belgischen Schule, fragte den Vorstand der dortigen Anstalt, einen sehr gebildeten und tüchtigen Mann, wie er mit unsern jungen Leuten zufrieden sei. Die Antwort lautete: „wenn ich Einen kommen sehe, der da meint, bei uns malen zu lernen und im übrigen Deutscher zu bleiben, so kann ich nichts sagen als: schade drum" (moi je ne dis rien que voilà une perte). So urteilen die Belgier selbst, und die Deutschen sind die Narren, die vom Ausland das „Malenkönnen" holen wollen! —

Vielleicht ist es, um jedem Einwand zu begegnen, nicht überflüssig, schließlich noch Rahl zu erwähnen, der neben den drei Obengenannten den größten Ruf als Malenkönner besitzt und ihn, weil er der soldeste und männlichste ist, in der Tat verdient. Rahls Stellung ist nur ein neuer Beleg zu dem Inhalt des bisher Gesagten. Will er, was er gemalt hat, verkaufen, so muß er zu seinem großen Verdruß eigens eine Lautenschlägerin oder eine sich ein- oder ausschnürende Schöne malen. — Damit genug für die, die in der Sache sehen wollen; die Andern sind nicht zu belehren.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Aber nein, Mutter! Und ich hatte mir doch gestern so bestimmt vorgenommen, daß ich heute früh aufwachen wollte!

Es geschah jeden Morgen, daß Benny aus ihrem tiefsten, gesundesten Schlaf in die Höhe fuhr, durch Frau Hauk aufgeweckt, die mit dem Kaffeebrett vor ihr stand. Es war für Benny also ganz unmöglich, ihren Vorsatz auszuführen und so früh aufzustehn, daß sie mit dem Kaffee zu der Mutter kommen konnte!

Frau Hauk lächelte und setzte den Kaffee auf den Nachttisch:

Wir haben noch Ferien, Kind! Und ich möchte gern, daß du die Zeit ausnutzt, solange sie noch währt.

Digitized by Google

Mutters Güte war unendlich. In allen Dingen, in großen wie in kleinen. Benny kam sich vor wie ein Feriengast in ihrem eignen Heim, ja wie eine Nippfigur, wie ein Schmuckstück! Nirgends im Hause durfte sie helfen. Und sogar ihre eignen Sachen brachte die Mutter in Ordnung. Gerade als sie alles Ernstes an das Auspacken ihrer Koffer gehn wollte, fand sie sie leer, fand alles in der Garderobe und in ihren Schubfächern untergebracht. Irgend etwas, das an ihren Kleidern in Unordnung war, bedrückte ihr Gewissen. Und dann war da nicht ein Stück, nicht ein Strumpf, den die Mutter nicht schon nachgesehen hatte, entweder ganz früh am Morgen oder zu solchen Zeiten, wo Benny aus war.

Und sie war ja freilich sehr viel aus in dieser ersten Zeit nach der Heimkehr. Visiten und Teegesellschaften in der Stadt und rings umher in den Landhäusern. Die Mutter ging überhaupt so wenig aus wie nur möglich; das hatte sie alle die Jahre so gehalten. Und wenn Benny selbst ungern gehn wollte, so erlaubte ihr die Mutter unter keiner Bedingung, zu Hause zu bleiben. Ja, die Mutter dachte an nichts weiter, als daß sie sich amüsieren sollte.

Und so vergingen die herrlichen Sommertage. Der Vater freute sich über sie, über die Mutter, über alles. Und Svend Bugge kam und ging im Hause aus und ein, als gehöre er dazu. Er hatte an einem der ersten Tage an einer Partie teilgenommen, über den Sund hinüber, mit der ganzen Jugend des Städtchens, und stellte fest, daß die „blonde" Stadt auch zugleich die gastfreiste war, die er besucht hatte. An den sonnigen Tagen, die vierundzwanzig Stunden hatten, entfaltete sich das ganze Leben der Stadt wie im Süden; die Menschen lebten in den Straßen, in den Gärten, auf den Landwegen, auf dem Sunde, und in allen Häusern standen die Türen weit geöffnet.

Vierzehn Tage nach Bennys Heimkehr gab Oberlehrer Hauk zu Ehren seiner Tochter eine große Gesellschaft für die Jugend. Alle die frohen jungen Leute von den Landpartien und den zufälligen Zusammenkünften stellten sich zur Musterung ihres schönsten Putzes hier ein. Die Gesellschaft war sehr zahlreich. Alles, was die Stadt an Jugend besaß, war jetzt in den Ferien daheim, Studenten und Lehrerinnen, und außerdem allerlei fremde Gäste der Familien. Und Oberlehrer Hauks Haus hatte große, festliche Zimmer, außer dem Garten, der sie alle faßte. Das ganze Arrangement war geschmackvoll und reichlich: in der Küche wirtschafteten Kochfrauen, und in allen Zimmern schwänzelten Aufwärterinnen umher; da waren Blumen und Früchte und Wein. Benny war überall, sie glich in ihrem weißen Kleide mit den glitzernden Pailletten einem schillernden Strahlenbündel. Und Oberlehrer Hauk war unter allen den jungen Leuten in seinem Element.

Aber Svend Bugge ging mit einem stillen Staunen umher. Mit den meisten war er schon früher zusammen gewesen, und niemals hatte er eine fröhlichere Gesellschaft von Freunden und Freundinnen getroffen, die einander von Kindesbeinen und von der Schulbank her kannten, und deren Ton infolgedessen der ungebundenste, ausgelassenste war. Und nun gingen diese Menschen umher als Damen und Herren in einem fast feierlichen Gesellschaftston, in gedämpfter Konversation, kaum daß sich ein kleines Lachen dazwischenstahl. Frau Hauk hatte sich ganz von häuslichen Pflichten frei gemacht und mischte sich in die Gesellschaft, freundlich sorgend, daß niemand zu kurz kam. Sie vermittelte überall die Unterhaltungen, ging von einer Gruppe zur andern und war überhaupt eine musterhafte Wirtin, ja, von neuem fiel Svend Bugge dieser sonderbare Zug von Jungfräulichkeit an ihr auf, der sich heute in dem schwarzen Atlaskleid mit den weißen Spitzen fast zu einem Charme steigerte. Und doch ging dieser eisige Hauch, der so rettungslos über der ganzen Gesellschaft lag, von ihr aus. Die jungen Herren suchten krampfhaft nach einem

Digitized by Google

Unterhaltungsthema, die jungen Damen waren schüchtern, bange vor ihrem Blick auf ihre Toiletten.

Jetzt in diesem Augenblick zeigte sie ihren Stolz, ihren Blumengarten. Und es ließ sich nicht leugnen, von allen Gärten rings umher war dieses der reichste und bestgehaltene. Und doch lag nicht die Wonne der andern darüber, nicht ihr überquellender Duft — ihr Farbenjubel über den kurzen Sonnentag. Die Blumen bei Frau Hauk standen in militärischem Aufmarsch, eine jede für sich, erfüllt von ihrer eignen Vorzüglichkeit, die sie in alle Winde hineinzuduften besorgt war.

Svend Bugge fühlte sich verstimmt. Aber als sein Blick auf Benny fiel, die am Arm der Mutter hing, dort bei den Blumen, und die sie vor Glück anstrahlte, da schüttelte er die Verstimmtheit ab und stellte sich mit einem warmen Entschluß an Bennys Seite, in energischem Kampf gegen die steife, drückende Stimmung.

* * *

Als man um Mitternacht an den Aufbruch dachte, beschloß ein großer Teil der Gesellschaft, die, die am entferntesten wohnten, nach Hause zu begleiten. Benny setzte ihren Hut auf, warf ein kleines Tuch über und ging mit.

Im Chor singend schlenderten sie den Weg am Sund entlang dahin. All die unterdrückte Fröhlichkeit machte sich Luft im Gesang und in der Sonne; Adieu und Gute Nacht! wurde an den Gartenpforten gejubelt, und den schlummernden Müttern und Vätern wurden Serenaden gebracht. Bei Konsul Beerens war Gesellschaft, und der fröhliche Zug wurde zum Kaffee in den Garten geladen. Die Steige und Wege in dem lichtgrünen Birkenwalde ertönten von Gesang und Lachen. Und endlich, oben auf dem Berge über der Stadt waren nur noch die wenigen übrig, die in der Stadt selbst wohnten — und dann Benny. Sie kannte einen Richtweg über den Berghang hinab nach dem Strandwege — Gute Nacht! Gute Nacht!

Svend Bugge wollte sie begleiten.

Ach nein, danke, das ist nicht nötig!

Ich bitte so hübsch um Erlaubnis, Fräulein Benny!

Ja, aber ich will laufen!

Meinen Sie, daß ich nicht laufen kann?

Und dann rannten sie in wildem Lauf durch den dichten Wald hinunter. Plötzlich hielten sie beide inne.

Sehen Sie nur! sagte sie.

Der Wald öffnete sich, und in einem Rahmen aus den äußersten Birkenschleiern lag der Sund vor ihnen mit den Bergen in weiter Ferne.

Hier bin ich seit dem vorigen Jahre nicht gewesen, seit dem letzten Abend vor meiner Abreise.

Etwas Schöneres gibt es nicht auf der Welt!

Ich war hier oben mit Vater, an dem letzten Abend vor der Abreise.

Und nahmen Abschied, bevor Sie in die Welt hinauszogen?

Ja!

Sie sah ein wenig um sich und fand einen umgefallnen Baumstamm wieder. Sie setzte sich darauf.

Hier ist es schöner als überall in der Welt! sagte sie.

Mir ist hier etwas aufgefallen, sagte Svend Bugge, man geht hier immer mit dem Kopf im Nacken umher und sieht zum Himmel auf — oder auf das Meer und die Berge. Hier ist nichts unter einem oder dicht neben einem.

Digitized by Google

Sie nickte.

Man wird in seinem Gemüt groß und still davon.

Sie nickte wieder und sah in die Ferne. Nach einer Weile sagte sie: Dies ist Vaters Lieblingsplatz.

Ihr wunderbarer Vater!

Sie sah warm und strahlend zu ihm auf.

Ja, er ist wunderbar!

Er stand da und schwenkte den Spazierstock hin und her. Dann sagte er leichthin: Es ist nur schade, daß Ihre Mutter so unangenehm ist!

Er wurde ganz bange. Sie sprang auf und stand mit flammenden Augen vor ihm.

Pfui! o pfui! Wie abscheulich von Ihnen! Ich saß hier und hatte Sie so gern und fand, daß Sie so fein und lieb waren!

Liebes Fräulein Benny, ich meinte es ja nicht so, ich wollte Sie ja nicht verletzen, oder ...

Sie barg das Gesicht in den Händen: Sie sind nicht einmal ein gebildeter Mann. Ich will das Wort nicht aussprechen, das auf Sie paßt, wenn Sie so etwas zu mir sagen!

Darüber ist weiter nichts zu sagen, Fräulein Benny! sagte Svend Bugge ergeben, es war also geradezu pöbelhaft —

Pfui! Sie schritt an ihm vorüber, bergab.

Aber so hören Sie doch! rief er ihr nach und stellte sich vor sie hin und sah ihr ins Gesicht — das ist zu viel, sage ich Ihnen! Es hat keinen Sinn, daß Sie so von mir weglaufen und mich so stehn lassen. Dazu sind Sie viel zu klug und namentlich zu gut! Sie müssen es doch anhören, wenn ich artig um Verzeihung bitte! Denn ein Rüpel bin ich doch nicht, das wissen Sie ja recht gut. Und Sie sind auch nicht so grenzenlos niederträchtig gegen mich —

Wie können Sie es nur wagen, ein Wort gegen meine Mutter zu sagen! Denken Sie denn nicht daran, daß Sie geradeswegs aus ihren Zimmern kommen! daß —

Ja, es war häßlich, das kann niemand leugnen, aber —

Wissen Sie, daß meine Mutter eine prachtvolle Frau ist! Sie ist kränklich und schwach, aber eine Heldin, allein durch die Liebe! Ein erhabner Mensch, das ist sie —

Verzeihen Sie mir, Fräulein Benny!

Sie überwindet alles — mit ihrer großen, großen Liebe!

Benny brach wieder in Tränen aus.

Geben Sie mir Ihre Hand, Fräulein Benny! Nur einen Augenblick! Ich stehe hier und bettle um Verzeihung, ich — ich könnte hier auf dem Hügel auf die Knie niederfallen, vor Ihnen —

Ich habe ein Gefühl, als hätten Sie mich geschlagen — und Mutter — pfui! o, wie abscheulich von Ihnen!

Er beugte sich herab und nahm ihre unbehandschuhte Hand. Sie suchte sie ihm zu entziehen, aber er hielt sie fest.

Ich kann sie nicht loslassen. Erst müssen Sie mich ein wenig ansehen, nur eine Sekunde!

Sie stand einen Augenblick regungslos da, gab den Widerstand mit der Hand auf, hielt aber das Taschentuch noch immer vor das Gesicht.

Da fing er an, die Hand zu streicheln, die er hielt.

Fräulein Benny, sagte er, das ist wieder einmal meine Tölpelei! Ich verdiene es, dafür bestraft zu werden. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß mir

Digitized by Google

dies so entfuhr, ganz unbedachtsam, wissen Sie, ohne Spur von Sinn! Ich werde mein ganzes Leben lang nicht wieder glücklich, wenn Sie mir nicht verzeihen! Ich, der ich Ihren Vater so grenzenlos liebe, und Sie — und — ja — auch Ihre Mutter. Das war es ja gar nicht, sehen Sie, es war nur, weil ich meinte, weil ich finde, daß Ihre Mutter — mich nicht so recht gern mag. Und ich finde, das ist so schade. Aber das ist doch etwas ganz andres, das ist ja so natürlich, und ich begreife es auch ganz gut, wissen Sie!

Sie entzog ihm jetzt ihre Hand, sah aber auf und mußte ihn ein klein wenig anlächeln.

Haben Sie nun vielen Dank, Fräulein Benny. Das war ehrlich und schön von Ihnen!

Er stand einen Augenblick da und trocknete sich die Stirn.

Puh! sagte er. Mir ist ganz schwach vor Schrecken geworden!

Das ist Ihnen recht gesund. Wissen Sie, was Sie sind?

Nun, was bin ich denn?

Ja, das will ich Ihnen sagen. Ein richtiger Schlaps sind Sie!

Herrgott, nichts schlimmeres! Ach ja, ein arger Schlaps bin ich mein Lebtag gewesen, Fräulein Benny!

Sie ging bergabwärts, und er folgte ihr schweigend.

Das ist nun übrigens gar nicht wahr, sagte er plötzlich ganz bestimmt.

Was ist nicht wahr?

Ich bin nicht mein Lebtag so ein Schlaps gewesen. Es ist das Sonderbare bei mir, daß ich es erst geworden bin, seit ich erwachsen bin! Andre Leute pflegen es im Heranwachsen zu sein und es dann abzustreifen.

Benny empfand mehr Interesse für das, was er ihr erzählte, als sie ihm zeigen wollte.

Aber das hängt mit so vielerlei zusammen, wissen Sie! Man ist nicht immer Herr über so etwas!

Ach!

Ja, natürlich über so etwas wie dies hier, so eine reine Verrücktheit, aber ich meine — er brach ärgerlich ab und hielt inne: Da ist etwas, was ich hasse, Fräulein Benny!

Und was ist denn das?

Das ist die verfluchte Demut!

Jetzt stimmte Benny ein lautes Gelächter an, sie wollte es gern unterdrücken, vermochte es aber nicht.

Es ist wirklich wahr! sagte er gekränkt.

Ja, aber Ihre eigne Demut, die können Sie doch wahrhaftig nicht hassen!

Nein, weil Sie meinen, daß ich ein eingebildeter Bursche bin, ein überlegner Schlaps!

Und sind Sie selbst denn etwa der Ansicht, daß Sie ein demütiger und bescheidner ...

Ich meine etwas Ernsthaftes, Fräulein Benny, und das könnten Sie ruhig anhören. Denn es ist auch gewissermaßen eine Erklärung. Ich hasse diese verfluchte Demut, in der man uns erzieht, solange man die Macht über uns hat.

Wer?

Ach, Vater und Mutter und die Schule, alle, die uns etwas zu sagen und zu raten hatten, solange wir noch wehrlos waren, oder es sich wenigstens anmaßten. Das Leben ist ein Kampf! sagten sie. Wahrhaftig, sie stählten uns mächtig

Digitized by Google

dadurch! Man lernt nicht für die Schule sondern fürs Leben — non scholae sed vitae — mein Gott! In unsern Tagen nützt das nichts, ach nein, wenn man es heutzutage zu etwas bringen will, muß man ein ganzer Kerl sein! Und dann taten sie nichts weiter, von Anfang an bis zu dem Augenblick, wo sie einen freigaben, als daß sie einem die beste und schließlich die einzig taugliche Waffe raubten, nämlich das Selbstgefühl, den Stolz, dies unser eignes Recht, das einzig und allein verpflichtet. Das mordeten sie in einem armen Teufel und rotten es mit der Wurzel aus. Immer nur „Bescheidenheit"! immer nur „Demut"! Rücksichtnahme nach allen Ecken und Kanten hin! Schweig nur immer still! Schlage nur nie wieder! Man kommt schließlich doch zu seinem Recht, und kommt man nicht dazu, so verliert man ja nichts Reelles dadurch; man hat ja sein gutes Gewissen. Unrecht gegen dich! Nein, das Unrecht wuchs nicht hier auf dieser Welt! Recht für dich! Als ob es das gegeben hätte! Alle andern hatten Recht. Vater hatte Recht. Mutter hatte Recht. Unsre süßen, klatschhaften Schwestern hatten Recht. Die Schule hatte Recht — ja, namentlich die Schule! Und wenn ihnen dies alles noch nicht genügte, so nahmen sie einem den einzigen barmherzigen Gott Vater im Himmel — und gaben ihm Recht uns gegenüber! Ich bekam aber doch einmal eine Eins mit Auszeichnung in der Religion von ihm — von diesem Bruder Ihres liebenswürdigen Herrn Kalland ...

Pastor Kalland ist ein —

Ach ja, aber deswegen kann sein Bruder doch ein gräßlicher Kerl sein! Ja, eine Eins mit Auszeichnung bekam ich, weil meine Sklavenseele ausfindig gemacht hatte, was der Sündenfall eigentlich in seinem innersten Innern war, ja, Hochmut war es! Ja, Adam erhob sich über Gott! Das paßte ihnen! Eins mit Auszeichnung! Daß der alte Adam es ganz einfach nicht aushalten konnte, daß es ihm im ganzen Körper juckte, solange da Äpfel waren, über die er sich nicht klar war — die Erkenntnis selbst war es ja obendrein — nein, das war Hochmut! Sie sollten mal versuchen, dem jüngern Adam zu verbieten, sich Klarheit über den Nordpol zu verschaffen! Oder über die Quellen des Nils! Wie? Nein, das war Hochmut! Alles war Hochmut. Hochmut war die Erbsünde, und Demut das vornehmste Gebot. Nicht daß man seine Sachen einigermaßen gut machte, das war ja nur eine verdammte Pflicht und Schuldigkeit! Nicht daß man vielleicht seine eignen Wege ging, seine eignen Wege in bezug auf Begabung oder Verstand oder gar auf Phantasie! Das war nichts als der arge, gotteslästerliche Hochmut, den man in Schubfächer und geheime Mappen verstecken mußte, wovor man bange sein mußte wie vor der Sünde selbst. Und was mußte man alles mit der einzigen Waffe verteidigen, die sie einem statt alles dessen gelassen hatten, was an Seele und selbsteignem Ich in unserm Körper vorhanden gewesen war, nämlich mit der Lüge!

Sie sind so böse, daß ich es fast nicht zu sagen wage, entgegnete Benny, aber ich kann mir Sie nicht recht als ängstlichen, zurückgesetzten Märtyrer vorstellen!

Nein, sehen Sie, das ist es! Da haben wirs! Denn wenn man dann eines schönen Tages sein eigner, freier Herr ist, aus diesem gemeinen Spiel, diesem unfair play heraus ist, das als höchste menschliche Gerechtigkeit anzuerkennen man erzogen wird, ja, denn die andern, die die Macht besaßen, die wandten es ja an! Die waren, weiß Gott, nicht rücksichtsvoll oder demütig, die schlugen nach Herzenslust zu, ja, wenn man dann endlich ein freier Mann geworden war und sich umsah und anfing, diese Gerechtigkeit zu untersuchen, da wurde man — vorausgesetzt, daß man so weit Mann war, daß man einen Rest seines gepeitschten Selbst

Digitized by Google

gerettet hatte — so wütend, daß man sich nun reineweg aus Sport auf den Hochmut legte!

Ich sollte meinen, daß man das schnell überwinden müßte! sagte Benny.

Sie sind ein impertinentes und altkluges kleines Mädchen, ja, das sind Sie!

Benny lachte laut. Es war schon eine kleine Weile her, seit sie sich stillschweigend darein gefunden hatte, daß er den obern Weg einschlug, obwohl es ein bedeutender Umweg war.

Überwunden! Natürlich habe ich das überwunden!

Sind Sie dessen auch wohl ganz sicher?

Ja, ganz sicher! Und ich rede im Ernst und von etwas ganz anderm. Denn die Sache ist nämlich die, daß wenn ich jetzt unverschämt und großmäulig und folglich recht taktlos bin, so hat das seinen Grund. Ich habe, weiß Gott, keine Übung darin, mich auszusprechen!

Jetzt lachte Benny so, daß sie sich auf einen Stein setzen mußte.

Können Sie sich nicht aussprechen?

Er mußte mitlachen, wenn er es auch höchst ungern tat.

Ich sage Ihnen, ich habe keine Übung in der ganz natürlichen Sache, so zu reden und zu sein wie ein gewöhnlicher freier und offner Mann — ohne Hintergedanken und Phrasen. Ehe ich michs versehe, rede ich die entsetzlichsten Dummheiten, ja geradezu Unverschämtheiten sage ich! Herrgott, können Sie mich denn nicht ein klein bißchen verstehn?

Nun ja, da Sie so hübsch darum bitten, kann ich es wohl noch.

Stellen Sie sich nur vor, Fräulein Benny, ich galt für einen Taugenichts, für einen geradezu unmöglichen Burschen, alle die zwölf Jahre meiner Schulzeit! Natürlich log ich und betrog ich, in genialer Weise benutzte ich meine äußerste Intelligenz und Phantasie, um mir mit Lügen durchzuhelfen! Und dann, plötzlich, eines schönen Tages mache ich, weiß Gott, mein Examen mit Auszeichnung! Gerade mit Hilfe dessen, was ich als heimlichen Übermut hatte verbergen und verstecken müssen!

Ja, das muß ein Triumph gewesen sein!

Warum wollen Sie so häßlich sein, so etwas zu sagen! Die kleine Auszeichnung, die war mir keinen roten Heller wert!

Aber — nein!

Ich war nicht so froh an dem Tage, nicht halb so froh, wie ich zum Beispiel vorhin war, als Sie so lieb waren und so klug und so gut, mir zu verzeihen! Aber Sie müssen doch einräumen, daß ich nicht gerade ein Dummkopf bin! Ich bin doch wirklich ein ganz amüsanter Mensch — und das hätten die Leute doch ein wenig einsehen können! Einem auch nur so eine ganz kleine Ahnung davon geben können, als man es am allernötigsten hatte, in diesen feinen empfindlichen Jahren!

Ja, das finde ich auch, Svend Bugge!

Er schielte mißtrauisch zu ihr hinüber; aber sie sah ihn ernsthaft, fast warm an.

Aber tat das denn niemand — gar niemand?

Niemand. Niemals. Ach was! Sie müssen aber nicht glauben, daß ich lamentiere. Ich bin trotzdem kreuzfidel! Nur so hin und wieder, da steigt es in mir auf, und ich meine ja auch nur, wenn ich mich jetzt hin und wieder einmal vergaloppiere, in Ungezogenheit und Übermut, so bin ich nicht so ganz allein verantwortlich dafür, wenigstens manchmal nicht!

Benny hatte, während sie so gingen, hin und wieder eine Blume am Wegrande gepflückt. Jetzt hatte sie einen ganzen kleinen Strauß. Und den reichte sie ihm.

Digitized by Google

Aber, liebes Fräulein Benny, sagte er ganz verwirrt, das sollen Sie doch nicht tun!

Es sind nur ein paar kleine Blumen, sagte sie.

Ein paar kleine Blumen, sagte er und sah erst sie und dann die Blumen und dann wieder sie an —

Ich danke Ihnen tausendmal!

Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis sie an die Pforte an dem Wege gelangt waren, der von dem Oberweg durch Hauks Grundstück an den Strandweg hinabführte. Hier blieb Benny stehn.

Darf ich Sie nicht hinabbegleiten — bis an die Tür?

Ja, gern. Aber wir wollen einen Augenblick warten.

Sie setzte sich auf einen Stein an der Pforte und sah nachdenklich vor sich hin. Er stand vor ihr und betrachtete sie. Sie war so klein, so fein und zart in dem weißen Kleide mit den Pailletten. Wie ein kleiner, weißer Vogel, der das festlich rauschende Federgewand zusammengerafft hatte und mit großen ernsten Augen unter den kleinen weißen Schal gekrochen war.

Wir sprachen von Mutter, sagte sie endlich.

Nun haben Sie mir ein paar kleine Blumen gegeben, Fräulein Benny! Er sagte es förmlich flehend.

Ja, nein, aber nicht wahr, sagte sie lächelnd, ich darf Ihnen doch etwas von Mutter erzählen? Es war in Lausanne, im Pensionat, im vergangnen Herbst, da kam ein Bruder von „Madame“ zu Besuch. Und am Abend, ehe er reiste, hielt er uns einen Vortrag im Versammlungssaal. Über die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie. Er war nämlich Historiker, dieser Bruder von „Madame“, und er hieß Professor Courtes.

Benjamin Courtes?

Ja, Benjamin Courtes!

Den Mann kenne ich dem Namen nach, er ist Germanist.

Ja, und da kamen wir kleinen Mädchen alle in unserm besten Staat. Und Monsieur Courtes stieg auf das Katheder. Ich saß auf der ersten Bank, gerade unter dem Katheder, und als Monsieur Courtes ein wenig in seinen Vortrag hineingekommen war, fielen seine Augen auf mich, wie ich so dasaß und ihm zuhörte und ihn wahrscheinlich anstarrte. Denn es war nämlich ein sehr fesselnder Vortrag, und der Professor war ein ungewöhnlich schöner Mann.

Alt?

Ach ja — jedenfalls über fünfzig. Aber dann geschah das Merkwürdige, daß er mehr und mehr auf mich herab sah und immer zerstreuter in seinem Vortrag wurde. Minutenlang hörte er ganz auf und starrte nur mich an. Ich wußte schließlich gar nicht, wo ich bleiben sollte, oder was ich denken sollte! Endlich beendete er den Vortrag. Aber denken Sie nur, dann stürzte er direkt vom Katheder auf mich zu. Mademoiselle! sagte er, Sie sein 'Age? Le professeur Jules 'Age? Ich erklärte ihm, wer ich sei, und da nahm er meine Hand und küßte sie — ganz ehrerbietig und allerliebst — und blieb eine Weile stehn und sah mich an. Dann sagte er nur: Madame votre mère. Sie ähneln ihr sehr! Und damit ging er seines Weges.

Er hat offenbar Ihre Mutter in frühern Zeiten getroffen!

Ich erzählte es später in Paris an Tante Matti und Tante Karo. Und sie waren ganz erfüllt davon und erzählten, daß Monsieur Courtes in alten Zeiten in Rom viel zu Großvater kam, ja so eine Art Hausfreund war. Er sei gewiß in Mutter verliebt gewesen, sagten sie. Aber es war, als wenn sie mir keinen ordentlichen Bescheid geben wollten.

Digitized by Google

Haben Sie es denn nicht an Ihre Mutter selbst erzählt?

Ich habe es ihr gleich geschrieben, aber sie hat nie ein Wort davon in ihren Briefen erwähnt. Und später habe ich gleichsam nicht den Mut gehabt, darüber zu sprechen. Es war so sonderbar, daß die Tanten mir nicht mehr davon erzählen wollten —

Und Ihr Vater?

Ach nein, es ist, als wenn mich etwas davon abhielte, es Vater gegenüber zu erwähnen.

Svend Bugge nickte verständnisvoll. Benny stand auf und ging langsam hinab. Als sie ganz in der Nähe des Hauses angelangt waren, blieb sie abermals stehn: Großvater Hage war so unendlich gut, wissen Sie, gegen alle Menschen, und Tante Karo und Tante Matti erzählten unablässig davon. Aber wissen Sie, sie sagten, gegen Mutter wäre Großvater zu streng gewesen. Ganz anders wie gegen alle andern. Ich glaube, Mutter hat es nicht sehr gut gehabt.

Nach einer Weile sagte sie Gute Nacht. Svend Bugge ergriff ihre Hand.

Vielen Dank, Fräulein Benny! Gute Nacht, und — und grüßen Sie Ihre Mutter von mir!

Damit ging er denselben Weg zurück, den Oberweg hinan, obwohl es ein Umweg war.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 27. September 1908

(Zur deutschen Marokkopolitik. Internationale Kongresse.)

Die deutsche Antwort auf die französisch-spanische Note zur marokkanischen Thronfrage ist am 22. dieses Monats dem französischen Botschafter in Berlin und ebenso dem spanischen Geschäftsträger übergeben worden. Die Wirkung ist nicht, wie hier und da politische Propheten vorausgesagt haben, eine Verschärfung der Gegensätze, sondern ein Wachsen der Aussichten auf Verständigung. Es stellt sich heraus, daß Deutschland zwar nicht auf die genaue Prüfung der französisch-spanischen Vorschläge verzichtet und infolgedessen einzelne Vorbehalte machen muß, daß es aber innerhalb der einmal festgestellten Rechtsgrundlage seiner Politik den besondern Wünschen Frankreichs und Spaniens soweit als möglich entgegenkommen will. Man hat dies in Frankreich und England einsehen und anerkennen müssen. Und so ist augenblicklich einmal wieder alles auf Verständigung gestimmt.

Wir meinen, das hätten die Leute zu beiden Seiten des Ärmelkanals früher haben können. Sie hätten nur zu erkennen brauchen, daß die deutsche Politik nie etwas andres gewollt hat. Die französisch-spanische Note, vor allem aber ihre Begründung in der offiziösen Presse Frankreichs, hob mit nicht geringem Selbstbewußtsein hervor, daß „Frankreich hätte versucht sein können, die augenblicklichen Umstände zu benutzen, um die Anerkennung Mulei Hafids von der vorherigen Erledigung der Angelegenheiten, die für Frankreich besondres Interesse haben, abhängig zu machen". Man habe sich aber entschlossen, dieser Versuchung zu widerstehn, und wolle vor der Anerkennung Mulei Hafids nur solche Garantien fordern, die für alle ausländischen Interessen gemeinsam in Betracht kämen. Wir

Digitized by Google

Deutschen konnten uns über diese verständige und maßvolle Auffassung nur freuen, und so schien mit einemmal alles Friede und Versöhnung zu sein.

Woher denn aber vorher der große Lärm? Die Franzosen hatten sich mit steigender Erregung in die Auffassung hineingelebt, die erste deutsche Note, die den Signatarmächten von Algeciras vorschlug, die Anerkennung Mulei Hafids unter gewissen Garantien möglichst bald herbeizuführen, sei ein Versuch Deutschlands, die neue Lage in Marokko ausschließlich zu seinen Gunsten auszunutzen. Hier begann nun auch bei uns im eignen Lager die Kritik. War es nötig, durch die erwähnte Zirkularnote diese doch wohl vorauszusehende Erregung hervorzurufen und Deutschland der Gefahr einer Isolierung auszusetzen? Denn auch im engbefreundeten Österreich schien man von diesem Schritte nichts wissen zu wollen, und es sah danach aus, als ob wir diesmal bei weitern Erörterungen der Frage unter den Mächten auch auf den getreuen Sekundanten von Algeciras würden verzichten müssen. So murrten denn auch eifrig deutsche Patrioten unter Kopfschütteln über die Politik der „Plötzlichkeiten", die sie in der deutschen Note zu erkennen glaubten. Als nun Frankreich und Spanien mit dem gemeinsamen Vorschlag herauskamen, der jetzt von Deutschland so entgegenkommend beantwortet worden ist, da sagten dieselben Kritiker, wenn man diese französisch-spanischen Vorschläge ruhig abgewartet hätte, so hätte man sich die ganze Aufregung sparen können.

Die Vertreter dieser Meinung darf man vielleicht daran erinnern, daß eine französisch-spanische Note schon angekündigt war, ehe die deutsche Anregung zur Anerkennung Mulei Hafids erging. Was der Inhalt dieser Note sein sollte, ist natürlich Geheimnis der beteiligten Mächte geblieben. In Marokko selbst jedoch wissen gut unterrichtete Persönlichkeiten zu sagen, daß Frankreichs Vertretung eifrig bestrebt war, mit Mulei Hafid zu einer Verständigung zu gelangen, bevor die Frage der Anerkennung die europäischen Signatarmächte beschäftigte. Frankreich hoffte jedenfalls in der Lage zu sein, dem siegreichen Sultan eine hübsche Rechnung für die zu gewährende Anerkennung zu schreiben und dann mit Spaniens Einverständnis den europäischen Mächten eine vollendete Tatsache zu zeigen, die vielleicht durch den Wortlaut der Algecirasakte mit Ach und Krach gedeckt war, aber zugleich Frankreich und Spanien neue Vorteile brachte, die mit der Absicht der Akte und den Interessen andrer Mächte nicht in Einklang zu bringen waren. Die zu erwartende französisch-spanische Note, deren Überreichung bald in Aussicht gestellt wurde — denn man hoffte mit Mulei Hafid schnell ins reine zu kommen —, hatte zweifellos die Bestimmung, die geplante neue Lage herbeizuführen.

Da kam die bekannte deutsche Note, die an alle Signatarmächte von Algeciras die Anregung richtete, sich für die Frage der Anerkennung Mulei Hafids gemeinsam zu interessieren, d. h. nicht erst abzuwarten, bis Frankreich und Spanien auf Grund einer neugeschaffnen Rechtslage und unter der Wirkung des auf Mulei Hafid ausgeübten Drucks den Großmächten das Mitsprechen gestatten würden. Hatten Frankreich und Spanien wirklich ein völlig reines Gewissen, standen sie schon damals auf dem Standpunkte, den sie nachher in ihrer tatsächlich überreichten Note einnahmen, dann hätte es in ihrem Interesse gelegen, die geplante Note möglichst schnell zu überreichen. Damit wäre schlagend bewiesen worden, daß die deutsche Note mindestens einer überflüssigen Nervosität, vielleicht gar Hintergedanken ihren Ursprung verdankte.

Aber sonderbarerweise geschah gerade das nicht, sondern im Gegenteil wurde die Überreichung der spanisch-französischen Note auffallend verzögert, während neue, mit fieberhaftem Eifer betriebne Verhandlungen über einen veränderten Wort-

Digitized by Google

laut begannen. Es war leicht, die Aufmerksamkeit von diesen Verhandlungen abzulenken durch den Korybantenlärm, den unterdessen die Presse über das Eingreifen Deutschlands vollführte. Das wäre eigentlich, wenn man in der Politik darauf rechnen müßte, überall in erster Linie mit nachdenkenden Menschen zu tun zu haben, eine Dummheit ersten Ranges gewesen; denn man stand ja doch im Begriff — wie der Wortlaut der französisch-spanischen Note nachher gezeigt hat —, den Standpunkt dieser beiden Mächte so zu formulieren, daß der deutschen Auffassung gegenüber kein Konflikt entstand, der zu dem Eingeständnis der teils begangnen, teils geplanten Verstöße gegen die Algecirasakte gezwungen hätte. Mit andern Worten: Frankreich und Spanien hatten — und zwar, wie wir zu sehen glauben, unter der Wirkung der deutschen Note — die Notwendigkeit erkannt, den Standpunkt, wonach ihnen ein „europäisches Mandat" in der Marokkofrage zustehn sollte, zu verlassen. Das einzige aber, was sie gegen das Vorgehn Deutschlands einzuwenden haben konnten, war doch nur, daß die deutsche Note dieses europäische Mandat Frankreichs und Spaniens nicht anerkannt hatte. Der Lärm über die deutsche Note mußte also doch unter solchen Umständen der beste Beweis dafür sein, daß Frankreich und Spanien ursprünglich etwas andres gewollt hatten, als sie später in ihrer Note vertraten, daß also das deutsche Vorgehn notwendig und wirksam gewesen war.

Aber in den politischen Stimmungen regiert ja eben nicht das kühle Nachdenken, und so ist es nicht gerade wunderbar, daß sich die französische Presse und die ihr Gefolgschaft leistenden Blätter andrer europäischer Länder in der Kundgebung ihres Ärgers über die deutsche Politik nicht durch die Erwägung stören ließen, daß sie damit ihre eigne Politik verrieten und ihren Mißerfolg eingestanden. Wir Deutschen haben aber wahrhaftig keine Ursache, bei dieser Gelegenheit über die Schwächen und Fehler der fremden Politik den Mantel christlicher Liebe zu breiten, um dafür wieder einmal — nach alter deutscher Art! — in unerbittlicher Kritik angeblicher eigner Fehler zu schweigen. Wir können und wollen vielmehr ruhig feststellen, daß das deutsche Eingreifen die beabsichtigte und sehr wünschenswerte Wirkung gehabt hat, andre Mächte zur Revision ihres Verhältnisses zur Algecirasakte zu veranlassen und sich zu einem Standpunkt zu bequemen, der eine Verständigung ermöglicht.

Eine andre Art der Kritik bewegt sich in entgegengesetzter Richtung. Sie ist mit dem deutschen Eingreifen zur Herbeiführung der Anerkennung Mulei Hafids einverstanden und freut sich der in diesem Schritt bekundeten Energie, sieht aber in der entgegenkommenden Beantwortung der französisch-spanischen Note wieder ein Zurückweichen von der eingenommnen Stellung. Also — so heißt es dann — auch hier wieder ein „Zickzackkurs"! Aus dem, was wir über den Zusammenhang der Dinge bereits gesagt haben, geht hervor, daß wir diese Auffassung nicht zu teilen vermögen. Die deutsche Note war nicht ein Akt, der dem plötzlichen Bedürfnis entsprang, Energie zu zeigen, wo man bisher freundliche Duldung bewiesen hatte. Die Note diente vielmehr in Befolgung einer Politik, deren Ziel stets streng festgehalten wurde, dazu, in einem bestimmten Augenblick einen Schritt andrer Mächte zu verhüten und zu vereiteln, aus dem sich für uns die Notwendigkeit, unsre Politik freundlicher Rücksicht zu verlassen, ergeben hätte. Als sich herausgestellt hatte, daß die Note im andern Lager richtig verstanden worden und ihr Zweck erreicht war, sind wir folgerichtigerweise zu der frühern Behandlung der Fragen mit entgegenkommender Ruhe zurückgekehrt. Gewiß gibt es in Deutschland viele Leute, die es überhaupt gern sehen würden, wenn die Regierung für ihre Marokkopolitik Ziele aufstellen wollte, die über die jetzt angestrebten weit hinausliegen. Ob das richtig wäre, darüber kann man ja streiten. Nur werden sich

Digitized by Google

auch die Vertreter jener andern Meinung, wenn auch ihrerseits mit Bedauern, überzeugen müssen, daß die Regierung solche Ziele in Marokko niemals gehabt hat, auch dann nicht, wenn einzelne ihrer Schritte — vor der Algeciraskonferenz und nach der Niederlage des Abdul Asis — mißverständlich so gedeutet worden sind.

Von französischer Seite wird die versöhnliche und entgegenkommende Fassung der deutschen Antwortnote im allgemeinen anerkannt. Vielleicht haben auch die beiden internationalen Veranstaltungen, die hintereinander in Berlin stattgefunden haben, den Ton der sonst üblichen gehässigen Auseinandersetzungen etwas gedämpft. Der interparlamentarische Kongreß wurde an dieser Stelle schon erwähnt; in der jetzt vergangnen Woche ist ihm der internationale Pressekongreß gefolgt. Beide Veranstaltungen erfreuten sich der freundlichen Aufmerksamkeit der Regierung. So wie Fürst Bülow den interparlamentarischen Kongreß bei seiner Eröffnung offiziell begrüßte — genau so wie es der verstorbne Sir Henry Campbell-Bannerman bei dem letzten Kongreß getan hatte —, so ließ er auch den internationalen Pressekongreß durch den Staatssekretär von Schoen mit einer Ansprache begrüßen. Beiden Kongressen erwies Fürst Bülow außerdem auch persönlich die Aufmerksamkeit, sie zu einer Festlichkeit in dem Reichskanzlerpalais einzuladen; bei dem Gartenfest, das er der Presse gab, hielt er selbst eine Ansprache, die er — der Gelegenheit entsprechend — in leichtem, gefälligem Plauderton begann, aber bald, zu einem ernstern Ton übergehend, zu einem bedeutungsvollen Mahnwort zu gestalten wußte.

Es versteht sich von selbst, daß der Wert solcher Kundgebungen und Veranstaltungen sehr verschieden eingeschätzt wird. Wir wollen dabei gar nicht von denen reden, die dergleichen für eine passende Gelegenheit halten, eine recht oberflächliche Weisheit und einen recht billigen Witz an den Mann zu bringen. Aber auch ernste und sehr beachtenswerte Stimmen äußern bei solchen Gelegenheiten entschiednes Unbehagen, anscheinend in der Befürchtung, daß die allzu eifrige und zu häufig wiederholte Betonung unsrer Friedfertigkeit, weit entfernt, auf ausländische Hetzer mäßigend einzuwirken, vielmehr als Schwäche ausgelegt, vielleicht sogar unter Anwendung bekannter Verdrehungskünste als Beweis für die Unaufrichtigkeit der deutschen Politik dargestellt werden könnte, während bei uns im eignen Lande eine schwächliche, vor allem vor Opfern und Unbequemlichkeiten zurückscheuende Auffassung vaterländischer Pflichten aus diesen Versicherungen und Bemühungen friedfertigen Charakters Nahrung zieht. Das Unbehagen, das in den Warnungen vor solchen Folgen zutage tritt, entspringt offenbar einer ehrlichen und beachtenswerten Sorge, aber man wird doch manches dagegen einwenden müssen.

Zunächst sollte man doch einmal anfangen, auch unserm eignen Volke allmählich etwas mehr zuzutrauen. Wir sind doch nicht in einem solchen Zustande politischer Unmündigkeit, daß auch ein vielleicht weniger geeignetes Wort des verantwortlichen Staatsmannes sogleich unser politisches Seelenheil gefährden müßte. Bei aller Achtung vor abweichenden Meinungen finden wir doch in der Besprechung dieser Dinge eine gute Portion kleinlicher Schulmeisterei. In jedem andern Lande der Welt würde man es richtig verstehn und sich darüber freuen, wenn bei einer solchen Gelegenheit, wo Notable aller Länder bei ihm zu Gaste sind, der leitende Staatsmann vor allem „gut repräsentiert“. Bei uns kann sich kein Staatsmann rühren, ohne daß der deutsche Schulmeister dabei steht und mit roter Tinte die Fehler anstreicht, auch da, wo der Schulmeister überhaupt nicht hingehört, sondern nur der Mitspieler auf der politischen Bühne. Wenn es richtig ist — und es ist richtig —, daß das deutsche Volk den aufrichtigen Wunsch hegt, den Frieden zu bewahren, solange es ihn mit Ehren bewahren kann, daß es aber in ernsten nationalen Fragen bisher noch nie versagt hat und jeder Schädigung seiner Ehre und seiner Rechte stets einmütig entgegentreten würde — warum soll ein deutscher Reichskanzler da, wo es

Digitized by Google

die Gelegenheit gestattet und fordert, nicht offen vor den Vertretern fremder Nationen die Friedensliebe des deutschen Volkes betonen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß ihm im eignen Lande Meinungen untergelegt werden, an die weder er noch ein andrer verständiger Beurteiler hat denken können?

Und dabei hat der Reichskanzler in diesem Falle weit mehr getan als nur „gut repräsentiert". Er hat dem interparlamentarischen Kongreß mit großer Geschicklichkeit zu verstehn gegeben, wo die Grenzen liegen, bis zu denen Deutschland den Forderungen internationaler Verbrüderung nachkommen kann. Die Zurückweisung jeder Abrüstungsverpflichtungen konnte nicht feiner und verbindlicher, aber auch nicht deutlicher erfolgen. Welchem Interesse dient man, wenn man sich in Deutschland selbst, statt dies anzuerkennen, so stellt, als habe Fürst Bülow nur Friedensversicherungen gegeben? Wenn ferner Fürst Bülow mit derselben Feinheit und Geschicklichkeit von der Pflicht der Presse sprach, bei allem Patriotismus Gerechtigkeit gegen andre zu üben, so kann man sicher sein, daß das von allen ausländischen Zuhörern durchaus richtig verstanden worden ist. Die Gerechtigkeit, die die Presse üben kann, besteht vor allem in der Ermittlung der Wahrheit, in der Respektierung des Tatsächlichen. Nicht in dem berechtigten Kampf für die Interessen des eignen Landes, sondern in den auf tendenziöser Berichterstattung, bewußter Lüge und gehässiger Entstellung beruhenden Hetzereien liegt die Ungerechtigkeit, deren sich die Presse schuldig machen kann. An welche Adresse das Mahnwort des Fürsten Bülow gerichtet war, darüber konnte sich jeder seine eignen Gedanken machen, am besten wohl, wenn er sich getroffen fühlte, in aller Stille. Es ist aber sehr zu verwundern, daß es deutsche Blätter gab, die Gelegenheit und Zusammenhang gar nicht begriffen zu haben schienen, sondern ohne weiters annehmen, Fürst Bülow habe nur zur deutschen Presse gesprochen, um sie zu ermahnen, nur ja recht „gerecht", d. h. nach dem Sinn, den dieses viel mißbrauchte Wort in den Parteikämpfen leider fälschlich erhalten hat, recht schwächlich und nachgiebig gegen fremde Interessen zu urteilen. Es ist klar, daß der Mangel an Selbstbewußtsein hier nicht auf seiten des Fürsten Bülow, sondern auf seiten derer, die diese unberechtigte Deutung gefunden haben, zu suchen ist.

Die Wirkung internationaler Verständigungen wird ja immer begrenzt sein. Es ist schwer, keine Satire zu schreiben, wenn man daran denkt, daß bei dem interparlamentarischen Kongreß Graf Apponyi als Vertreter Ungarns die deutsche Kultur pries. Solche Kuriositäten wird man immer in den Kauf nehmen müssen. Gewisse stille Nachwirkungen der bei solchen Veranstaltungen entstehenden persönlichen Beziehungen zwischen gebildeten und einflußreichen Männern aller Länder werden gleichwohl nicht zu leugnen sein. Früher haben nur diese Bestrebungen meist in der Hand unklarer Schwärmer gelegen, die von verschwommnen Verbrüderungsideen ausgingen, und denen deshalb die rechte Fühlung mit dem eignen Volke fehlte. Jetzt beteiligen sich daran auch Leute, die fest auf nationalem Boden stehn, keine Illusionen pflegen, wohl aber den Nutzen erkannt haben, den die Beseitigung der gegenseitigen Unwissenheit der Völker über ihr Wesen, ihre Art, ihre Einrichtungen und Bedürfnisse nach sich ziehen muß. Der ewige Friede wird daraus freilich nicht erblühn, wohl aber allmählich eine bessere Anpassung der internationalen Beziehungen an die wirklichen Bedürfnisse der Völker. Damit ist immer schon viel gewonnen.

Ein Buch für Jäger und Naturfreunde. Unsre deutschen Jagdschriftsteller — ich sehe von den Autoren auf jagdwissenschaftlichem Gebiete ab — lassen sich mit wenigen Ausnahmen in zwei Gruppen einteilen, in solche, die gewandte Feuilletonisten sind, denen jedoch die praktische weidmännische Erfahrung

Digitized by Google

abgeht, und in solche, die mit Büchse und Flinte besser zu hantieren verstehn als mit der Feder, und deren Stil die Erinnerung an Fahrten auf Bauernfuhrwerken über Knüppeldämme und verwahrloste Waldwege wachruft. Hermann Löns, der Verfasser des soeben in dritter Auflage erschienenen Werkes Mein grünes Buch (Hannover, Ernst Geibel), gehört zu keiner dieser beiden Kategorien. Er ist nicht nur ein mit allen Arten des Jagdbetriebes wohlerfahrner Weidmann, ein liebevoller Beobachter und Kenner der Natur, sondern auch ein unübertrefflicher Schildrer, dem eine ungewöhnliche Kraft und Farbe der Sprache, eine Anschaulichkeit und ein Humor zu Gebote stehn, daß dem Leser das Herz im Leibe lacht. Als Jäger weiß er sich eins mit der Natur; wenn er draußen auf dem Revier ist, liegt die Kultur mit ihrer Konvention, ihrem Hasten und Mühen weit hinter ihm; die blühende Heide, das braune Moor, der schimmernde Buchenschlag, die düstern Fichten, der glitzernde Schnee der Januarnacht, sie alle offenbaren ihm die wunderbaren Geheimnisse, die für den echten und gerechten Weidmann den Hauptreiz der Jagd ausmachen.

Die vierundzwanzig Skizzen, die das Buch enthält, behandeln weidmännische Erlebnisse aus dem Bereich eines ganzen Jahres. „Hinter der Findermeute" beginnt der Autor, und mit dem „Silvesternebel", in dem er Weg und Steg verliert, und aus dessen brauenden Schwaden er doch so hoffnungsfreudig ein neues Jahr aufsteigen sieht, schließt er. Da liegt manches Erlebnis dazwischen, manche große Lust und manche Mühe, wie sie dem Weidmann ja auch nicht erspart bleibt. Wer selbst Jäger ist, dem klingen beim Lesen wohlbekannte Melodien ins Ohr, das Herz klopft schneller, und man fühlt das Bedürfnis, das Buch rasch zuzuklappen, nach Ruckack und Gewehr zu greifen und hinauszuwandern, um selbst wieder einmal das zu erleben, was der Verfasser so prachtvoll schildert. Aber dann läßt einen die Lektüre doch nicht los, man liest weiter und weiter und hört nicht eher auf, als bis man den Nebel des letzten Dezembertages milchweiß und feucht wallen und wogen sieht. Wer aber kein Jäger ist, nun der lese zu allererst die köstliche Idylle „In der Jagdbude", dann wird ihm eine Ahnung von den Freuden aufgehn, die der Mensch empfindet, wenn er, und sei es auch nur auf Tage, die Brücke zur Kulturwelt hinter sich abgebrochen hat und an den Busen der großen, gütigen Mutter Natur zurückgekehrt ist! J. K. H.

Zu einem gemütlichen Plauderstündchen

gehören unbedingt auch Salem Aleikum-Cigaretten, denn der feine Geschmack und der köstliche Duft dieser Marke bieten die angenehmste Anregung zu einer gemütlichen Unterhaltung.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

	Nr.	3	4	5	6	8	10
Preis:		3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 41 Ausgegeben am 8. Oktober 1908

Inhalt

	Seite
Pläne für eine australische Wehrmacht. Von W. Paschen	53
Die Türkenherrschaft und ihre Folgen. Von Dr. M. Murko	58
Zur Frage der Deportation. Von Rudolf Glanning . .	65
Goethes letztes Lebensjahr. Von Theodor Vogel in Dresden	68
Burckhardts Cicerone und Kultur der Renaissance . . .	75
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) .	83
Maßgebliches und Unmaßgebliches	92

Reichsspiegel. (Der Zwischenfall in Casablanca. Zum Kampf um die Reichsfinanzreform.) Die Neuregelung des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reich und den Einzelstaaten. — Aus dem Wirtschaftsleben. (Unterschlagungen in Berliner Großbanken. Die Grenzen der Konzentration.) — Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71.

50 Pf das Heft. Fr. Wilh. Grunow Leipzig. 6 Mark das Vierteljahr.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Kapitalanlage über 50 Millionen Mark. — *Gegründet 1875.*

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherung. Prospekte u. Versicherungsbedingungen kostenfrei. Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

Vertreter überall gesucht.

1905 Château de Sales

(Propriétaire Baron de Laage) garant. reiner, wohlschmeckend.

Bordeaux-Wein im Weinhandel erhältlich.

General-Dépôt für den Weingroßhandel **Max Deckwirth, Charlottenburg,** Schillerstr. 3

Flüssige

Somatose

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anfang Oktober 06 871 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen: 225 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden: . . . . 252 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

Steglitzerstr. 58, **Buchhandlung,**

ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Pianos

in vollendetster Ausführung, vielfach mit goldenen Medaillen prämiiert, liefern fr. zur Probe unter 10jähr. Garantie gegen bar mit hohem Rabatt oder Raten von 20 Mk. ohne Zinsen und ohne Preisaufschlag direkt an Private. • Kataloge gratis u. franko. **Hofpianofabrik, Roth & Junius Hagen i. W. 119**

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck.	3 Mk.	25 Pfg.
Kaisercigarren	50 „	4 „	— „
Jan en Griet	50 „	5 „	— „
Hochofen I	50 „	3 „	25 „
Consul	50 „	4 „	50 „

Musterkiste Rheinland, je 20 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 8 Mk. 25 Pfg.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	50 Stck.	5 Mk.	25 Pfg.
Weltkraft	50 „	3 „	25 „
Brunhilde	50 „	4 „	75 „

Musterkiste Nr. 11, je 33 Stck. enth., 9 Mk.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk. 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Orsoy a. d. holl. Grenze.

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Tafel- und Flaschenweine von 70 Pfg. an. Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offiziers- und Zivil-Kasinos.

Filialen: **Berlin SW. 68.,** Zimmerstraße 29. **Leipzig,** Löhrsplatz 2.

Digitized by Google

Pläne für eine australische Wehrmacht

Die Staaten an den Gestaden des Stillen Ozeans sind aufgerüttelt worden; teils sind sie bemüht, sich ihren Anteil bei der Neuordnung der Dinge zu sichern, teils sehn sie ihren Bestand von neuen Gewalten bedroht, denen sie unterliegen könnten, wenn nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen wird.

Auch in Australien mehren sich die Zeichen, daß es neuen Aufgaben gegenübersteht und sich darauf vorbereiten muß. Eine leitende Idee der australischen Politik ist von jeher die gewesen, Australien als Land der weißen Rasse und des britischen Typs zu erhalten. Leicht war die Durchführung dieser Absicht nicht, zeitweise ist unter dem Druck der Verhältnisse mit dem Grundsatz gebrochen worden, so bei der Entdeckung der Goldfelder, weiter in den tropischen Teilen Nordaustraliens, wo es galt, den Zuckerbau Queenslands zu retten. Man öffnete Asiaten und Südseebewohnern (Kanaken) die Tore unter gewissen Bedingungen, um die billigen Arbeitskräfte auszunutzen. Bald gewann eine besonnenere Richtung wieder die Oberhand, die große Gefahr, Australien in Zukunft von Asiaten überrannt zu sehn, wirkte ernüchternd, denn der Erdteil liegt in geographischer und klimatischer Beziehung zu günstig, um nicht Asiaten im besondern Maße anzuziehn. Heute ist sich die Bevölkerung des Kontinents einig, daß das Losungswort ein „weißes Australien“ sein muß.

Der Krieg im Osten hat nun allen schlummernden Kräften einen mächtigen Anstoß gegeben, sodaß sich in Australien die Überzeugung Bahn bricht, daß man bei reinen wirtschaftlichen Maßnahmen, wie der äußersten Erschwerung der asiatischen Einwandrung, ihrem Verbot und der Rückbeförderung der Einwandrer (Queensland hat zum Beispiel sämtliche Kanaken auf die Südseeinseln zurückbefördern lassen) nicht stehn bleiben kann. Das Gefühl, daß man jedem ernstlichen Unternehmen des erwachenden Asiens in militärischer Hinsicht machtlos gegenüberstehe, bemächtigte sich immer weiterer Kreise. Bisher hat zwar der Grundsatz unangefochten gegolten, daß die Sicherheit des Commonwealth und Neuseelands, ebenso wie die der andern großen Kolonien mit Selbstverwaltung,

Digitized by Google

steht und fällt mit der Seeherrschaft der britischen Flotte. Für absehbare Zeit wird diese der entscheidende Faktor bleiben, aber Australien fühlt mehr und mehr, daß es besondre Aufgaben zu erfüllen hat, Aufgaben ähnlich denen der andern großen Staaten am Pazifik, bei deren Lösung es mit diesen zusammenarbeiten oder auf sich selbst stehn muß, da fremde Hilfe zu spät eintreffen könnte.

Das Commonwealth nimmt eine Lage innerhalb des britischen Weltreichs ein, die grundverschieden ist von der der andern Teile. Es liegt bisher (eine Änderung wird sich mit der Vollendung des Panamakanals vollziehn) ziemlich außerhalb der großen Welthandelsstraßen, weit entfernt von Europa (Dampfstrecke etwa fünfunddreißig bis vierzig Tage). Andrerseits ist es Südostasien benachbart, sieben Tage von Indien, zehn von China, zwölf bis vierzehn von Japan entfernt. Der Nordküste entlang zieht sich der Sundaarchipel, und zwar so dicht, daß ein Übergreifen der Asiaten auf den australischen Kontinent kaum als Auswandrung bezeichnet werden könnte, es wäre nur ein natürlicher Vorgang, zumal da die nördlichen Teile dünn oder gar nicht bevölkert sind. Ein Umstand kommt hinzu, nämlich der, daß im Mutterlande bisher wenig Verständnis und Sympathie für das Bestreben Australiens herrschte, das Land frei von Asiaten zu halten. Das Mutterland verlangte, unter Hinweis auf den Schutz der britischen Flotte, daß Australien die lokalen Interessen den Reichsinteressen unterordnete. Diese Reichsinteressen gebieten in bezug auf Indien, Japan und zum Teil auch China eine gewisse Rücksicht. Weiter verlangt das Mutterland für sich das Recht, seine Flotten in kritischen Zeiten an von ihm selbst bestimmten strategischen Punkten vereinigen zu können (Singapore ist die strategische Basis für den Osten), indem es betont, daß es nur so die ganzen Reichsinteressen wirksam schützen könne, lokale Rücksichten müssen zurückstehn; bei Australien kann eine zeitweilige Entblößung der Küsten eintreten, was die Bevölkerung beunruhigt.*) Der Nationalreichtum der Föderation wird auf zwanzig bis dreißig Milliarden geschätzt.

Dies erklärt den ungeheuern Enthusiasmus, mit dem das amerikanische Geschwader in Australien und Neuseeland empfangen worden ist, und der in England einiges Erstaunen hervorgerufen hat. Man muß dabei nicht vergessen, daß Großbritannien seine Seestreitkräfte im fernen Osten auf ein Minimum verringert hat, um die Konzentration aller irgendwie verfügbaren Kräfte in den Heimatsgewässern, vornehmlich mit Rücksicht auf die Verstärkung der deutschen Flotte und der damit verbundnen vermeintlichen Drohung zu ermöglichen.

Die Sparsamkeitstheorie des liberalen Kabinetts, die in dem Satze gipfelte: Economy and efficiency, wirkte ebenfalls mit. Die Folgen dieser gewagten Politik üben jetzt ihre Wirkung auf die australische Bevölkerung aus.

*) Nachrichten zufolge scheint eine Verständigung mit der britischen Admiralität bevorzustehen, indem die meisten Vorschläge Mr. Deakins angenommen werden. Zwei moderne Kreuzer sollen Australien zu Ausbildungszwecken gestellt werden. Die Admiralität gibt ihren ablehnenden Standpunkt auf.

Digitized by Google

Das Commonwealth fühlt, daß es selbst in militärischer Beziehung zu handeln gezwungen sei, aber es wäre falsch, anzunehmen, daß es in bittender Weise den Amerikanern die Hände entgegenstreckt, es steht da als Kamerad und Blutsverwandter in der Verteidigung einer guten Sache. Das Beispiel Amerikas feuert zur Nacheiferung an.

Auch in England hat man die Folgen der Konzentrationspolitik jetzt klar erkannt; die Bemühungen, mit Deutschland zu einer Verständigung über die maritimen Rüstungen zu kommen, dienten vor allem dem Zweck, Teile der Flotte wieder zur Verwendung auf außereuropäischen Stationen, vor allem dem Osten, freizumachen. Nachdem die Verständigung nicht im gewünschten Sinne erreicht worden ist, wird die große Anleihe für Marinezwecke, die auch für das liberale Kabinett beschloßne Sache ist, keinerlei Widerstand begegnen und unbedingte Annahme finden.

Die großen Gemeinwesen jenseits der Ozeane mit Selbstregierung entwachsen der direkten Kontrolle des Mutterlandes immer mehr, und während man in England noch nach einer Formel und den leitenden Grundsätzen sucht, nach denen das Weltreich zusammengehalten werden soll, sind sich die führenden Geister in Kanada, Australien und Südafrika darüber einig, daß sie keinen untergeordneten Status irgendwelcher Art im Reiche mehr annehmen könnten, sondern sich nur als gleich an Art, wenn auch noch nicht gleich an Macht betrachtet wissen wollen. Einer der bedeutendsten Vorkämpfer und Förderer des großbritischen Imperialismus — Lord Milner — sieht die Lösung der Frage in einer Union unabhängiger und gleicher Staaten, jeder solle autonom sein, und die Autonomie solle die Grundlage ihrer Handlungen, aber als Bindeglied zwischen ihnen die britische Krone (und vorläufig die Flotte) sein.

Die Frage der Reichsverteidigung unter den heutigen Verhältnissen ist äußerst schwierig. Die Kolonien, besonders Australien, haben dem Mutterlande bei verschiednen Gelegenheiten wirksame Hilfe geleistet, zum Beispiel als sie 1881 in Ägypten und im südafrikanischen Kriege fern von ihren Küsten kämpften, aber stillschweigend war dabei ihre eigne Sicherheit durch die Flotte des Mutterlandes garantiert. Mehr und mehr aber erkennt man, daß sich eine solche Position in dem Maße überlebt, wie die Nationen in ihrem Reifeprozeß fortschreiten und zu nationalem Bewußtsein gelangen. Das Beispiel der Vereinigten Staaten Amerikas, die eine so gewaltige Flotte in wenigen Jahren organisiert haben, dient ihnen als Fingerzeig. Auch Australien erwägt seit einiger Zeit den Bau einer Marine zu Küstenverteidigungszwecken und hat die allgemeine Wehrpflicht im Prinzip angenommen; der Besuch der amerikanischen Flotte hat den Bestrebungen einen mächtigen Antrieb gegeben. Der Premierminister gibt den Wünschen und Gefühlen der Australier Ausdruck, wenn er bei Gelegenheit des amerikanischen Flottenbesuchs sagt, in seinen Verhandlungen mit der britischen Admiralität über die Seestreitkräfte in australischen Gewässern halte er an dem Grundsatze direkter Ausgaben und

Digitized by Google

direkter Kontrolle fest. Er nehme an, daß es der Besuch der Flotte der Vereinigten Staaten der britischen Admiralität klar vor Augen führe, welches intensive Verlangen in Australien nach einer Flotte in australischen Gewässern bestehe, die in Fühlung bleibe mit den nationalen Aspirationen und den direkten Interessen der Bewohner des Commonwealth. Die Summe, die jährlich zur Landesverteidigung aufgebracht wird, beläuft sich auf 6 Schillinge für den Kopf. Bis jetzt zahlt das Commonwealth 250000 Pfund Sterling an das Mutterland als jährlichen Zuschuß zu den Marineausgaben. Der Vorschlag des Premierministers Deakin geht nun dahin, anstatt dieser Summe tausend australische Seeleute für den Dienst auf der australischen Station zu stellen. Der Unterhalt dieser Leute wird zu 100000 Pfund Sterling berechnet, die Differenz soll zum Bau von Unterseebooten und Torpedobootszerstörern verwandt werden. Diese Maßnahmen müssen als die Anfänge einer australischen Flotte angesehen werden, zwar zunächst einer reinen Defensivflotte, der der Küsten- und Hafenschutz obliegt. Weiter wird dem Mutterlande vorgeschlagen, zwei Kreuzer mit je vierhundert Mann Besatzung (australischer Seeleute) dauernd, auch in Kriegszeiten auf der Station zu belassen. Ein erweitertes Programm für den Ausbau der vorhandnen Hafenbefestigungen liegt ebenfalls vor.

Was nun die Landstreitkräfte der Föderation betrifft, so war es bisher um diese traurig bestellt, die „Armee" bestand aus 22000 Mann (1333 ständiger Truppen, 15187 Milizen und 5237 Freiwilligen). Während der letzten sechs Jahre sind mannigfache Entwürfe zu einer nationalen Wehrmacht entstanden und wieder verworfen worden, als letzter vor gut einem Jahre der des Generals Hutton. Die Defence Acts von 1903/04 legten zwar jedem australischen Bürger die Verpflichtung zum Dienst während eines Krieges auf, aber es wurden noch keine Vorkehrungen getroffen, um eine entsprechende Ausbildung mit der Waffe zu ermöglichen.

Vor zwei Jahren trat unter dem Druck der äußern Verhältnisse die Australian National Defence League ins Leben, ihr Organ ist der Call und ihr Zweck, Australien wehrfähig zu machen, indem nach und nach die ganze männliche Bevölkerung eine militärische Schulung erhalten soll. Man entschied sich für das Schweizer System, natürlich unter Anpassung an die Verhältnisse. Der Zweig der „Verteidigungsliga", der seinen Sitz in Neusüdwales hat, befürwortete von vornherein die allgemeine Wehrpflicht. Der Zweig „Victoria" sträubte sich gegen den Vorschlag und jagte immer noch dem Phantom eines allgemeinen freiwilligen Dienstes nach. Der damalige Verteidigungsminister, Mr. Playford, verwarf den Gedanken einer Bürgerwehr sogar ganz und gar. Mr. Deakin selbst stand anfangs auf seiten seiner Landsleute in Victoria, beschloß aber dennoch eine Kommission zum Studium der Schweizer Wehrverhältnisse zu entsenden. Inzwischen gewann die „Neusüdwales"-Richtung immer mehr Anhänger, die letzten Parlaments-

Digitized by Google

wahlen brachten einen neuen Verteidigungsminister, Mr. Ewing, ans Ruder, der ebenfalls Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht war, und der im Unterhause erklärte: „Wir müssen es allen australischen Männern zur Pflicht machen, diesen Teil der nationalen Verantwortung auf sich zu nehmen.“ Es wurde ein Gesetzentwurf zur Schaffung einer nationalen Miliz eingebracht. Eine kampffähige Truppe soll geschaffen werden, so groß wie nur irgendmöglich und mit Kosten so niedrig wie möglich. Die Ausbildung soll sich nur auf die zum Kriege nötigen Dinge erstrecken. Das Gesetz besagt: Jeder männliche Australier ist wehrpflichtig, und zwar vom zwölften bis fünfzehnten Lebensjahre in den Korps der Kadetten (Cadet Corps). Hier erhält er sozusagen eine vorbereitende körperliche Ausbildung, lernt den elementaren „Drill“ und beginnt seine Schießausbildung. Mit fünfzehn Jahren tritt er in das ältere Korps der Kadetten über (senior Cadet Corps), in dem er bis zum achtzehnten Jahre verbleiben muß. Jetzt soll — körperliche Tauglichkeit vorausgesetzt — der Eintritt in die nationale Miliz (National Guard), der jeder Bürger bis zum sechsundzwanzigsten Jahre angehören muß, erfolgen. In jedem Jahre ist der junge Bürger zur Teilnahme an sechzehn Übungstagen verpflichtet, außerdem hat er einen Schießkursus durchzumachen. Der Eintritt in einen der zahlreichen schon bestehenden Schießvereine wird nicht erzwungen, aber gewünscht. Hiermit wird das Schweizer Vorbild nicht erreicht, in dem mindestens fünfundsechzig Tage zu Übungen vorgesehen sind. Eine Zentralmilitärschule (Central School of Instruction) soll geschaffen werden, an der die besten Kräfte wirken sollen, daneben wird jeder Staat seine eigne School of Instruction besitzen für den kostenlosen Besuch durch Offiziere und Unteroffiziere. Überhaupt soll die Offizierlaufbahn möglichst verbilligt werden durch Gewährung der Uniform und Einfachheit der Lebenshaltung. Die soziale Stellung der Anwärter soll keinerlei Rolle bei der Ernennung zum Offizier spielen, was bisher nicht immer der Fall war, die dienstliche Tüchtigkeit soll allein ausschlaggebend sein.

Keiner der Urheber dieses Gesetzes sieht darin etwas vollkommnes, aber die Grundlage für eine nationale Wehr ist damit gelegt, und diese ist angesichts der Entwicklung der Dinge im fernen Osten eine Notwendigkeit für Australien. Der Premierminister Deakin kündigt an, daß wie die letzte Parlamentssession unter dem Zeichen der Zollgesetzgebung gestanden habe, die folgende der Wehrgesetzgebung vornehmlich gewidmet sein soll. So gehn die großen Tochterstaaten dem Mutterlande mit dem Beispiel der allgemeinen militärischen Ausbildungspflicht voran, und für England wird es nur eine Frage der Zeit sein, ihnen darin zu folgen. Die freiwillige Territorialarmee ist ein Übergang.

W. Paschen

Digitized by Google

Die Türkenherrschaft und ihre Folgen*)

Von Prof. Dr. M. Murko in Graz

Byzanz mit seiner die Südslawen beherrschenden Kultur ging langsam seiner Auflösung entgegen, aber seine Erben wurden weder die orthodoxen Bulgaren oder Serben noch die katholischen „Lateiner", sondern die mohammedanischen osmanischen Türken, die ursprünglich von Byzanz als Bundesgenossen aus Kleinasien nach Europa gelockt worden waren und sich nach vorübergehenden Streifzügen auf der Burg Tzympe (1352) und durch die Einnahme von Kallipolis (1354) daselbst dauernd festgesetzt hatten. Im Laufe einiger Jahrzehnte stand ihnen schon die ganze Balkanhalbinsel offen, denn die Macht Serbiens, das im vierzehnten Jahrhundert ihre Geschicke lenkte, wurde durch die Schlacht am Kosovo polje (1389) gebrochen, ein auserlesenes westeuropäisches christliches Heer aber bei Nikopolis aufs Haupt geschlagen (1396). Die Zertrümmerung des Osmanenreichs in der Riesenschlacht von Angora (1402) durch Timur, gegen den schon die Serben unter Stefan Lazarević tapfer auf seiten der Türken mitkämpften, und die nachfolgenden Familienstreitigkeiten verstanden weder Byzanz und die Balkanstaaten noch die übrigen zunächst interessierten christlichen Mächte auszunützen, um die eroberungssüchtigen Bekenner des Islams aus dem Südosten von Europa zu verdrängen, was damals ganz gut möglich gewesen wäre. Auch für die Folgezeit darf man die Schuld für das siegreiche Vordringen der durch ihre militärische Organisation überlegnen Türken nicht bloß den Balkanstaaten zuschieben, die durch den Byzantinismus, Feudalismus und Partikularismus sowie durch die religiösen Wirren zerrüttet und unter sich uneinig waren. Trotz aller Ermahnungen der Päpste wurde die europäische Christenheit schon durch die leichtsinnig heraufbeschworene und ungenügend vorbereitete Schlacht bei Warna (1444) fast bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts in eine bloße Defensivstellung gegen den die europäische Kultur bedrohenden Islam gedrängt und tat selbst in dieser Hinsicht nicht ihre Pflicht (vgl. bezüglich der Saumseligkeit der deutschen Fürsten bloß die Klagen Luthers), ganz abgesehen davon, daß

*) Aus dem bei C. F. Amelangs Verlag in Leipzig demnächst erscheinenden interessanten Buche: Geschichte der älteren südslawischen Literaturen, das wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern empfehlen möchten.

Digitized by Google

manche christlichen Mächte die Türken direkt förderten, wie zum Beispiel die allerchristlichsten Könige von Frankreich aus Konkurrenz gegen die Habsburger.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß nach dem Falle von Konstantinopel (1453), in dem das türkische Reich seinen Mittelpunkt erhielt, auch Serbien (1459), Bosnien (1463), die Herzegowina (1482) und 1498 auch die Zeta, die schon 1482 die Unabhängigkeit verloren hatte, türkische Provinzen wurden; denn die Behauptung, daß das montenegrinische Falkennest nie das türkische Joch getragen habe, gehört in das Gebiet der epischen Fabeln. Seit der schrecklichen Niederlage auf dem Krbawafeld bei Udbina (1493) stand auch Kroatien, das in diesen schweren Zeiten auf sich selbst angewiesen war, da es seine in verschiedne mitteleuropäische Angelegenheiten verwickelten ungarischen Könige im Stiche ließen, den unausgesetzten Türkeneinfällen offen und begann beim Kaiser Maximilian und dem Papst Alexander dem Sechsten Schutz zu suchen, was aber größere Verluste zuerst in Dalmatien nicht verhinderte (1522 Knin und Scardona). Auf dalmatinischem Boden wurde aber Kroatien ohnehin durch große Erwerbungen Venedigs geschwächt, dem Städte und Inseln durch Käufe, freiwillige Übergabe, Eroberungen und Friedensschlüsse zufielen (1409, 1413, 1420, 1433). Gegen die auch zum Adriatischen Meere vordringenden Türken verteidigten die Kroaten das dalmatinische Festland schon mit Unterstützung des Habsburger Ferdinand. Durch die Schlacht von Mohács (1526) wurde das durch Oligarchenherrschaft und Thronstreitigkeiten geschwächte Ungarn, das aufhörte, ein selbständiges Reich zu sein, zum großen Teile selbst eine Beute der Türken, in deren Besitz auch Slawonien bis Esseg, das südliche Kroatien bis zum Kapelagebirge und das nordwestliche Bosnien bis zur Una übergingen; Jajce, nach dem Urteile der Zeitgenossen der stärkste Verteidigungspunkt ganz Kroatiens und des südlichen Ungarn, fiel erst 1528. Es waren in der Tat nur traurige Überreste Kroatiens (Reliquiae reliquiarum olim regni Croatiae nannten sie die Stände selbst), die 1527 den Habsburger Ferdinand den Ersten zu ihrem König erwählten, dessen Nebenbuhler, Johann Zapolya, aber auch hier keinen geringen Anhang fand.

Auf diese Weise waren bereits in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach den Bulgaren auch schon alle Serben und der größere Teil der Kroaten unter der Herrschaft des Halbmonds vereinigt und blieben es über anderthalbhundert Jahre. Die Reste Kroatiens glichen aber als „Vormauer des Christentums“ einem beständigen Heerlager, und fortwährenden türkischen Einfällen waren auch Krain und hauptsächlich die slowenischen Gebiete Steiermarks und Kärntens ausgesetzt. An der adriatischen Küste beherrschte, wie einst das oströmische Kaisertum, die Republik Venedig mit ihrer Flotte, deren Mannschaft meist Südslawen bildeten, die Inseln, befestigten Städte und einen stellenweise so engen Streifen des Festlandes, daß man in der Tat vom Meeresufer das Krähen der Hähne auf türkischem Gebiete hören konnte, wie das Volk selbst zu sagen pflegte. Das einzige selbständige christliche Staats-

Digitized by Google

wesen, allerdings unter türkischer Oberhoheit, auf dem ganzen Balkan bildete die kluge Handelsrepublik Ragusa, deren unternehmende Kaufleute den Binnenverkehr der ganzen Halbinsel in die Hände bekamen und Kolonien bis zu den Donaumündungen und dem Schwarzen Meere (Warna) besaßen.

Die Türken beerbten Byzanz nicht bloß äußerlich, sondern übernahmen auch die meisten Einrichtungen von ihm und änderten an den ethnographischen und sogar religiösen Verhältnissen weniger, als man glauben könnte. Ihre Kolonisationskraft war bald erschöpft, sodaß sie größere Gebiete nur im Südosten der Balkanhalbinsel besiedelten, namentlich an strategisch wichtigen Punkten, was zum Beispiel an der Vardarlinie auffällt, durch deren starke türkische Bevölkerung die mazedonischen Slawen heute fast in zwei Teile gespalten sind. Im Nordwesten kamen osmanische Einwohner nur in Städte und wichtige Burgen, wurden aber hier meist slawisiert, namentlich in den bosnisch-kroatischen Grenzgebieten. Sonst vermehrten sich die „Türken" durch christliche Renegaten, unter denen auf slawischer Seite am stärksten die Bogomilen, namentlich in Bosnien und Herzegowina, die Orthodoxen und Katholiken aber ungefähr nach ihren Prozentverhältnissen in gleicher Weise vertreten waren. In das Gebiet der geschichtlichen Fabeln gehört die Behauptung, daß speziell die Orthodoxie eine feste Mauer gegen den Islam gewesen sei, denn ein bosnischer Bücherschreiber des sechzehnten Jahrhunderts klagt ausdrücklich, daß „viele von niemand gequält, sich von der Orthodoxie abwandten", und ein andrer Bücherschreiber aus Sarajevo gibt 1516 seinem Schmerz über eine große Vermehrung der „Agarener" und eine große Verminderung der Orthodoxen Ausdruck. Freiwillig nahmen den Islam Fürstensöhne und der Adel an, um ihren Besitz und ihre privilegierte Stellung, deren sich nur „Rechtgläubige" erfreuen konnten, zu retten; unter den slawischen Balkanländern ragt auch hier Bosnien mit Herzegowina hervor, das den stärksten, geradezu mitteleuropäischen Feudaladel aufzuweisen hatte. Besonders zahlreich waren die Pseudotürken, die aus der Blüte der aller fünf Jahre für den Militärdienst ausgehobnen christlichen Jugend (Janitscharen), aus Gefangnen (am Ende des sechzehnten Jahrhunderts finden wir darunter sogar einen tapfern Agramer Kanonikus, den seine Mitbrüder und Kaiser Maximilian allzulange nicht losgekauft hatten) und den in die Harems geschleppten oder auch entlaufnen Mädchen und Frauen hervorgegangen sind. Die Stärke des türkischen Reichs in seinen besten Zeiten bildete gerade der Umstand, daß jedermann zu den höchsten Ämtern und dadurch auch zu großem Grundbesitz und Reichtum gelangen konnte. Bezeichnend ist die Tatsache, daß aus den bosnischen und anliegenden kroatischen Gebieten vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert nicht weniger als achtzehn Großwesire stammten, während die Zahl von andern hohen und bedeutenden slawischen Würdenträgern in die Hunderte geht. So wird es begreiflich, daß selbst am Hofe des Sultans Sulejman (1520 bis 1566), unter dem die türkische Macht den Gipfelpunkt erreichte, die slawische, speziell serbokroatische Sprache eine wichtige Rolle spielte

Digitized by Google

(die Gesandtschaft Ferdinands des Ersten konnte sich 1530 in Konstantinopel nur in dieser Sprache verständigen), daß wir aus der Kanzlei der Großherren und namentlich von den Würdenträgern der nördlichen und westlichen Grenzgebiete des türkischen Reichs zahlreiche serbokroatische, manchmal von Bulgarismen durchtränkte Urkunden (meist in cyrillischer, aber auch in lateinischer und glagolitischer Schrift) besitzen, und daß selbst Johann Zapolya mit dem Türken Mechmedbeg serbisch korrespondierte. Ebenso war Slawisch die eigentliche Verkehrssprache im Janitscharenkorps.

Diese Tatsachen waren den nordwestslawischen Zeitgenossen genau bekannt, bildeten sogar einen Stolz ihrer Grammatiker, Chronisten und Schriftsteller; so werden auch die Bemühungen der slowenischen Protestanten und ihrer deutschen Protektoren begreiflich, die mit Hilfe der cyrillischen und glagolitischen Drucke nicht bloß alle christlichen Südslawen, sondern auch die „Türken" bis Konstantinopel für die neue Lehre gewinnen wollten. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß die Türken in Europa mancherlei auch von den Slawen angenommen haben. Erwähnt sei, daß Bosnien auch Dichter in persischer und türkischer Sprache lieferte.

Der Konservatismus der Türken äußerte sich besonders in der Regelung der kirchlichen Verhältnisse. Das griechische Patriarchat ließen sie unangetastet und statteten es noch mit großer weltlicher Macht über seine Gläubigen aus. Daß die griechische Kirche dem Marasmus verfiel, daran waren die Türken nicht schuld, an der Käuflichkeit der Patriarchen-, Bischofs- und Priesterwürden und an andern Mißständen nur teilweise. Unter den guten Geschäften, die der Phanar mit der Hohen Pforte auf Kosten seiner christlichen Ausbeutungsobjekte machte, unter dem nationalen Hochmut und der Intoleranz der Griechen hatte zuerst nur die große Mehrzahl der Bulgaren zu leiden, während die übrigen Südslawen davon über zweihundert Jahre frei blieben. Das serbische Patriarchat wurde allerdings vorübergehend dem Erzbistum Ochrida untergeordnet. Die übliche Behauptung, daß dies gleich nach der Einverleibung Serbiens (1459) geschehen sei, ist nicht bewiesen; dafür wird aber noch 1508 ein Inhaber des Thrones des heiligen Sava, Erzbischof Jovan, genannt. Jedenfalls wurde ein längerer Kampf um die Autokephalie von Peć geführt; um 1530 versuchte sie ein gewisser Paul wiederherzustellen. Dauernd wurde das serbische Patriarchat 1557 unter sonderbaren Umständen erneuert. „Der mächtige Mehmed Sokolović (Sokolli), später Großwesir, in seiner Jugend Diakon des Klosters Mileševa, ein gebürtiger Herzegowiner, setzte seinen Bruder, den Mönch Makarij, wieder als eignen serbischen Erzbischof ein. Die Erneuerer waren eine merkwürdige Gesellschaft von Verwandten: die einen Mohammedaner und türkische Feldherren, Statthalter und Wesire, die andern Mönche, Bischöfe und Erzbischöfe, aber alle mit Gefühl für die alten Rechte ihrer Nation." Begreiflich ist es, daß sich die Erzbischöfe von Ochrida im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert Herren „aller Bulgaren, Serben und der übrigen"

Digitized by Google

nannten, aber auffällig ist es, daß die von Peć ebenfalls auf „alle Serben, Bulgaren und viele andre Länder“ oder ebenso auf „die übrigen“ Anspruch erhoben. Die Machtsphäre der beiden Kirchen erfuhr in der Türkenzeit sogar eine Erweiterung, denn der von Ochrida war seit dem Ende des vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, allerdings mit Unterbrechungen, auch Rumänien untergeordnet. Peć aber, das ohnehin ein wenig auf Kosten des Erzbistums Ochrida im Südosten erweitert wurde, konnte erst jetzt die kirchliche Organisation in Bosnien ausbauen und bekam nicht bloß die Orthodoxen in Ungarn, Slawonien, Kroatien und Dalmatien zugewiesen, sondern türkische Machthaber wollten seit dem sechzehnten Jahrhundert sogar die dortigen Katholiken der Jurisdiktion des Patriarchen von Peć ausliefern. Man findet es vom Standpunkte der Türkei auch vollkommen begreiflich, daß ihr der Patriarch von Konstantinopel und der ebenfalls auf ihrem Territorium ansässige und von ihr abhängige Patriarch von Peć lieber waren als der Papst, der nicht müde wurde, die katholischen Mächte gegen sie aufzustacheln. Ebenso verständlich ist das Bestreben, die Katholiken aus einem strategisch so wichtigen Gebiet, wie es das Sandschakat Lika an der kroatisch-dalmatinischen Grenze war, zu verdrängen. Die beiden genannten kirchlichen Würdenträger forderten in der Tat zu wiederholten malen unbarmherzig Abgaben auch von den Katholiken.

Die beiden autokephalen Kirchen, die dieselben Schwächen zeigten wie ihr Musterbild am Bosporus, waren jedoch, obgleich Ochrida eine Stütze des Hellenismus bildete, den Patriarchen von Konstantinopel und dem Phanar aus finanziellen und nationalpolitischen Gründen ein Greuel. Immerhin gelang den Phanarioten erst dann, als sie ganz die Oberhand erreicht hatten, die Vernichtung des autokephalen bulgarischen Erzbistums in Ochrida und des serbischen Patriarchats in Peć (1767). So lastete endlich auf allen orthodoxen Slawen der Türkei das Joch der griechischen Kirche, das speziell in kultureller Hinsicht viel schlimmer war als das türkische und derartige Gefühle weckte, daß aus Haß gegen den habgierigen griechischen Klerus Übertritte zum Islam vorkamen, z. B. in Altserbien. Die slawische Liturgie erhielt sich bei den Bulgaren fast nur in den Dörfern, aber selbst in Serbien gab es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts griechische Bischöfe, die nur schlecht slawisch konnten. Angesichts der panhellenistischen Träume war es ein Glück für die Balkanslawen, daß die griechische Bildung auf eine sehr niedrige Stufe gesunken und nur dadurch zugänglich war, daß man außer der griechischen Umgangssprache noch die künstlich konservierte literarische lernen mußte, weshalb die Griechen wenig Assimilationskraft besaßen und den slawischen Massen nicht gefährlich werden konnten. Die ganze Lage der orthodoxen Slawen unter der Herrschaft der Türken und Griechen macht es aber auch erklärlich, daß das religiöse Leben der Bulgaren und Serben in einen tiefen Verfall geriet und heute vom innigen Glauben der Russen ganz verschieden ist.

Digitized by Google

Die Türken selbst waren ursprünglich speziell gegen die slawischen orthodoxen Christen nicht besonders intolerant. Anfangs gebührt ein Verdienst dafür auch den bulgarischen und serbischen Fürstinnen, die aus politischen Gründen den Harem der Sultane zieren mußten: Thamar, einer Schwester Schischmans, Olivera, die von Konstantin von Kostenec als „serbische Esther" gefeiert wird, und Mara, aus dem Geschlecht der Brankovići, deren Schutz sich namentlich die serbischen Athosmönche erfreuten. Auch den Mönchen des Rylaklosters erwirkte sie die Bewilligung, daß sie sich den bulgarischen Nationalpatron Joann Rylskyj aus Sofia holen konnten (1469); die Schilderung dieses Ereignisses durch Vladislav den Grammatiker zeugt von der ungewöhnlichen Ruhe, die damals in Bulgarien herrschte. An einer gewaltsamen Bekehrung der slawischen Volksmassen hatten, abgesehen von strategisch wichtigen Punkten wie z. B. im Rhodopegebirge, die Türken kein besondres Interesse, im Gegenteil, den Grundherren mußte eine möglichst zahlreiche rechtlose Raja sehr willkommen sein. Diese selbst fühlte ursprünglich den Unterschied nicht so stark, weil sie im Grunde genommen nur die Herren gewechselt hatte. Erst allmählich machten sich auch die schweren Folgen der türkischen Wirtschaft bemerkbar, und seit dem Niedergang der türkischen Macht gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts beginnt auch die Unterdrückung der Christen, die sofort zu Aufständen bereit waren, wenn die Türkei nur irgendwo in einen größern Krieg verwickelt wurde. Dieser Kampflust bedienten sich auch gern die christlichen Mächte, namentlich Österreich und Venedig. Solche Versuche mußten die türkischen Christen allerdings schwer büßen, namentlich wenn sie mit einem fremden Heere gemeinsame Sache gemacht hatten, das sich dann zurückzog, wie die Österreicher 1689 aus Altserbien oder 1697 nach dem Streifzug des Prinzen Eugen nach Bosnien. Die fortwährenden Wanderungen nach dem Norden und Westen nahmen in solchen Kriegszeiten besonders große Dimensionen an. So kamen zahlreiche orthodoxe Serben nach Ungarn weit über ihre jetzigen Wohnsitze hinaus, wo sie trotz des Glaubensunterschiedes allmählich in der übrigen Bevölkerung aufgingen, und in die österreichischen und ungarischen Grenzgebiete, während andrerseits auch die Türkei orthodoxe Grenzwächter (martolosi aus dem griechischen ἁρματωλός × ἁμαρτωλός) ansiedelte. Zahlreiche Katholiken kamen aus Bosnien und der Herzegowina wieder nach Slawonien und in die Donaugebiete Ungarns (Bunjevci, Schokci), während sich andrerseits kroatische Katholiken in einem weiten Streifen im westlichen Ungarn bis nach Niederösterreich und Mähren zerstreuten. So wurden große Teile von ihren Stammeskörpern losgelöst, nicht immer zum Vorteil der slawischen Nationalität; speziell die Serben gaben auf diese Weise allmählich den größten Teil ihres Stammlandes preis, in dem der Prozeß des Zurückweichens vor den aus den Bergen herabsteigenden Albanesen bis auf den heutigen Tag nicht abgeschlossen ist. Auch die großen religiösen und dialektischen Mischungen in den österreichisch-türkischen Grenzgebieten werden aus diesen Wanderungen erklärlich; in den

Digitized by Google

nordwestlichen Gebieten von Bosnien und Herzegowina unterscheidet sich noch heute die bodenständige mohammedanische und katholische Bevölkerung von der eingewanderten orthodoxen durch den Dialekt (spricht i für ê, die orthodoxe je, ije). Auch in Bulgarien ist in jüngster Zeit eine große dialektische Buntheit, die auf ähnliche Wanderungen, namentlich infolge der russisch-türkischen Kriege, zurückzuführen ist, aufgedeckt worden, von den bulgarischen Kolonien in Bessarabien und in der Krim gar nicht zu reden.

Die geschilderten Ereignisse und Zustände waren von der größten Bedeutung für das geistige Leben aller Südslawen, mögen sie auch teilweise das türkische Joch nur kürzere Zeit oder gar nicht getragen haben. Durch den Untergang der Balkanstaaten verlor vor allem die Literatur die Unterstützung der Fürsten und des Adels, auf deren Schenkungen und fromme Stiftungen namentlich die Klöster, fast die einzigen Vertreter der schriftstellerischen und schreiberischen Tätigkeit, angewiesen waren. Die erste Folge der Türkenherrschaft war daher eine starke Auswanderung der hervorragendsten geistigen Kräfte aus Bulgarien und Serbien nach den Donaufürstentümern Walachei und Moldau und nach Rußland. Die beiden rumänischen Fürstentümer zeigen seit ihrem selbständigen Auftreten im vierzehnten Jahrhundert bis zum sechzehnten, ja noch bis zum Anfang des siebzehnten, ein vollständig slawisches Aussehen; die Alleinherrschaft der slawischen Kirchen- und Staatssprache ist nicht bloß auf das kulturelle Übergewicht des benachbarten Bulgarien zurückzuführen, sondern auch durch die historische Vergangenheit und die ethnographischen Verhältnisse (noch im fünfzehnten Jahrhundert ist slawische Bevölkerung nachweisbar) der Gebiete zwischen der Donau und den Karpaten zu erklären. Die mittelbulgarische Periode fand ihre eigentliche Fortsetzung in der Walachei und Moldau, für sie gelten hauptsächlich die Worte des serbischen Historiographen Konstantin von Kostenec, daß durch die Trnovoer Schriften „auch heute, trotz des Verfalls des Zartums, die umgebenden Zaren und Länder aufgeklärt werden". Die Sprache und die Orthographie des slawischen Schrifttums Rumäniens verraten in der Tat einen überwiegend bulgarischen Einfluß (daher „walacho-bulgarische" Urkunden u. ä.), doch häufig wurde im Lande selbst in slawischer und rumänischer Sprache, in neuster Zeit aber auch von verschiednen Gelehrten dafür der Ausdruck „serbisch" (serbische Chronik, serbische Handschriften, walacho-serbisch) gebraucht, was sich dadurch erklärt, daß die kirchenslawische Literatur zuletzt in Serbien die stärkste Pflege fand; von dort kamen nicht bloß zahlreiche Handschriften, sondern auch der erste Gründer rumänischer Klöster und der Schreiber der ältesten von den bis jetzt datierbaren Handschriften rumänischer Herkunft (Evangelium vom Jahre 1405), der auf dem Athos gebildete Pope Nikodem, und noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Mönch Makarij und andre serbische Buchdrucker nach der Walachei. Das slawische Schrifttum Rumäniens ist sehr reichhaltig und hat uns eine Menge südslawischer Werke aller Arten gut überliefert; neue Übersetzungen sind nicht

Digitized by Google

dazu gekommen, wohl aber Originalarbeiten. Die slawische Literaturperiode Rumäniens wird von den Einheimischen zu wenig beachtet und gewürdigt, zum Teil noch aus falscher Scham, die ebenso unvernünftig ist, wie es die Vernachlässigung der lateinischen Literaturperioden, Schriftsteller und Werke in Westeuropa wäre.

Zur Frage der Deportation

Von Rudolf Glauning

Die Frage der Deportation ist sowohl in der Budgetkommission wie auch in der Justizdebatte des Reichstags zur Sprache gekommen. Staatssekretär Dernburg hat sich als absoluter Gegner der Strafverschickung gezeigt, Staatssekretär Nieberding hält die Zeit für den Reichstag noch nicht für gekommen, um sich schon jetzt durch eine Resolution zugunsten dieses Gedankens festzulegen; er räumt aber die große nationale, kolonialpolitische, juristische und auch finanzielle Bedeutung dieser Frage ein und verspricht, daß sich die Justizverwaltung auch in Zukunft mit dieser Frage beschäftigen wird.

Trotz dieses ablehnenden Verhaltens des Reichstags wird der Gedanke der Deportation nicht einschlafen; dafür ist gesorgt. Die Frage der Strafverschickung ist nicht von heute und auch nicht von gestern; der Kampf um sie wogt unaufhörlich seit vielen Jahren, und es genügt wohl von denen, die mannhaft für sie eintreten, Namen wie Professor Dr. Bruck, Professor Dr. Heimberger, Oberlandesgerichtsrat Wagner, Generalleutnant von Liebert anzuführen, um damit den Beweis zu bringen, daß es sich nicht nur um „Phantastereien" und „falsche Humanität", und wie die Bestrebungen auf diesem Gebiet sonst noch von den Gegnern bezeichnet werden mögen, handelt, sondern um das zielbewußte Erkämpfen einer guten und für unser Vaterland in vieler Hinsicht bedeutsamen Sache.

Das Verdienst des Hauptmanns a. D. Werther, der selbst ein alter Afrikaner ist und demnach gerade auf diesem Gebiet über äußerst wichtige Erfahrungen und Kenntnisse verfügt, ist es nun gewesen, im April vorigen Jahres den Deportationsverband ins Leben gerufen zu haben.*) Dieser Verband hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Gedanken der Deportation, mehr als es bisher geschehen ist, zu verbreiten, ihm Freunde und Gönner zu werben und das Interesse hierfür auch in die weitesten Schichten unsers Volkes hineinzutragen. Der Verband will über die Zweckmäßigkeit der

*) Die Grenzboten sind seit je überzeugte Anhänger der Deportationsstrafe gewesen und halten diese Strafe trotz Dernburg und andrer Gegner auch jetzt noch für eine Einrichtung, die unserm Volksleben nur zum Segen gereichen könnte.

Digitized by Google

Deportation aufklären und eine gesetzliche Einführung anstreben. Durch Ausarbeiten von Denkschriften und Eingaben an die zuständigen Stellen, durch Verkehr und Meinungsaustausch mit Sachverständigen und Interessenten und durch Anregung der öffentlichen Meinung durch Wort und Schrift wird er dahin arbeiten, daß sich breitere Volksströmungen zugunsten der Strafverschickung bemerkbar machen, sodaß diese Frage endlich einmal als spruchreif zu betrachten sein dürfte und nicht mehr ohne weiteres über sie hinweg gegangen werden kann.

Der Deportationsverband hat im Januar dem Reichstag eine Petition unterbreitet über die Errichtung einer Kolonie entlassener Strafgefangner auf der Insel Neu-Pommern. Er hat sich zu dieser Eingabe entschlossen, nachdem eine Petition des Deportationsausschusses des deutschen Kolonialbundes über die Einführung der fakultativen Strafverschickung im Herbst 1906 im Reichstag zu keinem Resultat geführt hat. Wie schon oben erwähnt worden ist, hat auch die neue Eingabe trotz der Resolution des Reichstagsabgeordneten von Liebert keinen Erfolg gehabt.

Nun heißt es erst recht, weiter auf diesem Gebiet arbeiten, nun kommt es darauf an, diesem Gedanken immer mehr Freunde zuzuführen und die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Sache zu interessieren, damit der Deportationsverband unter Umständen einmal selbst die pekuniären Mittel in die Hand bekommt, um durch einen wenn auch noch so kleinen praktischen Versuch mit der Ansiedlung von Strafentlassenen den Beweis zu liefern, daß aus unsern Entlassenen besonders auf diesem Wege noch nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft gemacht werden können, und daß hierdurch und durch die Deportation der Strafgefangnen selbst am ehesten noch der Hochflut der Rückfälligen Einhalt getan werden kann.

Den Verfechtern der Strafverschickung werden immer und immer wieder die traurigen Erfahrungen entgegengehalten, die andre Staaten mit der Deportation machen mußten, ebenso die großen Kosten, die sie verursachen würde, dann die klimatischen Schwierigkeiten, ferner die Bedenken, auf diese Weise unsre Kolonien mit Zuchthausbrüdern zu überschwemmen, und endlich die Befürchtungen, daß speziell, sofern es sich um die Errichtung einer Strafkolonie auf einer der Inseln im Stillen Ozean handeln sollte, England-Australien diesem Gedanken sehr feindlich gegenüberstehn würde.

Es muß zugegeben werden, daß weder Rußland noch Frankreich an der Deportation viel Freude erlebt haben; es muß aber auch festgestellt werden, daß der Aufschwung Australiens vor allem der Ansiedlung von Strafgefangnen zu verdanken ist. Was die Kosten anlangt, so wissen wir alle, welche enorme Summen der Strafvollzug alljährlich in Deutschland verschlingt, und wie teuer der Bau neuer Anstalten zu stehn kommt; daß im Vergleich hierzu die Kosten der Strafverschickung geringer sind, ist schon nachgewiesen worden. Auch dafür ist der Erweis gebracht worden, daß wir unter unsern Kolonien genug solcher

Digitized by Google

besitzen, die klimatisch keinerlei Schwierigkeiten machen würden. Selbstverständlich kann es auch nicht Absicht der Deportation sein, unsre schönen Kolonialländer mit „Zuchthäuslern“ zu überschwemmen, es würde sich bei der Strafverschickung Unverbesserlicher doch nur um völlig isolierte, entlegne Inseln oder bei der Ansiedlung von Strafgefangnen oder Entlassenen auf andern Gebieten nur um ausgesuchtes Menschenmaterial handeln. Durch den Vertrag mit England vom Jahre 1886 ist die Grenze der Südsee, innerhalb derer auf beiden Seiten keine Strafkolonien angelegt werden dürfen, auf den fünfzehnten Grad nördlicher Breite bestimmt, sodaß uns immer noch die Marianen für Deportationszwecke übrig blieben.

Wer im Strafvollzug tätig ist, und wer die Insassen unsrer Strafhäuser kennt, der weiß, daß unsre Gefängnisse genug brauchbare Menschen in ihren Mauern bergen, die hier bei uns mit dem Kainszeichen des Vorbestraften nur schwer wieder festen Fuß fassen können, die aber der Menschheit recht wohl wieder als brauchbare, nützliche Glieder zurückgegeben werden könnten, wenn man ihnen hilfreich die Hand reichen wollte, wie es durch Ansiedlung in den Tropen geschehen würde; der weiß auch, daß wir Elemente nach verbüßter Strafzeit wieder loslassen müssen, die eine große Gefahr für die Mitmenschen bedeuten, und bei denen man mit schwerem Herzen unwillkürlich an die denken muß, die die nächsten Opfer dieser Wüstlinge, dieser Unverbesserlichen sein werden. Diese Leute würde man sicher am besten auf einer fernen, weltentlegnen Insel ansiedeln. Das alles ließe sich durch die fakultative oder die zwangsweise Deportation erreichen. Ist das wirklich eine falsche Humanität, solchen zu helfen, die den Willen haben, sich zu bessern, und andrerseits die menschliche Gesellschaft zu schützen vor denen, die nicht mehr zu bessern sind?

Oder haben wir noch andre Mittel und Wege, um dies zu ermöglichen? Durch einen andern Strafvollzug? Durch neue Strafarten? Durch ein neues Strafgesetz? Durch eine andre Art der Fürsorge? Um den Rückfall, der nach den neuen Statistiken geradezu rapid zunimmt, etwas einzudämmen, können noch Mittel und Wege gefunden werden vor allem durch Errichtung von Anstalten, in denen Unverbesserliche und nicht voll Zurechnungsfähige dauernd interniert werden, durch Anstalten, in denen ganz oder teilweise erwerbsunfähige Aufnahme finden, durch Anstalten, worin Alkoholiker geheilt oder dauernd untergebracht werden usw. Aber was würden solche Maßnahmen erst für Summen Geldes verschlingen!

Die Deportation, bei der Verbesserliche und Unverbesserliche streng voneinander zu scheiden wären, ist meines Erachtens zurzeit ganz besonders dazu geeignet, auf dem Gebiete der Kriminalistik Wandel zu schaffen. Und so heißt es fortarbeiten an dem Gedanken der Strafverschickung.

Digitized by Google

Goethes letztes Lebensjahr

Ein Mosaikbild

Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe, auch Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen.
Gespr. mit Soret, den 17. Februar 1832

1

Mit Fug und Recht wird in den gangbaren Biographien Goethes die Zeit von 1824 bis 1832 zusammenfassend in einem Abschnitte behandelt. Das Jahr 1823 mit den beiden ernsten Krankheitsanfällen und den starken gemütlichen Aufregungen im Sommer und Herbst bildet ohne Zweifel einen Wendepunkt im Leben des Dichters. Die Besucher gegen Ende des Jahres fanden den bis dahin wunderbar Frischen und Rüstigen merklich gealtert. Jedenfalls hat sich dieser von 1824 bis zu seinem Tode nur ganz selten und nicht weiter als bis Jena, Dornburg, Ilmenau von Weimar entfernt, sich vom Hofe und der großen Geselligkeit, auch vom Theaterbesuch je länger je mehr ferngehalten, sodaß die letzten acht Jahre, abgesehn von Jubiläumsfesten und schmerzlichen Trauertagen, bemerkenswerte Erlebnisse nur in geringer Zahl bieten. Auch war diese letzte „testamentarische" Zeit vornehmlich dem Sammeln, Sichten und Ergänzen des in frühern Jahren gearbeiteten gewidmet; wesentlich Neues hat Goethe in ihr nicht mehr in Angriff genommen.

Immerhin hat diese Zusammenfassung der langen Zeit von 1824 bis 1832 den Nachteil im Gefolge, daß die Höhepunkte im Leben des Dichters wohl gebührend hervorgehoben, im übrigen aber einigermaßen zerfließende Bilder gezeichnet werden. Vielleicht erscheint es deshalb manchen als eine dankenswerte Ergänzung der Goethebiographien, wenn im nachstehenden das Bild eines einzelnen Jahres, aus Hunderten kleiner und kleinster Mosaikstückchen zusammengesetzt, vorgeführt wird. Befremdend mag zunächst erscheinen, daß zu diesem Behufe gerade das Jahr von März 1831 bis ebendahin 1832 ausgewählt worden ist. Vielleicht rechtfertigt sich die Wahl durch die Ausführung.

Der angemessene Gang ist wohl, daß mit dem Äußerlichen, mehr Profanen begonnen wird, erst nach und nach die Schilderung zu Höherm, Bedeutenderem aufsteigt. Soll das Bild genügend scharf und genau werden, so wird unvermeidlich auch Kleines und Kleinstes mit herbeizuziehn sein. Ob hierin zu weit gegangen worden ist, möge man entscheiden, wenn man das Ganze übersieht.

Um mit dem Gesundheitlichen zu beginnen, werde festgestellt, daß sich Goethe 1831 im Leiblichen wohler gefühlt hat als in manchem Jahre vorher.

Digitized by Google

Dank ihrer kräftigen Konstitution hatte sich seine Natur von dem Blutsturze am 25. November 1830 in wenig Tagen wieder erholt. Abgesehn von einer vorübergehenden Anfechtung in den letzten Tagen des März und einem mehrwöchigen Katarrh im Mai erlitt die Gesundheit des Dichters 1831 keinerlei Störung. Im Juni und Juli fühlte er sich sogar absonderlich wohl und zu dichterischer Arbeit gut aufgelegt. Im August traute er sich eine Fahrt nach Ilmenau mit seinen Enkeln und einen mehrtägigen Aufenthalt dort und in der Umgegend zu, während er mit dem Herbst 1828 sogar die Besuche im geliebten Jena eingestellt und sich mit Wagenfahrten in Weimars näherer Umgebung begnügt hatte. Abgesehn von diesem einen weitern Ausfluge hielt sich der Hochbetagte 1831 freilich ganz still daheim bei regelmäßigster Lebensführung. Die Teilnahme an Geselligkeit außerhalb des Hauses versagte er sich ganz; von Hof und Theater hielt er sich, wie überhaupt seit dem Tode des Großherzogs Karl August, völlig fern. Von längern Spaziergängen weiß das Tagebuch nichts zu berichten; an ihre Stelle treten regelmäßige Spazierfahrten.

Auch im Hause geht es, schon wegen des bis Oktober 1831 dauernden Trauerjahres, stiller zu als sonst. Unter dem 6. Mai verzeichnet das Tagebuch eine kleinere, unter dem 9. August eine größere Teegesellschaft. Da jede Angabe über diese fehlt, ist denkbar, daß sie außerhalb des Hauses oder in den Räumen der Schwiegertochter stattgefunden hat.

Dabei entbehrte das Leben des Greises aber keineswegs eines gewissen fröhlichen Behagens, wie aus dem nachfolgenden zu ersehn sein wird. Wie der Hausarzt Hofrat Dr. Karl Vogel bezeugt, blieben Gesicht, Geruch, Geschmack, Gefühl bei Goethe bis zu seinem Tode fein und scharf. Eine entschiedne Abnahme machte sich in der letzten Zeit nach den Wahrnehmungen des Genannten nur am Gehör, am Erinnerungsvermögen und in der Beweglichkeit der Gedanken bemerkbar. Aber keiner dieser Mängel machte sich Fernerstehenden sonderlich fühlbar, am wenigsten, wenn der Dichter gut gelaunt und geistig angeregt war.

Nach einer Notiz im Literarischen Zentralblatt vom 28. Mai 1884 hatte die Körperlänge des Greises seit 1824 um 2 Zentimeter abgenommen. Aber noch immer war seine Erscheinung stattlich mit dem dicht behaarten Haupte, der breiten Brust und dem reichlichen Beleg mit Muskelfleisch an allen Gliedmaßen. Dazu kam, daß der Bejahrte seit Jahrzehnten daran gewöhnt war, sich von früh bis abend stramm und gesellschaftsfähig zu halten. Mußte er doch an jedem Tage vor und nach Tische Beamte aller Art und Besuche, darunter auch solche von Hochgestellten, empfangen. Sogar in seinem Arbeitszimmer gestattete er sich bis zuletzt keinerlei Bequemlichkeiten, erst vom 25. März 1831 ab (Biedermann, Gespräche VIII, 62) den Luxus eines eleganten Lehnstuhls.*)

*) Das wohlgelungne letzte Bild von Goethe hat bekanntlich der Hofkupferstecher Schwerdgeburth geliefert. Mitte Januar 1832 hatte die Zeichnung des Dichters Billigung gefunden; der Stich erschien aber erst nach dessen Tode.

Digitized by Google

Mit seltnen Ausnahmen waren Appetit und Schlaf bis zuletzt ganz vorzüglich. Im Trinken legte sich nach dem Zeugnisse des Hausarztes Goethe seit dem Überschreiten der siebziger Jahre eine gewisse Beschränkung auf, indem er sich täglich mit einer Flasche Wein begnügte, dagegen genoß er die Tafelfreuden bis zu seinem Tode mit großem Behagen ohne Rücksichtnahme auf die Bekömmlichkeit.

Von Jahr zu Jahr war die Lebensführung regelmäßiger geworden, beherrscht von den vier Losungen: früh am Tage aufstehn, tagtäglich ein tüchtiges Arbeitspensum bewältigen, für die Erholung eine feste Ordnung einhalten, frühzeitig (bald nach 9 Uhr) zu Bette gehn. Von Jahr zu Jahr wetteiferten auch die Näherstehenden mehr in dem Bestreben, dem leicht Erregbaren erfreuliche Eindrücke zu verschaffen und Widerwärtiges von ihm fernzuhalten; zugleich hatte sich bei diesem nach und nach die Kunst, Unerfreuliches rasch zu überwinden, bis zur Meisterschaft entwickelt. Weiteres hierher gehörende wird in anderm Zusammenhange nachzutragen sein.

Vornehm behaglich genug war das Leben, das der Dichter 1831 in seinem im Mai 1792 von ihm bezognen, ihm vom Herzog geschenkten Hause am Frauenplan führte. Wie es 1831 um die Einrichtung dieses Hauses und den Stand der großartigen Sammlungen bestellt war, die in ihm durch Anschaffungen (nach eignem Geständnis hatte Goethe seit sechzig Jahren auf diese jährlich wenigstens hundert Dukaten verwandt) und Schenkungen allmählich entstanden waren, darüber sind wir durch das 27 Rubriken umfassende Repertorium über des Dichters schriftlichen Nachlaß, die Inventuraufnahme vom 28. März bis 21. April 1832 und die Aufzeichnungen von Nahestehenden genau unterrichtet. Ziehn wir aus alledem die Summe, so ergibt sich etwa folgendes. In Möbeln, Tapeten, der Zimmereinrichtung herrschte die größte Einfachheit. Dagegen stellten die naturwissenschaftlichen Sammlungen, von denen die mineralogische allein über 17870 Nummern zählte, und die künstlerischen Schätze an Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen, Büsten, Majoliken usw. zusammen genommen ein Besitztum dar, wie es sonst nur Museen aufweisen. So hatte Goethe 1831 in seiner Häuslichkeit eine schier unerschöpfliche Quelle der wissenschaftlichen Anregung und des künstlerischen Genusses. Und dazu kamen auch in diesem Jahre zahlreiche Sendungen von Freunden und Verehrern (unter anderm von Frankfurt, von Paris und von den Bewundrern in England), die seinen Schätzen Zuwachs brachten. Die Kolossalbüste des Dichters von David d'Angers in Paris wurde am Geburtstage 1831 feierlich aufgestellt; für diesen Tag erschien als kostbare weitere Festgabe das kunstvolle Petschaft mit der sinnigen Aufschrift „ohne Rast, doch ohne Hast" from friends in England, das jetzt eine der Kostbarkeiten des Junozimmers ist. — Nach dem Tode des Sohnes bestand die engere Familie außer dem Dichter, dem das erste Stockwerk zur Verfügung blieb, aus der damals im fünfunddreißigsten Lebensjahre stehenden Schwiegertochter Ottilie, ihrem dreizehnjährigen Sohne Walther, dem elfjährigen

Digitized by Google

Sohn Wolfgang und dem vierjährigen Töchterchen Alma, die zusammen die Mansardenzimmer bewohnten. Zu ihnen kam der Hofmeister der Söhne, Rothe. Der übrige Hausstand wurde gebildet von den beiden längst bestens bewährten Gehilfen, dem Sekretär E. K. Chr. John und dem Diener Friedrich, einem Kutscher, einem Koch und jedenfalls noch von weiblichen Hilfskräften. Solange der Sohn lebte, hatte dieser die Leitung des Haushalts wie auch die Besorgung aller Geldgeschäfte*) mit ebensoviel Eifer wie Geschick besorgt, was der Vater oftmals dankbar anerkannt hat. Notgedrungen hat dieser mit 1831 eine ihm unerfreuliche Bürde, die jahrelang jüngere Schultern getragen hatten, mit auf sich genommen, da die Schwiegertochter wirtschaftlich sehr wenig veranlagt war, sogar zur Verschwendung neigte. Und wie hat er diese Bürde getragen! Rührend ist es, aus dem Tagebuche zu ersehn, wie gewissenhaft der Dichter die Monats- und Vierteljahrsrechnungen des Haushalts geprüft hat, auf peinlichste Ordnung in allen Geldangelegenheiten bedacht. In der Zeit vom 22. April (Abreise des Sohnes) bis Ende 1830 scheint, vermutlich infolge der Sorglosigkeit Ottiliens in Geldangelegenheiten, manches in Unordnung geraten zu sein. Jedenfalls kann Goethe nicht umhin, um Laufendes zu decken, im Februar 1831 auf kurze Zeit dreihundert Reichstaler von Meyer zu leihen. Hierin mußte der Ordnungsliebende Wandel schaffen, und er hat es getan. Gegen Ende des Jahres (Tagebuch vom 25. Dezember) beschäftigt sich der Dichter des Faust sogar gelegentlich mit einer neuen Einrichtung „der Küche und des Mittagessens". Wiederholt muß in diesem Jahre der mit der Führung der Hauptrechnung und der großen Anschaffungen des Hauses betraute Sekretär Rinaldo Vulpius**) beim Dichter zum Rapport antreten (siehe das Tagebuch vom 22. Januar, 3. April, 8. Mai, 20. Juni, 14. Juli, 1. und 25. September usw.).

Mit dem Hauslehrer Rothe, der dann und wann auch zur Tafel gezogen wird, unterhält sich Goethe öfters über die Begabung und Fortschritte seiner Enkel (siehe Tagebuch vom 23. März, 5. Mai, 30. Oktober).

Erfreulich ist das Bild, das man von dem Verkehr des Dichters mit seiner Schwiegertochter im Jahre 1831 durch alle Aufzeichnungen erhält.

Die Hoffnungen, die 1817 auf die Verbindung Augusts von Goethe mit der vornehm erzognen, geistig angeregten, anmutigen, liebenswürdigen und unterhaltenden Ottilie von Pogwisch gesetzt worden waren, hatten sich bekanntlich nicht erfüllt. Die Hauptschuld daran trug sicher der Gatte durch seine Unmäßigkeit im Trinken, seine fortgesetzten Liebeshändel, sein herrisches, zeitweilig sogar rüdes Wesen. Es mag aber auch die Gattin, die Goethe gelegentlich

*) Zu dem Gehalte (9000 Mark nebst Equipagenzulagen) kamen Buchhändlerhonorare in beträchtlicher Höhe (1830 hatte er von Cotta gegen 45000 Mark erhalten), ferner die Zinsen des ererbten Kapitals, soweit es noch nicht aufgebraucht war. Somit eine umfängliche Vermögensverwaltung. Höchst ansehnlich war aber auch die Höhe des Ausgabebudgets.

**) Ein Sohn des 1827 verstorbnen Schwagers Christ. Aug. Vulpius. Das Staatshandbuch von 1830 bezeichnet ihn als Lehensregistrator in der Regierungskanzlei.

Digitized by Google

als „eine Thekla, eine Jungfrau von Orléans“ bezeichnet hat, durch mangelhafte Erfüllung der gewöhnlichen Hausfrauenpflichten, übermäßige Beschäftigung mit geistigen Dingen, vielleicht auch durch unruhiges, exzentrisches Wesen und krankhafte Reizbarkeit Anstoß gegeben haben. Jedenfalls hatten die Gatten seit 1824 ohne Verständnis nebeneinander hingelebt; es hatte auch nicht an heftigen Auftritten gefehlt, zumal als Ottilie sich 1827 zum drittenmale Mutter fühlte. Der Vater, der zwischen zwei Lieben stand, dürfte bei Lebzeiten des Sohnes, der ihm seit 1819 eine höchst wertvolle Stütze im Geschäftlichen war und tagtäglich mit ihm verkehrte, überwiegend auf dessen Seite gestanden haben, wenn er auch nie mit der Schwiegertochter anders als herzlich und ritterlich verkehrt hat. Die gemeinsame tiefe Trauer und das beiderseitige Bedürfnis führten nach Augusts Heimgang im fernen Süden Schwiegervater und Schwiegertochter enge zusammen. Hat Goethe diese erst 1831 ihrem vollen Werte nach schätzen lernen? Wer will das sagen? Jedenfalls lebten Vater und Tochter seit dem November 1830 in größter Liebe und Eintracht mit und für einander. An einem großen Teil der Abende ist Ottilie die getreue, unermüdliche Vorleserin. So vielseitig und rege auch ihr Interesse für alles Geistige war, so hat sie sicher diesen Liebesdienst oft mit Überwindung geleistet, so zum Beispiel während der lange fortgesetzten Lektüre von Plutarchs Lebensbeschreibungen. Daneben sorgte sie aber auch dafür, den ganz zurückgezogen lebenden Greis mit den großen und kleinen Vorkommnissen des Ortes in Zusammenhang zu erhalten, wofür jener stets sehr dankbar war. Aus dem Tagebuch der Zeit von 1824 ab ist zu ersehn, wie gern sich der Dichter von den Seinigen über höfische und sonstige Festlichkeiten, Theatervorstellungen und kleine Vorkommnisse am Orte berichten ließ, auch gewöhnlichen Klatsch dabei nicht verschmähend. So spielen im Tagebuche von 1831 Erzählungen der Schwiegertochter und Enkel öfters eine Rolle, darunter auch solche, die sich nur auf Vorgänge beim Jahrmarkte und Vogelschießen bezogen.

Sicher war es ganz in Goethes Sinne, daß die Trauer um den am 27. Oktober 1830 Abgeschiednen nicht peinlich genommen wurde. Acht Tage lang nach Eingang der Trauerkunde hielten sich die Familienglieder mittags ganz unter sich, vom 19. November an speist Goethe wieder mit dem oder jenem seiner Vertrauten, so allein im Dezember 1830 fünfzehnmal mit Eckermann. Daß Ottilie, die Enkelin der Oberhofmarschallin Ottilie Gräfin Henckel von Donnersmarck, die Tochter der Hofdame Majorin Henriette von Pogwisch, schon im Januar und Februar 1831 mehrfach bei Hofe war, wohl nur zu kurzer Aufwartung, verdient vielleicht keine sonderliche Beachtung, mehr, daß in diesen Monaten ihre Söhne wiederholt das Theater besuchen, am 24. Januar sogar an einem Ball bei General Vavafour teilnehmen. Vom August 1831 an besucht Ottilie wieder öfters Gesellschaften und Konzerte, vom September an das Theater, vom November an auch Bälle, nach dem Tagebuche bis zu des Dichters Tode nicht weniger als acht.

Digitized by Google

Ein liebenswürdiges Anhängsel von Ottilie werde hier erwähnt, deren wesentlich jüngere Schwester Ulrike, die eine Zeit lang die Hausgenossin des Dichters gewesen war, seit 1828 aber wieder bei ihrer Mutter wohnte. Der alte Zelter bezeichnet sie, die öfters bei ihm gewohnt hatte, in zärtlichen Wendungen als die „schöne Ulrike". Förster hat sie 1825 „reizend, voll Geist und Lebendigkeit" gefunden (Biedermann, Gespräche V, 242). In den Gesprächen wird sie als ein durch Natürlichkeit und Munterkeit belebendes Element bei Goethes Gesellschaften oftmals erwähnt, auch bezeugt, daß der Dichter gern mit ihr gescherzt habe, ja Wilh. Zahn nennt sie in der Mitteilung vom September 1827 geradezu einen Liebling des Dichters (Biedermann, Gespräche VI, 202). Auch 1831 hielt sie sich, soweit sie überhaupt in Weimar weilte, treulich zum Hause Goethe, war in diesem öfters Tischgast, noch öfter willkommner Besuch.

Der Verkehr des Dichters mit seinen drei Enkeln zeigt den großen Mann rührend zärtlich und anteilnehmend. Sogar die vierjährige Alma duldet er nachsichtig auf Stunden in seinem Studierzimmer, so zum Beispiel am 31. Mai, am 12. Juli, am 24. November 1831, indem er sich bemüht, sie zu beschäftigen. Wesentlich mehr widmet er sich natürlich den beiden Knaben. Die ihm angeborne Liebe zu Kindern, die er schon in Wetzlar, später seinem Pflegling Fritz von Stein und dem Sohne August gegenüber erwiesen hat, wurde mit den höhern Jahren nicht vermindert, sondern gesteigert. Er kümmert sich eingehend um die Fortschritte und Hausarbeiten der Enkel, lauscht ihren kindlichen Erzählungen, läßt sich von ihnen aus ihren Lieblingsbüchern vorlesen, erfreut sich an Walthers Musizieren und kleinen Zauberkünsten, speist oftmals mit beiden Enkeln oder einem von ihnen allein oder zieht einen von ihnen zu, wenn Eckermann Tischgast ist. Ergötzlichkeiten aller Art wurden den Knaben reichlich gewährt. Als Gespielen des 1818 gebornen Erbprinzen Karl Alexander wurden sie öfters an den Hof eingeladen, auch besuchten sie, wie wir schon erwähnt haben, häufig das Theater (am 8. Januar 1831 das elfjährige Wölfchen sogar eine Aufführung von König Lear), dazu kamen Eisbahnfreuden bei Fackelschein, Lustbarkeiten zu Zeiten des Jahrmarkts und Vogelschießens u. dgl. Die lebhafte Anteilnahme des Großvaters an alledem bezeugt die Erwähnung von derartigem im Tagebuch. Hoch war es sicher auch dem Dreiundachtzigjährigen anzurechnen, daß er die lebhaften Knaben im August 1831 mit nach Ilmenau nahm und darauf bedacht war, daß sie bei diesem Ausfluge Vergnügen nach ihrem Geschmack fanden.

Der entschiedne Liebling des Großvaters war seit Jahren der jüngere Enkel, sein Wölfchen. Ihm, dem Mitteilsamen, herzhaft Zutraulichern, Anschließendern, beweist er absonderliche Nachsicht, räumt er weitgehende Rechte ein. Auf seine Begabung setzt er augenscheinlich große Hoffnungen. Mit ihm speist er besonders oft allein; das Tagebuch erwähnt ihn am häufigsten, nicht selten in höchst liebevollen Wendungen.

Digitized by Google

Zähle ich recht, so hat Goethe von März 1831 bis 1832 nur zwölfmal allein gespeist, meist „mit der Familie“ oder mit deren einzelnen Gliedern allein. Häufig genug wurden aber auch einzelne Hausfreunde zugezogen, oder der Dichter speiste allein mit diesen. Am häufigsten ist der unverheiratete Eckermann Tischgast, so 1831 allein im November und Dezember zehnmal. In Zwischenräumen werden Heinrich Meyer, der Kanzler von Müller, Riemer, Oberbaudirektor Coudrey, der Leibarzt Hofrat Vogel geladen, während der durch seine Hofstellung gebundne Soret fast immer zu andern Tageszeiten erscheint.

Außer den Genannten werden dann und wann Besucher von auswärts, Jenaer Professoren und Bibliothekare, weimarische Beamte verschiedner Art, ferner Ottiliens oben erwähnte Schwester Ulrike, die Malerin Luise Seidler, Alwine Frommann, beide zu den Intimen des Hauses gehörend, und andre zur Mittagstafel zugezogen. Größere Diners finden nicht mehr statt wegen der Trauer, der Schonungsbedürftigkeit des Hausherrn, auch aus Rücksichten der Sparsamkeit, zu der, wie schon angedeutet, Anlaß vorlag. Die Abende bis zu seiner zeitigen Bettstunde verlebt der Dichter regelmäßig ganz still, meist mit Ottilie, die ihm vorliest, öfters in Gesellschaft eines der Getreuen; auch den Enkeln wird vor dem Schlafengehn häufig einige Zeit gewidmet. Vom Herbst 1831 sieht die stark gesellige, im Mittelpunkt eines großen Bekanntenkreises stehende Ottilie öfters Teegesellschaft in ihren Mansardenzimmern, von denen sich der Schwiegervater fast immer fernhält.

Im Juli beehrte der König von Württemberg, im September die Königin von Bayern den Dichtergreis mit einem Besuch. Der Großherzog Karl Friedrich erschien mit ziemlicher Regelmäßigkeit am Donnerstag und Sonntag, die Kaiserliche Hoheit Großherzogin Maria Paulowna mit ihrem Fräulein Mazolet getreulich am Donnerstag. In vierteljährigen Zwischenräumen machte auch der dreizehnjährige Erbprinz Karl Alexander mit seinem Hofmeister Soret seine Aufwartung. So beflissen zeigten sich die hohen Herrschaften, den bewährten Freund ihres Hauses möglichst oft zu sprechen, ohne ihn seinem Stilleben zu entreißen.

So blieb der Dichter bis ins höchste Alter in stetem Zusammenhang mit den hohen und höchsten Kreisen Weimars, somit auch hinsichtlich der Formen der feinern Geselligkeit in steter Übung. Bemerkenswert ist, daß er, je älter er wurde, um so mehr das Bedürfnis empfand, sich von Zeit zu Zeit durch Verkehr mit Jüngern (Ottilie, Ulrike, Eckermann, Soret, Göttling) aufzufrischen. Treten ihm vollends schöne junge Mädchen und Frauen entgegen, wie die um 1811 geborne schöne Jenny von Pappenheim,*) die junge Frau des französischen Gesandten Vaudreuil (Tagebuch vom 29. Juli u. ä.), deren Bildnis ihn noch auf dem Sterbebette entzückte, so vergaß der Greis gern seine Jahre.

*) Stieftochter des Ministers von Gersdorff, später Freifrau von Gustedt, innig befreundet seit 1826 mit Ottilie (Goethe-Jahrbuch XII, 181 usw.).

Digitized by Google

Besuche von auswärtigen Freunden verzeichnet das Tagebuch von 1831 begreiflicherweise nur in geringer Zahl. Schon die Rücksicht auf die tiefe Trauer des Hauses mußte den Freunden Zurückhaltung auferlegen. Zu erwähnen ist nur etwa der Besuch von Holtei, dem Freunde und Vertrauten Augusts, Anfang Mai, der von Rochlitz vom 27. Mai bis 7. Juni, der von Zelter und Schultz vom 22. bis 25. oder 26. Juli, den der lieben Doris Zelter vom 14. Januar bis 18. Februar 1832.

Dagegen erfuhr der Briefwechsel mit den fernen Freunden keine Einbuße durch die hohen Jahre. In „Goethes Briefen" von Strehlke 1884 werden 212 Briefe aus der Zeit vom 1. März 1831 bis 17. März 1832 aufgeführt; es ist anzunehmen, daß über 300 geschrieben worden sind. Sicher eine bewundernswürdige Leistung des Hochbetagten, auch wenn man berücksichtigt, daß jene Briefe fast ausnahmslos diktiert wurden. Hervorzuheben ist die Treue, die Goethe bis zuletzt allen Befreundeten erweist. Von den Geliebten, die ihm geblieben waren, geht auch im letzten Lebensjahre keiner leer aus. Am reichlichsten wird ja mit eingehenden freundschaftlichen Auslassungen der teure Zelter versehen (so noch 1832 siebenmal), aber keiner der übrigen alten Freunde wird darüber vergessen. So wird allein die „allerliebste Freundin" Marianne von Willemer noch im Jahre 1832 fünfmal bedacht.

Soweit das vorzuführende Bild bis zuletzt entrollt worden ist, hat es im wesentlichen nur den rüstigen und liebenswürdigen alten Herrn vorgeführt, dessengleichen manche schon gelebt haben und weiterhin leben werden. Das nachfolgende wird in Ergänzung hierzu vielerlei beibringen, was uns nahe führt, daß es sich um das letzte Sichausleben eines hervorragend großen Menschen, eines Genius handelt, wie nicht jedes Jahrhundert einen erzeugt.

Burckhardts Cicerone und Kultur der Renaissance

Elf Jahre sind verflossen, seit Jakob Burckhardt aus dem Leben geschieden ist. Der „Großpriester der Renaissance", wie ihn vor langen Jahren der alte Waagen und Franz Kugler nannten, hat nach Bodes Urteil durch seine Bücher einen Einfluß ausgeübt wie kein zweiter in der Kunstgeschichte. Man darf sagen, daß es innerhalb der geschichtlichen Fächer überhaupt kein größeres Gebiet gibt, das so, wie die italienische Renaissance von Burckhardt, von einem einzigen Menschen zuerst in Angriff genommen und zugleich in einem solchen Maße zum Abschluß gebracht worden wäre. Denn so viel ist zweifellos, daß man vor Burckhardts Auftreten nicht mehr von der Renaissance wußte und

Digitized by Google

kannte als vor Winckelmann von der Kunst der Alten. Und es ist schlechterdings nicht abzusehen, auf welche Weise die Wissenschaft von der Renaissance fortan noch solche Fortschritte machen könnte, wie sie der Archäologie durch die vielen großen äußern Entdeckungen seit Winckelmann noch möglich waren. Wer Burckhardts Schriften genauer kennt, der hat des Wunderns kein Ende über alles, was darin steht, und was noch heute, nach dreißig bis vierzig Jahren, nicht besser gewußt wird und vor allem auch nicht besser ausgedrückt werden kann. Denn er war der originellste Geist, in dem sich alle Eindrücke auf eine besondre Weise reflektierten, sodaß jeder, der sich ernsthaft mit der Kunstgeschichte beschäftigt hat, bewußt oder unbewußt unter dem Einflusse seiner Anschauungen steht.

Den Anlaß, uns das heute wieder einmal nachdrücklich in die Seele zurückzurufen, geben die neusten Auflagen seiner beiden Hauptwerke, des „Cicerone" und der „Kultur der Renaissance in Italien", wobei in bezug auf das erstgenannte Werk das ungewöhnliche Ereignis eines Neudrucks der ersten Auflage außergewöhnliche Beachtung verdient.*) Die erste Auflage des Cicerone erschien 1855 in einem Baseler Verlage, unerwartet und überraschend. Das Buch fand in Deutschland bewundernde Anerkennung, es wurde von sachverständigen Beurteilern besprochen, aber es ging nicht. Das Interesse für die ältere Kunst war — abgesehen von der Antike — damals das Eigentum nur ganz kleiner Kreise, und die Kunsthistoriker waren zu zählen. So kauften den Cicerone hauptsächlich die Architekten, die zum Studium nach Italien gingen. Es dauerte vierzehn Jahre, bis der Cicerone seine zweite Auflage erlebte. Der Vater des jetzigen Inhabers des Hauses Seemann hatte das Werk übernommen. Die neue Auflage besorgte mit Burckhardts lebhafter Zustimmung der früh aus seiner reichen und vielversprechenden Tätigkeit hinweggenommne Albert von Zahn, und seine Arbeit war vortrefflich. Ich will das mit Nachdruck betonen, weil es unter den jetzt lebenden nicht sehr viele mehr geben dürfte, die diese zweite Auflage kennen, denn sie ist längst eine Seltenheit geworden. Sie erschien 1869, und schon 1874 — Zahn war inzwischen gestorben — wurde eine neue Auflage nötig. Das Schicksal eines Buches hängt eben nicht bloß von seinem innern Werte, sondern auch davon ab, was für einen Verleger es findet. Eine, wie mir scheint, gerade heute recht zeitgemäße Wahrheit, wo man die Verleger gern als Bücherverkäufer und Profitmacher ansieht, die sich vom Schweiße ihrer Autoren Villen bauen. Die weitern Auflagen, die nun schnell aufeinander folgten, wurden in die Hand Bodes gelegt, der schon damals, vor einem Menschenalter, für den berufensten Kenner galt, und dem namentlich die von Burckhardt nur summarisch behandelte Plastik der Frührenaissance ganz neue

*) Der Cicerone von Jakob Burckhardt. Neudruck der ersten Auflage. Drei Bände, gebunden 16 Mark. Leipzig, E. A. Seemann, 1907. Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von J. B. Zehnte Auflage von Ludwig Geiger. Zwei Bände, gebunden 12 Mark 50 Pfennige. Derselbe Verlag, 1908.

Digitized by Google

Aufschlüsse verdankte. So war bis zum Jahre 1904 die neunte Auflage erschienen.

Wie es nicht anders sein konnte, erhielten alle diese Auflagen in zunehmendem Maße außer den nötigen Berichtigungen und Verbesserungen auch mehr oder weniger umfängliche Zusätze. So kam es, daß allmählich nicht nur die Burckhardtschen Formulierungen vielfach verändert wurden, was bei der fortschreitenden oder, sagen wir vorsichtiger, sich verändernden Auffassung der Dinge nicht zu vermeiden war, sondern daß an manchen Stellen der ursprüngliche Burckhardt unter fremden Zutaten geradezu verschüttet wurde. Dies war um so mißlicher, als man das von Zahn beobachtete Verfahren, die Änderungen und fremden Zusätze in eckige Klammern einzuschließen, bei der zunehmenden Umgestaltung des Buches hatte aufgeben müssen, sodaß es immer schwerer wurde und schließlich kaum noch möglich war, Burckhardts Meinung über einen einzelnen Punkt aus seinem Cicerone festzustellen. In Wirklichkeit war freilich dieser Schade nicht so groß, wie er von manchen, die leichthin darüber das Wort nahmen, hingestellt worden ist. Denn der Kenner konnte sich, wo ihm daran lag, noch zurechtfinden, und dem größern Leserkreis ist die Unterscheidung der Meinungen gleichgiltig, wenn er nur den Eindruck bekommt, daß ihm das Richtige und Angemessene gesagt wird. Dessen konnte man bei Bodes eignen Zusätzen selbstverständlich sicher sein. Einzelne der von ihm herangezognen Mitarbeiter hatten allerdings von der siebenten Auflage (1898) an dem Buche unpassenderweise ihre belanglosen Privatansichten einverleibt, insonderheit waren die Abschnitte über Raffael bös mitgenommen worden, aber diese Bestandteile wurden, was wohl kaum beachtet worden ist, in der neunten Auflage (1904) wieder beseitigt. Das Verdienst durch den verstorbnen Ernst Seemann, der sich der Ausgestaltung des Cicerone mit unablässiger Sorgfalt annahm, und der auch öfter über die Notwendigkeit einer „Revidierung nach rückwärts" gesprochen hat. Die Sache war aber nicht so einfach. Der Cicerone war nun einmal als Hand- und Reisebuch gedacht und nur durch fortwährende Erneuerung lebensfähig zu erhalten. Es verriet also ein sehr geringes Maß von Einsicht, wenn Leute, die den ursprünglichen Burckhardt von 1855 gar nicht kannten, leichten Herzens vorschlugen, man solle einfach zu einem Neudruck der ersten Auflage zurückkehren — als ob die Kunstwissenschaft die letzten fünfzig Jahre verschlafen hätte! Am übelsten ist es allemal, wenn in die Erörterung solcher Zweckmäßigkeitsfragen die „Pietät" mit hineingespielt wird. Las jemand manche Beurteilungen einer neuen Ciceroneauflage, die von schweizerischer Seite kamen, so konnte er beinahe den Eindruck gewinnen, als werde in Deutschland jedesmal ein neues Sakrileg gegen die Manen Jakob Burckhardts verübt. Am lautesten erschollen denn auch von dort aus die Rufe nach einem Wiederabdruck der ersten Auflage; nur der Frage, wer denn dieses Pietätsdenkmal bezahlen wollte, mit andern Worten, woher die Käufer eines solchen Buches kommen sollten, wurde

Digitized by Google

niemals mit einem Worte gedacht. Und das Volk der Hirten versteht sich doch sonst ganz gut aufs Rechnen.

Unter solchen Umständen reifte in dem Verleger der Entschluß, auf irgendeine Weise diesen Wünschen nachzugeben. Eine Zeit lang trug er sich mit dem Plane, eine illustrierte Ausgabe in größerm Format herauszugeben, mit dem „Urcicerone" als Text und den nötigen Korrekturen und Zusätzen als Anmerkungen unter dem Text. Aber das Unternehmen erwies sich wegen der Kosten als unausführbar, außerdem würde die philologische Aufmachung dem feinern Geschmack kaum zugesagt haben. Mir würde es am zweckmäßigsten erschienen sein, wenn man die erste von Zahn besorgte Auflage, weil sie die unumgänglichen Korrekturen der Urauflage enthielt, dem Neudruck zugrunde gelegt und dabei noch von den Zusätzen soviel gestrichen hätte, wie irgend möglich gewesen wäre. Damit wären aber die Pietätsträger wahrscheinlich nicht befriedigt worden, und da andrerseits die für den wissenschaftlichen Gebrauch bestimmte Bodesche Ausgabe doch weitergeführt werden mußte, so entschloß sich der Verleger zu dem einfachsten und kürzesten, einem so gut wie wörtlichen Abdruck der Auflage von 1855. Allerdings setzt nun dieser „Urcicerone" Leser voraus, die die Unrichtigkeiten darin als solche erkennen, sachverständige Benutzer also, deren Zahl nicht gerade sehr groß sein wird. Das konnte sich der Verleger von vornherein selbst sagen. Er hat jedoch eine Ehrenpflicht erfüllen wollen. Ein übriges bleibt denen zu tun, die nach diesem Neudruck gerufen haben, und in der Schweiz müßte er eigentlich ein Hausbuch werden. Aber freilich, wenn es ans Geldausgeben geht, hat bekanntlich die Sentimentalität ein Ende.

Das andre Hauptwerk Burckhardts, die „Kultur der Renaissance", erschien zuerst 1860 in demselben Verlage wie der Cicerone, E. A. Seemann übernahm es ebenfalls und gab es 1869 in zweiter Auflage, mit einigen Änderungen des Verfassers, heraus. Dann kümmerte sich Burckhardt nicht mehr um sein Werk, und mit den folgenden Auflagen wurde Professor Geiger in Berlin betraut. Er hat es reichlich erfahren müssen, wie undankbar die schwere Aufgabe ist, ein fremdes bedeutendes Buch weiter zu bearbeiten. Was er gut daran macht, wird nicht dem Herausgeber, sondern dem berühmten Autor stillschweigend gut geschrieben; was ihm weniger gerät, wird ihm doppelt laut vorgerückt. Die Gerechtigkeit fordert, allen Nörgeleien gegenüber, von denen noch die Rede sein wird, es auszusprechen, daß sich Geiger durch seine entsagende und unendlich mühevolle Arbeit den Dank aller wissenschaftlich denkenden und billig urteilenden Leser verdient hat. Die dritte Auflage erschien in seiner Bearbeitung 1877/78. Noch in ganz andrer Weise als bei dem Cicerone machte sich hier die Mißbilligung der fremden Bearbeitung von seiten der schweizerischen Beurteiler in beweglichen Klagen laut, daß Burckhardt sein Werk preisgegeben habe; jede Änderung wurde bekrittelt, als handelte es sich um den inspirierten Text eines heiligen Religionsbuchs. Wer

Digitized by Google

sich jetzt, nach dem Erscheinen von acht Geigerschen Auflagen, die Mühe nehmen will, den Text auf wirkliche Änderungen hin zu prüfen, der wird die Entdeckung machen, daß diese sehr gering sind, daß namentlich ganz und gar nichts wesentliches beseitigt ist, was hätte stehn bleiben müssen. Wozu also das Gejammer! Warum fand sich denn kein andrer, der es besser machte, oder der in einer eingehenden Behandlung eines einzelnen Abschnitts zeigte, wie es hätte gemacht werden müssen? In der Schweiz, unter den Erben des Geistes von Jakob Burckhardt und den Kennern seines ungeschriebnen Willens und Wissens, hätte sich doch jemand finden müssen. Warum ließ man denn dort überhaupt den Verlag des Werkes in eine deutsche Hand übergehn? „Was räucherst du nun deinem Toten? Hättst dus ihm so im Leben geboten", lautet ein Spruch von Goethe. Es ist doch bekannt genug und in Burckhardts Biographien mit Tatsachen belegt, wie wenig sein Vaterland und seine Heimatstadt für den großen Mann bei Lebzeiten getan haben, der sich in seiner einzigen Bescheidenheit, in seinem wahrhaft antiken Vaterlandssinn mit den kärglichsten äußern Entgeltungen für seine Verdienste reichlich belohnt fühlte. Andrerseits hat ihm Deutschland die höchste Schätzung angetragen, die einem wissenschaftlichen Manne zuteil werden kann, als man ihn 1872 von Berlin zum Nachfolger Leopold Rankes berief. Und ein deutscher Verlag hat dem Werke Burckhardts den Weg bereitet, dessen immer kürzer werdende Etappen die Erscheinungsjahre der letzten acht Auflagen veranschaulichen mögen: 1877/78, 1885, 1896, 1897, 1898, 1901, 1904, 1907. Das nennt man doch einen äußern Erfolg!

Es verlohnt sich wohl noch, auf die Frage einzugehen, warum Burckhardt sein Werk nach der zweiten Auflage, wie es scheint teilnahmlos, aus der Hand gegeben hat. Nach den Andeutungen von schweizerischer Seite könnte man auf den Gedanken kommen, daß eine persönliche Verstimmung zugrunde gelegen habe, die sich dann wohl nur gegen den neuen Verleger oder den Herausgeber gerichtet haben könnte, wovon doch nichts bekannt geworden ist. Wie mir scheint, liegt die Sache viel einfacher. Abneigung von Autoren gegen Veränderung ihrer Werke kommt ziemlich häufig vor, und aus manchen Vorreden neuer Auflagen merkt man geradezu die Unlust zu solchem Geschäfte heraus. Zum Teil liegt das daran, daß lebendige Naturen von starker Aktivität lieber zu etwas Neuem übergehen, als daß sie sich zu dem Getanen immer wieder zurückzwingen lassen, zumal da es sich dabei meist um äußerliche Arbeit an Einzelheiten handelt. Es gibt noch mehr Beispiele dafür in der wissenschaftlichen Literatur, daß ein bedeutendes Werk von seinem Autor einem andern zur weitern Herausgabe überlassen worden ist. Was Burckhardts Gedanken beschäftigte in den Jahren seit der ersten Auflage seiner „Kultur der Renaissance" (1860) bis zum Erscheinen der ersten Geigerschen Ausgabe (1877/78) und darüber hinaus, wissen wir aus dem Verzeichnis seiner öffentlich gehaltnen Vorträge mit ihren allerverschiedensten Gegenständen. Darin lebte er, und wir

Digitized by Google

kennen andrerseits seine Abneigung gegen das Herausgeben; er wollte nicht Knecht der Buchhändler sein, pflegte er zu sagen. Nun hatte er dieses von der ersten bis zur letzten Seite originelle Buch in die Welt hinausgehen lassen als einen „Versuch", in dem Gefühl, daß es etwas ganz Neues war, auch in der Formulierung der Gedanken, der meist aphoristisch und blitzartig andeutenden, höchst persönlichen Vortragsweise, womit er einen ungeheuern, aus den Tiefen seines umfassenden Wissens geholten Stoff in sichern, breit hingesetzten Pinselstrichen skizziert hatte. Was sollte er in einer neuen Auflage daran ändern oder hinzufügen, was weiter ausführen und dadurch die Frische und das Leben des ersten Entwurfs sich verderben? Ein andrer hätte aus jedem Kapitel ein kleines Buch machen können. So, denke ich, mußte es kommen, wie es gekommen ist, und wie es am besten war, und wir müssen Geiger dafür dankbar sein, daß er nicht mehr daran änderte, als absolut notwendig war.

Geiger hat in einem Nachworte zur zehnten Auflage noch eine sehr lesenswerte Geschichte des Burckhardtschen Buches seit dessen Erscheinen gegeben, er ist den äußern Spuren des Eindrucks nachgegangen, den das Buch auf die Zeitgenossen gemacht haben möge, und findet es bemerkenswert, daß sich nur eine einzige ausführliche Rezension nachweisen läßt, von Moritz Carrière — von der man freilich sagen kann: Du gleichst dem Geist, den du begreifst. Der Verfasser vieler langatmiger und längst vergessener Bücher vermißt in selbstgefälligem Tadel bei Burckhardt die italienische Philosophie, nach der wohl außer ihm selbst kaum jemand verlangt haben wird. Übrigens ist die von Geiger hervorgehobne Tatsache für den, der die Zeit noch mit erlebt hat, nicht verwunderlich. Eine wirkliche Rezension über ein so ungewöhnliches Buch zu schreiben, war keine leichte Sache. Rumohr war tot. Schnaase, Springer und Hettner, einige Jahre später auch Alfred Woltmann, hätten es wohl gekonnt, vielleicht auch noch zwei oder drei andre, die ich nicht nenne, alle aber hatten damals mit ihren eignen Arbeiten vollauf zu tun, und selbständige, fördernde Rezensionen wissenschaftlicher Werke werden doch auch heute eigentlich nur von solchen geschrieben, die sich mit denselben Gegenständen beschäftigen, und die außerdem Zeit dazu haben; eine empfehlende Gefälligkeitsanzeige aber war gegenüber einem Manne von Burckhardts Ansehen schon nicht mehr angebracht. Welche einzig hohe Wertschätzung gerade dieses Werk Burckhardts von Anfang an in Deutschland erfahren hat, sieht man aus der gleichzeitigen kunstgeschichtlichen Literatur, und die Ältern werden mir aus ihrer Erfahrung bestätigen können, daß es in der mündlichen Überlieferung für klassisch galt. Eins freilich darf dabei nicht übergangen werden, daß es auch schon damals viel mehr Leute gab, die es stehen hatten und für Einzelheiten zum Nachschlagen benutzten, als die es kannten, weil sie es ganz gelesen hatten, und es ist keine gewagte Behauptung, daß seither jene Mehrheit diese Minderheit um das Vielfache überflügelt hat. Das liegt eben daran, daß es ein sehr schweres Buch ist, das nur der verstehn kann, der Burckhardts Leitsätze und Andeutungen in

Digitized by Google

den italienischen Quellen weiter verfolgt, und wie viele nehmen sich dazu noch die Zeit?

Beinahe dasselbe gilt doch auch von dem flüssig und leicht geschriebnen Cicerone. Burckhardt setzt auch da bei seinen Lesern recht viel voraus, nicht nur Nachdenken, sondern auch Kenntnisse, ohne die seine schnellen und kurzen Urteile nicht aufgenommen und verwertet werden können. So ist es allmählich bei uns dahin gekommen, daß er auch solchen, die ihn von Rechts wegen kennen sollten, und die seinen Namen herkömmlich im Munde führen, seinem innern Wesen nach schon gar nicht mehr bekannt ist. Dafür ein leuchtendes Beispiel. Einer unsrer staatlich geprüften und angestellten Kunstkenner, der seine in Scherls „Tag" veröffentlichten Feuilletons unter dem sinnigen Titel „Aus stiller Werkstatt" als Buch herausgegeben hat, und dessen Name, wie es in der Ankündigung heißt, „unter den feinsinnigen Ästheten [soll vielleicht Ästhetiker heißen. Der Setzerlehrling] in Deutschland unter den ersten steht", leistet sich folgende Sätze: „Erstände doch aus seinem Grabe Jakob Burckhardt und setzte fort, was er für die Renaissance zu leisten begonnen hat! Dann gäbe es über dieses wundersame Zeitalter ein Buch, das weder zu schwer noch langweilig wäre, sondern dem Fachmann seine Grenzen und neue Gesichtspunkte wiese, den Laien aber in den Stoff hineinrisse und ihm das Stoffliche vergeistigte durch die Enthüllung seines [wessen?] organischen Lebens und seiner Bedeutung." Nein, verehrter Herr Kunstkenner, die Sache verhält sich genau umgekehrt, als wie Sie es sich vorstellen. Wenn Jakob Burckhardt aus seinem Grabe auferstünde — die Wendung ist nicht gerade geschmackvoll, aber immerhin —, was er dann anstatt der Faseleien, die Sie ihm zutrauen, schreiben würde, das könnten Sie haarscharf aus einem Buche sehen, das Sie nicht zu kennen scheinen, es macht aber auch nichts, denn Sie würden es vielleicht kaum verstehen — es sind die aus seinem Nachlasse 1898 herausgegebnen „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien" in drei Abschnitten: Das Altarbild. Das Porträt in der Malerei. Die Sammler.

Dieses keineswegs leicht zu lesende Buch gibt uns den ganzen Burckhardt, man kann sagen in seiner Vollendung, wieder. Alles, was seine Seele erfüllte und was er als grundlegend und hauptsächlich ansah in der Kunstbetrachtung, seine ganze Methode, von der sich die heute beliebtesten Richtungen recht weit entfernt haben, wird uns da an konkreten Beispielen in markigen Sätzen vorgeführt. Zunächst kam es ihm immer auf den Inhalt eines Kunstwerks an, er wollte wissen, was der Gegenstand bedeute, was der Künstler durch seine besondre Modifizierung damit habe ausdrücken wollen, und das ist natürlich schwerer, als wenn man durch aufgeregtes Drumherumreden sogenannte künstlerische Sensationen zu erwecken sucht. Er versenkte sich auch in die Seele der Künstler, suchte ihre Absichten, ihr Wollen zu erraten, gewiß — er hatte sogar eine so hohe Vorstellung von dem Künstler und seinem überragenden Beruf, daß bei ihm Wendungen beständig wiederkehren, wie: Wir andern, die wir nicht Künstler,

Digitized by Google

ja nicht einmal Dilettanten in der Kunstausübung sind usw. Aber die leichte Kunst, hinter einzelnen noch lebenden Künstlern mit lauten Lobeserhebungen herzulaufen oder über einen eben verstorbnen in gleichem Stil ein Buch zu schreiben, die billige Kunst überließ er andern. Daß er der modernen Kunst ebenfalls gefolgt ist, sieht man aus manchen seiner Aufsätze und Vorträge, aber er liebte es schon gar nicht, Vergleiche und Maßstäbe von heute in die Behandlung der vergangnen Kunst hineinspielen zu lassen, als ob die alten Künstler das heute Erreichte oder Gewünschte gewissermaßen von ferne im Auge gehabt hätten. Zu einer solchen captatio benevolentiae seiner eignen Zeit stand ihm die alte Kunst doch zu hoch. Er hätte auch nicht ihr Wiederentdecker, ihr Herold sein müssen, wenn er nicht die Überzeugung gewonnen gehabt hätte: So etwas kommt in der Welt nicht wieder! Damit hängt das Zweite, was für ihn charakteristisch war, zusammen. Er war vom tiefsten Grunde seines Wesens aus ein Historiker, das sieht man aus allem, was er geschrieben hat, und aus den Gegenständen seiner Vorträge: er faßte alles und jedes sub specie praeteriti auf, während er, wie bekannt ist, der Gegenwart unsicher und mit einem pessimistisch gefärbten Unbehagen gegenüberstand. So nur erklärt sich auch sein politischer Standpunkt, der an sich kreuzwunderlich war und an einem so gescheiten und kenntnisreichen Manne kaum begreiflich; wer so ziemlich alles kennt, was Burckhardt geschrieben hat, wird sich diesen Ausdruck erlauben dürfen. Und die Erklärung liegt darin, daß seine ganze Weltanschauung sozusagen in die Vergangenheit projiziert war. Aus seiner Geschichtsauffassung hätte jemand für die Politik, das heißt für die Gegenwart, schlechterdings nichts lernen können, weswegen auch die aus seinem Nachlaß herausgegebnen politisch-historischen Vorträge so unergiebig sind. Dafür hatte er die Gabe, alles Vergangne interessant zu machen, und als ein Mittel dazu diente ihm auch diese seine — rein theoretisch zu nehmende — Politik. Auf das Gebiet der Kunst angewandt, suchte nun sein geschichtlicher Sinn Antwort auf die Fragen, unter welchen äußern Umständen ein Kunstwerk geschaffen, wie es von seiner Zeit aufgenommen worden sei und auf die folgende Zeit weiter gewirkt habe. Daraus erst ergaben sich ihm die Werturteile. Seine Leser sollten also ein wenig mit den Augen von Zeitgenossen sehen lernen, ohne das geht es nicht, und um das zu können, müssen sie zuerst eine Vorstellung von der Zeit selbst haben. Die Ästheten oder Ästhetiker von heute brauchen das nicht. Sie genießen ohne weiteres und urteilen, das heißt sie sagen andern, wies ihnen geschmeckt hat. Das ist für beide Teile einfacher und kürzer als jener Umweg durch die Geschichte, denn der ist für gebildete Menschen, die um ihrer Bildung willen auch etwas Mühe nicht scheuen. Den Gegensatz der beiden Methoden bezeichnet treffend das jetzt auf der einen Seite gern gebrauchte Wort von der „kunstgeschichtlichen Verbildung". Weil man weiß, daß Bildung nicht ohne Mühe zu erreichen ist, so glaubt man auf die schicklichste Weise um sie herum zu kommen, indem man sie als etwas schädliches hinstellt. Ist nicht darin vielleicht sogar schon ein

Digitized by Google

wenig von dem Bildungshaß zu spüren, den bisher nur das klassische Altertum allein zu tragen hatte, der nun also auch bereits auf die Renaissance übergreift? Jedem das Seine! Nur sollen sie dann den Namen Jakob Burckhardts nicht unnützlich führen. Denn der steht auf der Seite der „kunstgeschichtlichen Verbildung".

Es melden sich übrigens auch in der ernsthaften Beschäftigung mit der Kunst allerlei Gegensätze und Absagen an. Für Burckhardt stand die italienische Renaissance mit ihrer deutlichen Ausgestaltung aller Gattungen und Unterabteilungen im Mittelpunkt aller Kunst. Viele unsrer jetzigen Architekten sprechen den großen Italienern die Erfindung ab und möchten diese in die spätrömische und die romanische Zeit zurückverlegen. Andre treten wieder mit neuen Argumenten für die deutsche Renaissance und sogar für die lange verkannte Schnörkelkunst der spätesten Gotik ein, um „das Gespenst der Burckhardtschen Renaissanceauffassung" zu verscheuchen. Solche Reaktionen ruft jede bedeutende Erscheinung hervor, und sie haben, weil der Streit der Vater aller Dinge ist, ihr Recht, solange man ihr auch das ihrige läßt und sie nicht aus träger Unwissenheit verkennt und entstellt. Das aber geht bei Jakob Burckhardt am allerwenigsten. Denn von keinem zweiten Kunsthistoriker haben wir ein so vollständiges, klares Lehrgebäude, wie es in seinen Schriften vor aller Augen steht. A. P.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Benny ging lautlos durch die Haustür und schloß hinter sich ab. Sie hatte den Fuß auf der untern Stufe und war im Begriff, hinaufzugehn in ihr Schlafzimmer, als sich die Tür zum Wohnzimmer auftat.

Aber Mutter! Bist du noch auf?

Die Uhr ist zwei, Kind!

Frau Hauk hatte sich umgezogen. Sie trug die schwarze Trikottaille. Sie sah unglücklich und leidend aus.

Ja, ich habe auf dich gewartet, mein Kind.

Es ist so wunderbar schön draußen, Mutter.

Ich muß mit dir reden, mein Kind. Komm herein!

Benny ging ein wenig verlegen hinter der Mutter drein ins Zimmer und trat an den kleinen Tisch am Fenster. Ein schmaler Sonnenstreifen fiel auf die Wand. Frau Hauk setzte sich hin und wies Benny einen Platz ihr gegenüber an.

Auf dem Tische vor Frau Hauk lag die Bibel aufgeschlagen. Sie legte die magere Hand auf das Buch, saß eine Weile mit weit geöffneten Augen da und sah zum Fenster hinaus. Dann seufzte sie tief auf, trocknete ihre Augen und ließ den Blick zu Benny hinüberschweifen.

Digitized by Google

Ich habe Gott den Herrn um Kraft gebeten für meine schmerzliche Pflicht. Du bist jetzt so erwachsen, daß dir niemand mehr die Wahrheit sagt außer deiner Mutter. Und jetzt kann ich es nicht länger hinausschieben.

Aber, liebe Mutter, was ist es denn? fragte Benny ängstlich.

Mein Herz tut mir weh, wenn ich sehe, wie du dich in dem einen Jahr entwickelt hast, das du fern von Hause zubrachtest. Wir sandten dich so getrost hinaus, dein Vater und ich, in vollem Vertrauen, daß du von Hause eine sichere Grundlage mitbrächtest, worauf du weiter bauen könntest, ohne auch nur einen Augenblick die Begriffe aus dem Gesicht zu verlieren, die wir dir in bezug auf Weiblichkeit, Bescheidenheit und Güte einzuprägen bemüht gewesen waren. Ich muß dir jetzt sagen, daß du uns bitter enttäuscht hast, Kind!

Schon bei deiner Ankunft wurde mir bange. Wegen deiner Gewaltsamkeit, deines stürmischen Wesens und der unbescheidnen Entfaltung deiner eignen Person; nur bitter wenig schienst du an uns zu denken oder an uns gedacht zu haben, die wir in all der langen Zeit hier zu Hause gesessen hatten. Und seither hat sich meine tiefe Angst bestätigt. Mit Kummer und Staunen habe ich beobachtet, wie du dich unter uns bewegst, ohne Rücksicht auf unsre Gefühle mit einem offen zur Schau getragnen Außerachtlassen, ja mit einer Geringschätzung für das, was wir hier in unsrer kleinen, glücklichen — wenn auch im Vergleich zu den großen Verhältnissen im Ausland armseligen — Heimat an Idealen und an Glauben gehegt und gepflegt haben; wir haben dich zu den Unsern gezählt, als ganz teilhaftig unsrer zeitlichen und seelischen Schätze. Aber wir haben unsre kleine Benny verloren. Du bist eine Fremde zwischen uns geworden, du betrachtest dein Heim mit kritischen Augen. Unterbrich mich nicht. Wenn du dich erst besonnen hast, wirst du selber erkennen und verstehn.

Ich will dich nur daran erinnern, wie wenig du es für nötig erachtet hast, in diesen beiden Wochen, seit du zurückgekehrt bist, zu Hause zu sein, wie du deinen Vater und mich dadurch verletzt hast, daß du offen zeigtest, wie deine Freude und deine Lust außerhalb unsers Kreises lag. Ich erinnere dich auch daran, wie du dich auf eine geradezu ungezogne und unpassende Weise erkühnt hast, den einzig wahren Freund deiner Eltern hier in dieser Stadt zu behandeln und anzureden; mit Beschämung bin ich Zeuge gewesen von Pastor Kallands Verwunderung — um keinen stärkern Ausdruck zu gebrauchen. Du hast ihn geradezu verhöhnt. Wenn auch nicht so sehr direkt, so doch dadurch, daß du bei allen Gelegenheiten deine unverhohlene Billigung der ungehörigen und unverschämten Spötteleien deines Freundes, des Herrn Bugge, zu erkennen gibst. Dieser sehr junge Mann scheint überhaupt kein vorteilhafter Verkehr für dich zu sein. Er bringt in seinem ganzen Auftreten Botschaft aus einer Welt, die uns fern ist. Die Geistesrichtung, die unsrer modernen Jugend eigen zu sein scheint, und deren innerstes Wesen ein Herabreißen von allem ist, was wir hoch und heilig halten, gegen die haben dein Vater und ich von jeher unser Haus zu bewahren gesucht. Herr Bugge ist gewiß ein talentvoller junger Mann, vielleicht ist er auch ein braver junger Mann. Aber er gehört nicht hierher zu uns. Und du übst nur zu wenig Kritik so vielem gegenüber, was bei ihm betörend wirken mag, was aber in gefährlichen Voraussetzungen wurzelt. Ich bin weit davon entfernt, dem jungen Mann unsre Tür verschließen zu wollen, namentlich da dein Vater großen Wert auf seine Unterhaltung legt. Aber ich warne dich vor seinem leichten Wesen und auch vor seinen leichtsinnigen Reden. Nun, dies ist das Unwesentlichere, Herr Bugge flattert ja bald weiter, weit von uns weg, seine eignen Wege!

Mein tiefer Schmerz und meine Sorge, das bist du selbst, Kind! Ich habe ja alle diese Jahre gewußt, womit du zu kämpfen hast, und ich habe, solange es

Digitized by Google

in meiner Macht stand, dir zur Seite gestanden in diesem Kampf. Aber deine Eitelkeit, dein Hang zu oberflächlichen Vergnügungen, dein Mangel an Ernst und Tiefe, namentlich aber deine geringe Neigung, deine Arbeit und deine Gedanken andern zu opfern. Nirgends habe ich es so grell und so häßlich gesehn wie in diesen Tagen. Und namentlich gelangte es heute auf diesem Fest, das wir dir in unsrer Liebe bereiteten, zu einem ganz entsetzlichen Ausdruck. Du hast den ganzen Tag nur an dich gedacht. Ich habe es beobachtet, wie sich die Unterhaltung, wo du auch bist, stets und ausschließlich um deine Person drehte. Du trittst hier zwischen deinen einfachen und schlichten Freundinnen in dieser Toilette auf, die in einer für sie kränkenden Weise mit ihrer sinnlosen Kostbarkeit und Eleganz protzt. Das zeugt von einem Mangel an Zartgefühl, aber es zeugt zugleich von einem sehr bedauernswerten Mangel an Selbstkritik bei dir, Kind. Deine recht einfache und anspruchslose Person hat nicht die Voraussetzungen, um eine solche Toilette tragen zu können. Du ziehst dir dadurch nur eine sehr wenig schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu, und man wird über dich lächeln. Im übrigen ist dein Wesen unpassend, laut und lärmend, es trägt das Gepräge eines Übermuts, von dem ich nicht weiß, woher du ihn haben kannst. Hier zu Hause bei deinem Vater und deiner Mutter hast du doch so etwas nicht gesehn!

Ich kann dir nicht sagen, welche Qual es mir bereitet, dich auf dies alles aufmerksam machen zu müssen. Ich bin auch nicht imstande, noch weiter auf Einzelheiten einzugehn. Bei ruhigem Nachdenken wird dein guter Verstand dich zur Selbsterkenntnis gelangen lassen. Und dann mußt du Gott um Beistand bitten, damit er deinen Sinn beugt und dir zu Stille und Bescheidenheit verhilft.

Um es mit einem Worte zu sagen, Kind: du hast das Leben im Auslande nicht vertragen können, indem du dort die Ermahnungen deiner Eltern aus den Augen verloren hast. Ich bilde mir ein, daß namentlich der Aufenthalt bei meinen beiden lieben Schwestern dir zu Kopfe gestiegen ist. Du hast vergessen, daß deine Tanten unter ganz andern Verhältnissen leben und dazu geboren und erzogen sind, als es unsre Lebensbedingungen und die sind, die einstmals die deinen sein werden. Was für sie passend und natürlich sein kann, schickt sich nicht hier bei uns. All der Glanz und die Pracht da unten haben dich geblendet, und in deinem Unverstand und Mangel an Selbstkritik hast du geglaubt, ihre Gewohnheiten und Lebensanschauungen zu den deinen machen zu können. Kein Unglück ist größer und verhängnisvoller für einen Menschen, als wenn er seine Gedanken über seine Lebensverhältnisse hinausschweifen läßt. Ach, Kind! Es harren deiner die schrecklichsten Enttäuschungen, wenn du nicht beizeiten meiner warnenden Stimme lauschest. Glaube mir, das wahre Glück, das in dem Frieden des Herzens mit sich selbst und mit seinem Gott besteht, findet man wohl leichter hier in unsern kleinen und einfachen Verhältnissen als auf den Parketts und in den bunten Stätten draußen in der Welt. Nichts an deiner kleinen Person oder an deinen Verhältnissen berechtigt dich zu hochfliegenden Träumen oder zur Geringschätzung für das, was dir beschieden ist. Nimm du still und bescheiden deinen Platz in deinem Heim ein mit demütigem Dank für die Bereicherung deines Geistes, die dir dieses Jahr beschert hat. Fühle es als deine schöne Pflicht, das, was du so als Geschenk erhalten hast, in tüchtige und liebevolle Taten hier in deinem Hause und in deinem kleinen Kreise umzusetzen. Laß deinen Vater dich nicht im Hause vermissen, laß deinen Bruder nicht allein in diesen Räumen umhergehn ohne die Fürsorge und die Anleitung einer ältern und verständigen Schwester! Sollte der Herr dir das Glück bestimmt haben, dir einstmals im Laufe der Zeit ein eignes Heim nach deinen Verhältnissen und bescheidnen Erwartungen zu schenken, da betrachte es als das höchste Ziel deiner Zukunft, dort deine Pflichten erfüllen zu können. Ich

Digitized by Google

selbst bin krank, und meine Kräfte sind gering. Wohl werde ich noch imstande sein, meine Pflicht zu tun wie bisher. Aber der Tag kann kommen, mein Kind, wo deine Mutter nicht mehr unter euch weilt. Und da werden meine Pflichten auf dich fallen. Bitte zu Gott, daß sie dich dann nicht unvorbereitet finden mögen!

Frau Hauk erhob sich und glitt zum Zimmer hinaus. In der Tür wandte sie sich um: Geh jetzt still zu Bett, Kind, damit du die Schlafenden nicht weckst. Es ist sehr spät geworden. —

Benny schlich sich hinauf wie ein Schatten. Sie fühlte die Beine nicht unter sich, fühlte ihren Körper nicht, bis sie in ihrem Stuhl oben in der Mansardenkammer saß. Sie preßte die Hand gegen das Herz und blieb sitzen und starrte durch das offne Fenster hinaus.

Draußen im Birkenhain fingen die Vögel an zu zwitschern und zu locken. Als sich ihre Stimmen zu einem lauten, jubelnden Konzert erhoben, hörte sie es und erhob sich.

Mechanisch begann sie sich zu entkleiden. Als sie mit ihrem weißen, glitzernden Kleide in der Hand dastand, betrachtete sie es mit ängstlicher Erinnerung. Und sie trug es hinaus in die Kleiderkammer und hängte es dort auf den hintersten Haken. Hinter all die andern Kleider.

Sie setzte sich vor den Spiegel, um das Haar zu lösen, hielt aber entsetzt inne, als sie sich darin erblickte. Sie sah aus wie ein altes Weib, aschgrau und runzlig mit weit aufgerißnen Augen.

Unwillkürlich glitt ihr Blick vom Spiegel an ihrem eignen Körper herunter: sie erhob den einen nackten Arm und betrachtete ihn; er war so dünn und so jammervoll — Dann sah sie wieder in den Spiegel. Sie war kümmerlich und häßlich.

Sie schloß die Augen, aber die schrecklichen Sätze aus der Rede ihrer Mutter klangen ihr wieder ins Ohr, bald hob sich dieser, bald jener aus der Menge hervor. Sie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg, und preßte wieder die Hand gegen das Herz in plötzlicher Todesangst.

Dann atmete sie tief auf, nahm sich zusammen und begann von neuem ihr Haar zu ordnen.

Aber es ging langsam mit langen Unterbrechungen. Das Weinen drängte mit Macht hervor, aber es wollte sich nicht lösen, drückte und preßte nur unter der Brust. Sie hörte sich selbst stöhnen, unartikulierte, böse Laute. Und sie wurde bange davor. Hastige Vorstellungen durchzuckten sie, daß sie verrückt geworden sei, daß sie sterben müsse! Daß sie aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen, allein in Finsternis und Öde und Einsamkeit hinausgeworfen sei!

Schließlich gewann diese *eine* Vorstellung Macht über alle die andern, verwirrt jagenden: daß sie ganz allein sei. Und in der Angst flackerten ihr Blick, ihre Gedanken umher, während sie sich selbst unbeherrscht und unbeherrschbar diese schurrenden, fremdklingenden, stöhnenden Laute ausstoßen hörte —

Von allem, von allem war das entsetzlichste, das hoffnungloseste — der Vater!

Sie hörte es wieder und wieder mit wachsender Verzweiflung: Dein Vater und ich!

Sie lag auf den Knien, den Kopf in das Bett gepreßt, als die Tür knarrte.

Da stand Oberlehrer Hauk im Schlafrock.

Sie sprang auf, warf sich an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals, wild: Vater! Vater! sag, daß du mich doch lieb hast, Vater! Geh nicht von mir, verzeih mir, Vater, ich habe es nicht böse gegen dich gemeint —

Der Oberlehrer umfaßte sie, barg ihr Köpfchen an seiner Brust und streichelte ihr das Haar: Sei still, ganz still, Herzenskind! mein liebes, süßes Kind, meine

Digitized by Google

arme, kleine Benny — still, ganz still, mußt dich beruhigen, Herzenskind, sonst wecken wir die, die schlafen, die Mutter und Julius.

Er ging mit ihr nach einem Stuhl und setzte sie auf seinen Schoß. Er streichelte sie und sagte gedämpft: Niemand ist so lieb und süß wie Vaters Herzenskind, seit sie ganz klein war, und noch immer, wenn sie nur still ist, still —

Benny lag an seiner Brust und weinte. Jetzt löste es sich, aber sie hörte, daß er sie bat, still zu sein, und sie weinte deshalb leise. Und es wollte gar kein Ende nehmen. Und er sagte nichts mehr, strich ihr nur über das wirr aufgelöste Haar und wiegte sie sanft wie ein kleines Kind auf den Knien.

Endlich wurde sie ganz ruhig. Sie sank so schwer in seinen Armen zusammen und seufzte ein paarmal. Er aber wiegte und wiegte.

Sie schlief bei ihm.

Der Oberlehrer nahm die federleichte Kindergestalt und trug sie nach dem Bett hin. Da erwachte sie und sah ihn mit großen verwunderten Augen an. Er beugte sich über sie: Mutter ist krank, Kind, darum wird sie zuweilen ein wenig ungeduldig und strenge gegen uns!

Sie lächelte zu ihm auf.

Gute Nacht, Kind, nun mußt du schlafen.

Vater! Lieber Vater!

Jetzt bist du ruhig und still, nicht wahr?

Ja, Vater, jetzt bin ich ruhig und still.

Der Oberlehrer ging.

Draußen sangen die Vögel in sinnverwirrendem Jubel.

Benny lag still da. Sie fühlte sich matt wie nach einer schweren Krankheit. Aber sie lächelte und dachte nur an den Vater.

Sie war jetzt so ruhig. Es war ja nun so lange her, sie hatte es in diesem Jahr vergessen. Ach ja! So wie sie es ja immer nach jedesmal zu vergessen pflegte.

Daß die Mutter schrecklich war!

Man war also doch der unverbesserliche Tölpel! Wie alt man eigentlich werden mußte, um endlich einmal durch Schaden klug zu werden!

Svend Bugge saß am Fenster und sah in den Hofraum des Hotels hinaus, wo nichts zu sehen war als die sehr betrübliche Kehrseite des Daseins.

Durch Schaden wird man klug, aber selten reich!

Ach nein. Er kam sich so recht arm vor. Ja so verdammt, so ärgerlich, so bitterlich arm! Es war weit ärger diesmal als alle die andernmale. Wahrscheinlich, weil man älter wurde. Und sich bei jeder Wiederholung mehr ärgerte. Er dachte an sein Leben zurück und sah einen Brief seines Vaters vor sich — aus der Studentenzeit. Wie wütend war er nicht über den Brief gewesen! Und wie jammervoll hatte er dann später dessen Wahrheit empfunden! Er hatte eine glühend begeisterte Schilderung von einer Familie nach Hause geschrieben, in der er freundlich aufgenommen war. Er hatte seine Wohnung gekündigt und wollte zu dieser Familie ziehen, wo der Vater ein Gott, die Mutter ein Schutzengel und das Ganze ein Paradies war. — Und dann hatte der Vater geschrieben: Du hast die Neigung, dir sympathische Menschen in einer bengalischen Beleuchtung zu sehen und alle deine liebenswürdige und leicht erregbare Phantasie über sie auszugießen. Du kommst dadurch so leicht dazu, diesen deinen Busenfreunden und dir selbst Unrecht zu tun. Nichts im Leben hält auf die Dauer diese bengalische Beleuchtung aus. Die Menschen werden sich bald selbst gegen deine Überschätzung zu wehren wissen und dich bitten, ihnen mit dem vom Leibe zu bleiben, was sie als ganz verfehlte Voraussetzungen bei dir empfinden müssen. Und dir selber wird der

Digitized by Google

Übergang von der bengalischen zu der nüchternen, wirklichen Beleuchtung Augenschmerzen verursachen. Wenn du nicht noch schlimmer dabei fährst und dich an den Schlacken des künstlichen Feuerstoffs verbrennst, den du entzündet hast!

Er mußte lachen bei dem Ende mit Schrecken, das dieses Himmelreich genommen hatte. Ja, die reine Hölle, das Schlimmste, was ihm in seinem Leben begegnet war — und daß er dank seiner Jugend und Unerfahrenheit an Leib und Seele heil davon gekommen war. —

Und später und früher! Wie klug und scharfsichtig der Vater in bezug auf ihn gewesen war!

Und jetzt!

Die Bitterkeit gegen Oberlehrer Hauk war empfindlicher als alles frühere. Er hatte sich förmlich in ihn verliebt, hatte das Gefühl gehabt, daß er zu dem alten Herrn gehöre. Fast wie ein Sohn. Und dann kam da also diese ewige Wiederholung: er hatte sich mit seiner ganzen Phantasie in dieses Verhältnis hineingestürzt; er war ja nichts, am allerwenigsten Oberlehrer Hauks Sohn. Er war eine ihm ganz fremde, gleichgiltige Person, eine Dampfschiffbekanntschaft, weder mehr noch weniger. Namentlich nicht mehr. Er aber hatte seine strahlendste bengalische Flamme angezündet und das ganze Haukſche Haus winkend und sehnsuchtsvoll nach ihm ausschauend dastehn sehen. Ihre Arme hatten sie nach ihm ausgestreckt — nach dem Sohn!

Es ließ sich nicht leugnen — der Glanz des Lichts war in den letzten Tagen verblaßt! Herr Kandidat Bugge fing an, lästig zu werden, es gab eine Grenze für Besuche, für Mittagessen, Abendessen, Morgenvisiten, Nachmittagausflüge. Er war ganz einfach aufdringlich!

Und die Familie Hauk hatte andres zu tun, als Vater, Mutter und Schwester und Bruder für Herrn Bugge zu sein! Sie hatten einige Jahre ohne dieses Sohnesverhältnis gelebt und wollten noch einige Jahre so weiter leben. Sie hatten sogar angefangen, sich zu wundern, daß er noch nicht bald heimreisen wolle — nach Hause. Zu Vater und Mutter zum Beispiel!

Ein unverbesserlicher Tölpel war er!

Hier saß er in einem elenden Hotel in einer fernen und wildfremden Stadt, wo er nicht das geringste zu tun hatte — nichts weiter, als daß er einen wehrlosen Mann peinigte, der auf einem Dampfer freundlich und gut gegen ihn gewesen war, ein paar Sommertage lang!

Die Situation war lächerlich. Sehr lächerlich.

Aber er lachte nicht, er hatte ein Gefühl, als müsse er viel eher weinen. Er kam sich so armselig, so allein vor. In dieser Stadt, zum Teufel auch! Und da draußen in der übrigen Welt, auch da war nichts. Die Welt war auf einmal so leer geworden, so trostlos leer. Und er selbst war so unfähig, so töricht. Seine Träume, seine Hoffnungen und seine Ziele waren zu bengalischer Beleuchtung geworden.

Er war ein jammervoller Stümper in einem jammervollen Hotelzimmer mit einem verschlissenen Plüschlehnstuhl und einer Tischdecke, die nach altem Tabak und darüber verschütteten Spirituosen roch.

Und auf der Tischdecke lag das Verzeichnis der Dampferrouten, und am Montag wollte er reisen.

Die Situation war nämlich nicht nur lächerlich, sie war auch ganz unhaltbar. Aber vor Montag ging kein Schnelldampfer. Und heute war Freitag.

Er nahm Mütze und Stock und ging aus. Er mußte nach Hause telegraphieren, daß er kam. Er hatte sich in dieses lächerliche, untätige, zusammen-

Digitized by Google

hangloſe Daſein ſo eingeſponnen gehabt, daß er keinen Brief geſchrieben, an nichts gedacht hatte.

Auf der Straße begrüßte er bald dieſen, bald jenen und mußte für ſich lachen: dieſe fremden Leute, mit denen er hier und da in Geſellſchaften geweſen war, hatte er, weiß Gott, als ſeine älteſten und beſten Freunde betrachtet! Wahrhaftig, er war eine komiſche Figur im Stile des großen Dickens!

Auf dem Telegraphenbureau erkundigte er ſich durch die Schalteröffnung. Die Telegraphiſtin gehörte auch zu den älteſten und beſten.

Nicht wahr, es geht doch kein Schnelldampfer vor Montag?

Nein, aber heute abend geht ein Poſtdampfer, um zwölf Uhr, und es reiſen ſehr viele damit, denn man kommt doch immer noch ein paar Tage früher an, als wenn man auf den Schnelldampfer wartet; und dann bekommt man ſüdwärts mehr zu ſehen, denn dies Schiff geht in die Fjorde hinein.

Als er im Begriff war, das neue Telegramm aufzuſetzen, kam ein Herr herein. Svend Bugge grüßte. Es war der Schuldirektor. Er hatte ihn bei Hauks getroffen, noch geſtern nachmittag. Der Direktor war dageweſen, um mit dem Oberlehrer wegen einiger Extraſtunden zu verhandeln. Die Schule fing ja am Montag wieder an.

Ach ja, er hatte ſolange wie möglich gewartet! Bis zum Schluß der Ferien! Aber heute abend ging es alſo wirklich von dannen.

Auf einmal hielt er mit dem Schreiben inne. Er ſah den Direktor an, der über ſein Telegrammformular gebeugt ſtand und ſchrieb. Ihm wurde ganz heiß, ganz ſchwindlig von einem plötzlichen Gedanken — aber er wandte ſich ab, ſchrieb ſein Telegramm fertig, lieferte es ab und ging.

Wie im Traum durchſchritt er die Straße. Vor ſeinem Geiſte bewegten ſich wechſelweiſe der Schuldirektor und das Telegramm — und der Poſtdampfer, der heute abend um zwölf Uhr ging.

Im Hotel meldete er ſeine Abreiſe zu Mitternacht, dann packte er in ſeinem Zimmer ſeinen Koffer und gab Beſcheid, daß man ſeine Wäſche beſorgen möge.

Nach einer kleinen Weile befand er ſich auf dem Wege zu Hauks.

Er war ſo nervös, ſo überrumpelt von der Plötzlichkeit des Entſchluſſes, von dem Gedanken, daß er nun hinging, um für alle Zeiten Lebewohl zu ſagen, daß ein warmes und enges Zuſammenleben mit dieſen Menſchen jetzt plötzlich gemordet, vernichtet werde, zu einer flüchtigen Bagatelle reduziert, ſo zerſtreut, daß er an dem weißen Gitter vorüberging und dann noch weiter, eine Strecke am Strandwege entlang.

Über See und Bergen lag jetzt eine dunklere Tiefe des Tageskolorits. Spätſommer. Er hatte es bisher nicht geſehen. Es waren faſt vier Wochen vergangen ſeit jenem erſten Vormittag. Ihm wollte es ſcheinen, als habe er mit dieſem großen Bilde vor Augen faſt ſein ganzes Leben gelebt. Es kam wohl davon, daß er bisher der Natur niemals ſo nahe gelebt hatte wie hier. Und dieſes Bild ſprach ja auch zur Seele wie kein andres auf der Welt!

Es war nur eine feine Nuance einer Veränderung, zugleich wärmer und doch mit einer Stimmung, die erzählte, daß der Herbſt am Rande des Horizonts ſtand, ganz nahe. Und bald würde die Veränderung größer werden, ſchnell würde ſich das Laub gelb färben, würde von den ſcharfen Winden dahingewirbelt werden. Und dann würde der Froſt kommen vom Eiſe des Meeres her und endlich der Schnee . . .

Und er ſollte das nicht ſehen. Wohl nie wieder in ſeinem Leben. Denn was hatte er hier zu tun?

Digitized by Google

Es war die jugendliche Wehmut über einen Lebensabschnitt, der abgeschlossen war, so kurz er gewesen sein mochte, für ihn war er doch so reich und warm. Er versuchte an die Zukunft zu denken, an die Arbeit, die er jetzt mit aller Kraft in Angriff nehmen wollte. Aber das lag in so weiter Ferne, und er hatte keine Lust dazu, gerade jetzt nicht. Es war so viel Ernst mit dem Gedanken verbunden, die Flüchtigkeit des Lebens, das unwiderruflich Verschwundne, und die bange Ungewißheit der Zukunft.

Er wandte sich jäh um. Das Ganze war Unsinn und Torheit, und er wollte zu Oberlehrer Hauks gehn und sein artig Adieu sagen und sich bedanken!

Er fand Frau Hauk draußen auf der Veranda, wo sie ihrem Sohne Julius aus dem Naturgeschichtsbuch vorlas. Sie las von den Spatzen.

Ja, hier sitzen wir und hören von den kleinen Vögeln, sagte sie.

Julius nahm seine Mütze und ging in den Garten hinab.

Wir haben diesen Sommer die Naturgeschichte durchgenommen, Julius und ich, sagte Frau Hauk. Er war im letzten Schuljahre so darin zurückgeblieben. Er hat einen so unverständigen Lehrer in dem Fach. Ach ja, in vielen andern Fächern freilich auch. Überhaupt leidet mein Junge unter Mangel an Verständnis durch die Schule. Selbst sein Vater hat leider keinen rechten Blick für sein zartes und feines Gemüt. Jetzt beim Examen haben sie ihn zum Beispiel verletzt, indem sie ihn nur versuchsweise versetzten. Sie können sich denken, was so ein Schandfleck für einen ehrliebenden Jungen zu bedeuten hat! Julius ist leider nicht stark, und sein poetischer träumerischer Sinn muß mit Vorsicht behandelt werden. Ich möchte dem brutalen Herrn, der in der Naturgeschichte unterrichtet, und der eine ganz plumpe, gewöhnliche Natur ist, wohl gönnen, daß er hier gesessen und gehört hätte, wie schön und tief sich mein Junge für die kleinen Vögel interessiert hat. Nun, das sind die Sorgen einer Mutter, und die interessieren Sie nicht, Herr Bugge!

Im Gegenteil, gnädige Frau, ich —

Ach nein, mit diesen Dingen stehn wir Frauen — wir Mütter — allein. Ich bedaure sehr, mein Mann ist eben ausgegangen. Wegen des Schulanfangs am Montag — es findet eine Konferenz beim Direktor statt ...

Ja — ich komme eigentlich, um Adieu zu sagen, gnädige Frau!

Doch nicht schon heute! Sie wollten doch erst mit dem Schiff am Montag?

Svend Bugge erklärte, daß er mit dem Postschiff reisen wolle, und bemerkte bei Frau Hauk keine Betrübnis über seine verfrühte Abreise.

Aber dann bleiben Sie doch zu Tische bei uns, wenn Sie fürlieb nehmen wollen ...

Vielen Dank, gnädige Frau, aber ich habe noch allerlei zu besorgen, einige Visiten zu machen und zu packen ...

Aber mein Mann wird sehr enttäuscht sein. Jedenfalls müssen Sie zu Abend kommen!

Ja, mit tausend Dank, ich habe Ihre Gastfreundschaft nun wirklich übermäßig in Anspruch genommen.

Es ist mir ja nur eine Freude, eine große Freude — soweit meine schwachen Kräfte reichen!

Sie hörten plötzlich Geheul und Geschrei aus dem Birkenhain hinter dem Garten. Es war Julius. Frau Hauk sprang auf.

Was ist denn das?

Ich will hinlaufen und nachsehen —

Währenddessen wurde Benny an dem obern Gartengitter sichtbar. Sie trug eine Blumenspritze und war ganz empört.

Digitized by Google

Was hat denn Julius nur? fragte Frau Hauk besorgt.

Ach, pfui! Er geht da oben umher und wirft mit Steinen nach den kleinen Vögeln. Ich kam gerade vom Brunnen, als er warf. Ums Haar hätte er so ein armes Tierchen getroffen! Als er wieder werfen wollte, nahm ich ihm den Stein weg — ich mußte ihn mit einem tüchtigen Klapps auf die Finger zwingen, ihn loszulassen.

Aber Benny, ich bin sehr verwundert, daß du so gewaltsam gegen deinen kleinen Bruder vorgehn kannst!

Mutter, er warf nach —

Julius und ich haben hier eben gesessen und die kleinen Vögel studiert. Wenn er nun versucht hat, einen von ihnen aus der Nähe zu betrachten, so ist das keineswegs die Roheit und Häßlichkeit gewesen, die du ihm so hastig unterschieben willst. Es ist im Gegenteil das tiefe Interesse für das gewesen, was er eben gehört hat. Unsre Kenntnis von den Blumen des Feldes würde nie tief genug sein, wenn wir nicht gezwungen wären, sie abzupflücken und auf diese Weise wahrscheinlich ihr Leben abzuschneiden —

Aber die Singvögel, Mutter — hier draußen in unserm eignen Birkenhain —

Wir müssen uns darein finden, auch die zu opfern, wenn höhere Zwecke dadurch gefördert werden. Aber ich werde mit Julius selbst reden.

Frau Hauk ging.

Benny war unten an der Verandatreppe stehn geblieben. Sie hatte Svend Bugge schon begrüßt.

Ein ungezogner Junge ist er! sagte sie. Denken Sie nur, mit Steinen nach den Vögeln zu werfen!

Svend Bugge stand da, ohne zu antworten.

Müßte er nicht Prügel bekommen?

Ich — ich wage kein Urteil über Ihren Bruder abzugeben, gnädiges Fräulein. Er hat wohl wissenschaftliche Interessen —

Benny errötete.

Sie sollten nicht so boshaft sein — gegen mich.

Ich — ich? Ach nein, ich bin nicht boshaft. Ich komme nur, um Abschied zu nehmen. Und darin liegt doch sicher nichts Boshaftes — gegen Sie!

Abschied! Sie wollten aber doch nicht vor Montag reisen!

Heute abend um zwölf Uhr geht ein Postdampfer.

Und damit —?

Man kommt immer zwei Tage früher an, als wenn man auf den Schnelldampfer wartete. Und darum will ich lieber damit reisen.

Nun ja, dann tun Sie das nur! sagte Benny. Sie wandte den Kopf ab und sah in die Ferne. Ihr Ausdruck wurde hart und müde.

Es ist ja ganz natürlich! fügte sie nach einer Weile hinzu.

Ich habe mich hier ja lange genug umhergetrieben!

Sie lächelte, aber nicht heiter, und sagte dann: Ja, das denken Sie wohl!

Sie denken das doch wohl auch?

Ich finde, es ist sehr traurig, daß Sie reisen wollen! Schrecklich traurig. Aber es ist ja nichts dabei zu machen! bemerkte sie wieder lächelnd, wehmütig und munter zugleich. Sie stellte die Gartenspritze hin und stand in Gedanken versunken da.

Sie müssen nicht denken, daß ich nicht unbeschreiblich glücklich bin, daheim zu sein! sagte sie endlich. Aber Sie waren nun doch noch so ein klein wenig vom Ausland. Und nun reisen Sie. Und wir sind so weit, weit weg!

Digitized by Google

Wie war es doch, liebe Benny? wolltest du nicht heute in die Armenpflege zu Kalland? Freitag?

Ja, Mutter, um ein Uhr. Ich wollte gerade gehn.

Gehn gnädiges Fräulein in die Stadt, dann darf ich Sie vielleicht begleiten.

Benny sah ein wenig ängstlich fragend zu der Mutter hinüber.

Aber wenn Sie heute abend reisen wollen —?

Ich habe Herrn Bugge gebeten, mit uns zu essen, aber er ist behindert — Ich muß noch packen und ...

Heute abend wird uns Herr Bugge aber mit seinem Besuch erfreuen!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel*) Berlin, 5. Oktober 1908

(Der Zwischenfall in Casablanca. Zum Kampf um die Reichsfinanzreform.)

Während die Verhandlungen über die Frage der Anerkennung Mulei Hafids ihren ruhigen Gang gehn, hat ein deutsch-französischer Zwischenfall in Casablanca die Gemüter wieder stärker erregt. Es ist aber bezeichnend, daß sich diese Erregung, die natürlich nicht ganz ausbleiben konnte, doch in den Grenzen der Besonnenheit hält. Wir wollen aus der Marokkofrage nicht mehr machen, als notwendig und durch den wirklichen Stand unsrer Interessen gerechtfertigt ist, und die ruhige Auffassung unsrer Beziehungen zu Frankreich gestattet uns, mit Bestimmtheit der Genugtuung, die wir von Frankreich zu fordern haben, entgegenzusehen. Wir wissen, daß es verkehrt wäre, einen solchen Fall übermäßig aufzubauschen; es genügt, daß der offenbare Verstoß gegen das Völkerrecht seine Sühne findet.

Deutsche Reichsangehörige, die in der französischen Fremdenlegion dienten, waren desertiert und hatten im deutschen Konsulat zu Casablanca Schutz gesucht. Dieser war ihnen, da kein Abkommen und kein völkerrechtlicher Brauch dem entgegenstand, gewährt worden, wie es übrigens schon früher in zahlreichen Fällen geschehen war. Sie sollten nun auf ein deutsches Schiff gebracht werden, und wie immer geschah dies unter Begleitung des in Casablanca überall persönlich wohlbekannten Konsulatssekretärs und eines Konsulatssoldaten. Französische Soldaten, die sich natürlich den völkerrechtlichen Zusammenhang nicht klar machten, sondern nur sahen, daß Deserteure ihrer Armee offen vor ihren Augen so geleitet wurden, daß sie der Arm der französischen Militärjustiz nicht mehr erreichen konnte, griffen den kleinen Transport tätlich an, und sogar ein französischer Offizier soll sich dabei zu Bedrohungen des deutschen Konsulatssekretärs haben hinreißen lassen. Die Deserteure wurden dem deutschen Schutz entrissen, widerrechtlich verhaftet und — trotz der Beschwerde des deutschen Konsuls — nicht freigegeben.

Über die völkerrechtliche Bedeutung des Falles selbst sind kaum viel Worte zu verlieren. Auch wenn sich diese oder jene Einzelheit des Falles etwas anders

*) Anmerkung der Redaktion. Für den Bericht dieser Woche war auch eine Besprechung des bulgarisch-türkischen Konfliktes vorgesehen. Wir sehen jedoch von ihrer Veröffentlichung ab, da sie durch die jüngsten Ereignisse überholt worden ist.

Digitized by Google

herausstellen sollte, als ursprünglich gemeldet wurde, bleibt immer noch die Verletzung des deutschen Schutzrechts bestehn, und daß dafür Genugtuung geleistet werden muß, ist ohne weiteres klar.

Der Fall ist aber auch für die Lage in Marokko charakteristisch. Den französischen Soldaten wird man es gewiß nicht sehr schwer anrechnen, daß sie sich darüber ärgerten, daß französische Deserteure in dieser gemütlichen Form in Sicherheit gebracht werden sollten. Aber der weitere Verlauf der Sache wäre wohl anders gewesen, wenn sich die französischen Kommandobehörden hätten klar machen wollen, daß das alles ja eigentlich auf neutralem Boden vor sich ging. General d'Amade dagegen nimmt in dem von ihm besetzten Schoujagebiet einen wirklichen Kriegszustand an, der der Truppe das Recht gibt, nach Kriegsrecht zu verfahren. Nach seiner Meinung führen die Franzosen Krieg in Marokko, haben marokkanisches Gebiet besetzt und üben darin die vollen Rechte des Eroberers aus, respektieren deshalb auch die Rechte der Neutralen nur so weit, als es die Interessen der kriegführenden Armee gestatten. Diese Auffassung entspricht nicht dem völkerrechtlichen Brauch, und wir werden deshalb von der französischen Regierung verlangen müssen, daß sie den völkerrechtlichen Rücksichten Geltung verschaffe, auch gegenüber den persönlichen Ansichten des Generals d'Amade.

Eine andre Seite des Zwischenfalls darf nicht ganz übersehen werden. Er ist ein Stimmungssymptom. Die Franzosen fühlen sich in Casablanca als Herren der Lage. Was kümmert sie Algeciras! Was die Erklärungen ihrer eignen Regierung vor der Kammer in Paris! Die mögen sehen, wie sie sich nachher herausfinden! Unterdessen erobern die Franzosen Marokko, und General d'Amade hofft nachher sagen zu können: J'y suis, j'y reste. Nur das Vorhandensein der Deutschen wird dabei als Unbequemlichkeit empfunden. Die Art, wie die deutschen Kaufleute ihre Handelsinteressen ohne politischen Ehrgeiz, aber doch mit starkem nationalen Zusammenhalt wahrgenommen haben, hat ihnen bei den Marokkanern große Achtung und Sympathie eingebracht, und das bildet das stärkste Gegengewicht gegen das Vordringen des französischen Einflusses. Wo nun die Franzosen militärische Herren der Lage sind, lassen sie die ihren friedlichen Interessen nachgehenden Deutschen gern mit allen Mitteln ihre Überlegenheit fühlen. Auch gegen die Marokkaner, die deutsche Schutzgenossen sind, gehn sie rücksichtsloser und gehässiger vor als gegen andre. Es mag den Franzosen besondre Befriedigung gewähren, daß sie hier ihrer Abneigung gegen die Deutschen unverhüllten Ausdruck geben können. Aber für die, die den Frieden erhalten wollen — und wir dürfen annehmen, daß sich die französische Regierung in diesem Wunsche mit der Mehrheit des französischen Volks begegnet —, liegt in solchen Verhältnissen eine starke Mahnung, das bisherige Spiel nicht weiter zu treiben.

In der innern Reichspolitik liegt noch immer der Schleier des Geheimnisses über den Einzelheiten der Reichsfinanzreform, die für den bevorstehenden Winter die Frage aller Fragen sein wird. Von Zeit zu Zeit werden darüber wohl die Parteiblätter etwas unwirsch und meinen, die verbündeten Regierungen würden sich nicht wundern dürfen, wenn die Überraschungen später die Verständigung erschwerten. Das ist aber wohl nicht so sehr ernst zu nehmen; denn wenn nicht die Überzeugung vorhanden ist, daß die Gesundung der Reichsfinanzen ein Ziel ist, das der Reichstag unter allen Umständen erreichen muß, so wird mit einer frühern Veröffentlichung der einzelnen Vorschläge wenig gewonnen sein. In Wahrheit ist die Einsicht, daß die Reform zustande kommen muß, und daß das nur gelingen kann, wenn von rechts und links prinzipielle Zugeständnisse gemacht werden, so weit durchgedrungen, daß das Bangemachen mit so nebensächlichen Meinungsverschiedenheiten wie über

Digitized by Google

die Frage, welches der geeignetste Zeitpunkt für die Veröffentlichung der einzelnen Steuerpläne sei, kaum besondern Eindruck machen kann. Finanzielle Reformpläne und neue Steuern pflegen sonst bei der Linken auf den stärksten Widerstand zu stoßen. Bei uns sind jetzt gerade die politisch angesehensten Blätter der freisinnigen Partei darüber einig, daß die Reichsfinanzen nur durch eine Kombination direkter und indirekter Besteuerung reformiert werden können. Die führenden freisinnigen Kreise haben also die alte, so lange zähe festgehaltne Gegnerschaft gegen indirekte Steuern so weit fallen lassen, daß sie die praktische Notwendigkeit von Zugeständnissen auf diesem Gebiete einsehen. Sie wissen, daß alles, was jetzt im günstigsten Falle durch direkte Besteuerung der Vermögen und Einkommen im Reiche zu erlangen sein würde, nicht ausreichen würde, eine geordnete Finanzwirtschaft im Reiche zu ermöglichen. Man wird aber den Liberalen nicht zumuten können, daß sie zu allem ja sagen, wenn bei ihrer Bereitwilligkeit, große parteipolitische Bedenken gegen die Erweiterung der indirekten Besteuerung zurückzustellen, auf der andern Seite auch gar nichts geschieht, um größere Vermögen irgendwie direkt zu Leistungen für das Reich heranzuziehn. Man hat dafür die mildeste und zweckmäßigste Form in der Nachlaßsteuer erkannt. Aber diese Steuer findet auf der rechten Seite geradezu erbitterte Gegner, namentlich in agrarischen Kreisen. Niemand wird es an sich diesen Gegnern verübeln, daß sie solche Bedenken hegen und scharf gegen die Erweiterung der Erbschaftssteuer zu einer allgemeinen Nachlaßsteuer auf größere Vermögen auftreten. Wenn aber die Lage zeigt, daß irgendein Zugeständnis solcher Art auf dieser Seite gemacht werden muß, eine einfache Reichsvermögens- oder Reichseinkommensteuer noch stärkere Bedenken hervorrufen muß, und daß an einem solchen Widerstande gegen die Nachlaßsteuer die ganze Reichsfinanzreform scheitern muß, dann wird man sich sagen müssen, daß für einen konservativen Politiker keine Frage mehr sein kann, welches von den beiden Übeln, deren eins er in den Kauf nehmen muß, das kleinere ist. Die Reichsfinanzreform unter den gegenwärtigen Verhältnissen scheitern zu lassen, wäre eine solche Verkennung der über allen Parteiinteressen stehenden Staatsinteressen, daß konservative Politik sich dessen nicht schuldig machen dürfte. Aber auch, wer es nicht vermag, sich auf diesen allgemeinen Standpunkt zu erheben, und die vermeintliche Schädigung der landwirtschaftlichen Interessen durch die Nachlaßsteuer in den Vordergrund stellt, sollte wissen, daß die Fortdauer der bisherigen Zustände in den Reichsfinanzen mit ihren ungünstigen Nachwirkungen auf die allgemeinen Kreditverhältnisse und den Zinsfuß zuletzt nichts in so empfindlicher Weise in Mitleidenschaft ziehen muß wie die Landwirtschaft. Darum steht sich die Landwirtschaft am letzten Ende doch am besten, wenn sie auch durch Opfer dafür sorgt, daß die Reichsfinanzen auf eine gesunde Grundlage gestellt werden. Wir haben außerdem an andern Ländern die Erfahrung vor uns, daß von der Nachlaßsteuer, als sie eingeführt werden sollte, alles schlimme prophezeit wurde, daß aber, als sie eingeführt und zu einer vertrauten und gewohnten Einrichtung geworden war, von den vorausgesagten Übeln nichts verspürt wurde. Wir hoffen, daß die erklärliche prinzipielle Abneigung gegen die Nachlaßsteuer, die sich jetzt in der konservativ-agrarischen Presse sehr lebhaft geltend macht, die Mehrheit der Deutsch-konservativen im Reichstage nicht veranlassen wird, die andre Seite der Sache zu übersehen. Sie werden sicherlich der Stimme der höhern Pflicht folgen.

Die Neuregelung des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reich und den Einzelstaaten. In den publizistischen Erörterungen, die sich an den Aufsatz des Staatsminister Sydow anschlossen, ist auch die dort angedeutete

Digitized by Google

Neuregelung des finanziellen Verhältnisses zwischen Reich und Bundesstaaten wiederholt und von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt worden, insbesondre in mehreren Artikeln der Kölnischen Zeitung, des Dresdner Anzeigers und der Dresdner Nachrichten sowie vom Freiherrn von Zedlitz im „Tag". Die bisherige Einrichtung der Matrikularbeiträge ist entschieden als ein wunder Punkt der Finanzgebarung des Reichs zu bezeichnen, und es ist darum durchaus verständlich, daß die Reformpläne in dieser Beziehung eingehend erörtert werden, um so mehr als es sich um ziemlich schwierige und zum Teil delikate staatsrechtliche Fragen handelt. Von der Regelung der Matrikularbeiträge, wie sie im Jahre 1879 durch die Clausula Franckenstein geschaffen worden ist, läßt sich ungefähr dasselbe sagen, was seinerzeit Lord Palmerston von der dänischen Frage bemerkte, daß sie nur drei Leute verstanden hätten, von denen zwei gestorben sein, und er, der dritte, sie wieder vergessen habe. Der Reichsschatzsekretär selbst äußert sich in seinem Aufsatz in der Deutschen Rundschau zur Sache auf Seite 13 folgendermaßen: „Mit der Frage der Erhöhung der Matrikularbeiträge ist die Frage ihrer Begrenzung, das heißt die Beseitigung der gestundeten Matrikularbeiträge, zu verbinden. Sollen die Bundesstaaten regelmäßig mehr als den jetzigen von 40 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung übernehmen, so werden sie mit Recht verlangen, dafür von der Sorge um die Störung ihrer Budgets durch den ungewissen Faktor der ungedeckten Beiträge befreit zu werden.

Andrerseits ist das Bewilligungsrecht des Reichstags zu berücksichtigen, der auf einen beweglichen Faktor in den Einnahmen nicht wird verzichten wollen. Ich denke mir die Regelung der Sache so, daß der Satz, um den die Matrikularbeiträge über die 40 Pfennig hinaus erhöht werden sollen, immer für eine Reihe von Jahren durch Gesetz bestimmt wird. Auf diese Weise käme das Quotisierungsrecht des Reichstags, und zwar bei einer den Besitz belastenden Auflage, zur Geltung, und die Bundesstaaten wären für eine Reihe von Jahren gegen Überraschungen von seiten des Reichs gesichert."

Nach diesen Andeutungen des Ministers wäre mit wesentlichen Änderungen gegenüber den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zu rechnen. Bei Betrachtung der Frage empfiehlt es sich, das Budgetbewilligungsrecht des Reichstags und die Ausgestaltung des „beweglichen Faktors" auseinanderzuhalten, da beide auf verschiednen Erwägungen beruhn.

1. Zunächst ist es irrig, in dem Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags die wichtigste Grundlage seiner budgetären Befugnis zu sehn, wie dies vielfach geschieht. Das eigentliche Budgetrecht, wie es sich in allen konstitutionellen Ländern herausgebildet hat, beruht hauptsächlich auf der Befugnis des Parlaments, die von der Regierung geforderte Ermächtigung zur Leistung von Ausgaben alljährlich zu erteilen oder nicht zu erteilen. Nicht in allen konstitutionellen Ländern besteht neben diesem Rechte zur Bewilligung von Ausgaben auch eine besondre Befugnis zur alljährlichen Bewilligung von Einnahmen. Konstitutionell notwendig ist sie auch nicht, da die Regierung nur solche Ausgaben machen darf, zu deren Leistung sie ermächtigt ist. Ergeben sich Überschüsse, so können sie in Deutschland nicht etwa beliebig zur Leistung unbewilligter Ausgaben in Anspruch genommen werden; vielmehr ist der Verwendungszweck genau bestimmt; nach Artikel 70 Absatz 2 der Verfassung dienen etwaige Überschüsse zur Deckung gemeinschaftlicher außerordentlicher Ausgaben.

Dem Einnahmebewilligungsrechte des Parlaments kommt sonach nicht die Bedeutung zu, die man ihm vielfach beilegt. In normalen Fällen wird ein Parlament nicht mehr Einnahmen bewilligen, als nötig sind zur Bestreitung der Aus-

Digitized by Google

gaben, aber auch nicht weniger. Sind die Ausgaben einmal festgesetzt, so ergibt sich damit von selbst die Notwendigkeit, für ihre Deckung zu sorgen.

Im Deutschen Reiche hat nun das Bewilligungsrecht des Reichstags hinsichtlich der Einnahmen mehrfache Abwandlungen erfahren. Bis zum Jahre 1879 reichten die eignen Einnahmen zur Bestreitung des Bedarfs nicht aus, es wurden infolgedessen jährliche Matrikularbeiträge erhoben. Durch die Zoll- und Finanzreform des Jahres 1879 erschloß sich das Reich so viel eigne Einnahmen, daß es auf Matrikularbeiträge hätte verzichten können. Man fürchtete aber im Reichstag 1879, daß die Regierung künftig mehr Einnahmen haben würde, als sie zur Bestreitung des Bedarfs brauchte, und damit in etwaigen Konfliktsfällen unabhängig vom Reichstage frei schalten könne. Um dies zu verhindern, nötigte man das Reich zur Herausgabe eines großen Teils der neuen Erträgnisse an die einzelnen Staaten in der Form von Überweisungen, vergrößerte damit künstlich den Bedarf und ließ zu dessen Deckung die Matrikularbeiträge fortbestehn, die jährlich zu bewilligen waren. Wirkliche Einkünfte waren dies jedoch nicht; die eigentlichen Einnahmen bestanden vielmehr in den Steuern und Zöllen, die man den Bundesstaaten als Überweisungen zuschrieb.

Diese Sachlage änderte sich, als der Bedarf des Reiches derartig stieg, daß er über die Überweisungen hinausging und durch die eignen Einnahmen nicht gedeckt wurde. In diesem Augenblicke wurde es notwendig, die sogenannten ungedeckten Matrikularbeiträge zu erheben.

Formell wurde dadurch nichts geändert, wohl aber materiell, indem die ungedeckten Matrikularbeiträge im Gegensatze zu den gedeckten tatsächliche Abgaben der Einzelstaaten darstellten. Als dieser Zustand eine Reihe von Jahren ohne gesetzliche Fixierung bestanden hatte, schritt man — nach einer für die konstitutionellen Fragen belanglosen Änderung im Jahre 1904 — 1906 zu einer Neuregelung. Es wurde bestimmt, daß ein Betrag von 40 Pfennigen pro Kopf der Bevölkerung oder rund 24 Millionen Mark im ganzen regelmäßig von den Einzelstaaten an das Reich abgeführt, die Erhebung des Mehrbetrags aber bis zum Juli des drittfolgenden Rechnungsjahres ausgesetzt werden solle. Diese Bestimmung basierte auf der Voraussetzung, daß es nur in einzelnen besonders ungünstigen Jahren nötig sein würde, über den Betrag von 40 Pfennigen pro Kopf hinauszugehn, und daß in solchen Fällen die nachfolgenden Jahre imstande sein würden, die Einzelstaaten von diesen Mehrzahlungen zu entlasten. Mit dieser Neuregelung hatte das Recht des Reichstags zur Einnahmebewilligung eine weitere Entwicklung erfahren, wenn es auf die Genehmigung tatsächlicher Einnahmen, eben der Matrikularbeiträge, ausgedehnt war, im Gegensatze zu früher, wo es sich nur um künstlich geschaffne Einnahmeposten handelte. Dieses Recht war aber wesentlich beschränkt, nämlich durch die Ziehung einer dauernden Höchstgrenze von 40 Pfennigen pro Kopf. Denn bei den darüber hinausgehenden Beträgen handelte es sich nach der Erwartung des Gesetzgebers nicht um regelmäßige, sondern nur um gelegentlich notwendig werdende Hilfsmittel.

Wenn es nun in dem Artikel des Reichsschatzsekretärs heißt, daß ein weiterer Betrag von Matrikularbeiträgen über 40 Pfennige hinaus periodisch durch Gesetz festgesetzt werden soll, so bedeutet dies wiederum eine wesentliche Ausbildung des Budgetsrechts des Reichstags, denn nun soll der bisher bestehenden dauernden Höchstgrenze noch eine periodisch neu zu regelnde hinzutreten.

Diese Weiterentwicklung des Bewilligungsrechts des Reichstags hinsichtlich der ungedeckten Matrikularbeiträge ist nicht mit einer Beschränkung in bezug auf die gedeckten verbunden. Diese sollen nach den Bemerkungen des Reichsschatzsekretärs

Digitized by Google

offenbar fortdauern, wenigstens ist keine Rede davon, daß die Überweisungen wegfallen. Wahrscheinlich werden sie auf andre Einnahmen des Reiches basiert werden müssen, da ein Teil der Einkünfte, die bisher als Überweisungen in Betracht kamen, insbesondre die Branntweinverbrauchsabgabe, wohl selbst eine Änderung erfahren soll.

Nun wäre es an sich natürlich möglich, an Stelle der periodischen eine jährliche Bewilligung von Einnahmen einzuführen, und die Interessen des Reiches würden dem auch nicht entgegenstehn, wohl aber die der Bundesstaaten. Erführen die tatsächlich zu leistenden Matrikularbeiträge Jahr für Jahr eine Änderung, so würde dies bedeuten, daß die einzelnen Staaten ihrerseits mit beständig schwankenden Ausgaben zu rechnen hätten. Es ist seit Jahren darauf hingewiesen worden, daß dies den Staatshaushalt der meisten Bundesstaaten in die größte Verwirrung bringen würde. Solange es sich bei den Matrikularbeiträgen nur um formelle — abgesehen von der hier belanglosen Frage teilweiser vorzeitiger Zahlung an die Reichshauptkasse — Ausgabeposten handelte, weil sie durch Überweisungen gedeckt waren, so lange war dies nur eine Schwierigkeit für die Finanzminister, die den Etat aufstellten, nicht für das Staatswesen selbst. Handelt es sich aber um tatsächlich zu leistende ungedeckte Matrikularbeiträge, um wirkliche Ausgaben, so wäre eine derartige Schwankung von Jahr zu Jahr, auf die sich der Staat in seinen eignen Wirtschaftsplänen nicht einrichten kann, tatsächlich unerträglich. Es wird darum schon als ein wesentlicher Fortschritt für das Budgetrecht des Reichstags begrüßt werden können, wenn der Höchstbetrag ungedeckter Matrikularbeiträge nicht dauernd, sondern in gewissen Perioden erfolgt.

2. Die Matrikularbeiträge sollen zugleich den notwendigen „beweglichen Faktor" darstellen. An sich wäre es ebenso wohl möglich, eine andre Einnahme des Reiches beweglich zu gestalten, etwa den Kaffeezoll, wie es 1879 angeregt wurde, oder die Stempelabgaben, wie es die Reichsregierung 1893 in Vorschlag brachte. In England sind bekanntlich die Einkommensteuer und einige Zölle beweglich. Wenn der Reichsschatzsekretär gleichwohl die Matrikularbeiträge als „beweglichen Faktor" ausgestalten will, so hat dies offenbar seine guten Gründe, und diese dürften in der Stellung der Reichsregierung zu den Bundesstaaten zu finden sein. Werden nämlich die Einnahmen beweglich gemacht, die von den Einzelstaaten zu entrichten sind, so ist es für diese ein Ansporn zur Sparsamkeit, weil sie eine Erhöhung der Ausgaben innerhalb des geschaffnen Rahmens ihrerseits decken müssen. Dadurch, daß man die Matrikularbeiträge beweglich macht, beteiligt man also in gewissem Sinne die Gesamtheit der verbündeten Regierungen an der planmäßig in Angriff genommnen Sparsamkeit.

Erwägt man die geschilderten Vorzüge des angedeuteten neuen Systems, erstens die Erweiterung des Budgetrechts des Reichstags auf materielle Einnahmen, sodann die Beteiligung der Bundesstaaten an der notwendigen Sparsamkeit, so wird man die beabsichtigte Neuregelung als glücklich bezeichnen müssen, ganz abgesehen von den Vorzügen, die der Reichsschatzsekretär in seinem Artikel aufführt, und auf die hier kurz noch hingewiesen werden mag. Sydow setzt auseinander, daß, wenn man durch Vorschriften über die Schuldenaufnahme das eine, durch Abschneidung der Möglichkeit der Stundung von Matrikularbeiträgen das andre Ventil verschließe, in denen sich die Mehrausgaben bisher Luft machen konnten, man damit notwendigerweise innerhalb der Reichsverwaltung zur Sparsamkeit kommen müsse. Denn alsdann hat das Reichsschatzamt das einzige wirklich durchgreifende Argument für sich: die erhöhten Anforderungen der Ressorts können nicht bewilligt werden, weil kein Geld da ist. Sparsamkeit innerhalb der Ressorts und Sparsamkeit auf seiten des

Digitized by Google

Bundesrats werden bei einer solchen periodischen Festsetzung der Matrikularbeiträge verbunden.

Die einzigen, die sich über diese Neuregelung allenfalls beschweren können, sind die, die Reichstag und Bundesrat zu immer erneuten Ausgaben drängen. Denn darüber kann allerdings kein Zweifel bestehn, daß es nach der Sydowschen Neuregelung wesentlich schwerer sein wird, neue Ausgaben zu bewilligen, ohne zugleich für neue Deckungsmittel zu sorgen. Mit der ungedeckten Ausgabenbewilligung hat es ein Ende. Es ist deshalb vielleicht nicht uncharakteristisch, daß die Wortführer der scharfen Tonart im Flottenverein, deren Ansicht zum Beispiel in einem Artikel des Grafen Reventlow in der Täglichen Rundschau zum Ausdruck kommt, die Neuregelung für bedenklich erklären, weil es schwerer würde, in Zukunft noch nicht vorgesehene neue Ausgaben zu bewilligen. Ein besondres Gewicht wird man diesen Einwänden keinesfalls zubilligen können. Erweisen sich wirklich bedeutende Neuausgaben als notwendig, so werden die gesetzgebenden Körperschaften eben genötigt sein, neue Deckungsmittel zu schaffen. Im übrigen aber kann es nur mit Freude begrüßt werden, daß es durch diese formelle Neuregelung ermöglicht wird, endlich den Grundsatz: „Keine Ausgaben ohne Deckung!“ in die Wirklichkeit umzusetzen.

Aus dem Wirtschaftsleben

5. Oktober 1908

(Unterschlagungen in Berliner Großbanken. Die Grenzen der Konzentration.)

Wieder sind, wie zuletzt im Jahre 1902, als übliche Begleiterscheinungen des Konjunkturrückganges umfangreiche Unterschlagungen aufgedeckt worden, unter denen besonders die bei der Mitteldeutschen Kreditbank und der Dresdner Bank zur Kritik herausfordern.

Seitdem sich das eigne Kapital und die fremden Gelder, die in den wenigen Großbanken arbeiten, auf Milliarden belaufen, berühren solche Unterschlagungen nicht mehr ausschließlich den verhältnismäßig kleinen Kreis der Aktionäre. Die Allgemeinheit, deren Milliarden als Depositen und fremde Gelder bei den Banken liegen, hat ein weitgehendes Interesse daran, daß Unterschlagungen in solcher Häufigkeit und solchem Umfange, wie sie in den letzten Jahren vorgekommen sind, unmöglich werden. Dazu wäre natürlich zunächst notwendig, daß die Beweggründe, die die Betrüger zu den Unterschleifen treiben, beseitigt werden. Das Hauptmotiv dazu sind für Bankangestellte meist, wie auch in den vorliegenden Fällen, verfehlte Spekulationen. Mit erfreulicher Offenheit stellt nun L. Jolles im „Tag“ fest, daß der Kampf gegen das Spekulieren der Angestellten keine Aussicht auf Erfolg biete, da sich das Spekulieren heute schon zur allgemein geübten Gewohnheit ausgebildet habe. Die Direktoren und Prokuristen gehn den jüngsten Kommis mit schlechtem Beispiel voran, auch darf man nicht vergessen, daß die Bankbeamten den größten Teil ihres Daseins in einer vom Spekulationsbazillus durchsetzten Atmosphäre verbringen. Und die Banken selbst sehen es gar nicht ungern, daß ihre Emissionen durch die eignen Angestellten ins Publikum gebracht werden. Solche Spekulationen geschehen dann oft, wie das Berliner Tageblatt meldet, zum Nachteil der Kundschaft der Banken, indem die Angestellten auf den Aufträgen der Kundschaft „herumreiten“ oder die Ausführung der Aufträge erschweren. Unsers Erachtens ist es nicht angängig, angesichts solcher unhaltbaren Zustände die Flinte ins Korn zu werfen. Würden die Leiter der Banken mit gutem Beispiel vorangehn, so würde sich auch das Spekulieren der Bankbeamten wesentlich einschränken lassen.

Gelegenheit macht Diebe! Ist keine genügende Kontrolle vorhanden, so ist die Gelegenheit gegeben. Es erscheint als ganz selbstverständlich, daß in einem Groß-

Digitized by Google

bankbetriebe die denkbar besten Kontrolleinrichtungen zur Verhinderung von Unterschlagungen getroffen werden, deshalb muß die mangelhafte Beschaffenheit der Kontrolle in den vorliegenden Fällen, ganz besonders im Falle der Mitteldeutschen Kreditbank, als grobe Fahrlässigkeit bezeichnet werden. In der Erkenntnis dessen haben sich denn auch — unter dem Druck der öffentlichen Meinung — die Direktoren der Mitteldeutschen Kreditbank bereit erklärt, den Verlust, der sich auf mehr als eine halbe Million Mark beläuft, aus ihren Tantiemen zu decken. Dasselbe Verhalten wird auch von der Direktion der Dresdner Bank zu erwarten sein, die einen Verlust von etwa 230000 Mark zu decken hat.

In der Presse ist von vielen Seiten behauptet worden, die Kontrolle werde aus Rücksicht auf alte erprobte oder beliebte Beamte mangelhaft gehandhabt. Wir meinen vielmehr, daß das Motiv in einer übertriebnen, durchaus falsch angebrachten Sparsamkeit zu suchen ist, da es an einer ausreichenden Zahl von Kontrollbeamten fehlt, nicht aber in übergroßer Rücksicht. Die Tagespresse hat im Laufe der letzten Jahre zu viel Äußerungen von Großbankleitern bekannt gegeben, aus denen eine erschreckende Nichtachtung der Beamten seitens der Bankleiter hervorgeht. Diese Anschauungen sind wohl hauptsächlich auf die Überlastung der Direktoren durch den laufenden Geschäftsbetrieb, der ihnen keine Zeit läßt, sich über die Beamten des nähern zu informieren, zurückzuführen. Das Urteil, das Professor Dr. Rießer über die Leiter der Großbanken im allgemeinen fällt,*) scheint uns in verstärktem Maße auf die Personalchefs zuzutreffen. Professor Rießer sagt: Es wird „mit dem Wachstum der Unternehmungen und dem Untergang so vieler bedeutender Privatbankgeschäfte immer schwerer werden, Persönlichkeiten zu finden, die den für solche Stellungen notwendigen weiten Blick sowie starke Initiative und Energie und jene organisatorische Befähigung besitzen, der Deutschlands große Unternehmungen in Handel, Industrie und Bankwesen so überaus viel verdanken. Ein Scheitern aber der Aufgabe, derartige Personen ausfindig zu machen, würde nicht nur für den Fortgang der Konzentrationsbewegung, sondern auch für unsre gesamte wirtschaftliche Entwicklung ungemein bedenkliche Folgen haben können."

Die rasch um sich greifende Konzentrationsbewegung im Bankgewerbe hat die Personalchefs vor neue außerordentlich schwierige Aufgaben gestellt, denen sie zum Teil offenbar nicht gewachsen sind. Mit Recht betont die Frankfurter Zeitung, daß die Frage der Verhütung von Unterschleifen zum guten Teil eine Frage der Personenauslese ist. Die Konzentration hat nun die unerquicklichsten Verhältnisse gezeitigt. Nehmen wir an — ein rein theoretisches Beispiel —, zwei Berliner Banken haben sich vereinigt, haben sodann eine Provinzbank und ein Privatgeschäft übernommen. Jetzt befinden sich in dem einen gemeinsamen Betriebe vier Gruppen von Beamten, deren Besoldung, Vorbildung und Dienstalter grundverschieden sind, und deren Gesamtzahl sich in den größten Betrieben auf einige Tausend beläuft. Diese Verhältnisse haben die Personalchefs vor Aufgaben gestellt, die nur sozialpolitisch besonders geschulte Personen in modernem Sinne erfüllen konnten. Welche Personen werden aber zuweilen zum Personalchef ausgewählt? Jede Verschmelzung mehrerer Unternehmen zu einem einzigen vermindert die Zahl der leitenden Posten, und so wird beispielsweise ein alter verdienter Beamter, der, sagen wir, jahrzehntelang einem Bureau vorgestanden hat, worin jahraus jahrein Aktien konvertiert oder vielleicht Sorten umgewechselt werden, für den aber in der neuen Bank ein ähnlicher Posten nicht frei ist, zum Personalchef ernannt. Es kann nicht wundernehmen, daß in solchem Betriebe die Personenauslese nicht nach amerikanischem Muster vorgenommen

*) Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken. Jena, Gustav Fischer, 1906. S. 298.

Digitized by Google

wird. Es wird „in Amerika als eine unverzeihliche Gleichgiltigkeit betrachtet, wenn ein Mann mit größerer Geschicklichkeit seine Zeit oder wenigstens einen Teil davon an irgendetwas verschwendet, das ebensogut von einem Untergeordneten mit geringerer Fähigkeit und Löhnung ausgeführt werden kann. Nur indem man jeden Mann auf seinen richtigen Posten stellt, den Personen das rechte Fach anweist, kann man die wunderbaren Arbeitsresultate erreichen, die in Amerika geleistet werden."

Bei uns kommt heute das abscheuliche Wort „Schiebungen" voll zur Geltung; jede der vier Beamtengruppen läßt sich durch „ihre" Direktoren oder Oberbeamten vorwärts schieben. Um unter solchen schwierigen Verhältnissen die soziale Zufriedenheit aufrecht zu erhalten, bedarf es hervorragender besonders geschulter Kräfte, denen das Wohl aller Beamten am Herzen liegt, und die eine gewisse Selbständigkeit in ihrem Ressort gegenüber den andern Direktoren genießen. Nur so können allmählich Anschauungen verschwinden, wie sie die Bemerkung eines Großbankdirektors verrät: „Wir brauchen Beamte, die preußische Konsols nicht von Stiefelwichse unterscheiden können!" Diese Anschauungen werden gegenwärtig auch in die Praxis umgesetzt, wie das schnelle Anwachsen der Zahl der im Bankbetriebe beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte und solcher Beamten, die aus der Warenbranche übernommen werden, erkennen läßt. Diese Verschlechterung der Qualität der Beamten ist ja zum Teil in der Konzentrationsbewegung begründet und vielleicht zum Teil unaufhaltbar; und doch wäre es sozialpolitisch und bankpolitisch klug, diese Verschlechterung so viel wie möglich aufzuhalten. Das liegt im Interesse der Banken selbst und — da bei schlechtem Beamtenmaterial Defraudationen leichter möglich sind — auch im Interesse der Allgemeinheit. Die ständigen Revisionsbeamten einer Bank werden die Kontrolle nie in vollkommner Weise leisten können, wenn sich nicht die übrigen Beamten untereinander fortgesetzt kontrollieren. Dazu sind diese aber nur imstande, wenn sie ihren Beruf ordnungsmäßig erlernt haben und befähigt sind, das technische Funktionieren des Betriebes, worin sie arbeiten, vollständig zu übersehen. Es ist demnach höchst kurzsichtig und gefährlich, wenn man das Handlungsunkostenkonto auf Kosten der Beamtenqualität zu verringern sucht.

* * *

Mitte September ist die Interessengemeinschaft Dresdner Bank — A. Schaaffhausenscher Bankverein aufgelöst worden. Die Auflösung ist ein Ereignis, und zwar bedeutungsvoll genug, um eine Betrachtung über die Konzentration im allgemeinen und ihre Grenzen im besondern zu rechtfertigen.

Der glänzende Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens, der im Jahre 1896 begann, hatte im Bankwesen die Tendenz wachgerufen, durch Verschmelzung von mehrern Bankbetrieben die Handlungsunkosten zu vermindern und die Kapitalkraft zu stärken, um so den bei der lebhaften industriellen Tätigkeit ohnehin hohen Gewinn noch zu vergrößern. Die Wirkungen des Börsengesetzes, die besonders die kleinern Bankbetriebe zum Anschluß an größere drängten, und noch mehr die Krisis der Jahre 1901/02, die dem Bankwesen schwere Wunden schlug, förderten die Konzentration mächtig; die schwachen Betriebe zogen das Aufgehen in einer Großbank einem unrühmlichen Untergang vor. Als dann im Jahre 1902 in der Großindustrie ebenfalls eine Konzentrationsbewegung zur Überwindung der Gefahren des Konjunkturrückgangs einsetzte, und in Rheinland-Westfalen Industriegebilde entstanden, wie man sie in solcher Größe bisher nur in Amerika kannte, sahen sich die Provinzbanken, die den mächtigen Kapitalbedarf der industriellen Riesenbetriebe allein nicht mehr decken konnten oder doch das erhöhte Risiko nicht

Digitized by Google

tragen wollten, zum Anschluß an eine Berliner Großbank in einer mehr oder minder festen Form genötigt.

Kleinere Institute wurden durch rücksichtslose Anwendung aller Machtmittel zur bedingungslosen Übergabe gezwungen, sodaß für sie nur die Form der Fusion, d. h. das völlige Aufgehen in dem stärkern Betriebe übrig blieb. Wie dieser rücksichtslose, für die Großbanken sogar mit bedeutenden Verlusten verknüpfte Konkurrenzkampf vor sich geht, dafür liefern die gegenwärtigen Zustände in Freiburg im Breisgau ein typisches Beispiel. Der Jahresbericht der dortigen Handelskammer für 1907 berichtet, daß eine eigenartige und durch nichts Erkennbares motivierte Überschätzung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Freiburger Platzes und seiner Umgebung mehrere auswärtige Banken bewogen hat, sich in Freiburg mit eignen Niederlassungen festzusetzen.

Da ihnen teilweise ein bereits bestehendes Wirkungsgebiet nicht zur Verfügung stand, mußte erst eine Kundschaft geworben werden, die naturgemäß nur aus der Klientel der altansässigen Betriebe kommen konnte. Das führte zu einem widerspruchsvollen Konkurrenzkampfe, wie man ihn früher im Bankfach am Ort nicht kannte. Um durch besondre Vergünstigungen Kundschaft zu gewinnen und andrerseits das so dringlichst gebrauchte Geld an sich zu ziehen, wurden überaus hohe Zinssätze bewilligt. Und andrerseits wieder wurde gelegentlich zu demselben Zweck für hergegebnes Leihgeld ein Zins in Anrechnung gebracht, der teilweise sogar unter dem tatsächlichen Geldpreis zurückblieb. In ähnlicher Weise spielte sich das Wechseldiskontgeschäft ab, indem oft ohne Beachtung des zu übernehmenden Obligos auch sogenannte nicht bankfähige Abschnitte sogar zu billigern Sätzen diskontiert wurden als dem offiziellen Diskontsatz der Reichsbank. Der schon im vorigen Berichte hervorgehobne Widerspruch, daß man in Freiburg — man könnte fast sagen Wechsel jeder Art — billiger unterbringt als in unsern großen Geldzentren Frankfurt am Main und Berlin, hat sich leider unverändert aufrecht erhalten.

Zu den Instituten, gegen die ein Konkurrenzkampf dieser Art fruchtlos verlaufen wäre, gehört der A. Schaaffhausensche Bankverein. Er hatte zwar nach zwei Fronten zu kämpfen gegen Gegner, die ihm beide an Kapitalkraft überlegen waren, gegen die Deutsche Bank und die Dresdner Bank. Ein wertvoller Ersatz des fehlenden eignen Kapitals waren jedoch für ihn die engen alten Beziehungen zur rheinisch-westfälischen Großindustrie. Als diese Beziehungen durch den Übertritt des Direktors Klönne in die Direktion der Deutschen Bank, des gefährlichern der beiden Konkurrenten, geschmälert worden waren, hatten die Bemühungen der Dresdner Bank um eine Annäherung an den Bankverein Erfolg.

Die Form der Fusion war natürlich schon deshalb ausgeschlossen, weil die Firma, die seit Jahrzehnten das größte Ansehn genoß, erhalten bleiben mußte. So wählte man die Form des Vertrags und begründete im November 1903 eine enge Interessengemeinschaft auf die Dauer von dreißig Jahren. Die Verbindung war eine recht enge; Mitglieder des Aufsichtsrats wurden ausgetauscht, Direktoren der einen Bank in den Aufsichtsrat der andern entsandt; aus den Mitgliedern beider Aufsichtsräte wurde ein besondrer Delegationsrat gebildet, und vor allem wurden die Gewinne beider Banken zusammengeworfen und dann im Verhältnis des Grundkapitals zuzüglich der Reserven geteilt. Dieser Verteilungsmodus hat der Dresdner Bank einen Gewinn von etwa 400000 Mark gebracht, da auf die im Besitze des Schaaffhausenschen Bankvereins befindlichen Aktien der Internationalen Bohrgesellschaft zwei Jahre hintereinander je 500 Prozent Dividende gezahlt wurden.

Die Aussichten auf auch nur annähernd ähnliche Dividenden sind vorüber; der Konkurs der Solinger Bank wird dem Bankverein voraussichtlich große Verluste bringen, auch hat sich die Gesamtlage, seine Liquidität, gegen früher weniger günstig gestaltet, während sich die Liquidität der Dresdner Bank gehoben hat.

Digitized by Google

Die Verschlechterung der Situation des Partners kann jedoch für die Dresdner Bank nicht der entscheidende Grund für die Auflösung der Interessengemeinschaft gewesen sein. Sie mußte schon im Jahre 1903 wissen, daß die fetten Dividenden der Bohrgesellschaft nicht von langer Dauer sein konnten, und mußte auch bei dem nächsten Konjunkturrückgang mit Verlusten rechnen. Wenn sie trotzdem den Vertrag auf dreißig Jahre einging, so liegt die Vermutung nahe, daß die Dresdner Bank darauf gerechnet hat, der Partner werde, wenn er durch die Unbilden des Konjunkturrückgangs geschwächt sei, in den Übergang der Interessengemeinschaft in völlige Fusion einwilligen. Unerwarteter Widerstand zwingt nun die beiden Kontrahenten, auseinanderzugehn.

Die Trennung der beiden Banken ist kein Beweis dafür, daß die Grenzen der Konzentration schon gefunden sind, im Gegenteil, die Konzentration wird sich weiter fortsetzen, sogar auf neuen Wegen und in neuen Formen, wie der Mitte September bekannt gewordne Fusionsvertrag zwischen der Wiener Union-Bank und der Internationalen Elektrizitäts-Gesellschaft zeigen: eine rein industrielle Gesellschaft verschmilzt mit einer Bank zu einem einzigen Unternehmen!

Aber die Auflösung der Interessengemeinschaft läßt doch erkennen, wo die Grenzen der Konzentration liegen. Wo die Konzentration nicht eine Folge der wirtschaftlichen Entwicklung ist, wo sie vielmehr auf dem Wunsche nach Macht und Herrschaft beruht, verliert sie ihre Berechtigung und wird zu einem Mißerfolge und in gewissen Grenzen zur Dezentralisation führen.

Kräftige Mittelbetriebe haben auch unsers Erachtens im Bankwesen wie in der Industrie durchaus Existenzberechtigung. So ist beispielsweise den Bestrebungen der Magdeburger Privatbank, die in rascher Folge — vielleicht nur etwas zu schnell — durch Aufnahme zahlreicher kleiner Bankfirmen ihre Position gegenüber den Berliner Großbanken zu kräftigen sucht, der beste Erfolg zu wünschen.

Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. Der französische Kriegsminister Picquart beabsichtigt, die im Deutsch-französischen Kriege erbeuteten Kanonen und Fahnen im Hotel des Invalides aufstellen zu lassen. Einen besonders imponierenden und das französische Nationalgefühl hebenden Eindruck werden diese Trophäen kaum machen, denn es sind nach französischen Angaben zusammen nur fünf, sage fünf Kanonen und nur zwei Fahnen. Zwei preußische Kanonen wurden angeblich bei Beaune-la-Rolande erbeutet, zwei bayrische bei Coulmiers und eine sächsische bei Etrepagny. Wo die sächsische geblieben ist, hat man bis jetzt nicht ausfindig machen können, aber der französische Minister verlangt, daß sie herbeigeschafft werde. Von den beiden erbeuteten Fahnen gehört die eine zu denen des 16. Regiments, die andre zu denen des 61. Die erste wurde am 16. August bei der Ferme de Greyère unter einem Haufen gefallner Soldaten von dem Leutnant de Chabal gefunden; sie hängt seit 1872 im Hotel des Invalides. Von der Erbeutung der andern Fahne gibt die Eclair folgende Schilderung französischer Augenzeugen: „Es war am 23. Januar 1871, am dritten Tage der Kämpfe bei Dijon. Unsre Verteidigungslinie war umzingelt. Man hielt die Schlacht für verloren. Der preußische General Kettler sammelte seine Schützenzüge, formierte das zweite Bataillon des 61. Regiments in Marschkolonne und führte es mit fliegender Fahne auf dem sogenannten Kohlenwege gegen die ersten Häuser der Stadt. Die Deutschen ahnten nicht, daß zweihundert Meter vor Dijon an dem Wege nach Langres,

Digitized by Google

zwischen dem Gehege bei Pouilly und dem Eingang zur Stadt, in dem Fabrikgebäude von Bargy ein Teil der vierten Brigade und noch eine ganz frische Truppe lagen, die aus der Dauphiné und aus Savoyen stammte. Dieses Fabrikgebäude wurde zu einer Festung. Das feindliche Bataillon rückte vor: als es in Schußweite war, streckte eine Salve aus vier- bis fünfhundert Gewehren den Führer und etwa hundert Mann nieder. Die Fahne sank unter den tödlich verwundeten Offizier, der sie nicht losließ und sie mit seinem Körper bedeckte. Ein Soldat, der die Fahne aufnehmen wollte, wurde, nach dem Bericht des Leutnants Dormoy, eines Augenzeugen und Mitkämpfers, niedergestreckt, bevor er sie ergreifen konnte. Ein zweiter Offizier stürmte vor, aber eine Kugel zerschmetterte ihm das Knie, und eine andre traf ihn in die Seite. Ein dritter Offizier, der hinzueilte, brach getroffen zusammen, noch ehe er sein Ziel berührt hatte. Von der ganzen Fahnensektion, auf die viele unsrer Leute geschossen hatten, blieb nicht einer aufrecht. Dieser Geschoßhagel, der ihren Führer und ihre Fahne so niedergeschmettert hatte, wirkte auf die Preußen offenbar entmutigend. Aber sie faßten sich wieder ... Die Fahne wurde der Mittelpunkt der Schlacht und ihr Einsatz. Aus allen Öffnungen des Fabrikgebäudes behielt man sie im Auge ... Zwischen drei und vier Uhr eilte ein junger Savoyarde aus dem Gebäude durch eine kleine Hintertür, stürzte sich auf die Fahne, hob sie unter heftigem Gewehrfeuer auf und trug sie davon. Es war ein junger Soldat von siebzehn Jahren mit Namen Viktor Curtat. Der Kapitän Verdez packte die Fahne ein; sie wurde nach Bordeaux gebracht und Stenaeckers übergeben, der sie später nach Paris schaffte. Hier ist die Fahne viel umhergewandert aus dem Elysee ins Kriegsministerium und von dort ins Artilleriemuseum, bis sie 1888 dem Hotel des Invalides übergeben wurde, wo sie sich im Museum der Armee in einem Glasschrank befindet." Vielleicht können unsre Leser zu dieser französischen Darstellung noch andre Mitteilungen machen. Ob das sächsische Geschütz wirklich bei Etrepagny erobert ist, oder nicht bloß gefunden, darüber verlangt das genannte französische Blatt noch eine genaue Untersuchung. Nach den uns vorliegenden deutschen Berichten wurde in Etrepagny, sechs Meilen von Rouen, Ende November ein Reiterdetachement während der Nacht überfallen, und zwar von einem 1800 Mann starken Streifkorps mit Unterstützung der Bewohner. Nur unter schweren Verlusten konnten sich die Deutschen durchschlagen, wobei ein Geschütz im Orte stehn bleiben mußte. Auch die Eroberung der beiden bayrischen Kanonen ist nicht besonders ruhmvoll. Sie befanden sich als Reservegeschütze bei der Munitionskolonne, die am 10. November bei Coulmiers nicht den Anschluß an das zurückgehende bayrische Korps gefunden hatte und von französischer Kavallerie abgeschnitten wurde. In den französischen Schilderungen ist aus dieser Eroberung eine besondre Ruhmestat gemacht worden. Bei Beaune-la-Rolande am 28. November ist nach deutschen Berichten nur ein einziges Geschütz verloren gegangen, und zwar eins von der dritten schweren Batterie. Zwei Geschütze dieser Batterie waren freilich ohne genügende Infanteriebedeckung vorgeschickt worden. Der Major von Scherff sagt darüber in seinem Bericht: „Die Schlacht bei Beaune-la-Rolande" (Berlin 1872, S. 27): „Die zwei Geschütze waren alsbald das Objekt des Massenfeuers der vordringenden feindlichen Tirailleurs geworden, und als in kürzester Frist die starken Verluste die vorgeschobene Stellung für die schwache Infanterie unhaltbar machten und Leutnant Stolterfoth mit den Geschützen zurückgehn wollte, war es nicht mehr möglich, das eine Geschütz, dessen sämtliche Pferde zusammengeschossen waren, fortzubringen. Trotz rühmlichster Anstrengungen des bald mit einer neuen Protze zurückkehrenden Offiziers, der Bedienung und der Infanterie, welche des zu bedeutenden Verlustes wegen inhibiert werden mußten, verblieb es im

Digitized by Google

feindlichen Besitz." Nach den Angaben französischer Zeitungen stehn aber zwei bei Beaune-la-Rolande eroberte preußische Kanonen auf dem Hofe des Musée d'Artillerie. Wie hängt das zusammen? Ist der Bericht in den deutschen Schilderungen unrichtig, oder stammt diese zweite preußische Kanone anderswo her?

Aber was bedeuten diese erbeuteten fünf deutschen Kanonen gegen die 6700 französischen Geschütze, und was die beiden Fahnen gegen die 120 französischen Feldzeichen, die unsre Truppen erobert haben! Einige französische Zeitungen sprechen das auch deutlich aus. Mit welchen bittern Empfindungen diese neue Anordnung des französischen Kriegsministers aufgenommen wird, ergibt sich aus folgenden Sätzen: Comment ne pas sentir qu'elle souligne, tout ce qu'a eu d'immense notre défaite, en mettant en regard des trophées que les vainqueurs emportèrent chez eux et dont ils ont le droit de tirer orgueil, deux drapeaux, et ces cinq canons, uniques récompenses de tout le sang que les nôtres ont versé.

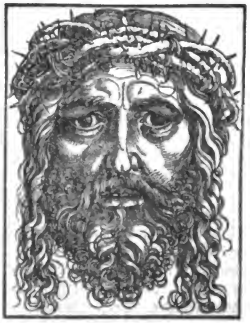
Ernst Groth

Jesus im Urteil der Jahrhunderte

die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart

Von Lic. theol. **Gustav Pfannmüller.**

Mit Buchschmuck und 15 Kunstbeilagen.



In Leinwand gebunden 5 Mark.

Das Bild der Persönlichkeit Jesu, wie es, in unendlicher Mannigfaltigkeit gestaltet, im Laufe der Geschichte erscheint, zieht in diesem Werke an uns vorüber. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst werden in möglichst charakteristischen und zusammenhängenden Äußerungen der Autoren selbst dargeboten, verbunden und begleitet von einer fortlaufenden historischen Übersicht. Der Hauptnachdruck fällt dabei auf eine reichhaltige Textdarbietung, die es jedem Leser gestattet, sich aus den Quellen selbst ein Urteil zu bilden und den Werdegang der verschiedenen Christusanschauungen durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Hierbei sollen ihn die historischen Einleitungen zu den vier Hauptteilen (Altertum, Mittelalter, neuere Zeit und 19. Jahrhundert) unterstützen, die so verfaßt sind, daß sie für sich allein eine kurze Geschichte des Jesusbildes von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts darstellen. Ein kurzer Überblick über das Christusbild der Kunst ist in einem Anhang enthalten. Eine willkommene Erläuterung erhält dieser Abschnitt durch die dem Buche beigegebenen Kunstbeilagen, die Christusbilder von den ältesten bis zu den Darstellungen Gebhardts, Uhdes und Klingers bringen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 42 Ausgegeben am 15. Oktober 1908

Inhalt

Seite

Bulgarien und die Türkei. I 105

Landgewinnung in der Nordsee 112

Saint-Simon. Von Carl Jentsch 121

Was interessierte einen Gebildeten vor hundert Jahren? Von Johannes Mättig 131

Eine Hochzeit in Jerusalem. Von Dr. Friedr. Jeremias 137

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 141

Maßgebliches und Unmaßgebliches 149

Reichsspiegel. (Die Orientkrisis). — Eine neue Heimatkunde von Westfalen. — Die „Stimmen aus Maria-Laach" über Reclams Universalbibliothek.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Viertelj.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Kapitalanlage über 50 Millionen Mark. — *Gegründet 1875.*

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherung.
Prospekte u. Versicherungsbedingungen kostenfrei.
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

Vertreter überall gesucht.

1905 Château de Sales

(Propriétaire Baron de Laage) garant. reiner, wohlschmeckend.

Bordeaux-Wein im Weinhandel erhältlich. General-Dépôt für den Weingroßhandel

Max Deckwirth, Charlottenburg, Schillerstr. 3

1905 Château de Sales

(Propriétaire Baron de Laage) garant. reiner, wohlschmeckend.

Bordeaux-Wein im Weinhandel erhältlich. 1.50 M. per Fl. General-Dépôt f. den Weingroßhandel

Max Deckwirth, Charlottenburg, Schillerstr. 3

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anfang Oktober 08	971 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen:	525 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden:	252 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

Steglitzerstr. 58, **Buchhandlung,**

ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

LIQUEUR

BÉNÉDICTINE

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an. Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Bulgarien und die Türkei

1

Die mit kurzer Unterbrechung nun schon viele Jahre währenden Unruhen im Gebiete der Balkanstaaten werden über kurz oder lang doch wohl zu einer Entscheidung durch die Waffen führen. Besonders Bulgarien und die Türkei stehn sich feindlich gegenüber, wie ja erst die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und der Streit um die ostrumelische Strecke der Orientbahnen bewiesen haben. Es dürfte darum nicht ohne Interesse sein, einmal einen Blick in das noch fast ganz unbekannte Gebiet des befestigten Innern dieser beiden Reiche zu tun und zu sehn, wie es hier mit den Vorbereitungen für alle Möglichkeiten eines Kriegs steht.

Die Befestigungen Bulgariens. Bulgarien hat mit drei Kriegsfällen zu rechnen, mit einem Kriege gegen Rumänien, gegen Serbien und gegen die Türkei.

In der Erkenntnis der Bedeutung eines schlagfertigen, rasch mobilisationsfähigen Heeres legt Bulgarien mehr Wert auf die Erfüllung der für eine rasche Offensive unerläßlichen Voraussetzungen; demgegenüber müssen die Vorkehrungen für den Fall einer etwa aufgedrungnen Defensive zurückstehn. Die Befestigungen beschränken sich daher auf die Absperrung der Grenzräume zur Sicherung eines ungestörten Aufmarsches und den fortifikatorischen Schutz der Hauptstadt.

Befestigungen gegen Rumänien. Diese aus türkischer Zeit stammenden festen Plätze hatten den Zweck, die große Verteidigungslinie der Donau zu verstärken, die Bucht von Varna gegen Landungen zu schützen und der zur Verteidigung des Balkans nördlich von dem Gebirge stehenden Armee einen gesicherten Manövrierraum und gesicherte Depots zu bieten (bulgarisches Festungsviereck Schumla, Rustschuk, Silistria, Varna). Die untere Donau ist unterhalb von Kladovo 600 bis 2000 Meter breit, 6 bis 7 Meter tief, stellenweise auch 30 Meter tief, die Talsohle unterhalb von Vidin 4 bis 20 Kilometer breit, naß, versumpft, von zahlreichen Armen, Tümpeln begleitet; von

Digitized by Google

der Timokmündung an dominiert das rechte Ufer durch 30 bis 180 Meter hohes Lehmrideau; an das linke Ufer tritt nur bei Islaz, Zimnicea, Oltenita, Harschova, Braila, Galaz und Reni ein 10 bis 30 Meter hohes Talrideau heran. Diese Verhältnisse begünstigen die Verteidigung der Donaubarriere, indem der auf dem rechten Ufer stehende Verteidiger gute Übersicht und Waffenwirkung gegen das Tal, den Strom und das jenseitige Anland hat. Die Donau ist nur bei Tschernavoda und zwar mit einer Eisenbahnbrücke überbrückt. Der Bau von Brücken ist infolge der großen Breite des Stromes, dann wegen des Windes und des Wellenschlages sehr schwierig; eine sichere Verbindung ist nur mit schweren Kriegsbrücken (Schleppschiffe, Schiffe der Landungsbrücken) möglich. Der Bau einer schweren Brücke dauert nach Bereitstellung des Materials mehrere Tage. Für die Abwehr der mit großen Schwierigkeiten verbundnen Überbrückung der Donau erlangen die an den wichtigsten Übergangspunkten bestehenden Befestigungen große Bedeutung; sie bieten selbst einer größern Truppenzahl Unterkunft und Unterhalt, erleichtern in ihrer Gesamtheit die Beobachtung und Sicherung der durch den Strom gebildeten Grenze und scheinen nach kurzer Ausrüstung im Mobilisierungsfalle befähigt, die ihnen zugewiesnen Verteidigungsabschnitte bis zum Eintreffen der in den Becken nördlich vom Balkan stehenden Unterstützungen zu halten.

Vidin ist eine alte Depotfestung. Die Werke sind ausgebessert und umgeändert worden. Die Festung besteht aus zwei 1000 Meter voneinander entfernt stehenden Mauern; der äußere Gürtel beherrscht die benachbarte Zone am rechten Ufer der Donau, die gegenüberliegenden Inseln und zum großen Teil das linke Ufer. Der Gürtel der Landseite besteht aus sieben bastionierten Fronten, deren Zwischenwälle 350 Meter Ausdehnung haben; die Brustwehr hat 3 Meter Höhe, 6 Meter Breite oben und 10 Meter Breite unten; der Graben hat 5,50 Meter Tiefe und 17 Meter Breite und geht in seinem südlichen Teile in einen Wassergraben über. Bei hohem Wasserstande dringt die Donau in einen Teil der Gräben ein. Die innere und die äußere Grabenböschung bestehn aus Mauerwerk. Längs der Nordfront sowie an einem Teile der Westfront entlang läuft ein nicht gedeckter Weg von 4 Metern Breite. Je zwei Zwischenwälle sind durch ein Tor verbunden. Über den Graben gelangt man auf Brücken und Dämmen ins Innere der Festung.

Die Verteidigungslinie nach der Wasserseite hin, die eine Ausdehnung von 1500 Metern hat, besteht aus einer Zickzackbrustwehr, die in vielen Teilen zerfallen ist. Vor der Brustwehr steht eine Mauer mit Schießscharten von 3 bis 4 Metern Dicke und 5 bis 6 Metern Höhe über dem höchsten Wasserstande. Im Innern liegt die Zitadelle Vida Kalé, die jetzt als Magazin dient, sowie einige Kasematten, die als Depots benutzt werden. Um die Zone des innern Gürtels läuft eine gedeckte Straße von 4 Metern Breite; der äußere Gürtel besteht aus Schanzen und Zwischendeckbatterien (11), die von den Türken 1877/78 gebaut, jedoch nachher beseitigt worden sind, wie es der Berliner Vertrag vor-

Digitized by Google

schrieb. Die Schanzen sind in einem Abstand voneinander von 5 bis 600 Metern gebaut, haben die Form von Brillenschanzen in einer Höhe von 3 Metern und einer Breite von 4 bis 5 Metern und sind mit Galerien im Mauerwerk und mit Pulvermagazinen versehn. Jede Schanze kann 12 Kanonen und als Besatzung 180 Mann fassen. Die Zwischendeckbatterien haben eine Bettung für 2 Kanonen. Die Verbindungslinien sind nur für die Infanterie hergestellt. An jedem der Verbindungspunkte der äußern Linie mit der Donau befindet sich ein permanentes Fort; nördlich liegt das Fort Kum Kalé, das 1878 zerstört wurde, südlich das Fort Jeni Kalé (Ildiz Tabia), das noch unbeschädigt ist. Die Garnison dieses Forts besteht aus 350 Mann und 12 bis 16 Kanonen. Außerhalb des äußern Gürtels ist ein Graben von 3 Metern Tiefe und 6 bis 8 Metern Breite, der von dem Wasser der Topolovica überschwemmt werden kann; ein gedeckter Weg flankiert ihn. Es wird beabsichtigt, die Dörfer Vidbol, Bucoviza, Tatargic, Novoselo, Rupcea, Baianovcea, Smârdan, Inova, Capitanovcea, Cherembec, Celezac und Cutova zu Stützpunkten auszudehnen; die Dörfer Novoselo, Smârdan und Capitanovcea sind schon in selbständige Forts umgewandelt worden. Die Werke von Smârdan bestehn aus einem Fort, das östlich vom Dorfe liegt, sowie aus zwei nach Süden gelegnen Rückhaltwerkbatterien.

Im Jahre 1898 bestand der größte Teil der Geschütze der Festung Vidin aus Bronzekanonen, der übrige Teil aus Kruppgeschützen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß heute der größte Teil des in den letzten Jahren in Bulgarien eingeführten Festungsmaterials zur Armierung dieser Festung verwandt worden ist. Der Hauptverteidigungswert der Festung liegt in dem sumpfigen Gelände, das sie auf allen Seiten mit Ausnahme der nördlichen umgibt, wo der Boden etwas trockner ist. Während des Kriegs 1877/78 war Vidin mit 200 Kanonen armiert und hatte eine Besatzung von 7000 bis 8000 Mann.

Die alten Befestigungen von Arcer-Palanka, Lom-Palanka, Cibar-Palanka, Sistov und Rahova haben keine Bedeutung.

Die Befestigungen von Nikopol bestehn aus einem Gürtel und einer Zitadelle. Der Gürtel ist aus Erde hergestellt, hat einen unregelmäßigen Durchschnitt und ist für die Infanterie bestimmt. Im Jahre 1877 wurden viele halbe permanente Werke gebaut, die jetzt zerstört sind (2 Rückhaltwerke im Westen, 2 Batterien im Osten). Die in Form eines Dreiecks gebaute Zitadelle liegt auf einer Hochebene; der südlich liegende Graben hat 6 Meter Breite, die Brustwehr 2,50 Meter Höhe und 5 Meter Breite. Im westlichen Winkel ist ein kleiner Turm, in jedem der beiden andern Winkel eine Bastion vorhanden. Sowohl die nördliche als die südliche Front haben außerdem je zwei Bastionen. Im Norden liegt an einem Abhang das Werk Tuna-Kalé. Nach Süden sind noch sieben quadratisch geformte Rückhaltwerke von provisorischer Konstruktion mit einem aus Mauerwerk bestehenden Pulvermagazin vorhanden, die sich in

Digitized by Google

schlechtem Zustande befinden. Im Jahre 1877 verteidigten die Türken Nikopol mit 6000 Mann und 40 Kanonen. Der Platz ergab sich jedoch nach drei Wochen. Nach den neusten Mitteilungen sind im Westen, der Mündung des Olt gegenüber, neue Batterien gebaut worden.

Rustschuk hat nach der Landseite drei bastionierte Fronten; zwei davon, die nach Nordosten liegenden, sind beseitigt und durch drei andre ersetzt worden, die die Vorstadt Dis-Varos umgeben. Der Plan des Gürtels umfaßt lange Zwischenwälle und kleine Bastionen, die alle mit Kanonen armiert sind. Die Brustwehr hat 4 Meter Höhe und 6 Meter Breite, der versandete Graben 6 und 14 Meter. Die innere und die äußere Grabenböschung bestehn aus Mauerwerk. Vier Tore befinden sich an der Landseite. In den Schanzen sind einige Werke aus Holz gebaut, die als Magazine für Munition und Feuerwaffen benutzt werden. Nach der Flußseite des Lom zu ist kein Gürtel vorhanden, sondern nur zwei in sehr schlechtem Zustande befindliche Batterien, fünf andre Batterien befinden sich längs der Donau. Zwölf Außenwerke in Erde gehören zu Rustschuk, die nach dem Engpasse zu offen sind. Deren stärkstes, das Levant-Tabia (das vor kurzem erneuert worden ist), ist ein Rückhaltwerk mit fünf bastionierten Fronten, liegt 126 Meter über der Stadt, hat einen Graben von 6 Meter Tiefe, einen gedeckten Weg, Raum für 20 Kanonen und eine gedeckte Galerie zur Unterbringung von 400 Mann. Die Werke sind der Festung sehr nahe; es fehlt ihnen aber an Schutz gegen Granatfeuer. Am vorteilhaftesten wäre ein Angriff von Süden her, da das Gelände nach der Stadt zu abfällt, und die Geschütze der Werke es unter Feuer halten können. Während des Kriegs 1877 bestand die Besatzung aus 1500 Mann und die Armierung aus 270 Kanonen.

Silistria umfaßt nach der Donau zu vier bastionierte Fronten und nach dem Süden zu sechs. Die nach der Wasserseite zu liegende Front ist ganz zerstört, die nach der Landseite liegende zum Teil. Der übriggebliebne Graben hat 3,50 Meter Tiefe und 6 Meter Breite. Von der nach der Donau gerichteten Front ist an einigen Stellen nur noch die Mauer der äußern Grabenböschung vorhanden. Dieser Front entlang waren zwei Brillenschanzen, die aus Erde bestanden und mit zwei großen Toren versehn waren, sowie zwei kleinere Forts mit schwachen Profilen: Liman Tabia und Cirngel Tabia angelegt.

Die einzelnen Werke sind in zwei Linien aufgeführt, von denen die erste 2500 Meter, die andre 2000 Meter vom Gürtel entfernt ist.

Der östlichste Teil der Befestigungen von Silistria gehört zu Rumänien.

Viele der bulgarischen Werke bestehn aus permanenten Anlagen, doch ist nur Medgide-Tabia noch erhalten, die andern sind zum großen Teile zerstört. Kuncink-Tabia ist ein Rückhaltwerk mit gemauerten Deckungen (Koffern), mit Blockhaus und einem Munitionsmagazin in schlechtem Zustande. Medgide-Tabia ist ein Rückhaltwerk von fünf Fronten mit einer Brustwehr von 2 Metern Höhe und 4 Metern Dicke, einem Graben von 3,50 Metern Tiefe und 5 Metern

Digitized by Google

Breite, einer innern und äußern Grabenböschung in Mauerwerk, mit Koffern für Munition und mit einer gedeckten Straße, die als Waffenplatz benutzt wird. Die Besatzung besteht aus 200 Mann und die Armierung aus 16 bis 20 Kanonen. Das Fort ist erst neuerdings wieder ausgebessert worden. Ordu-Tabia ist ein demoliertes Rückhaltwerk aus fünf Fronten, mit Koffern, Graben und einem Rückhaltwerk aus Stein.

Arab-Tabia befindet sich auf rumänischem Gebiet.

Die Besatzung von Silistria bestand 1877/78 aus 12 bis 15000 Mann, die Armierung aus 200 Geschützen.

Schumla ist ein nach Norden und Osten befestigter Platz, liegt dagegen nach Westen und Süden zu offen. Die Brustwehr hat bei einer Dicke von 2 Metern eine Ausdehnung von 8 Kilometern und ist mit vielen bastionierten aus- und einspringenden Winkeln versehn. Die Tiefe der Gräben beträgt 1,60 Meter. Die äußern befestigten Werke sind in sehr schlechtem Zustande. Die westliche Front des Gürtels besteht aus vielen provisorischen Werken in Erde und aus drei Rückhaltwerken. Die ganze nördliche Front ist von dem Fort Strandgia eingenommen, einem permanenten Bau, der mit dem Gürtel durch Erdwerke verbunden ist. Das Fort hat innere und äußere Böschung aus Mauerwerk, Kasematten für 150 Mann sowie zwei gedeckte Munitionsmagazine. Im Osten liegen zwischen dem Fort und der Straße einige in Erde aufgeführte Werke, die aber schlecht erhalten sind.

Moskov-Tabia ist ein auf einer Höhe liegendes Fort, das jedoch zum größten Teil zerstört ist.

Die Front der Festung Schumla weist in zwei Linien geordnete Werke auf. In der ersten Linie liegt: Bestepe-Tabia, eine große Brillenschanze mit einem Querwall und versehen mit vielen Kasematten für Munitionsmagazine. In der zweiten Linie liegen Cali-Tabia, ein permanentes Werk mit bastioniertem Gürtel, das sehr gut erhalten, mit Kasematten und Munitionslagern eingerichtet und mit 30 bis 40 Kanonen armiert ist; das Fort kann eine Besatzung von 300 Mann aufnehmen; Uzun-Tabia, ein permanentes Werk mit bastionierten Fronten, versehen mit Kasematten, einem großen Munitionsmagazin, 30 bis 40 Kanonen und 300 Mann Besatzung. Neuerdings sind beide Forts östlich und südlich von der Straße von Jenibasar erneuert und mit alten russischen Kanonen bestückt worden.

An der südlichen Front, in der Nähe der Stadt, sind drei Türme aus Mauerwerk von 6 Metern Höhe und 100 Metern Umfang angebracht. Im Kriege 1877/78 bestand die Besatzung von Schumla aus 12000 bis 16000 Mann, und die Armierung umfaßte 220 Kanonen.

Varna. Der Gürtel dieser Festung hat etwa 4 bis 6 Kilometer Ausdehnung; die West- und die Nordfront bestehn aus ein und derselben Brustwehr, die teilweise zerfallen ist, einen unregelmäßigen Querschnitt mit drei großen und vier kleinen Bastionen hat sowie mit einer sehr schmalen Bettung

Digitized by Google

von Kanonen, den Zwischenwall entlang, versehen ist. Der Graben hat 6 Meter Tiefe und 6 bis 7 Meter Breite. Die innere und äußere Grabenböschung bestehn aus Mauerwerk. Die Ost- und die Südfront nach der Seeseite zu sind in Mauerwerk mit Schießscharten von 4 bis 6 Metern Höhe und 1 bis 2 Metern Dicke ausgeführt, und eine Ringstraße umgibt die gesamten fortifikatorischen Anlagen. Die Mauern sind in sehr schlechtem Zustande. Am Eingang des Sees Devno liegt an der Brücke ein Rückhaltwerk mit sechs Fronten, das mit einem Wassergraben von 4 Metern Breite umgeben ist; an der Südfront im Innern der Stadt liegt eine alte Zitadelle, die jetzt als Magazin dient. Die Nordfront hat als äußere Befestigung fünf Werke: das permanente Fort Buiuk-Irango-Tabia, das die Form einer Brillenschanze hat, und vier andre Forts, die als Rückhaltwerke gebaut sind, und von denen eins, Kemen-Dere-Tabia, ein Pulvermagazin in Mauerwerk hat. Diese Werke sind miteinander durch Schanzen mit Brustwehren von geringer Stärke verbunden. Der Südfront entlang zieht sich das Fort Galata hin, das aus in Felsen gehauenem Mauerwerk besteht. Es sind hier auch einige Zwischenbatterien in provisorischer Bauanlage vorhanden. Die Garnison umfaßt 8000 bis 10000 Mann, die Armierung 150 bis 170 Geschütze.

Nach neuern Mitteilungen sind bei Varna vor kurzem zwei Batterien erbaut worden, von denen die eine einen halben Kilometer südlich vom fürstlichen Schloß Euxnograd, die andre zwischen dem Fort und dem Dorfe Galata liegen soll.

Befestigungen an der serbischen Grenze. Die Befestigungen an der serbischen Grenze sichern den Armeeversammlungsraum bei Sofia durch Absperrung der wichtigsten Einbruchslinien aus Serbien und bestehn aus der Lagerfestung Sofia und den Sperrbefestigungen bei Belogradčik, Dragomanpaß, Trön, Vrabča Dl.

Die wichtigste Einbruchslinie der Westgrenze führt über die zwischen 1100 bis 1800 Meter hohen Alpengebirgszügen (Westbalkan und serbisch-bulgarisches Grenzgebirge) liegende Niederung von Zaribrod (446 Meter), den Dragomanpaß, Slivnica auf Sofia. Jenseits der Grenze kann Serbien in den befestigten Sammelräumen von Nisch und Pirot in kurzer Zeit beträchtliche Streitkräfte ansammeln (zwei Bahnen und zahlreiche Straßen) und über die genannte Niederung, die von einer Bahn und drei Straßen durchzogen wird, auf Sofia in Marsch setzen. Diese Einbruchsstraßen werden deshalb durch die verschanzten Lager von Slivnica (Dragomanpaß) und Trön gesperrt. Die über das Grenzgebirge führenden Umgehungswege sind durch die verschanzten Lager von Kula und Belogradčik gesperrt; diese Befestigungen bestehn zum Teil aus gemauerten Defensionskasernen, zum Teil aus Feldschanzen und provisorischen Artillerieemplacements.

Sofia ist ein verschanztes Lager, bestehend aus einem die Stadt südlich umschließenden Gürtel von etwa 30 Kilometern Umfang; die Werke sind zum

Digitized by Google

größten Teile nur Feldschanzen; in der letzten Zeit scheint die Permanierung einzelner Forts in Angriff genommen worden zu sein. Günstige Verhältnisse für die Anlage des Gürtels bestehn nur im südlichen Rayon der Stadt, wo auf den Hängen des Vitoschplateaus fünf bis sechs Werke errichtet wurden; im Norden herrscht ebenes, durch zahlreiche Wasseradern und Weichlandstrecken durchzognes Gelände vor; die nächste Hügelreihe ist etwa 15 Kilometer von der Stadt entfernt. Diese Terrainbeschaffenheit nötigte zur Beschränkung der Befestigungen auf die Südseite der Stadt; im Norden und Osten derselben schützt einerseits die Linie der an der Grenze angelegten Forts, andrerseits der schwer gangbare Abschnitt am Iskerdurchbruch. Nach neuern Nachrichten scheint das Projekt zu bestehn, auf und südlich des Gintschipasses mehrere Werke zu errichten.

Die bedeutend größere Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit des bulgarischen Heeres gegenüber dem serbischen läßt die Lücken in seinem Befestigungssystem an der Westgrenze ungefährlich erscheinen. Für den Fall einer ungünstigen Entscheidung bieten das verschanzte Lager von Slivnica und jenes von Sofia einer zurückgehenden Armee hinreichend starke Stützpunkte. Die aus dem obern Moravatale über die serbische Grenze auf Sofia führenden und die befestigten Stellungen am Dragomanpaß umgehenden Wege werden durch das befestigte Lager von Vrabča Dl. aufgefangen. Die Dislozierung je einer Infanteriedivision nördlich und südlich Sofia in Vrabča und Dubnica schützt den bei Sofia stehenden Heeresteil vor Umgehungen und ermöglicht andrerseits ein umfassendes Vorgehn über die serbische Grenze.

Die Befestigungen an der türkischen Grenze. An der türkischen Grenze ist nur Semenli als Maricabrückenkopf mit einer vor diesem liegenden verschanzten Stellung ausgebaut. Die Marica ist etwa 270 Meter breit und im Raume Philippopel–Adrianopel stellenweise furtbar; sie durchfließt von Semenli bis nahe an Adrianopel ein tiefes Engtal, das von den begleitenden Höhen um etwa 250 bis 300 Meter überhöht wird.

Durch dieses Durchbruchtal führt eine Bahn und eine Straße, die bei Semenli gesperrt werden. Die Stellung bei Semenli kann jedoch auf einer großen Zahl von Wegen umgangen werden. Die Befestigungen haben die Aufgabe, der im Maricatale aufmarschierenden bulgarischen Armee Schutz vor strategischen Überfällen seitens der in und um Adrianopel stehenden türkischen Truppen zu bieten. Die Befestigungen sind nur in Erde ausgeführt. Wenn nun auch die 1200 bis 1700 Meter hohen südlichen Grenzgebirge ein Vorgehn starker türkischer Streitkräfte in das Maricabecken sehr erschweren, in gewissen Räumen auch ausschließen, so muß doch das Fehlen von Befestigungen im Raume um Köstendil-Samokow und Haskiöj als Nachteil empfunden werden. Bestrebt, den Krieg in türkisches Gebiet zu tragen, wird sich die bulgarische Heeresleitung bei möglicherweise eintretenden Rückschlägen, die angesichts der großen numerischen Überlegenheit des Gegners und seiner umfassend angelegten

Digitized by Google

Truppenverteilung nicht ausgeschlossen scheinen, genötigt sehen, zu Improvisationen zu greifen oder sich auf die Verteidigung der Balkanübergänge zu beschränken, was bei der dann möglichen Bedrohung Sofias gewiß mißlich wäre. Hier spielt auch der Mangel an leistungsfähigen Bahnen und die große Ausdehnung der zu verteidigenden Grenze eine große Rolle. Inwieweit die Befestigung der zurzeit ungedeckten Einbruchslinien erst dem Kriegsfalle überlassen bleibt, entzieht sich allgemeiner Kenntnis.

Landgewinnung in der Nordsee

Man hört oft Verwunderung aussprechen über die Hartnäckigkeit gewisser Bauern, die über einen Streifen Landes Prozesse führen, deren Kosten weit über den Wert des Streitgegenstandes hinausgehn. Und doch liegt dem scheinbaren Unsinn ein gewisser Sinn zugrunde. Alle Wertgegenstände sind wieder zu ersetzen, nur Grund und Boden nicht, wenn er einmal verloren gegangen ist. Das weiß niemand besser als der Bauer, und deshalb streitet er darum. Grund und Boden! Unter Umständen nicht zu erwerben, auch nicht für das teuerste Geld, wo anders nahezu umsonst zu haben. In den Millionenstädten werden in gewissen Lagen für den Quadratmeter mehr als tausend Mark bezahlt, ostelbische Besitzer würden dafür gern einen ganzen Morgen verkaufen. Auch in unserm kapitalistischen Zeitraum gilt Grund und Boden noch immer als der vornehmste Besitz, und zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen hat der Streit um das Land bestanden. Als unsre Vorfahren zuerst mit den Römern zusammenstießen, suchten sie Land, und daraus entstanden Vernichtungskämpfe, die viele Jahrhunderte dauerten. Die meisten Kriege bis zur neusten Zeit hat man geführt, um Land zu gewinnen, überseeische Unternehmungen, die Eroberung von Kolonien dienen demselben Zwecke. Zur Landgewinnung drängt die Zunahme der Bevölkerung, die Raum zur Ausdehnung sucht. Man kultiviert darum Heiden, Moore und Ödländereien, aber der dadurch neugewonnene Boden deckt kaum den Ausfall des meist sehr anbaufähigen Landes, das durch Stadterweiterungen, industrielle Anlagen, Eisenbahnen und Straßen neu in Anspruch genommen wird. In den Städten steigt man in die Höhe, in den nordamerikanischen Riesenstädten baut man schon fünfzig Stockwerke hoch und darüber. In Deutschland scheint noch Überfluß an Land zu bestehn, man spricht von der Landflucht nach den Städten, infolge deren sich die östlichen Ackerbaudistrikte entvölkern. Man hat dabei eine zwar augenblicklich sehr drückende, aber unzweifelhaft nur vorübergehende Erscheinung vor sich. Bisher hat die deutsche Industrie in

Digitized by Google

großem Umfange zugenommen, sodaß sie imstande gewesen ist, nicht nur den gesteigerten Bevölkerungszuwachs aufzunehmen, sondern auch noch der Landwirtschaft Arbeitskräfte zu entziehen. Die Sache liegt aber doch heute schon so, daß sich der dermalige Export in seinem Umfange wohl erhalten, vielleicht auch noch etwas erweitern lassen wird, aber doch niemals in dem Maße, als die Industrie selbst erweiterungsfähig ist. Ringsum schließt man sich durch Zölle ab, wo nur einigermaßen europäische Kultur eingewandert ist, da wirft man sich auf die eigne Warenerzeugung und verschließt fremden Produkten den Eintritt. Darum wird auch die Landflucht in Deutschland ein Ende nehmen, der Überschuß der Bevölkerung wird sich dann, soweit ihn die Industrie nicht gebrauchen kann, zur ländlichen Arbeit wieder bequemen oder auswandern müssen. In Rücksicht auf diese Entwicklungsmöglichkeit der Zukunft denkt man auch schon an große deutsche Ackerbaukolonien zum Beispiel in Kleinasien.

Die Frage der Landgewinnung steht unter diesen Umständen dauernd im Vordergrunde, und es ist jede Form derselben von Wichtigkeit. Landgewinnung durch neue Kolonien oder sonst auf bisher außerdeutschem Gebiete beruht auf Möglichkeiten der Zukunft, die sich jeder exakten Erörterung entziehen. Vorderhand muß das Schwergewicht auf der Bodenerschließung im eignen Lande beruhen. Moorkulturen, Aufschließung von Heideboden und andern Ödländereien sind schon in großem Umfange mit dem besten Erfolg in Angriff genommen worden, hier soll die Aufmerksamkeit auf die Landgewinnung an der deutschen Nordseeküste gelenkt werden, ein Werk, das zähe Ausdauer und Entschlossenheit fordert und längere Zeiträume beansprucht, aber doch schon beträchtliche Ergebnisse erreicht hat. Die Nordsee, das „deutsche Meer", führt unsre in raschen Zügen entwickelte Handelsflotte in die großen Weltmeere und trägt unsre noch junge Kriegsmacht zur See; sie hat sich auch schon als bedeutsamer Schutz gegen feindliche Angriffe erwiesen, aber sie ist nicht in allen Fällen ein Freund des deutschen Landes. Schon in grauer Vorzeit haben ihre Springfluten den vordem von Holland bis zur schleswigischen Küste geschlossenen, nur durch die Mündungen der Ems, Weser und Elbe unterbrochnen Dünenwall weggerissen und durch Ablösung eines breiten Streifens des frühern Festlands die ostfriesische Inselkette geschaffen, die noch als „goldner Reif" das zurückgetretne Land vor dem unmittelbaren Andrang der Wogen schützt. Zu Plinius Zeit zählte man noch fünfundzwanzig dieser Inseln, heute sind sie auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Unausgesetzt nagt die Welle an dem an mehrern Stellen durch allmählich vertiefte und verbreiterte Seegaten (Wattenströme) unterbrochnen Inselwall, und es kann die Zeit kommen, wo die dagegen errichteten Seebauten nicht mehr hinreichen, die noch bestehenden Inseln vor dem Untergange zu retten. Am gefährdetsten ist die Insel Baltrum, aber auch von dem Seegat zwischen Juist und dem nördlich vorgeschobnen Norderney läßt sich nur bedenkliches sagen. Seit länger als einem Jahrtausend schon war wohl das Land gegen Sturmfluten durch Deiche geschützt, seit Jahrhunderten sind diese Erdwälle erhöht und

Digitized by Google

verstärkt worden, und sie haben für gewöhnlich auch ihre Schuldigkeit getan. Aber zuzeiten hat doch mehr als einmal die wütende Flut dem Werke der Menschen gespottet, sich über die Deiche hinwegergossen und Menschen und Tiere verschlungen. Die Erinnerung an den namenlosen Jammer solcher Unglückstage erbt fort von Geschlecht zu Geschlecht. Zu keiner Zeit haben in geschichtlichen Tagen die Fluten so viele Zerstörungen angerichtet wie im dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert. Am 14. Dezember 1287 kurz nach Mitternacht wurden von Stavoren am Zuydersee bis an die Mündung des Lobabachs 30000 und von da bis an die Ems noch 20000 Menschen verschlungen. Im Jahre 1218 wurden sieben Kirchspiele weggespült, und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstand der Dollart. Vorher standen dort fünfzig schöne Dörfer, von denen zweiunddreißig eigne Kirchen besaßen, dazu eine reiche Stadt, die alle nach und nach von den Wellen verschlungen wurden. Das Zerstörungswerk begann im Januar 1277 mit dem Durchbruch des Deiches bei Jansum und war nach reichlich hundert Jahren beendet, bis durch schützende Dämme dem weitern Vordringen des Meeres ein Ziel gesetzt wurde.

Die Nordsee hat im Laufe der Jahrhunderte auch an den Küsten der cimbrischen Halbinsel furchtbare Verwüstungen angerichtet, denen die Entstehung der gegenwärtigen Inseln und Halligen zuzuschreiben ist. Nordfriesland hatte vor dem Jahre 1652 schon 106 Kirchspiele durch Überflutung verloren. Die Insel Nordstrand, die in vorgeschichtlicher Zeit unzweifelhaft landfest mit Nordfriesland verbunden gewesen ist, verlor 1634 in einer Sturmnacht von einundzwanzig Kirchspielen siebzehn, die See drang durch vierundvierzig Deichbrüche herein, zerstörte fast sämtliche Kirchen, zertrümmerte von 1779 Häusern 1322, schwemmte dreißig Windmühlen fort und begrub über 6400 Menschen in ihren Fluten. Ein Teil der Insel wurde bei dem furchtbaren Ereignis direkt vom Meere verschlungen, an seiner Stelle trennt jetzt eine breite und tiefe Wasserstraße die früher zu Nordstrand gehörige Harde (Distrikt) als selbständige Insel Pellworm ab. Auch diese hat nach der Zeit der Entstehung noch schwere Verluste durch Fluten erlitten, zuletzt im Februar 1825. Die gesamten Watten, die sich von den vor den Außeninseln liegenden Sandbänken schon dadurch unterscheiden, daß sie entweder aus grauem Ton oder aus einem Gemenge von Sand und Ton bestehn, füllen den Raum zwischen den Inseln wie zwischen der ganzen nordfriesischen Inselkette und dem Festlande mehrere Kilometer weit aus. Sie können füglich als die Gräber, als die Riesenbetten des alten ins Meer versunknen Nordfrieslands angesehen werden. Nur hie und da ragt noch eine grüne Insel oder ein Inselbruchstück aus den grauen Schlick- und Tonplatten hervor, die nur zur Ebbezeit aus dem Wasser heraustreten, dazwischen rieseln die Wattenströme, die auch zur Zeit der tiefsten Ebbe noch mit Wasser angefüllt sind und je nach der Größe verschiedne Namen, wie Gaten, Prielen, Leine usw. führen. Das ist das Gebiet der sogenannten Halligen, und die Watten sind nichts andres als das einst vom Meer geraubte Marschland. In frühern Zeiten

Digitized by Google

hat sich das Festland von Schleswig-Holstein etwa fünf Meilen weiter westwärts erstreckt. Die größern dieser Eilande sind teils durch Deiche, teils durch Dünen vor den Wogen geschützt, die täglich mit Ebbe und Flut kommend und gehend immer neue Versuche zu machen scheinen, auch die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehen. Die kleinern Eilande heißen Halligen, sind weder durch Kunst noch Natur beschützt und manchmal bloß von einer Familie bewohnt. Das Meer, das die Halligen umgibt und oft überwogt, trägt noch an verschiednen Stellen die Namen der im Laufe der Jahrhunderte darin begrabnen Landstellen und ihrer Eigentümer.

Die Errichtung von Dämmen zur Förderung der Landgewinnung, wie dies seit alten Zeiten in den Niederlanden geschieht, hat schon unter der dänischen Herrschaft und zwar zuerst in Süderdithmarschen begonnen. Der Vater des Geschichtsforschers Barthold Georg Niebuhr, der Orientreisende Carstens Niebuhr, war von 1777 bis 1815 Landschreiber in Meldorf, wo ihm auch die Verwaltung der dem Staate gehörenden Außendeichsländereien oblag. Außerhalb der Deiche setzt die Flut bei ihrem jedesmaligen Zurückweichen Schlick an, der immer höher wird und nach und nach das Außendeichsland bildet. Schlick entstammt den Alluvionen der Flüsse, die das in ihrem obern Laufe losgerissene Erdreich, immer mehr zerkleinert und zerrieben, in Gestalt eines zähen, fetten Schlammes im Gebiet ihrer Mündungen absetzen. Es leuchtet ein, daß solcher Boden an sich sehr fruchtbar sein muß. Unter einer tropischen Sonne würde er jene Riesen der Pflanzenwelt, jene in strotzender Überfülle prangende Vegetation erzeugen, die in den Flußniederungen der heißen Gegenden das Staunen und oft auch die Verzweiflung der Reisenden hervorrufen. In den norddeutschen Marschgegenden sorgen das kältere Klima und der scharf vom Meere herüberstreichende Nordwest schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Schlickgebiet, das nach der Eindeichung Marschland heißt, ist aber auch an der Nordsee eine äußerst fruchtbare Fläche, die in Schleswig namentlich zur Viehzucht, besonders zum „Fettgrasen" der Ochsen benutzt wird, während man im Holsteinischen auch Raps, Hafer und Hülsenfrüchte darauf baut. Sobald der Schlick des Außendeichlandes so hoch wird, daß er längere Zeit trocken bleibt, erscheint zunächst eine Salzpflanze (Salicornia herbacea), durch deren steife, abstehende Äste die Ablagerung befördert wird. Später folgen noch andre Pflanzen, die auch zum Wachsen des Bodens beitragen, bis schließlich, nachdem der überschüssige Salzgehalt des Schlicks ausgezogen ist, der weiße, kriechende Klee (Trifolium repens) erscheint, der das Zeichen gibt, daß das Land zur Eindeichung reif ist. Zur Beförderung der Bodenbildung zieht man auch zuweilen niedrige Deiche, sogenannte „Lahmungen". Ein solches dem Meere abgerungnes und eingedeichtes Stück Land heißt dann in Schleswig-Holstein ein „Koog", an der holländischen Grenze ein „Polder", dessen Besitzer eine Wassergemeinschaft zur Abhaltung des Übermaßes von Wasser bilden, die über Bau und Unterhaltung von Dämmen, Schleusen usw. sehr durchgreifende Bestimmungen besitzen.

Digitized by Google

Carstens Niebuhr, der Ingenieur von Fach und dänischer Ingenieuroffizier gewesen war, lenkte seine Aufmerksamkeit auf den in Süderdithmarschen liegenden Kronprinzenkoog, der schon 1786 eingedeicht worden war, und vor dem eine Gruppe von Inseln lag, zwischen denen und dem Festlande bei jeder Flut die Wasser durchströmten. Er setzte es durch, daß vor dem Deich des Kronprinzenkoogs ein über die gewöhnliche Fluthöhe emporragender Damm mitten über die Inseln gelegt wurde. Durch diesen Damm kam das von beiden Seiten auflaufende Flutwasser zum Stillstand und setzte den mitgeführten Schlick ab. Im Laufe der Jahre füllten sich die Zwischenräume zwischen den Inseln und dem Festland aus, und nach und nach entstand eine weit ins Meer hinausreichende Halbinsel, die nach der größten der früher vorliegenden Insel den Namen Dicksand erhielt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß in den Jahren 1853 und 1854 die Eindeichung der Halbinsel vorgenommen werden konnte. Der neue Koog erhielt nach dem Landesherrn den Namen „Frederik der Siebente-Koog" und brachte einen Landgewinn von über 2000 Hektar. Der Fiskus machte aus dem Verkauf der Kronländereien einen reichlichen Gewinn. Sonst ist aus dänischer Zeit von größern durch den Staat unterstützten oder betriebnen Arbeiten zur Landgewinnung nichts bekannt. Nach der schlimmen Sturmflut in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825, die namentlich die nördlichen Halligen Hooge, Nordmarsch-Langeneß und Gröde schwer heimgesucht hatte, kam König Friedrich der Siebente im Sommer zwar selbst nach den bedrohten Inseln und wurde drei Tage durch stürmisches Wetter auf der Hallig Hooge festgehalten. Er bewohnte mit seinem Gefolge das Haus der Familie Hansen, das seitdem das Königshaus heißt, die Staatsstube heißt noch der Königspesel und ist im damaligen Zustande erhalten geblieben. Kaiser Wilhelm hat 1903 den Auftrag gegeben, das Königshaus anzukaufen und in seiner Einrichtung zu erhalten. Der Aufenthalt des Königs Friedrich auf den Halligen ist übrigens ohne besondre Nachwirkung geblieben.

Nach der Übernahme Schleswig-Holsteins durch den preußischen Staat geschah für die Landgewinnung zunächst auch nicht viel. Man beschränkte sich hauptsächlich auf die Erhaltung der größern Inseln und des Festlandes. Doch zeigte auf der Pariser Weltausstellung von 1900 das im Auftrage des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten von Paul Gerhardt herausgegebne Handbuch des deutschen Dünenbaus, daß sich Preußen in der Nordsee wie in der Ostsee seiner Aufgabe für den Schutz der Gestade wohl bewußt war. Überall von Sylt bis Borkum zeigte sich das erfreuliche Bild staatlicher Fürsorge durch Bepflanzung der Dünen, Anlage von Buhnen, Dämmen und Deichen, Uferdeckungen durch Bestickung, Buschpackung, Zement- und Steindossierung usw. Bis gegen das Ende des Jahrhunderts hatten aber immer noch die Bewohner der eigentlichen Halligen den sichern allmählichen Untergang der heimatlichen Scholle vor Augen. Aus eignen Mitteln waren sie selbst außerstande, etwas zur Erhaltung zu tun, und weder der Staat noch die Provinz oder der Kreis kamen

Digitized by Google

ihnen zu Hilfe. Schließlich hat sich aber die Anschauung zur Geltung durchgerungen, daß der Halligenschutzbau eine Kulturaufgabe ersten Ranges ist. Nicht nur sein Wert als Schutz des dahinterliegenden Festlandes bestätigt dies, sondern auch der unmittelbare Landgewinn im Wattenmeer, der sogar an Wert die für den Schutzbau verwandten Kosten übertrifft. Die Halligen zerfallen nun insofern in zwei Gruppen, als die südlichen, den Marschen nahegelegnen günstige Verbindungsverhältnisse untereinander aufweisen, sodaß sich mit der Eindeichung voraussichtlich sogleich oder doch in naher Zeit die Gewinnung wertvoller Ländereien verbinden lassen wird. Bei der nördlichen Gruppe ist die Landgewinnung nicht in gleichem Maße gesichert und würde jedenfalls erst die Frucht planmäßiger Arbeit von Menschenaltern sein, aber hier tritt dafür der Schutz des dahinterliegenden Festlandes um so stärker als Zweck hervor. Bei der südlichen Gruppe handelt es sich demnach in der Hauptsache nur um Auslagen, für die schon in absehbarer Zeit die Vermehrung der Staatsländereien einen reichlichen Ersatz bieten würde, während für die nördliche Gruppe erst nach Generationen und vielleicht nicht einmal dann vollständig der Aufwand wieder gedeckt werden könnte. Nicht allein das Mitleid mit den armen Halligenbewohnern, sondern auch das Interesse für das Allgemeinwohl hat im preußischen Ackerbauministerium, das sowohl als Verwalter der Staatsländereien wie auch beim Uferschutz an der Sache beteiligt ist, Veranlassung geboten, mit fester Hand einzugreifen. Würden die Halligen verschwinden, so würde man wohl noch das eingedeichte Land durch Kunstbauten schützen können, aber die Vorlande sind dann unhaltbar, und sie würden noch schneller abnehmen und verschwinden als bis jetzt die Halligen. Die Anschwemmung von Schlick an den Küsten, die im Schutze der Halligen an vielen Stellen sehr stark war, würde dann auch nicht mehr vor sich gehn und das dem Staat gehörende Außendeichsland nicht einmal mehr zunehmen.

Die Erfahrungen, die mit den schon in den Jahren 1874 und 1875 ausgeführten Arbeiten zur Sicherung der Hamburger Hallig und zur Landgewinnung gemacht worden waren, stellten sich auch als sehr günstig heraus. Die Hallig an sich war gesichert, und der zwischen ihr und dem Festland aufgeführte Damm hatte zu einer ganz bedeutenden Anschlickung geführt, sodaß nach dreiundzwanzig Jahren schon rund hundert Hektare Neuland gewonnen waren. Weitere Versuche der Regierung in den siebziger Jahren waren an dem hartnäckigen Widerstand einzelner Stellenbesitzer und der kurzsichtigen Gleichgiltigkeit der beteiligten Gemeinden gescheitert, sodaß man davon abgestanden hatte. Erst Mitte der neunziger Jahre unter dem Landwirtschaftsminister Freiherrn von Hammerstein, der im Sommer 1895 die Westküste Schleswig-Holsteins von Röm an einer eingehenden Besichtigung unterzogen hatte, wurden neue Schritte zur Erhaltung der Halligen unternommen. Der Landtag bewilligte 1896 zum Bau eines Dammes von dem Festland bei Fahrtoff nach der Hallig Oland und von da bis nach der weiter seewärts liegenden Hallig Langeneß, ferner zur Sicherung der Halligen

Digitized by Google

Oland und Gröde durch Steinsetzungen 1320000 Mark. Der Bau sollte in fünf Jahren vollendet werden, war aber schon Ende des Jahrhunderts in den Hauptarbeiten fertig, und es zeigte sich, daß an den neuen Dämmen eine starke Anschlickung begann, wodurch diese zunächst selbst verstärkt wurden, und die weitere Bildung von Land mit Sicherheit erwartet werden durfte. Die Novembersturmflut des Jahres 1903 lieferte den untrüglichen Beweis, daß nur durch die Festmachung aller Halligen eine dauernde Sicherung der Eilande selbst und des Festlandes bewirkt werden kann. Es war wieder viel Halligland fortgerissen, auch die Schutzbauten waren arg beschädigt worden. Die auf der Hallig Südfall vom Besitzer selbst vorgenommne Eindeichung war völlig überflutet und weggeschwemmt, damit ein mühevolles Werk vernichtet worden. Die Regierung ging darum trotz mannigfachen Einspruchs mit der Errichtung eines dritten Dammes vom Festland nach der Nordostecke der Insel Nordstrand vor, wofür der Landtag 1906 die Baukosten von 390000 Mark bewilligte. Der Bau hatte zwar geringe örtliche Schäden im Gefolge, konnte aber die Schiffahrt und die Fischerei nur in geringem Maße beeinträchtigen. Die Handelswelt von Husum, die Wattenschiffer, die Gemeindevertretung von Pellworm und die Krabbenfischer erhoben trotzdem Einspruch, doch die Regierung stellte ihre Pflicht des Schutzes der Halligbewohner und des Festlandes höher als diese Privatinteressen. Die Stadt Husum zog ihren Einspruch gegen die Zusicherung einer Hafenverbesserung und der Offenhaltung einer viereinhalb Meter tiefen Fahrrinne zum Hafen wieder zurück. Schon im Staatshaushalt für 1905 waren die Mittel bewilligt worden zum Schutze der Sanddeiche auf den Inseln Pellworm und Nordstrand durch Steindeiche.

Im Jahre 1906 wurde das große Werk der Festlandmachung der Insel Nordstrand in der Hauptsache vollendet. Der nach Nordstrand führende Damm ist der gewaltigste der drei durch das Wattenmeer geführten Bauten. Er hat eine Länge von drei Kilometern, und seine fünfundsiebzig Zentimeter über die normale Fluthöhe hinausragende Oberfläche mißt acht Meter in der Breite. Namentlich von ihm erwartet man eine besondre Förderung der Landgewinnung durch Anschlicken. Damit sind die Arbeiten für diesen Zweck vorläufig abgeschlossen, und die schleswig-holsteinische Westküste wird allmählich eine ganz andre Gestaltung bekommen. Die frühern Inseln Oland, Langeneß, Nordmarsch, Hamburger Hallig, Pohns Hallig und Nordstrand haben ihren geographischen Charakter geändert und sind jetzt Halbinseln geworden, seitdem sie durch mächtige Dämme mit dem Festlande vereinigt worden sind. Was vor Jahrhunderten die Fluten abgetrennt haben, ist jetzt wieder mit dem Mutterlande verbunden. Im Norden und im Süden sind diese Dämme errichtet worden, damit sich hinter ihnen bei Flutzeiten Senkstoffe ablagern und die Anlandung bewirken. In wenig Jahren schon wird die Küstengestaltung im Westen von Schleswig stark von der heutigen abweichen, und zwischen den bedeutsamen Deichbauten wird sich im nächsten halben Jahrhundert eine nach Tausenden von Hektaren zählende

Digitized by Google

Fläche erheben und mit dem Festlande vereinigen. Innerhalb der beiden ältern Dämme hat sich der Boden schon merklich erhöht, immer größer werden die Flächen, wo sich schon die Salicornia zeigt, die später den Futterpflanzen Platz machen wird. Der Insel Nordstrand wird schon, sobald nur der neue Damm vollständig gesichert ist, eine Fläche besten Marschbodens von 650 Hektaren durch Eindeichung angegliedert werden. Ein Hektar kostet heute rund 3000 Mark. Die Kosten der Dammbauten werden also schnell durch das gewonnene Land gedeckt werden. Auch die Anschlickung zu beiden Seiten des neuen Dammes geht überraschend schnell vor sich; selbst in der Bohnstiefe an seiner Nordseite, in der sich wegen der starken Strömung die Abdämmung am schwierigsten gestaltet hatte, ist schon eine ungeheure Schlammasse angesammelt. Wenn irgendwo, hat es sich hier um die Erfüllung einer großen Kulturaufgabe gehandelt, denn das ganze Wattenmeer läßt sich der See abringen als neuer Landteil von der größten Fruchtbarkeit. Ohne Neid kann Deutschland jetzt auf das großartige Vorhaben Hollands blicken, den größten Teil des Zuyderssees durch Abdämmung in Land zu verwandeln, denn der Landgewinn an der cimbrischen Küste wird bei voller Durchführung der Pläne an Menge dem holländischen etwa gleichkommen, an Güte und Wert ihm aber überlegen sein, da er nur aus hochliegendem, trocknem und gesundem Lande bestehn wird, während bei den Holländern ein Teil unter dem Meeresspiegel liegt und sie zu fortwährenden Entwässerungsarbeiten zwingen kann.

Es wird noch einige Menschenalter dauern, bevor alles wieder gut gemacht sein wird, was Sorglosigkeit und Uneinigkeit in frühern Jahrhunderten gesündigt haben. Vorläufig hat die preußische Regierung noch in Aussicht genommen, die äußerste, den Fluten besonders ausgesetzte Hallig Hooge durch Schutzarbeiten zu sichern; es sind schon Versuchsarbeiten eingeleitet worden. Vor zweihundert Jahren umfaßte ihre Fläche noch 1300, jetzt kaum mehr 500 Hektare, die Zahl der Bewohner ist in 110 Jahren von 480 auf 135 gesunken. Als gutes Vorzeichen möge gelten, daß sich in den letzten Jahren auf einzelnen Halligen die Ratte zeigt, die früher ebenso wie Hamster und Igel, obwohl sie auf dem benachbarten Festlande häufig sind, die Halligen mied. Es ging die Sage, die Ratten blieben fern, weil sie die Halligen als doch dem Untergange geweiht ansähen. Es möge hier noch angeführt werden, daß auch an der holsteinischen Küste zum Teil auf Privatkosten größere Eindeichungen von Vorland in Angriff genommen oder schon durchgeführt worden sind. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind 8600 Hektare dem Meer abgerungen worden, von denen 7000 auch schon von festen Seedeichen eingeschlossen sind, während 1600 nur niedre Sommerdeiche besitzen. In einigen Jahrzehnten wird sich Holstein um volle 15000 Hektare vergrößert haben. Die gewonnenen Ländereien führen Namen wie Kaiser-Wilhelms-Koog, Kaiserin-Auguste-Viktoria-Koog, Friedrichs-Koog usw. Die Namen der Kooge an der holsteinischen Westküste geben gewissermaßen ein Bild der Geschichte dieses Landesteils.

Digitized by Google

Während in Schleswig-Holstein und im Wattenmeer die Landgewinnung große Fortschritte macht, richtet die Nordsee am Strande der ostfriesischen Inseln noch fortdauernd großen Schaden an. Wie seit Jahrhunderten, ist auch noch heute das Wohl und Wehe des kleinen Friesenlandes abhängig von dem Kampfe, der unausgesetzt mit dem Meere geführt werden muß. Auf doppelte Weise geschieht dies, einmal dadurch, daß man das Binnenland durch Deiche gegen die Überflutung der starken Meeresströmung schützt, und zu dem andern Teil durch die stille, mühsame Eroberungsarbeit der Landgewinnung an Stellen, wo die Strömungen ruhiger laufen und durch Veranstaltungen in Bahnen gelenkt werden, wo sie den mitgeführten Schlamm und Schlick fallen lassen. Es besteht ein besondrer Ausschuß für Landgewinnung an der ostfriesischen Küste, der die Regierung mehrfach angeregt hat, rascher und zum Teil auch zweckmäßiger vorzugehn, um an mehrern Stellen dem Meer auf leichte Weise große steuerkräftige Landflächen abzugewinnen. Es handelt sich dabei nicht um so umfangreiche Flächen wie im schleswig-holsteinischen Wattenmeer, immerhin aber um sehr wertvolle Ländereien in der Nähe des neuen Emdner Hafens, an der Küste des Harlingerlandes, auf der Höhe von Greetsiel usw. Im Etat für 1906 wurden für diesen Zweck 78000 Mark bewilligt, von einem Plane, in Gemeinsamkeit mit Holland ein größeres Landgewinnungswerk im Dollart zu unternehmen, ist es inzwischen wieder still geworden.

An dieser Stelle ist es wohl auch angebracht, mit einigen Worten der Insel Helgoland zu gedenken, über deren voraussichtlichen Untergang ja häufig genug zu lesen ist. Es spielt dabei die alte Unzufriedenheit über den Sansibarvertrag eine große Rolle. Wie dem nun auch sein mag: jedenfalls zählen die wenigen Kartoffelfelder des Oberlands wie auch der Badestrand nicht mit, wenn es sich um die Bewertung Helgolands handelt, um das sich früher kein Mensch gekümmert hat, und das die englische Regierung verwittern und verfallen ließ. Heute ist aber Helgoland ein Schutz und ein Stützpunkt der deutschen Landesverteidigung. Als solcher wird es erhalten werden, und wenn infolge früherer Vernachlässigung manches von der See verschlungen und weggeführt wurde, so ist heute dafür Sorge getragen, daß das nicht mehr vorkommt. Der Felsengrund der Insel, der übrigens viel fester ist als die verwitterte Außenseite, wird bestehn und dauernd als eine Feste erhalten bleiben, solange das Deutsche Reich überhaupt einer solchen für seine Seerüstung bedarf.

Digitized by Google

Saint-Simon

Vor einiger Zeit war ich veranlaßt, es für recht überflüssig zu erklären, daß man den längst verstorbnen methodischen Narren Fourier ausgrabe und seine Phantastereien noch einmal ausführlich vortrage. Sehr viel anders steht es mit Saint-Simon, der in einem Atem mit ihm genannt zu werden pflegt. Auch bei ihm fehlt es nicht an utopischen Einfällen und Plänen, solche stellen sich immer ein, wenn ein genialer und phantasievoller Mann sein Nachdenken auf die Zustände der menschlichen Gesellschaft richtet; findet man sie doch auch in Wilhelm Meisters Wanderjahren — aber das Vernünftige und Solide überwiegt: keimkräftige Gedanken, die bis heute teils Frucht tragen, teils als richtige Vorhersagungen erwiesen werden. Davon überzeugt die jüngste Biographie,*) deren Verfasser übrigens sehr bescheiden von sich denkt oder wenigstens spricht: Kritiker „möchten bedenken, daß sie es nicht mit dem Werke eines ausgereiften Gelehrten zu tun haben, sondern mit der Erstlingsschrift eines armseligen Doktors der Philosophie, der, noch durchaus Anfänger, ohne irgendwelche fremde Förderung und Leitung seine eignen Wege gehn mußte". Mich interessiert nicht der Verfasser und seine Art, den Gegenstand zu behandeln, die übrigens sehr achtungswerte Kenntnisse bekundet, sondern das Material an Zitaten, das er aus Saint-Simon darbietet und aus den Werken der Männer, die aus diesem geschöpft haben.

Eine genealogische Fälschung trug dazu bei, in dem vom Bewußtsein seiner außerordentlichen Geistesgaben geschwellten Grafen schon in früher Jugend die Vorstellung zu erwecken, daß er zu Großem berufen sei. Georg Adler erzählt im Handwörterbuch der Staatswissenschaften: die Saint-Simons gehörten dem kleinen Adel von Vermandois an. Einer war Günstling Ludwigs des Dreizehnten, und dieser verlieh ihm nicht allein die Herzogswürde, sondern erhöhte den Glanz des neuen Herzogs auch noch dadurch, daß er ihn im Ernennungspatent zu einem Sprößling der Grafen von Vermandois machte, die ihren Stammbaum auf Karl den Großen zurückführten. Die aus so hoher Abstammung ihm erwachsende Verpflichtung nun fühlte Henri so lebhaft, daß er

*) Henri de Saint-Simon. Die Persönlichkeit und ihr Werk von Friedrich Muckle, Doktor der Philosophie. Jena, Gustav Fischer, 1908.

Digitized by Google

im Alter von fünfzehn Jahren seinem Diener befahl, ihn täglich mit den Worten zu wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen.“ Zunächst würde es sich um die Vorbereitung gehandelt haben, die ein moderner Mensch braucht, wenn er große Dinge vollbringen will, an dieser aber fehlte es. Zwar soll d'Alembert einer seiner Lehrer gewesen sein, aber ein methodischer Unterricht ist ihm in seiner unbändigen und darum stürmisch verlaufnen Jugend nicht zuteil geworden. Weil er nie zu planmäßigem Arbeiten angehalten wurde, hat er es auch nicht gelernt, und sind seine meisten Schriften ungenießbar ausgefallen: ohne einen Plan zu entwerfen und seine Gedanken zu ordnen, schrieb er diese in der Reihenfolge nieder, wie sie ihm einfielen. Aber wenn sein Denken wild wucherte, so ist dafür auch seine Denkkraft nicht durch Schulmeisterei geschwächt worden, und hat sich seine Originalität voll entfalten können. Was aber die Kenntnisse anlangt, so darf man nicht vergessen, daß die Pariser Salons seiner Zeit, in denen die Großgeister der Nation verkehrten, recht gut eine Bibliothek ersetzen konnten. Henri diente als Offizier, focht im amerikanischen Befreiungskriege, abenteuerte, immer mit großen Plänen beschäftigt, in den Frankreich benachbarten Ländern herum, studierte als Platzkommandant von Metz Mathematik, verlor in der Revolution sein Vermögen, häufte als Güterspekulant Reichtümer auf und verschwendete sie in üppiger Schwelgerei. Beim spätern Rückblick auf seine mondaine Periode hat ihm die Sophistik des Herzens eingeredet, er habe nur eine durch seinen Beruf gebotne Pflicht erfüllt, indem er die Menschennatur von allen Seiten und in ihren Tiefen praktisch kennen zu lernen beflissen gewesen sei. Übrigens hat er sein luxuriöses Grandseigneurleben zum Studium in der oben angedeuteten Weise benutzt: seine feinen Weine, seine den Bedürftigen stets offne Börse erschlossen ihm die geistigen Schätze seiner Gäste. Auch veranstaltete er gemeinnützige Unternehmungen und pflegte seinen Gehilfen zu sagen: Allez toujours, et quand il ne faudra plus que de l'argent, venez à moi, j'ai de cela.

Auch die Frauen und die Ehe behandelte er als Objekte und Hilfsmittel der Forschung. Seine Gattin hatte er schon nach Verlauf von zehn Monaten ausstudiert. Tränenden Auges trennte er sich von ihr, weil er in der Staël die ihm bestimmte Lebensgenossin und Mitarbeiterin erkannt zu haben glaubte. Er soll ihr die Ehe mit den Worten angetragen haben: Madame, vous êtes la femme la plus extraordinaire du monde, comme j'en suis l'homme le plus extraordinaire; à nous deux, nous ferions sans doute un enfant encore plus extraordinaire. Die gescheite Frau dankte für das Experiment. Eines schönen Tages machte der große Experimentator die unangenehme Entdeckung, daß seine Mittel erschöpft seien. Er war vollständig fertig und nährte sich sechs Monate lang kümmerlich als Kopist, die Nächte zum Studieren verwendend. Dann erkrankte er. Ein alter treuer Diener stellte ihm sein Vermögen und sein Haus zur Verfügung, und in dieser Zufluchtstätte begann er, über vierzig

Digitized by Google

Jahre alt, seine literarische Tätigkeit. Nur eine kleine, von seinem Aufenthalt in Genf inspirierte Schrift war vorausgegangen. Von da an wechselten Zeiten bitterster Not mit erträglichen, in denen er von Verwandten und Freunden unterstützt wurde. Seine Werke wurden ihrer Formlosigkeit wegen wenig gelesen. Nur in einer politischen Episode — von der Politik hat er sonst wenig gehalten — gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen. Zwar der erste Versuch blieb ganz unbeachtet. Es war eine kurz vor Napoleons Sturz an diesen gerichtete Denkschrift, in der er vorschlägt, es solle ein Preis von 23 Millionen dem Verfasser des besten Werkes über die politische Organisation Europas versprochen werden; zunächst handle es sich darum, die Engländer zur Anerkennung der Rechte der andern seefahrenden Nationen zu zwingen, und die erste Bedingung dafür sei, daß Napoleon — auf alle seine Eroberungen, auf jede Einmischung in die Angelegenheiten andrer Staaten verzichte und sich auf Frankreich beschränke; nur dadurch könnten die Völker des Festlandes geeint werden. Das Werk gedachte er natürlich selbst zu schreiben. Es erschien, als der Wiener Kongreß schon versammelt war. Die 23 Millionen hat es ihm zwar nicht eingebracht, aber es hat wenigstens Aufsehen erregt, weil ihm der junge Thierry, der später berühmt gewordne Geschichtschreiber, den er als Sekretär gewonnen hatte, die Form gab. In dieser Schrift: De la Réorganisation de la société européenne, par M. le comte de Saint-Simon et M. A. Thierry, son élève, schlägt er vor, es sollten sich alle Staaten Parlamente nach dem Muster des englischen und dann ein gemeinsames europäisches Parlament geben. Der Frieden und das Wohlergehn der Völker könnten nicht auf papierne Verträge, sondern nur auf Interessengemeinschaft gegründet werden. Diese sei vorhanden und müsse eben in einer Zentralbehörde ihren Ausdruck und ihre Vertretung finden. Dieses Parlament werde u. a. durch ein Kanalnetz den Verkehr erleichtern, werde die rückständigen Länder kultivieren, das Unterrichtswesen überwachen, vernünftigen Moralgrundsätzen Geltung verschaffen, die Gewissensfreiheit und die Freiheit der Religionsübung verbürgen: il y aura entre les peuples européens ce qui fait le lien et la base de toute association politique: conformité d'institutions, union d'intérêts, rapport de maximes, communauté de moral et d'instruction publique. Der Vorschlag war, wie Muckle richtig bemerkt, ein Rückfall in die von Saint-Simon längst überwundne und sogar heftig bekämpfte rationalistische Manier, den besten Staat künstlich konstruieren zu wollen. Doch verdient — gerade in diesen unsern Tagen — der Einfall hervorgehoben zu werden, zunächst müßten sich die in dem erlangten Kulturgrade einander nahestehenden Staaten England und Frankreich vereinigen und dann für ihren Bund die Deutschen zu gewinnen suchen, von denen gerühmt wird: „Die reinste Moral, seltene Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit zeichneten dieses Volk aus, und selbst während der schrecklichsten Kriege, in Zeiten der unerträglichsten Unterdrückung, habe es diese seine Eigenschaften bewahrt. Noch habe hier nicht, wie in

Digitized by Google

England, der Handelsgeist seinen sittenverderbenden Einfluß ausgeübt: man sei noch edler Empfindungen fähig und wisse nichts von jener Überschätzung des Reichtums, die den Geldbesitz zum einzigen Wertmaßstabe macht. Und was besonders bemerkt zu werden verdiene: auch in den obern Schichten herrsche Sittenreinheit; patriarchalisch suche die Aristokratie die öffentlichen Angelegenheiten zu ordnen." Thierrys Nachfolger war August Comte. Jene Schrift machte Saint-Simon so berühmt, daß er von Béranger, später auch von Halévy in Oden angesungen wurde. Doch geriet er noch einmal in solche Not, daß er einen Selbstmordversuch beging, der ihn ein Auge kostete. Aber ein Verehrer, der jüdische Banquier Olinde Rodriguez, nahm sich seiner an und bereitete zusammen mit andern dem Meister schwärmerisch ergebnen Jüngern diesem einen freundlichen Lebensabend, der noch fruchtbar an literarischen Erzeugnissen war, bis ihn 1825 der Tod beendigte.

In Zeiten und in einer Umgebung, die keinen edeln Menschen befriedigen — und das war in Frankreich vor, während und nach der Revolution der Fall —, drängt sich der Gedanke auf: woher die Übel, wie sind sie zu bessern? Von diesem Grundgedanken geht selbstverständlich auch Saint-Simon aus, und da er ein spekulativer Kopf und zugleich positiv gerichtet, nach Erfahrung strebend war, so verschlingen sich ihm bei dem Versuch, das Problem zu lösen, zwei Gedankenreihen. Die eine, der Hegelschen verwandte, wurzelt in der Überzeugung, daß die Ereignisse nicht ein wüstes Durcheinander sind, sondern Reihen von Kausalketten bilden, deren Bildnerin die der Welt immanente Vernunft ist. Die andre Gedankenreihe wird dem Studium der Tatsachen entnommen. Zwar hat auch Hegel eine Geschichtsphilosophie geschrieben, aber sie beruht auf der Annahme, daß die ganze Weltgeschichte die Entfaltung einer Idee sei, die der Philosoph willkürlich als die der geistigen Freiheit bestimmt. Saint-Simon dagegen weist alle aprioristischen Voraussetzungen ab; positivistisch will er den Sinn der Geschichte aus dem ermitteln, was wirklich geschehen ist, und es gelingt ihm nicht schlecht. Er gewinnt auf dem Wege der Beobachtung die Stufenfolge der religiösen, der metaphysischen und der empirisch-wissenschaftlichen Kultur, die dann Comte ihm entlehnt hat, und die heute allgemein verbreitete Einsicht, daß schöpferische Zeitalter mit auflösenden, gläubige mit kritischen wechseln. Mit historischem Sinn und mit feiner Witterung für die Entwicklungsrichtungen seiner Zeit ausgerüstet, versteht er das Mittelalter zu würdigen, ohne dem Romantizismus zu verfallen, der unter der Restauration als Reaktion gegen die vorhergegangne Zerstörungssucht und Frivolität, gegen den Religionshaß und die Pfaffenfresserei überhandnahm. Der Klerus habe im Mittelalter ein ungeheures Kulturwerk vollbracht, den Menschengeist hoch über die Kulturstufe der alten Welt erhoben und die europäische Menschheit nach christlichen Grundsätzen organisiert. Aber in dem Augenblick, wo der Bau der Universalkirche vollendet zu sein schien, hätten sich schon die Keime einer neuen Organisation bemerkbar gemacht. Diese Keime hätten in der wachsenden

Digitized by Google

wissenschaftlichen Erkenntnis bestanden. Diese bestimme und forme je nach ihrem Grade den Kulturzustand. Die Erkenntnis ist anfangs ein bloßes Ahnen und Raten in mythologischer Einkleidung, wird durch Schulung des Verstandes metaphysisch, d. h. stellt Hypothesen über das Wesen der Dinge und ihre Verknüpfung auf, und zuletzt durch wachsende Erfahrung und methodische Untersuchung der Wirklichkeit wissenschaftlich und positiv. Der Mensch ist das komplizierteste aller Wesen; je näher darum ein Wissensgebiet dem Menschen steht, desto schwieriger ist seine Erforschung; deshalb bleiben die Physiologie, die Psychologie und die Politik am längsten auf der Stufe der Metaphysik stehn. Diese Wissenschaften positiv zu machen, auf die Stufe der Empirie zu erheben, ist zunächst die Aufgabe.

Aus der Erkenntnis der Natur des Menschen und des Kulturzustandes, den er zurzeit erreicht hat, sind die Grundsätze abzuleiten, nach denen man die weitere Entwicklung zu lenken suchen muß. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hat nur aufgelöst und zerstört; sie und die Revolution haben nichts als Trümmer, als Anarchie hinterlassen. Doch darf man sie darum nicht schelten und verurteilen, wie die Reaktionäre, die Ultramontanen tun. Sie war notwendig. Die alte überlebte Form mußte zerstört, für die dem gewonnenen Erkenntnisstandpunkt und Bedürfnis angemessene Neubildung mußte Raum geschafft werden. Aber von den Grundsätzen jener Philosophie, die im politischen Liberalismus fortlebt, kann die Neubildung nicht ausgehn. Die rationalistischen Theoretiker konstruieren sich einen abstrakten Menschen und nach der angenommnen Natur dieses Menschen das Ideal eines vollkommnen Staates, nach dem sie den bestehenden umbilden wollen. Das ist verkehrt: On ne saurait trop le répéter, car c'est sur ce principe que repose toute la saine politique, une constitution n'est durable qu'autant qu'elle est, dans ses éléments essentiels, l'expression de l'état de la société, à l'époque où elle s'établit. On ne crée point une force politique, on l'enregistre au nombre des puissances dirigeantes, quand elle a acquis un développement civil suffisant, ou bien elle s'enregistre alors d'elle-même; voilà tout. Cette reconnaissance, ou, si l'on veut, cette légitimation des forces prépondérantes qui existent dans une société à chacune des époques importantes de la civilisation, est ce qu'on appelle sa constitution, qui, sans cela, serait purement une rêverie métaphysique.

Die Erwähnung der überwiegenden Kräfte oder Mächte leitet zu der ersten von zwei andern Gedankenreihen über, die sich bei dem französischen Denker je länger desto vorwaltender mit der spekulativen und der historischen verschlingen. Welches sind die herrschenden Mächte der neuen Zeit? Die exakten Wissenschaften und die Industrie, Bildung und Besitz, soweit dieser produktiv angewandt wird. In der Regierung, in der Verwaltung, in den Kammern überwogen noch der Adel, die Geistlichkeit, die nicht naturwissenschaftlich, technisch und geschäftlich, sondern nur juristisch gebildeten Beamten. Das sei

Digitized by Google

ein unnatürlicher, ein den wirklichen Machtverhältnissen nicht mehr entsprechender Zustand, in dem die abgelebte Feudalität konserviert werde. Mit größerm Rechte als heute Friedrich Naumann und seine sozialliberalen Freunde (denn unsern Industriellen fehlt es wirklich nicht an politischem Einfluß, und die Agrarier sind zu einem großen Teil selbst Industrielle, außerdem als Führer in der Rationalisierung der Landwirtschaft produktiv) fordert er, daß mit den Resten des Feudalismus aufgeräumt werde. Man lebe in einer verkehrten Welt; Parasiten verzehrten das Arbeitsprodukt der Nation. Wäre es ein Verlust, wenn die Nichtstuer ins verdiente Nichts versänken? „Nehmen wir an, Frankreich verlöre plötzlich seine fünfzig größten Physiker, fünfzig Chemiker, seine fünfzig ersten Physiologen, Mathematiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker und Literaten. Dann weiterhin seine hervorragendsten Fabrikanten, Kaufleute, Handwerker, Mechaniker, kurz seine in nützlichen Berufsarten tätigen Männer. Es wäre ein unersetzlicher Verlust. Ein Land voll frisch pulsierendem Leben würde plötzlich in ein starres, totes Gebilde umgewandelt, in einen Körper ohne Seele. Angenommen dagegen, Frankreich behielte alle seine wissenschaftlichen, künstlerischen und industriellen Größen und verlöre dafür an einem Tage Monsieur, Monseigneur le duc d'Angoulême, Monseigneur le duc de Berry, d'Orléans und dergleichen Berühmtheiten mehr, dazu noch seine Hofbeamten, seine Minister, seine Staatsräte, seine Marschälle, seine Kardinäle und Erzbischöfe, dazu noch die zehntausend schmarotzenden Reichen, so würde man ihnen zwar, da sie ja Menschen, meist gute Menschen sind, menschliches Mitgefühl nicht versagen, aber vom Standpunkte des Nationalwohls aus betrachtet, erlitte das Land keinen Verlust." Die Bourbonen sind hier ja richtig eingeschätzt, ob auch die hohen Staats- und Kirchenbeamten, könnte nur ein genauer Kenner des damaligen Frankreichs entscheiden.

Also die Industrie und die Wissenschaft sollen regieren und verwalten, oder vielmehr die Industrie allein; die Männer der Wissenschaft sollen keine Regierungs- und Verwaltungstätigkeit ausüben, sondern nur das Licht dafür liefern. Tout par l'industrie, tout pour elle. Die Konstitution mit ihrem Parlament leistet an sich noch nichts Positives für das Volkswohl und für die notwendig gewordne Reorganisierung der Gesellschaft, sie eröffnet nur die Möglichkeit, sie bietet eine Form dar, in der die Neubildung ausgeführt werden kann. Beim Hinblick auf die raschen Wandlungen der Verfassungen in Frankreich — er zählt deren zehn im Verlauf von fünfundzwanzig Jahren —, die in sozialer Beziehung alles beim alten gelassen haben, geht ihm die Erkenntnis auf, daß Staat und Gesellschaft zwei verschiedne Dinge sind. Das eine kann sich unabhängig vom andern ändern; zwei Staaten können in dem einen gleich, im andern grundverschieden sein. „Wir haben in Europa zwei Völker, die beide von einem Monarchen absolut regiert werden, die Dänen und die Türken. Ein Unterschied besteht nur insofern, als der Despotismus in Dänemark fester begründet ist als in der Türkei, weil er auf

Digitized by Google

Gesetz und Verfassung beruht. Aber bei solcher Gleichheit der Regierungsform — welcher Unterschied in der Lage der Regierten! Es gibt kein unglücklicheres Volk, keins, das mehr gemißhandelt und ungerechter regiert würde als die Türken; dagegen gibt es keins, das sich wirklicher Freiheit in reichlicherm Maße erfreute als das dänische, keins, auch das englische nicht ausgenommen, in dem weniger von Willkürherrschaft zu spüren, die Verwaltung wohlfeiler wäre. Woher dieser Unterschied? Von der Verfassung doch sicherlich nicht, da ja beide Länder dieselbe haben." Damit ist der Begriff der Gesellschaft gewonnen und der Grund zur neuen Wissenschaft der Soziologie gelegt. Nicht in der Konstitution, sondern in den Banken, die Kaufleute, Fabrikanten und Landwirte zu gemeinsamer volkswirtschaftlich nützlicher Tätigkeit organisieren, sieht er Keime der zukünftigen Gesellschaftsordnung. Er warnt die Großbürger vor Wiederholung der in der Revolution begangnen Fehler. Bei deren Beginn hätten sie es in der Hand gehabt, im Verein mit dem sehr gutgesinnten Könige die Entwicklung in eine gesunde Bahn zu lenken, und wenn auch nicht die intellektuelle und moralische Auflösung, die ja schon eingetreten war, so doch wenigstens die äußere Zerstörung abzuwenden. Aber sie überließen, meint er, die Arbeit den Advokaten (er nennt sie Legisten) und Metaphysikern, während zugleich der König, von ihnen im Stich gelassen, zur Reaktion überging, und so wurde denn aus der Reformbewegung nur ein Zerstörungswerk. Von der gegenwärtigen politischen Partei des Bürgertums sei nichts zu hoffen; hinter ihrem Liberalismus verberge sich rohe Selbstsucht: ôte-toi de là, que je m'y mette sei ihre Losung. Unter dem Deckmantel des Liberalismus erstrebten die Bonapartisten einen Wechsel der Dynastie, um sich von dem neuen Monarchen Privilegien schenken zu lassen. Unsre Aufgabe, sagt er denen, die an seiner Arbeit teilnehmen wollen, ist es, de mettre des faits à la place des raisonnements des métaphysiciens. In der zu organisierenden Industriegesellschaft sind also die Unternehmer die natürlichen Herrscher, und es ist klar, daß sie, wie im Staate, so auch in ihren Fabriken regieren müssen. Die Demokratie lehnt er entschieden ab. „Hat man die schreckliche Anarchie vergessen, in die der demokratische Konvent das Land gestürzt hat?" Die Arbeiter läßt er zu ihren Brotherren sprechen: „Ihr seid reich, und wir sind arm; ihr arbeitet mit dem Kopf und wir mit unsrer Muskelkraft; aus diesen beiden fundamentalen Unterschieden folgt, daß wir euch untertan sein müssen." Allerdings soll diese Untertänigkeit nicht den Charakter des militärischen Gehorsams tragen; sie wird durch die Einsicht gemildert, daß Unternehmer und Arbeiter Glieder eines Organismus und beide gleich unentbehrlich sind: „das ist das Schöne an der industriellen Tätigkeit [bei der landwirtschaftlichen verhält es sich doch auch nicht anders], daß alle darin Beschäftigten, vom niedrigsten Arbeiter bis zum reichsten Fabrikanten und zum tüchtigsten Ingenieur, Genossen (collaborateurs, associés) sind."

Digitized by Google

Muckle, der im allgemeinen seinen Helden mit Recht gegen den Vorwurf des Utopismus in Schutz nimmt, sieht, von Marx beeinflußt, gerade darin etwas utopistisches, daß Saint-Simon das Gemeinwohl, also auch eine Besserung der Lage der untern Stände, von der Herrschaft der Industriellen erwarte, deren Egoismus er selbst erkannt und gegeißelt habe. „Mit fast denselben Worten, mit denen Saint-Simon das Unhaltbare und Utopische des Friedensplanes von Saint-Pierre dargetan hat, könnte man das Unrealistische seiner eignen Bestrebungen kennzeichnen. Wie es ein absurdes Unterfangen ist, von kriegerischen Mächten die Aufrechterhaltung des Friedens zu verlangen, ebenso ist es eine Absurdität, von einem sozial pflichtvergessenen, weil lediglich im Mammonsdienst stehenden Unternehmertum durch einen Appell an seinen erhabnen sozialen Beruf eine Organisation der Arbeit zum Heile der Besitzlosen zu fordern." Die beiden vermeintlichen Absurditäten sind aber heute deutlich sichtbare Tatsachen. Um uns auf die zweite zu beschränken: Zunächst sind nicht alle Unternehmer rohe Mammonsdiener. Die ersten Generationen der englischen Fabrikanten, unter denen sich die Kindergreuel ereigneten: reich gewordne Handwerksmeister und Arbeiter, sind es gewesen. Deren Enkel, die eine bessere Erziehung genossen und sich die feinere Empfindungsweise, die geistigen Interessen der Aristokratie angeeignet hatten, waren der Predigt der Christlichsozialen zugänglich und haben sozial fühlen gelernt. In Deutschland aber hat es wohl niemals an vornehm denkenden und fein empfindenden Unternehmern gefehlt. Sodann aber braucht ein Unternehmer gar nicht unter allen Umständen ein edles Herz zu haben, um für seine Arbeiter ein guter Prinzipal zu sein; in vielen, wo nicht in den meisten Fällen genügt aufgeklärter Eigennutz. „Das ist die schlechteste Wirtschaft, wo alles hungert; Mensch und Vieh müssen gut versorgt sein", sagte mir einmal ein sehr sparsamer Rittergutsbesitzer, von dem ich zu meiner Verwunderung vernahm, daß er weder Getreide noch Kartoffeln verkaufe, sondern beides in seiner Wirtschaft verbrauche. Die Natur der industriellen Unternehmungen ist freilich verschieden: manche können bei Hungerlöhnen gedeihen; aber deren Zahl vermindert sich stetig, weil die Konkurrenz immer höhere Anforderungen an die Güte der Erzeugnisse stellt. In solchen Unternehmungen, die von den Arbeitern entweder bedeutende Körperkraft oder intensive Aufmerksamkeit oder Intelligenz fordern, ist Raubwirtschaft mit Menschenkraft von vornherein ausgeschlossen. Endlich tritt, wo Gewissen und Vernunft versagen, der Zwang durch die öffentliche Meinung und durch die Arbeiterbewegung ergänzend ein. Diese jedoch bringt nicht etwa die Arbeiter zur Herrschaft, sondern zwingt nur die Herrschenden, den richtigen Kurs innezuhalten, und die zwar nicht formell aber tatsächlich herrschenden, die im großen und ganzen den Kurs des Staatsschiffs bestimmen, bleiben die Großunternehmer, natürlich die landwirtschaftlichen eingeschlossen, die Saint-Simon bei seiner Tatsachenbeobachtung übersehen hat. Abgesehen von diesem Fehler, hat er richtig er-

Digitized by Google

kannt, was sich vorbereitete, und was in unsrer Zeit so ziemlich fertig geworden ist. Daß er, wie Muckle weiter tadelt, die industrielle Arbeiterschaft als eine bei der Neubildung mitwirkende Kraft unterschätzt hat, ist richtig; sie war eben damals in Frankreich weder übermäßig zahlreich noch organisiert, darum wenig bemerkbar; doch würde er auch heute diese Kraft nicht in dem Maße überschätzen, wie es Marx getan hat und seine Jünger noch tun; von Klassenkampf weiß er noch nichts. Das Arbeiterelend hat er mit seinem warmen und feinfühlenden Herzen empfunden und hat auf Abhilfe gesonnen: er fordert, daß das Recht auf Arbeit anerkannt und für die Invaliden von Staats wegen gesorgt werde. Auch erkennt er, daß das Eigentumsrecht veränderlich und zurzeit der Reform bedürftig sei. Das Eigentum des Privatmanns erscheint ihm in dem Grade berechtigt, als es dem Gesamtwohle dient. Den Grundsatz: Achtung vorm Eigentum und vor dem Eigentümer, möchte er durch den andern ersetzt sehen: Achtung vor der Produktion und dem Produzenten! Indem seine Jünger diese Andeutungen sozialistischer Gedanken aufgegriffen und fortgebildet haben, ist er selbst in der Geschichte des Sozialismus unter dessen Begründer geraten. Aber bei ihm selbst sind jene Andeutungen ganz nebensächlich; was er wirklich begründet hat, das ist die positivistische Soziologie. Comte hat, wie der Leser aus unsrer Skizze schon erkannt haben wird, alle seine Grundideen von seinem Meister empfangen; sein Verdienst beschränkt sich darauf, daß er sie weiter ausgeführt, vollständiger begründet und zu einem System geordnet hat.

Organisationskraft verleiht einer Kulturperiode ein alle in ihr lebenden Menschen beherrschender Grundgedanke; nur in der Form religiöser Vorstellungen aber ist ein solcher Gedanke den Massen zugänglich, und nur die religiöse Wärme kann ihm Gestaltungskraft einflößen. So wächst aus der ersten Gedankenreihe, die eine Theorie der Wissenschaft zu begründen versucht, die letzte, die religiöse hervor. Außerordentlich hoch schätzt Saint-Simon die Kulturleistung des Christentums im allgemeinen und die Kulturarbeit der mittelalterlichen Kirche im besondern. Aber vom fünfzehnten Jahrhundert an habe diese ihre Pflichten freventlich vernachlässigt; sie sei geradezu unchristlich geworden, und obwohl sich Luther um die Änderung des Gesamtzustandes der Christenheit unsterbliche Verdienste erworben habe, sei doch auch seine Kirche, gleich der römischen, in unchristliche Ketzerei versunken. Heftige Anklagen schleudert er dem Papste ins Gesicht und verkündigt sein neues Christentum, das nur das alte ist: das Evangelium der Nächstenliebe und der brüderlichen Gesinnung, nachdem er früher das geoffenbarte Christentum durch eine utilitarische natürliche Moral hatte ersetzen wollen. Er endigt also ähnlich wie sein berühmterer Schüler Comte, ohne jedoch gleich diesem in eine mystische Schwärmerei zu verfallen, die auf Nietzsche den Eindruck gemacht hat: der große Philosoph sei nur ein schlauer Jesuit, der die Menschheit auf dem Wege über die Wissenschaft nach Rom zurückführen wolle. Sehr schön

Digitized by Google

hat die organisierende Kraft der Religion Saint-Simons Schüler Bazard beschrieben, indem er (nach Muckle) sagt:

Mit der erneuerten Religion wird den Menschen wieder zuteil werden, was ihnen heute vor allem not tut: sachgemäße Führung nämlich in den mannigfachen Angelegenheiten des Lebens. In den organischen Perioden [Muckle schreibt immer Epochen statt Perioden], wo ein religiöser Glaube den Menschen ihre sozialen Aufgaben enthüllt, haben Männer die Führung, die ihre Kräfte selbstlos dem Gemeinwohl weihen, und denen die Fähigkeit innewohnt, ihre Mitmenschen zu leiten. Gern folgen alle ihrem Ruf, und ohne Widerstreben erfüllt jeder die ihm zugewiesne Pflicht. In solchen Zeiten sind Gebieten und Gehorchen gleichwertig, geadelt, ja heilig, denn beide werden aufgefaßt als religiöse Pflichten. Die Liebe zu einer gemeinsamen Sache eint den Hohen mit dem Niedrigsten, und die Herrschaft des ersten macht sich nicht fühlbar als eine drückende Last, sondern sie wird als eine Notwendigkeit hingenommen, in die sich der Dienende gern fügt, weil er weiß, daß auch er ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet. Was die Größe solcher Zeiten ausmacht, das ist die Ehrfurcht, die den Schwachen an den Starken kettet, die Bewundrung, die der Genius einflößt, die Liebe des Leitungsbedürftigen zu dem ihm von Gott gesandten Führer. Heute freilich, wo alle sozialen Bande aufgelöst sind, ist wie jede Bereitwilligkeit, sich einer Autorität zu fügen, so auch die Opferwilligkeit der Führenden geschwunden. Die ungeheure Mehrheit der Menschen sieht in der herrschenden Minderheit nicht Beschützer und Führer sondern nur Ausbeuter. Dieser Zustand kann unmöglich der Endzustand sein; es kann nicht immer so bleiben, daß die Massen, sich selbst überlassen, von zufälligen Strömungen bald hierher bald dorthin getrieben werden.

Sind wir heute über diesen Zustand hinweg? Daß in Beziehung auf Religion, Ethik, Philosophie ein noch ärgeres Chaos herrscht als vor achtzig Jahren, erfahren wir bei jedem Blick in eine beliebige der Zeitschriften, die ernste Fragen behandeln. Daß unsre Kunst keinen Stil habe, weil es an einer das Volk beherrschenden und einigenden Idee fehle, predigen die Kunstgelehrten, zu denen ich nicht gehöre. Wenn trotzdem im Wirtschaftsleben leidliche und im Staate, in unserm wenigstens, eine gute, jedenfalls stramme Ordnung herrscht, so haben wir das zwei Umständen zu verdanken. Erstens dem Fortbestehn und Walten der Religion in kleinern konfessionell gesonderten Kreisen, zum andern der Technik, die den Herrschenden die Macht verleiht, Ordnung zu erzwingen. Die Ansicht Saint-Simons und seiner Schüler, daß nur eine religiöse Idee Ordnung stiften könne, wird also zwar durch die seitdem gemachten Erfahrungen eingeschränkt und modifiziert, aber im großen und ganzen bestätigt, und die Einschränkungen kommen den andern beiden Mächten zugute, denen Saint-Simon die Zukunft verheißen hat: der Industrie (oder sagen wir lieber dem Großunternehmertum, zu dem auch das landwirtschaftliche gehört) und der Wissenschaft, genauer gesagt Naturwissenschaft. Der Prophet hat also die Richtung, in der die Entwicklung weitergehn werde, richtig erkannt und durch die Verbreitung dieser Erkenntnis den Fortschritt gefördert. Dieses besonders dadurch, daß sich Carlyle seine Gedanken zu eigen gemacht und ihnen mit seiner künstlerischen Gestaltungskraft nicht allein eine

Digitized by Google

genießbare, sondern die packendste Form gegeben hat. Man weiß, wie mächtig Carlyle auf die Anschauungen seiner Landsleute eingewirkt und dadurch die wohltätige soziale Wendung angebahnt hat, und wie er bis auf den heutigen Tag auch das deutsche Geistesleben beeinflußt. Darum erscheint mir der Nachweis — die Carlyleverehrer und Carlylegelehrten werden ihn zu prüfen haben —, daß aus Carlyle Saint-Simon spricht, als der wichtigste und interessanteste Abschnitt des Buches.

Was interessierte einen Gebildeten vor hundert Jahren?

Von Johannes Mättig

Vor mir liegt ein stattlicher Quartband mit 400 eng beschriebnen Seiten, der den Titel führt: Miscellanen, gesammelt von Karl Gottlob Willkomm. Angefangen den 20. Januar 1796 zu Leipzig. Als Willkomm diese Aufzeichnungen begann, war er Student der Theologie, später wurde er Diakonus in Ebersbach und starb als Pfarrer in Herwigsdorf bei Zittau. Er ist der Vater des Romanschriftstellers Ernst und des Botanikers Moritz Willkomm; durch Herausgabe mehrerer theologischer Schriften hat er sich seinerzeit einen Namen gemacht. Daß er sich aber außer für Theologie auch für andre Wissensgebiete lebhaft interessierte, dafür legt der erwähnte Band, in den er offenbar alles eintrug, was er in Büchern und Zeitschriften beachtenswertes fand, beredtes Zeugnis ab. Und es gewährt einen eignen Reiz, dem nachzugehn, was vor hundert Jahren ein vielseitig gebildeter Mann des Sammelns für wert hielt. Es sei darum hier das Wichtigste aus den ersten zwanzig Jahren der Aufzeichnungen, also aus dem Zeitraum 1796 bis 1816 mitgeteilt.

Bezeichnend für die Zeit beginnt die Sammlung mit Aufsätzen für Stammbücher. Neben Aussprüchen von Goethe: „Die Blüten unseres Lebens sind neue Erscheinungen, wie viele gehen vorüber ohne Früchte zu tragen, und wie wenige werden reif", von Klopstock: „Je tiefer des Guten Leben hier wurzelt, je höher wächst sein Gipfel, und je ausgebreiteteren Schatten geben die volleren Zweige", finden sich solche von Moses Mendelssohn, Hagedorn, Sterne, Young, Selmar (Pseudonym für den Schweden Karl Gustav von Brinckmann 1764 bis 1847) und andern jetzt verschollnen Dichtern. Die meisten dieser Sprüche tragen keinen Verfassernamen; zum großen Teil sind es überschwengliche Freundschaftsbeteuerungen im Stile der Zeit:

Freund! wenn auch das Weltall bricht —
Breche unsre Freundschaft nicht;
Jahr und Tag und Leben flieh,
Unsre Freundschaft altre nie!

Digitized by Google

Ein Freund ist meinem gefühlvollen Herzen so sehr Bedürfnis wie die Luft dem Körper. Freund! das Wort ist heilig, nächst dem Namen des großen Gottes kenne ich keinen heiligern. Ein warmer teilnehmender Freund ist mehr wert als zehn schmeichelnde Liebhaber. Daneben stehn Sentenzen allgemeinen Inhalts: Das Unglück ist der beste Schulmeister; es hat seine eigne Methode, verfehlt aber nie seinen Zweck. Die Erfahrung macht uns zu geschickten Piloten in den Wogen des Glücks usw.

Willkomm war offenbar ein großer Freund der Poesie; Gedichte nehmen einen bedeutenden Raum seiner Aufzeichnungen ein. Besonders reich vertreten ist Schiller; von ihm finden wir: Das Kind in der Wiege, Deutschland und seine Fürsten, Das Lied an die Freude, Die jetzige Generation, Resignation, Der Antritt des neuen Jahrhunderts, Die Antiken in Paris, Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste, Stellen aus der Glocke, Die verschiedne Bestimmung, Pflicht für andre, Der Schlüssel, Mein Glaube, Freund und Feind, Freigeisterei der Leidenschaft, Die schlimmen Monarchen, Kurze Schilderung des menschlichen Lebens (mit der Bemerkung: von Schiller im sechzehnten Jahre gedichtet). Als Kuriosum sei eine lateinische Übersetzung vom Lied an die Freude erwähnt (aus den Miscellen für die neuste Weltliteratur 1809). Im Gegensatz zu Schiller ist von Goethe nur wenig zu finden: außer einigen Stellen aus Hermann und Dorothea nur ein paar Zeilen aus Wilhelm Meisters Lehrjahren. Mehr dem Geschmack jener empfindsamen Zeit entsprachen offenbar Hölty und Matthisson, von denen zahlreiche Gedichte aufgenommen sind; von jenem zum Beispiel Elegie bei dem Grabe meines Vaters, Totengräberlied, Der Tod, Die künftige Geliebte, von diesem: Abendgemälde, Mondscheingemälde, Das Totenopfer, Das Kloster, Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses, Basrelief am Sarkophage des scheidenden Jahrhunderts. Von Poesien andrer jetzt noch bekannter Dichter sind zu nennen: Germanien von Herder, Unsere Sprache an uns von Klopstock; von Voß: Das Begräbnis, Der Gesunde, Rundgesang auf den Stahlpunsch und die bekannte, Toleranz predigende Stelle aus Luise: Einstmals kam ein Toter aus Mainz an die Pforte des Himmels, die Voß soviel Anerkennung eintrug. Von Seume finden wir die Gedichte: An die Muse und Tod und Zukunft. Von Tiedge: Elegie auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf, Der heilige Friedensbund. Von Pfeffel: Pythagoras, Die Schafherde, Der Diamant; von Gleim: Gott ist Gott, Als unser Küster gestorben war, Aufgebot wider die Freiheitswütigen; von Kotzebue: Ausbruch des höchsten Mißmuts; von Kosegarten: Anbetung auf Arkona, An die Mädchen (nach dem Englischen des John Logan); von Werner: Stellen aus Martin Luther und aus Den Söhnen des Tals.

Die Namen vieler Dichter sind freilich jetzt verschollen und nur noch dem Literarhistoriker bekannt, zum Beispiel Bürde (1753 bis 1831), von dem der Kynast, Beruhigung und das verlassene Dörfchen (eine Übersetzung von Gold-

Digitized by Google

smiths The Deserted Village) Aufnahme gefunden haben. Oder Brackebusch, den nicht einmal Goedeke aufführt, der Verfasser einer langen, mehrere Seiten füllenden Idylle Der Sonntagsmorgen in Seedorf:

Lieblich erhob sich der Morgen. Ihr strahlendes Licht warf die Sonne
Alles erfreuend umher. Wolken und Nebel entflohn.
Zitternd blinkte der Tau auf den schwebenden Blättern des Eichbaums.
Blumen, den Knospen entschlüpft, hauchten Gewürz in die Luft.

Aus der reichen Fülle seien noch einige Namen genannt: Karl Müchler (1763 bis 1857), vier Gedichte aus der Sammlung Blüten des Helikons, Leipzig 1789; Stäudlin (1758 bis 1796), Die Missetäterin an ihren Säugling; Nostitz und Jänkendorf (1765 bis 1836, sächsischer Minister), Allgemeines Gebet, nach dem Englischen des Pope; Niemeyer (1734 bis 1828, Oberkonsistorialrat in Halle), Bruchstücke aus Philotas, ein Versuch zur Belehrung und Beruhigung für Leidende, Leipzig 1779; Neubeck (1765 bis 1850), Das Zergliederungshaus:

Die Mitternacht bedeckt mit Rabenschwingen
Das Angesicht der träumenden Natur.
Der Kauz hebt an, sein Totenlied zu singen,
Und im Gemäuer tickt die Totenuhr.

Auf Erzeugnisse dichtender Frauen stoßen wir nur selten. Außer dem Weihnachtslied an die kleine Magdalene von der Karschin (aus der Zeitung für die elegante Welt 1811) wäre noch zu erwähnen ein Gedicht auf Mozarts Tod von Theone, Pseudonym für Therese von Artner, eine ungarische Dichterin. Daß es aber auch damals schon Naturdichterinnen gab, beweist Juliane Schubert, von der es heißt: Eine arme Weberin, sie trat nie aus ihrem Stande heraus, widmete der Dichtkunst nur die sonntäglichen Mußestunden und blieb eine gute Mutter und Gattin. Ihr Gedicht erschien in der Zeitung für die elegante Welt 1812 und beginnt:

Hier ist Wechsel, und die Glut der Sonne
Tötet das durch sie erwachte Grün;
Aber einst im Heimatland der Wonne
Wird für uns ein ew'ger Frühling blühn.

Daß unsre Aufzeichnungen von einem Theologen herrühren, macht sich nur selten bemerkbar, zum Beispiel durch Bruchstücke aus dem Katechismus des Canisius (de Hond, der erste deutsche Jesuit, 1524 bis 1597). Eine Berechnung der Einnahmen der englischen Geistlichkeit gab wahrscheinlich zu wehmütigen Vergleichen mit deutschen Verhältnissen Anlaß. Die Kosten eines Buß-, Fest- oder Feiertags, an dem nicht gearbeitet wird, werden für ein Land von zwei Millionen auf 25000 Taler berechnet bei einem Tagelohn von wenigstens einem Groschen. Aus Dantes Fegefeuer wird in deutscher

Digitized by Google

Überſetzung das Vaterunſer wiedergegeben (Zeitung für die elegante Welt 1810), desgleichen eine franzöſiſche poetiſche Bearbeitung dieſes Gebets aus dem Ritualbuch der Theophilanthropen (Geſellſchaft zur Erhaltung der Religion, die ſich 1796 in Paris bildete, aber bald wieder einging):

Créateur des humains, des mondes et des cieux,
Que ton nom soit béni, qu'il le soit en tous lieux!
Sur terre, au firmament ta volonté soit faite!
Règne enfin, règne seul . . . Ecarte la diseste.
Sous tes yeux paternels que le blé dans nos champs
Multiplie et suffise à nos besoins pressants!
Dans nos cœurs ta justice a planté la clémence,
Nous pardonnons . . . Grand Dieu! pardonne à qui t'offense.
Epargne la faiblesse et fais grâce à l'erreur.
De nos maux passagers allège la souffrance,
Et que tout homme juste, après son existence,
Repose dans ton sien. Tous ont droit au bonheur.

Längere oder kürzere Aufſätze philoſophiſchen Inhalts finden ſich häufiger. Erwähnt ſeien Stellen aus Schmerlers Frauenzimmermoral, aus den diätetiſchen Vorleſungen des Herrn Magiſter Eichorius in Leipzig, Entzückung des Las Caſas oder Quellen der Seelenruhe (aus Schillers Horen), Materialien für Denker von Beck, Peſtalozzis Geſtändnis gegen Witte (Bibliothek der pädagogiſchen Literatur von Gutsmuths), Moraliſche Erzählungen von Lafontaine, Worte an edle Mütter von Marquiſe de Lambert, überſetzt von Heydenreich, Vorleſungen über weibliche Erziehung und Sitte von Burton.

Nicht zu verwundern iſt es, daß ſich auch die politiſchen Ereigniſſe jener Zeit in den Aufzeichnungen widerſpiegeln, wenngleich die Ausbeute nicht ſo groß iſt, wie man denken könnte. Offenbar brachte Willkomm, wie auch ſein ſehr ausführliches Tagebuch beweiſt, der Politik wenig Intereſſe entgegen. Daß die Franzoſen auf deutſchem Boden ſtehn, ſieht man aus einem lateiniſchen Gedicht von Senkenberg auf eine ſchöne Handlung des Generals Kleber (dieſer hatte während der Belagerung von Frankfurt a. M. ſeinen Soldaten befohlen, eine in der Stadt ausgebrochne Feuersbrunſt zu löſchen). Weiter finden wir eine Satire in Form einer Anzeige einer nirgends gehaltnen Disputation: Quod felix faustumque sit! Schediasmata inauguralia, quae Rectore Magnificentissimo Libertate atque consensu et auctoritate populi Gallici sub praesidio fortissimi exercitus Francorum, opponentibus Francisco II Romanorum Imperatore et Georgio III Imperatore Brittannicarum insularum pro agnoscenda Republica libera Gallica, constituendis rebus publicis Cisalpina, Ligurica, Helvetica et acquiscendo litore transrhenano Belgio, Brabandia, Pedemontio publice ventilabit Napoleon Bonaparte h. t. Consul Nationis Gallo-Francicae. Anno Reipubl. Gall. IX. Aerae vulgaris MDCCC. Dann folgt ein langes Gedicht von 25 Strophen: Basrelief am Sarkophage Helvetiens im Jahre 1799 von einem Appenzeller, mitgeteilt aus dem Deutſchen Merkur 1803.

Digitized by Google

Dir Vaterland! Schweiz! Einst hoher Freiheit Stätte,
Der Hirteneinfalt Götterland —
Dir klag mein letztes Lied an deinem Sterbebette
Noch deines Volkes Schand!

Nach Frankreich versetzt uns ein von Held verfaßter Lagergesang der zur Landung in England auf der französischen Küste versammelten Armee.

Hört des Sturmes Riesenton,
Der die Segel blähet
Und hinaus nach Albion
Frankreichs Wimpel drehet!

Als Gegenstück hierzu lesen wir eine Betrachtung über den Tod Nelsons aus der Geschichte und Politik von Woltmann. Über Österreichs Lage nach der Schlacht bei Austerlitz schreibt der Nouvelliſt Februar 1806: Östreich gleicht einem Verwundeten, der in der Hitze des Gefechtes seinen Blutverlust nicht empfindet; aber, wenn es erst zur Besinnung kommt, wird es erst die tödliche Wunde fühlen, die ihm seine Diener geschlagen haben.

Die Gefühle Preußens im Jahre 1806 zeigt ein aus der Fama, Leipzig, abgeschriebnes Gedicht: Preußens Stimmung beim Ausmarsch seiner Truppen zur Verteidigung des Vaterlands:

Da ziehen sie in langen Reihn,
Zu Fuß, zu Roß, die tapfern Krieger.
Der Held darf nicht den Helden scheun:
Die gute Sache ruft den Sieger.

Nicht für den Ruhm, der nur zerstört,
Nicht für den Durst nach Land und Schätzen;
Nein für den eignen, stillen Herd
Sieht man den Waffenstahl sie wetzen.

Zurück! So rufen sie beherzt
Der Wolke zu, die immer weiter
Des Horizontes Mitte schwärzt;
Zurück! Laß unsern Himmel heiter!

Blitzschwanger drohst du unsrer Saat:
Doch wisse, daß wir Friedrichs Land bewohnen,
Wenn sich ein Ungewitter naht,
Zerteilen es die Preußen mit Kanonen.

An Friedrich August von Sachsen wendet sich ein lateinisches Akrostichon, Memoriae Pax, das in der Leipziger Zeitung 1807 erschien. Die Anfangsbuchstaben der Verszeilen ergeben den Namen Napoleon, die Endbuchstaben die Worte Caesar, Rex.

Der schon obengenannte Müchler sieht prophetisch den Sturz des großen Korsen voraus, wenn er sein Gedicht Der Eroberer mit den Worten enden läßt:

Einsam sitzest du auf deinem Throne,
Wie die eiserne Notwendigkeit;
Nur dein Name kommt durch jede Zone
Als die blut'ge Geißel deiner Zeit.

Was du wünschest, wirst du nie vollenden,
Von Begierden grausam aufgezehrt,
Nur ein Werkzeug in den Rachehänden
Wirst auch du durch sie zerstört.

An die edle Königin Luise von Preußen wendet sich ein Gedicht An unsere Königin von v. Brinckmann, königlich preußischem Gesandten am schwedischen

Digitized by Google

Hofe. Einige Königsberger Damen überreichten es ihr bei ihrem letzten Wochenbette zugleich mit sehr schönem, selbst gesticktem Kinderzeug. Ihrem Andenken ist eine längere lateinische Ode gewidmet Ad Borussos (in morte Ludovicae Reginae), die in der Zeitung für die elegante Welt erschien.

Daß in jener schweren Zeit auch die Deutschen im Auslande teilnehmend ihrer Heimat gedenken, beweist ein Lied der Deutschen in Kasan (aus den Miscellen für die neueste Weltkunde, Nummer 21, 1810).

Wie mancher, ach! der weitentfernten Brüder,
Dem tiefe Wunden schlug
Des Schicksals Schwert, mag stöhnen Klagelieder,
Beim bleichen Wasserkrug!
Füllt, Deutsche, füllt die russischen Pokale
Mit astrakanschem Wein!
Aufs Wohl der Brüder an der Elb' und Saale,
Der Weser und dem Rhein!

Schon in die letzten Kämpfe gegen Napoleon führt uns ein Epilog nach Aufführung der Schöpfung zum Besten der verwundeten Sachsen im Saale der Konversation. Endlich ist Napoleon niedergezwungen, und den heiligen Friedensbund besingt Tiedge (Zeitung für die elegante Welt 1814), den Kaiser von Rußland aber, in dem man den Befreier Europas vom französischen Joche erblickte, feiert eine lange lateinische Ode: Alexandro Russorum Imperatori Augustissimo Liberata Europa reduci Literarum in universitate Lipsiensi cultores. (Allgemeine Litterarische Zeitung Juli 1814).

Damit schließen die Aufzeichnungen, die sich auf die großen welthistorischen Begebenheiten jener Zeit beziehen.

Zwischen all diesen Gedichten und Prosaartikeln ist in buntem Wechsel eine Fülle kürzerer Bemerkungen aller Art eingestreut, die dem Verfasser des Aufzeichnens wert erschienen, und von denen noch einige hier mitgeteilt seien. An die Tätigkeit des Deutschen Sprachvereins müssen wir denken, wenn wir die Erklärung von Worten und Redensarten finden, wie zum Beispiel Widemuth, Backvolk, Heuochs, Stein und Bein schwören, Hunde bis Bautzen führen. Weiter lesen wir, wie der Kaffee nach Deutschland kam, über die Erfindung der Brillen, über eine auftauchende und verschwindende Insel an der skandinavischen Küste, eine sinnliche Darstellung der englischen Nationalschuld, wieviel Mehl in England jährlich für Puder verbraucht wird, wieviel Getreide in den Niederlanden zu Branntwein verarbeitet wird. An Darwin gemahnt es, wenn es heißt (Überklugheit vom Jahre 1811 oder neue Bemerkungen und Aufschlüsse): Alles Organische entsteht aus einem Schleimpunkte. Wenn es aber weiter geht: Ein Tier ist ein Lichtschleimbläschen, eine Pflanze ein Finsternisschleimbläschen; die Pflanze ist ein durch Finsternis verspätetes Tier, das Tier eine durch das Licht unmittelbar ohne Wurzel blühende Pflanze, das Tier ist ein ganzes Sonnensystem, die Pflanze nur ein Planet, so wird das schwerlich den Beifall unsrer Naturwissenschafter finden.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, wollte ich noch mehr der Miscellen hier wiedergeben. Gewiß muß man manchmal den Kopf schütteln über das, was ein akademisch gebildeter Mann vor hundert Jahren für beachtenswert hielt. Aber wer weiß, wie man nach einem solchen Zeitraum über unsre Aufzeichnungen denken würde, wenn wir überhaupt noch welche niederschrieben; aber dazu haben wir keine Zeit.

Eine Hochzeit in Jerusalem

Es ist schon ganz still in unserm Hotel; die modernen Kreuzfahrer, die sich tagsüber an den Sehenswürdigkeiten müde gelaufen haben, gehn zeitig zur Ruhe. Da wird es lebendig im Hause. Ein Bote mit der Laterne in der Hand, in fliegender Eile, klopft auch an meine Tür. Es ist der Bruder der Braut, der den Auftrag hat, zur Hochzeit zu laden und die Gäste in das Haus des Vaters der Braut zu geleiten. Wir haben kaum Zeit, uns notdürftig für das Fest zu rüsten. In Laufschritt geht es durch die engen steilen Straßen der Stadt in finsterer Nacht. Sie sind zu einem großen Teil überwölbt, der matte Schein der Laterne huscht über die Stufen, die den steilen Abstieg und Anstieg mildern. Wo die Straße frei ist oder ein Lichtschacht das Gewölbedunkel unterbricht, leuchten vom Himmel die Sterne herab. Das Haus der Braut liegt in einer engen Gasse des Araberviertels. Von außen gesehn ist es wie fast alle Häuser an der Straße ein düsterer, elender Rohsteinbau, das Rohwerk der Mauer nur an wenigen Stellen von Fenstern durchbrochen. Ein finsterer schmutziger Torweg führt in den Hof. Hier ist Leben. Alle vier Seiten des Hofes sind von einstöckigen Gebäuden eingeschlossen. An den Ecken führen hölzerne Wendeltreppen zum ersten Stockwerk, worin sich die Wohnräume befinden. Ein hölzerner Altan geht um das ganze Häusergeviert nach dem Hof zu. Unbehindert kann man wie auf einem Rundgang das ganze Häusergeviert im ersten Stockwerk umschreiten und hat von da aus Zugang zu allen Wohnungen. Denn die Türen und die Fenster gehn alle nach dem Hof. Selbstverständlich nehmen die Hausgenossen an der Freude der feiernden Familie teil.

Wir werden ins Ehrenzimmer geleitet und vom Hausherrn empfangen. Zwei Stunden hatten wir Zeit, unsre durch die Eile der Ladung aufs höchste gespannten Erwartungen in Geduld zu fassen. Nicht weit von unsern Zimmern war das Zimmer der Frauen, die um die Braut versammelt waren. Dieses Zimmer zu betreten, wäre ein grober Verstoß gewesen, aber vom Altan konnten wir durch die offne Tür hineinschauen. Ein betäubender Lärm schallte uns schon beim Betreten des Hofes entgegen. Er kam von den Freudenliedern, die die Brautjungfrauen ohne Aufhören anstimmten. Jede Strophe des Liedes schließt mit dem Jubelruf ha-i-a, wobei das i mit einem kreischenden Kehllaut

Digitized by Google

nach Kräften geschrieen wird, wie es sonst nur von einem lebenslustigen Eselein zu hören ist. Ließen die ermatteten Stimmen eine kleine Weile nach, so setzten sie dann um so höher und kräftiger ein, denn das laute Schreien ist der Maßstab der Freude. Die Braut wird in den Liedern gepriesen, ihrer Schönheit kommt nichts gleich auf Erden, und selbst die Paradiesesjungfrauen werden beschämt, wenn sie in den Hüften sich wiegend dahin schreitet. Und der Bräutigam ist ein Held an Stärke und steht an hoher Gesinnung unter den Edelsten seines Volks. Was gibt es Schöneres als eine Hochzeit, sie ist der Inbegriff aller Freude. „Wir wollen nicht bittern Kaffee, singen die Frauen, sondern wir wollen Arrak aus großen Krügen trinken — ha-i-a." Es sind die halbmannshohen Krüge gemeint, die zu jedem Haushalt gehören, noch ebenso heute, wie wir sie bei der Hochzeit zu Kana im Gebrauch sehn. Bei all diesem Festlärm sitzt die Braut unter der Weiberschar in ihrem Festschmuck so teilnahmlos wie nur möglich, die Augen meist geschlossen. So will es die gute Sitte. Sie trägt ein weißseidnes Kleid, wulstig am Leibe versackt, über dem Kopf das weit herabwallende weiße Kopftuch der Frauen und das Gesicht noch besonders durch einen dünnen Schleier aus weißer Seide verhüllt, im Haar Orangenblüten.

Die Wartezeit wird den Gästen mit wahrhaft orientalischer Gastlichkeit verkürzt. Zuerst werden Zigaretten angeboten. Dazu reicht der Hausherr das Festgebäck, das im Hause gebacken wird unter hilfreichem Beistand zur Hochzeit geladner Frauen. Es spielt auch in den Liedern eine große Rolle, und es ist Ehrensache der Hausfrau, daß es gut geraten ist. Vor allem muß es süß sein, denn Süßigkeit liebt der Orientale über die Maßen. Diese kleinen runden Hochzeitskuchen sind eine Mischung von Blätterteig und Frucht- oder Nußfüllung und für unsern Geschmack unerträglich süß. Wie gut, daß es Kognak und Arrak dazu gibt! Aber trink vorsichtig. Denn der Hausherr wacht wie ein Argus, um sogleich mit der Flasche herbeizustürzen und das geleerte Glas neu zu füllen. Kränkenderes aber kann es nicht geben, als abzulehnen, was die Gastfreiheit bietet. Wird es noch lange währen, bis der Bräutigam kommt? Wir meinten schon, nun müsse es des Wartens genug sein. Da bringt der Hausherr die Wasserpfeife, das geliebte Nargileh, und stellt es vor jeden Gast. Man raucht gut eine Stunde daran. Der Orientale hat keine Langeweile, wenn er nur den kostbaren Dampf aus dem gurgelnden Wasser ziehn kann, er ist imstande, den ganzen Tag, am Straßenrain sitzend, bei seiner Wasserpfeife zu träumen. Umständlich wird der mit Wasser getränkte feine Persertabak mit der Faust ausgedrückt und auf den Pfeifenkopf gelegt, und dann vier glühende Stücken Holzkohle sorgfältig darüber geschichtet. Nicht lange dauerts, so bringen die Diener einen neuen Genuß. Auf einem Tablett stehn Gläser mit Marmelade aus Quitten, Feigen und Zitronen, ein leeres Glas dabei und Löffel nach der Zahl der Gäste. Es gilt gut aufzumerken, denn wer aus dem Marmeladenglas mit dem Löffel geschöpft und davon genossen, steckt den gebrauchten ins leere Glas. Der Uneingeweihte greift dann wohl leicht in falschem Gefühl von

Digitized by Google

Sitte und Anstand nach den gebrauchten Löffeln. Noch ist das Hochzeitsmahl nicht erschöpft, sondern zuletzt gibts als erquickenden Schluß herrliche Apfelsinen aus der Ebene Saron und starken, aromatischen Kaffee.

Wiederholt wurde die Ruhe — an die Trillerlieder der Frauen hatten wir uns gewöhnt wie der Müller an das Klappern der Mühle — unterbrochen und unsre Hoffnung auf den Beginn der eigentlichen Feier neu belebt. Um 9 Uhr hatte uns der Hochzeitsbitter geholt. Um 10 Uhr kam ein Bote, aus dem Hause des Bräutigams gesandt, mit der feierlichen Anfrage, ob die Braut bereit sei, und zugleich die Zurüstung des Bräutigams meldend. Zu den wichtigsten und unter umständlichem Zeremoniell vollzognen Vorbereitungen gehört außer dem Bad das Rasieren des Bräutigams, das unter Assistenz des ihm am nächsten stehenden Freundes vollzogen wird. Eine weitere Stunde verging. Da kommt um 11 Uhr der Bote ein zweites mal, eiliger als zuvor, mit der Botschaft an die Braut: Bereite dich, der Bräutigam kommt. Eine gesteigerte Bewegung macht sich bei der Jugend bemerklich, während die Ältern in ihrer Ruhe verharren. Um $^1/_2$12 Uhr kommt der Bote zum drittenmal in höchster Eile: der Bräutigam ist auf dem Weg. Jetzt wird es lebendig. Die Gäste drängen sich auf dem Altan zusammen und sodann nach dem finstern Hoftor. Und dann war es wirklich wie im Gleichnis von den zur Hochzeit geladnen Jungfrauen. Um Mitternacht erhob sich ein Geschrei: der Bräutigam kommt. Es war ein bezaubernder Anblick. Voran vier griechische Priester in ihrem goldstrotzenden Festornat, dann Knaben mit hohen Stäben, die mit Limonenlaub umwunden waren. In der Mitte seiner Freunde der Bräutigam, von zwei Kawassen (Konsulatsdienern) in bunter Tracht geleitet, die mit den großen Pförtnerstäben bei jedem Schritt würdevoll aufs Pflaster stoßen, und hinter dem Bräutigam seine Freunde. Jeder der Festteilnehmer trug eine brennende Wachskerze in der Hand. So zogen sie in Prozession durch den Hof und die steile Treppe hinauf und füllten das ganze Haus mit einem festlichen Glanz. Das Jauchzen der Brautjungfrauen erreichte seinen Höhepunkt. Aber noch war unsre Geduldsprobe nicht zu Ende. Der Bräutigam wurde mit seinen Freunden in ein Gemach geleitet, dem der Braut über den Hof weg entgegengesetzt, und die Neuangekommnen wurden mit der ganzen Reihe der Genüsse bewirtet, die wir durchgekostet hatten. Unterdessen verteilte der Brautvater an seine Gäste die Kerzen zum Festzug, je nach Würde klein und dünn oder stark, groß und mit bunten, goldnen Flittern geziert. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Die Brautjungfrauen führen dem Bräutigam die Braut entgegen. Aber noch dürfen sich beide nicht ansehn, sondern in beängstigender Gleichgiltigkeit schreiten sie nebeneinander mit totenstem Ausdruck im Gesicht. Um so fröhlicher ist das Geleit. Es war wie ein Märchen, rückwärts den Zug zu sehn, wie er die steile Straße abwärts zog, eine Flut von Licht um sich und über sich. Zwischen dem Freudenlärm erklang die eintönige Litanei der vier Priester. Ganz langsam bewegt sich die Prozession zu dem Hause des Vaters des Bräutigams. Die Braut

Digitized by Google

darf die Schritte nicht größer machen, als ihre Füße sind, wenn sie auch nicht mit Schrittkettchen gebunden waren, wie bei den eiteln Weibern Jerusalems zur Zeit des Propheten Jesaia (Kapitel 3, 16 ff.). Der Weg von etwa zehn Minuten wurde so in dreiviertel Stunden zurückgelegt.

Die Trauung fand in einem mäßig großen Zimmer statt, worin sich die Schar der Gäste, über hundert waren es, zusammendrängte. Man hat kaum die Möglichkeit zu atmen. Auf dem Tisch in der Mitte stehn die heiligen Bücher und die Geräte, davor die Knaben mit den Limonenstäben, an der andern Seite die Priester. Die Zeremonie ist endlos. Von einem langen blauen Band, das der Bräutigam danach als Schärpe umhängt, nimmt der Priester die Ringe, hält sie wechselnd Braut und Bräutigam an die Stirn und steckt sie ihnen dann an die Finger. Dann stellt er das Paar Angesicht gegen Angesicht, neigt ihre Häupter, daß sie sich mit der Stirn berühren, und legt auf sie das Evangelienbuch, das beide darauf küssen. Der Liturg verliest die Geschichte von der Hochzeit zu Kana. Ein Knabe und ein Mädchen nahen sich mit Kronen, Braut und Bräutigam heben die Kinder auf den Arm, die ihnen die goldnen Kronen aufsetzen und sie mit der einen Hand berühren müssen; während der langen Zeremonie werden sie unausgesetzt auf den Armen des Brautpaares getragen. Aus einem Glas empfangen dann beide mit einem Löffel geweihten Wein und Brot. Dann kommt der Schluß der priesterlichen Handlung.

Der Priester legt die Rechte der Braut in die Rechte des ihr gegenüberstehenden Bräutigams, zieht den linken freien Arm des Bräutigams zwischen dem an den Händen verbundnen Paar hindurch und führt daran wie am Halfterband die Neuvermählten dreimal um den Tisch. Nun kommt Leben in die Zuschauer. Stürmischer Jubel umbraust das junge Paar. Die Gäste holen aus ihren Taschen kleine Münzen, Konfetti und Gerstenkörner und werfen sie über das Paar hin unter dem Zuruf: Seid fruchtbar und mehret euch! Im Winkel des Zimmers stand ein großes Himmelbett. Aus dem erhebt sich plötzlich zu unserm Erstaunen eine Gestalt halb empor, um den letzten Ausbruch der Freude mit anzuschauen. Es ist der Schwiegervater, der Hausherr, hochbetagt, der sich auf seine Weise die Strapazen des Festes verkürzt hat.

Das Fest neigt sich nun seinem Ende zu, aber nicht ohne daß die Gäste noch einmal bewirtet werden. Alle männlichen Teilnehmer begeben sich mit dem unsagbar stumpfsinnig dreinschauenden Bräutigam in ein Zimmer des Hauses, die Frauen mit der Braut in ein entgegengesetzt gelegnes. Jeder bringt dem Bräutigam die Glückwünsche dar. Zum Glück ist die Bewirtung eiliger als zum Anfang im Hause der Braut: Arrak, Kaffee, Zigaretten, Marmelade, Zuckerwerk und Apfelsinen — die Gänge des Menus — folgen in rascher Weise aufeinander. Zuletzt wird noch einmal Kaffee gereicht, bei jedem offiziellen Besuch im Orient zugleich das Zeichen zum Aufbruch. Die Braut ist unterdessen umgekleidet worden und darf nun auch die Glückwünsche der männlichen Gäste entgegennehmen.

Digitized by Google

Nachts um 3 Uhr wankten wir fast betäubt an die frische Luft, durch die uralte Straße zum Damaskustor vor die Mauern der Stadt. Über uns der Sternenhimmel in berückendem Glanz. Durch die fein durchbrochnen Zinnen der Stadtmauer am Tempelplatz im Westen leuchtete in den scharfen Umrissen der bleiche Glanz des eben über dem Ölberg aufgehenden Mondes. Die Stadt lag in geheimnisvollem Halbdunkel mit ihren großen und heiligen Erinnerungen. In matten Umrissen erhoben sich die runden Kuppeln der Kirchen und Synagogen und die schlanken Minarets der Moscheen. In unsern Sinnen vermischten sich die Erlebnisse dieser Nacht mit den Bildern aus den biblischen Gleichnissen von der königlichen Hochzeit und den zehn Jungfrauen: wie die Boten durch die Straßen der Stadt eilen zu den geladnen Vornehmen beim Einbruch der Nacht, wie in feierlichem Zug die Jungfrauen sich aufmachen mit brennenden Lampen, dem Bräutigam entgegen; müde vom Warten schlafen sie alle ein, bis zur Mitternacht ein Geschrei anhebt: Der Bräutigam kommt. Dann ziehn die, die bereit sind, mit dem Bräutigam ein zum Hochzeitsfest, und die Türen werden verschlossen. So reicht sich im Orient Vergangenheit und Gegenwart die Hand. Was unter dem Schutt der Jahrtausende vergraben und verborgen liegt von geschichtlicher Erinnerung, steigt an das Licht des Tages in den zähe festgehaltnen Sitten und Bräuchen des Volks, das noch heutigentags Freude und Schmerz, Liebe und Haß, Leben und Tod in das Gewand einer mehrtausendjährigen Vergangenheit kleidet.

Dresden Dr. Friedr. Jeremias

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Schweigend gingen sie den Weg entlang. Endlich rief er aus: Ich habe in dieser Zeit so viel Dummes gesagt und bin so ein Idiot gewesen, daß ich eigentlich bis zu Ende damit fortfahren sollte. Ich bin wirklich ganz unglücklich darüber, daß ich heute abend reisen muß!

Finden Sie, daß das so idiotisch ist?

Nein, ach nein, eigentlich nicht. Aber ich ärgere mich darüber, daß ich — daß ich Sie so geplagt habe — und Ihren Vater und namentlich Ihre Frau Mutter — diese ganze Zeit. Ich bin ja ein aufdringlicher Gesell gewesen! Aber ich bin nun einmal gleich so begeistert!

Ich finde, Sie brauchen es nicht zu bereuen, daß Sie sich für Vater begeistert haben!

Ich bereue das natürlich nicht, aber daß ich ihn geplagt habe —

Ach so viel Freude wie Vater an Ihnen gehabt hat! Er wird Sie vermissen, und das werde ich auch tun. Ich glaube, Sie meinen immer, was Sie sagen, Svend Bugge, Sie sind so viel für Vater gewesen in dieser Zeit und für mich auch, wenn Ihnen das nicht ganz gleichgiltig ist. Es ist mir, als habe ich

Digitized by Google

dies ganze Jahr geträumt. Und sei jetzt am Morgen erwacht, und nun ist es also nur ein Traum gewesen, wissen Sie! Aber wenn Sie zu uns heraus kamen, da war es, als wenn ich die Augen noch ein klein wenig wieder schlösse, um den Traum zurückzurufen.

Sie schwieg. Und er ging eine Weile unruhig neben ihr her. Sie waren nun an den ersten Häusern der Stadt angelangt.

Aber, sagte er endlich — wenn Sie das wirklich meinen, Fräulein Benny, warum sind Sie denn seit langer Zeit nicht mehr so lieb und so natürlich gegen mich gewesen wie im Anfang?

Bin ich das nicht gewesen?

Nein, seit der Nacht, als ich so ungeschickt war, diese dumme Äußerung über Ihre Mutter zu machen, und wo Sie zum Schluß so besonders lieb gegen mich waren, seitdem habe ich ja buchstäblich keine Gelegenheit mehr gehabt, mit Ihnen reden zu dürfen. Ich habe darüber nachgegrübelt, ob nicht am Ende mein böses Mundwerk Sie so bange gemacht habe, daß Sie mir auf die Dauer nicht mehr trauten. Aber das hätten Sie immer tun können. Und ich glaubte, ich hätte — Sie hätten — mich verstanden.

Ich habe Sie verstanden und habe an Sie geglaubt! Ich bin nicht im mindesten bange gewesen.

Aber warum haben Sie denn —?

Ich kann Ihnen nicht gut darauf antworten. Ich kann Sie nur bitten, mir zu glauben, daß ich nicht anders gegen Sie habe sein wollen — aber ich — ich bin wohl ein wenig ungeschickt — und vielleicht ist es auch nicht so ganz leicht für mich — so in verschiedner Beziehung.

Sie hielt plötzlich inne, Tränen erstickten ihre Stimme, sie wandte sich ab und trocknete die Augen.

Aber, Fräulein Benny!

Sie wandte sich wieder ganz nach ihm um und lächelte.

Kehren Sie sich nicht daran. Denken Sie nicht daran — es ist nur so dumm, ich glaube, ich bin nervös! Aber kommen Sie nun recht früh heute abend, und seien Sie gemütlich und heiter mit Vater, und glauben Sie nicht all das dumme Zeug, was Sie vorhin redeten, sondern nur, daß Vater Sie schrecklich gern hat, er und wir alle! Auf Wiedersehen! Hier muß ich hinein — zur Armenpflege!

Sie lief von ihm weg und in Pastor Kallands Haustür hinein.

Er stand noch eine Weile da und starrte die Tür an, dann schlenderte er weiter wie im Traume.

Auf einmal blieb er stehn und stieß den Stock energisch gegen das Pflaster. Hah! rief er laut und lächelte, und dann ging er plötzlich, so schnell er konnte, an die Straßenecke und links nach dem Schulberg und machte nicht eher Halt, als bis er in der Kellerstube des Pedellen stand.

Entschuldigen Sie, können Sie mir vielleicht sagen, ob die Konferenz da oben beendet ist?

Nein, sie ist noch im Gange.

Danke, und entschuldigen Sie! Ich warte nur auf einen der Herren.

Und dann wanderte er auf und nieder vor dem Schulportal, bis es sich schließlich öffnete, und Oberlehrer Hauk mit einer Reihe von andern Herren heraustrat. Er wartete, bis sich der Oberlehrer verabschiedet hatte.

Guten Tag, guten Tag, mein junger Freund! Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie auf mich gewartet haben!

Digitized by Google

Ja, ich war so frei.

Wie konnten Sie nur wissen, daß ich hier war?

Ich komme eben von Ihrer Frau Gemahlin.

Der Oberlehrer sah ihn hastig, ein wenig ängstlich an.

Ich war draußen, um Adieu zu sagen —

Nein nein nein, damit hat es keine Eile! Wir haben ja noch mehrere Tage.

Ich hatte beschlossen, mit dem Postdampfer heute abend zu reisen —

Aber warum denn nur eine solche Eile? Sie wollten ja doch erst Montag mit dem direkten Dampfer reisen?

Man kommt ja aber doch mit diesem schneller ans Ziel —

Aber mein lieber, lieber Freund, das überrascht mich schmerzlich!

Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Oberlehrer, aber —

Lassen Sie sich denn nicht noch überreden? Nein nein, das kommt mir zu plötzlich.

Ja — ich —

Nun ja! Nun ja, natürlich Sie müssen weg, an die Arbeit, an die Arbeit! Und ich will Sie nicht zurückhalten, lieber, lieber Herr Svend Bugge! Im Gegenteil ach, im Gegenteil, ich treibe Sie an zur Arbeit! Der Beruf harrt Ihrer, mein junger Freund, ach ja, der große herrliche Beruf, der, des bin ich gewiß, Ihnen beschieden ist!

Ja, da ist nur etwas, um das ich Sie bitten möchte, Herr Oberlehrer!

Nun ja, kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?

Es — es mag am Ende sonderbar klingen — ach, Herr Oberlehrer, würden Sie wohl die Güte haben, den Oberweg mit mir zu gehn! Es gehn dort so wenig Menschen, und —

Gern, gern!

Sie bogen in den Weg ein, und Svend Bugge wartete, bis sie das letzte, kleine Haus hinter sich gelassen hatten. Aber als er hier anfing sich zu räuspern und sich vorzubereiten, blieb der Oberlehrer stehn und legte ihm die Hand auf die Schulter: Lieber Freund, ist etwa die Reiseklasse nicht ganz in Ordnung — dann, ach! Ich bin ja selbst jung gewesen und habe mehr von der Not gekannt, als Sie jemals, mit Gottes Hilfe —

Svend Bugge lachte.

Nein, tausend Dank — ach nein, das ist es nicht! Aber der Direktor war ja gestern bei Ihnen, und wenn ich ihn recht verstanden habe, so hat ihm ein philosophischer Hilfslehrer abgeschrieben....

Ja, er hat plötzlich eine Stellung an einer Privatschule in der Hauptstadt angenommen — als zweiter Direktor.

Und dann redete er von der Anstellung einer stellvertretenden Kraft — für das laufende Schuljahr?

Ja, wir haben telegraphiert —

Lieber Herr Oberlehrer, könnten Sie mir nicht die Stelle verschaffen?

Ihnen? Sie wollten —?

Svend Bugge war ganz entsetzt über die Wirkung, die seine Frage hervorrief.

Der Oberlehrer wich drei Schritt zurück und starrte ihn mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen an.

Ich dachte, es wäre nicht zu unbescheiden, da ich ja nun doch einmal hier oben bin — und mein gutes Examen — und an Übung hat es mir in der Studentenzeit auch nicht gefehlt —

Nein nein nein! Gott bewahre Sie, junger Mann! Von allem, was Sie in Ihrer Jugend tun, von allem, was Sie im Augenblick versuchen und verlocken kann — ich beschwöre Sie von ganzer Seele — gerade das dürfen Sie nicht tun.

Digitized by Google

Aber —

Wie können Sie es wagen, auch nur einen Schritt von Ihrem Wege abzuweichen, der mehr als der eines jeden andern der Wissenschaft gehört! Mit so reichen Gaben und einem so schönen Anfang!

Aber das beabsichtige ich ja in keiner Weise —

Sie wissen nicht, wovon Sie reden, junger Mann! Sie ahnen nicht den Abgrund, dem Sie sich mit diesen törichten Worten nähern! Treten Sie erst aus Ihrer Bahn heraus — ja, werden Sie der Wissenschaft auch nur ein Jahr untreu — so kehren Sie nie wieder zu ihr zurück! Lieber sollten Sie hungern, bittere Not leiden bei der Ausübung ihrer Studien — nein nein nein, daß ich es erleben muß, dies aus Ihrem Munde zu hören!

Der Oberlehrer ging ein paar Schritte weiter; dort stand eine Bank am Wegesrande, und er setzte sich ganz ermattet darauf.

Sie sind doch nicht, was man — arm zu nennen pflegt, mein junger Freund! fragte er kläglich.

Nein, das bin ich nicht, das heißt, ich habe nichts, aber —

Wenn Not am Mann ist, so haben Sie ja Ihren Vater!

Ja, um das Geld ist es mir gar nicht zu tun.

Aber warum wollen Sie denn nur —? Warum? Warum? Der Oberlehrer schüttelte verzweifelt und ganz vernichtet den Kopf. Endlich sagte er sanft und fast mütterlich: Kommen Sie, setzen Sie sich hier her zu mir, mein Freund, ich muß ernsthaft über diese Sache mit Ihnen reden.

Svend Bugge setzte sich neben ihn, noch ganz benommen von dem sonderbaren Gebaren des alten Herrn. Der Oberlehrer saß eine Weile kopfschüttelnd da, die eine Hand mit den gespreizten Fingern fuchtelte in der Luft herum. Endlich legte er beide Hände auf seine Knie und begann vor sich hinstarrend: In aller Bescheidenheit, ja mit der denkbar größten Bescheidenheit möchte ich Ihnen erzählen, daß ich in meiner Jugend — ich war ja nicht so jung wie Sie, ich kam ja, wie Sie wissen, spät zum Studium vom Seminar aus, und nachdem ich schon mehrere Jahre unterrichtet hatte — aber in der Zeit, die ich meine Jugend nannte, das heißt, als ich meine Examina bestanden hatte und, so wie Sie jetzt, Kandidat war — da glaubte ich auch den Beruf eines Gelehrten in mir zu fühlen. In aller Bescheidenheit. Aber das war nur so ein Traum. Ich — ach, ich kann nicht daran denken, es sind so weit zurückliegende Dinge. Aber ich sah in der historischen Forschung den erhabnen Beruf meines Lebens. Ebenso wie Sie — wie Sie jetzt, mein lieber junger Freund! Und mir wurde die Aufmerksamkeit und die Gunst des vorzüglichsten Mannes zuteil — meines spätern Schwiegervaters, des Professors Julius Hage. Mit ihm ging ich nach Rom. Und dort wuchsen meinen Studien die Schwingen. Nun, lassen Sie mich nicht bei diesen alten und trübseligen Dingen verweilen. Aber in meiner Armut brach ich meine Studien ab, um eine Hilfslehrerstelle hier an dieser Stadt an der Schule zu übernehmen. Ich betrachtete es in dem Augenblick als ein unerhörtes Glück; auch mein Schwiegervater, der mir die Stellung verschaffte, sah nur ein Glück darin. Es erschien damals in unsern Augen so. Mein junger Freund! Ich bin dann nie wieder von hier fortgekommen! Ich erreichte das höchste Glück des Lebens, indem ich die Liebe der Tochter meines heißgeliebten Lehrers gewann; es wurde das Ziel meines Lebens, der Frau, die ich liebte, ein sorgenloses Leben zu bieten. Und durch den Einfluß meines vorzüglichen Schwiegervaters wurde ich zuerst fest angestellter Lehrer an dieser Schule und dann Oberlehrer. Ich klage nicht hierüber. Es würde auch sehr undankbar und töricht sein. Aber die Wissenschaft, von der nahm ich für immer Abschied an dem Tage, als ich sie zeitweilig verließ — ach! zeit-

Digitized by Google

weilig! um meinen Lebensunterhalt zu finden. Ich bemühte mich um Stipendien, die wärmste Fürsprache meines Schwiegervaters unterstützte mich. Alles vergeblich! Wer sich selbst draußen hinstellt, der bleibt draußen. Stets war da ein andrer, der berechtigtere Ansprüche hatte. Mein Schwiegervater tat, was er konnte, aber jedesmal mußte er mir mitteilen, daß man mir einen andern vorgezogen habe. Ja, ach ja, das liegt alles weit hinter mir. Aber nun wissen Sie, warum ich Ihnen zurufen muß, daß Sie dies nicht tun dürfen! Um des Himmels willen! Alles — nur dies nicht!

Der alte Mann sank in sich zusammen und stützte den Kopf in die Hand.

Svend Bugge saß still und tief ergriffen da.

Aber, Herr Oberlehrer, sagte er endlich vorsichtig — die Sachen liegen nicht ganz so für mich, wie sie für Sie lagen. Ich bin glücklicher gestellt, als Sie es waren. Ich sage das in diesem Augenblick mit einem demütigen Verständnis wie nie zuvor. Ja, von all dem unendlich vielen, was ich Ihnen zu verdanken habe, ist diese Erkenntnis meines Glücks vielleicht das größte und beste. Ich habe meinen Vater, der mir helfen wird, solange ich mich nur einigermaßen manierlich betrage, einen so guten und klugen und hochherzigen Vater! Und dann, glaube ich, Sie müssen es mir nicht übelnehmen, wenn ich mich irre, ich habe nicht die Absicht, etwas überlegnes und eingebildetes zu sagen, aber ich glaube, wir denken jetzt anders, wir Jungen, als Sie es in Ihrer Jugend taten. Ja, das glaube ich. Ich glaube, wir sind trotziger. Vielleicht auch unbescheidner und unbotmäßiger! Aber das will ich Ihnen doch sagen, daß mich keine Macht der Welt auf meinem wissenschaftlichen Wege hemmen soll! Und Sie müssen wissen, daß ich schon einen harten Kampf dafür gekämpft habe. Schon auf der Schule fing das an, sehn Sie. Und alle die Jahre lang war es eine ausgemachte Sache für mich, daß ich diesen Weg zu gehn hatte. Und der Vater und alle andern meinten ja, daß ich mich nur an die gerade Landstraße zu halten habe, mein Examen machen, als Lehrer anfangen und bescheiden sein solle. Aber bisher habe ich meinen Krieg durchgeführt, und ehe sie mir den Kopf abschlagen, ergebe ich mich nicht!

Der Oberlehrer lächelte und streichelte ihm die Hand.

Aber was wollen Sie denn hier?

Ich will lernen!

Was lernen Sie hier! Ein Gelehrter!

Ich muß Sie schon wieder bitten, nicht böse zu werden oder zu glauben, daß ich mich einschmeicheln will oder dergleichen. Aber ich bin niemals einem Manne begegnet, von dem ich so viel lernen zu können glaube wie von Ihnen, Herr Oberlehrer. Ich habe nun alle unsre Professoren und gelehrten Herren gehört. Aber Sie haben mir in diesen drei, vier Wochen mehr gegeben als alle die andern zusammen. Nicht gerade an positiven Kenntnissen, aber an — Geist! Ich finde kein besseres Wort dafür. Denn es ist vom Übel, so etwas auszusprechen.

Lieber junger Freund, Sie sind ein Enthusiast. Wenn Sie mich so hoch einschätzen, so bin nicht ich es, der das Verdienst hat, sondern Sie. Wenn Sie meinetwegen ein ganzes langes Jahr hier in dieser kleinen Stadt bleiben wollen, da muß ich Sie doch sehr eindringlich bitten, mich alten Mann nicht mit einer solchen Verantwortung zu beschweren!

Ich meine nichts weiter, als daß da noch eine Menge in Ihrer Bibliothek steht, was ich nicht gelesen habe, und daß ich, wenn ich noch eine Weile mit Ihnen zusammensein dürfte, Herr Oberlehrer, wenn ich hin und wieder einmal mit Ihnen über das, was ich gelesen habe, reden dürfte, daß ich da mehr als genug in den beiden Semestern lernen würde. Mein wunder Punkt ist gerade das klassische Altertum — was hilft uns das Mittelalter ohne das!

Digitized by Google

Darin stimme ich ganz und gar nicht mit Ihnen überein! sagte der Oberlehrer plötzlich erregt. Ganz und gar nicht! Ich meine im Gegenteil, daß ein Mann des Mittelalters einen eisernen Vorhang vor seinen Kenntnissen des Klassizismus herabrollen sollte. Wollen Sie das Mittelalter deuten, so müssen Sie sich selbst zum Barbaren machen —

Aber ich muß ja weiter vorwärts, bis in die Renaissance hinein!

Unsinn! Renaissance — ja, wenn Sie erst bis dahin gelangt sind, dann können Sie sich an die Klassizität heranmachen und sie entdecken — so wie sie damals entdeckt wurde — genau so wie Amerika!

Die Hauptsache für mich ist übrigens eigentlich ganz einfach, ein wenig Übung in der Pädagogik zu erlangen. Ich habe Lust zum Unterrichten. Ich glaube auch, daß es unsre Kenntnisse konsolidiert, einem Einfachheit verleiht, eine Übersicht, einen Sinn für das Hauptsächliche —

Hier! Ach, hier ist ja keine Rede von Pädagogik! Hier gibt es keinen Hintergrund dafür, wissen Sie. Keine Heimat, keine Tradition, keinen Respekt! Eine ewige Sorge wegen der Examenansprüche, weiter nichts. Sie sind ein Enthusiast und sehn dies alles im freundlichsten Lichte. Und Sie haben Sommer und Frohsinn kennen gelernt in diesen Wochen. Aber, junger Mann, es kommt jetzt eine Zeit, wo unser armseliger Sommer in die Brüche geht, wo Boreas die Herrschaft führt — ach nein! nein nein, was wollen Sie nur hier!

Ist es Ihre Absicht, Herr Oberlehrer, schlankweg nein zu meiner Bitte zu sagen?

Ich sage nicht nein. Ich stehe Sie nur an, dies nicht zu tun! Sie haben mich durch Ihre Persönlichkeit mehr erfreut, als ich es sagen kann; ja, ich fühle für Sie wie für einen Sohn.

Ist das wahr, Herr Oberlehrer?

Ja, es ist Wahrheit, mein lieber junger Freund! Der Oberlehrer ergriff seine Hand und schüttelte sie. Und als Ihr väterlicher Freund rede ich jetzt zu Ihnen. Schlagen Sie sich diesen Gedanken aus dem Sinn, und reisen Sie dahin, wo Sie sich ungestört in die Studien versenken können, und wo Sie sich in jeder Hinsicht heimisch fühlen können mit dem Besten und Tiefsten in Ihrer jungen Seele. Hören Sie auf den Rat eines alten Mannes, und lassen Sie sich wenigstens meine Erfahrung zum Guten dienen! Die Wissenschaft ist ein gestrenger Herr. Sie fordert ihren Diener ganz für sich. Und wehe dem, der sie im Stich läßt!

Svend Bugge saß ernsthaft da und sah dem Oberlehrer in die Augen. Dieser behielt noch eine Weile die Hand des jungen Mannes in der seinen.

Da erhob sich Send Bugge. Er sah über den Sund hinaus und wandte sich dann langsam dem Oberlehrer wieder zu, der noch immer auf der Bank saß und ihn bekümmert ansah: Die Sache ist nämlich die, Herr Oberlehrer, daß ich mich so grenzenlos in Ihre wunderbare Tochter verliebt habe! Ich — ich liebe sie, Herr Oberlehrer!

Oberlehrer Hauk stand jetzt auf. Seine Augen strahlten vor Zärtlichkeit, er legte beide Hände auf Svend Bugges Schultern. Nein, mein Gott! Mein lieber junger Freund!

Svend Bugge senkte den Kopf und sagte leise: Ich kann nicht von ihr wegreisen, Herr Oberlehrer!

Haben Sie mit der kleinen Benny gesprochen?

Ach nein, das wage ich nicht.

Plötzlich nahm der Oberlehrer die Hände von seinen Schultern und wich entsetzt zurück.

Digitized by Google

Nein nein nein, das ist ja ganz unmöglich!

Svend Bugge sah fragend auf.

Ja, denn Benny — wir — das heißt, meine Frau — nein nein nein, das müssen Sie sich aus dem Sinne schlagen, mein lieber junger Freund! Reisen Sie nur! Lassen Sie sich hier nicht festhalten, es wird für Sie ja nur ein Unglück!

Aber warum denn?

Es ist mit Benny anders bestimmt.

Ist sie, ist sie — mit einem andern verlobt?

Nein nein, nicht so. Aber sehn Sie, meine Frau — da ist ein Freund unsers Hauses — der...

Ach, Herr Oberlehrer, Sie müssen offen mit mir reden!

Da Sie mir so offen und schön Ihr Vertrauen geschenkt haben, mein junger Freund, so will ich Ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten. Unser lieber Pastor Kalland hat seine Gefühle für Benny — ihrer Mutter, meiner Frau anvertraut — ja, wir glauben uns dem nicht entgegenstellen zu dürfen —

Hat Pastor Kalland um Benny angehalten?

Nein nein nein, er hat sich nur meiner Frau anvertraut. Benny ist ja noch so jung, man muß noch warten —

Svend Bugge stand einen Augenblick regungslos da, dann warf er den Kopf in den Nacken: Verhelfen Sie mir zu der Anstellung an der Schule, Herr Oberlehrer! Der Wissenschaft wegen bin ich unbesorgt. Und vor Pastor Kalland bin ich auch nicht bange!

Der Oberlehrer fing an, sinnend auf und nieder zu gehn.

Halten Sie es für unmöglich, daß ich die Stellung bekommen würde?

Nein, mein lieber Freund, da dies nun einmal Ihr Wille ist, und ich Sie keineswegs daran hindern kann — ja, da kann ich Ihnen ja sagen, daß sich der Direktor gestern bei mir nach Ihnen erkundigt hat. Aber ich sagte, Sie wollten abreisen —

Und der Herr Direktor hat telegraphiert — ach, Herr Oberlehrer, haben Sie die große Güte, und gehn Sie gleich mit mir nach der Schule zurück, zum Direktor!

Der Oberlehrer sah nach der Uhr.

Bei meiner Frau ist es gewiß schon Mittagszeit —

Aber dann telephonieren Sie dem Herrn Direktor gleich von Ihrem Hause aus —

Nein nein nein, was denken Sie nur! Das Telephon ist in unsrer Eßstube — und ja, dies sind ja vertrauliche Sachen, meine ich ...

In Svend Bugges Augen blitzte es schelmisch auf. Er blieb stehn und legte die Hand flehend auf den Arm des Oberlehrers: Dann kommen Sie und telephonieren Sie von des Direktors Zimmer aus, daß Sie heute ein wenig später zum Essen kommen würden!

Der Oberlehrer stand da und sah unruhig vor sich hin.

Wenn ich nun doch so hübsch bitte, Herr Oberlehrer!

Jetzt lächelte der Oberlehrer.

Sie sind ein gefährlicher Bursche, sagte er. Und damit wandten sie sich beide der Stadt zu.

* * *

Aber, liebe Juliane, warum habt ihr denn nicht gegessen? Es war doch ganz überflüssig, auf mich zu warten!

Lieber Hauk, du weißt doch, daß ich die Mahlzeiten heilig halte. Für mich hat es ja nichts zu sagen, aber der arme Julius —

Digitized by Google

Der hätte doch ruhig essen können, nicht wahr!

Die Mittagsmahlzeit ist der Mittelpunkt des häuslichen Zusammenlebens, Hauk. Das habe ich nie außer acht gelassen, namentlich der Kinder wegen. Hier versammeln sie sich mit uns, und von hier aus nehmen sie ihre schönsten Eindrücke mit ins Leben hinaus, wenn sie einstmals, wie es Gottes Wille mit uns Menschen ist, ihr Heim verlassen sollen. Ach ja, der Tag kommt früh genug, wo wir hier allein sitzen, ach ja!

Ein vorzüglicher Dorsch, du, Juliane, ganz vorzüglich!

Du weißt, Fisch kann es gar nicht vertragen, wenn er stehn muß —

Weißt du, es war sehr wichtig, die Sache heute zu erledigen. Es war ja eine schlimme Geschichte für den Direktor, dieses plötzliche —

Du hast doch wohl nicht zu viele Stunden übernommen, Hauk! Bedenke, wir müssen haushalten mit unsern Kräften, der Kinder wegen!

Ich habe gar keine Stunden übernommen, du!

Ach, hat es sich so geregelt! sagte Benny ermunternd.

Ja, die Sache hat einen ganz unerwarteten Ausgang genommen. Unser Freund Svend Bugge hat die Stelle des Hilfslehrers Velo vertretungsweise übernommen. Das heißt, er wird sie erhalten —

Herr Bugge? Aber — er wollte ja heute abend abreisen ...

Ja, Juliane, aber nun wird er heute abend nicht reisen.

Ich wundre mich sehr über den Direktor!

Aber warum denn nur?

Diesen ganz jungen und doch sehr unfertigen Menschen anzustellen!

Er ist ja, wie du weißt, ein ungewöhnlich tüchtiger Mensch.

Du bist so kurzsichtig, Hauk! Für mich ist die Hauptsache der rein persönliche Einfluß eines Lehrers auf die Jugend. Und da will es mir scheinen, als ob der Direktor eine große Unvorsichtigkeit beginge, indem er diesen ihm völlig unbekannten Menschen in einem so wichtigen Fach anstellt.

Svend Bugge ist uns doch kein völlig unbekannter Mensch, Juliane —

Ach nein, ich kann mir denken, daß du ihn empfohlen hast.

Ich hatte doch keinen Grund, ihm entgegenzuarbeiten —

Es will mir scheinen, als wenn du hier eine recht große Verantwortung auf dich geladen hättest, Hauk. Der junge Herr Bugge flößt mir nicht das Vertrauen und den Respekt ein, die ich als Mutter für den Erzieher meines Kindes beanspruchen muß.

Aber liebe Juliane, denke doch nur an den guten Velo!

Es ist unrecht von dir, herabsetzend von Herrn Velo zu sprechen, der eine ganze Reihe von Jahren seine Pflicht getan und an deiner Seite gearbeitet hat.

Der Rest der Mahlzeit wurde schweigend eingenommen. — —

Als Svend Bugge am Abend kam, war Frau Hauk zu Bett gegangen. Ihr war nicht wohl.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 12. Oktober 1908

(Die Orientkrisis.)

Wieder einmal hat sich auf der Balkanhalbinsel ein Gewitter zusammengezogen. Durch die Erklärung des Fürsten Ferdinand, die die Erhebung Bulgariens zu einem unabhängigen Königreich verkündete, und durch die gleichzeitige Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Österreich-Ungarn ist eine sehr verwickelte Lage geschaffen worden, die manches Bedrohliche enthält und uns jeden Augenblick Überraschungen bereiten kann. Wir stehn in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch in dem ersten Entwicklungsstadium der Dinge. Alles ist noch in dem Zustande der Erregung, in dem alles für möglich gehalten wird, und wo sich die verschiednen Stimmungen und Auffassungen wirr durchkreuzen. Versuchen wir in Ruhe festzustellen, was sich aus der Fülle der Meldungen als Tatsache herausschälen läßt.

Nach den Umwälzungen in der Türkei hatten die Großmächte bekanntlich im allgemeinen den Grundsatz aufgestellt, man müsse jetzt der Pforte Zeit lassen, sich auf der Grundlage verfassungsmäßiger Zustände neu zu organisieren, und dürfe sie nicht mit Reformplänen und fortgesetzten Einmischungen bedrängen. Dieser Entschluß war, wie vielleicht festzustellen notwendig ist, nicht der Ausdruck eines besondern Edelmuts oder freundlicher Zuvorkommenheit gegen die Türkei, sondern die Forderung des Augenblicks, die sich den Mächten durch ihr eignes Interesse aufdrängte. England und Rußland brauchten einen anständigen Vorwand, um sich von den Revaler Verabredungen, die unausführbar geworden waren, zurückzuziehn; Frankreich mußte dasselbe tun, schon um seinen Freunden nicht ohne Not Verlegenheiten zu bereiten. Für Italien ergab sich zur Wahrnehmung seiner Balkaninteressen gleichfalls als bester Weg eine Politik des Abwartens, und Deutschland verharrte nur bei den bewährten Grundsätzen seiner Orientpolitik, wenn es die Türkei in dem Bestreben, selbst und freiwillig den Weg der Reformen zu betreten, auch weiter moralisch unterstützte. Blieb noch Österreich-Ungarn, das sich einstweilen diesem Zusammenhalt der Mächte nicht entziehn konnte, aber doch besondre Erwägungen anstellen mußte.

Denn sobald die Türkei ein Verfassungsstaat geworden war, mußte auch die Frage auftauchen, was aus den von Österreich-Ungarn besetzten Provinzen Bosnien und Herzegowina werden sollte. Als Bestandteile des osmanischen Reichs hatten sie einen Anspruch auf Teilnahme an verfassungsmäßigen Rechten; wie aber sollte das gemacht werden, wenn die Macht, die diese Rechte kraft ihrer Souveränität zu verleihen hatte, eine andre war als die, in deren Hand die Verwaltung des Landes und die Handhabung der Gesetze lag? Diese Frage mußte die ganze Unhaltbarkeit des bestehenden staatsrechtlichen Verhältnisses offenbar machen. Und aus der Erkenntnis dieser Unhaltbarkeit, die sich bisher nur deshalb verdecken ließ, weil der verfassungslose Zustand gestattete, die staatsrechtliche Seite der Verwaltungstätigkeit einfach auszuschalten, ergaben sich nur zwei Wege, um die Zukunft der Provinzen sicherzustellen, entweder die Rückgabe an die Türkei, oder die völlige Annexion durch Österreich-Ungarn. Man könnte vielleicht sagen, daß ein dritter Weg vorhanden war, nämlich die Beibehaltung des bisherigen Zustandes trotz aller Bedenken. Aber es kam ein Moment hinzu, das diesen Weg für Österreich-Ungarn ungangbar machte, und das war die großserbische Agitation. Seit langer Zeit verfolgt die serbische Politik die Richtung, die frühere Anlehnung an das große benachbarte Donaureich aufzugeben, sich in den Handelsbeziehungen mehr und mehr von Österreich-Ungarn zu emanzipieren und das dazu nötige stärkere Gewicht einmal in der Ver-

Digitized by Google

ständigung mit der früher eifersüchtig und mißtrauisch beobachteten südslawischen Schwesternation der Bulgaren, sodann in der Unterstützung und Pflege des Großserbentums, der nationalen Bestrebungen, die auf den politischen Zusammenschluß der ganzen serbischen Bevölkerung der Balkanhalbinsel hinauslaufen. Nun hat die mazedonische Frage dafür gesorgt, daß der alte Gegensatz zwischen Serben und Bulgaren erhalten geblieben ist. Um so mehr setzte Serbien seine Hoffnungen auf eine Entwicklung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, die die Provinzen Bosnien und Herzegowina — beide bekanntlich von Serben bewohnt — einmal zum Anschluß an das serbische Königreich veranlassen könnte. Von Belgrad aus wurde der Gedanke der nationalen Zusammengehörigkeit der von Österreich-Ungarn okkupierten Provinzen mit Serbien eifrig geschürt. Von dort gingen auch die ersten Erörterungen aus über die politische Rechtlosigkeit der Bevölkerung jener Provinzen, die, obwohl zur Türkei gehörend, an den neuerworbnen Rechten der türkischen Untertanen nicht teilnehmen konnten, also schlimmer daran seien als alle ihre Nachbarn, ja als jedes andre Volk in Europa.

Die Erfahrungen mit der serbischen Agitation mochten wohl für Österreich-Ungarn entscheidend sein, um der Sache die Spitze abzubrechen und in den staatsrechtlichen Verhältnissen der seit dreißig Jahren verwalteten türkischen Provinzen Klarheit zu schaffen. Von den beiden vorhin erwähnten Auswegen konnte der eine, die Rückgabe der Provinzen an die Türkei, nicht in Frage kommen. Nach allen den Aufwendungen, die für dieses Gebiet gemacht worden waren, und nach den erreichten Erfolgen, an denen die Türkei auch nicht das geringste Verdienst, ja nicht einmal überhaupt einen Anteil gehabt hatte, wäre die Weggabe, für die die Türkei auch keinerlei Kompensation hätte bieten können, eine politische Ungeheuerlichkeit gewesen. Die Türkei wäre überdies gar nicht imstande gewesen, das Land zu halten. Eine einfache Angliederung an den türkischen Staatskörper war nach dreißigjähriger Verwaltung durch einen christlichen Staat unmöglich; die Provinzen hätten mindestens Autonomie erhalten müssen. Daß dies aber nur ein Übergangsstadium für den Anschluß an Serbien gewesen wäre, liegt auf der Hand. Der Entschluß Österreich-Ungarns, unter solchen Verhältnissen die Annexion der besetzten Provinzen ins Auge zu fassen, war nur zu natürlich und naheliegend.

Indessen ein kühner und bedenklicher Schritt blieb diese Annexion trotz alledem, und zwar deshalb, weil die staatsrechtliche Stellung Österreich-Ungarns in Bosnien und der Herzegowina auf einer internationalen Abmachung beruhte, an der sämtliche europäische Großmächte beteiligt waren, und auf der nicht nur diese Frage, sondern die Regelung der gesamten politischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel beruhte. Eine Zerreißung des Berliner Vertrages von 1878 in einem Punkte bedeutete die Störung einer Rechtsordnung, die durch den Ausgleich unzähliger widerstreitender Interessen aller europäischen Mächte mit unsäglicher Mühe hergestellt worden war.

Österreich-Ungarn konnte freilich den auf die bosnische Frage bezüglichen Bestimmungen des Berliner Vertrages leicht eine Deutung zu seinen Gunsten geben. Der Artikel 25 dieses Vertrages räumte Österreich-Ungarn das Recht der Besetzung und Verwaltung der Provinzen ein, ohne das Fortbestehn der Rechte des Sultans ausdrücklich zu betonen, noch das neue Verhältnis irgendwie in seiner Dauer zu beschränken. Die Mächte, die damals auf dem Berliner Kongreß ihre Zustimmung zu diesem Artikel gaben, mußten sich der Unhaltbarkeit und Lückenhaftigkeit der geschaffnen Rechtslage bewußt sein. Und das waren sie auch in der Tat. Wenn man einem Staat ohne irgendwelche Beschränkung der Zeitdauer — nicht einmal die sonst zur Verschleierung einer Abtretung üblichen langfristigen

Digitized by Google

Vorbehalte wurden gemacht! — unbeschränkte Vollmacht gibt, in einem Gebiet alle wesentlichen Regierungsrechte auszuüben, ohne die Fortdauer und Ausdehnung der Souveränitätsrechte des bisherigen Herrschers auch nur mit einem Worte zu sichern und zu umschreiben, so bedeutet das nichts andres als die tatsächliche Zustimmung zu einem Besitzwechsel, der nur aus irgendwelchen Gründen nicht förmlich eingestanden werden soll. Die Vorgeschichte der vor dreißig Jahren beendeten Orientkrisis und die Verhandlungen des Berliner Kongresses, die dem Abschluß des Vertrages vorausgingen, müssen diese Auffassung bestätigen. Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina war schon damals nach der Auffassung aller Beteiligten, mit Ausnahme der Türkei und der sich in nationalistischen Hoffnungen bewegenden Serben, eine wirkliche Besitzergreifung. Die Fiktion einer türkischen Herrschaft wurde nur durch einige Ehrenrechte des Sultans aufrechterhalten, um deren Bestimmung sich der Berliner Kongreß gar nicht gekümmert hat. Sie wurden vielmehr zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei durch einen besondern Vertrag vereinbart, der auch die Einzelheiten über die Ausführung der im Sandschak Novibazar Österreich-Ungarn eingeräumten Rechte enthält. Dieser Vertrag ist am 21. April 1879 abgeschlossen worden. Österreich-Ungarn glaubte unter diesen Umständen seine Pläne am besten auf dem Wege ausführen zu können, daß es diesen Sondervertrag mit der Türkei kündigte, auf die darin festgesetzten militärischen Rechte auf die Mitbesetzung des Sandschaks Novibazar völlig verzichtete und so der Türkei eine Kompensation bot, für die eben die volle Souveränität in Bosnien und der Herzegowina in Anspruch genommen wurde. Gegen diese Regelung hätte wohl keine der Signatarmächte des Berliner Vertrages ernstlich etwas einwenden können, wenn nicht besondre, in der gegenwärtigen politischen Gesamtlage begründete Umstände dagegen sprachen. Österreich-Ungarn mußte allerdings damit rechnen, daß ein solcher energischer Schritt, um aus der Neuordnung der türkischen Verhältnisse irgendwelche bestimmte Konsequenzen zu ziehen, Rußland und England, die ihre eignen Pläne infolge dieser Neuordnung hatten fallen lassen müssen, empfindlich berühren würde. Aber schließlich erschienen diese und andre Bedenken den Wiener Staatsleitern nicht unüberwindlich. Da entstand nun eine Schwierigkeit ganz andrer Art durch das Vorgehn Bulgariens.

Daß der junge bulgarische Staat seit langer Zeit auf eine Gelegenheit wartete, seine Erhebung zu einem unabhängigen Königreich zu erlangen, darüber war sich wohl niemand im unklaren. Die Verhältnisse hatten sich im Laufe der Jahre so entwickelt, daß Bulgarien, abgesehen von einigen Formalitäten, tatsächlich von allen Mächten als unabhängiger Staat behandelt wurde. Als Fürst Ferdinand mit seiner Gemahlin seinen offiziellen Besuch ansagte, um den greisen Herrscher Österreich-Ungarns in seinem Jubiläumsjahr zu begrüßen, sahen die Wächter des diplomatischen Brauchs und der Hofetikette in der Umgebung Kaiser Franz Josephs keine Veranlassung, den bulgarischen Fürsten als „türkischen Vasallen“ zu empfangen. Sein fürstlicher Rang und die europäische Stellung seines Hauses sowie das politische Interesse Österreich-Ungarns, das schon um der Haltung Serbiens willen ein freundliches Verhältnis zu Bulgarien forderte, sicherten dem Fürsten Ferdinand in Budapest einen Empfang, der an das Tributärverhältnis zur Türkei keine Erinnerung aufkommen ließ.

Auf bulgarischer Seite war man sich darüber klar, daß die Umwälzung in der Türkei allen den Elementen, die einer Loslösung Bulgariens den stärksten Widerstand leisten würden, besondres Gewicht gegeben hatte, ja daß überhaupt eine Erstarkung des osmanischen Nationalgefühls und eine Kräftigung des ganzen Staatswesens zu erwarten war. Wenn also etwas zur Förderung der bulgarischen Pläne

Digitized by Google

geschehen sollte, so mußte es bald geschehen und jede günstige Gelegenheit ergriffen werden. In Konstantinopel wurde nun der Fehler begangen, eben jetzt den bulgarischen Wünschen entgegenzukommen, indem man durch das türkische Selbstgefühl die Bulgaren reizte. Man verweigerte dem bulgarischen Vertreter Geschow einen Platz unter den Diplomaten der fremden Mächte. Die dadurch geschaffne Konfliktstimmung beschloß die bulgarische Regierung durch einen kühnen Schritt auszunutzen, der wohl als Versuchsballon für die geplante Unabhängigkeitserklärung gedacht war. Am 23. September, an demselben Tage, wo Fürst Ferdinand und Kaiser Franz Joseph in Budapest herzliche Trinksprüche austauschten, besetzte die bulgarische Regierung die unter türkischer Verwaltung stehende ostrumelische Strecke der Orientbahnen militärisch und belegte sie mit Beschlag. Den Anlaß dazu bot der auf der Bahnstrecke ausgebrochne Streik. Die Wirkung dieses Streichs, der natürlich bei allen Mächten Mißbilligung hervorrief, zeigte doch den Bulgaren deutlich, daß sie ein schnelles und energisches Einschreiten weder von den europäischen Großmächten noch von der Türkei zu befürchten hatten. Am peinlichsten berührt durch den bulgarisch-türkischen Konflikt mußte sich Österreich-Ungarn fühlen, das wohl gehofft hatte, sich mit der Türkei verhältnismäßig glatt über Bosnien und die Herzegowina zu verständigen, und nun sah, daß die Lage durch die gleichzeitige Unternehmungslust der Bulgaren verwickelter wurde. Mußten doch nun vor der Welt Österreich-Ungarn und Bulgarien als zwei im Einverständnis handelnde Angreifer gegen die Türkei erscheinen. Fürst Ferdinand mochte wohl in Budapest durchschaut haben, daß die keck zugreifende Politik Bulgariens gegenüber der Türkei in der Eisenbahnfrage bei den österreichisch-ungarischen Staatsmännern eine Verlegenheit erzeugt hatte, die durch das Zusammentreffen des bulgarischen Gewaltstreichs mit dem ehrenvollen Empfang des Fürsten durch Kaiser Franz Joseph allein nicht erklärt wurde. Auf diesem Wege scheint er wohl hinter das Geheimnis der Pläne hinsichtlich Bosniens gekommen zu sein. Jedenfalls wurde nun der Entschluß gefaßt, die Unabhängigkeitserklärung mit aller Beschleunigung auszuführen, denn jetzt oder nie war der Augenblick gekommen. Noch ehe Österreich-Ungarn mit seiner Erklärung über die Annexion der besetzten türkischen Provinzen hervortrat, war Fürst Ferdinand nach Tirnowa geeilt und verblüffte die Welt durch die Kundgebung, daß er sich zum Zaren des unabhängigen Königreichs Bulgarien erklärt habe.

Die Entschlossenheit und Klugheit, mit der Fürst Ferdinand den Augenblick erfaßte, wo Österreich-Ungarn im Begriffe stand, die Vorteile der Lage einzuheimsen, verdient gewiß vom Standpunkt der Interessen, die er zu vertreten hatte, alle Bewunderung, aber sie hat im ganzen auch die Lage gefährlicher und verwickelter gemacht. Die Türkei hat bis jetzt eine ruhige und maßvolle Haltung bewahrt, obwohl es nicht an Versuchen gefehlt hat, das osmanische Nationalbewußtsein und den religiösen Fanatismus aufzustacheln. Vor allem gibt es natürlich alttürkische Kreise, die jetzt den Augenblick gekommen glauben, zu beweisen, daß auch die Jungtürken nicht imstande sind, den Staat vor Demütigungen zu bewahren. Aber die Mehrzahl der türkischen Staatsmänner, die die Lage zu beurteilen imstande sind, weiß sehr wohl, daß ein Krieg auch im günstigsten Falle der Türkei nicht die Genugtuung bringen würde, die sie erwarten müßte, wenn sie den Gesichtspunkt der verletzten Nationalehre in den Vordergrund stellte. Wenn es aber einen Zeitpunkt gibt, wo die Türkei diesen Gesichtspunkt noch am ersten zurückstellen kann, so ist es der jetzige. Die Kränkung, die die Türkei jetzt empfangen hat, ist gewissermaßen der Abschluß der Rechnung, die noch das alte Regime aufgemacht hat. Niemand kann die neuen Männer dafür verantwortlich machen,

Digitized by Google

und vielleicht wäre — ein Kenner wie General von der Goltz hat diese Meinung ausgesprochen — Bulgarien weniger eilig vorgegangen, wenn es sich nicht hätte sagen müssen, daß künftig ein solcher Schritt gefährlicher werden würde, wenn sich die neuen Verhältnisse in der Türkei befestigt haben. Die Aufgabe dieser neuen Ordnung kann es nicht sein, für die Folgen früher begangner Sünden Genugtuung in kriegerischen Abenteuern zu suchen, sondern vielmehr für die innere Kräftigung des Staatswesens zu sorgen. Österreich-Ungarn bietet für das schattenhafte Recht, das es der Türkei entrissen hat, reale Vorteile, die für die Wiederherstellung der Autorität der osmanischen Regierung in ihrem eignen Gebiete von großem Wert sind. Hier wird also eine Verständigung leicht möglich sein. Schwieriger ist es mit Bulgarien, denn hier bleibt eine offenbare Verletzung des Berliner Vertrages zu sühnen, für die der Türkei keinerlei Entschädigungen geboten worden sind. Jedenfalls aber müssen die Signatarmächte des Berliner Vertrages ihr Wort dazu sprechen, und dazu werden jetzt unter zunehmender Beruhigung der anfänglichen Erregung die Vorbereitungen getroffen.

Am stärksten war die englische Presse über das scheinbar gemeinschaftliche Vorgehn Österreich-Ungarns und Bulgariens in Harnisch geraten. Gegen Österreich wurde eine überaus heftige Sprache geführt. Auch in Rußland regte sich vor allem der Ärger über Erfolge andrer Mächte in der Balkanpolitik, in der Rußland von seinem früher erträumten Ziel weit abgedrängt zu sein schien. Und endlich war die französische Presse das getreue Echo der englischen und russischen, wie das wohl zurzeit niemand anders erwarten wird. Dabei vergaß die Presse der zu einem neuen Dreibund erweiterten Entente cordiale nicht, die Erwartung auszusprechen, daß auch Italien der gleichen Meinung sei wie sie. Daraus ergab sich die weitere Folgerung, daß Österreich-Ungarn und sein getreuer Bundesgenosse Deutschland nun wirklich „isoliert“ seien. Besonders freute man sich, daß Deutschland nun die türkische Freundschaft verscherzt habe. Mit den gegen Österreich-Ungarn gerichteten Demonstrationen einer erregten Volksmenge in Konstantinopel vereinigten sich auch deutschfeindliche Kundgebungen, was dort kein Kunststück ist, wenn die geeigneten Drahtzieher auf dem Posten sind, um „die öffentliche Meinung“ zu leiten. England hatte ja nach langen Irrungen wieder sein türkenfreundliches Herz entdeckt und stellte sich den Türken als der einzige Hort des Rechts in Europa vor; wer konnte da widerstehn? Zugleich schäumte in Belgrad die sittliche Entrüstung der in ihren Hoffnungen auf Bosnien getäuschten Serben gegen Österreich-Ungarn auf, und man übte sich einige Tage lang in allerlei Heldenposen. Lärm genug wurde also gemacht; was sollte nun weiter werden? Würden einmal wieder hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen?

Da zeigte sich nun, daß die, die es am nächsten anging, ganz ihren kühlen Kopf behielten. Die Pforte protestierte scharf und entschieden gegen das Geschehene, aber faßte keine übereilten Entschlüsse, sondern rief die Entscheidung der Signatarmächte des Berliner Vertrags an. Auch Bulgarien hielt sich maßvoll und betonte seine friedlichen Absichten, wenn man ihm nur seine Unabhängigkeit lasse, die doch den tatsächlichen Verhältnissen entspreche.

Nun kommen auch in den europäischen Staaten die verantwortlichen Staatsmänner zum Wort. Da stellte sich heraus, daß zwar alle ziemlich übereinstimmend die Eigenmächtigkeit bedauerten, mit der die internationalen Verträge behandelt worden waren, und alle das Bedenkliche dieser Nichtachtung empfanden, aber zugleich auch zugaben, daß der der Türkei zugefügte tatsächliche Verlust an Rechten äußerst geringfügig sei. Italien sprach sich zunächst so entgegenkommend über die österreichischen Wünsche und so überaus dreibundfreundlich aus, daß in diesem Punkte

Digitized by Google

die Erwartungen der englischen und französischen Presse schon durchlöchert schienen. Aber auch die Äußerungen von Sir Edward Grey und dem Premierminister Asquith stachen in ihrer maßvollen Besonnenheit bedeutend von der leidenschaftlichen Erregung ihrer Presse ab. Deutschland hat der Türkei eine Erklärung abgegeben, die an den maßgebenden Stellen gleichfalls eine beruhigende Wirkung ausgeübt hat. Von den anfangs wahrzunehmenden scharfen Gegensätzen ist, abgesehen von dem auch schon abflauenden Lärm in Serbien, nicht mehr viel zu bemerken. Man scheint auch in Konstantinopel sehr wohl zu verstehn, daß Deutschland das Vorgehn Österreich-Ungarns zwar grundsätzlich mißbilligt, aber um seiner eignen Interessen willen nach dem Geschehenen auf seiten seines Verbündeten stehn muß, ohne darum den wirklichen Interessen der Türkei weniger wohlwollend gegenüberzustehn.

Es bleibt aber noch die schwierige Frage zu entscheiden, in welcher Form die Mächte zu den aufgeworfnen Balkanfragen Stellung nehmen sollen. In Rußland und Frankreich neigt man zu der Idee eines Kongresses, aber die übrigen Mächte — England nicht ausgenommen — hegen dagegen mehr oder weniger Bedenken. Es ist eben überaus schwierig, das Programm eines solchen Kongresses so abzugrenzen, daß nicht anstatt der Beruhigung nur noch schlimmere Verwicklungen daraus entstehen. Allgemein aber empfindet man das Bedürfnis, die Balkanfragen nicht weiter aufzurollen, als unbedingt nötig ist. Es ist schon unbequem genug, daß auch Kreta den Augenblick benutzt und seinen Anschluß an Griechenland verkündet hat. Wie sich diese Frage entwickelt, liegt noch völlig im Dunkel.

Wahrscheinlich werden sich also die Mächte durch Verhandlungen von Kabinett zu Kabinett darüber einigen, wie sie sich mit den eigenmächtig vollzognen Abänderungen des Berliner Vertrages abfinden wollen. Bis jetzt deutet alles darauf hin, daß diese Verhandlungen auf friedlichem Wege zu Ende geführt werden können. Aber es würde vermessen sein, schon jetzt vorauszusagen, welche Machtfragen sich möglicherweise hineindrängen, und welche Machtgruppierungen sich daraus entwickeln können.

Eine neue Heimatkunde von Westfalen. Die aus so vielen weltlichen und geistlichen Territorien zusammengeschweißte und dennoch nach Volkstum, Sitte und Sprache so einheitlich geartete Provinz Westfalen gehört zu den Gebieten, die sich bei der denkbar höchsten Kulturentfaltung zugleich hervorragender landschaftlicher Reize rühmen darf. Diese landschaftlichen Reize sind den Bewohnern der Provinz von jeher vertraut und lieb gewesen und haben schon zu Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in dem großangelegten Werke „Das malerische und romantische Westfalen“ von Freiligrath und Schücking eine literarische Würdigung gefunden, der wenige andre Provinzen der preußischen Monarchie etwas Ähnliches an die Seite zu setzen haben. Aber außerhalb des Westfalenlandes sind dessen landschaftliche Schönheiten auch heute noch ziemlich unbekannt, und während sich die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft und Industrie eines Weltrufs erfreuen, und während die historische Bedeutung seiner Städte jedem Gebildeten bekannt ist, ist die Zahl der Reisenden, die jene gesegneten Gaue um ihrer prächtigen Landschaftsbilder willen aufsuchen, auch heute noch recht klein.

Ein Werk, dessen erste und zweite Lieferung uns heute vorliegen, scheint berufen zu sein, diesem Mißstande abzuhelfen und die Kunde von all dem Schönen, was die Wälder und Fluren, die lieblichen Flußtäler, die weiten Heiden und Moore, nicht minder aber auch die behäbigen Dörfer und die altertümlichen Städte dieses Landes dem Beschauer bieten, in weitere Kreise zu tragen. Es betitelt sich: Unsere Westfälische Heimat und ihre Nachbargebiete von Karl Prümer. Mit zahl-

Digitized by Google

reichen Abbildungen aus alter und neuer Zeit (Leipzig, Karl Ziegenhirt) und ist auf 15 Lieferungen in Großquart berechnet, deren jede 80 Pfennige kostet. Gewiß ein niedriger Preis im Verhältnis zu dem, was das Buch bietet! Die erste Lieferung enthält nicht weniger als 49, die zweite 47 zum Teil ganzseitige Abbildungen: Landschaftsbilder, Städteansichten, architektonische Einzelheiten, Bildnisse und historische Szenen, und behandelt im Texte die Weserlandschaft, zu deren Perlen Münden, Beckerhagen, Helmershausen, Karlshafen, Beverungen, Höxter, Corvey, Holzminden, Bodenwerder, Hameln und Rinteln gehören. Manche dieser Orte bieten dem Verfasser Gelegenheit zu näherm Eingehen auf geschichtliche Ereignisse oder auf Gestalten von halb oder ganz legendärem Charakter. Wir hören von den germanischen Anwohnern der Weser, dieses von den Quellen bis zur Mündung kerndeutschen Stromes, von der Kulturarbeit der gelehrten Mönche des Klosters Corvey, von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, daneben aber auch von volkstümlichen Figuren wie dem Doktor Eisenbart, dessen Grabstein an der Ägidienkirche zu Münden abgebildet wird, von Münchhausen lügenhaften Angedenkens, der in Bodenwerder das Licht der Welt erblickte, und vom Rattenfänger von Hameln. Die zweite Lieferung führt uns nach Minden und zur Porta Westphalica, nach dem anmutigen Badeorte Oeynhausen, nach Vlotho, Lübbecke und in das Osnabrücker Land.

Wie man sieht, kann man dem Werke den Vorwurf der Einseitigkeit nicht machen, und wir freuen uns schon auf die weitern Lieferungen, die, wie der Verlag in seiner Ankündigung verspricht, in kurzen Zwischenräumen folgen sollen. Hoffentlich sind sie ebenso schön und reichhaltig wie die erste! J. K. B.

Die „Stimmen aus Maria-Laach" über Reclams Universalbibliothek (Warnung vor einer Warnung). Man ist im gebildeten Deutschland so ziemlich einig, welch hohe Bildungswerte durch die Reclamsche Universalbibliothek in die verschiedensten Kreise Deutschlands getragen worden sind, mag auch hier und da ein Bändchen mit unterlaufen, dessen Aufnahme als Geschmacksverirrung angesehen werden kann. Man muß nur einmal eine Volksvorstellung in einem Theater einer Großstadt beobachtet haben, wenn ein klassisches Stück aufgeführt wird, wie dann Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen, männliche und weibliche Handelsangestellte, Schüler und Schülerinnen mit dem Zwanzigpfennigheft in der Hand erscheinen, um nicht allein das Theater, sondern auch die Dichtung zu genießen. Das Jubiläum des fünftausendsten Heftes der Sammlung gibt nun den katholischen „Stimmen aus Maria-Laach" Veranlassung, im Heft vom 7. August die buchhändlerische, literarische und ethische Seite des Reclamschen Unternehmens in längern Erörterungen zu betrachten; und da Ethik und Religion für die Männer aus Maria-Laach identisch sind, so kommt bei einzelnem Lob und bei einer Unparteilichkeit, die anscheinend versucht worden ist, die aber bei dem Standpunkt dieser Männer eigentlich unmöglich ist, eine große Anzahl unsrer und des Auslands besten Dichter und Denker, die in die Reclambibliothek aufgenommen worden sind, recht schlecht weg. Gleich im Anfang heißt es: „Wir Katholiken haben bis jetzt nicht Ursache gehabt, gerade der Tausendziffern der Reclamschen Bibliothek uns besonders zu freuen. War doch Nummer 4000 ein Rosegger, Nummer 3000 von noch weniger einwandfreier Herkunft Wilhelm Jensens Hunnenblut und Nummer 2000 das — unter Raabes Schriften minder preiswürdige — Zum wilden Mann von Wilhelm Raabe. Vollends aber Nummer 1000, Paul Heyses Zwei Gefangene, bedeutet eine Beschimpfung des katholischen Priestertums und eine Verhöhnung unsrer Kirche." Aus der Jubiläumsserie von zehn Heften werden dann, nachdem Richard Voß und Adolf Wilbrandt in die Dekadenz verwiesen sind, die Nummern 4995 bis 97 mit Genugtuung gelobt,

Digitized by Google

die Autoren vorbehalten sind, die die Männer aus Maria-Laach zu den ihrigen zählen, dem katholischen Romanschriftsteller Paul Bourget und dem bekannten Pfarrer Hansjakob. Auch später heißt es nach einigem Lob: „Das alles vermag jedoch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß neben Gutem oder Harmlosem auch massenhaft Schlechtes oder Irreleitendes allen Kreisen der Jugend, der Urteilslosen, der Ungebildeten unterschiedslos in die Hände gedrückt wird. Was sind auch ein paar Bändchen mit dem Namen Chateaubriands oder de Maistres, wenn lange Listen von Volney, Voltaire, Diderot, Rousseau, Musset, Maupassant, Renan und Zola daneben stehn. Es mag nicht unschädlich sein, wenn sich einmal ein Halbgebildeter in die Philosophie eines Leibniz oder Pufendorf verliert. Ob aber Schopenhauer oder Max Stirner, Feuerbach oder Hegel nicht große Verheerungen anrichten können in solchen Köpfen? Die Gestalten des deutschen Dichterparnasses, soweit sie für »Klassiker« oder für fashionable Berühmtheiten gelten, sind bekannt genug, nach ihren Licht- und Schattenseiten; man mag einen Vorteil darin sehn, daß Reclam nur die Werke einzeln gibt, was immer eine große Auswahl mit sich bringt und manche üble oder minderwertige Ingredienzen der Gesamtausgaben von selber fernhält. Wenn Börne und Heine durch die roten Zwanzigpfennig-Hefte in den weitesten Kreisen volkstümlich gemacht und Rosegger über seinen sonstigen Massenabsatz hinaus noch massenhafter verbreitet wird, so bleibt wie bei andern anrüchigen Namen wenigstens der zweifelhafte Trost, daß es noch ungleich Schlechteres, Ungesünderes und Sittenverderbliches gibt, was statt dessen gleichfalls hätte verbreitet werden können. Daß aber ein Ausbund von Geschmacklosigkeit und Blasphemie wie die vier »Jesus«stücke von Karl Weiser haben Aufnahme finden können, bleibt ein Schandfleck und schließt die letzten matten Entschuldigungen aus, die man selbst für die Aufnahme von Wildes Salome geltend machen könnte.“ Ohne das überschwengliche Urteil des Professors Lehmann-Hohenberg über Weisers Dramenfolge zu unterschreiben, muß doch gegen solchen intoleranten Ausfall protestiert werden. Die „Stimmen aus Maria-Laach“ möchten gern einen „Giftzettel“ an jedes der Heftchen geklebt haben, das in ihren Krom nicht paßt, oder eine speziell katholische Auswahl hergestellt wissen, die nach dem, was wir oben gelesen haben, die 5000 Bändchen voraussichtlich auf ein Minimum reduzieren müßte.

Ein Edelstein

braucht keine Fassung. Aus dem gleichen Grunde werden Salem Aleikum-Cigaretten nur in einfachen Kartons zum Verkaufe gebracht. Alles, was an der Ausstattung gespart wird, kommt der Qualität dieser Cigaretten zugute.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 43 Ausgegeben am 22. Oktober 1908

Inhalt

	Seite
Historisches und Ethnographisches zum Balkankonflikt .	157
Bulgarien und die Türkei. 2	168
Goethes letztes Lebensjahr. 2. Von Theodor Vogel .	174
Sächsische Ortsnamen. Von Oskar Philipp	183
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung)	191
Maßgebliches und Unmaßgebliches	199

Reichsspiegel. (Die Konservativen und die Nachlaßsteuer. Die Orientfrage und das Konferenzprogramm der Triple-Entente. — Koloniale Rundschau. — Philologie und Kulturgeschichte.

50 Pf. das Heft. | Fr. Wilh. Grunow Leipzig. | 6 Mark. das Vierteljahr.

FRIEDRICH WILHELM

Preußische Lebens- und Garantie-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Behrenstraße 59-61 BERLIN W. 64 Behrenstraße 59-61

Errichtet 1864

Anträge in 1907: rund 120 Millionen Mark.

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung

zu annähernd gleichem, vielfach — je nach Alter und Versicherungsdauer — sogar niedrigerem Preise als dem, der von leistungsfähigen Gesellschaften für die bisher übliche Versicherung mit ärztlicher Untersuchung verlangt wird.

Steigende Dividende

(Jährl. Steigerung, je nach der Prämienzahlungsdauer 3 bis 6%) eventuell

bis über 100 % der Jahresprämie.

Die Versicherung ist unverfallbar und unanfechtbar. Reisen und Aufenthalt unterliegen keinerlei Beschränkung. Kriegsversicherung ohne Extraprämie, auch für Berufssoldaten eingeschlossen.

Man verlange nicht, nähere Auskunft zu verlangen.

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck.	3 Mk.	25 Pfg.
Kaisercigarren	50 „	4 „	— „
Jan an Griet	50 „	5 „	— „
Hochofen I	50 „	3 „	25 „
Consul	50 „	4 „	50 „

Musterkiste Rheinland, je 20 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 3 Mk. 25 Pfg.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	50 Stck.	5 Mk.	25 Pfg.
Weltkraft	50 „	3 „	25 „
Brunhilde	50 „	4 „	75 „

Musterkiste Nr. 11, je 33 Stck. enth., 8 Mk.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk. 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Orsoy a. d. holl. Grenze.

Gesundheit ist Reichtum! Deshalb lassen Sie sich vom Reformhaus Engelhardt Mathe, Kiel 6, den neuesten Katalog über Artikel zur modernen Gesundheitspflege (ca. 80 S. mit ca. 300 Abb.) gegen 20 ₰ in Marken kommen.

Briefmarken
Preisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H. Chemnitz.

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an. Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Digitized by Google

Historisches und Ethnographisches zum Balkankonflikt

Die Tagesblätter eilen mit Berichten über die Begebenheiten voraus. Der Vorzug einer Wochenschrift ist, daß sie mit Ruhe nachholen kann, was jenen in ihrer Hast unmöglich ist. Was man seit beinahe einem Jahrhundert die orientalische Frage nennt, das hat seinen Ursprung in dem unendlich mannigfaltig verschlungnen Netz des geschichtlichen Werdegangs, wobei die ethnographischen, die nationalen und die religiösen Verhältnisse einen mächtigen und wechselvollen Einschlag bilden. Selbstverständlich kann es hier nicht die Aufgabe sein, die Geschichte der Balkanhalbinsel zu erzählen. Es genügt, daran zu erinnern, daß wir von den ethnographischen Verhältnissen des Altertums nicht allzuviel wissen. In voller Klarheit hebt sich das Griechenvolk von dem dunkeln Hintergrunde ab. Schon von den Mazedoniern fühlte es sich deutlich gesondert. Wie weit diese mit Thrakern und andern zwischen der Donau und dem Ägäischen Meere wohnenden Völkern in Blutsverwandtschaft standen, ist nicht sicher. Indogermanen sind sie nach neuerer Annahme gewesen. Sogar von den Illyrikern ist dies jetzt nachgewiesen, zugleich aber auch, daß sie ein ganz besondrer Ast der großen Völkerfamilie sind und mit Gräkoitalikern, Kelten, Germanen, Slawen nichts gemein haben. Alle ältern Balkanvölker hat die griechische Kultur aus der Nacht der Barbarei emporgezogen. Aber während Alexanders Heere die griechische Bildung bis an den Tigris trugen, kam seine eigne Heimat nicht dazu, sich völlig zu gräzisieren. Noch weniger verschmolzen sich die übrigen Völker mit dem Griechentum. Die Römer kolonisierten und romanisierten später Dakien, das heutige Rumänien. Wie eigentlich der Wildling beschaffen war, auf den das romanische Reis gepfropft wurde, ist noch wenig geklärt. Am nächsten liegt es, an Verwandtschaft mit Thrakern zu denken.

Die germanische Flut ist nur über das Land dahin gebraust; erkennbare Spuren haben die Goten usw. nicht zurückgelassen. Desto mehr die Slawen.

Digitized by Google

Und in merkwürdiger Wechselwirkung mit ihnen die Bulgaren. Diese sind ein Zweig der ugrisch-altaischen Völkerfamilie, zu der auch die Türken, Hunnen, Magyaren und Tataren gehören. Die Bulgaren haben jedoch slawische Sprache angenommen. Wie stark sie im Verhältnis zu den früher und später die Balkanhalbinsel besiedelnden Slawen gewesen sind, ist unsicher; vielleicht sind sie wie auch die Perser in Iran und die Brahmanen- und Kriegerkaste in Indien oder die Normannen in England nur ein kleines aber tapferes Kriegervolk gewesen, dem die Unterwerfung der Ureinwohner gelungen ist. Jedenfalls sind sie nach ihrer eignen sowie nach der Ansicht aller Ethnographen heute ein Zweig der slawischen Völkerfamilie. Ihre Angehörigen sind bis in den Peloponnes vorgedrungen. Slawisch-bulgarisches Blut ist heute ein wesentlicher Bestandteil des Griechentums. Fallmerayer glaubte einst, zu weit gehend, dieses enthielte kaum noch Spuren von dem Hellenentum des Altertums. Er sagte in seinen berühmten Fragmenten: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit des Körpers, Sonnenflug des Geistes, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Kontinents verschwunden. Auch nicht ein Tropfen echten, ungemischten Hellenenbluts fließt in den Adern der Bevölkerung des heutigen Griechenlands." Im wesentlichen haben die Bulgaren die Osthälfte der Balkanhalbinsel besetzt. Wie stark sie dort heute sind, das ist bei dem Mangel zuverlässiger Zählungen ungewiß. Ihr Interesse ist natürlich, so zahlreich wie möglich zu erscheinen. Darum geben sie selber an, mehr als sechs Millionen zu zählen. Das scheint sehr übertrieben. Das Fürstentum Bulgarien hat 1900 in seinen eignen Grenzen sowie in Ostrumelien eine Volkszählung vornehmen lassen und dabei unter 3744283 Einwohnern 2887684 Bulgaren ermittelt. In den übrigen Wohnsitzen, also Mazedonien, den sonstigen Resten der europäischen Türkei, Rumänien, Siebenbürgen, Südungarn, Bessarabien mögen noch etwa $2^1/_2$ Millionen wohnen. Auf mehr als $5^1/_2$ Millionen im ganzen darf die Gesamtheit nicht angeschlagen werden.

Der zweite slawische Ast auf der Balkanhalbinsel sind die Serben, eigentlich die Serbokroaten. Denn Serben und Kroaten sind kaum als zwei Nationalitäten anzusehen, und im Grunde kann man auch die Slowenen Südsteiermarks, Krains, Istriens, Kärntens sowie von Triest, Görz und Gradiska hinzurechnen. Ihre sprachlichen Unterschiede gehn nicht über das Mundartliche hinaus. Die Serben sind Angehörige der griechisch-katholischen Kirche, während sich die Kroaten und Slowenen zu Rom halten. Meist bildet die kirchliche Verschiedenheit das einzige Erkennungsmerkmal. Dalmatiner und Montenegriner sind auch Serbokroaten, jene römisch-katholisch, diese griechisch.

Die Serbokroaten haben das ganze Gebiet inne zwischen den Deutschen und den Magyaren im Norden, den Rumänen und den Bulgaren im Osten und den Albanesen im Süden. Sie sind fest geschlossen in Kroatien, im

Digitized by Google

Banat, in Serbien und Altserbien (dem nördlichen Teile des heutigen Mazedonien), Bosnien, Herzegowina, Dalmatien und Montenegro. Sie sind sich sehr wohl bewußt, daß sie einst ein großes Kaiserreich gebildet haben. Von 638 an datiert man die Einwandrung in die heutigen Sitze. Im Jahre 1043 wurde Serbien unabhängig. Stephan Duschan nahm 1346 den Titel eines Kaisers von Serbien an. Doch nur noch ein halbes Jahrhundert sollte die serbische Herrlichkeit dauern. Schon fluteten die Türken über das altersschwache oströmische Reich herein. Sultan Murad besiegte in der Schlacht auf dem Amselfelde bei Prischtina in Altserbien den serbischen Kaiser Lazar. Der Kaiser verlor sein Leben, das Reich führte noch bis 1459 ein klägliches Dasein, dann ging es in der Türkenherrschaft auf. Die vielbesungne und vielbeklagte Schlacht auf dem Amselfelde bildet noch heute ein Hauptkapitel der serbischen Volkssage. Die türkische Herrschaft wurde von 1718 bis 1739 noch einmal durch österreichischen Besitz unterbrochen; das Lied vom Prinzen Eugen knüpft an diese Zeit an. Doch kam die Sultansgewalt wieder, bis das neunzehnte Jahrhundert allmählich die Befreiung brachte. Kroatiens Geschichte ist abweichend. Es hatte bis 1089 eine nationale Selbständigkeit, fiel dann aber an Ungarn und teilt im wesentlichen dessen Geschichte, auch die Eroberung durch die Türken.

Heute stehn Serben und Kroaten unter vier verschiednen politischen Häuptern. Nach der Statistik leben

	Serben	Kroaten
in Serbien	2331000	—
„ Kroatien	611000	1479000
im sonstigen Ungarn	468000	255000
in Dalmatien	97000	485000
„ Bosnien und Herzegowina (1895)	673000	334000
„ Montenegro	201000	13000
„ Mazedonien	?	10000
Zusammen	4381000	2576000

Das sind einschließlich der mazedonischen Serben rund sieben Millionen, von denen etwa zwei Drittel der griechischen Kirche angehören. Rechnet man jedoch die 1350000 Slowenen im zisleithanischen Österreich den Kroaten hinzu, so bleiben diese an Zahl nicht weit hinter den Serben zurück.

Zu den Bulgaren und den Serben kommt als dritte Nationalität die albanesische, grundverschieden von den beiden andern. Die Albanesen werden jetzt sicher als die Nachkommen der alten Illyriker angesehen. In ihrem bergigen, meist in abgeschlossene Täler zerfallenden, schwer zugänglichen Lande haben sie sich der Einwandrung wie der Kolonisation gut erwehrt und auch ihre Sprache behauptet. Sie selbst nennen sich Schkipetaren, die Türken geben ihnen den Namen Arnauten; ähnlich heißen sie bei den umwohnenden

Digitized by Google

Völkern. Über ihre Volksstärke fehlt es wieder an zuverlässigen Angaben. Man beziffert sie meist auf 1,9 Millionen. Von diesen wohnt der größere Teil, 1,1 Millionen, in den gewöhnlich als Albanien bezeichneten Wilajets Skutari, Janina sowie den östlichen Teilen von Kossowo und Monastir. Dort wohnen sie ziemlich geschlossen. Die Volkszahl von Skutari und Janina wird auf 821000 angegeben. Etwa 800000 wohnen in den umliegenden Landschaften bis zum Peloponnes hinunter, auch in Montenegro und Dalmatien. Über 100000 sind nach Italien ausgewandert. Crispi stammt von Albanesen ab. In ihrer großen Mehrzahl sind die in Albanien selbst wohnenden Albanesen Moslimen, angeblich 800000; 240000 zählen zur griechischen Kirche, während Rom 70000 bis 80000 hat, diese meist an der adriatischen Küste. Trotz der religiösen Spaltung herrscht seit einem halben Jahrhundert im allgemeinen Frieden im Lande. Das Volk regiert sich in seinen abgeschlossenen Tälern fast vollständig selbst und läßt die türkischen Beamten nicht zu großer Macht kommen. Eben deshalb ist man mit dem türkischen Regiment ganz zufrieden. Seine besten, tapfersten, treuesten Soldaten bezieht der Sultan aus Albanien. Die Verteidigung des Balkans 1877 geschah zu wesentlichem Teile durch die albanesischen Regimenter, die die türkische Regierung damals noch mit ihrer Flotte nach Burgas und Varna schaffen konnte. Als der Sultan damals genötigt wurde, Teile Albaniens an Montenegro abzutreten, rebellierten die Albanesen gegen ihn, vor lauter Ergebenheit. In den umliegenden Landschaften waren bis noch vor nicht langer Zeit die Raubzüge der Arnauten sehr gefürchtet, zumal da die Strafen der türkischen Regierung nicht viel auf sich hatten. In den letzten zehn Jahren und länger hat man jedoch wenig mehr von ihnen gehört.

Die vierte Nationalität sind die Griechen. Wir haben schon die Ansichten berührt, daß auch die heute griechisch redende Bevölkerung im Königreich Griechenland eine starke Beimischung von fremdem Blut hat. Schon in alter Zeit sind viele Sklaven eingeführt worden, dann mag unter west- und oströmischer Verwaltung die Bevölkerung hin und her geflutet sein. Später kamen die Serben, die Albanesen, die Türken, die ersten beiden Nationalitäten sind allmählich mehr oder weniger gräzisiert worden, aber doch noch deutlich erkennbar. Das Königreich Griechenland hat 1896 durch Zählung 2433800 Einwohner ermittelt. In der sichtbaren Tendenz, die griechische Nationalität als sehr stark erscheinen zu lassen, gibt es 1850000 als Griechen an; ferner 100000 Albanesen; der Rest entfällt auf Bulgaren, Serben, Mazedonier, Walachen, Armenier, Türken und Westeuropäer. Die nunmehr siebzigjährige Selbständigkeit des neugriechischen Volkes hat noch keine Talente wieder erstehn lassen, die an die Zeitgenossen des Perikles oder des Alexander erinnerten. Die Hoffnungen der Philhellenen haben sich nicht erfüllt. Schon im Altertum wanderten die Griechen nach allen Himmelsrichtungen aus ihrem Vaterlande aus. Sie gründeten förmliche Kolonien von Massilia bis Trapezunt;

Digitized by Google

später zerstreuten sie sich in alle Teile des riesigen römischen Reiches, namentlich später des oströmischen. Auf der Balkanhalbinsel sind sie namentlich Stadtbewohner, Handwerker, Kaufleute, Geistliche. Auch in den in Gebirgen versteckten Kleinstädten findet man mitten zwischen der stammfremden Bevölkerung Griechen. Ihre Zahl ist nur durch vage Schätzung näher festzustellen. Unter der auf 1125000 Einwohner angegebnen Bevölkerung der Hauptstadt Konstantinopel sollen mehr als 200000 Griechen sein; von der auf 6142000 Seelen angegebnen Bevölkerung der Türkei dürfte im ganzen kaum der achte bis zehnte Teil griechisch zu nennen sein. Auch in der asiatischen Türkei, zum Beispiel in Skutari, Smyrna, ja in dünner Verteilung in allen Städten gibt es Griechen, ebenso in Ägypten. Doch dürfte sich die Gesamtzahl des Volkes wohl nicht über $2^1/_4$ Millionen erheben oder $2^3/_4$ Millionen, wenn man dem Königreich allein 1850000 zugestehn will.

Einen schwachen Abglanz der Stellung des griechischen Volkes bietet auf der Balkanhalbinsel das armenische dar. Doch schon der Umstand, daß es aus dem fernen Osten Kleinasiens herkommen mußte, und zwar nur durch Einzelwanderung, zieht seiner Ausbreitung engere Grenzen. In Konstantinopel sollen 200000 Armenier leben, in der europäischen Türkei 400000. Da sie religiös gesondert sind, also nicht annähernd den Halt an der zu ihrer Kirche gehörenden Bevölkerung haben wie die Griechen, so kommt ihre gesamte Stellung viel weniger in Betracht.

Kleine Bevölkerungssplitter sind noch die Kutzowlachen oder Zinzaren, d. h. Rumänen südlich von der Donau und südlich von der Dobrudscha, sodann die Juden und Zigeuner. Die Juden wohnen überall in den Städten zerstreut, in einzelnen jedoch sehr gehäuft. Saloniki zählt unter 105000 Einwohnern 60000 Juden, Nachkommen der aus Spanien vertriebnen Israeliten. Das große Konstantinopel hat jedoch nur 65 bis 70000.

Wir kommen nun endlich zu der wichtigsten Nationalität, der herrschenden, den Türken. Dieses aus dem eigentlichsten Zentralasien, aus den Gegenden zwischen Kaspischem Meer und der Westgrenze Chinas stammende Volk hat sicher in seinen Eroberungszügen zahlreiche stammfremde Elemente in sich aufgenommen. Namentlich haben die Krieger ihre weiblichen Lebensgefährtinnen aus allen Völkerschaften entnommen. Wo sie in Asien ansässig geworden sind, da hat sich die Urbevölkerung, sofern sie den Islam angenommen hat, auch politisch und sprachlich den neuen Herren angeschlossen. In ganz Kleinasien nennt man alles Türke, was moslimisch ist. Außer den christlich gebliebnen Armeniern und Griechen ist die ganze Urbevölkerung, also Phryger, Lyder, Karer, Kappadokier, und wie sie alle heißen, auch Assyrer, spurlos verschwunden. Das kleine Judenvolk aus Palästina ist heute über den Erdball zerstreut und wird auf 10,6 Millionen angegeben, ungerechnet die zu andern Religionsgemeinschaften übergetretnen. Dagegen zählt ganz Kleinasien mit Armenien nur 9 Millionen Seelen, wovon etwa 7,3 Millionen „Türken" sind. Diese

Digitized by Google

kleine Zahl schließt also die Reste der Urbevölkerung des einst hinsichtlich der Kultur so hochstehenden Landes ein.

In der europäischen Türkei unterscheidet man die slawisch und albanesisch sprechenden Moslimen von den türkisch sprechenden, die natürlich auch nicht annähernd als reine Osmanli anzusehen sind. Für die Hauptstadt rechnet man 43 vom Hundert Türken, das wären rund 500000; für Mazedonien 550000, für die übrigen direkt von der Türkei verwalteten Landesteile 500000. Im ganzen also rund anderthalb Millionen. Dazu kommen in Bulgarien mit Ostrumelien 530000. In den übrigen Teilen der Balkanhalbinsel verschlagen die „Türken" nicht viel. Man kann also reichlich zwei Millionen Seelen als türkisch sprechende Bevölkerung in der europäischen Türkei annehmen, die jedoch an den 7,3 Millionen Türken der asiatischen Türkei einen starken Rückhalt haben.

Wesentlich anders gestaltet sich die Sache, wenn wir die Verbreitung des Islam betrachten. Dann kommen auf

die Wilajets Konstantinopel und Adrianopel	1563000
Mazedonien	752000
Albanien	790000
zusammen unter direkter Verwaltung der Türkei	3065000
Bosnien und Herzegowina	549000
Bulgarien und Ostrumelien	643000
Serbien 15000, Griechenland 24000	39000
	4294000

Es mag jedoch von neuem betont werden, daß namentlich die türkischen Zahlen unsicher sind. In manchen Angaben erscheint die Gesamtzahl wesentlich niedriger.

Diesen Muselmanen steht nun die christliche Religionsgemeinschaft keineswegs geschlossen gegenüber, nicht einmal in kirchlicher Beziehung. Zwar hat die römisch-katholische Kirche nirgends viel zu bedeuten, der Protestantismus vollends nichts. Dagegen ist die Spaltung zwischen Griechen und Bulgaren verhängnisvoll. Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stand alles, was in der Türkei nicht römisch-katholisch oder armenisch war, unter dem griechischen Patriarchen von Konstantinopel, dem Oberhaupt der ganzen griechischen Kirche. Schon gleich nach dem Krimkriege begann eine russische Agitation, die Bulgaren von der griechischen Kirche zu trennen, nicht innerlich und im Glaubensinhalt, wohl aber in der äußern Kirchengemeinschaft. Im Jahre 1859 drohten die Bulgaren, sich der römischen Kirche anschließen zu wollen, wenn die griechische ihnen nicht Selbständigkeit gewähre. Ob das im Einklang mit Rußland geschehn ist, etwa als leeres Schreckgespenst, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wich der griechische Widerstand einer solchen schrecklichen Aussicht, und nun bestätigte der Sultan die Spaltung, indem er 1872

Digitized by Google

durch einen Ferman die bulgarische Kirche unter einem eignen Exarchen bestätigte, der natürlich zunächst auf Rußland sah. Der ganze Kampf um die Einzelheiten kam noch hinterher. Man kann sich leicht hineinversetzen, wenn man bedenkt, daß unzählige Kirchen und Pfründen in bulgarischen Ortschaften der griechischen Kirche gehörten. Die Bulgaren erhielten nun zwar die Erlaubnis, sich eigne Kirchen zu bauen und eigne Geistliche zu unterhalten, unterdessen aber saß der griechische Geistliche ohne Gemeinde oder mit wenigen Gläubigen auf der Pfründe. Mochte diese auch armselig sein, dem bulgarischen Geistlichen, der sich von den kümmerlichen Spenden seiner Getreuen ernähren mußte, erschien sie als die Quelle ungerecht erworbnen Mammons. Die Verhältnisse wurden nun ähnlich wie früher die der protestantischen Kirche im katholischen Irland. „Hassen, wie nur die Kirche haßt", dieses Wort sollte sich bald in den Gefühlen zwischen Griechen und Bulgaren bewahrheiten. Dieser Gegensatz ist eine weitere Veranlassung des Wirrwarrs. Die Serben sind auf der griechischen Seite geblieben, ebenso die christlichen Albanesen.

Wären die Nationalitäten regional leidlich abgegrenzt, so ließe sich eine Neuordnung der politischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel leichter denken. Statt dessen sehen wir recht in der Mitte des Landes die Gemengelage herrschen. Bulgarische Täler wechseln mit serbischen, mit albanesischen ab. Oft ist von ganz nahe gelegnen Ortschaften die eine in der Hand einer bulgarischen Bevölkerung, während man in der andern serbisch spricht. Und ähnlich berühren sich Serben und Albanesen. Im Süden Mazedoniens und Albaniens liegen griechische Landbezirke dazwischen; griechische Stadtbevölkerungen, mehr oder weniger geschlossen und gar dominierend, kommen überall vor. Die Griechen haben wohl kaum die Hoffnung, noch wesentliche Teile der Balkanhalbinsel zu gewinnen. Früher haben sie von Konstantinopel geträumt — das dürfte vorbei sein. Konstantinopel ist in ethnographischer Beziehung ein Problem, zugleich in religiöser, vollends in geographischer und strategischer Beziehung. Bulgarien richtet wohl sein Augenmerk darauf, aber sicher wird Rußland die meerengenbeherrschende Stadt niemals in andre Hände übergehn lassen. Ob Österreich-Ungarn, ob England ruhig zusehen werden, wenn sich die Sehnsucht des russischen Volkes nach Aufpflanzung des griechischen Kreuzes auf der Hagia Sophia erfüllen wird, bleibe dahingestellt. Die Türken werden Stambul wohl nur nach einem Verzweiflungskampf aufgeben. Wer auch Konstantinopel beherrscht, er wird mit einer leidenschaftlichen Opposition der Unterworfnen zu tun haben. Früher fiel das Gewicht der Bulgaren und Armenier ohne weiteres in die Schale Rußlands. Das ist nicht mehr. Die Armenier im eigentlichen Armenien haben unter der russischen Herrschaft nicht das gefunden, was sie erwartet hatten. Die Bulgaren vollends streben nach Selbständigkeit.

Die Türken sind zurzeit das Herrenvolk. Aber sie sind an Zahl, an Macht, an Kulturwert nicht bedeutend genug, daß sie sich die andern Nationalitäten und Religionsgemeinschaften genügend unterwerfen könnten. Es ist

Digitized by Google

eine merkwürdige Zwitterstellung in ihrem ganzen Wesen. Sie dulden die christlichen Völkerschaften unter sich, sogar ohne eine besondre religiöse Propaganda zu machen. Eine Inquisition gegen die Ungläubigen, bloß ihres Unglaubens wegen, kennen sie nicht. Im Gegenteil, der Islam hat allezeit ganz gern eine rechtlose Bevölkerung andern Glaubens unter sich gehabt. Politische Rechte, Anrecht auf Grundbesitz und dergleichen hat er den Untertanen dagegen niemals gewährt. Nicht einmal in seine Truppen nahm er die Christen auf. In den Zeiten, wo der Halbmond siegreich über die Länder dahinflog, ging das. Jetzt ist der Islam der Altersschwäche verfallen. Nun ist mit einemmal die große Neuerung gekommen. Die Jungtürken haben sich zu dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Nationalitäten und Religionen emporgeschwungen. Sie haben damit die Gewalt über den türkischen Staat erlangt. Was daraus hervorgehn wird, muß man abwarten.

Jedenfalls haben die morschen Verhältnisse im Reiche des kranken Mannes eine furchtbare Erschütterung erlitten. Bulgarien hat die Gelegenheit der türkischen Umwälzung benutzt, sich zu einem unabhängigen Königreich zu erklären. Österreich-Ungarn hat diesen Schritt a tempo begleitet, indem es die Suzeränität der Pforte über Bosnien und die Herzegowina für aufgehoben erklärt und seine Souveränität verkündet hat. Wodurch es dazu bewogen worden ist, das ist bis zu diesem Augenblick noch unaufgeklärt. Kaiser Franz Joseph hat feierlich den Berliner Frieden von 1878 angenommen, der ihm die beiden Provinzen nur zur Verwaltung unter türkischer Oberherrschaft überantwortet. Nun hat er die Verpflichtung gebrochen, er hat es gemacht wie Rußland 1870 mit dem Pariser Frieden von 1856 und hat damit dem Grundsatz von Treu und Glauben in bezug auf die internationalen Verträge einen schweren Stoß versetzt. Und das in dem Zeitalter der internationalen Friedenskonferenzen, wo man die blutige Geißel des Krieges, die fast unerträgliche Last der Rüstungen durch Verträge aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu lindern sucht. Die in dem Manifest sowie in dem Handschreiben angeführten Gründe sind unleugbar fadenscheinig.

War es die drohende großserbische Agitation? Wir haben im Eingang dieser Zeilen die serbokroatische Nation mit ihren mehr als sieben Millionen Seelen betrachtet. Wir haben auch die religiöse Spaltung hervorgehoben, die sie in zwei große Hälften scheidet. In Kroatien sind Ausschreitungen von beiden Seiten vorgekommen, die an die Religionskriege des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts erinnern, und die dem Gedanken an eine Einigung des Ganzen kaum noch Raum lassen. Und doch wollen die Träume nicht aufhören. Ganz Kroatien einschließlich Slawoniens (Banat, Militärgrenze) ist von dieser Nationalität erfüllt. Unter den 2400000 Einwohnern dieses Landes sind 1479000 römisch-katholische Kroaten und 611000 Serben. Von dem Rest sind 134000 Deutsche und nur 90000 Magyaren. Der heftigste gemeinsame Haß gegen Magyaren verbindet Kroaten und Serben. Noch in

Digitized by Google

den letzten Jahren ist er stark zum Ausbruch gekommen. Kroatien ist der einzige Teil der Länder der Stephanskrone, dem die Magyaren Konzessionen haben machen müssen. Es hat eine gewisse nationale Selbstverwaltung, die der Banus, das kroatische Ministerium und der Landtag ausüben. Staatssprache ist das Kroatische. Gleichwohl hat die ungarische Regierung im vorigen Jahre im Eisenbahndienst die magyarische Sprache einführen wollen, was den heftigsten Widerstand der Kroaten hervorgerufen hat.

Die großserbische Idee hat ihren Sitz im Königreich Serbien. Hier, wo die allgemeinen staatlichen Verhältnisse noch so sehr rückständig sind, wo der König Peter durch die Ermordung seines Vorgängers auf den Thron kommt und außerstande ist oder nicht den Willen hat, die Königsmörder zu bestrafen, fühlt man den Rahmen des Reichs als zu eng. Serbien hat 1876 in unbesonnener Weise den Krieg mit den Türken angefangen, in dem es so arg verhauen wurde. Nur der sich daraus entwickelnde Balkankrieg rettete es vor der Rache der Türken. Fürst Milan der Erste brachte es sogar 1882 zum König von Serbien und glaubte nicht umhin zu können, sein Reich durch einen Krieg mit Bulgarien zu vergrößern, ein Plan, der jedoch in eine entscheidende Niederlage auslief; Alexander von Battenberg-Bulgarien führte seine tüchtige Armee zum Siege. Seitdem hat Serbien meist in übeln Beziehungen zu Rußland wie auch zu Österreich gestanden; nicht einmal immer abwechselnd. Es glaubte sich an Österreich-Ungarn handelspolitisch reiben zu können.

Die serbischen Politiker sehn mit Unbehagen, daß kaum mehr als die Hälfte der orthodoxen Serben in ihrem Königreich vereinigt ist. Sie fühlen sich von dem allgemeinen Zuge der Zeit nach Angliederung der sich außerhalb befindenden Volksgenossen erfaßt und möchten wohl auch aus materiellen Gründen Serbiens Grenzen ausdehnen. Ein ähnlicher Gedanke lebt auch in dem kleinen Montenegro, dessen regierendes Haus in seinem eignen Lande fester steht, und dessen Thron nicht so sehr mit Blut befleckt ist. Schon bei der Ermordung Milans des Zweiten kam es in Frage, ob nicht das altbefestigte montenegrinische Fürstenhaus auf den serbischen Thron zu berufen sei, zumal als es dem Lande die Sympathien Rußlands und die Verbindung mit der Adria mitbringen würde. Es kam nicht dazu. Der neue Thron der Karageorgewitsch ist jedoch noch lange nicht über alle Fährlichkeiten hinaus. Einst kann man aufs neue erörtern, ob man nicht die Dynastie des kleinern Landes berufen solle. Peter Karageorgewitsch sucht dem nach Möglichkeit vorzubeugen. Er möchte selber der Heros der Einigung des Serbenvolkes sein und damit seinen Thron befestigen.

Von jeher hat man zunächst auf die serbischen Teile der Türkei geblickt, also auf Bosnien, Herzegowina und Altserbien. Die Gesamtbevölkerung der beiden von Österreich verwalteten Provinzen beträgt nach der Zählung von 1900 1737000 Seelen und ist mit Ausnahme des Militärs und der Fremden

Digitized by Google

so gut wie ausschließlich serbisch-kroatischen Stammes. Was die Religion betrifft, so sind wir auf die Zählung von 1895 angewiesen, und diese ergab:

Griechisch-katholische (Serben)	673000
Römisch-katholische (Kroaten)	334000
Mohammedaner	549000
Israeliten (einschließlich Spanioten)	8200
Sonstige (meist Protestanten)	3900
	1568100
Besatzungstruppen	23000
Fremde	71000

Also nur annähernd die Hälfte der Bevölkerung ist serbisch im eigentlichen Sinne. Das reicht natürlich nicht aus, um die großserbische Idee in Serbien zum Erlöschen zu bringen.

Natürlich kann Österreich-Ungarn diesem Gedanken nicht Raum geben; es muß alles aufbieten, um ihn niederzuschlagen. Es muß Bosnien und Herzegowina in eignem Besitz behalten. Serbien dagegen hat seit lange nichts so eifrig bekämpft wie die förmliche Annexion der beiden Provinzen durch den Donaustaat. Deren Erlangung mußte damit fast unausführbar werden. Andrerseits mußte gerade der Umstand, daß Serbien diese Idee offen begünstigte, Österreich-Ungarn zu einer Beschleunigung seiner Handlungen drängen. Hierin ist eine der wesentlichsten Ursachen des in vieler Beziehung so bedenklichen Schrittes der Annexion zu sehn. Ja es mußte unter Umständen die Ausdehnung der Träumerei von einem großserbischen Reiche von 7 bis $8^1/_2$ Millionen auf Kroatien befürchtet werden. Die dort lebenden 611000 Serben sind ihr keineswegs unzugänglich. Und sogar die Kroaten hassen die Magyaren weit mehr als die Serben. Die gesamte serbisch-kroatische Nation stünde den Magyaren Ungarns, die mit mehr oder weniger Recht auf 9180000 Seelen angegeben werden, nur unwesentlich nach. Früher haben die Magyaren die Ausdehnung der habsburgischen Herrschaft auf Bosnien und Herzegowina heftig bekämpft. Namentlich war die sich jetzt in der Regierung befindende Partei ausgesprochne Gegnerin; Barabas gehörte zu den Ungarn, die im letzten Balkankriege offen ihre Sympathie für die Türken erklärten und Osman Pascha einen Ehrensäbel überreichten. Jetzt ist das vollständig umgewandelt. Die Annexion ist außerordentlich populär in Ungarn, wohl wesentlich mit aus dem Grunde, weil man dem Großserbentum einen unübersteiglichen Damm entgegensetzen will.

Im einzelnen kommt noch hinzu, daß die jungtürkische Revolution für die beiden Provinzen eine Schwierigkeit geschaffen hat. Die siegreiche Partei schreibt auf ihre Fahne die Einberufung einer Volksvertretung unter Gleichberechtigung der Muselmanen und Christen. Wie das in einem von einer fremden Macht besetzten Lande hätte durchgeführt werden, wie sich die Abgeordneten für Sarajewo und Mostar in das türkische Parlament sollten eingliedern können, ist doch recht schwer zu sagen.

Digitized by Google

Damit wollen wir natürlich den Schritt Österreichs nicht rechtfertigen. Der offne Bruch einer feierlich eingegangnen Verpflichtung ist zwar nicht ohne Vorläufer. Wir brauchen nur an die Zerreißung des Pariser Friedens von 1856 in bezug auf die Kriegsflotte im Schwarzen Meer durch Rußland 1870 zu erinnern. Eine ernste Sache bleibt es natürlich doch. Wer kann denn noch seine eigne Sicherheit in Verträgen sehn, wenn sich jeder seiner Verpflichtungen durch eine eigenmächtige Erklärung entledigt! Außerdem wird der ohnehin so bedrängten Türkei ein schwerer Schlag versetzt, deren Herrschaft auf der Balkanhalbinsel der Donaustaat doch am wenigsten missen kann. Dieser hat vom ersten Beginn der griechischen Unabhängigkeitskämpfe an immer eine konservative Balkanpolitik betrieben. Seit Metternich haben alle leitenden österreichischen Minister die Erhaltung der Türkenherrschaft für völlig undiskutierbar erklärt und mit England gemeinsam angestrebt. Als England seine Politik wandelte und die Türkei ihrem Schicksal überließ, blieb ihr der Kaiserstaat treu. Und nun mit einemmal vollzieht sich ein vollständiges chassez-croisez: Österreich-Ungarn fügt der Türkei das Härteste zu, was sie seit 1878 erfahren hat, und England rückt mit einer kühnen Wendung wieder in die Schutzherrnstellung ein, mit der noch seine Politik in Reval, die Erzwingung von Reformen in Mazedonien ohne Rücksicht auf die Türkei in so argem Zwiespalt steht. Die Folgen sind noch gar nicht zu übersehn.

Nur noch wenige Worte über Kreta und Samos. Die Insel des Minos hatte in ältester Zeit sicher eine Urbevölkerung von irgendeinem kleinasiatischen oder syrischen Stamm. Dorische Griechen kolonisierten sie, vermutlich indem sie die Reste der Urbevölkerung mit sich verschmolzen. Trotz der Völkerwogen der darauf folgenden zwei Jahrtausende blieb ihr griechischer Charakter immer erhalten. Genuesen und Venezianer herrschten hier. Erst 1669 kam die türkische Herrschaft. Die Türken waren nicht zahlreich genug, um alle ihre damaligen Eroberungen mit eignem Volkstum auszufüllen. Nur wenige Moslimen siedelten hierher über. Dennoch blieb die Insel trotz gelegentlicher Aufstände unter der Gewalt der Paschas und ihrer Bataillone. Von 1824 bis 1841 herrschten hier die Ägypter. Im Jahre 1866 begannen Aufstände mit dem Ziel der Vereinigung mit Griechenland. Von Zeit zu Zeit schlug die Flamme der Empörung hoch auf. Im Jahre 1898 mischten sich die Großmächte ein und zwangen die Sultanstruppen zum Abmarsch, wobei sich erst Deutschland und dann auch Österreich-Ungarn von dem Chorus trennten. Die andern vier bewirkten die Verwaltung der Insel durch den Prinzen Georg von Griechenland mit Hilfe einer Nationalversammlung. Im Einklang mit dieser bemühte sich der Statthalter um eine Vereinigung mit Griechenland, da das Provisorium unhaltbar sei. Das wollten die Großmächte der Türkei nicht antun. Die Ereignisse des laufenden Monats haben dann doch bewirkt, was nicht mehr zu hindern war. Der Verlust Kretas wird die Pforte nicht sehr drücken, nur ihr Ansehn wird durch das gehäufte Mißgeschick neue Einbuße erleiden. Die Bevölkerung der

Digitized by Google

Insel wird mit 310000 Seelen angegeben. Davon sind 271400 griechisch-katholische Christen und 32000 Mohammedaner neben 6100 Fremden und 700 Juden. Die Insel ist arm wie alle, die dem griechischen Archipel angehören.

Samos ist nur eine winzige Kleinigkeit neben Kreta; es gehört zu den fruchtbarsten Eilanden im Ägäischen Meer und hat namentlich berühmten Wein. Seine Einwohnerschaft beträgt nur 53400 Seelen, fast ausnahmslos griechischer Nationalität (mit den üblichen Vorbehalten) und griechischen Glaubens. Seit 1832 steht Samos unter der Verwaltung eines von der Pforte zu ernennenden tributpflichtigen Fürsten, eine Einrichtung, die freilich Konflikte nicht hat hindern können. Zum wirklichen Widerstande, selbst gegen die verfallende Türkenmacht, ist Samos nicht stark genug.

Bulgarien und die Türkei

2

Die Befestigungen in der europäischen Türkei. Das Gebiet der europäischen Türkei besteht zum überwiegenden Teile aus sehr schwierigen, die Kriegführung stark beeinträchtigenden Räumen, die größern Truppenmengen weder Unterkunft noch Unterhalt zu bieten vermögen, was auf die Raschheit und Energie der Kriegführung nachteilig rückwirkt. Zudem muß die Türkei bei kriegerischen Verwicklungen mit einem der Balkanstaaten mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die übrigen Kleinstaaten für ihren bedrängten Nachbar eingreifen oder mindestens ihr durch organisierte Banden große Schwierigkeiten bereiten werden. Da der Krieg, im besondern in Mazedonien und Albanien, ein Etappenkrieg werden würde, und da mit zahllosen Parteigängern gerechnet werden muß, gewinnen befestigte Stützpunkte an Wert und Bedeutung.

Die Befestigungen im Wilajet Kossowo und in Mazedonien. Der großen militärischen Bedeutung dieses Raumes, der bei der für die türkische Verteidigung ungünstigen Längenausdehnung zwischen die Grenzen von vier Nachbarstaaten hineinragt, entsprechen zahlreiche Befestigungen. Die meisten liegen an der Hauptverkehrs- und türkischen Etappenlinie Köprülü, Skoplje, Novibazar, Sjenica, Novavarosch, Pometenik, Plevlje.

Die Befestigung von Köprülü besteht aus mehrern Schanzen, sperrt die im Vardartale führende Straße und Bahn und die von Kumanova heranführenden Umgehungswege der Üsküber Befestigungen.

Üsküb (Skoplje) ist ein großer Handelsplatz, zählt etwa 35000 Einwohner und ist ein wichtiger Kommunikationsknoten (zwei Bahnen und mehrere

Digitized by Google

Straßen). Die Becken von Skoplje, des Moravica- und Moravatales, das Ovtsche polje und die Hochfläche von Kumanova bilden ein zusammengehörendes größeres Manövriergebiet und eignen sich für die Versammlung und Bewegung großer Kräfte; dieser Raum ist auch deshalb von besondrer Bedeutung, weil er alle aus Bosnien, Montenegro, Nordalbanien, Serbien und Südwestbulgarien in das Vardartal und das große mazedonische Flachland führenden Wege auffängt und dadurch zu einer natürlichen Zentralstellung für den Verteidiger wird. Skoplje hat größere Unterkunftsräume und eine Dampfmühle. Die Befestigungen bestehn aus mehrern Erdwerken, die allmählich zu einem Gürtel ausgebaut werden sollen.

Novibazar, Sjenica und Novavarosch sind verschanzte Lager von etwa 15 Kilometern Umfang, die Erdwerke sind nur zum Teil erhalten, die beiden zuerst genannten Orte besitzen überdies noch je ein verteidigungsfähiges Kastell in starker Position.

Duga Poljana (Pometenik) ist durch mehrere Erdwerke und Kulen als Etappenstation befestigt.

Auf die genannte fahrbare Linie führen von Montenegro und Albanien her verschiedne Saumwege, die über hohes, mehrere Märsche breites Gebirge oder über tiefe Talschluchten ziehn (Tara, Lim, Drin); von Serbien her münden bei Sjenica, Duga Poljana, Novibazar, Mitrovica, Prischtina, Gilan und Kumanova, von Bulgarien her über Egri Palanka gute, jederzeit benutzbare Straßen. Die Befestigung der Mündungspunkte trägt daher vornehmlich einem Kriege gegen Serbien Rechnung. Gegen Unternehmungen aus Montenegro und Albanien sind die großen, für die Versammlung starker Kräfte geeigneten Becken von Ipek, Prizren, Kalkandelen befestigt, und die dahin führenden Wege an den wichtigsten Übergangspunkten der Tara, des Drin und des Lim gesperrt.

Die Befestigungen von Ipek bestehn aus einer Sperre in der Klause nordwestlich von der Stadt, aus einem festen Kloster, einem Blockhaus und einer Felsgalerie; Berane ist ein kleiner Brückenkopf von 6 Kilometer Umfang aus festen Kulen und einem Royau, Gradina nordwestlich von Berane eine alte Bergfeste als Talsperre; ferner sind an und nächst der Grenze eine Reihe verteidigungsfähiger Kulen vorhanden: bei Mojkovac, Devolj, Nefertara, Glibatschi, Teptscha. Außerdem bestehn noch folgende Befestigungen: Sotschanica (eine Talsperre am Ibar bei Slatina nördlich von Mitrovica), eine aus einem alten Kastell bestehende Talsperre bei Egri Palanka, mehrere Wachhäuser bei Jabuka, Banja, endlich viele verteidigungsfähige Grenzwachhäuser an den über die serbische, bulgarische und montenegrinische Grenze führenden Verbindungen; sie sind in Entfernungen von 4 bis 6 Kilometern angelegt, meist einstöckig, solid gemauert, zum Teil nur aus Holz. Die Steinkulen und Wachhäuser bedürfen zur Niederkämpfung Feldgeschütze oder Feldhaubitzen; die Gebirgsgeschütze könnten diese Aufgabe nur mit einem unverhältnismäßig hohen Aufwand an

Digitized by Google

Munition lösen. Die Schwierigkeiten, schwerere Kaliber, als es die Gebirgsgeschütze sind, zur Verwendung zu bringen, sind in den genannten Räumen sehr groß; doch zeigen historische Beispiele, daß es nicht zur Unmöglichkeit gehört, auch schwere Geschütze auf diesen Wegen und über die schwierigen Gebirgspässe hinüberzuschaffen. So drang der serbische Insurgentenführer Petrovitsch 1809 mit 10000 Mann und 10 fahrenden Geschützen über Sjenica, Novavarosch, Suhudol, Bjelopolje, Kolaschin nach Kukutinci vor, um sich hier mit den Montenegrinern, die über die fahrende Artillerie der Serben sehr erstaunt gewesen sein sollen, zu vereinigen. Im türkisch-montenegrinischen Kriege 1876 bis 1878 transportierten beide Teile wiederholt Feldgeschütze, allerdings meist nur in zerlegtem Zustande und mit großem Aufwande an Zeit. Wenn sich die Gegner der Türkei in einem Kriege mit dieser nicht auf die Verwendung von Gebirgsartillerie beschränken, sondern auch schwerere Kaliber zur Anwendung bringen werden, müßte die Türkei an den bestehenden Befestigungen größere Modernisierungen vornehmen, wenn sie den ihnen zugedachten Zwecken genügen sollen. In ihrem jetzigen Zustande würden sie einer länger dauernden Beschießung aus Feldgeschützen nicht standzuhalten vermögen. Für den Schutz der für den Antransport von Truppen wichtigen Bahn bestehn, wiewohl sich daran zahlreiche empfindliche, sich zur Zerstörung eignende Objekte befinden, nur ungenügende Vorkehrungen; gesperrt sind die Engpässe von Demirkapu und Kresna durch mehrere altartige Befestigungen. Die Vardartallinie hat zahlreiche kleine Tunnels (20 bis 300 Meter lang), überdies sehr viele Brücken mehr als zwanzig Meter lang, zum Teil noch auf Holzjochen; ihre Leistungsfähigkeit dürfte mit etwa fünf bis zehn sechzigachsigen Zügen pro Tag anzunehmen sein. Die geringe Leistungsfähigkeit der wichtigen Strecke und der dadurch verursachte schleppende Verlauf des Aufmarsches in die Zentralbecken wie die lange Dauer der Heranschaffung von Kriegsmaterial lassen eine stärkere Befestigung der Armeeversammlungsräume im Wilajet Kossowo und Nordmazedonien erwünscht erscheinen, um so mehr, als die dort schon dislozierten türkischen Truppen umfassenden Angriffen ausgesetzt und infolge der schlechten Beschaffenheit der Verbindungen mit dem Hinterlande mehr oder weniger isoliert sind.

Saloniki ist ein sehr wichtiges Handelszentrum und ein großer Kommunikationsknoten; von hier aus führen in den Tälern des Vardar, der Struma und gegen Albanien hin gute Straßenverbindungen und mehrere Bahnen. Saloniki kann darum nicht nur zum Ausgangspunkt für Operationen nach Mazedonien und Albanien, sondern auch zum Ziele einer von diesen Gebieten ausgehenden Operation werden, hat somit eine große Bedeutung. Es zählt etwa 130000 Einwohner, hat mehrere Dampfmühlen und reiche Hilfsquellen. Der Hafen, neu erbaut, hat etwa 600 Meter nutzbare Quailänge und auch für große Schiffe genügende Tiefe; er bietet zwar eine brauchbare Reede mit gutem Ankergrund, jedoch nur für wenig Schiffe Raum und ist gegen Südwinde nicht hinreichend geschützt. Im Jahre 1897 wurden nach Ausbruch des

Digitized by Google

Krieges mit Griechenland zwei auf den Kaps Karaburun und Mikrapoint gelegne Küstenbatterien neu hergerichtet und mit 24 Zentimeter Kruppschen Geschützen armiert. Sie hatten die Bestimmung, die von Karaburun quer über die sechs Kilometer breite Einfahrt zur Vardarmündung gelegte Minenlinie zu verteidigen, und werden durch Feldbatterien und einige zur Abwehr von Landungsversuchen errichtete Schanzen ergänzt. Beide Batterien liegen auf dem hohen Steilufer, sind offen, bestehn aus Erde und Stein und bieten sehr große Ziele. Die Stadt wird auf der Landseite von einer hohen, zwei Meter dicken Ringmauer mit Zinnen und Flankierungstürmen umschlossen, die größtenteils verfallen und zum Teile abgetragen ist. An der Nordoststrecke der Ringmauer liegt auf dominierender Kuppe ein ebenfalls verfallnes Kastell. Am besten erhalten ist am Westende der Ringmauer eine armierte Batterie.

Die Befestigungen des Hafens Kavala bestehn aus einer ziemlich verfallnen Stadtmauer und einem schlecht erhaltnen Kastell.

Längs der bulgarischen und griechischen Grenze gibt es eine große Zahl von Grenzwachhäusern. Die sonst im Lande verstreuten Kulen haben den Zweck, Verbindungen und taktisch wichtige Punkte festzuhalten und Defileen zu sperren; sie befinden sich meist in schlechtem Bauzustande.

Die Befestigungen in Albanien sind alte, zum Teil verfallne Stadtumwallungen, Kastelle und Defensionskasernen, Sperren und Küstenbatterien. Die wichtigsten sind:

Skutari; es hat als Kommunikationsknotenpunkt, als materielles, politisches, religiöses und militärisches Zentrum Nord-Albaniens große Bedeutung; es ist der wichtigste Punkt für die Beherrschung dieses Landes. In Skutari münden von der Metoja und den Zentralbecken her zwar nur einige Saumwege über schwieriges, nur durch sieben bis acht Monate im Jahre leichter gangbares Gebirge. Immerhin sind dieses die einzigen Wege, auf denen die Türkei zu Lande Kräfte und Mittel für die Verteidigung Nord-Albaniens vorwärts bringen kann. Auf demselben Wege spielt sich auch der Verkehr zwischen den Bergstämmen und der Hauptstadt ab, und infolge öfterer Benutzung sind dieses auch die besten Wege, die in und über das Gebirge führen. In Skutari münden auch die besten Wege von Montenegro nach Nord-Albanien: der Schiffahrtsweg über den See und je ein Saumweg über Tuzi und von Dulzigno her. Die beiden größten Flüsse des Landes — Bojana und Drinjascha — haben nur bei Skutari Brücken. In Skutari ist der Sitz der Provinzialregierung und der Vermittlungsorgane zwischen dieser und den selbständigen Bergstämmen, der Sitz eines römisch-katholischen Erzbischofs. Die Stadt hat etwa 32000 Einwohner, große Kasernen, reiche Hilfsquellen, gute Depoträume und Transportmittel. Während man in der Küstenebene und im Gebirge für größere Truppen nirgends die bei dem Klima und den sanitären Verhältnissen des Landes nötige Unterkunft findet, können in Skutari etwa 20000 Mann und 5000 Pferde untergebracht werden (Kranken-

Digitized by Google

häuser, Klöster, Wirtshausstallungen, Schulen, Regierungsgebäude). Die Kasernen haben Platz für einen Notbelag von 5000 Mann. Skutari ist als Depotpunkt leicht zu befestigen, da der See und die beiden Flüsse die Verteidigungsmaßnahmen erleichtern. Zurzeit besteht nur ein armiertes Kastell in taktisch starker Lage. Nördlich vom See ist der Raum um Tuzi als verschanztes Gefechtsfeld eingerichtet, bestehend aus Kulen, alten Erdwerken und Depoträumen.

Plava an den Plawskoseen ist durch Sperrbefestigungen bestehend aus mehrern Kulen und einem Kastell geschützt. Die Befestigungen sperren die Zugänge nach Ipek und ins Amselfeld.

Durazzo hat eine schadhafte Ringmauer.

Prevesa und Janina sind alte Depotfestungen, jene mit einigen neuern, aber wenig bedeutenden Verstärkungen, jedoch besser armiert, sie sollen den Besitz der für die Versammlung von Truppen wichtigen Becken sichern.

Parga enthält eine Küstenbatterie aus Erde, ein Kastell und eine Zitadelle.

Butrinto ist eine Flußsperre, Palermo ein Fort; beide sollen die Einfahrt in den Hafen verwehren, wozu sie angesichts ihrer schlechten Beschaffenheit und ungenügenden Armierung kaum befähigt scheinen.

Delvino enthält ein Kastell, Mecovo eine gut erhaltne Paßsperre.

Die Küstenbefestigungen sollen einer Modernisierung unterzogen werden, doch da der Plan schon seit Jahren besteht, und da die politischen Verhältnisse dessen Verwirklichung nicht dringlich erscheinen lassen, dürfte es wohl noch geraume Zeit währen, bis die Verteidigung der albanischen Küste gegen feindliche Landungen möglich ist.

Bemerkenswert sind die im Gebirge Nord-Albaniens zahlreichen, solid gemauerten Kulen. Dies sind zwei- bis dreistöckige Türme, im Erdgeschoß mit Schießscharten versehen und schwer zugänglich, da zu der freistehenden Treppe nur eine Zugbrücke führt. Auch die übrigen Wohnhäuser in dem genannten Gebirge sind verteidigungsfähig. Zu ihrer Niederkämpfung wird, da sie meist in taktisch starker Lage sind, schwereres Geschütz als Gebirgsgeschütze notwendig sein.

Die wichtigsten Küstenorte sind durch Telegraphenlinien mit dem Landinnern verbunden.

Die Befestigungen gegen Ostrumelien und bei Konstantinopel. Nach dem Befestigungsprojekte vom Jahre 1882 sollte durch Befestigung von Adrianopel, Kirk-Kilise, Eskibaba oder Lüle, Burgas und Üzünköprü (am Ergene südöstlich Dimotika) an der ostrumelischen Grenze ein Manövrierraum geschaffen und Konstantinopel durch die moderne Ausgestaltung der Cataldschalinie geschützt werden. Zugleich sollten die Seesperren des Bosporus und der Dardanellen in moderner Weise umgebaut und die Meeresküste auf beiden Seiten der Nordausfahrt des Bosporus befestigt werden. Bisher ist dieses

Digitized by Google

Projekt nur teilweise durch noch unfertige Befestigungsbauten bei Adrianopel, Kirk-Kilise, an der Cataldschalinie und den Dardanellen ausgeführt worden.

Adrianopel ist ein verschanztes Lager von 35 Kilometern Umfang mit zahlreichen nicht armierten Erdwerken aus runden oder fünfseitigen Redouten.

Ende Mai dieses Jahres war im Auftrage des Sultans eine Kommission aus einer Anzahl höherer Offiziere des Heeres und der Marine gebildet worden unter dem Vorsitz des Vizeadmirals erster Klasse und Kommandanten der kaiserlichen Marineschule in Halki, Husni Pascha, mit dem Auftrage, nach dem Schwarzen Meere zu fahren und sich hier das Küstengebiet des Wilajets Adrianopel mit Rücksicht auf die Anlage von Befestigungen anzusehen. Ähnliche Studien waren in derselben Gegend schon vor dem letzten russisch-türkischen Kriege gemacht worden, jedoch ohne Resultat.

Kirk-Kilise besteht aus drei permanenten Werken.

Die Cataldschalinie ist eine etwa 40 Kilometer westlich vom Bosporus zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meer liegende Bachniederung, an deren Flügeln zunächst den Meeresküsten Seen liegen. Diese etwa 25 Kilometer lange Linie ist durch siebenundzwanzig alte und zwei neuere Erdwerke befestigt. An der Landseite von Konstantinopel bestehn mehrere verfallne Erdwerke und eine baufällige Ringmauer.

Die Seesperre Bosporus besteht aus mehrern alten und neuern Werken an beiden Küsten im Innern der Meerenge. Die Linie der neuern, gegen die Landseite nicht verteidigungsfähigen Werke, die aus Batterien aus Erde bestehn, ist nur 4,5 Kilometer lang — moderne Kriegsschiffe durchlaufen diese Entfernung in kaum zehn Minuten —, die alten Werke sind fast wertlose Stein- oder Erdbauten. Die Anwendung von Torpedos, Unterseebooten und Seeminen wird durch die starke Strömung wesentlich behindert. Zunächst der Nordausfahrt liegen an der Küste des Schwarzen Meeres einige alte Werke, die das Hervorbrechen der Flotte aus der Meerenge jedoch kaum zu schützen vermögen.

Die Seesperre der Dardanellen besteht meist aus neuern Erdbatterien. Seeminen sind — die Straße ist mehr als doppelt so breit als der Bosporus — hier wegen unverminderter Strömung leichter anwendbar.

Die Linie von Bulair besteht aus einer Reihe von alten, teils verfallnen Werken quer über den nördlichen schmalsten Teil der Halbinsel Gallipoli, die den Verteidiger der Dardanellensperren gegen eine Landung im Golf von Saros schützen sollen.

Die geringe finanzielle Spannkraft der Balkanstaaten beschränkt ihre Vorsorgen für den Kriegsfall auf die Organisierung und Ausrüstung der mobilen Streitkräfte; kostspielige Befestigungsbauten scheinen deshalb ausgeschlossen. Man begnügt sich, die während früherer Kriege errichteten Bauten, die meist dem Drange des Augenblicks entsprungen sind und darum sehr flüchtigen Charakter tragen, zu modernisieren oder überhaupt im Bauzustande zu er-

Digitized by Google

halten. Der Mangel an fortifikatorisch starken Bauten macht sich überdies aus dem Grunde nicht besonders nachteilig geltend, weil die wenigen Befestigungen in sehr starker Position liegen, und andrerseits auf die Heranbringung von Belagerungsgeschützen in modernem Sinne überhaupt nicht gerechnet werden kann, die Verteidigung darum nur mit Stärken zur Abwehr oder zur Widerstandsleistung gegen Gebirgsgeschütze, bestenfalls gegen Feldgeschütze und leichte Haubitzen zu rechnen hat. Die türkischen Truppen haben außerdem in den denkwürdigen Kämpfen um Plevna ihr besondres Geschick für die Anwendung flüchtiger Gefechtsfeldbefestigungen erwiesen. Und eine ähnliche Kunst im Improvisieren kann man auch den übrigen Balkanvölkern nachsagen. Die Türkei hat in den letzten Jahren größere Bestellungen an schwerem Geschütz gemacht, wann und wo diese Kaliber eingestellt worden sind, ist nicht bekannt geworden. Die durch die Unruhen in Mazedonien bedingte Haltung eines starken Feldheeres dürfte der Türkei trotz manchen Schlendrians in den Kriegsvorsorgen, besonders in einem Waffengange mit Bulgarien die Möglichkeit eröffnen, in den befestigten Stellungen nordwestlich von Konstantinopel dem Vordringen der raschen kriegsbereiten bulgarischen Kräfte bis zur gänzlichen Mobilisierung Halt zu gebieten. In dieser Erkenntnis ist man auch in der letzten Zeit daran gegangen, diese Befestigungen widerstandsfähiger auszugestalten.

Goethes letztes Lebensjahr

Ein Mosaikbild

2

Bewunderung verdient zunächst, daß der Dichter die 1790 ihm übertragnen Geschäfte der „Oberaufsicht über sämtliche Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst“ auch nach dem Tode des Sohnes, der ihm in diesen seit 1819 ein höchst wertvoller, sachkundiger, energischer Gehilfe gewesen war (seit 1824 als Geheimer Kammerrat), bis zu seinem Heimgange weitergeführt hat. Die Ausführungen besorgte ja der Oberaufsichtssekretär Schuchardt, auch war ihm seit Anfang 1831 in Hofrat Vogel*) ein beiratender Gehilfe beigegeben. Aber

*) Der frühere Kanzleirat und Geheimsekretär Christian Georg Karl Vogel. Er war in frühern Jahren als Schreiber Goethes tätig gewesen; seit 1808 wird er in dessen Briefen erwähnt, auch hat Goethe verschiedne Zuschriften an ihn gerichtet. Da auch der Leibarzt des Dichters Dr. Karl Vogel den Hofratstitel führte, so kann es mitunter zweifelhaft erscheinen, welcher von beiden bei den Tagebucheinträgen gemeint ist.

Digitized by Google

die Fürsorge für die verschiedentlichen Universitätsinstitute Jenas einschließlich der Universitätsbibliothek, für die Bibliothek, das Museum, die Zeichen- und Gewerkschule in Weimar, die dem Chef die Verpflichtung auferlegte, zahlreiche verschiedne Rechnungen zu prüfen, Neuanschaffungen anzuordnen und Personalien aller Art zu regeln, legte diesem doch eine nicht geringe Bürde auf. Aus dem Tagebuch ist zu ersehen, wie sich häufige Beratungen mit Hofrat Vogel nötig machten, wie andauernd gewisse Angelegenheiten, so zum Beispiel die Frage wegen der Anschaffung des Voigtschen Münzkabinetts, die Mängel der Veterinärschule in Jena, Anliegen der Sternwarte, den Dichter beschäftigt haben. Die Rubrik „Oberaufsichtliches" geht durch das Jahr 1831 von Woche zu Woche fort; noch für sieben Tage des März 1832, des Todesmonats, bezeugt das Tagebuch solche Arbeit. Sicher ist dem zweiundachtzigjährigen Greise die treue Ausdauer hoch anzurechnen, mit der er diese gewiß wenig erquicklichen, oft aber geistanstrengenden Geschäfte neben seinen Anliegen als Dichter, Forscher und Denker bis zu seinem Ende besorgt hat.

Zu diesen letztern bahnen wir uns den Übergang durch einen Überblick über des Dichters Lektüre im Jahre 1831. Soweit Achtzigjährige noch den Trieb zu zusammenhängender Lektüre verspüren, pflegen sie nach leichter Lesekost zu greifen. Um so mehr verdient Bewunderung, was Goethe 1831 in diesem Stücke geleistet hat. Nur ganz selten, mitunter Ottilien zuliebe, befaßt er sich mit reiner Unterhaltungslektüre, so zum Beispiel mit Romanen W. Scotts, über die er sich sehr entzückt äußert. mit Schriften von Viktor Hugo, Dumas, Balzac u. a., die ihm nur sehr teilweise zusagen. In der Hauptsache liest er schwere geschichtliche Werke, Memoiren und Briefwechsel, vornehmlich solche, die sich auf die neuere französische Geschichte beziehen, daneben Reisewerke aller Art, die ihn bald nach Griechenland, Rom, Persien, dem indischen Archipelagus, Neu-Südwales, Brasilien führen (so u. a. O. v. Kotzebues Reise um die Welt), Politisches, Nationalökonomisches, Ästhetisches, wenn von den naturwissenschaftlichen Werken, die das Tagebuch von 1831 erwähnt, hier ganz abgesehen wird, da sie doch mehr gründlich durchstudiert als bloß gelesen worden sind. Bemerkenswert ist, daß am 3. November auch Euripides an die Reihe kommt, noch mehr, daß sich Goethe von Ende September 1831 bis Ende Februar 1832 mit geringen Unterbrechungen abends von der Schwiegertochter aus Plutarchs Lebensbeschreibungen vorlesen ließ, die nach festem Plane durchgenommen wurden. Man kann nur staunen über die Ausdauer und geistige Spannkraft, die der Hochbetagte und ihm zuliebe die fünfunddreißigjährige Ottilie dabei bewiesen haben.

Hätte Goethe mit 1830 die Weiterarbeit auf geistigem Gebiet, zufrieden mit dem Erreichten, eingestellt, so hätte das niemandem auffallen können. Die unter Beistand von Eckermann, Riemer und Göttling von 1827 ab mit Mühe und Bedacht hergestellte „vollständige Ausgabe letzter Hand mit des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien" lag Anfang 1831 in

Digitized by Google

vierzig Sedezbänden vollständig vor (von der Parallelausgabe in Oktav schon dreißig Bände), dazu je zwei Bände „zur Naturwissenschaft überhaupt“ und „zur Morphologie“, endlich der Briefwechsel mit Schiller. Seit dem 22. Januar 1831 war das unter Kanzler Müllers Beirat aufgesetzte Testament nebst Kodizill*) mit Bestimmungen auch wegen des literarischen Nachlasses an Amtsstelle niedergelegt. Wünschenswert mußte noch erscheinen, Vereinbarungen mit Riemer wegen der spätern Herausgabe des Briefwechsels mit Zelter und mit Eckermann wegen des weitern Gebarens mit dem sonstigen seit Anfang Juni in drei wohlverschlossenen Kisten verwahrten literarischen Nachlasse. Diese Vereinbarungen haben in aller Umständlichkeit stattgefunden. Die wenigsten Achtzigjährigen würden schon dies haben leisten können. Der nie rastende, nie ermattende Geist Goethes begnügte sich aber nicht mit diesen Abschlüssen. Wie in den Jahrzehnten vorher ist er auch 1831 beflissen, tagtäglich neues auf allen Gebieten hinzuzulernen, Lücken auszufüllen, Irrtümer zu berichtigen, sein Weltbild zu vervollständigen und zu vertiefen. Aber nicht genug damit. Er müht sich damit ab, verschiedne noch unfertige Arbeiten zum Abschluß zu bringen.**) Sei zunächst von solchen die Rede, die dem literarisch-dichterischen Gebiete zugehören. In der Anzeige vom 1. März 1826 hatte der Dichter einen fünften Band von „Dichtung und Wahrheit“ im voraus angekündigt, der bis in den September 1786 reichen, somit den Anschluß an die „Italienische Reise, die Campagne von 1790 und 1792“ und an die „Annalen“ vermitteln sollte. Das Vorhaben, die Weimarische Zeit von 1776 bis 1786 eingehend zu behandeln, hatte er aus begreiflichen Gründen bald aufgegeben. Aber den bis zur Abreise nach Weimar reichenden vierten Band, für den er in den Jahren von 1816 bis 1825 schon mancherlei vorgearbeitet hatte, zum Abschlusse zu bringen, konnte und mochte er sich nicht versagen. Am Tage vor dem Eintreffen der erschütternden Todesnachricht aus Rom, am 9. November 1830, hat er den Anfang dazu gemacht. Nach Ausweis des Tagebuchs hat die Arbeit ihn im ersten Drittel von 1831 viel beschäftigt; zuletzt wird sie erwähnt unter dem 12. Oktober. Gedruckt erschien sie bekanntlich erst im Jahre nach des Dichters Tode.

Wer ein Gefühl für Stil hat im weitesten Sinne des Wortes, wird das 1831 Eingefügte leicht von dem früher Entworfnen unterscheiden. Das hohe Alter neigt zur Umständlichkeit, zu behäbiger Breite, zu pedantischen Schnörkeln.

---

*) Das interessante auf den spätern Verkauf der Originalbriefe zur Korrespondenz mit Schiller zugunsten der Erben sich beziehende Kodizill ist im Goethe-Jahrbuch VIII, 283 abgedruckt.

**) Ganz summarisch wird hierüber berichtet in der noch 1832 erschienenen Schrift von Dr. Karl Wilhelm Müller, Goethes letzte literarische Tätigkeit usw. Auch war diesem vieles von des Dichters Werken aus später Zeit unbekannt, was uns jetzt vorliegt.

Digitized by Google

Goethe machte hierin keine Ausnahme. Auch die drei ersten Bände unterbrechen ja öfters den Gang der Erzählung durch allgemeine Kulturbilder und Auslassungen über allgemeine Fragen, aber die Einlagen dieser Art, die sie bieten, sind zumeist schönstens abgerundet und geschlossen. Dagegen machen manche im vierten Bande den Eindruck von langausgesponnenen, mehr oder weniger willkürlichen Einschiebseln, die trotz der eingestreuten Goldkörner tiefer Lebensweisheit gegen einen Teil der erzählenden Partien stark abfallen. Stil und Aufbau mancher, besonders der reflektierenden Abschnitte erinnern sehr an die Wanderjahre, inhaltlich an gewisse Gespräche mit Eckermann aus den Jahren 1830 und 1831, so zum Beispiel die Digression über „das Dämonische" in Buch XX an die Unterredungen vom 28. Februar, 2., 8. und 30. März 1831. Die Freiheit, die die Romantiker jener Zeit dem Genie einräumten, die des Schriftstellers Seele gerade bewegenden Gedanken unbekümmert um Plan und Stilcharakter des Kunstwerks an beliebiger Stelle einzuweben, hat der Greis Goethe jedenfalls reichlich für sich in Anspruch genommen.

Zu derselben Zeit trug der Hochbejahrte aber noch eine ungleich schwerere Arbeitsbürde. Die Ausgabe letzter Hand hatte im zwölften Bande vom zweiten Teil des Faust nur einen beträchtlichen Teil des ersten Aktes und außerdem im vierten Bande als „klassisch romantische Phantasmagorie" die Helena gebracht. Im Pulte des Dichters hatte aber um 1827 und 1828 noch viel mehr gelegen, insbesondre seit mehreren Jahren schon ziemlich abgeschlossen Fausts Himmelfahrt. Im Mai 1827 hat bekanntlich der achtundsiebzigjährige Dichter den Heldenentschluß gefaßt, dieses Riesenwerk allmählich auszudichten. Ein ungeheuerliches Unterfangen für einen so hoch Betagten; man wird an das Wort der Manto (Faust II, 2, 5) gemahnt: „den lieb ich, der Unmögliches begehrt". Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, mit welcher Zähigkeit Goethe seit dem 18. Mai 1827 den „Hauptzweck", das „Hauptgeschäft" seines Greisenalters im Auge behalten und gefördert hat. Nach unsäglichem, heißem Bemühen war es gelungen, bis zum Ende 1830 den ersten und zweiten Akt im wesentlichen fertigzustellen (an Zelter, den 4. Januar 1831); der Hauptteil vom fünften Akt war damals seit längerer Zeit schon abgeschlossen, seit dem Juni 1830 (an August von Goethe, den 25. Juni) auch im großen ganzen die klassische Walpurgisnacht. Am 20. Februar 1831 hatte John eine mehrfach noch lückenhafte Reinschrift der drei ersten Akte hergestellt. Vom April bis Juni wurden die Szenen mit Philemon und Baucis (Tagebuch vom 9. April) und mit dem Hüttenbrand (Gespräch mit Eckermann vom 6. Juni) bewältigt, im Juli bei erfreulicher Aufgelegtheit zu dichterischer Arbeit der noch ganz fehlende vierte Akt hinzugefügt und die „Verbindung mit der Hauptpartie" (Tagebuch vom 12. Juli) hergestellt. Am 22. Juli verzeichnet der Dichter mit Genugtuung den Abschluß des Hauptgeschäfts; im September wird die Reinschrift hergestellt und dann versiegelt (an Boisserée, den 7. September und 24. November). Vom 8. bis 29. Januar 1832 wird

Digitized by Google

das noch nicht Gedruckte vom Dichter oder von Ottilie vorgelesen, was Anlaß zu manchen Nachbesserungen gibt (Tagebuch vom 14. und 24. Januar).

Hätte Goethe 1831 anstatt des getreuen Eckermanns einen Schiller oder Herder zur Seite gehabt, würde er sich schwerlich im letzten Lebensjahre, teilweise doch invita Minerva, mit dem vierten Akte mühselig abgeplackt haben. Vielleicht hätten diese ihm auch angeraten, die klassische Walpurgisnacht, wie die Helena von 1828, nur als „Zwischenspiel" zum Faust einzuführen unter Verzicht auf die Führerrolle des rätselhaften Homunkulus. Den vierten Akt, der in der Hauptsache nur die Belehnung Fausts mit der Meeresküste begründen soll, würde meines Erachtens niemand vermißt haben. Bei dem phantastischen Charakter des ganzen zweiten Teils würde sich kein Leser, hätte Mephistos Zaubermantel Fausten von Arkadien direkt an den Meeresstrand befördert, darüber Gedanken gemacht haben, mit welchem Recht sich dieser besagten Strandes als Herr bemächtigt habe.

Aber verständlich ist durchaus, warum dem Greise diese seine Lebensdichtung seit 1827 keine Ruhe mehr ließ. Das 1828 Veröffentlichte (Eingang, Szene am Kaiserhof, der langausgesponnene Mummenschanz) ließ doch nicht im entferntesten ahnen, auf welchen Wegen der Dichter seinen Titanen weiter zu führen gedachte und zu welchem Ziele. Über das letztere war er sich aber schon um 1824 völlig klar; wie die Wanderjahre, sollte auch Faust in gemeinnütziger Wirksamkeit großen Stils den Abschluß finden; diese sollte der Weisheit letzter Schluß sein, dem Unersättlichen mehr Befriedigung bieten als alles bisher Geschaute und Genossene. Zwischen der Kerkerszene des ersten Teils einerseits, dem Eingange und dem fünften Akte des zweiten mußte der Held des Stückes doch noch mancherlei Großes und Bedeutendes erleben, sollte Mephisto die Wette nicht kläglich verlieren. Wie der Dichter nach den Erwägungen langer Jahre das Dazwischenliegende durch allerlei Symbolik und Phantasmagorie mehr angedeutet als ausgeführt hat, weiß jeder Leser des Faust. Hier gilt es nicht Kritik zu üben, sondern nur festzustellen, wie höchst umfängliche und bedeutende Zutaten zu Faust das Jahr 1831 geliefert hat.

Auffällig kann es nicht sein, daß neben jener Riesenleistung in besagtem Jahre nur wenige dichterische Kleinigkeiten entstanden sind, Stammbuchverse, kleine Danksagungen, Beglückwünschungen u. dgl., von denen ein großer Teil im zweiten Jahrgang von Ottiliens origineller Sonntagszeitschrift Chaos abgedruckt worden ist.*)

*) Wenige Wochen vor dem Tode finden wir den Unermüdlichen aber noch beschäftigt mit einer eingehenden Besprechung des von Jouy verfaßten Textbuches zu der Oper „Die Athenienserinnen" vom Generalmusikdirektor Ritter Spontini in Berlin. Das Schema dazu H. 29, 707 usw. Siehe auch das Tagebuch vom 5. und 10. Februar 1832 und die Briefe an Zelter vom 14. Januar, an Spontini vom 19. Januar und 20. Februar.

Digitized by Google

War der Faust das „Hauptgeschäft“ auch 1831 geblieben, so war das zweitgrößte literarische Anliegen des Dichters, auch für seine naturwissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten noch befriedigendere Abschlüsse zu erzielen.

In hohem Grade bewundernswürdig ist sicher die Unbeirrbarkeit und Selbständigkeit, mit der der Greis Goethe dies zu erreichen sucht. Das Studium einzelner naturwissenschaftlicher Werke und Aufsätze in Zeitschriften wird auch für 1831 bezeugt. In der Hauptsache hält sich Goethe aber an das von ihm selbst Wahrgenommne, Untersuchte und an die Folgerungen, die sich ihm aus frühern eignen Forschungen ergeben haben, von der Autorität keines wenn auch noch so berühmten Naturforschers der Vergangenheit oder Gegenwart dabei beirrt. Am wenigsten war es aber im höhern Alter seine Art, ehe er sich mit einer Ansicht herauswagte, erst bei namhaften Fachprofessoren herumzufragen. In jüngern Jahren hatte er vielfach Belehrung und Beirat bei akademischen Vertretern naturwissenschaftlicher Fächer gesucht; nach und nach hat er, gekränkt durch viele verständnislose, ja entschieden übelwollende Kundgebungen gegen ihn als Naturforscher aus jenen Kreisen, seinen Verkehr mit naturwissenschaftlichen Fachmännern auf einen engen Kreis ihm Wohlgesinnter beschränkt. Im Jahre 1831 wechselt er wohl einzelne Briefe mit Cuvier und St. Hilaire (Paris), Loder (Moskau), Nees von Esenbeck (Breslau) und andern Naturforschern, seine Hauptanliegen auf diesem Gebiete trägt er aber lieber seinen Carus, Grüner, Henning, Schultz und Sternberg, ja seinen Eckermann und Zelter vor. Sein Hauptgenosse und Vertrauter für Botanik, Zoologie und Mineralogie ist aber seit Jahren der junge Hofmeister des Erbprinzen, Soret.

Dieser hatte durch sein im Mai 1828 ausgesprochnes Vorhaben, den „Versuch über die Metamorphose der Pflanze von 1790“ ins Französische zu übersetzen, den Dichter veranlaßt, jene alte Arbeit wieder vorzunehmen, zu ergänzen und teilweise umzugestalten. Im Juli 1830 war der Druck im Gange, rückte aber nur mit Stockungen vorwärts. Im März 1831 berichtet das Tagebuch fast von täglichen Unterhaltungen mit Soret über Botanica. Vornehmlich handelte es sich um eine geplante Zugabe zur Metamorphosenlehre „über die Spiraltendenz der Vegetation“. Seit Oktober 1829 hatte die Arbeit an dieser den Dichter vielfach beschäftigt; nach dem Abschlusse am 31. März 1831 wurde bis zum Juni, in dem der Druck erfolgte, noch mancherlei gebessert und nachgetragen. Auch das genügte dem Zweiundachtzigjährigen noch nicht. Er macht in den folgenden Monaten noch weitere einschlagende Beobachtungen, die er niederschreibt, und Auszüge aus Schriften; die letzte Notiz über diese Nachträge verzeichnet das Tagebuch unter dem 25. November (siehe Werke von Heinemann 29, 465). Im Druck erschien diese zweite Bearbeitung der Abhandlung über die Spiraltendenz in Band 55 der nachgelassenen Werke.

Digitized by Google

Natürlich verlor Goethe 1831 auch seine ihm vor allem andern am Herzen liegende „Farbenlehre“ nicht aus den Gedanken. Das Tagebuch erwähnt öfters Chromatisches*), vornehmlich bezeugt es für den Dezember und den Anfang des Jahres 1832 (Tagebuch vom 28. Februar, 2. März) Beschäftigung mit dem historischen Teil der Farbenlehre.

Anlaß zur Beschäftigung mit Geologie und Mineralogie gaben eingehende Sendungen für die Universitäts- und die eignen Sammlungen, insbesondre die von Schneeberg (7. Juni), Freiberg, Karlsbad (20. August), und der Verkehr mit Fachmännern wie Mahr, Glenck, Herder und andern. Am 20. Dezember entwirft er einen Aufsatz über Karlsbader Sprudelsteine, veranlaßt durch eine Sendung von Knoll daselbst.

Auch allgemeine naturwissenschaftliche Fragen wurden natürlich öfters erwogen und besprochen. „Bedeutende Betrachtungen auf Natur bezüglich“ verzeichnet das Tagebuch unter dem 20. Juni. Ähnliches wird angedeutet unter dem 25. Juni, 20. September. Die Rubrik „Naturwissenschaftliche Einzelheiten“ bereichert Goethe durch einen Aufsatz über „Leben und Verdienste des Dr. Joachim Jungius“, der am 10. April mundiert, aber erst 1850 veröffentlicht wurde.

Am tiefsten und nachhaltigsten beschäftigte ihn aber 1831 der Aufsatz von St. Hilaire über Goethe als Naturforscher (eingegangen den 19. Mai), noch mehr dessen Streit mit Cuvier, der den Dichter, vornehmlich im November, ganz erfüllte und veranlaßte, seinen im Herbst 1830 veröffentlichten Aufsatz über die Principes de Philosophie Zoologique von St. Hilaire durch einen umfänglichen zweiten Teil zu ergänzen, der noch im März 1832 veröffentlicht worden ist (H. 34, 154 usw.). Worum es sich bei jenem akademischen Streite gehandelt hat, ist zu bekannt, als daß hier darüber gesprochen werden müßte. Jedenfalls hat Goethe daraus kein Hehl gemacht, daß ihm, der sich auch 1831 des Zeitungslesens fast ganz enthielt und sich nur das Allerwichtigste vom Kanzler Müller gelegentlich berichten ließ, jener gelehrte Prinzipienstreit viel näher gegangen ist als die Pariser Julirevolution und ihre Nachspiele.

So überwiegend aber auch das Interesse des Dichters in seinem letzten Lebensjahre der Vollendung seines Faust und verschiednen naturwissenschaftlichen Abschlüssen zugewandt war, so gehn Kunst und Literatur doch keineswegs dabei leer aus. Oft genug werden Besichtigungen von Kunstwerken aller Art, Unterhaltungen über Gemälde und Plastisches aus alter und neuer Zeit mit dem alten Freunde Meyer und andern Besuchern erwähnt. In den Gesprächen läßt er sich über Lessing, Schiller, Klinger, Merck, noch häufiger

*) So unter dem 26. April, 20. September. Auch die unter dem 2. und 7. Februar erwähnte Dissertation von Professor Dietrich (Prag) über Polarität fällt unter dieses Kapitel. Dasselbe gilt von den Briefen an Boisserée über den Regenbogen vom 11. Januar, 2. und 25. Februar 1832 (H. 36, 578 usw.).

Digitized by Google

natürlich über seine eignen Arbeiten aus; verwiesen werde auch auf das über die Lektüre von 1831 Gesagte. Zugegeben sei aber, daß er sich 1831 mit derartigem mehr beiläufig befaßt, während naturwissenschaftliche Anliegen aller Art seine Gedanken stetiger beschäftigen. Wenige Tage vor seinem Heimgange erweckte noch Zahns Sendung aus Neapel mit einer Durchzeichnung der Casa di Goethe und dem Mosaikbilde der Alexanderschlacht das höchste Interesse des Greises. Der 1818 begonnene Aufsatz über die „künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände" wurde Ende November 1831 wieder hervorgesucht. Am 21. Dezember unterhält sich Goethe mit Eckermann über das Thema, am 29. Februar beschäftigt er sich mit dem Abschluß des bereits Vorliegenden. Der Tod hinderte ihn an der Ausführung. Das nach diesem erschienene Schlußheft des sechsten Bandes von „Kunst und Altertum" konnte nur die unvollendete Skizze mitteilen. Weiteres Druckfertige von Goethe größern Umfangs, das sich zur Aufnahme eignete, lag nicht vor; so mußte das Heft durch Beiträge von Meyer, Riemer, Eckermann, Soret, Schultz, Humboldt, Varnhagen und andern gefüllt werden. Von Goethe selbst rühren nur noch drei kleine Abfälle her, Epochen geselliger Bildung (H. 29, 209), für junge Dichter (daselbst 228 usw.) und die Inhaltsangabe des Livre des Cent-et-un (daselbst 727 usw.). Die Lektüre des ebengenannten 1831 erschienenen Buches wurde am 8. Dezember begonnen; die Einzeichnungen unter dem 31. Januar bis 4. Februar deuten darauf hin, daß eine Besprechung des Buches beabsichtigt war.

Wie viele Beiträge das Jahr 1831 und der Anfang von 1832 zu den zahmen Xenien, den Maximen und Reflexionen geliefert haben, läßt sich nicht sagen. Manches, was Max Heckers Buch von Seite 177 bis 290 bietet, mag aus dieser Zeit stammen. Jedenfalls berichtet Eckermann unter dem 15. Mai 1831, daß der Dichter über diesen Teil seiner Aufzeichnungen mit ihm eingehend verhandelt und für die Zukunft eine Anordnung aller Sentenzen nach den drei Gruppen Kunst, Natur, Ethisches und Literarisches vorgeschrieben habe.

Eine kurze Erwähnung verdienen noch die im letzten Jahre mit Müller, Soret, Riemer u. a., vor allem aber mit Eckermann geführten Gespräche,*) soweit Aufzeichnungen über sie uns vorliegen, mit Übergehung derer, die nur Alltägliches oder lediglich Persönliches behandeln. Hat Goethe doch viel von dem, was ihn in der Tiefe der Seele bewegte, in den Unterhaltungen mit Engvertrauten niedergelegt.

Der achte Band von Biedermanns Gesprächen bietet 55 Unterhaltungen vom 1. März bis Ende Dezember 1831, meist genau datierte; nur bei sechs ist es nicht ganz sicher, ob sie dem Jahre 1831 angehören. Dazu kommen noch achtzehn aus den ersten Monaten von 1832.

*) Recht häufig wird in denen von 1831 bezeugt, Goethe sei heiter, mitteilsam, zu Scherzen aufgelegt gewesen. Nicht selten erzählt er launige Anekdoten aus seinem Leben. Am 6. März 1831 ergötzt er sich mit Eckermann sogar an den tollen Unflätigkeiten im Personenverzeichnis zu „Hanswurstis Hochzeit". Kaum je wird einer gedrückten oder mißlaunigen Stimmung Erwähnung getan.

Digitized by Google

Läßt man die Gespräche vom März 1831 bis 1832 an sich vorüberziehn, so wird man sich ohne Zweifel verwundern müssen über die Vielseitigkeit der Interessen, die Tiefe und Frische der Gedanken, die der Zweiundachtzigjährige bekundet, auch über die mitunter leidenschaftliche Bestimmtheit, mit der er seine Ansichten äußert. Verwunderlich wäre es nicht, spielten in den Gesprächen der letzten Lebensjahre Erinnerungen an Vergangnes die Hauptrolle. Das ist aber keineswegs der Fall. Zuzugeben ist, daß die uns aus 1831 vorliegenden Unterhaltungen meist kürzer und minder eingehend sind als die früherer Jahre, überwiegend auch an das anknüpfen, was den Dichter gerade beschäftigt. Es werden aber auch fernerliegende Dinge von größerer Tragweite, so das Dämonische, die neuste französische Literatur, die Landschaftsmalerei, die tragische Schicksalsidee der Griechen, des Dichters Herzensstellung zu religiösen Fragen (den 11. März 1832), behandelt, nur selten dagegen und ganz obenhin Politisches. Für des Dichters Lebensweisheit und Naturphilosophie sind vornehmlich bedeutend die Gespräche vom 29. Mai, 15. Juli, 2. August, 17. Februar, vor allem aber das nur erwähnte vom 11. März.

Zuletzt noch ein paar Sätze über das Tagebuch des letzten Jahres, das umfänglicher ist als das der nächst vorhergegangnen. In lückenloser Reihe führt es alle Tage vom 1. März 1831 bis 15. März 1832 vor mit peinlich genauer Angabe der jedesmaligen Ein- und Abgänge von Sendungen, der erhaltnen Besuche, der Arbeiten, Lektüre, Unterhaltungen jeden Tages bis zu den Plaudereien und Spielen mit den Enkeln. Folgt es hierin im allgemeinen der Gepflogenheit der letzten Jahre, so wirkt es greisenhaft, daß sich 1831 ab und zu inmitten der knappen Mitteilungen tatsächlicher Art breitere Auslassungen finden, die an das laute Vorsichhinsprechen betagter Menschen gemahnen können, so die über den Streit der Nominalisten und Realisten (1. Oktober), über ein französisches Buch (11. Oktober), über frömmelnden Kunstwahnsinn Düsseldorfer Maler (16. Januar 1831), über Glencks Bohrversuche (25. Januar 1830), sogar über den Schnurrbart des jungen aus der Fremde heimgekehrten Friedr. Preller (17. Mai), ja über die beim Siegeln von Briefen nötige Sorgfalt (13. März). Zugleich verrät aber die temperamentvolle Fassung solcher kleinen aus dem Tagebuchstil herausfallenden Einschiebsel, daß wir es mit einem frischen, lebhaft empfindenden Greise zu tun haben. Rührend ist die auf jeder Seite sich bekundende liebevolle Rücksichtnahme auf Ottilie und ihre Kinder.

Doch nunmehr — manum de tabula. Abgesehn werde von jedem Nachwort zu dem vorgeführten Bilde. Mag es wirken durch sich selbst. Hingewiesen werde nur noch schlicht auf folgende Tatsachen. Am 18. März 1832 hatte sich der in der Nacht zum 16. erkrankte noch lebhaft mit dem Arzt unterhalten, am 19. ebenso und Kupferstiche besichtigt, am Abend des 20. sich nach einem übeln Tage über Amtliches berichten lassen, in der Frühe des 22. noch die Hoffnung auf Wiedergenesung geäußert. Darauf ist er $^1/_2$12 Uhr so sanft ent-

Digitized by Google

schlafen, daß seine Umgebung das Eingetretensein des Todes zunächst nicht glauben wollte.

Soll dem vorgeführten Bilde durchaus eine Unterschrift gegeben werden, so werde dazu das kurze Wort vorgeschlagen, das Goethe am 12. März 1832 in Gegenwart von Coudray, Müller und Eckermann beim Anschauen eines von ihm ehedem gezeichneten, einen Sonnenuntergang darstellenden Bildes geäußert hat:

Auch im Scheiden groß!

Dresden Theodor Vogel

Sächsische Ortsnamen

Jeder, der sich im deutschen Vaterlande umgeschaut hat, wird die auffällige Tatsache beobachtet haben, daß in gewissen Landschaften gewisse Ortsnamen massenhaft auftreten, während wir sie in andern Gauen nirgends oder kaum treffen. So ist es allgemein bekannt, daß es in Südwestdeutschland, zumal in Schwaben, geradezu wimmelt von Ortsnamen auf -ingen wie Göppingen, Eßlingen, Reutlingen, Tübingen, denen auch die unzähligen -weiler diesseits und jenseits des Oberrheins den Rang nicht ablaufen. Wer Nordthüringen und den anstoßenden Teil der Provinz Sachsen kennt, weiß, wie häufig dort Ortsnamen mit der Endung -leben wie Aschersleben, Oschersleben, Eisleben und Memleben sind, und wer im Rheinland und dem angrenzenden Westfalen bewandert ist, dem werden dort die ungemein zahlreichen Namen auf -scheid (Remscheid, Lüdenscheid) aufgefallen sein. Minder bekannt wird es sein, daß das Grundwort Wang = Flur, das zum Beispiel in Furtwangen (Schwarzwald) vorliegt, nur bestimmten Teilen des Elsaß, Badens und Bayerns eigen ist. So hat fast jeder deutsche Gau seine eigentümlichen Ortsnamen ausgeprägt, und nicht bloß Deutschland zeigt diese Erscheinung. In Südengland bezeichnet man eine nach der See zu offne Schlucht als chine. Obwohl es nun solche Schluchten an der englischen Küste fast überall gibt, kennt man das Wort chine nur im Süden, besonders in Hampshire (Boscombe Chine) und auf der Insel Wight (Shanklin Chine).

Ist es nun Zufall, daß solche eigentümliche Ortsnamen auf das Gebiet einer bestimmten Mundart beschränkt sind, daß also die Namen mit -wang ausschließlich auf alemannischem Boden vorkommen? Warum suchen wir sie anderswo vergebens? Ganz einfach, weil das Wort wang nur der alemannischen Mundart eigen gewesen ist.

An solchen Ortsnamen, die nicht Gemeingut Deutschlands, sondern auf bestimmte Gaue beschränkt sind, ist nun auch im Königreich Sachsen kein Mangel. Besonders eine Gegend ist merkwürdig, weil durch sie die Grenze zwischen mehreren solchen Ortsnamenfamilien hindurchgeht: die Zwickauer (des Verfassers Heimat). Dicht nordwestlich vor der Stadt liegt das alte Dorf Weißenborn, südwestlich aber das Rittergut Weißenbrunn. Nimmt man sich nun die Mühe, auf einer genauen Karte sämtliche Ortsnamen auf -born und auf -brunn anzumerken, so findet man die auf -brunn (bis auf die paar in

Digitized by Google

der zum Teil von Unterfranken besiedelten Lausitz) alle südlich von Zwickau, im Vogtland und westlichen Erzgebirge, die -born dagegen nördlich und östlich davon, im obersächsischen Sprachgebiet und dem östlichen Erzgebirge. Sachsens Hauptstadt liegt also im Borngebiete: zwar finden sich in unmittelbarer Nähe keine Ortsnamen auf -born, aber für diese scheinbare Dürre entschädigt uns die Dresdner Heide mit ihrem Guteborn- und Eisenbornbach, dem Augustusborn, Höllenborn und ändern. Daß auch der Dresdner Stadtmundart das Wort Born und nicht etwa Brunn eigen gewesen ist, beweisen die alten Namen Borngasse und Queckborn (amtlich jetzt Queckbrunnen), die erste ist in dieser Form schon 1450, der andre 1512 urkundlich erwähnt. Verfolgen wir nun die Grenzlinie zwischen -born und -brunn jenseits der weißgrünen Grenzpfähle, so finden wir die Ortsnamen auf -born in den Landschaften, deren Mundart nieder- oder mitteldeutsch ist, in Westfalen — hier sei nur auf Paderborn hingewiesen —, Luxemburg, der Rheinprovinz, in Hessen und Thüringen, -brunn oder -bronn dagegen herrscht auf oberdeutschem Boden.

Nicht minder auffällig — für Sachsen, dies sei ausdrücklich betont, denn Süddeutschland zum Beispiel zeigt beide Arten durcheinandergemischt — ist die Verteilung der mit Unter- und der mit Nieder- zusammengesetzten Ortsnamen. Wieder finden wir die Tatsache, daß der Südwesten von dem übrigen Sachsen abweicht: im Vogtlande und westlichen Erzgebirge wird der tieferliegende Ort oder Ortsteil überall mit Unter- bezeichnet, bis auf eine Ausnahme, Niederauerbach. Allerdings kommen umgekehrt auch im obersächsischen Gebiete einzelne Unter- vor, aber sie verschwinden fast völlig in der Masse der Nieder-, die zum Beispiel auch in der Dresdner Gegend herrschen: ich erinnere nur an Niederwartha, -pesterwitz, -heßlich, -sedlitz, -poyritz, -lößnitz, und in Dresden selbst an den Niedergraben im innern, ältesten Teile der Neustadt, dem gegenüber sich der Untere Kreuzweg als junger Name verrät, der sicherlich am grünen Tische entstanden ist. Merkwürdigerweise berühren sich nun die Nieder- mit den Unter- am engsten da, wo die -born an die -brunn stoßen, in der Zwickau-Werdauer Gegend: das Dorf Steinpleis nahe bei Weißenbrunn zerfällt*) in drei Teile, Ober-, Unter- und Niedersteinpleis, und zwar liegt Niedersteinpleis etwas nördlich von dem mit Unter- bezeichneten Ortsteil. Sollte das Zufall sein? Zwickau selbst gehörte durchaus zum Nieder-Gebiet: es hatte einen Niedern Steinweg, der vom Markte zum Niedern Tor führte, und außerhalb der Ringmauer, in der Niedern Vorstadt, einen Niedern Anger (1461 uff deme niedern anger). Demgegenüber erweist sich z. B. Plauen mit seinem Untern Steinweg, Untern Graben, Untern Anger und seiner Untern Mühle als echt vogtländische Stadt.

Ein dritter Begriff, der je nach der Mundart in verschiedner Form erscheint, ist der des Wortes neu. Es geht zurück auf das ältere, oberdeutsche niuwe, gesprochen nüwe. Die niederdeutschen Mundarten haben eine Form nie entwickelt. Im Mitteldeutschen dagegen taucht für nüwe schon früh die Form nuwe auf. Dieses mitteldeutsche nuwe mußte später zu nau übergehn, wie jedes alte lange u im Neuhochdeutschen zu au wurde, und wirklich findet sich nau für neu in einigen echt mitteldeutschen Mundarten wie der Altenburger und der Rochlitzer sowie den Wörtern, die vor der Ausbildung der

*) Nach Erkundigungen, die ich vor etlichen Jahren an Ort und Stelle eingezogen habe, werden freilich die beiden Namen Unter- und Niedersteinpleis nicht mehr streng auseinandergehalten, und auch die topographische Karte des Königreichs Sachsen hat den nachweisbar alten Unterschied aufgegeben: 1874 verzeichnet sie die drei Ortsteile noch, während die nächste Auflage, 1886, nur noch Ober- und Untersteinpleis aufführt.

Digitized by Google

neuhochdeutschen Schriftsprache schon geprägt waren, den Orts- und den Familiennamen. So stehn nebeneinander die Namen Neumann, Naumann, Niemann. Ließen sich die Stammbäume dieser Familien weit genug zurückverfolgen, so würde sich als Heimat der Neumänner Süddeutschland oder Ostfranken ergeben, für die Naumänner das mittlere und für die Niemänner das nördliche Deutschland. Entsprechend würde das Ergebnis bei den Neu- und Niemeiern sein. Naumeier freilich gibt es nicht, es hat nie welche gegeben, weil die Meiereiwirtschaft auf mitteldeutschem Boden nicht ausgeprägt war. Nun zu den Ortsnamen! Selbstverständlich müssen wir hierbei die ganz jungen Namen wie Neu-Gersdorf ausschalten. Nur die mit den einfachen Grundwörtern -berg, -burg, -dorf, -hain, -hof, -stadt u. dgl. gebildeten alten Ortsnamen haben Beweiskraft. Unter dieser Voraussetzung ergibt sich folgendes: Ortsnamen wie Nienburg (an der Weser), Niendorf (bei Lübeck), Nienhagen (Braunschweig) sind im Königreich Sachsen überhaupt nicht vorhanden, der Anteil der Niederdeutschen an der Besiedlung unsers Landes kann also nur gering gewesen sein! Das mitteldeutsche Nau- hingegen ist etwa vierzigmal vertreten, aber nur — und das ist bedeutungsvoll — im eigentlich obersächsischen Sprachgebiete, während es dem Vogtlande und westlichen Erzgebirge wieder gänzlich fehlt. Die Dresdner Gegend erweist sich auch bei diesem Worte, wie bei -born und Nieder-, als rein mitteldeutsch: ich brauche wohl nur auf Naundorf bei Kötzschenbroda und Ober- und Kleinnaundorf bei Deuben hinzuweisen. Daß auch der Dresdner selbst vor etwa vierhundert Jahren (vgl. Hantzsch in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens 17/18, 1905) nau statt neu sagte, bezeugen die alten Straßennamen: die heutige Straße Am See heißt 1466 hinder dem nawen Sehe, die Neue Gasse 1555 Naue Ziegelgasse, die Schießgasse 1551 Nawgasse am Graben usw. Die südlichsten Nau- in Sachsen sind Naundorf, eine Wüstung zwischen Waldenburg, Callenberg und Langenchursdorf, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Wüstung (1490 Nauendorff) bei Glauchau, und ein paar Stunden südwestlich davon Naundorf am rechten Ufer der Pleiße südlich Crimmitschau. Merkwürdigerweise liegt diesem Naundorf ein Neukirchen gegenüber, merkwürdig deshalb, weil wir hier wieder dicht an der Grenze zwischen -born und -brunn und Nieder- und Unter- stehn. Wo finden wir nun diese Nau- außerhalb Sachsens? Am Rheine, in Hessen-Nassau und im Großherzogtum Hessen, in Thüringen und der Provinz Sachsen, endlich auch in Schlesien, kurz, in ganz Mitteldeutschland, besonders häufig aber in Hessen. Da ist es wohl mehr als Zufall, daß wir gerade hier in Hessen drei Orte namens Fauerbach antreffen, die einzigen in Deutschland: eins bei Friedberg, eins bei Nidda und das dritte, Fauerbach vor der Höhe, beim Bade Nauheim, denen in Süddeutschland die Feuerbach (z. B. bei Müllheim in Baden und bei Stuttgart) entsprechen. Wie nämlich altes niuwe, neu, im Hessischen als nau erscheint, so mußte fiuwer, Feuer, zu Fauer werden, und wirklich ist diese Form heute noch in hessischen Mundarten lebendig, zum Beispiel in der von Eschenrod am Vogelsberg (Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten V, 1904, S. 246).

Doch kehren wir an unsern Ausgangspunkt in Sachsen, die Zwickauer Gegend, zurück, in der sich, wie erwähnt, die -born mit den -brunn, die Niedermit Unter-, die Nau- mit den Neu- so eng berühren. Durch diese Gegend zieht sich noch eine Grenzlinie, die vierte also, nämlich die zwischen den vogtländischen Ortsnamen auf -grün und den obersächsischen auf -hain. Wieder können wir von der Karte ablesen, daß eine Linie Werdau—Zwickau die Scheide bildet: nördlich davon finden wir, von Westen nach Osten, Blankenhain bei

Digitized by Google

Crimmitschau, Nichzenhain bei Werdau und Jüdenhain bei Zwickau, südlich davon Ruppertsgrün bei Werdau und die Unmenge der vogtländischen -grün, die dem Südwesten Sachsens geradezu sein Gepräge aufdrücken. Diese beiden Gebiete greifen kaum ineinander über, abgesehen von ein paar versprengten Orten: Grüna bei Chemnitz, ein echtes Grün, wie die mundartliche Form „de Grü" beweist, und Wolfsgrün bei Siebenlehn mitten im -hain-Gebiet, und andrerseits inmitten der vogtländischen -grün ein -hain, Hinterhain bei Auerbach. Als eigentliche Heimat der -grün ergibt sich das nördliche Oberfranken und die nördliche Oberpfalz, wo sie dicht aneinandergedrängt erscheinen. Daneben finden sie sich noch häufig im Südosten Thüringens, etwa südlich von der Linie Sonneberg—Ziegenrück—Greiz, und im nordwestlichen Böhmen, also nur im ostfränkischen und oberpfälzischen Sprachgebiet. Auf diesem Boden aber treffen wir die -hain nur ganz vereinzelt, während sie im echt mitteldeutschen Gebiete, zum Beispiel der Dresdner Gegend, desto häufiger sind: zum Beweise seien bloß Birkenhain bei Wilsdruff, Reinholdshain bei Dippoldiswalde und Falkenhain bei Dohna erwähnt. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß nicht alle heutigen Ortsnamen auf -hain deutschen Ursprungs sind: Geithain bei Rochlitz zum Beispiel, urkundlich 1296 Gyten (Cod. dipl. Sax. II, 9, 36), ist sicher slawisch. Aber selbst wenn man diese wenigen nichtdeutschen -hain ausschaltet, bleiben doch noch so viel, daß sie ein auffälliges Kennzeichen des nichtvogtländischen Sachsens bilden.

Endlich erscheinen fünftens, wieder bei Werdau, die nördlichsten Ausläufer der Ortsnamenfamilie -reut: die Dörfer Fraureuth und, etwas weiter aufwärts, Reuth. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß sie ihre Heimat weiter im Süden haben: am dichtesten sitzen die Glieder dieses zahlreichen Geschlechts längs der sächsisch-bayrischen Landesgrenze, in einer Gegend, die sprachlich rein oder wenigstens stark oberpfälzisch ist. Sonst finden wir in Sachsen die Familie Reut selbst nur in Kaltreuth bei Großenhain (1303 Callicrüthe), dem zum Dorfe Oppeln bei Löbau gehörenden Rittergute Kaltreuth, ferner in Berreuth bei Dippoldiswalde und der 1486 als Dorf erwähnten Bäreute, die jetzt einen Teil von Porschendorf bei Stolpen bildet. Häufiger begegnen uns ihre Vettern, die -rode. Sie sitzen mehr im Tiefland, und nur einige wenige, wie Rodau westlich Plauen, Foschenroda bei Netzschkau, Alberoda bei Lößnitz im Erzgebirge und Pfaffroda bei Sayda, wagen sich höher hinauf. Das Zaukerode der Dresdner Gegend gehört übrigens diesem gut deutschen Geschlechte nicht an, es ist ein sorbischer Eindringling. Verfolgen wir die Spuren der Familie Rode weiter nach Westen, so ergibt sich als ihre Heimat Hessen, das nördliche Mainfranken (hier gewöhnlich in der Schreibung -roth) und Thüringen, und als ihre Nachbarn die -born und -hain, mit denen sie sich anscheinend besser vertragen als mit ihren Vettern, den Reut.

Nicht so bedeutungsvoll der Zahl nach wie die fünf bisher angeführten Gruppen sind die Ortsnamen auf -städt, wofür es, beiläufig, auf alemannischem Boden immer -stetten heißt. Wer Thüringen kennt, weiß, daß es dort geradezu wimmelt von solchen Orten, von denen Volkstädt bei Jena und Auerstädt allgemein bekannt sind, jenes aus Schillers Leben, dieses aus der Geschichte der deutschen Erniedrigung. Unsre engere Heimat ist nicht gerade reich an solchen Ortsnamen, die meisten, sieben, gehören der Kreishauptmannschaft Leipzig an; die südlichsten und östlichsten Ausläufer sind Seelingstädt bei Werdau, Schönerstädt bei Oderan und Reichstädt bei Dippoldiswalde.

Ebenfalls auf Thüringen zurück weisen die paar mit Wenigen-, d. h. Klein-, zusammengesetzten Ortsnamen. Zwar kommen sie auch in Hessen

Digitized by Google

(Wenigenhasungen bei Kassel) und in Schlesien (zum Beispiel Wenig-Mohnau zwischen Schweidnitz und Breslau) noch vor, doch ihre eigentliche Heimat scheint die Gegend um Weimar zu sein; dort liegen etwa zehn, die Hälfte aller überhaupt vorhandnen Orte dieser Art, so Wenigen-Auma und Wenigen-Sömmern, am bekanntesten aber das Dörflein Wenigen-Jena, in dessen Kirche Schiller mit seiner Lotte den Bund fürs Leben schloß. Die einzigen sächsischen Vertreter dieser Sippe finden sich dicht beieinander, und zwar — das ist bezeichnend — ganz im Westen, also nach Thüringen zu: Wenigen-Ossa bei Ossa südwestlich von Geithain, Wenigen-Borna dicht bei Borna und die wüste Mark Wenig-Machern bei Wurzen. Ein vierter, Wenigen-Schönau bei Zittau, heißt seit Jahrhunderten Klein-Schönau.

Deuten die bisher angeführten Merkmale einerseits entschieden auf Thüringen, wie die -born, -rod, Nau-, andrerseits auf Oberfranken, so führt uns ein weiteres nach Unterfranken: die Ortsnamen auf -heim. Zwar fehlen sie in Oberfranken nicht ganz, aber ihre Heimat liegt weiter westlich, im rhein- und mainfränkischen Gebiet, wo sie in Unmenge auftreten: es sei hier nur erinnert an Wertheim am Main, Tauberbischofsheim, Neckarbischofsheim, Germersheim und Mannheim. In Sachsen begegnen sie uns hauptsächlich zwischen der Wyhra und der Zwickauer Mulde und anderseits an der mittlern Freiberger Mulde, während außerhalb dieses mittlern Muldengebiets nur wenige liegen, und von diesen wenigen ist eins, Tirschheim bei Hohenstein-Ernstthal, wegen der mundartlichen Form (Terrschmich) auch noch zweifelhaft. Daß das Vogtland trotz seines fränkischen Gepräges überhaupt kein -heim aufweist, darf nicht wundernehmen: dort wohnt eine im wesentlichen oberfränkische Bevölkerung.

Um uns den Vorwurf der Einseitigkeit zu ersparen, wollen wir nun das, was wir aus den Ortsnamen herausgelesen haben, mit Hilfe der Flurnamen nachprüfen. Gerade sie lassen bei ihrer Menge zuverlässigere Schlüsse zu als jene. Unsre Hauptquelle sind hierbei die jetzt im Hauptstaatsarchiv zu Dresden aufbewahrten Flurverzeichnisse, die das Finanzministerium im Jahre 1835 von sämtlichen Gemeinden — von vielen leider erfolglos — eingefordert hat. Es hieße freilich den Rahmen dieser für weitere Kreise bestimmten Darstellung überschreiten, wollte ich das aus den Flurverzeichnissen gewonnene überreiche Material hier in seinem vollen Umfange verwerten. Ich kann hier nur das Wichtigste herausheben, ohne auf Einzelheiten einzugehn.

Die Linien Brunn-Born und Unter-Nieder werden durch die Flurverzeichnisse fast gar nicht verschoben, die Linie Neu-Nau durchaus bestätigt, mit andern Worten: im Vogtland finden sich Flurnamen mit -born und Nieder- so gut wie gar nicht, Nau- überhaupt nicht. Ebensowenig kommt -städt und Wenigen- in vogtländischen Flurnamen vor, und -heim ist an sich — durch die Bedeutung — ausgeschlossen. Anders liegt die Sache bei den Linien -grünhain und -reut-rode. Zweierlei fällt hierbei auf: erstens sind die -grün, die als Ortsnamen durch ihre Häufigkeit dem Vogtland geradezu sein Gepräge aufdrücken, als Flurnamen ziemlich selten, während die in Ortsnamen verhältnismäßig seltnen -reut in den Flurverzeichnissen massenhaft erscheinen. Die von den oberfränkischen Siedlern als Grün bezeichneten Plätze haben sich also fast sämtlich zu Wohnorten entwickelt, die meisten Reuten aber sind unbesiedelt geblieben. Und zweitens: während wir im ganzen Vogtland nur einen einzigen Ort auf -hain gefunden haben, kommt -hain in Flurnamen über zwanzigmal vor, auch im südlichsten Vogtland, der Amtshauptmannschaft Ölsnitz. Noch häufiger treffen wir die -rode, dessen einzige Vertreter bei den Ortsnamen

Digitized by Google

Foschenroda und Rodau waren. Nur erscheinen sie meist verkappt, in der Form Ruhe, die der mundartlichen Aussprache entspricht. Diese Häufigkeit der -hain und -rode in Flurnamen beweist, daß die Bevölkerung des Vogtlandes nicht so einheitlich ist, wie man aus den Ortsnamen schließen könnte, daß sich vielmehr in den Hauptstrom der oberfränkischen Einwandrer auch Zuflüsse aus Thüringen ergossen haben.

Umgekehrt erscheinen etliche -reut, als deren nördlichsten Ausläufer wir das Dorf Traureuth bei Werdau bezeichnet haben, noch weiter nach Norden und Osten über das eigentliche Vogtland hinaus versprengt: unzweifelhaft echte Vertreter dieser Sippe haben sich gefunden in den Flurverzeichnissen von Stahlberg südlich von Annaberg, Bockau bei Schwarzenberg, Olsnitz bei Lichtenstein-Callnberg, Kirchberg südlich und Oberhaßlau südöstlich von Zwickau, und endlich in Kleinhessen an der Pleiße zwischen Werdau und Crimmitschau („ein Rand mit Holz die Reit genand"). Diese Reut ist besonders wertvoll, deshalb, weil sich in allernächster Nähe ein andrer Flurname findet, der in Sachsen sonst fast ganz auf das Vogtland beschränkt ist. Im Flurverzeichnis des Dorfes Culten, gegenüber Kleinhessen, erscheint nämlich „eine Wiese, die Peinte genannt", und „ein Laubholz, der Peindtenbusch". Diese „Peinte" gehört der gut oberdeutschen Familie Beunt an, die sich bis herein ins Vogtland verzweigt hat, wo ich das Wort (auf die Bedeutung kann ich hier leider nicht eingehn) in nahezu 160 Fluren gefunden habe. Außerhalb des eigentlichen Vogtlands treffen wir es nur noch in Schönfels, Beiersdorf, Ebelsbrunn, Stenn (also südwestlich von Zwickau) und in Eibenstock. Unser Culten stellt demnach den nördlichsten Vertreter. Dazu kommt noch eins. Ungefähr da, wo Culten mit seiner Beunt und Kleinhessen mit seiner Reut liegen, geht die dem Vogtländischen nahe verwandte Mundart der Werdauer Gegend allmählich in das von Norden heraufdringende Obersächsisch über: noch in Langenbernsdorf und Stöcken bei Werdau spricht man, um nur das Wichtigste herauszugreifen, das vogtländische pf (die Schupfe, der Erdäpfel usw.), weiter nördlich aber, um Crimmitschau, das obersächsische pp (der Schuppen, Erdäppel). Ich habe mir diese Abschweifung ins Mundartliche erlaubt, um zu zeigen, wie sich an einer bestimmten Stelle die Ergebnisse der Orts- und Flurnamenforschung mit denen der Mundartenforschung decken.

Bis hierher haben wir uns darauf beschränkt, aus der Gestalt des Grundworts (ob -born oder -brunn) oder des Beiworts (ob Nau- oder Neu-) auf die Abstammung der Besiedler zu schließen. Es gibt jedoch außerdem Ortsnamen, die uns unmittelbar auf bestimmte Stämme hinweisen. So erscheint der Name der Franken in Ober- und Nieder-Frankenhain bei Geithain, Franken bei Waldenburg, Frankenau bei Mittweida, Frankenberg und Frankenstein, also auf dem durch die -heim als unterfränkisch erwiesenen Gebiete, sowie weiter abseits in Frankenhausen bei Crimmitschau, Frankenheim bei Leipzig, Frankenthal bei Bischofswerda und Altfranken bei Dresden. Warum aber, wird man einwenden, fehlen solche Ortsnamen in dem überwiegend von Franken besiedelten Vogtlande? Weil diese hier in erdrückender Menge einrückten! Da hätte es keinen Sinn gehabt, die Stammbezeichnung als unterscheidendes Merkmal vor den Ortsnamen zu setzen. In das oberfränkische Gebiet jedoch drangen die Franken, wie die Mundart beweist, nicht so zahlreich ein, und so erklärt sich das Vorkommen der Stammbezeichnung in Ortsnamen hier, neben den überwiegend thüringischen Siedlungen, ganz natürlich. Ein Seitenstück zu dieser Erscheinung bieten die Familiennamen. Die Ahnherren

Digitized by Google

der Familien Beier, Franke, Nürnberger usw. haben ihre Namen sicherlich nicht in der alten Heimat erhalten. Im Herzogtum Bayern, unter lauter Bayern, einen Mann ausdrücklich als Bayer zu bezeichnen oder in der Stadt Nürnberg einen Bürger als Nürnberger, wäre sinnlos gewesen. Wohl aber war in der Fremde die Bezeichnung nach der Herkunft ein bequemes Mittel, einen Eingewanderten von den Eingesessenen zu unterscheiden. Man könnte ferner einwenden, in den mit Franken- usw. zusammengesetzten Ortsnamen liege gar nicht die Stammbezeichnung, sondern der Personen-, Familienname vor. Auch dieser Einwurf läßt sich leicht widerlegen. Zur Zeit der Besiedlung gab es so gut wie noch keine ausgeprägten Familiennamen, erst gegen Ende des Mittelalters werden sie fest. Daß noch vor vierhundert Jahren der Rufname die Hauptsache war, dafür zeugen unter anderm die Namensverzeichnisse der ältesten Zwickauer Kirchenbücher, die aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammen: sie sind nach Vornamen geordnet. Es werden darin also zunächst alle Leute aufgeführt, die auf den Rufnamen Abraham hören, dann die Adam usw. Spielt somit noch vor vierhundert Jahren der Familienname die Nebenrolle, wieviel mehr muß das drei bis vier Jahrhunderte früher der Fall gewesen sein! Wenn also ums Jahr 1200 ein neuer Ort Frankenstein oder ähnlich getauft wurde, so gehörten damals die Gründer wirklich dem Stamme der Franken an. Zum Glück besitzen wir für manche Gegend auch urkundliche Zeugnisse dafür, daß die Besiedler Glieder eines bestimmten Stammes waren. So lassen sich für die Gegend zwischen der Wyhra und der Zwickauer Mulde fränkische Siedler nachweisen: die Pegauer Annalen (Mon. Germ. hist. scriptorum tom. XVI, S. 247, 18) berichten zum Jahre 1104, Graf Wiprecht von Groitzsch habe das weite Waldgebiet zwischen der Schnauder, der Wyhra und der Mulde mit fränkischen Ansiedlern besetzt, die er aus der Gegend von Lengfeld — dort lebte seine Mutter — herbeiholte: partes Franconiae adiens ... plurimos eiusdem provinciae colonos inde transtulit laudet die für uns wichtige Stelle. Dieses Lengfeld liegt aber bei Würzburg, also in Unterfranken. Ebenso sind fränkische Siedler für das Gebiet der mittlern Freiberger Mulde bezeugt: im Jahre 1186 (Cod. dipl. Sax. I, 2, S. 361) schlichtet Markgraf Otto einen Streit zwischen dem Edeln Adalbert von Duvenheim (d. i. Taubenheim bei Meißen) und den fränkischen Ansiedlern — Francones heißt es ausdrücklich in der Urkunde —, die jener in Taubenheim sowie in Berbersdorf, Haslau und Seifersdorf bei Roßwein angesetzt hatte.

Die Franken sind nicht der einzige deutsche Stamm, dessen Name uns in sächsischen Orten begegnet. Auch die Bayern haben, wenn auch nur vereinzelte, Siedlungen angelegt: so Beiersdorf bei Werdau, dem nördlichsten Reut, Fraureuth, dicht benachbart, was wohl Beachtung verdient, da ja die Heimat dieser -reut die bayrische Oberpfalz ist; ferner Beiersdorf bei Grimma, bei Leisnig, bei Radeburg, Beierfeld bei Grünhain und endlich das altenburgische Dorf Beiern westlich von Penig. Dicht daneben, wieder diesseits der Grenze, finden wir auch den Namen des andern oberdeutschen Stammes in dem Orte Schwaben bei Waldenburg. Gehen wir von hier aus ein kleines Stück nach Süden, so stoßen wir zwischen Crimmitschau und Werdau auf die einzige Siedlung in Sachsen, die den Namen der Hessen trägt: Klein- und Langenhessen, und nicht weit davon treffen wir deren nördliche Nachbarn, die Sachsen, in dem Dorfe Waldsachsen zwischen Crimmitschau und Meerane. Dieser Ort ist aber nicht die einzige Spur jenes niederdeutschen Stammes bei uns: Sachsenburg bei Frankenberg, Sachsendorf bei Rochlitz, bei

Digitized by Google

Wurzen und bei Geringswalde und andre bezeugen die Tätigkeit niedersächsischer Siedler. Diese Sachsen brauchen übrigens nicht aus dem eigentlichen Niedersachsen, etwa dem heutigen Westfalen und Hannover, gekommen zu sein: sie können ebensogut aus dem nördlichen Thüringen stammen, wo bis ums Jahr 1300, in Halle sogar bis um 1450 wenigstens vom Volke niederdeutsch gesprochen wurde (Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 2. Auflage, I, 663). Allgemein bekannt ist der Anteil sächsischer Bergleute aus der Nähe von Goslar an der Erschließung des Erzgebirges in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. An sie erinnert noch heute der Name des ältesten Teils des damals gegründeten Freibergs, die Sächsstadt.

Noch ein andrer niederdeutscher Stamm hat in Sachsen Spuren hinterlassen, wenn auch nur ganz geringe, die Fläminge: Flemmingen bei Hartha ist der einzige Ort, der ihren Namen trägt. Ein zweites Flemmingen aber finden wir gleich jenseits der sächsisch-altenburgischen Landesgrenze, unmittelbar neben dem schon erwähnten Beiern, unweit der sächsischen Grenzdörfer Schwaben und Franken, und, beiläufig, ein drittes, Alt-Flemmingen, noch weiter westlich, bei Naumburg an der Saale. Urkundlich bezeugt finden wir die Flämen als Ansiedler in Kühren bei Wurzen: hier verbrieft Bischof Gerung von Meißen den von ihm angesiedelten flandrischen Einwandrern — strenuos viros ex Flandrensi provincia adventantes nennt er sie — im Jahre 1154 ihre Rechte (Cod. dipl. Sax. II, 1, 52).

Überblicken wir das bisherige Ergebnis, so haben wir aus den Ortsnamen teils mittelbar, teils unmittelbar als Besiedler Sachsens mehr oder minder nachgewiesen: Niederdeutsche: Sachsen und Flämen, Oberdeutsche: Bayern und Schwaben, Mitteldeutsche: Franken, Hessen (die ja auch Franken sind) und vor allem Thüringer. Hierbei muß uns eins auffallen: die Thüringer haben wir nur mittelbar aus Wörtern wie -rode und -städt nachzuweisen vermocht, nicht aber unmittelbar mit ihrem eignen Namen, obwohl gerade sie, wie die Mundart ausweist, die Hauptmasse der Einwandrer geliefert haben. Das ist jedoch nach dem oben Gesagten eher ein Beweis für als gegen die wesentlich thüringische Herkunft der Besiedler Sachsens. Wohl aber findet sich die Stammbezeichnung bei thüringischen Gründungen inmitten einer nichtthüringischen Bevölkerung: Dörgenhausen bei Hoyerswerda im wendischen Gebiet und Düringshausen, eine Wüstung bei Kassel (1146 Duringeshusun), im niedersächsischen Hessen.

Unser bisheriges Ergebnis wird gestützt durch eine Tatsache, die im einzelnen noch lange nicht genug beobachtet worden ist, obwohl kein Geringerer als Jakob Grimm vor beinahe hundert Jahren darauf hingewiesen hat: ich meine den Wechsel im Geschlechte des Wortes Bach, beim Gattungsnamen, wie bei den Bachnamen selbst, die ja zu den Ortsnamen im weitern Sinne gehören. Wohl manches Dresdner Kind, das von klein auf immer nur „die Kaitzbach“ gehört und gesagt hat, wird große Augen gemacht haben, als es in der Schule lernte: „Es heißt der, nicht die Bach!“ Und so wie dem kleinen Dresdner geht es Tausenden und aber Tausenden junger Deutscher, von der französischen Sprachgrenze im Westen bis zur polnischen im Osten. Gehen wir nämlich dieser Erscheinung nach, so finden wir die Bach am ganzen Mittelrhein von Straßburg bis hinunter nach Aachen und Köln, im nördlichen Baden und Württemberg, im westlichen Unterfranken, in Hessen, Teilen von Thüringen, fast ganz Sachsen und in Schlesien, ja noch weit darüber hinaus bei dem wackern Stamm der deutschen Siebenbürger, den sogenannten Sachsen. Sogenannt sage ich, denn diese Siebenbürger Sachsen sind eigentlich Franken,

Digitized by Google

und zwar Mosel- und Rheinfranken, davon zeugt unwiderleglich ihre Sprache, auch was das Wort Bach betrifft. Überblicken wir nämlich das weite Gebiet, in dem das Wort weiblich gebraucht wird, so treffen wir darin thüringische oder fränkische Bevölkerung, und zwar mosel- und rheinfränkische (wozu die Hessen gehören) und unterfränkische, nicht oberfränkische. Im Oberdeutschen, dem Alemannischen und Bayrischen, und im Oberfränkischen heißt es der Bach, darum auch in dem wesentlich oberfränkischen Vogtland — als einzige Ausnahme ist mir dort Lengenfeld bekannt — und dem westlichen Erzgebirge. Die Grenze läuft zwischen Meerane–Glauchau und Zwickau durch: hier in Zwickau heißt es noch der, dort schon die Bach, und strebt im allgemeinen nach Südosten: Thum und Geyer haben schon die (die Greifenbach). Nordöstlich von dieser Linie, also im eigentlichen Obersächsischen, dem östlichen Erzgebirge und der stark unterfränkischen Lausitz gilt nur die Bach: in Penig zum Beispiel heißt es die Goldbäche, in Wüstenbrand bei Chemnitz die Lungwitzbach, in Chemnitz die Gablenzbach, in Freiberg die Münzbach, in Meißen die Fürstenbach, in Wehlen die Grundbach, und weiter aufwärts die Sebnitzbach. Für manchen sächsischen Ort läßt sich die Erscheinung schon aus alter Zeit nachweisen. So lautet ein Beschluß des Stadtrats zu Grimma vom Jahre 1438 (Cod. dipl. Sax. II, 15, S. 67 ff.): .. wer die bach schutczin (abdämmen) wil zcu syner notdorfft, der sal sie schutczin mit stro und nicht mit miste, by eynem nuwen grosschen. Im Freiberger Urkundenbuch lesen wir zum Beispiel 1391 (Cod. dipl. Sax. II, 13, S. 278, 6): an der Bach, 1441 (II, 14, S. 333, 21): die weze (Wiese) an der Goltbach, 1476 (II, 14, S. 405, 18): an der Münczebach. In Dresden hören wir immer nur von der Kaczbach, das erstemal 1362 (Cod. dipl. Sax. II, 5, S. 46, 3), und noch 1458 (II, 5, S. 216, 12 v. u.) ist die Rede von „des heyligen Creutzs pförtichenn vff der Katzbach" — Kaitzbach heißt es, beiläufig, in den ältern Urkunden niemals. Das älteste Zeugnis aber bietet Chemnitz (Cod. dipl. Sax. II, 6, S. 9, 12): hier wird schon 1324 eine Badestube erwähnt „di do lit (liegt) bi der bach". Daß wir diese Erscheinung in Sachsen höchstens sechshundert Jahre zurückverfolgen können, erklärt sich ganz einfach daraus, daß erst ums Jahr 1300 das Lateinische als Urkundensprache vom Deutschen verdrängt wurde, und zwar ganz allmählich, so langsam, wie etwa die Sprache der unterworfnen Sorben der Sprache der deutschen Eroberer wich.

Oskar Philipp

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Die blonde Stadt war nicht mehr blond. Sie war ein zerzauster, regengepeitschter Klecks mit Häusern und schmutzigen Straßen dazwischen, einem blauschwarzen, unheimlichen Sund darunter und mit den windgepeitschten Hügeln darüber, an deren Hängen der Birkenwald in jammervoller Nacktheit dastand. Zwischen den dünnen Zweigen der Bäume lagen die Sommerhäuser mit verschlossenen Gitterpforten und verschlossenen Verandentüren, und der Sturm und der Regen hausten nach Belieben da oben; kein Mensch sah ihnen zu, denn die Menschen

Digitized by Google

saßen unten in der Stadt in den Häusern und feuerten ein und schlossen fürsorglich Wind und Feuchtigkeit aus. Mußten sie hinaus, so schossen sie pfeilschnell in Galoschen und mit aufgeklappten Kragen über die Straße. In dem mit jedem Tage abnehmenden Lichte des Vormittags standen Fischer und Kartoffelbauern mit ihren Eimern und Trögen unten auf der Fischerbrücke und schlugen mit ihren in Ölröcken steckenden Armen gegen den Oberkörper, um sich der Kälte zu erwehren, während das Birkenholz, das aus den Achtern und den zehnrudrigen Booten abgeladen wurde, triefend naß und in großen Haufen am Rande der Brücke lag. Sogar auf dem Stadtquai war es öde und leer. Nur wenn der Postdampfer aus der tiefhangenden, schweren Luft im Süden auftauchte, wimmelte dort unten ein hastiges Leben hervor und verschwand sofort wieder, sobald das Schiff, das immer Verspätung hatte, und dem der Teufel auf den Fersen saß, wieder hinausglitt in die tiefhängende Luft im Norden. Die Lokaldampfer, die unablässig kamen und gingen, die beachtete niemand, außer den armseligen Hafenarbeitern und den Spediteuren, die ihr Geschäft dazu zwang.

Aber jeden Nachmittag wanderte eine Schar von Herren hastig die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung entlang. Im Anfang waren es nur zwei, aber nach und nach, wie sie so im Lichte der elektrischen Straßenlampen auftauchten, mehrte sich ihre Zahl. Wenn sie die Stadt hinter sich gelassen hatten und weiter südwärts den Strandweg entlang gingen, waren es ihrer sieben oder acht. Und draußen auf dem Strandwege stieß der letzte zu ihnen, nämlich Oberlehrer Hauk. Die ganze Schar ging dann bis an „das Ende der Welt", wo sie umdrehten, den Oberlehrer an seiner Gartenpforte absetzten, die Straße durcheilten, an den verschiednen Haustüren ihre Schritte mäßigten, bis sich die letzten zwei am nördlichsten Ende der Stadt trennten, wo Svend Bugge in seine Behausung hineinging, während der Seminardirektor noch ein paar Schritte zu gehen hatte, bis er von seinem Abendspaziergang zu Hause angelangt war. Es waren dies außer den genannten in der Regel der Amtsrichter, der Bischof, der Direktor sowie zwei von den Lehrern der Schule, alle gleichgiltig gegen Wind und Wetter. Von sechs bis halb acht Uhr kämpften sie sich die schwierige Strecke entlang, um am nächsten Tage wieder von vorn zu beginnen.

Im übrigen hatte das eigentliche gesellige Leben der Stadt noch nicht begonnen. Svend Bugge wurde häufig in den Familien eingeladen, sowohl zu den ältern Herren wie auch zu der Jugend. Er war überall sehr gern gesehen und sagte niemals nein. Er hatte sich ein großes Mansardenzimmer im Norden der Stadt mit Aussicht auf den Sund gemietet. In der Schule zeigte er einen Feuereifer, und von Oberlehrer Hauk entlieh er Bücher. Man war jetzt schon tief in den November hineingekommen, und der junge Lehrer hatte sich sein Leben sehr behaglich eingerichtet. Trotzdem fühlte er sich immer wie ein ewig umherflatternder Vogel. Jeden Abend müde, unzufrieden und unruhig, jeden Morgen gespannt und erwartungsvoll. Sehr selten nur traf er Benny Hauk. Sie war fast niemals außer Hause, weder in Gesellschaften noch auf der Straße. Und Oberlehrers lebten sehr still und zurückgezogen. Wenn er dahin kam, um sich Bücher zu holen oder mit dem Oberlehrer zu konferieren, traf er regelmäßig nur diesen allein. Benny zeigte sich fast niemals, und Frau Hauk war kränklich, oft bettlägrig. Nur ganz ausnahmsweise einmal wurde er an einem Sonntag Mittag oder zufällig einmal des Abends eingeladen. Er wagte nicht recht, nach Benny zu fragen, denn der Oberlehrer war so merkwürdig scheu, wenn ihr Name zwischen ihnen genannt wurde. Ja selbst wenn es einmal geschah, daß sie sie drinnen im Zimmer nur singen und spielen hörten. Dann wurde er rot und verwirrt und wehrte die Fragen ab.

Digitized by Google

Pastor Kalland kam regelmäßig. Aber Svend Bugge glaubte bemerkt zu haben, daß seine Besuche im wesentlichen Frau Hauk galten, drinnen im Schlafzimmer oder auch wohl einmal in der Wohnstube.

Er beruhigte sich damit, daß er ja Zeit vor sich habe, viel Zeit. Man sagte ihm auch, daß um die Weihnachtszeit mehr Leben in die Geselligkeit kommen werde, Bälle und dergleichen. Im übrigen hielten sich Oberlehrer Hauks auch dann sehr zurück. Frau Hauk wurde von Alt und Jung in der ganzen Stadt von Herzen gehaßt. Er setzte seine schwache Hoffnung auf die hellern Tage nach Neujahr, nach dem Januar, wenn die dunkle Zeit überwunden war, und die Sonne das Haus da draußen wieder bescheinen würde, mit dem weißen Schnee auf dem niedrigen Dach über dem so trostlosen Garten. Er wußte, daß Benny mit Leib und Seele dem Schneeschuhsport huldigte.

* * *

Die Sitzung des Armenvereins bei Frau Aslaksen war beendet, und man erhob sich von dem Tische, auf dem leere Teetassen und Kuchenkörbe standen. Pastor Kalland schlug das Buch zu, aus dem er den Damen vorgelesen hatte, und die Frau des Hauses und ihre Töchter trugen die Hüte und Mäntel der Damen vom Vorplatz herein.

Es ist bitterlich kalt geworden!

Ja, aber es ist doch gut, daß der Regen aufgehört hat, daß wir klares Wetter haben.

Der Pastor half in so viele Mäntel hinein, wie ihm nur möglich war.

Aber daß Sie an einem Tage wie heute in dem dünnen Rocke gehn, Herr Pastor!

Ich poche noch auf meine Jugend, Frau Aslaksen!

Aber Sie werden sich erkälten — denken Sie an die schlimme Heiserkeit im vergangnen Jahre!

Und ich höre von Madame Nielsen, daß Sie noch kalte Bäder nehmen!

Jeden Morgen, Fräulein Aslaksen, das härtet ab.

Die Damen schauderten.

Draußen war glitzernd klarer Sternenschein, aber es herrschte eine schneidende Kälte. Und die Damen hüllten sich in ihre Mäntel und vergruben die Hände in ihre Müffe und trippelten eiligen Schrittes nach Hause.

Gehn Sie nicht nach Hause, Fräulein Hauk? fragte der Pastor.

Ich will nur Frau Alnaes eine Strecke begleiten.

Dann glaube ich, nehme ich mir die Freiheit, mich den Damen anzuschließen. Es ist ja so herrliches Wetter zu einem Spaziergang!

Frau Alnaes wohnte ganz im Norden der Stadt im Seminar, wo sie dem Haushalt vorstand. Und der Pastor und Benny brachten sie bis an ihre Haustür.

Was meinen Sie, Fräulein Benny, wenn wir noch eine kleine Strecke weiter nordwärts gingen?

Gern, sagte Benny.

Der Pastor sprach über das, was man heute gelesen hatte. Dann war das Thema erschöpft, und sie gingen schweigend weiter. Nach Norden zu erschloß sich der Sund. Der Weg war dunkel und unangenehm, und ein feiner scharfer Schnee prickelte die Wangen.

Das Schweigen wurde allmählich bedrückend.

Ich glaube, ich muß sehen, daß ich nach Hause komme, sagte Benny endlich. Es ist wirklich zu kalt hier!

Digitized by Google

Und sie kehrten um.

Hier nach Norden zu führt sonst mein gewöhnlicher Weg.

Ich finde, es ist hier so ungeschützt!

Freilich, ein wenig rauh ist es hier ja. Aber dafür ist es hier auch so friedlich.

Ja, hier geht wohl niemand!

Niemand außer mir. Aber ich finde, daß man seine Gedanken so gut sammeln kann auf einem so einsamen Wege. Man denkt so viel tiefer, man kommt sich selbst so viel näher. — Ja, hier habe ich manchen Gedanken zu Ende gedacht, das können Sie mir glauben! Während dieser fünf Jahre, die ich hier gewesen bin.

Sind sie schon fünf Jahre hier?

Ja, schon im sechsten. Das sollte im Grunde die Grenze für die Zeit eines jungen Geistlichen hier oben sein. Ja, der Bischof hat mich auch gerade gefragt, ob ich nicht daran denke, mich um eine Anstellung weiter südwärts zu bemühen.

Nun, und beabsichtigen Sie das nicht?

Ach ja, Sie können es mir glauben, ich denke schon daran. Wenn ich hier so mit meinen einsamen Grübeleien einhergehe. Es zieht mich ja natürlich nach mildern Gegenden, wo auch meine Heimat ist. Aber man hat auch hier so vieles liebgewonnen. Die schöne stolze Natur und die höchst eigentümlichen Lebensbedingungen —

Das verstehe ich so gut!

Und vielleicht sind da auch Dinge rein persönlicher Art, die einen binden. Herz und Gemüt können auf so mancherlei Art festwachsen. Es kann so unmerklich geschehen, Fräulein Benny, ja ehe man es selber ahnt, kann man fühlen, wie die ganze Seele gefesselt und gebunden ist — an einen Menschen, den man liebgewonnen hat —

Ja, das kann wohl kommen —

Und — ja, ein Heim wie das Ihre — so etwas findet man nicht so leicht wieder. Ihre Mutter, ja, und Ihr Vater — sind mir zu einem großen Segen geworden. Ja, und Sie nehmen es mir nicht übel, Fräulein Benny, wenn ich auch Sie mit dazu zähle!

Ach, mit mir ist nicht viel Staat zu machen! sagte Benny nervös, indem sie ihren Gang beschleunigte. Sie waren jetzt an den ersten Häusern der Stadt und der ersten elektrischen Laterne angelangt.

Sie gehn so schnell! Haben Sie eine solche Eile?

Ach —

Ich möchte so gern mit Ihnen reden, Fräulein Benny, mir liegt etwas so schwer auf dem Herzen, etwas, worüber ich lange nachgedacht habe, und das schon längst in meinem Innern gereift ist. Schon vor ein paar Jahren, schon ehe Sie uns verließen. Und nun seit Ihrer Heimkehr mehr als je!

Benny lief beinahe. Da wandte er sich zu ihr um und blieb stehn. Sie sah sich gezwungen, ebenfalls stehn zu bleiben.

Ich habe Ihrer Frau Mutter mein Herz erschlossen — kurz vor Ihrer Abreise im vergangnen Jahre — ich sagte ihr, Fräulein Benny, daß ich eine so starke Zuneigung für Sie empfände, daß ich es nicht für richtig hielt, meine so nahen Beziehungen zu Ihrem Hause fortzusetzen, ohne Ihre Mutter mit dem bekannt zu machen, was in meinem Herzen aufgesproßt war, und was, das fühlte ich, weiter wachsen würde. Ich mußte wissen, ob sich Ihre Mutter unwillig zu

Digitized by Google

dem Gedanken stellte, daß ich eines Tags — im Laufe der Zeit, wenn Sie draußen im Leben gereift und erprobt wären, daß ich da vor Sie hintreten dürfte, um Sie zu bitten, mein Leben zu segnen und —

Benny wandte sich um und ging. Er folgte ihr.

Ach, hätten Sie das doch nicht gesagt, Herr Pastor!

Warum, Fräulein Benny?

Benny schüttelte nur den Kopf.

Haben Sie mir denn gar kein gutes Wort zu sagen?

Sie schüttelte den Kopf abermals schweigend. Und sie bogen in die Straße ein und in die Stadt. Endlich blieb der Pfarrer stehn.

Ich muß hier in dieses Haus hinein und einen Kranken besuchen. Und da möchte ich Ihnen Adieu sagen. Ich will es mir nicht leid sein lassen, daß ich mit Ihnen geredet habe, Fräulein Benny. Ich will Sie nur bitten, meine Worte liebevoll in Ihrem Herzen zu erwägen. Und dann will ich warten. Einmal werden Sie mir Ihre Antwort geben!

Er grüßte und ging in das Haus der Armut hinein.

Mit fieberhaft schnellen Schritten ging Benny die Straße hinab. Dann wurde ihr Gang langsamer.

Aber auf einmal hörte sie taktfeste Schritte auf der hartgefrornen Straße hinter sich und lebhafte Unterhaltung. Es waren der Seminardirektor, der Bischof, der Amtsrichter und — Die Herren holten sie ein, gingen an ihr vorüber.

Entschuldigen Sie — ich habe eine Bestellung an Fräulein Hauk zu machen.

Svend Bugge trennte sich von den andern und stand ihr grüßend gegenüber, unter dem grellen Licht einer elektrischen Lampe.

Guten Abend, Fräulein Benny!

Guten Abend!

Gehn Sie nach Hause?

Ja!

Sie — Sie sehen so traurig und elend aus!

Sie versuchte zu lächeln.

Sie wissen, ich habe Sie vor dem Gesicht gewarnt! Sie sehen aus wie eine alte, alte Frau, ja das tun Sie! Kommen Sie und gehn Sie eine Strecke mit mir — ach ja!

Seine Lustigkeit ging plötzlich in einen warmen, flehenden Ton über.

Ach, ausnahmsweise einmal! Ich bitte so herzlich darum! Ich sehe Sie ja sonst niemals! Es ist, als seien Sie in die Erde versunken — und die Erde ist öde und leer ohne Sie!

Sie waren schon über den Schulberg hinaus gelangt.

Ja, einer Persephone gleichen Sie, die in den Hades hinabgeführt ist! Und ich renne in Sturm und Regen umher und kann Sie nicht finden. Weil Sie sich in dem düstern Reiche der Schatten halten! Finden Sie, daß es dort so schön ist —?

Sie sagte plötzlich heftig: Sie dürfen nicht so reden! Mir wird ganz elend!

Er lachte ausgelassen und sagte ein wenig verwundert: Nein, jetzt ist es ja etwas ganz andres! Jetzt befindet sich Persephone wieder auf dem Wege zur Erde hinauf — und nun ist es Frühling, und die Vögel singen im Hain! Können Sie sehen, wie der Himmel illuminiert hat — zu Ehren von Persephone!

Nein bitte nicht, wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen. Ich mag es nicht. Wirklich, ich mag es nicht!

Digitized by Google

Das mit den Sternen?

Das mit Persephone und dem Hades! Huh!

Ich wußte nicht, daß Sie so graulig sind!

Ach, Gott weiß, was ich bin oder noch werden kann!

Wenn Sie fortfahren, ein solches Gesicht zu machen, dann werden Sie auf alle Fälle die älteste kleine Frau von der Welt. Und noch dazu mitten unterm Sternenhimmel! Oder vielmehr — nein, sehen Sie doch, wie es da aufflammt!

Sie waren jetzt auf dem Hügel angelangt und blieben stehn nnd wandten sich um. Unter ihnen lag die große Masse der Stadt und darüber der Phosphorschimmer von all den elektrischen Laternen in den Straßen. Der Sund und die Gebirgswand auf der andern Seite waren in Dunkelheit gehüllt. Aber höher hinauf, auf den Zinnen mit ihrem frischgefallnen Schnee, zitterte der Glanz des Nordlichts, und über dem Himmelsgewölbe flammten und flackerten die unruhig wechselnden Lichtstreifen in blaßrot, rosa und grün.

Ein schöneres Land gibt es doch nicht auf der Welt, sagte Svend Bugge. Man ist nie sicher vor Überraschungen. Es wird ganz sonderbar sein, wenn man wieder einmal südlicher ist und sich an die Ordnung einer allgemeinen christlichen Natur gewöhnen muß!

Ich finde, es ist unheimlich, sagte Benny. Solange ich denken kann, habe ich gefunden, daß das Nordlicht einen gleichsam aus der gewöhnlichen Welt hinaus, in etwas wunderlich Fernes versetzt, das nicht zu dem Bereich der Menschen gehört. Es gibt nichts, was so an den Nordpol erinnert!

Sie gingen weiter. Der Weg führte zur Linken an dem Friedhof der Stadt vorüber, zur Rechten lag der kleine Friedhof der katholischen Gemeinde; da drinnen stand, hoch zum Himmel aufragend, mit seinen vier schwarzen, kräftigen Linien ein mächtiges Kreuz aus Holz.

Svend Bugge zeigte auf das Kreuz.

Welches Pathos darin liegt! sagte er.

Ich kann mich noch erinnern, als es errichtet wurde, sagte Benny. Ich ging damals zur Konfirmationsstunde. Und dann eines Tags lief ich ganz allein Schneeschuh. Sie wissen, in der Zeit, da hat man oft so quälende Gedanken —

Ach ja, das kenne ich!

Ich war nicht recht gescheit damals. Ich war kurz davor, verrückt zu werden von all dem Nachdenken über Christus. Nicht über all das Kluge und Theologische und Moralische und dergleichen. Sondern über ihn selbst. Über sein Gesicht, seine Stimme, seine Augen, seine Hände! Und ich bekam schrecklich viel Schelte deswegen, es sei überspannt und ungesund und namentlich sündhaft. Und das war es ja auch sicher alles. Und ich wurde bange und eingeschüchtert und bemühte mich so herzlich, an das zu denken, woran ich denken sollte, an die Erlösung und die Bekehrung und die Sühne der Sünden. Aber im geheimen brannte es in mir — ich weiß nicht, wie ich ihn nennen soll, diesen wunderbaren Menschen, von dem ich des Nachts träumte, ich saß am See Genezareth und sah und hörte nur ihn und sehnte mich danach, daß er mich mit seinen Augen ansehen und seine Hand auf mein Haupt legen sollte. — Ja, in dieser Qual ging ich umher, so ein dummes, törichtes Mädchen. Und an diesem Tage, den ich niemals vergessen werde, war ich ganz bis auf die andre Seite gewandert durch den Wald in meiner Einsamkeit und Qual. Und dann am späten Nachmittag, als es schon angefangen hatte zu dämmern, kam ich aus dem Gehölz dort herabgesaust. Und da auf einmal erhebt sich dieses Kreuz hier mir gerade gegenüber aus der Erde, schwarz und gewaltig und so ganz allein hier in der Einsamkeit!

Digitized by Google

Denken Sie nur, ich fiel ohnmächtig hin! Vor Angst und Schrecken! Die Katholiken hatten es ein paar Tage zuvor aufgestellt, ohne daß irgend jemand etwas davon gehört hatte. Und ich hatte es also nicht gesehen oder geahnt — hier oben, wo ich mich fast jeden Tag auf Schneeschuhen herumtrieb! Aber seither hat immer ein besondres Verhältnis zwischen mir und dem Kreuz bestanden. Ich liebe es!

Es steht hier als äußerster Vorposten nach dem Eismeer zu! Eine Grenzwache zwischen der Welt der Dämonen und der Menschen! sagte Svend Bugge.

Und als Merkzeichen, daß wir uns an der äußersten Grenze der Menschheit befinden!

Svend Bugge erwiderte nichts. Er beobachtete sie von der Seite, wie sie mit großen, dunkeln Augen neben ihm dahinschritt. Endlich sagte er: Sie sehnen sich wohl nach Paris zurück, Fräulein Benny!

Ach nein, das tue ich wirklich nicht. Das ist so weit weg und so fern, daß ich fast meine, es könne nie Wirklichkeit gewesen sein!

Jedenfalls sind Sie schlechter Laune!

Könnten Sie nicht von etwas anderm mit mir sprechen als von meinem alten Weibergesicht?

Das möchte ich für mein Leben gern! Aber wenn Sie da neben mir hergehn und elend aussehen und traurig und trübselig, dann kann ich es nicht lassen, daran zu denken. Und Sie können doch nicht verlangen, daß ich von was anderm reden soll, als woran ich denke!

Ich sollte doch meinen, daß die Leute das von einem verlangen!

Die Leute, ja! Sie und ich sind aber doch keine — Leute!

Benny lachte laut.

Nun, lachen können Sie also doch noch! Es war ja ordentlich eine Wohltat, das zu hören!

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

Ich will Ihnen übrigens sagen, Fräulein Benny, daß es in der Regel sehr dumm ist, nicht von dem zu reden, woran man denkt. Namentlich, wenn es etwas ist, was uns bedrückt. Es hilft sicher nicht, von dem zu reden, woran man nicht denkt!

Aber ich denke an nichts!

Ich sage es Ihnen gerade heraus, es ist mir furchtbar schmerzlich zu sehen, daß Sie traurig sind. Warum können Sie nicht fröhlich und vergnügt sein! Das paßt doch viel besser zu Ihnen!

Das glaube ich nicht! Es hat gewiß nie zu mir gepaßt, so recht fröhlich und vergnügt zu sein.

Sie sollen mir nichts erzählen, was Sie gar nicht meinen.

Ich meine — sagte sie sinnend und ging schweigend weiter. Ach ja, zuweilen kann ich es wirklich meinen. Ich kann mir zum Beispiel denken, daß es schön sein müsse, wieder so ein kleines Mädchen zu sein, so im Konfirmationsalter!

Daß Sie sich auf solchen Unsinn einlassen wollen! Auf den berühmten Unsinn von „den glücklichen Zeiten der Kindheit"! Keine Zeit ist so schlimm wie die Kindheit!

Es ist aber doch das Gute dabei, daß man wenigstens noch ein Kind ist Und dann ist es doch nicht so eine Last, kindisch zu sein!

Ich glaube nicht, daß Sie gerade unter der Last leiden, Fräulein Benny!

Sie sah in tiefem Ernst zu ihm auf.

Digitized by Google

Ja. Diese Last bedrückt mich und hat mich mein lebelang bedrückt. Und ich fürchte, daß ich sie nie wieder loswerden kann. Es ist nämlich kindisch, sich nie bei dem beruhigen zu können, was ist, sich stets in etwas hineinzuträumen, was nicht ist und niemals sein kann. Es ist keine Phantasterei oder so etwas, nichts schönes und feines wie etwa Träumereien oder Schwärmerei, sondern vielmehr eine Art Erwartung. Als ob alles, was ist, alles, was geschieht, nur etwas Vorläufiges sei, etwas Unwesentliches, nicht das Eigentliche. Das Eigentliche liegt dahinter und wartet. So ist es.

Ist das die Last, die Sie bedrückt?

Ja, es ist nämlich etwas schreckliches. Denn es macht einen zu einem untüchtigen Menschen in dem Leben, in das man hineingesetzt ist. Man macht es niemand recht, am allerwenigsten sich selbst. Man wird mißvergnügt und undankbar und — gewissermaßen — anspruchsvoll!

Es ist mir, als sähe ich ganz feine Gebilde, kleine Blütenknospen oder so etwas, feine, feine Keime in Ihnen selber, auf denen Sie jetzt herumtrampeln, und gegen die Sie schlecht sind.

Was für Gebilde?

Ihre Sehnsucht. Das Schönste, was wir haben, ja die Keime, die Funken in all unserm wahrhaftigen Leben! Das mißhandeln Sie, nennen es eine Last! Wie sollte es wohl mit uns werden, wenn nicht immer „das Eigentliche" dahinter läge oder jenseits! Wenn die Sonne ausbrennte, und kein Tag morgen wieder graute! Und keine Hoffnung mit ihm geboren würde! Und wir mit dem fertig wären, was ist und was geschieht — wenn wir keine Ziele hätten —

Es ist etwas andres für Sie und solche Menschen, die einen geistigen Beruf haben, wie zum Beispiel die Wissenschaft —

Unsinn! Ganz einfach Blödsinn! Hier mühe ich mich zum Beispiel tagaus tagein an der Schule ab. Wenn Sie meinen, daß das Wissenschaft ist, so irren Sie jammervoll! Aber ich — wissen Sie, ich kann mir jetzt denken, daß Ihr Vater nicht so fühlt und denkt — ja, so wie ich mir vorstelle, daß ein Mann denkt, der ja im Grunde nicht das geworden ist, was er einmal werden wollte — nicht wahr? Das darf ich doch von Ihrem Vater sagen?

Benny nickte.

Ja, denn es gibt tausend kleine Freuden, Hoffnungen, Ziele — geradezu Erwartungen, die man mit den Knaben erleben kann, im Schulfach — mit —

Aber für Sie liegt es immer dahinter, bestimmt und klar, ich meine in Ihrem Bewußtsein, daß Sie nach Ablauf eines Jahres hiermit abschließen werden und zu etwas Größerm, Höherm übergehn werden!

Der Mensch, der in sich den Glauben daran tötet, daß er zu etwas Größerm und Höherm übergehn wird, der diesen Glauben eine Last nennt, begeht eine schreckliche Sünde, Fräulein Benny!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 18. Oktober 1908

(Die Konservativen und die Nachlaßsteuer. Die Orientfrage und das Konferenzprogramm der Triple-Entente.)

Allmählich rückt der Zeitpunkt heran, wo die Arbeit der parlamentarischen Körperschaften wieder aufgenommen wird. Der preußische Landtag tritt in dieser Woche zusammen, und in kurzer Zeit folgt ihm der Reichstag. Die Erörterungen über die große Frage, die den Reichstag in diesem Winter beschäftigen wird, werden schon lebhafter, obwohl die letzte Entscheidung des Bundesrats über die Vorlage, die die große Reform der Reichsfinanzen bringen soll, noch nicht gefallen ist. Die Verzögerung des Bekanntwerdens der Vorlage hat ihre Vorteile und Nachteile. In einer Beziehung machen sich jetzt die Nachteile stark geltend, denn die Parteien legen ihre grundsätzliche Stellungnahme zum Teil auf Annahmen fest, die sich vielleicht als gar nicht zutreffend erweisen. Diese Bemerkung drängt sich besonders dem Beurteiler auf, der die konservative Polemik gegen die Nachlaßsteuer kritisch durchmustert.

Merkwürdig verschoben erscheint jetzt die Lage, wenn man die Aussichten der Reichsfinanzreform nach den vorliegenden Stimmen der Parteipresse beurteilen will. Bis jetzt sieht es danach aus, als ob sich die Regierung ganz gut mit den freisinnigen Gruppen verständigen werde, denselben Gruppen, in deren Katechismus früher die Widerhaarigkeit in Steuerfragen nach alter Tradition stets die erste Stelle einnahm. Dagegen scheint sich auf der konservativen Seite ein Abgrund aufzutun, worin die ganze Reichsfinanzreform notwendig versinken müßte, wenn — ja wenn jede Suppe so heiß gegessen würde, wie sie gekocht wird.

Nachdem sich die Bereitwilligkeit aller bürgerlichen Parteien, von denen sich in diesem Falle auch das Zentrum nicht ganz ausschloß, gezeigt hatte, das Problem der Reichsfinanzreform diesmal endgiltig lösen zu helfen, konnte nur die Frage sein, ob es gelingen würde, die Parteien auf der rechten und linken Seite zu veranlassen, von ihren prinzipiellen Forderungen so viel abzulassen, wie zur Erreichung eines praktischen Ergebnisses notwendig war. Diese prinzipiellen Forderungen waren auf der linken Seite die Verwerfung der indirekten Steuern, soweit sie nicht reine Luxusartikel betrafen, und die direkte Besteuerung der Einkommen und Vermögen durch das Reich — auf der rechten Seite das genau entgegengesetzte Prinzip: Deckung des Reichsbedarfs durch indirekte Besteuerung des Massenverbrauchs und Vermeidung direkter Reichssteuern als nicht vereinbar mit den verfassungsmäßigen Einrichtungen des Reichs. Eine Einigung konnte unter solchen Verhältnissen nur zustande kommen, wenn jeder etwas opferte, und diese Überzeugung ist merkwürdigerweise zuerst auf der Seite durchgedrungen, die sich bisher am stärksten gegen jedes Zugeständnis grundsätzlicher Natur gewehrt hatte, nämlich innerhalb der freisinnigen und demokratischen Parteigruppen. Auf dem jüngst veranstalteten Parteitag der süddeutschen Volkspartei hat der Abgeordnete v. Payer unumwunden zugegeben, daß direkte Reichssteuern allein nicht imstande sein würden, die Finanznot des Reichs zu heben, daß also eine weitere Ausgestaltung ergiebiger Verbrauchssteuern gar nicht zu vermeiden sei. Man werde dem also zustimmen müssen, aber selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß größere Vermögen auch auf direktem Wege vom Reiche schärfer herangezogen würden.

Dieser auch von den beiden freisinnigen Parteien — wenigstens soweit ihre offizielle parlamentarische Führung in Betracht kommt — vertretne Standpunkt erscheint durchaus einwandfrei, und die rechtsstehenden Parteien konnten die erwarteten Zugeständnisse hinsichtlich der direkten Heranziehung größerer Vermögen um so eher

Digitized by Google

machen, als anzunehmen war, daß die Regierung in ihren Vorschlägen darauf bedacht sein würde, für die Vermögenssteuer eine Form zu finden, die keinen Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten darstellt. Aber als eine geeignete Form dieser Art erwies sich doch immer nur die Nachlaßsteuer, und gegen diese besteht in der deutschkonservativen Partei eine so starke Abneigung, daß die Parteiorgane schon jetzt einen heftigen Kampf dagegen eröffnet haben, obwohl bindende Parteibeschlüsse darüber noch gar nicht gefaßt sein können. Die Konservative Korrespondenz brachte sogar eine sehr bestimmte Erklärung, daß sich die Partei mit dem bisher angedeuteten Plan einer Nachlaßsteuer nun und nimmermehr einverstanden erklären könne.

Die Einwände, die dagegen erhoben werden, laufen im wesentlichen darauf hinaus, daß eine solche Steuer den kleinen und mittleren Grundbesitz geradezu ruinieren würde. Dabei ist zuzugeben, daß die Erbschaftssteuer das in Grundbesitz angelegte Vermögen verhältnismäßig hart trifft und eine starke Belastung für den Bauernstand bedeutet, wenn nicht ausgleichende und erleichternde Bestimmungen getroffen werden. Demgegenüber ist jedoch einzuwenden, daß überhaupt noch gar nicht feststeht, ob die Einrichtung der Nachlaßsteuer notwendig eine Gestalt erhalten muß, die solche Befürchtungen rechtfertigt. Es ist bisher nur davon die Rede gewesen, daß neben der bisherigen Erbschaftssteuer eine Nachlaßsteuer eingeführt werden soll, die alle Erbfälle, auch den auf Gatten und Kinder übergehenden Besitz, betrifft. Staatssekretär Sydow hat ferner in einem vielbesprochnen Aufsatz, den er in dem Oktoberheft der Deutschen Rundschau zur Erläuterung seiner Reformpläne veröffentlichte, angedeutet, daß man kleinere Vermögen unter zehn bis zwanzigtausend Mark freilassen, die Steuersätze selbst mäßig bemessen und die bereits bestehenden Sonderbestimmungen für den Grundbesitz dahin erweitern solle, daß die Steuer in Form einer Rente gezahlt werden könne. Das sind vorläufige Andeutungen, die zunächst noch im Bundesrat manche Abänderungen erfahren können, und die, wie jeder Unbefangne sehen muß, auch vom Staatssekretär nur als vorläufige Vorschläge und Anregungen, keineswegs aber als conditio sine qua non gedacht sind. Wenn also im Reichstag von konservativ-agrarischer Seite überzeugend und mit Nachdruck nachgewiesen wird, daß die Sache etwas anders eingerichtet werden muß, um berechtigte Lebensinteressen des kleinen und mittlern Grundbesitzes zu schützen, so ist nicht einzusehen, warum das nicht berücksichtigt werden sollte. Deshalb kann doch die Nachlaßsteuer eingeführt werden. Man kann ja die Grenze der Steuerfreiheit wesentlich hinaufrücken und dafür die Steuersätze anders normieren, kurz in jeder Weise den berechtigten Interessen eines durch die neue Besteuerung besonders belasteten Erwerbsstandes Rechnung tragen. So sehr man es also natürlich finden wird, daß die Partei, die sich als Hauptvertreter der landwirtschaftlichen Interessen fühlt, ihre schweren Bedenken und Befürchtungen wegen der bisher bekannt gewordnen Pläne ausspricht, so wenig ist zu verstehen, warum diese Bedenken als Unterlage dienen sollen, um die ganze Nachlaßsteuer zu verwerfen. Die prinzipielle Frage, wie bei der Steuerveranlagung die in Grundbesitz angelegten Vermögenswerte zu berechnen sind, hat damit nichts zu tun; denn das, was die Grundbesitzer dabei als Härte und Ungerechtigkeit empfinden — die Differenz zwischen dem der Veranlagung zugrunde gelegten und dem nach den wirklichen Einnahmen berechneten Kapitalwert —, kommt bei jeder Vermögenssteuer zutage, nicht etwa nur bei der Erbschafts- und Nachlaßsteuer. Also man kann alle diese Fragen zur Sprache bringen und um ihre Regelung in einem bestimmten Sinne kämpfen, aber das sind alles keine durchschlagenden Einwände gegen die Nachlaßsteuer überhaupt.

Die Konservativen haben sich deshalb noch mit weitern Verwerfungsgründen gewappnet. Diese stehen aber, wie wir meinen, auf ganz schwachen Füßen. Man hat sogar den germanischen Familiensinn zu Hilfe gerufen, der angeblich durch die

Digitized by Google

Nachlaßsteuer verletzt und zerstört werden soll. Was damit gemeint ist, ist uns immer sehr dunkel erschienen. Soll es heißen, daß ein Familienvater durch die Steuer veranlaßt werden könnte, weniger für die Zukunft seiner Familie zu tun? Das wäre doch die sonderbarste Logik von der Welt. An die Geschichte von dem „sorgsamen" Familienvater, der absichtlich wenig oder nichts hinterläßt, damit seine Kinder keine Nachlaßsteuer zu zahlen haben, glauben wir vorläufig noch nicht. Ebensowenig glauben wir daran, daß Kinder ihrem Vater fluchen werden, weil sie Nachlaßsteuer zahlen müssen. Der arme Mann kann ja gar nichts dafür! Worin also die Zerstörung des Familiensinns bestehen soll, ist uns völlig unklar. Daß die pietätvolle Trauerstimmung durch die Steuerzahlung unterbrochen wird, können wir auch nicht gelten lassen, denn es gibt bei Todesfällen und Nachlaßregulierungen so viele irdische Geschäfte zu besorgen, die auf Geldzahlungen hinauslaufen, daß es auf eins mehr oder weniger nicht ankommen kann. Alle die sentimentalen Schilderungen von den ihres Ernährers beraubten Familien, die, während sie in Sorgen dasitzen, von dem Steuerboten überfallen werden und von dem schmalen, dringend benötigten Erbteil einen großen Teil hergeben müssen, sind doch weiter nichts als agitatorische Phrasen, denn die Familien, auf die solche sorgenvollen Verhältnisse zutreffen, sollen ja — wenigstens nach dem Plan und Willen des Gesetzgebers — von der Steuer gar nicht betroffen werden. Wenn man aber prinzipiell behaupten will, daß der Staat bei Ausübung seines Besteuerungsrechts aus Rücksicht für die Familie vor den Erbfällen im engsten Familienkreise Halt machen müsse, dann muß man auch einen Schritt weiter gehn und die gleiche Rücksicht in der völligen Unantastbarkeit des Privateigentums für Zwecke der Allgemeinheit walten lassen. Dann darf ein Familienvater überhaupt keine Steuern zahlen, denn wie will der Staat die Verantwortung tragen, etwas für sich in Anspruch zu nehmen, was vielleicht einmal unmündigen Hinterbliebenen ein wertvoller Notgroschen sein könnte? Man sieht, auf welche Wege man geraten muß, wenn man derartigen Theorien einmal nachgeht.

Noch auf andre Weise hat man die „Ungerechtigkeit" einer Nachlaßbesteuerung dartun wollen. Es wird darauf hingewiesen, daß der künftige Erbe in vielen Fällen sein Erbteil oder wenigstens einen Teil davon erst durch seine Mitarbeit hat schaffen helfen; es sei also nicht richtig, wenn man das Recht der Besteuerung des Nachlasses daraus herleite, daß die Erben einen Vermögenszuwachs erhalten, an dem sie kein eignes Verdienst haben. Das ist ohne weiteres zuzugeben. Die Nachlaßsteuer braucht aber auch eine solche Begründung ihrer Berechtigung nicht. Sie ist ebenso berechtigt wie jede andre dem Besitz auferlegte Steuer. Wenn man aber aus Rücksichten auf die Einzelstaaten eine periodische Besteuerung des Besitzes vermeiden und dafür eine Steuer in Form einer Heranziehung kleiner Vermögensquoten in bestimmten Fällen einrichten will, so kann man unmöglich die Frage aufwerfen, auf welche Art die einzelnen Vermögen erworben sind, sondern nur, ob der Fall eingetreten ist, wo die Steuer erhoben werden soll. Und als solcher Fall erscheint der Besitzwechsel infolge Todesfalls immer noch der geeignetste. Nebenbei bemerkt, bedeutet es für den, der einen Besitz zu erwerben oder zu verwalten hat, auch einen Vorteil, wenn er statt einer fremden Arbeitskraft die Hilfe des künftigen Erben seines Besitzes zur Verfügung hat, und das gleicht die scheinbare Ungerechtigkeit der Nachlaßsteuer wieder aus.

Es ist also in jedem Falle unbegreiflich, warum sich die konservative Partei vor der Zeit auf die Ablehnung der Nachlaßsteuer in jeder Form festlegen will. Nun ist sie ja freilich nicht bei der Verneinung stehn geblieben, wenigstens hat die Kreuzzeitung einen alle Welt verblüffenden Vorschlag gemacht und dabei versichert, das sei der Niederschlag der in konservativen Kreisen verbreiteten allgemeinen Anschauung. Dieser Vorschlag besteht in nichts geringerm als der Empfehlung einer

Digitized by Google

Vermögenssteuer. Allerdings begegnete das genannte konservative Blatt dem aus der liberalen und Zentrumspresse herüberschallenden Jubel, daß die Konservativen sich zu der lange bekämpften liberalen Forderung bekehrt hätten, mit der weitern Erklärung, so sei es nicht gemeint. Es sei nicht von einer Reichsvermögenssteuer die Rede gewesen, sondern von einer Vermögenssteuer, zu deren Erhebung die Einzelstaaten durch Reichsgesetz verpflichtet würden, und deren Ertrag sie mit den Matrikularbeiträgen an das Reich abzuliefern hätten. Es scheint wirklich Leute zu geben, die sich einbilden, das sei kein Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten. Man mag aber die Sache einrichten, wie man will, immer würde doch den Einzelstaaten durch Reichsgesetz eine Einnahmequelle, die sie für die ihnen zufallenden Aufgaben dringend brauchen oder wenigstens offen haben müssen, dauernd versperrt. Oder der ganze Vorschlag läuft einfach auf das hinaus, was man die Veredlung der Matrikularbeiträge genannt hat. Sie besteht bekanntlich darin, daß die Erhöhung der Matrikularbeiträge durch einen andern Verteilungsmodus, nämlich nach der Leistungsfähigkeit der Staaten, möglich gemacht wird. Wäre ein geeigneter Maßstab dafür gefunden, so würde das geschehen, was die Kreuzzeitung will: die Einzelstaaten würden, jeder für sich, die Steuerschraube stärker anziehen und den Mehrertrag in Gestalt erhöhter Matrikularbeiträge an das Reich abführen. Aber dann wäre es ja auch wieder gar nicht nötig, den Einzelstaaten von Reichs wegen Vorschriften zu machen, wie sie den Mehrertrag an Steuern aufbringen sollen. Die Schwierigkeit liegt eben darin, daß bei der Verschiedenheit der historisch gewordnen Steuersysteme in den deutschen Einzelstaaten ein sicherer Maßstab für die finanzielle Leistungsfähigkeit dieser Staaten gar nicht gewonnen werden kann, wenn nicht das Reich die ganze Finanzgesetzgebung der Einzelstaaten zwangsweise umgestaltet. Ähnliches scheint wohl die Kreuzzeitung im Auge zu haben, wenn sie den Einzelstaaten die Einführung einer Vermögenssteuer durch das Reich anbefehlen lassen will, aber konservativ wird man eine solche den bundesstaatlichen Charakter des Reichs umstürzende Maßregel wohl kaum noch nennen können. Deshalb kann man es auch für ganz ausgeschlossen halten, daß der Bundesrat einen solchen Vorschlag gutheißt. Die Betrachtung der ganzen Lage aber zeigt, daß sich die Konservativen auf einen gefährlichen Weg begeben haben, der sie entweder zur Umkehr zwingt oder, wenn sie das nicht wollen, das Odium für das Scheitern der Reichsfinanzreform auf ihre Schultern wälzt.

Die auswärtige Politik ist natürlich ganz von der Krisis im Orient beherrscht. Zurzeit schweben noch die Verhandlungen über die Konferenzfrage. Bis jetzt haben jedoch diese Verhandlungen einen wenig aussichtsvollen Verlauf genommen. Der russische Minister des Auswärtigen Iswolskij hat lange genug in London geweilt, um ein einheitliches Vorgehn der drei „Entente"-Mächte, England, Rußland und Frankreich, in der Orientfrage herbeizuführen. Aber mit dem Ergebnis, das dabei herausgekommen ist, kann man nicht prunken; es verrät nur zu sehr die innern Widersprüche, mit denen die Entente zu kämpfen hat. Infolge der übergroßen Geschäftigkeit, die die englische Politik seit fünf Jahren in allen möglichen Abmachungen und Einverständnissen mit andern Mächten entwickelt hat, hat sie nicht mehr die volle Aktionsfreiheit, die ihren alten Traditionen entspricht. Nun fordert die neue Lage gebieterisch, daß England wenigstens in einer Frage seine alte Politik wieder aufnimmt, nämlich in seinem Verhältnis zur Türkei. Da will das Rechenexempel nun nicht recht stimmen, denn der alte Gegensatz der Interessen Rußlands und Englands ist an dieser Stelle nicht mit einigen diplomatischen Phrasen beiseite zu schaffen. Es gibt zwar gefällige Politiker, die sehr hübsch beweisen, daß England beispielsweise in der Dardanellenfrage Rußland ruhig gewähren lassen könne. Rußland habe im Schwarzen Meere keine Flotte, die der englischen gewachsen sei, und wenn die russischen Kriegsschiffe in das Ägäische Meer kämen, so seien sie im Bereiche

Digitized by Google

des englischen Einflusses und diesem völlig preisgegeben. In Wirklichkeit sehn die Dinge anders aus. Die Lösung der Dardanellenfrage im russischen Sinne bedeutet ganz einfach das Ende der Türkei in Europa, und Sir Edward Grey ist der letzte, den man erst noch darüber belehren müßte. Wenn aber Rußland die Regelung der Balkanfragen auf dem feierlichen und schwierigen Wege einer Konferenz der Mächte anstrebte, dann dürfte man voraussetzen, daß es diesen umständlichen Weg nicht wählte, nur um zu der Annexion Bosniens und der Unabhängigkeit Bulgariens Ja und Amen zu sagen und allenfalls darüber nachzudenken, wie man die Türkei für ihre — im Grunde ja doch imaginären — Verluste entschädigen könnte. Das alles nur um des Prinzips willen, daß der Berliner Vertrag gewahrt werden müsse, an dem Rußland bekanntlich seinerzeit wenig Freude gehabt hat. Dergleichen sagt man wohl, aber man denkt es nicht — wie man hier in Umkehrung einer oft gebrauchten Redensart zu bemerken versucht ist. Rußland hatte ein natürliches Interesse daran, das Programm der geplanten Konferenz zu erweitern, und es wäre zu schön gewesen, wenn es durch Sonderverhandlungen mit England und Frankreich dahin gelangt wäre, eine solche Konferenz zustande zu bringen, deren Programm sicher doch auch Italien veranlaßt hätte, auf die Seite der Westmächte zu treten, und bei der dann Österreich-Ungarn und Deutschland als isolierte Minderheit einer geschlossenen Phalanx der andern Großmächte gegenübergestanden hätten. Doch es hat nicht sollen sein. Sir Edward Grey konnte sich nicht entschließen, den Hausschlüssel des osmanischen Reichs in die Hand des guten Freundes aus dem Osten Europas zu legen. Ein andrer Entschluß wäre ihm auch teuer zu stehn gekommen; denn auf die Preisgabe der jetzt zu neuer Freiheit erstandnen Türkei an Rußland hätte die öffentliche Meinung Englands in einer Weise reagiert, die dem gegenwärtigen Kabinett in mehr als einer Hinsicht höchst unbequem, wenn nicht geradezu verhängnisvoll geworden wäre. Er blieb also bei seinem non possumus, und Herr Iswolskij fand nun, daß die Trauben sauer waren; Rußland wünscht nicht, daß die Dardanellenfrage auf der Konferenz erörtert wird — so hieß es nun —, denn es ist eine Angelegenheit, die die Türkei und Rußland allein angeht; eine kühne Begründung, über die selbst der diplomatisch geschulte Sir Edward ein Schmunzeln kaum unterdrückt haben wird.

Aber mit dieser Geste der Großmut konnte doch Rußland nicht von der Bühne der Sonderverhandlungen abtreten. Und so besann es sich auf die lange als undankbar vernachlässigte Rolle als Protektor der Südslawen. Darin war England willfährtiger; es konnte doch Rußland nicht ganz die Wahrnehmung seiner Interessen versagen. Man einigte sich also auf die seltsame Forderung, der Konferenz die Frage einer Entschädigung Serbiens und Montenegros vorzulegen, mit andern Worten dem Großserbentum einen Bissen hinzuwerfen als Genugtuung für das verletzte russische Selbstgefühl und als Schachzug gegen Österreich-Ungarn. Damit gewann freilich das zwischen England und Rußland vereinbarte Konferenzprogramm eine Gestalt, die in der Türkei die höchste Entrüstung hervorrufen mußte. Von Rußland hatte man sich nichts andres versehen, aber auch England, für das sich die Volksstimmung in Konstantinopel und den größern Provinzstädten soeben noch ebenso blind begeistert hatte, wie sie sich gegen Deutschland törichterweise hatte einnehmen lassen, verfügte jetzt kaltblütig über türkisches Gebiet und zeigte sich bereit, alles Geschehene gutzuheißen.

Es war offenbar eine große Unvorsichtigkeit, das Ergebnis der russisch-englischen Verhandlungen an die Öffentlichkeit zu bringen. Auch in Frankreich ist man darüber verschnupft und findet sogar, daß es eine Torheit war, solche Verabredungen über den Kopf Deutschlands hinweg zu versuchen. Jedenfalls muß dieses sogenannte Programm der Türkei die Augen darüber öffnen, daß ihr zunächst eine loyale Verständigung mit Österreich-Ungarn gegenwärtig noch die stärksten

Digitized by Google

Garantien für die Integrität ihres wirklichen Besitzstandes und dementsprechend für ihre politische Kräftigung bietet. Diese Lösung wird auch Deutschland, das nach wie vor der Bundesgenosse Österreich-Ungarns und der Freund der Türkei bleibt, unbekümmert um sinnlose Erregungen urteilsloser und aufgehetzter Volksmassen ruhig und fest zu unterstützen haben. Auch Italien, das sich bis jetzt mit bemerkenswerter Ruhe und kalter Überlegung im Hintergrunde gehalten hat, wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, erkennen, daß ein besonnenes Hand in Hand gehn mit Österreich-Ungarn seine Wünsche und Interessen in der Balkanpolitik mehr fördert, als wenn es seine Hand dazu bietet, daß England, Rußland und Frankreich ein Übergewicht gewinnen, um diese Fragen nach ihrem Gutdünken zu entscheiden.

Für Deutschland war es natürlich keine angenehme Lage, in die es durch das Vorgehn Österreich-Ungarns der Türkei gegenüber versetzt wurde. Aber wenn die Türken insolgedessen vorschnell glaubten, mit England besser daran zu sein, so sind sie schon eines andern belehrt worden. Wir sind in der Lage, ruhig abzuwarten, bis den türkischen Staatsmännern die Einsicht zurückkehrt, daß Deutschland das wirkliche Interesse der Türkei von allen auswärtigen Mächten immer noch am besten und uneigennützigsten verstanden hat. Wir hätten allerdings gewünscht, daß die allzu emphatische Erklärung in Konstantinopel, wir hätten keine Schuld an dem Vorgehn Österreich-Ungarns, lieber unterblieben wäre, wenigstens in dieser Form. Daß wir aber mit Österreich-Ungarn um der Kühnheit und Eigenmächtigkeit seiner Politik willen nicht brechen, ist selbstverständlich. Deshalb verrät auch das Jammern einiger deutscher Blätter darüber, daß wir es nun mit der Türkei verdorben haben, wenig politischen Takt. Wären wir um der türkischen Freundschaft willen unserm Bundesgenossen in den Rücken gefallen, oder hätten wir uns auch nur kühl hofmeisternd beiseite gestellt, so wäre uns das nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern überall, ja auch in der Türkei selbst übel gelohnt worden. Wir stehn an der Seite Österreich-Ungarns in dem wohlüberlegten Bewußtsein, unsre eignen Interessen damit zu wahren, nicht etwa, wie man wohl gemeint hat, aus Dankbarkeit für die Sekundantendienste in Algeciras. Darin können uns auch Taktlosigkeiten der österreichischen Presse nicht beirren.

Koloniale Rundschau

Berlin, 20. Oktober 1908

In Südafrika entwickeln sich die Dinge rascher, als man sich vor kurzem gedacht hatte. Noch vor wenigen Monaten kannte man die südafrikanischen Einigungsbestrebungen eigentlich nur andeutungsweise, denn es ließ sich kein rechter Überblick gewinnen über deren Umfang und die Aussichten. Der Sturz Jamesons, der das politische Erbe Cecil Rhodes, die Idee eines geeinigten Südafrika, verwirklichen wollte, schienen die „Vereinigten Staaten von Südafrika“ wieder in weitere Ferne gerückt zu haben. Dabei hat man aber die schöpferische Kraft des Burentums offenbar unterschätzt. Die Energie, mit der seine Vertreter die Verwirklichung der politischen Ziele der beiden Erbfeinde Cecil Rhodes und Paul Krüger auf einer neuen Grundlage in die Hand genommen haben, die Bereitwilligkeit, mit der sich das eingesessene englische Element an diesen Bestrebungen beteiligt, läßt keine Zweifel mehr darüber aufkommen, daß die Zeit Südafrikas nahe ist.

Der südafrikanische Engländer zweiter Generation fühlt sich eben zunächst als Afrikander, und wenn ihm ein freies Südafrika unter englischer Flagge geboten wird, so greift er zu. Und das Burentum ist so klug und verlangt vorläufig nicht mehr, sondern überläßt die völlige Loslösung vom britischen Imperium der natürlichen Entwicklung. Denn kommen wird diese Loslösung todsicher.

Einstweilen haben die Vertreter der verschiednen südafrikanischen Kolonien: Kapland, Transvaal, Oranjekolonie und Natal, miteinander verhandelt, und die Frucht dieser Verhandlungen ist der jetzt in Durban tagende südafrikanische

Digitized by Google

Nationalkonvent. Es ist ein geschickter Schachzug der Burenpartei, daß sie dem Engländertum eine verhältnismäßig starke Vertretung bei diesem Konvent zugebilligt hat. Die Feindschaft zwischen Burentum und Engländertum ist ausgeglichen, alle fühlen sich als Bürger Südafrikas. Und das ist die neue Grundlage, der die Rhodesschen und die Krügerschen Ideen entbehrten. Die mannigfachen Hindernisse, die auch heute noch der Vereinigung entgegenstehn, sind rein wirtschaftlicher Natur. Aber verschiedne Höhe der Staatsschulden, verschiedne Rentabilität des Eisenbahnnetzes sind Hindernisse, die sich bei gutem Willen beseitigen lassen. Schwerer wiegen schon die verschiedenartigen handelspolitischen Interessen, weil sie eben in den wirtschaftlichen Existenzbedingungen der einzelnen Kolonien wurzeln. Aber sie werden sich durch geschickte Übergangsbestimmungen allmählich überwinden lassen. Auch über die Hauptstadt — Pretoria oder Kapstadt — wird man sich einigen. Meinungsverschiedenheiten herrschen noch über die Form der Vereinigung. General Botha, einer der vornehmsten Vertreter des Burentums, erstrebt einen Einheitsstaat. Es wird wohl aber auf einen Staatenbund hinauskommen, denn für einen Einheitsstaat scheinen denn doch die Verhältnisse noch nicht genügend klar zu liegen. Die Beschlüsse der Konvents werden den Parlamenten der verschiednen Kolonien vorgelegt.

. Vorläufig ist über den Gang der Verhandlungen so gut wie nichts bekannt geworden, und es hat auch keinen Zweck, Mutmaßungen darüber aufzustellen.

Uns als Grenznachbarn des werdenden Staatenbundes kann die Konsolidierung Südafrikas zunächst nur recht sein.

Für die Entwicklung Deutsch-Südwestafrikas wird uns eine größere Einheitlichkeit der wirtschaftspolitischen Verhältnisse in den benachbarten Gebieten, die zum Teil ein Absatzfeld für die Produktion Deutsch-Südwestafrikas bilden, dienlich sein. Daß man auch jenseits der Grenzpfähle so denkt, beweist eine jüngst im Kapparlament stattgehabte Verhandlung über den Anschluß der englischen an die deutsch-südwestafrikanischen Bahnen, der von maßgebender Seite als nützlich, ja als notwendig bezeichnet wurde. In London will man nichts davon wissen, aber das neue Regime wird sich daran kaum kehren.

Übrigens gewinnen die Erwägungen über die weitere Organisation Deutsch-Südwests durch die Vorgänge in Britisch-Südafrika erhöhte Bedeutung. In Südwest weht deutlich ein freiheitlicher Wind, und wir werden gut tun, ihm Beachtung zu schenken. Unsre Landsleute drüben wollen sich von Anfang an ein gewisses Selbstbestimmungsrecht sichern, und da sie einen namhaften Teil der Verwaltungskosten der Kolonie schon heute durch indirekte Abgaben aufbringen, und die Selbstverwaltung ihnen weitere Lasten auferlegt, so kann man ihnen dieses Verlangen nicht übelnehmen. Im Gedanken an die Emanzipationsbestrebungen jenseits der Grenze wäre es klug, wenn wir der jungen Kolonie von vornherein die Bevormundung durch die heimische Kolonialverwaltung möglichst wenig fühlbar werden ließen. Wir trauen unsern Landsleuten zwar zu, daß sie ihr Deutschtum hochhalten und nicht mit dem künftigen südafrikanischen Staatenbund liebäugeln werden, aber der Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse ist manchmal stärker als das Nationalbewußtsein. Wenn das Mutterland den Bedürfnissen der Kolonie verständnisvoll entgegenkommt, so wird der Wunsch nach einem Anschluß an das übrige Südafrika nicht so leicht rege werden. Ob sich eine Emanzipation unsrer Kolonie für alle Zeit wird verhindern lassen, ist zum mindesten unsicher. Die Hauptsache ist, daß diese sich in einer Form vollzieht, die das Mutterland nicht des Nutzens seiner Kolonisationsarbeit beraubt. Zunächst muß, wie ich schon einmal betont habe, dafür gesorgt werden, daß die Kolonie deutsch bleibt in ihrem innersten Wesen und sich wohl fühlt unter deutscher Flagge, dann werden auch die Vorteile, die ihr eine Vereinigung mit dem übrigen Südafrika bringen könnte, nicht so leicht verfangen.

Digitized by Google

Unter dem neuen Regime wird in Südafrika namentlich auch die Eingebornenpolitik einen durchgreifenden Wandel erfahren. Das Buren- und Afrikandertum denkt nicht daran, an der von London ausgehenden Verhätschlungspolitik festzuhalten, die schwere Mißstände gezeitigt hat, und unter der die Eingebornen im Grunde selbst am meisten leiden. Es ist ein Unding, politisch ganz unreifen Menschen ein Wahlrecht zu geben, mit dem diese nur Unfug anrichten und die Entwicklung des Landes stören. Man kann wirklich neugierig sein, wie man sich auf dem Nationalkonvent in Durban mit diesen Produkten Londoner Kabinettspolitik abfinden wird.

Gar nichts wird es schaden, wenn unsre Kolonialverwaltung mit halbem Auge bei ihren Entschlüssen über die Eingebornenpolitik nach Südafrika blickt. Das Burentum hat von jeher eine glückliche Hand in der Behandlung und Erziehung der Eingebornen gezeigt und wird wohl auch jetzt einen praktisch brauchbaren Weg finden. Was Dernburg zu tun gedenkt, ist noch nicht ganz klar. Wir befinden uns bis zu einem gewissen Grade in derselben Verdammnis wie Britisch-Südafrika. Denn auch wir tragen jetzt die Folgen einer frühern Verhätschlungspolitik. Wie dies wiederholt der Fall war, zwang uns unsre Nachgiebigkeit zum Gegenteil, zu einer Vernichtungspolitik. Und jetzt zerbrechen wir uns die Köpfe, wie wir die für uns wertvollen Überreste der Hereros und Hottentotten dauernd unter unsre Herrschaft zwingen, ohne ihnen die Möglichkeit zu nehmen, sich von der schweren Niederlage wirtschaftlich zu erholen. Man sprach davon, Dernburg beabsichtige, den Hereros Reservate anzuweisen. Ob diese Absicht wirklich besteht, sei dahingestellt. Jedenfalls wäre dies ein ganz verfehlter Weg und würde sicherlich auch nicht den Anschauungen der Südwestafrikaner entsprechen. Unter Reservat versteht man ein großes Gebiet, in dem die Eingebornen nach ihrem Gutdünken leben, also nach ihrer frühern Gewohnheit umherziehn könnten. Da das Vieh von der Regierung geliefert werden müßte, so wäre dies ein teures Vergnügen, und zudem wäre das Reservatland nicht rationell ausgenutzt. Dazu käme, daß sich die Hereros, sich selbst überlassen und ungenügend kontrolliert, allmählich wieder in ihre alte Stammesverfassung hineinleben und dadurch eine ständige Gefahr für uns bilden würden. Und wo sollten unsre Ansiedler ihre Arbeiter herbekommen?

Unsers Erachtens müssen die Hereros planmäßig zum Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens, das durch sie eine empfindliche Störung erlitten hat, herangezogen werden, und das geschieht dadurch, daß man sie in kleinern Gruppen auf Lokationen verteilt, das heißt, sie in der Nähe von größern Plätzen und Farmdistrikten ansiedelt, wo sie Gelegenheit haben, sich bei den Ansiedlern als Arbeiter zu verdingen. Auf diese Weise können sie leicht kontrolliert werden; sie sind gezwungen, regelmäßig zu arbeiten. Allmählich werden sie sich wieder durch ihrer Hände Arbeit einen kleinen Viehstand erwerben und sich so erholen, ohne jedoch dadurch für uns erneut eine Gefahr zu werden. Das Land brauchen wir in der Hauptsache für uns selbst, die Eingebornen haben ihr Anrecht darauf verwirkt. Es wird durch uns auch ganz anders nutzbar gemacht werden als durch jene, und die Eingebornen werden in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis auch besser daran sein als früher. Sie werden von weitern schädlichen Dummheiten abgehalten und Arbeitsgelegenheit in Hülle und Fülle haben, denn die Arbeiternot ist in Südwest empfindlich und wird bei der fortschreitenden Besiedlung noch empfindlicher werden. Im übrigen werden wir in unserm eignen Interesse uns ihr Wohlergehn, die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse unter ihnen angelegen sein lassen.

Über die andern Kolonien ist im Augenblick nicht viel zu sagen. Mit den Kolonien ists wie mit den Frauen: die ist die beste, von der man am wenigsten spricht. Dies gilt namentlich für Togo, das einen Fortschritt nach dem andern aufzuweisen hat. Die reichste Kolonie, die wir haben, Kamerun, macht auch nicht

Digitized by Google

viel von sich reden. Leider gibts dort aber allerlei stille Unstimmigkeiten, die man an sich von der humoristischen Seite nehmen könnte, wenn die Zeit dazu angetan wäre. Die Handelsfirmen im Süden der Kolonie verlangen alles Ernstes, daß die Regierung kein Land mehr verkaufen, sondern nur noch gegen kurzfristige Pachtverträge abgeben solle. Nun ist Kamerun das Plantagenland par excellence, und wem wird es einfallen, ein Plantage anzulegen, wenn man ihn steigern oder gar ganz hinaussetzen kann, nachdem die Plantage gerade ertragsfähig geworden ist. Also Schwamm drüber! Man versteht den Ärger der Handelsfirmen Südkameruns über die aufstrebende Plantagenwirtschaft, die eben ihrer aufbauenden Tätigkeit wegen von der Regierung nach Kräften gefördert wird. Die Handelsfirmen im Süden werden aber in kurzer Zeit dem Nichts gegenüberstehn, wenn ihnen nicht eine Eisenbahn das Hinterland besser erschließt. Denn der Handel hat das Land, soweit dies durch die teuern Trägerkarawanen möglich ist, ausgepowert. Die wilden Kautschukbestände sind weithin durch Raubbau vernichtet, und mit den Elefanten ist es ebenfalls nicht mehr weit her. Kautschuk und Elfenbein sind nämlich die beiden einzigen Produkte, deren Transport nach der Küste auf den Köpfen von Tausenden von Trägern sich lohnt. Und nun verlangt der Handel, daß ihm die Regierung eine Eisenbahn ins Innere baut, damit er weitere Gebiete heranziehen, die er ebenso auspowern kann. Es ist deshalb ganz richtig, daß die Regierung für solche Eisenbahnpläne nicht zu haben ist. Den Handelsfirmen Südkameruns wird nichts andres übrig bleiben, als ihren Betrieb der natürlichen Entwicklung entsprechend auf eine andre Grundlage zu stellen und ihrerseits durch Anlage von Pflanzungen und Anregung der Eingebornen zur Gewinnung neuer exportfähiger Produkte, kurz und gut durch energische aufbauende Tätigkeit einer Auspowerung des Landes entgegenzuwirken. Dann wird die Regierung ihnen gern zu Hilfe kommen und durch Schaffung von Verkehrswegen eine rationellere Nutzbarmachung der scheinbar ausgepowerten Gebiete ermöglichen und weitere Landstriche aufschließen. Der Bezug des so notwendigen Kautschuks muß einerseits durch plantagenmäßigen Anbau, andrerseits durch Regelung und Kontrolle der Ausnutzung der natürlichen Bestände, die Verhinderung des reinen Raubbaues gesichert werden. Außer Kautschuk wachsen aber in Kamerun auch noch Kakao, Baumwolle, Ölfrüchte und vieles andre. Es läßt sich also bei gutem Willen drüben mit schönen Aussichten nicht nur handeln, sondern auch produzieren. Kamerun ist nach dem Ausspruch eines namhaften englischen Reisenden „das reichste Land der Welt“, das wir nicht brach liegen lassen und auspowern, sondern zum Segen unsers Nationalvermögens ordentlich erschließen wollen.

In Ostafrika haben in letzter Zeit an zwei Stellen Unruhen stattgefunden. Den einen Putsch in der Landschaft Turu im Norden haben wir in der letzten Rundschau erwähnt. Der zweite spielte wieder, wie der Aufstand vor drei Jahren, im Süden, bei Mikindani. Ein Beweis, wie wenig die Rechenbergsche Politik den Eingebornen imponiert. Die Sache scheint denn auch Herrn von Rechenberg in die Glieder gefahren zu sein; er hat sich sofort selbst nach dem Süden begeben. Die Sache gibt ihm nun doch zu denken, und er soll, wie ich höre, seine Anschauungen über Eingebornenpolitik zu revidieren beginnen. Wir wollens ihm wünschen. Er soll sich jetzt auch den Pflanzern ganz anders gegenüberstellen als früher. Auch dies wäre erfreulich und ein Zeichen, daß aus Berlin jetzt ein andrer Wind weht. Nebenbei zeigen die neuen Unruhen im Süden, daß dort eine Eisenbahn, die Südbahn, recht angebracht wäre. Denn Dernburg hat auch die Zentralbahn mit der Gefahr eines Aufstandes begründet. Und über die Wirtschaftlichkeit der Südbahn ist kein Wort zu verlieren. Vielleicht erinnert man sich dieser bestempfohlnen Bahn wieder einmal, wenn die Reichsfinanzreform unter Dach ist. Einstweilen kann man ja in allen Kolonien mit dem Erreichten zufrieden sein.

Rudolf Wagner

Digitized by Google

Philologie und Kulturgeschichte. Auch Literatur- und Sprachwissenschaft folgen dem Zuge der Zeit. Die Literaturwissenschaft unsrer Tage geht vor allem wieder mehr den großen Schönheiten der Literaturwerke nach; zum kleinern Teil nähert sie sich — und das tut noch entschiedner die Sprachgeschichte — dem immer mehr wachsenden Hauptstrom der Kulturgeschichte. Als Zeugnisse dafür begrüßen wir zum Beispiel die letzte Marburger Kaisergeburtstagsrede des Literarhistorikers Friedrich Vogt über das Königs- nnd Kaiserideal in der deutschen Dichtnng des Mittelalters, deren schöner Schluß das starke Weiterleben alter germanischer Vorstellungen in dem Verhältnis zwischen Wilhelm dem Ersten und Bismarck überzeugend herausstellt, und die hübsche Sammlung kulturgeschichtlicher Vorträge und Aufsätze, die der Freiburger Germanist Friedrich Kluge, bekannt durch sein Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, soeben als Bunte Blätter im Verlage von J. Bielefeld in Freiburg (Baden) veröffentlicht, und in denen er uns an einige seiner Lieblingsplätze in dem großen Bergwerke seiner sprachgeschichtlichen Arbeit führt, zu dem geschichtlichen Doktor Faust, in den Venusberg, durch die Sippenfiedlungen der altdeutschen Bauerschaft, in die Sprachwelt Shakespeares und Schillers usw.

Dabei sei erwähnt, daß von dem großen Diederichsschen kulturgeschichtlichen Atlas Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern nun auch der zweite und letzte Band vorliegt: noch mehr als der erste verdient er wegen glücklicher Auswahl und geschickter Zusammenstellung die warme Empfehlung als deutsches Hausbilderbuch nicht im bloß ästhetischen, sondern durch geschichtliche Vergleichung früherer Hauslebens- und Öffentlichkeitsformen im belehrend erziehenden Sinne, die wir dem ersten Bande mitgegeben haben.

ELEMENTARGESETZE DER BILDENDEN KUNST

Grundlagen einer praktischen Ästhetik

von

HANS CORNELIUS

Mit 240 Abbildungen im Text und auf 13 Tafeln

[VIII u. 197 S.] gr. 8. 1908. Geheftet M. 7.—, in Leinwand gebunden M. 8.—

Arbeiten alle bildenden Künste für das Auge, und beginnt alle Erkenntnis der Dinge durch diesen mit der Erkenntnis von Raum und Form, so muß die elementare Aufgabe aller künstlerischen Gestaltung darin bestehen, dem Auge dasjenige zu geben, was für die Erkenntnis von Raum und Form erforderlich ist, und ihm aus dem Wege zu räumen, was solcher Erkenntnis im Wege steht.

Die verschiedenen Forderungen, die für die Lösung dieser Aufgabe zu erfüllen sind, werden in dem vorliegenden Buche in Anknüpfung an Hildebrandsche Anschauungen systematisch entwickelt und an über 250 Beispielen und Gegenbeispielen aus allen Gebieten alter und neuer Kunst, aus Malerei und Graphik, Plastik und Architektur, insbesondere aber auch aus allen Zweigen kunstgewerblicher und kunstindustrieller Tätigkeit erläutert.

So wendet sich das Buch an Künstler, Kunstgewerbler und Kunstindustrielle, an jeden, der sich in der Praxis mit irgendwelchen künstlerischen Fragen auseinanderzusetzen hat, aber auch an jeden, der sich mit dem oberflächlichen Gefallenfinden an Werken der Kunst nicht begnügen, sondern sich der Gründe ablehnender oder zustimmender Empfindung bewußt werden möchte.

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 44 Ausgegeben am 29. Oktober 1908

Inhalt

Seite

Die englische Erbschaftssteuer 209

Die Amurbahn. Von Major H. Toepfer 214

Julius Wolfs exakte Nationalökonomie. Von Carl Jentsch 222

Die Ziele und Aussichten der Gartenstadtbewegung. Von Hans Kampffmeyer in Karlsruhe 232

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 240

Maßgebliches und Unmaßgebliches 246

Reichsspiegel. (Landtagseröffnung, Wahlrechts- und Besoldungsfragen in Preußen. Steuererhöhungen. Zur Orientkrisis.) — Fürst Bülow in englischer Beleuchtung. — Verluste der französischen Marine.

50 Pf. das Heft. — Fr. Wilh. Grunow Leipzig. — 6 Mark. das Vierteljahr.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79 3/4 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

Denken Sie jetzt schon an Weihnachten!

„Ich stelle Ihnen vor: **Union-Bücherschrank**
immer fertig — nie vollendet" „Ihre Bücherei wächst, der Schrank auch!"
Illustriertes Preisbuch No. 338 kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss (Unionzeiss), Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 36

Achten Sie auf Firma und Hausnummer.

Digitized by Google

Die englische Erbschaftssteuer

Da binnen kurzem im Deutschen Reiche die Veröffentlichung eines schon jetzt viel angefochtnen Gesetzentwurfs bevorsteht, der eine Erweiterung der bestehenden Reichserbschaftssteuer nach verschiednen Richtungen, besonders aber durch Einführung einer allgemeinen Nachlaßsteuer vorsieht, so dürfte es wohl angebracht sein, einmal eine umfassendere Übersicht über die einschlägige Gesetzgebung des Landes zu geben, das die Erbschaftssteuer in langer geschichtlicher Entwicklung in weitestem Umfange ausgebildet und in stärkstem Maße zur Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse herangezogen hat.

In England gibt es ein ganzes System von Erbschaftssteuern (im weitern Sinne sogenannte Death Duties), das im Jahre 1906 zusammen die Summe von 291 900 000 Mark in den Staatsschatz und außerdem von 89 500 000 Mark Zuschüsse für die Lokalverwaltungen lieferte. Von den verschiednen einzelnen Steuern ist die wichtigste die Nachlaßsteuer (Estate Duty), die den Nachlaß als solchen zum Gegenstande hat, in der Regel von den Testamentsvollstreckern oder den Nachlaßverwaltern entrichtet werden muß und nach der Größe des Nachlasses, nicht aber nach dem Verhältnis des oder der Erben zum Erblasser (Verwandtschaftsgrad) abgestuft ist. Sie wird zum Teil zum Besten der Lokalverwaltungen erhoben. Nebst einigen Nebensteuern, die noch von älterer Zeit her in Ausnahmefällen zur Anwendung kommen, erbrachte sie rund 214 000 000 Mark für den Staatsschatz und die obenerwähnten 89 500 000 Mark für die Lokalverwaltungen. Seit dem 19. April 1907 ist die Nachlaßsteuer für Nachlaßmassen im Werte von mehr als 3 000 000 Mark noch weiter erhöht worden. Diese Erhöhung brachte nach Ausweis der diesjährigen Budgetrede in der Zeit vom 19. April 1907 bis zum 31. März 1908 einen Mehrertrag von 12 200 000 Mark. Außerdem besteht eine den Erben als solchen belastende eigentliche Erbsteuer, die unter dem Namen Legacy Duty (von beweglichem Vermögen) und Succession Duty (hauptsächlich von unbeweglichem

Digitized by Google

Vermögen) erhoben wird, und die nach dem Verhältnis des Empfängers zum Erblasser abgestuft ist. Diese erbrachte rund 18400000 Mark für den Staatsschatz. Endlich gehört hierher eine Abgabe, die als Ersatz der Nachlaßsteuer von Korporationsvermögen als Vermögen der Toten Hand erhoben wird, die aber nur 2000000 Mark ergab.

Diese Summen beweisen, welche Steigerung der Erbschaftssteuern eine echt germanisch empfindende Nation für erträglich gehalten hat. Über 380000000 Mark jährlich werden in England durch die verschiednen einzelnen Erbschaftssteuern aufgebracht — eine Summe, an deren Erreichung im Deutschen Reiche auch nach der vorgeschlagnen Erweiterung noch nicht annähernd gedacht werden dürfte.

Werfen wir nun einen kurzen Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der englischen Erbschaftssteuer, so finden wir dasselbe Schauspiel, wie wir es auch bei uns jetzt erleben: jeder einzelne Versuch der Erweiterung der Erbschaftssteuer stieß auf die starke Opposition und die entrüsteten Proteste der besitzenden Klassen. Und doch hat sich der gesunde Gedanke des Systems trotz alledem durchgesetzt, und die Erbschaftssteuer ist heute eine starke und zuverlässige Stütze des englischen Einnahmebudgets. Alle die Beweisstücke, die in unsern Tagen gegen die Erbschaftssteuer nach der prinzipiellen und praktischen Seite hin vorgebracht zu werden pflegen, finden wir vorgebildet in der heftigen Opposition der mittlern und höhern Klassen in England gegen diese Steuer, die jedesmal, wenn ihre Erhöhung und Erweiterung auf der Tagesordnung stand, als das Scheusal behandelt wurde, das man in die Wolfsschlucht werfen müsse.

Nur wenige Beispiele aus der Geschichte des langjährigen Kampfes gegen die englische Erbschaftssteuer seien hier angeführt. Schon bei den Reformversuchen im Jahre 1805 spielten die Argumente eine Rolle, daß die Regierung den Reichtum und den Einfluß der Aristokratie antaste und buchstäblich das Unglück ausbeute. Die Nummern der Times im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts enthalten eine Unmenge von Klagen, Verwünschungen und Zornesergüssen gegen diese Steuer, die, ganz abgesehen von ihrer unterdrückenden, willkürlichen und unsittlichen Wirkung, ein unerträgliches Spionieren und Einmischen in die privaten Angelegenheiten des Lebens mit sich bringe. Sowohl im Publikum wie in der wissenschaftlichen Literatur der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bestand eine recht große Voreingenommenheit gegen die Erbschaftssteuer. Und dennoch drangen die Versuche zur Abschaffung dieser Steuer nicht durch, sondern nach und nach machte sich doch im Zusammenhang mit der allmählich einsetzenden Bewegung zugunsten der Erweiterung des Gebiets der direkten Besteuerung überhaupt ein Umschwung der gesellschaftschaftlichen Stimmung zugunsten der Erbschaftssteuer geltend. So fehlt es in der einschlägigen Literatur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht an hervorragenden Stimmen, die der Erbschaftssteuer vor der Einkommensteuer den Vorzug geben. Man hebt hervor, daß sie von allen direkten Steuern

Digitized by Google

am wenigsten Einwände hervorrufe. Jeder ziehe von zwei direkten Steuern die vor, die einmal (nicht periodisch) bezahlt werde, dazu noch zur Zeit einer Bereicherung und vor der faktischen Benutzung des Vermögens. Aber auch zur Zeit, da die eine Ausdehnung der Steuer auf das unbewegliche Vermögen vorsehende Reformbill Gladstones zur Beratung stand, im Jahre 1853, fehlte es nicht an den kräftigsten Stimmen gegen dieses Projekt, von dem ein Redner im Unterhause sagte, daß es die schrecklichste Tyrannei und die unerträglichste Inquisition einführe und nur den Menschen Freude mache, die sich durch geringe Anhänglichkeit an die Monarchie und an die alten Institutionen auszeichneten. Und ein andres Mitglied meinte, daß der Ausdruck „Plünderung" dieser Bill gegenüber noch lange nicht kräftig genug sei. Der Schatzkanzler werde bei Annahme des Gesetzentwurfs Empfänger gestohlner Gegenstände; es sei doch wirklich der Unterschied zwischen denen, die stehlen, und denen, die das Gestohlne hehlen, nicht groß. Und im Oberhause nannte ein Lord Winchelsea die Gesetzvorlage die unmoralischste, abscheulichste und verhaßteste Bill, die je im Statute book eingetragen worden sei. Doch alle diese heftigen Angriffe vermochten die Entwicklung der englischen Erbschaftssteuer nicht aufzuhalten. Die treibende Kraft bei dieser Bewegung war der Einfluß der demokratischen Elemente der Bevölkerung, die einen Druck auf die Gesetzgebung ausübten, die äußere Form jedoch, die die Besteuerung annahm, wurde durch den politischen Kampf zweier Parteien bestimmt, von denen die eine hauptsächlich die Interessen der Agrarier, die andre die Interessen der handelsindustriellen Klasse vertrat.

Besonders lehrreich sind jedoch die Vorgänge beim letzten großen Reformversuch im Jahre 1894, durch den die Erbschaftssteuer in England im wesentlichen ihre jetzige Gestalt und Ausdehnung erhalten hat. Auch diesmal regnete es geradezu unheilvolle Prophezeiungen von Konservativen. Ein Redner aus ihren Reihen äußerte die Befürchtung, daß der Fiskus durch die Reform nur verlieren werde, da die ungemein hohe Steuer von acht Prozent vom Kapital jeden zu Hinterziehungen und Verheimlichungen veranlassen werde. Am meisten werde hier das unbewegliche Vermögen leiden, das man vor dem Steuereinnehmer nicht verbergen könne, das bewegliche aber werde entschlüpfen. Ein andres Parlamentsmitglied erklärte, der Entwurf, der von dem liberalen Schatzkanzler Sir W. Harcourt vertreten wurde, sei auf einem falschen Prinzip aufgebaut, weil er ungemein die Witwen und Waisen belaste, die gegenwärtige Generation des englischen Landbesitzes ausrotten und wahrscheinlich recht geringe oder gar keine Staatseinnahmen ergeben werde. Nicht nur Raub und Plünderung bringe dieser köstliche Entwurf in die englischen Familien, sondern auch den Dämon des Mißklangs und des Verrats. Kein Gewaltherrscher des Ostens, kein Robin Hood, kein Robert Macaire hätten jemals ein solches System der Kontribution ausdenken können. „Das ganze Budget, rief ein andrer Redner aus, ist von einem unbarmherzigen Haß gegen alle

Digitized by Google

Eigentümer durchdrungen. Der verehrte Sir hat eine Hetzjagd gegen die Grundbesitzer unternommen." Noch wilder tobte die Sprache in der Presse und Literatur. „Ein versteckt sozialistisches Budget" wird die Finanzbill von einer einflußreichen konservativen Zeitschrift genannt; „der Ackerbau ist auf den Tod besteuert", heißt es in einem andern Artikel; „Die Plünderung mit Hilfe der Erbschaftssteuern" ist eine dritte Arbeit betitelt.

Nach so stürmischen Angriffen hätte man als das logisch Natürliche erwarten dürfen, daß das erste, was bei dem wenige Jahre später erfolgenden gründlichen Wechsel der Parlamentsherrschaft geschah, die Abänderung oder die Beseitigung der Harcourtschen Reformbill gewesen wäre. Nichts von alledem trat ein. Der neue konservative Schatzkanzler Hicks Beach erklärte sofort, daß sich die Erbschaftssteuer in ihrer jetzigen Ausdehnung und Progression bewährt habe, und daß an eine Änderung nicht mehr gedacht werden könne. In der Tat hatte sich auch die konservative Partei innerlich und äußerlich in wenigen Jahren mit dem Gesetz ausgesöhnt und wünschte keine Veränderung. Auch das Royal Committee on Agriculture stellte der Steuer in ihrer neuen Gestalt ausdrücklich das Zeugnis aus, daß sie die allergerechteste und gleichmäßigste Steuerquelle sei, die den Grund und Boden keinesfalls mehr als andre Vermögensarten bedrücke. Trotz der leidenschaftlichen Angriffe gegen die Anwendung der progressiven Besteuerung von seiten der durch die Reform Harcourts betroffnen Klassen erwartete die progressive Steuermethode nur einen weitern Sieg, der, begünstigt durch die ungeheure Ungleichheit in der Verteilung des Volksvermögens, im Jahre 1907 erfolgt ist.

Der theoretische Gedanke, der der englischen Erbschaftssteuer zugrunde liegt, ist die sogenannte lump sum theory, nach der die Erbschaftssteuer als eine summierte Einkommensteuer betrachtet wird, die nur einmal im Leben, und nicht jedes Jahr wiederkehrend, gezahlt wird. Am deutlichsten drückt den Charakter der englischen Erbschaftssteuer als einer summierten Einkommensteuer die Eigentümlichkeit aus, daß die obenerwähnte Steuer von Korporationen, die eine einfache fünfprozentige Einkommensteuer darstellt, für diese „nie sterbenden" Korporationen die Erbschaftssteuer vertritt und von der offiziellen Statistik unter die Rubrik der Erbschaftssteuern gebracht wird. Nach einer hundertjährigen Erfahrung kam England zum Schluß, daß das einzig regelrechte Kriterium bei der Erbschaftsbesteuerung nur die Erbschaftssumme sein könne und nicht der Verwandtschaftsgrad zwischen Erblasser und Erben. Die Erbschaftssteuer soll hiernach das gesamte Erbe vor der Teilung unter den Miterben mit progressiven Sätzen belasten. Die in England in beschränktem Umfange erhaltene Abstufung der Steuerfüße nach dem Verwandtschaftsgrade ist nur ein Überbleibsel. Die Gesetzgebung nimmt immer mehr die Kapitalsumme, die durch die Erbschaft übertragen wird, zum Maßstab der Erbschaftsbesteuerung. Bei einem Nachlaß von 200000 Mark beträgt die Steuer 4 Prozent, bei 2000000 Mark beträgt die Steuer 6 Prozent, und sie steigt allmählich bis zu 15 Prozent (seit 1907

Digitized by Google

beträgt die Steuer für die ersten 20 Millionen Mark 10 Prozent, für die weitern 10 Millionen wird sie um je ein Prozent erhöht — jedoch im ganzen nicht über 5 Prozent), sodaß ein Nachlaß von 80 Millionen Mark die estate duty in der Höhe von 11 Millionen Mark bezahlt, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob er nahen oder entfernten Verwandten zufällt. Übrigens haben die Erbschaften von weniger als 20000 Mark fast gar keine Rolle in den englischen Finanzen gespielt, die Erbschaften von 20000 bis 200000 Mark haben nur eine bescheidne Bedeutung, sie geben 14,1 Prozent der estate duty, und fast der ganze Ertrag fällt auf die Erbschaften von mehr als 200000 Mark.

Die estate duty belastet, wie angedeutet worden ist, das Vermögen des Verstorbnen, und zu welchen Fiktionen wir auch Zuflucht nehmen, um der Erbschaftsmasse das Gepräge einer juristischen Person oder den Begriff der hereditas jacens zu geben oder das Prinzip le mort saisit le vif anzunehmen, die Wirkung der Steuer bleibt dieselbe: das Vermögen des Verstorbnen vermindert sich um die Steuersumme. Der Erbe kann auf legalem Wege die Erbschaft nicht anders erhalten als durch Vermittlung des Testamentsvollstreckers, der aus der Erbschaftsmasse die zur Bezahlung der Steuer notwendige Summe zu einem bestimmten Termine vorwegnehmen muß.

Über die technischen Vorzüge dieser Steuer spricht sich Paul Haensel, Privatdozent an der Universität Moskau, in seinem in russischer Sprache von der Universitätsdruckerei in Moskau herausgegebnen Werke: Die Erbschaftssteuer in England, eine Untersuchung zur Geschichte der englischen Finanzen, aus dem jüngst im Finanzarchiv eine ausführliche Wiedergabe in deutscher Sprache erschienen ist, wie folgt aus: Die Vermögenssteuer in der Form der Erbschaftssteuer hat unersetzliche technische Vorteile vor einer reinen Vermögenssteuer oder einer allgemeinen Einkommensteuer. Es ist völlig klar, daß das jährliche Einkommen einer Person viel schwerer zu berechnen ist als der Wert einer Erbschaft. Wenn man es bei der Vermögenssteuer mit einer großen Anzahl von Vermögen zu tun hat, die zumal oft im Werte schwanken, zum Beispiel Wertpapiere im Laufe eines Jahres, so besteuert der Fiskus bei der Erbschaftssteuer jährlich eine mindestens dreißigmal kleinere Zahl von Vermögen, deren einzelne Teile man zudem mit Genauigkeit für einen bestimmten Zeitpunkt feststellen kann. Wichtig ist auch, daß die Erbschaftssteuer verhältnismäßig kleine Vermögen auffangen kann, während bei der Einkommen- und besonders Vermögenssteuer ein verhältnismäßig hohes Existenzminimum schon infolge der Unmöglichkeit, die große Masse der Zensiten einzuschätzen, nötig ist. Daher ist in England das Existenzminimum, während es bei der Einkommensteuer 3200 Mark beträgt, bei der Erbschaftssteuer 20000 Mark, das heißt im letzten Falle ist es verhältnismäßig vierzigmal kleiner, bei der Vermögenssteuer aber muß es bedeutend erhöht werden.

Selbstverständlich — auch Haensel erkennt dies an — kann der Staat sein Finanzsystem nicht auf der Erbschaftssteuer allein als einziger direkter

Digitized by Google

Steuer aufbauen. Wichtige Steuervorteile würden verſchwinden, die die Verbindung der Einkommen- und der Erbſchaftsſteuer — die Schenkungsſteuer inbegriffen — für die Kontrolle der Erfüllung der Steuerpflicht hat, gar nicht zu ſprechen von den bekannten Gründen gegen die Einführung einer einzigen Steuer. Zu einem Zeitpunkt aber, wo im Deutſchen Reiche der Plan erwogen werden muß, der Durchführung einer Nachlaßſteuer näherzutreten, dürfen die Tatſachen der engliſchen Erbſchaftsſteuer auch bei uns erhöhte Beachtung beanſpruchen. Denn wenn auch die Verhältniſſe einigermaßen verſchieden ſind, insbeſondre die Unterſchiede in der Verteilung des Beſitzes bei uns auch noch nicht annähernd ſo groß ſind wie in England, ſo laſſen ſich doch aus den engliſchen Methoden und Erfahrungen mutatis mutandis auch für uns eine Reihe lehrreicher Schlußfolgerungen ziehen.

Die Amurbahn

Als die dritte Duma im Frühjahr der Vorlage über den Bau der Amurbahn zugeſtimmt hatte, ſetzte ſich mit ihrer Entſcheidung in Widerſpruch eine nicht unbeträchtliche Minorität des Reichsrats, der in dieſem Falle ſeine Aufgabe als Oberhaus wirklich ſehr ernſt genommen und die Freunde der Vorlage und die Miniſter zu bedeutſamen Äußerungen über die ſchwebende Frage, d. h. über die Weiterführung der ruſſiſchen Kolonialpolitik veranlaßt hatte. Selbſt Graf Witte hatte ſich zu dieſer Minderheit geſchlagen und machte ſeine auf allerdings ſehr genauer Kenntnis der wirtſchaftlichen Kräfte des Reiches gegründeten Bedenken vornehmlich finanzieller Natur geltend. Aus den ſonſtigen Einwendungen der Minderheit verdienten die Bemerkungen beſondre Beachtung, daß es nicht leicht ſein werde, die Vereinigungspunkte der neuen Bahnverbindung mit der bisherigen durchgehenden Bahnlinie nach Wladiwoſtok, nämlich die Stationen Karymskaja und Nikolsk-Uſſuriisk und ſchließlich die ganze Eiſenbahn ausreichend militäriſch zu ſchützen, ferner, daß der erwartete Zuſtrom von ruſſiſchen Auswandrern nach Amurland ausbleiben könne, dagegen Japaner, Chineſen und Koreaner das Land überſchwemmen würden, endlich daß der an ſich ſchon teure Bahnbau in weiterer Folge zu weitern Unſummen von Unkoſten zwingen werde, um das durch die große Kapitalanlage wertvoller gewordne Amurland halten zu können.

Auch wenn man nicht von der Berechtigung der hiſtoriſchen Aufgabe Rußlands, dem Streben nach dem Stillen Ozean und einem eisfreien Hafen an ſeinen Geſtaden überzeugt iſt, wird man zugeben müſſen, daß es das Zarenreich ſeiner ſtark erſchütterten Großmachtſtellung im fernen Oſten unbedingt

Digitized by Google

schuldig ist, alles zu tun, um seinen ihm durch den Portsmouther Friedensvertrag vorläufig garantierten Besitz zu erhalten. Und dazu gehört nach der Vernichtung von Rußlands Seemacht allerdings die Herstellung eines möglichst gut gesicherten eignen Schienenwegs bis nach Wladiwostok, der Amurbahn. Ihre Erbauung wird jedenfalls ein neues Ereignis der Kolonialgeschichte von Nordasien, deren letzten Verlauf man sich vergegenwärtigen muß, wenn man unbefangen über die Bedeutung der künftigen Amurbahn urteilen will.

Nachdem in den ersten dreißig Jahren nach Abschluß des Vertrags von Aigun vom 28. Mai 1858 die für die wirtschaftliche Angliederung, Besiedlung und Landesverteidigung des damals gewonnenen linken Amurufers ergriffnen Maßregeln nur geringe Erfolge gezeitigt hatten, schien das von Alexander dem Dritten eingeleitete große Kulturwerk einer Eisenbahn durch ganz Sibirien auch die Erschließung des Amurlandes einleiten zu sollen. Aber schon damals hatte der Vorschlag einer abgekürzten, durch die Nordmandschurei zu führenden Schienenverbindung mit Wladiwostok einflußreiche Freunde gefunden, die eine Verbilligung des Bahnbaus um einige Millionen und eine Abkürzung des Transitverkehrswegs um 514 Werst gegen die Förderung der Landesinteressen mit Glück ausspielen konnten und dem Abkommen von 1896 mit China zusteuerten. Bekanntlich bestand dieses Abkommen im wesentlichen in der Erteilung einer sehr günstigen Eisenbahnkonzession an die Russisch-Chinesische Bank, die die Chinesische Ostbahngesellschaft zu gründen hatte, und die bei überwiegender Beteiligung russischen Kapitals und unter der Kontrolle der russischen Finanzverwaltung als rein russisches Unternehmen angesehen werden konnte. Wie das Bahnunternehmen während der Wirren des Jahres 1900 nach der Halbinsel Kwantung ausgedehnt wurde und schließlich zu einem sehr teuern Werkzeug großrussischer Kolonialpolitik werden sollte, das Zehntausende russischer Soldaten und Hunderte von russischen Millionen zu dem „großen Scheiterhaufen“ in der Südmandschurei führte, ist bekannt genug. Für den Ausbau der militärischen Stellung Rußlands in der schon völlig russisch gewordnen Provinz Amurland hat aber diese verunglückte Kolonialpolitik ebenso traurige Folgen gezeitigt wie für die wirtschaftliche Entwicklung dieses Gebiets. Solche Folgen hätten im Hinblick auf die erweiterten Aufgaben Rußlands am Großen Ozean nur in den Kauf genommen werden können und sich später verwinden lassen, wenn es gelungen wäre, den russischen Besitz da draußen mit der in geographischem Sinne zu ihm gehörenden und durch den Zustrom russischen Goldes befruchteten Nordmandschurei politisch, militärisch und wirtschaftlich zu verbinden. Die Gelegenheit hierzu ist nun wohl endgiltig verpaßt, nachdem das Land der aufgehenden Sonne auf dem Kontinent festen Fuß gefaßt, sich in der Mandschurei vorherrschenden Einfluß gesichert und seine friedlichen Vortruppen in Gestalt von Händlern, Agenten, Friseuren und Arbeitern weit vorgeschoben hat. Indem ferner die chinesische Regierung, den durch den Krieg geschaffnen Umschwung der Lage klug benutzend, die bisher für die Chinesen

Digitized by Google

selbst als Land der Mandschu rechtlich verschloßne Nordmandschurei für die Besiedlung freigab und diese sogar begünstigte, indem sie großartige Bahnbaupläne wie den einer Verbindung von Sfinminting über Taonanfu–Fulaërdi–Zizikar nach Aigun genehmigte, und indem sie, wie man sagt, Aigun gegenüber Blagowjeschtschensk befestigt, hat sie Rußland die von ihm begehrte Frucht, die Nordmandschurei, wahrscheinlich für immer entzogen. Da sich nun nach Artikel VII des Portsmouther Friedensvertrags Rußland und Japan verpflichtet haben, die ihnen gehörenden Eisenbahnen in der Mandschurei ausschließlich zu Aufgaben des Handels und Verkehrs und keinesfalls zu strategischen Zwecken zu benutzen, und da Rußland letzthin auch die ihm verbliebne Eisenbahnstrecke Charbin–Kuantschendzsy abgetreten hat, so ist ihm rechtlich und tatsächlich jetzt vorhandne direkte Eisenbahnverbindung für seine militärischen Aufgaben im fernsten Osten versperrt. Japan wird jedenfalls kein Bedenken tragen, aus diesen Verhältnissen seine weitern Folgerungen zu ziehen und den Vorwand zum Kriege finden, wenn es dazu bereit ist. Und Kenner Japans sagen, daß fieberhaft auf dieses Ziel hingearbeitet wird.

Was soll aber aus dem Aufgebot an russischer Truppenmacht in Ostasien werden, wenn es auf sich allein angewiesen ist und nur auf dem Wasserwege Schilka–Amur mit der Transbaikalbahn Verbindung unterhalten werden kann, die die Zu- und Abfuhr von und nach Europa zu vermitteln hat? Jedenfalls würden sich die auf etwa fünf Divisionen und die nötigen Spezial- und Festungstruppen zu berechnenden Truppen im Primorskgebiet in fast unhaltbarer und unter allen Umständen viel schwierigerer Lage als die zu Beginn des letzten Krieges in der Südmandschurei verteilten Truppen befinden. Wladiwostok dürfte unter dem Angriff der in bedrohlicher Nähe an der koreanischen Grenze stehenden und sich ungehindert und schleunig aus dem Mutterlande verstärkenden Japaner bald aufhören, die ihr durch den tönenden Namen „Zwingburg des Ostens“ zugewiesne Rolle zu spielen. Was an Kosakentruppen und ostsibirischen Schützen aber an der durch den Amur gebildeten Grenze verstreut ist, muß froh sein, wenn es sich nach Osten oder Westen zusammenziehn kann, und darf nicht daran denken, einen einigermaßen gut eingeleiteten Übergang über den Strom längere Zeit strittig zu machen. Daß auf der fast 2000 Kilometer langen Wasserstraße entlang der Grenze aber jeder Verkehr mit verhältnismäßig leichter Mühe unterbunden werden kann, wird jedem einleuchten, auch wenn es nicht durch gewisse Ereignisse des Jahres 1900 bewiesen worden wäre. Schließlich ist der Wasserweg auf der Schilka und dem Amur von Sfrjetjensk, dem Endpunkt der Transbaikalbahn abwärts, alles andre als eine sicher und schnell befördernde Verbindung; er leistet nicht entfernt, was man von ihm als natürlicher Fortsetzung der Transbaikalbahn erwartet hatte, und was noch jetzt mancher zu hoffen geneigt ist. Die Wasserstraße weist zusammen über 130 Stromschnellen auf, von denen die obern in der Schilka bei Niedrigwasser überhaupt nicht passierbar sind und die im Amur nicht mehr Wasser als

Digitized by Google

1 bis $1^1/_2$ Meter haben. Wenn sich das Hochwasser verlaufen hat, dauert sogar die Talfahrt von Sfrjetjensk bis Blagowjeschtschensk anstatt der planmäßigen vier Tage drei ganze Wochen, weil fortwährend Aus- und Umladungen eintreten müssen. Die Amurschiffahrtsflottille zählte zwar im Jahre 1905 150 Dampfer und 230 Kähne, aber sie ist mit diesen Einschränkungen nur fünf Monate im Jahre in Betrieb. Weit besser ist der Amur mit seinen Nebenflüssen als Schlittenstraße zur Winterszeit. Aber in der mehrmonatigen Übergangszeit im Frühjahr und Herbst ist jeder Verkehr auf die Landverbindung angewiesen. Diese, der „Hauptposttrakt", der im allgemeinen dem linken Stromufer parallel folgt, ist nur auf 820 Kilometer fahrbar und auf 1000 Kilometer Saumpfad und in der Zeit der durch Regen hervorgerufnen Weglosigkeit fast unbenutzbar. So ist es begreiflich, daß der Ministerpräsident Stolypin erklären konnte, daß die baldige Bereitstellung der Mittel für den an sich teuern Bau der eine sichre Landverbindung ergebenden Amurbahn trotz anderweitiger starker Inanspruchnahme des Staatskredits auch wirtschaftlich rationeller sei als die Verschiebung der Ausführung des Bahnbaus. Denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen muß aus den schon dargelegten politischen und militärischen Gründen eine viel stärkere Truppenzahl draußen im Osten dauernd bereit stehn, als später nötig sein wird. Ganz abgesehen von dem volkswirtschaftlichen Nachteil der vermehrten Entziehung von Kräften aus dem Erwerbsleben sind für die Kasernierung, Erhaltung und Ausbildung dieser Truppen bedeutende Summen aufzubringen; und wenn eingewandt wird, daß Befestigungen zum Schutz der künftigen Eisenbahn unvermeidlich sein werden, so muß demgegenüber erwidert werden, daß feste Stützpunkte für die Truppen im Osten erst recht unentbehrlich sind, wenn sie ohne Bahnverbindung auf sich allein angewiesen sind. Übrigens hat der Ministerpräsident meines Erachtens mit vollem Recht auch darauf hingewiesen, daß es widersinnig sei, Maßregeln und Ausgaben der Amurbahn aufs Konto zu setzen, die sich wie das zweite Geleise der sibirischen Eisenbahn und der Transbaikalbahn oder die Gründung einer Flußkanonenbootflottille auf dem Amur oder die Förderung der Auswanderung mit Staatsmitteln von selbst gebieterisch aufdrängen.

Wird die Amurbahn als notwendig anerkannt, dann nötigen die dargelegten Verhältnisse auch zur möglichsten Beschleunigung des Baus, und der Baubeginn in diesem Jahre ist gerechtfertigt, obwohl über die Führung im Ostabschnitt noch keine völlige Klarheit erreicht worden ist und den Gegnern der Unternehmung gegenüber die Entscheidung noch offen gelassen zu sein scheint, ob man sich nicht auf der letzten Strecke von der Seja abwärts mit der Verbindung zu Wasser und auf fahrbarer Landstraße begnügt. Natürlich kann im Ernst nicht daran gedacht werden, daß man sich mit einer solchen halben Maßregel abfindet, und es ist hierzu um so weniger Grund vorhanden, als dann nur noch die Überwindung des Lagar-aul-Gebirges einige aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten für den Bau bereitet.

Digitized by Google

Die vom Grafen Witte angeschnittne Frage, ob die russischen Finanzen die Ausführung des Baus im allgemeinen und seine Beschleunigung im besondern vertragen, ist bekanntlich vom Ministerpräsidenten und vom Finanzminister unbedenklich bejaht worden. Die Entkräftung der andern, zu Anfang mitgeteilten Einwendungen dürfte weniger gelungen sein; insbesondre kann als zweifellos angenommen werden, daß dem russischen Staatssäckel noch schwere Opfer auferlegt werden müssen, um die durch den Bahnbau wertvoller gewordne Kolonie dem Reiche zu erhalten. Je mehr Mittel hierfür verwandt werden, um so schwerer ist aber ein Zurück auf diesem Wege, um so fester muß das russische Volk mit Gut und Blut bei der unvermeidlichen Abrechnung mit Japan für die Kolonie einstehn. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Beschleunigung des Bahnbaus jedoch erst recht geboten. Auch nur durch den Bahnbau und die durch ihn bedingte Erschließung des Landes für russische Auswandrer kann der Gefahr der friedlichen Eroberung durch die gelbe Rasse und der dadurch hervorgerufnen Verschlechterung der militärischen Lage Rußlands wirksam vorgebeugt werden.

Bei der Beurteilung der Bedeutung der Bahn kommt natürlich in Frage, ob Amurland eine so wertvolle Kolonie ist, daß ihre Aufschließung die dafür aufgewandten Kosten wenigstens später einmal lohnt. In dieser wichtigen Beziehung sind die Meinungen geteilt. Der Ministerpräsident machte jedoch mit Recht darauf aufmerksam, wie fehlerhaft es wäre, die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer des Landes Fremden zu überlassen, und wies auf das sich in den Händen der Regierung befindende statistische Material hin. Aus meinen an einer andern Stelle*) gedruckten, auf die Untersuchungen namhafter unparteiischer Reisenden gegründeten Angaben will ich im Auszug nur die folgenden wiedergeben.

Trotzdem das Klima mit seinen harten, anhaltenden und ziemlich niederschlagsarmen Wintern nicht sonderlich freundlich ist, hat sich doch in den Taigawäldern des Gebiets ein kräftiger artenreicher, als Nutzholz vorzüglich geeigneter Baumwuchs von Laub- und Nadelholz entwickelt und bedeckt sich das Niederungsland der Täler des Amurs und seiner bedeutenden Zuflüsse in der sehr heißen Sommerszeit mit dem üppigsten Graswuchs; die Seja und Burejaniederung wird gern als Amurprärie bezeichnet. Hier wie überhaupt in den Tälern und auf den Vorbergen wird der Ackerbau schon mit so gutem Erfolg betrieben, daß zum Beispiel ziemlich große Mengen Weizens zum Verkauf außer Landes gestellt werden können, eine verbesserte Wirtschaftsweise mit Maschinenbetrieb die Regel und Wohlstand fast allgemein ist. Nach oberflächlicher Schätzung kann sich die bäuerliche Bevölkerung noch mindestens auf das sechsfache vermehren, ohne daß selbst bei dem bisherigen extensiven Betriebe Landnot eintritt. Neben der Landwirtschaft liefern Jagd und Fischfang bei

*) Zeitschrift Asien, 1908, Heft 6, 7, 8.

Digitized by Google

richtiger Schonung auf lange hinaus reichliche Erträge, und in den Wäldern ruhen unermeßliche Werte, die erst realisiert werden können, wenn das Land dem Verkehr erschlossen und bäuerlicher und städtischer Besiedlung besser zugänglich gemacht worden ist. Von ganz besondrer Bedeutung ist der Goldreichtum des Gebiets: im Jahre 1903 sind 7456 Kilogramm Gold trotz vielfach sehr primitiven Verfahrens gewonnen worden; und die offiziell angegebne Zahl von 3700 Zentnern Ausbeute von 1868 bis 1905 entfernt sich weit von der Wirklichkeit, da trotz hoher Strafen sehr viel Gold über die Grenze geschmuggelt wird. Neben Goldfeldern und -adern harren Silber- und reiche Eisenlager, Kupfer-, Antimon- und bedeutende Steinkohlenlager, Naphthaquellen, Marmorbrüche und wertvolle Steine wie Amethyst der Erschließung, kurz, es sind bei den reichlich vorhandnen Wasserkräften alle Bedingungen für das Aufkommen einer leistungsfähigen Industrie und eines betriebsamen Handels gegeben.

Die Bevölkerung des Gebietes war im Jahre 1903 mit 158182 Köpfen bei einem Flächeninhalt von 448000 Quadratkilometern noch überaus dünn, hat sich aber durch Ansiedlung ausgedienter Soldaten nach dem Kriege und durch den von der Regierung beförderten Zuzug von Kolonisten beträchtlich vermehrt und darf in diesem Jahre auf eine Zunahme um 40000 Köpfe rechnen. Während in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung des Amurlandes durch die Bildung des Amurkosakenheeres nach altrussischem Rezept ein wehrhafter Stamm von Ansiedlern ansässig gemacht wurde, kommt es jetzt der russischen Regierung mehr darauf an, eine wirtschaftlich produktivere Bevölkerung hinauszuziehn und auch dem ganz daniederliegenden Handwerk aufzuhelfen. Dies wird um so mehr nötig, als für die Bedürfnisse der im fernen Osten stationierten regulären Truppen gesorgt werden muß. Die Eisenbahn erfüllt eine der wesentlichsten Bedingungen für diese Art Besiedlung und läßt das Aufblühen größerer Orte an für Handel und Industrie günstig liegenden Punkten, den Mündungen der Amurzuflüsse oder den Eisenbahnübergängen der Zuflüsse, endlich regere Beteiligung russischen Kapitals an der Erschließung des Landes erwarten. Alles in allem sind jedenfalls die Aussichten für die Kolonie und mit ihr in Wechselwirkung für die Rentierung des Anlagekapitals der Eisenbahn keineswegs ungünstig.

Die Erbauung der Amurbahn von Sfrjetjensk bis Chabarowsk war, obgleich bei der Beratung über die Gesamtanlage der sibirischen Eisenbahn im Jahre 1892 als am wenigsten dringlich bezeichnet, doch schon damals ernstlich erwogen worden; bereits im folgenden Jahre wurde mit den Vorarbeiten für die Strecke bis Pokrowskaja, dem Zusammenfluß der für die Schiffahrt weniger günstigen Schilka mit dem Argun, wo die vereinigten Flüsse den Namen Amur annehmen, begonnen. Die 1894 beendeten Geländestudien hatten jedoch für die der Schilka parallele Linienführung solche Schwierigkeiten ergeben, daß neue Vermessungen angeordnet wurden, die auf die Weiterführung des Geleises bis Chabarowsk gegründet waren. Nach Abschluß des Vertrags mit China

Digitized by Google

vom Jahre 1896 glaubte man mit der sekundären Verbindung auf dem Wasserwege auszukommen, mußte dies aber im Kriege 1904/05 als verhängnisvollen Fehler erkennen. Als nach dem Kriege die Bahnverbindung als unabweisbare Notwendigkeit empfunden wurde, faßte man wieder nur die schwierige Strecke Sfrjetjensk–Pokrowskaja als Staatsbahn ernstlich ins Auge und hoffte für den Anschluß nach Chabarowsk den privaten Unternehmungsgeist interessieren zu können. Weil aber die Finanzkraft der sich dafür erbietenden Bewerber zum mindesten nicht ausreichend erscheinen mußte, eine Reihe von Jahren ohne Einnahmen und mit Zuschüssen den Betrieb aufrecht zu erhalten, wurde noch in der letzten Zeit der rein absolutistischen Regierungsform grundsätzlich beschlossen, den Bau der Gesamtstrecke auf Staatskosten als staatliche Unternehmung auszuführen. Und dies vollkommen mit Recht, denn die Bedeutung der Amurbahn kann eben nur in ihren Beziehungen zu den allgemeinen Staatsaufgaben richtig eingeschätzt werden, wobei unmittelbare Verluste oder Mindereinnahmen durch anderwärts sich ergebende Vorteile ausgeglichen werden. Daß die strategische Bedeutung, die die Bahn durch ihre verhältnismäßig gesicherte, jedenfalls gegen jede Beschießung vom rechten Amurufer unbedingt geschützte Lage fern vom Ufer, in dieser Beziehung an erster Stelle genannt werden muß, ergibt sich aus dem schon gesagten von selbst. Die eben erwähnte Entfernung von dem die Grenze bildenden Amur darf jedoch etwa 130 Kilometer nicht übersteigen; andernfalls könnte die Amurbahn nicht von vornherein als Hauptbahnlinie ausgebaut werden und müßte auf lange Strecken den Charakter einer Gebirgsbahn annehmen. Diesen bei der sibirischen Eisenbahn als sehr unliebsam und betriebserschwerend erkannten Zustand will man unter allen Umständen vermeiden. Da es ferner erwünscht ist, das wertvollste Land unmittelbar aufzuschließen, wurde beschlossen, die Trasse im allgemeinen zwischen 16 und 130 Kilometern nördlich vom Amur zu führen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1906 sind die Vorarbeiten für die Festlegung dieser Trasse zugleich von Osten und Westen begonnen worden.

Das Ergebnis dieser Arbeiten ist dem von den gesetzgebenden Körperschaften angenommnen Entwurf für den Bahnbau zugrunde gelegt. Danach wird die Eisenbahn bei der auf der etwa 235 Kilometer jenseits von Karymskaja gelegnen Haltestelle mit Ausweichegeleis Kuënga von der Strecke nach Sfrjetjensk abzweigen, im Tale der Kuënga und des Aleur aufsteigen und nacheinander, die Wasserscheiden zwischen ihnen überwindend, die Täler der Ungurka, des Urjum und Amasar bis in der Höhe von Pokrowskaja benutzen. Diese etwa 500 Kilometer messende Strecke ist zwar um 100 Kilometer länger als die früher beabsichtigte im steil eingeschnittnen Felsentale der Schilka, bietet aber für den Bau sehr viel weniger Schwierigkeiten und kostet 6 Millionen Rubel weniger. Sie wird in diesem Jahre begonnen.

Für die Weiterführung der Trasse war maßgebend, den Westabschnitt der Bahn an der Einmündung des Belau in die 850 Kilometer weit schiffbare Seja enden zu lassen, von wo aus dieser Fluß auch von größern für Truppen-

Digitized by Google

transporte geeigneten Schiffen befahren werden kann. Deshalb läuft die Trasse von Amasar dem Flüßchen Tschitschatka entlang aufwärts, setzt über die Urka und überschreitet das Große Chingangebirge etwa auf dem 54. Breitengrad in der Richtung auf den Urkanfluß zu, der durch flache Boote abwärts befahren werden kann. Nach Überschreitung des Urkan wendet sich die Linie der Tygda (Nebenfluß der Seja) zu, um alsdann dem Njukshagebirge, der Wasserscheide zwischen Amur und Seja, parallel zur Belaumündung zu führen. Die hier ansetzende Strecke des Ostabschnitts nimmt zunächst die Richtung an einigen Niederlassungen vorüber auf das Dorf Kamjenka an der Bureja, überschreitet auch diesen bedeutenden Amurzufluß und nähert sich sodann zwischen dem Westausläufer des Lagar-aul-Gebirges und Ort Paschkowo dem Strom auf 16 Kilometer. Darauf übersetzt sie das Lagar-aul-Gebirge, folgt dem Tal der Großen Bira und geht in das Tal des In und der Urma über. Entlang dem Unterlauf der Tunguska erreicht sie gegenüber Chabarowsk endlich den Amurstrom. Die Gesamtstrecke mißt von Kuénga bis Chabarowsk annähernd 2000 Kilometer.

Die Gebietshauptstadt Blagowjeschtschensk soll durch eine Stichbahn entweder entlang der Seja (188 Kilometer) oder der Bubunda (134 Kilometer) angeschlossen werden; auch nach Pokrowskaja dürfte eine Zweigbahn entsandt werden. Die Bauzeit ist so berechnet, daß im Jahre 1911 der Betrieb auf dem Westabschnitt, im Jahre 1912 auch auf dem Ostabschnitt eröffnet werden kann; sie kann innegehalten werden, wenn nicht etwa im Großen Chingan und im Lagar-aul-Gebirge unerwartete Schwierigkeiten bei etwa noch notwendigen Tunnelbauten eintreten. Der Eisenbahnunterbau einschließlich der Kunstbauten wird von vornherein für zwei Geleise hergestellt, jedoch wird zunächst nur ein Geleis gelegt. Fast überall wird an einer Maximalsteigung von 1 Prozent bei einem Mindestradius von 320 Metern festgehalten; nur in den beiden eben genannten Gebirgszügen werden diese Maße auf 1,4 Prozent und 250 Meter nachgelassen, um Tunnelbauten möglichst zu vermeiden.

Die Amurbahn soll zunächst wie die Transbaikalbahn für einen Friedensbetrieb von täglich neun Zügen in jeder Richtung eingerichtet werden, der jedoch jederzeit auf zwanzig Züge erhöht werden kann; zunächst wird aber nur ein Wagenpark für je vier Züge beschafft werden.

Bis jetzt sind nur die Kosten für die 500 Kilometer lange Anfangsstrecke des Westabschnitts mit 82220 Rubeln auf den Kilometer ermittelt, was als gering*) angesehn werden kann. Nach überschläglichen Berechnungen wird die ganze Strecke des Westabschnitts (1280 Kilometer) gegen 105 Millionen, die des Ostabschnitts (720 Kilometer) etwa 67 Millionen kosten.

Im „Invalid“ wurde vor kurzer Zeit die Frage gestreift, ob der Bahnbau oder wenigstens die Geleiseverlegung nicht durch Eisenbahntruppen erfolgen

*) Der Kilometer der Transbaikalbahn hat zunächst nur 72000 Rubel gekostet, dafür ließ aber die Art und Güte des Ausbaus fast alles zu wünschen übrig.

Digitized by Google

könne. Nach den guten Erfahrungen, die Rußland in Zentralasien in dieser Beziehung gemacht hat, ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß dazu neue Eisenbahntruppen gebildet werden, die später den Betrieb ganz oder mit Zivilpersonal gemischt zu übernehmen haben. Dies um so mehr, als die Heranziehung von gut geschulten Arbeitskräften für Bau und Betrieb in der nächsten Zeit sehr teuer zu stehn kommen dürfte.

Als erste Maßregel, die dem Bahnschutz zugute kommt, ist die Bildung einer Amur-Kanonenbootflottille beschlossen worden. Sie soll aus zehn Booten von 250 Tonnen und zehn Wachtkuttern bestehn und zwei Schleppdampfer, zwei Heizmaterialientransportkähne, ein Schwimmdock und ein Fahrzeug für Verpflegungsvorräte zu ihrer Verfügung erhalten. Es ist durchaus zweckmäßig, die Verteidigung des Amur, dessen Breite zwischen 250 und 2100 Metern wechselt, auf diese schwimmenden Verteidigungsmittel zu basieren, deren Verwendung durch eine ebenfalls bald einzurichtende funkentelegraphische Verbindung am linken Ufer erleichtert wird. Ausreichend ist die Maßregel natürlich nicht. Ganz abgesehn davon, daß die Flottille geschützter Häfen bedarf, wird man sich wohl noch zur Befestigung so wichtiger Orte wie Karymskaja und Kuënga (in Transbaikalien), Pokrowskaja, Blagowjeschtschensk, Michailo-Ssemjonowskaja gegenüber der Ssungarimündung, Chabarowsk und Nikolsk-Ussuriisk, vielleicht auch zur Anlage von Sperrbefestigungen an den übrigen wichtigern linksseitigen Flußmündungen entschließen müssen, um die Zugänge zur Eisenbahn zu sperren.

Was sonst für Maßregeln der Eisenbahn zugute kommen und wieder durch die Eisenbahn erleichtert werden, entzieht sich vorläufig der Beurteilung. Als sicher kann aber wohl angenommen werden, daß der immer mehr zunehmenden Auswandrung nach dem fernen Osten alle mögliche Förderung durch die Regierung zuteil wird. Mit dem Wachsen der Bevölkerung muß die Verbesserung der Verkehrswege zu Lande und zu Wasser Hand in Hand gehn. Beides im Verein wird der Amurbahn Verdienst im Lokalverkehr zuwenden und damit die Rentabilität des Unternehmens auf sichere Grundlage bringen.

Major H. Toepfer

Julius Wolfs exakte Nationalökonomie

An dem Werke des damals Züricher Professors „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung“ habe ich mir vor fünfzehn Jahren die nationalökonomischen Sporen verdient durch eine Reihe von Grenzbotenaufsätzen, die dann um einige Kapitel vermehrt als Buch (Weder Kommunismus noch Kapitalismus) erschienen. Das neuste Buch des mittlerweile nach Breslau berufnen Wolf gibt mir die erwünschte Gelegenheit, durch eine kurze Besprechung für den Dienst, den er

Digitized by Google

mir damals unwissentlich erwiesen hat, meinen Dank abzustatten. In einem wesentlichen Punkte hat er damals gegen mich Recht behalten. Unter dem Eindruck der Depression, an der wir seit 1873 litten (die Zahl der Arbeitslosen war sehr groß, und in Berlin standen 40000 Wohnungen leer) und der Klagen der Landwirte faßte ich mit vielen andern die Lage pessimistisch auf. Nicht etwa, daß ich an den Marx-Bebelschen Kladderadatsch und den von beiden prophezeiten Umschlag des Kapitalismus in den Kommunismus geglaubt hätte — diese Phantasien habe ich ausführlich widerlegt, aber ich meinte, der scheinbar zunehmenden Arbeitslosigkeit und Verarmung der Massen könne nur durch eine schleunigst einzuleitende Kolonialpolitik in großem Stile gesteuert werden. Sie ist auch ohne eine solche (denn unsre überseeischen Kolonien haben bis jetzt nur gekostet, nichts gebracht) einem erstaunlichen Aufschwung gewichen, sodaß in den letzten Jahren nicht allein die Landwirtschaft, sondern auch die Industrie über Arbeitermangel zu klagen hatte. Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und die Möglichkeit, importierte Nahrungsmittel zu bezahlen, haben unser Volk ausreichend mit Brot versorgt. Diese Möglichkeit entsprang der andern, alle Hände ausreichend zu beschäftigen und höher als bisher zu bezahlen, weil einerseits die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung gestiegen, andrerseits die Lage der Industriearbeiter durch die Sozialpolitik der Regierung und durch die erkämpften Lohnerhöhungen verbessert worden war. (Das läßt, wie wir sehen werden, Wolf als eine Ursache der Hochkonjunktur nicht gelten.) Neben dem Unentbehrlichen vermag die Bevölkerung bis in ihre untersten Schichten auch mancherlei wohlfeilen Luxus zu bezahlen, nicht bloß privaten wie Zigarren, Photographien und Ansichtskarten, sondern auch öffentlichen wie den Verkehrs- und Beleuchtungsluxus (sowohl die Verkehrsmittel — man denke an Bergbahnen und Autos — wie die Beleuchtung gehn weit über das Bedürfnis hinaus), und dieser Luxus selbst beschäftigt Millionen Hände, während die in erstaunlichem Tempo vorwärts stürmende Technik für immer neue Arten von Luxusgütern und durch ihre stete Verbilligung für Massenverbreitung sorgt. Zudem fordert das Wettrüsten der Staaten immer mehr Materialien und Arbeit. Wie diese und andre Ursachen ineinandergreifen, genau zu ermitteln, wird wohl auch dem virtuosesten Anatomen und Physiologen des Gesellschaftskörpers nicht gelingen, aber ohne feine, ja ohne alle Analyse vermögen wir zu erkennen, daß alle diese Ursachen Symptome der Gesundheit und einer Vertrauen in die Zukunft erweckenden physischen, ethischen und intellektuellen Kraft des deutschen Volkes sind.

Trotzdem so meine damalige Voraussicht zuschanden geworden ist, halte ich die in meinem Buche angestellten grundsätzlichen Erwägungen für richtig und glaube, daß sie auch heute noch Beachtung verdienen und in alle Zukunft verdienen werden. Denn diese Zukunft ist hoffentlich noch lang und wird noch manchen Wandel bringen. In Deutschland ist der Kapitalismus (ein Wort, mit dem ich selbstverständlich nicht etwa das Privateigentum an Kapital meine)

Digitized by Google

durch die Gesetzgebung, namentlich durch die Sozialgesetzgebung, und durch eine vielfach noch gesunde soziale Schichtung eingedämmt worden. Aber in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten sieht es bedenklich aus. Die Vereinigten Staaten können so genannt werden, weil einer aus europäischen Auswandrern und Nachkommen von solchen, also einem ganz besonders energischen und unternehmungslustigen Menschenschlage bestehenden Bevölkerung freies Land im Überfluß und unberechenbare Massen ungehobner Bodenschätze zur Verfügung stehn. Aber trotzdem daß dort noch Millionen Quadratkilometer Land nach Bebauern verlangen, hat die letzte Krisis Hunderttausende von Arbeitern aufs Pflaster geworfen, sodaß sie zu Tausenden nach dem „übervölkerten" Europa zurückgeströmt sind. Und diese Republik, die sich die am meisten demokratische zu sein rühmt, in der jeder Straßenkehrer auf seine Souveränitätspartikel stolz ist, scheint politisch wie wirtschaftlich ganz und gar der Gewaltherrschaft eines Konsortiums oder einiger Konsortien von Trustmagnaten verfallen zu sein, die vom Volke eine Räuberbande gescholten, vom Präsidenten als solche charakterisiert werden, und von deren geschäftlichem und gesellschaftlichem Treiben in Zeitungen und Romanen die abscheulichsten Dinge erzählt werden. Zum Teil entspringen diese Übelstände nicht sowohl dem Kapitalismus als der mit diesem nicht identischen aber engverketteten Industrialisierung, die namentlich den Engländern trotz der weit größern Solidität ihres Staatsbaus bange macht. Bei uns ist auch die Industrialisierung eingeschränkt worden, besonders durch das Erstarken der Landwirtschaft, hauptsächlich der Bauernschaft. Dieses wird nun zwar zum Teil durchaus einwandfreien Mitteln verdankt wie dem auch das Kleingewerbe stützenden Genossenschaftswesen, zum andern Teile aber dem Schutzzoll, der sich auf die Dauer wahrscheinlich nicht wird aufrechterhalten lassen. Daß aber trotz der verhältnismäßig noch gesunden Struktur unsers Sozialkörpers die unaufhaltsam fortschreitende Industrialisierung auch bei uns bedenkliche Erscheinungen von vielerlei Art hervorruft, die als allgemein bekannt nicht aufgezählt zu werden brauchen, beweisen die unaufhörlichen Klagen darüber.

Wolfs neustes Werk nun heißt Nationalökonomie als exakte Wissenschaft. Ein Grundriß. (Leipzig, A. Deichert Nachf., 1908.) Zur Einführung in die Volkswirtschaftslehre und zum Selbststudium eignet es sich nicht; denn es besteht aus aneinandergereihten Thesen, die ihrer prägnanten, durch häufige Einschachtelungen erreichten Kürze wegen an sich schwer verständlich sind und die dazu der Beweise, der erläuternden Ausführungen und Beispiele ermangeln. Der Verfasser kann nur zwei Klassen von Benutzern im Auge gehabt haben: seine Zuhörer, denen im Kolleg die Thesen erklärt werden, und seine Fachgenossen, die daran ihre eignen Ansichten revidieren sollen. In doppelter Beziehung glaubt er diesen Neues zu bieten, stofflich und methodisch. Er verzeichnet, zur Orientierung seiner Leser und um sich die Priorität zu wahren, 67 Neuschöpfungen. Ob und wie weit sie das sind, mögen die Fachautoritäten

Digitized by Google

entscheiden. Mir erscheint in der Tat vieles originell, andres wenn auch nicht originell so doch beachtenswert, und ohne mich an Wolfs Verzeichnis zu halten, will ich einiges davon anführen.

Mit Recht wird hervorgehoben, daß nicht bloß mangelhafte, sondern auch überschüssige Begabung den Erfolg der Arbeit in Frage stellt. Ein Feldherrngenie wird kaum einen guten Unteroffizier, ein Dichtergenie kaum einen tüchtigen Schustergesellen abgeben. Was von der Begabung, das gilt auch vom Wissen. Ein Verbrecher wurde im Zuchthause in der Erdkunde unterrichtet. Er meinte, das sei ja alles sehr interessant, aber er werde sich bemühen, es schleunigst wieder zu vergessen. Warum? „Ja, wenn ich solche Sachen im Kopfe habe, wie soll ich da meine Gedanken bei einem Einbruch gehörig beisammen behalten? Für mein Metier taugt sowas nicht." Kenntnisse setzen das Denken in Bewegung, und ein Kellner, ein Weichensteller, der mit dem Nachdenken über physikalische, politische oder religiöse Probleme beschäftigt wäre, würde kaum mit der nötigen Aufmerksamkeit seinen Dienst verrichten. Kartelle und Trusts werden scharf unterschieden: jene seien Vereinigungen gleichartiger Unternehmungen, die einander sonst Konkurrenz machen würden, diese Verbindungen verschiedenartiger aber, als der verschiednen Stadien von der ersten Rohstoffverarbeitung bis zur Fertigmachung des Produkts, zusammengehörender Betriebe. Unter den Faktoren der Preisbildung werden auch die Tradition, an der besonders der Käufer festzuhalten pflege, und „die Psychologie der Zahl" nicht vergessen. Man liebt die runden und die geraden Zahlen, und zwar rundet der Käufer gern nach unten, der Verkäufer lieber nach oben ab. Thünens Zonengesetz (daß die Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse von den Transportkosten abhängt, darum Früchte, die hohe Transportkosten verursachen, in weiter Entfernung vom Markte nicht angebaut werden können) wird in mehrern Beziehungen berichtigt. Insbesondre wird hervorgehoben, daß der Einfluß der Erniedrigung der Transportkosten auf die Erhöhung der Grundrente bei der städtischen Bodenrente reiner und ungestörter in die Erscheinung trete als bei der landwirtschaftlichen. In Beziehung auf jene wird (in Übereinstimmung mit meiner Ansicht) behauptet, daß nicht die hohe Grundrente die Miete und diese den Warenpreis erhöhe, sondern daß umgekehrt die Aussicht, größern Gewinn aus den Waren zu erreichen, die Ursache sei, daß die konkurrierenden Ladenmieter einander steigern (mit der Wohnungsmiete verhält es sich ähnlich), und daß die hohe Ladenmiete natürlich eine hohe Rente bedeute. Trotzdem bleibe die Tatsache bestehn, daß der Mieter dem Rentner fröne, daß seine geschäftlichen Erfolge mehr diesem als ihm selbst zugute kommen. Als erste Funktion des Geldes wird angeführt, daß es die Ware sei, auf die „als gemeinsamen Nenner alle Waren im Hinblick auf den Tausch bezogen werden (aber nicht: an der sie gemessen werden. Geld ist nicht, wie oft gesagt wird, Wertmesser, kann es nicht sein)". Wenn man das Wort „Wert" in seinem strengen Sinne nimmt und darunter versteht, was

Digitized by Google

einem jeden ein jedes Gut wert ist, so gibt es, weil dieser Wert ganz subjektiv ist (dem Kinde ist seine Puppe mehr wert als ein Rittergut, als ein Königreich), für ihn überhaupt keinen Maßstab. Versteht man jedoch unter Wert weiter nichts, als was jede Ware auf dem Markte gilt, so muß es natürlich dafür einen Maßstab geben, und dieser ist eben das Geld. Es hat keinen Zweck, für den leichtverständlichen und allgemein üblichen Ausdruck „Wertmesser" einen neuen, etwa „Bezogenheit" einzuführen. „Für die Funktion des Geldes ist innerer Wert des Geldstoffes (oder stete, gesetzlich festgelegte Austauschbarkeit gegen solchen, Einlösbarkeit) nicht notwendig, vielmehr kann Autoritäts- oder Konventions-(Fiduziär-) Geld völlig die Rolle des Geldes mit Stoffwert übernehmen." Gewiß, aber auf wie lange, und fehlende Deckung vorausgesetzt, mit welchen Nachteilen? Man erinnere sich der letzten Geldklemme und daran, daß der Goldschatz der Russen ihre militärischen Niederlagen im japanischen Kriege aufgewogen hat. Hier wirken wohl bei Wolf die Eindrücke der in Österreich verlebten Jugend nach. Unter den mancherlei Einkommenarten würdigt Wolf auch das „Beuteeinkommen" (das aus der, mitunter für diesen Zweck erst geschaffnen, Zwangslage des Ausgebeuteten sowie aus Übervorteilung und Betrug gewonnen wird), das Spieleinkommen, das Glücks-, das Konjunkturaleinkommen (den Charakter eines solchen trägt auch zu einem großen Teil der Unternehmergewinn, obgleich er an sich ehrlich verdienter Arbeitslohn ist) und das Passiveinkommen: ein Einkommenzuwachs, der bei Verbilligung von Waren jedem Käufer ohne sein Zutun zufließt. In der „Theorie des Honorars" wird gesagt: „Das Honorar des Schauspielers, Sängers vor einer großen Theater- oder Konzertversammlung ist von sehr viel größerer Ausdehnungsfähigkeit als das des Anwalts, des Arztes, wo Behandlung des Einzelfalls notwendig, summarische Behandlung Hunderter und Tausender unmöglich); über das Honorar des Sängers geht aber das des Schriftstellers, des Zeichners, Stechers usw. (nicht in gleicher Weise des Malers, da hier das Original die Leistung darstellt) hinaus, insofern deren Leistungen unbeschränkte Reproduktionsfähigkeit besitzen." Die Fähigkeit ist freilich bei allen literarischen Werken vorhanden, aktuell aber wird sie bloß, wenn man ein Zola oder ein Scharfrichter Krauts ist. Deren Zahl ist aber so gering, daß die Opernsänger und Schauspieler, von denen viele Ministereinkommen haben, den Schriftstellern in Beziehung auf Honorarhöhe wohl den Rang ablaufen mögen. In neuerer Zeit hat freilich die Tantiemenordnung auch den erfolgreichen Theaterdichtern (und den Operettenkomponisten) sehr hohe Einnahmen gesichert. Daß sich Kupferstecher und Zeichner besser stehn sollen als die Lenbach, Adolf Menzel, Millet ist mir neu.

Sehr oft habe ich gezeigt, wie in allen menschlichen Dingen, auch in den volkswirtschaftlichen, dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es freut mich darum, daß Wolf diese Wahrheit sehr kräftig hervorhebt und lehrt, es gebe überall ein Maximum, über das hinaus Fortschritt

Digitized by Google

überhaupt nicht möglich, und ein Optimum, jenseits dessen er nicht mehr vorteilhaft ist. Das gilt z. B. von Betriebsverbesserungen, von arbeitsparenden Maschinen, von künstlichen Düngemitteln, die alle, über eine gewisse Grenze hinaus angewandt, die Rentabilität vermindern statt sie zu erhöhen. Es gilt z. B. auch von exotischen Kolonien, deren Wert stetig sinkt, wie Wolf anerkennt. Und sehr zutreffend und nützlich ist, was er von der Entwicklung sagt, die heute für viele der Götze ist, den sie anbeten, auf den sie hoffen und vertrauen. Er nennt es naiv, daß Herbert Spencer und andre die darwinische Entwicklungslehre auf die Nationalökonomie anwenden; besonders weil dabei die Entwicklung, die erst bewiesen werden müßte, einfach vorausgesetzt wird; doppelt naiv, weil „die naturwissenschaftliche Evolution [ich würde lieber sagen die Ansicht von der Evolution der materiellen Welt] selbst einer strengen und vorurteilslosen Nachprüfung vom Standpunkte der wie im kleinen so auch im großen exakten Wissenschaft immer noch bedarf". Insbesondre gelte das von der Selektion, die gleichbedeutend sei mit der Konkurrenz. Zuvörderst sei zu beachten, daß sie nichts andres vermöge, als Lebenskräfte auszulösen und ihre Betätigung in eine bestimmte Richtung zu lenken; wo solche Kräfte nicht vorhanden seien, da vermöge sie nichts. Sodann sei die Annahme eines (durch Selektion zu bewirkenden) endlosen Fortschritts eine durch nichts bewiesne Voraussetzung und kaum als Hypothese zu bewerten. Und endlich sei es besonders bedenklich, sie auf menschliche Verhältnisse, auf die Nationalökonomie anzuwenden, weil wir in dieser Bestrebungen, die Konkurrenz teils auszuschalten, teils unwirksam zu machen, erfolgreich tätig sehen. Der Zukunft stellt Wolf folgende Prognose. Wahrscheinlich werde sich der Fortschritt der Gütererzeugung und Verbilligung stetig verlangsamen und vielleicht ganz aufhören. Steigen werde die Grundrente (weil ja das Land immer knapper wird) und die Macht der Masse, der exekutiven Arbeiter, wenn unsre weißen Arbeiter nicht etwa von den gelben niederkonkurriert werden. Demnach wird auch der Arbeitslohn steigen, die Steigerung freilich zum Teil oder ganz von der steigenden Grundrente verschlungen werden. Sinken werden der Lohn der dispositiven Arbeit (der Unternehmergewinn) und der Kapitalzins. Deshalb wird der Antagonismus zwischen Unternehmern oder Kapitalisten und Lohnarbeitern von dem zwischen allen Arten von Arbeitern und den Bodenrentnern abgelöst werden. Damit ist, scheint mir, bewiesen, daß Malthus im Grunde genommen und am letzten Ende recht hat. In der Fassung, die er seinem Gesetze gegeben hat, ist dieses selbstverständlich falsch; die Geschichte seit seinen Tagen hat es glänzend widerlegt, und auch Wolf rekapituliert die Widerlegung noch einmal. Aber daß auch die Volksvermehrung ihr Optimum hat, daß sie zwar bis zu diesem die Güterproduktion, auch die Nahrungsmittelproduktion, erhöht (was Malthus nicht erkannte), über dieses hinaus aber bewirkt, daß die Nahrungsmittelproduktion mit ihr nicht mehr gleichen Schritt halten kann, daß abgesehen von der erschwerten Versorgung mit Nahrungsmitteln allzugroße Volksdichtigkeit

Digitized by Google

auch andre schlimme Wirkungen übt, daß demnach die Volksvermehrung an der Unvermehrbarkeit des Bodens ihre Grenze finden muß, was zunächst zwar nur in einzelnen übervölkerten Territorien hervortritt, nach Vollendung des Weltverkehrs und vollständiger Besiedlung der ganzen Erdoberfläche aber für diese gelten wird, das alles kann nur von Phantasten der Fortschrittsbegeisterung bestritten oder bezweifelt werden.

Das zweite, was Wolfs Fachgenossen nötigen wird, seiner Nationalökonomie Beachtung zu schenken, ist ihr Anspruch, als exakt anerkannt zu werden. Wolf mustert die verschiednen Definitionen von Exaktheit, deren wichtigste die von Kant ist, wonach eine Wissenschaft nur so weit exakt sein kann, als sie die Anwendung von Mathematik zuläßt. Wolf dagegen will sich die „Bulgärdefinition" zu eigen machen und nennt eine Wissenschaft exakt, „die vermöge ihrer Natur zu abschließenden, durch neue Untersuchung und neues Material nicht in Frage zu stellenden Resultaten zu gelangen vermag, und deren Formulierungen damit eine Schärfe und Sicherheit zulassen, die von jener der mathematischen Formel nur durch das Mitteilungsmittel abweicht". Ich vermute, Wolf wollte sagen: deren Formeln sich von den mathematischen nicht durch einen geringern Grad von Schärfe und Sicherheit, sondern nur dadurch unterscheiden, daß sie sich der Worte bedienen statt der Zeichen und Zahlen. Ich gebe zu, daß die Nationalökonomie dieser Art von Exaktheit in größerm Maße fähig ist als irgendeine andre der Geisteswissenschaften, halte es aber doch für bedenklich, den Kantischen Begriff der Exaktheit preiszugeben. Dieser Begriff grenzt das wissenschaftliche Gebiet ab, in dem kein Irrtum möglich ist. Verrechnen schon, aber unter der Voraussetzung, daß richtig gerechnet wird, kein Irrtum. Die Mathematik selbst und die Astronomie, die am vollständigsten von der Mathematik beherrscht wird, sind irrtumslose Wissenschaften. Ebenso die Mechanik. Die übrigen Teile der Physik und die Chemie sind es nach Abrechnung ihrer hypothetischen Bestandteile. Doch muß die Kantische Definition noch durch den Zusatz ergänzt werden: „und Abbildung". Auch die beschreibende Mineralogie, Botanik und Zoologie sind exakte Wissenschaften. Daß das Gold gelb ist, und daß das Pferd nicht sechs, sondern vier Beine hat, auch darin ist ein Irrtum nicht möglich. Dagegen sind die Geologie und die Biologie so wenig exakt wie etwa die Psychologie oder die Geschichte. Irrtumslosigkeit bedeutet aber Übereinstimmung. Mathematische Grund- und Lehrsätze können höchstens von Verrückten bestritten oder angezweifelt werden, und in der Physik beschränken sich die Meinungsverschiedenheiten auf noch nicht hinlänglich untersuchte Erscheinungen und auf die Hypothesen, mit deren Hilfe man die Erscheinungen zu erklären und miteinander in Verbindung zu bringen versucht. In der Nationalökonomie gibt es nun zwar eine Anzahl von Sätzen, zum Beispiel, daß der Warenpreis in der Regel von dem Verhältnis des Angebots zur Nachfrage abhängt, die nur noch von Sonderlingen bestritten werden (zu ihnen gehört der

Digitized by Google

kürzlich verstorbne Duimchen, der die freilich große Macht des Geldes und der „Mammonarchen“ übertreibt), und man könnte sie darum allenfalls quasi exakt nennen. Aber die Zahl der verwickelten, schwer analysierbaren und unberechenbaren Erscheinungen, über deren Erklärung und Bedeutung lebhaft gestritten wird, überwiegt doch in dem Grade, daß man auch dieser Geisteswissenschaft den Charakter wirklicher Exaktheit versagen muß. Sie ist für die Beurteilung der wirtschaftlichen Vorgänge und darum jedem, der auf diese einwirken will oder muß, unentbehrlich, weil sie die im Wirtschaftsleben tätigen Kräfte ermittelt, deren Wirkungsweise beschreibt und die Richtungen angibt, in die das Vorherrschen der einen oder der andern Kraft oder Kräftegruppe die Volkswirtschaft drängt. Aber der Kräfte sind so viele, und ihr Zusammenspiel ist so verdeckt, daß es fast niemals möglich ist, aus den Komponenten die Resultante genau zu berechnen.

Mehrere Sätze, in denen die Meinungen voneinander abweichen, sind in der obigen Beispielsammlung aus Wolfs Buch schon angeführt worden. Wir wollen noch zwei hervorheben, die in dem Streit um die Zölle sowie in dem gegen die „Kathedersozialisten“ und die deutsche Sozialpolitik entbrannten Kampfe eine Rolle spielen. „Einer der in unsrer Zeit verbreitetsten Irrtümer [da haben wir die »Exaktheit«!] ist die Annahme, daß die Zuwendung von (höhern) Einkommen an gewisse Volksklassen (beispielsweise an die Arbeiterklasse in Gestalt höherer Löhne, an die Landwirtschaft oder Industrie durch Zölle) sich darum als vorteilhaft erweise, weil dadurch auf seiten der mit (höhern) Einkommen bedachten Kaufkraft geschaffen wird [werde]. Man übersieht dabei, daß das diesen Klassen zugewandte Einkommen aus den Einkommen andrer entnommen ist, eine Einkommenvermehrung also nicht stattfindet.“ Bis zum letzten Komma ist der zweite Satz richtig; die Lohnerhöhung vermindert für den Augenblick das Einkommen des Unternehmers, und der Zoll vermindert — was auch die Schutzzöllner dagegen sagen mögen — durch Verteuerung der Waren das Passiveinkommen, wie es Wolf nennt, der Konsumenten. Aber wenn nun der Schutzzoll den Fortbestand und die Gründung von Industrien ermöglicht, die Tausenden von Menschen gutbezahlte Arbeit gewähren (man denke an das England vor 1846 und an die heutigen Vereinigten Staaten, die beide unter dem Hochschutzzoll wahrhaftig nicht ärmer geworden sind), wenn der Schutzzoll die Landwirtschaft in den Stand setzt, durch verbesserten Betrieb ihre Produkte zu vermehren (wie weit beides der Fall ist, läßt sich nicht genau ermitteln und bleibt darum Gegenstand eines ewigen Streites), dann wird durch Erhöhung des Passiveinkommens aller und durch die Beschäftigung von Menschen, die sonst keine Arbeit und darum auch kein Einkommen hätten, das gesamte Volkseinkommen erhöht. In gleicher Weise wirkt die Erhöhung der Arbeitereinkommen. Daß es der Konsum ist, der die Produktion im Gange erhält, gesteht Wolf an einer andern Stelle selbst ein. Güter, die nicht konsumiert werden, können allenfalls — weil die

Digitized by Google

Produzenten über die Konjunktur schlecht unterrichtet sind, oder weil sie, in der Hoffnung auf Besserung, den Betrieb nicht einstellen wollen — eine Zeit lang, nicht aber auf die Dauer produziert werden. Wenn die Lohnarbeiter, die doch im modernen Staat durchschnittlich mindestens die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, sich nicht einmal satt essen und ordentlich kleiden können, wie sollen da die Landwirtschaft und die Fabrikanten von Kleiderstoffen bestehn, vom wohlfeilen Luxus gar nicht zu reden. Durch Export vielleicht. In der Tat ist das eine ganze Periode hindurch möglich gewesen. Die englischen Kattunfabrikanten sind reich geworden in einer Zeit, wo, mit Carlyle zu reden, die Leute, die den Hemdenkattun machten, kein Hemd auf dem Leibe hatten. Aber heute, wo viele Länder ebenso wohlfeilen Hemdenkattun produzieren wie England, würde die Industrie von Lancashire übel daran sein, wenn sich ihre Arbeiter nicht durch einen jahrzehntelang währenden Lohnkampf in den Stand gesetzt hätten, nicht bloß selbst Hemden zu tragen, sondern sie auch so oft zu wechseln, als es die Reinlichkeit fordert. Daß die Fabrikanten Wolfs Standpunkt einnehmen, ist ihnen nicht zu verargen. Jeder Mensch wahrt seinen augenblicklichen Vorteil und verteidigt sein Einkommen. Am berechtigtsten ist der Widerstand solcher Fabrikanten, die nicht zu hoffen haben, daß ihr Verlust mit der Zeit in Gewinn umschlagen werde, was nur bei Produzenten von Gütern des Massenverbrauchs der Fall sein kann. Dem Fabrikanten kostbarer Spitzen nutzt es nichts, wenn sich das Einkommen der Lohnarbeiter, der Handwerker, der Bauern, der kleinen Beamten erhöht, denn dieser Leute Frauen und Töchter tragen keine echten Spitzen. Also der Widerstand jedes einzelnen Unternehmers gegen Lohnerhöhungen ist erklärlich und in vielen Fällen gerechtfertigt, aber Gesellschaft und Staat dürfen sich so wenig wie die Nationalökonomie auf den Standpunkt des einzelnen Unternehmers stellen. Wolf scheint die Richtigkeit unsrer Auffassung bedingungsweise und mit Einschränkungen zuzugeben, denn er fährt an der oben angeführten Stelle fort: „Eine Vermehrung der Kaufkraft könnte nur mittelbar aus andrer Verwendung des anders verteilten Einkommens entspringen.“ In der Tat, auf die andre Verwendung kommt es an, darauf, daß mehr Brot, Fleisch, Obst, Gemüse, Kleider, gewöhnliche Hausgeräte gekauft, mehr gesunde Wohnungen für kleine Leute gebaut werden, auf die Gefahr hin, daß etwas weniger kostspieliger Luxus produziert und etwas weniger Einkommenüberschuß kapitalisiert wird, welche Wirkung übrigens, wie die Wirtschaftsgeschichte des letzten Jahrzehnts beweist, durchaus nicht notwendigerweise einzutreten braucht. In einem Satze, den ich nicht verstehe, fügt Wolf seinem Zugeständnis die Einschränkung bei, es geschehe das nur selten. Vielmehr ist es, wie die rasche Zunahme des Volksvermögens aller Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten beweist, ganz allgemein der Fall. Natürlich läßt sich, wie schon mehrfach angedeutet wurde, die Wechselwirkung der einzelnen Veränderungen, die sich beim Aufschwung wie beim Niedergang einer Volkswirt-

Digitized by Google

schaft verschlingen und einander bedingen (hier mag das Wustmann verhaßte Modewort einmal erlaubt sein), nicht völlig bloßlegen, man kann nicht mit Röntgenstrahlen sichtbar machen, „wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt", kann nur konstatieren, daß die Wechselwirkung besteht, daß sie in einem gesunden Volkskörper aufwärts, in einem kranken abwärts führt, und welche Kräfte und Umstände dabei wirksam sind. Verhältnismäßig einfach und darum leicht zu verstehn ist die Struktur des siechen russischen Volkskörpers: er quält sich in dem verhängnisvollen Zirkel ab, daß seine Industrie schwach bleibt, weil die aus Bauern bestehende Masse der Bevölkerung arm ist, und daß diese arm bleibt, weil sie keine industrielle Bevölkerung hat, die ihre Erzeugnisse kaufen und gut bezahlen könnte. Zwei Verschiebungen könnten dazu beitragen, die Entwicklung des Organismus aus der absteigenden in die aufsteigende Richtung umzulenken. In der Tasche der Bauern müßte bleiben, was bisher bestechlichen und erpressenden Beamten zugeflossen ist, und der Steuerdruck müßte durch den Verzicht auf kostspielige Kriegsrüstungen vermindert werden. Das zweite ist ohne Zweifel der Beweggrund zu der Abrüstungsaktion des Zaren gewesen, und es würde wohl auch die Beistimmung Wolfs finden, der es zu den dem eben behandelten „Irrtum" verwandten Irrtümern rechnet, daß der „unproduktive Macht-, beispielsweise Rüstungsaufwand des Staates dem Kapital, d. h. Unternehmungen und dadurch Arbeitern usw. Beschäftigung bringe". Ein Stückchen Wahrheit steckt wohl auch in diesem „Irrtume", doch wollen wir es dem Leser überlassen, dieses Stückchen selbst herauszuschälen. Wichtiger erscheint — das ist der andre streitige Punkt, der hervorgehoben werden soll — Wolfs lebhaftes Eintreten fürs Sparen. Rodbertus und List sind Gegner des Sparens gewesen, weil nur der Konsum die Produktion im Gange erhält. Wolf meint, der Sparer bringe durch Vergrößerung des Realkapitals, also durch landwirtschaftliche Meliorationen, den Bau von Fabriken, Maschinen und Verkehrsmitteln „mehr Geld unter die Leute" als der Verbraucher. Die Entscheidung in diesem Streite ist nicht schwierig; sie liegt in der Anwendung von Wolfs Optimumtheorie. Natürlich muß, wenn Kultur und Volkswohlstand fortschreiten sollen, auch das Realkapital, das Mittel zur Erzeugung von Einkommengütern, stetig wachsen. (Nicht ebenso notwendig ist es, daß die Privatreichtümer einzelner ins Ungemessene wachsen.) Es darf darum nicht alles Einkommen verbraucht, es muß ein stetig wachsender Teil davon nicht bloß im ursprünglichen Sinne des Wortes auf Altersversorgung und für zukünftigen Erziehungaufwand der Kinder, sondern auch im uneigentlichen nationalökonomischen Sinne gespart, d. h. auf die Herstellung von Produktions- und Verkehrsmitteln verwandt werden. Aber es gibt natürlich für diese Verwendung wie für alle irdischen Dinge ein Optimum. Überkapitalisierung erzeugt bekanntlich Absatzkrisen, und wenn man, nur um Hände in Bewegung zu setzen und „Geld unter die Leute zu bringen", Maschinen anfertigen wollte,

Digitized by Google

die, weil der Markt mit Verbrauchsgütern gesättigt wäre, zur Herstellung solcher nicht mehr verwandt werden könnten, Bahnen baute, auf denen niemand fahren würde, so wäre das Wahnsinn; diese Art Arbeit würde sich nicht wesentlich von der Tretmühle des englischen Zuchthauses unterscheiden.

Eben darum, weil Wolfs „exakte" Nationalökonomie vielfach zum Widerspruch herausfordert, hierdurch das Nachdenken weckt und den Leser zu tieferm Eindringen in den Gegenstand zwingt, fördert sie die Klärung und den Fortschritt der Wissenschaft und ist demnach willkommen zu heißen.

Nicht Neues zu enthüllen, sondern Altbewährtes, wenn auch um die neuen und neusten Erfahrungen sich stetig Bereicherndes, in mustergiltiger Weise vorzutragen ist der Zweck von J. Conrads Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. Vom zweiten Teile (Volkswirtschaftspolitik) ist in diesem Jahre die fünfte Auflage erschienen. (Bei Gustav Fischer in Jena.) „Auch diese Auflage, kündet das Vorwort an, hat außer den Ergänzungen noch einige Erweiterungen erfahren. Besondre Paragraphen sind über die Tarifverträge und die Fürsorge für die geistige und sittliche Hebung des Volkes hinzugekommen." Von Conrads „Leitfaden zum Studium der Nationalökonomie" ist in demselben Verlag die vierte ergänzte Auflage erschienen. Wunderlicherweise wird im Paragraphen 74 von englischer Literatur über Adam Smith nur das wertlose Büchlein von Haldane angeführt, nicht aber die einzige Biographie Smiths, die, wie auch der Smithforscher E. Leser anerkennt, heute überhaupt noch in Betracht kommt: Life of Adam Smith by John Rae.

Carl Jentsch

Die Ziele und Aussichten der Gartenstadtbewegung

Von Hans Kampffmeyer in Karlsruhe

Das neunzehnte Jahrhundert hat einen nie dagewesnen Aufschwung der Technik und im Zusammenhang damit eine vollständige Umwälzung der wirtschaftlichen und der sozialen Verhältnisse gebracht. Deutschland hat sich aus einem Agrarstaat zum Industriestaat entwickelt. In gewaltigem Siegeszuge ist die Dampfmaschine durch die Lande gedrungen. Vor ihr hat sich ein Netz von Eisenschienen gebreitet, überall, wo sie arbeitet, sind die schlanken Fabrikschlote wie gigantische Spargelpfeifen aus dem Boden gewachsen, und auf ihren schrillen Pfiff strömen die Menschen von weit und breit zusammen. Das flache Land ist entvölkert worden, und immer dichter drängen sich die Menschen in den Industrieorten aneinander. Noch im Jahre 1850 gab es nur fünf Städte von mehr als 100000 Einwohnern, 1905 gab es deren einundvierzig. Im

Digitized by Google

Jahre 1850 war unter 38 Deutschen ein Großstädter, 1905 war es schon jeder fünfte Mann. Noch stehn wir nicht am Ende dieser städtischen Entwicklung, aber es mehren sich die Stimmen derer, die in der fortschreitenden Verödung des Landes und vor allem in dem wasserkopfartigen Anschwellen der Städte eine große, ja die größte Gefahr für unser Volksleben sehen. In der Tat sind mannigfache Übelstände, wie sie sich wohl schon früher im kleinen zeigten, durch diese Entwicklung ins riesenhafte gesteigert worden. Erst jetzt ist die Wohnungs- und Bodenfrage zu einem Problem geworden, für dessen Lösung eine Reihe unsrer bedeutendsten Volkswirte, Politiker, Hygieniker und Künstler ihre besten Kräfte einsetzt.

Während der letzten Jahre ist im schreiblustigen Deutschland eine umfangreiche Literatur über die Wohnungsnot und die Mittel zu ihrer Beseitigung entstanden, und auch eine Fülle praktischer Reformarbeit ist von Staat und Gemeinde, von gemeinnützigen Einzelpersonen und von Vereinen und Genossenschaften geleistet worden. Das neuste Glied in der Kette dieser Reformbestrebungen, auf die ich hier nicht näher eingehn kann, ist die Gartenstadtbewegung.

Fast zu gleicher Zeit ist der Gartenstadtgedanke in Deutschland, England und Rußland aufgetaucht. Innerhalb weniger Jahre sind dann in den meisten Kulturländern Gesellschaften entstanden, die diesen Gedanken zu verbreiten und zu verwirklichen wünschen. Sie haben in den weitesten Kreisen der Bevölkerung so viele begeisterte Freunde gefunden, daß es sich wohl um einen Gedanken handeln muß, der den Bedürfnissen unsrer Zeit Rechnung trägt, und für den diese Zeit auch reif ist.

Da die Bezeichnung „Gartenstadt" heute schon zum Schlagwort geworden ist, zu einem Epitheton ornans für jede beliebige Stadt oder Spekulationsgründung, in der ein paar Bäume und Blumen vorhanden sind, so muß ich den Leser nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß dieses Wort eine scharf umrissene volkswirtschaftliche Bedeutung hat. Im Paragraph 1 ihrer Satzungen gibt die Deutsche Gartenstadtgesellschaft die nachstehende Definition: „Die Gartenstadt ist eine planmäßig gestaltete Siedlung auf wohlfeilem Gelände, das im Obereigentum der Gemeinschaft erhalten wird derart, daß jede Spekulation mit dem Grund und Boden dauernd unmöglich ist. Sie ist ein neuer Stadttypus, der eine durchgreifende Wohnungsreform ermöglicht, für Industrie und Handwerk vorteilhafte Produktionsbedingungen gewährleistet und einen großen Teil seines Gebiets dauernd dem Garten- und Ackerbau sichert."

Die grundlegenden Forderungen, die an eine „Gartenstadt" gestellt werden, sind also: Anlage auf wohlfeilem Gelände, Obereigentum der Gemeinschaft und Ausschluß aller Spekulation. Die beiden zuletzt genannten Ziele können auf verschiednen Wegen erreicht werden. Vor allem durch das neue Rechtsinstitut des Erbbaurechts, das jetzt immer mehr von Gemeinden angewandt

Digitized by Google

wird, um Gemeindeland ohne Verzicht auf die künftige Wertsteigerung zu Bauzwecken zu verwerten. Nach einer vorher ausgemachten Frist, während der der Erbbauberechtigte eine bestimmte Rente zu zahlen hat, fällt das Erbbaurecht und das auf Grund dieses Rechts errichtete Haus an den Bodenbesitzer zurück. Um den Erbbauberechtigten an einer guten Instandhaltung des Anwesens zu interessieren, wird in den meisten Fällen eine Vergütung des beim Rückfall noch vorhandnen Bauwertes vorgesehen. Eine zweite Rechtsform, die der Genossenschaft das Obereigentum sichert, ist das vor allem durch die Stadt Ulm angewandte Wiederkaufrecht. Darin behält sich die Stadtgemeinde das Recht vor, im Falle eines jeden Besitzwechsels das Anwesen zu dem Preise zurückerwerben zu können, den man findet, wenn man von dem ursprünglichen Kaufpreise die Abnutzung abrechnet und die Verbesserungen hinzurechnet.

Ganz besondre Bedeutung für den Ausschluß der Spekulation und für eine gemeinnützige Regelung der Wohnungs- und Bodenpreise ist der Bautätigkeit von Baugenossenschaften beizulegen, die die Häuser im genossenschaftlichen Gemeinbesitz erhalten und die Wohnungen an die Genossen nur zur Miete abgeben. Hier wird der gesamte Wertzuwachs, der in einer aufblühenden Gemeinde mit Bestimmtheit zu erwarten ist, der Gesamtheit der Genossen zugeführt.

Bei der Abgabe von Grundstücken zu industriellen Zwecken würde man wahrscheinlich den Fabrikanten entgegenkommen müssen, da sonst die hypothekarische Beleihung dieser Grundstücke auf allzu große Schwierigkeiten stoßen würde. Hier käme die Abgabe in freies Eigentum in Betracht, wobei allerdings die spekulative Ausnutzung des Grundstücks zu Wohnzwecken grundbuchlich ausgeschlossen werden müßte.

Es liegt auf der Hand, daß durch die oben angegebnen Mittel der billig erworbne Boden billig erhalten werde könnte. Um so eher, als eine vernünftige Bauordnung und ein künstlerisch und technisch wohldurchgearbeiteter Bebauungsplan von vornherein die gewünschte Weiträumigkeit der Bebauung sichern würde. Der Bebauungsplan würde wahrscheinlich besondre Viertel für Industrie, Kleinwohnungen und Landhäuser vorsehen. Er würde den Verkehr durch breite Geschäftsstraßen hindurchleiten und schmale stille Wohnstraßen anlegen, deren Herstellungskosten die angrenzenden Grundstücke nur wenig belasteten.

Welche wundervolle Aufgabe liegt nicht für den schaffenden Baukünstler darin, eine ganze neue Stadt zu entwerfen mit ihren privaten und öffentlichen Gebäuden, ihren Straßen und Plätzen, ihren Parks und Gärten! Diese Aufgabe ist um so dankbarer, als er hier auf Neuland arbeitet, wo keinerlei Interessengegensätze der Verwirklichung seiner schönsten Gedanken hindernd in den Weg treten. Für diese Verwirklichung steht ihnen zudem die Autorität der Gründungskorporation zur Seite, die mächtiger ist als irgendeine Ver-

Digitized by Google

waltung bestehender Städte. Denn sie hat ja das Obereigentum über das ganze Gebiet und braucht deshalb nur solche Bauten zuzulassen, die die Zustimmung ihrer Künstlerkommission gefunden haben.

In den englischen Gartenstädten werden nach dortiger Wohnsitte ausschließlich Einfamilienhäuser gebaut, die entweder allein stehn oder auch zu Gruppen und ganzen Reihen vereinigt werden. Die deutsche Gartenstadtgesellschaft hat sich nicht auf das Einfamilienhaus festgelegt. Wir werden uns den heimischen Bedürfnissen anpassen müssen. Ohne Zweifel lassen sich ja auch die ganz kleinen Wohnungen bedeutend verbilligen, daß man zwei bis drei übereinander setzt. Man könnte für diesen billigsten Wohnungstypus zum Beispiel geschlossene Häuserblocks bauen, die im Innern Gärten enthalten. Doch das sind Spezialfragen, die von Fall zu Fall entschieden werden müssen.

Sehr großer Wert ist darauf zu legen, daß rings um die Stadt eine breite Zone dauernd baufrei erhalten wird. Eine neuzeitliche Forderung der Städtebaukunst, die neuerdings von der Stadt Wien verwirklicht und von Berlin angestrebt wird. Hierdurch und durch die oben erwähnte Regelung der Baudichtigkeit wäre von vornherein eine Begrenzung der künftigen Einwohnerzahl gegeben. Dadurch ist die Aufgabe des Städtebaukünstlers schärfer umrissen, als wenn es sich um eine beliebig weiterwachsende Anlage handelte. Vor allem aber wird dadurch verhindert, daß sich wie in den bestehenden Städten immer neue Steinwälle zwischen den Bewohner und die freie Natur legen. Dieser Landgürtel würde an Gärtner und Ackerbauer verpachtet werden, die in der nahen Stadt ein günstiges Absatzgebiet und gute Verkehrsbedingungen finden würden und von daher billige elektrische Kraft, Dungstoffe und dergleichen beziehen könnten. Auch die wirtschaftlichen und kulturlichen Anregungen der Stadt würden ihm zu Gebote stehn, deren Fehlen eine wichtige Ursache der immer stärker werdenden Landflucht bildet. Wahrscheinlich könnte man auf Grund der Rentengutsgesetzgebung hier auch staatliche Unterstützung bei der Ansiedlung von landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitern finden.

Innerhalb derartiger Gartenstadtsiedlungen wird der Gegensatz zwischen Stadt und Land wegfallen, der leider unser ganzes öffentliches Leben beherrscht. Hier wird eine starke natürliche und ideelle Interessengemeinschaft und als Folge davon das rege Gefühl der Zusammengehörigkeit von Industrie und Landwirtschaft entstehn.

Einsichtige Industrielle werden die Vorzüge der Gartenstädte zu würdigen wissen, in denen ihnen selbst gute Verkehrsbedingungen und billiger Boden, ihren Arbeitern mustergiltige Wohnungen geboten werden. Und noch ein andrer Gesichtspunkt wird sich hoffentlich immer mehr Geltung verschaffen: im Kampf um den Weltmarkt hat die Nation die größte Aussicht auf Erfolg, die die qualitativ höchststehenden Waren zu fertigen versteht. Dafür aber ist die unerläßliche Voraussetzung eine hoch entwickelte Arbeiterschaft, und deshalb

Digitized by Google

haben alle Bestrebungen, das Kulturniveau der arbeitenden Bevölkerung zu heben, zugleich einen großen volkswirtschaftlichen Wert. In dieser Richtung aber wird die Gartenstadt große Bedeutung gewinnen. Schon die ganze Anlage, das künstlerisch wertvolle Milieu schafft den günstigsten Boden für mannigfache Kulturbestrebungen. Und da durch die genossenschaftliche Regelung der Wohnungs- und Bodenfrage schon von vornherein eine starke materielle Interessengemeinschaft gegeben ist, so wird sich auf dieser Grundlage auch die ideelle Interessengemeinschaft, die gemeinsame Arbeit an Kulturaufgaben günstig entwickeln können.

Bei der Beurteilung dieser Aussichten tun wir gut, uns der mittelalterlichen Städte zu erinnern. Obgleich keine dieser Städte mehr als 25000 Einwohner zählte, sie alle also nach unsern Begriffen zu den Kleinstädten gehörten, haben sie doch vermöge ihres engen genossenschaftlichen Zusammenschlusses und ihres hoch entwickelten Gemeinsinns eine solche Fülle der herrlichsten Kunstschöpfungen hinterlassen, daß unsre modernen Riesenstädte ihnen nur wenig ebenbürtiges an die Seite stellen können.

Aber halten wir uns nicht zu lange bei den Möglichkeiten auf und sehen wir lieber die Wirklichkeiten an, die durch die Gartenstadtbewegung schon geschaffen sind. Im Jahre 1898 erschien in England ein Buch Garden Cities of to-morrow von Ebenezer Howards*), in dem ausführliche Vorschläge für die Gründung von Gartenstädten gemacht wurden. Bald nach Erscheinen des Buches wurde die Garden City Association gegründet, die sich die Verbreitung und Verwirklichung dieser Ziele zur Aufgabe machte, und nach kurzer Propagandazeit konnte man an die Gründung der ersten Gartenstadt, Letchworth mit Namen, herantreten. 50 Kilometer nordwärts von London wurde ein landschaftlich reizvolles Gelände von 1600 Hektar erworben. Die Gründungsgesellschaft First Garden City Lim. zahlte dafür 3 Millionen Mark. Das Kapital (6 Millionen Mark) wird durch Ausgabe von Aktien im Werte von 20 und 100 Mark aufgebracht, deren Dividende auf 5 Prozent beschränkt ist. Durch ein öffentliches Preisausschreiben hat man einen guten Bebauungsplan erlangt. Danach sollen zwei Drittel der Fläche dauernd als Acker- und Gartenbaugürtel erhalten bleiben. Die eigentliche Stadt soll mit ihren öffentlichen und privaten Gärten nur ein Drittel in Anspruch nehmen. Das Fabrikviertel hat Anschlußgleise zum Güterbahnhof und liegt an der Ostseite, sodaß die herrschenden Westwinde den Rauch von der Stadt wegführen. Die benachbarten Kleinwohnungsviertel sind durch einen breiten Parkgürtel von den Fabriken getrennt.

Seit Beginn der Bautätigkeit sind kaum drei Jahre verstrichen, und schon sind mehr als 5000 Menschen in Einfamilienhäusern untergebracht und zahlreiche

*) Vor kurzem ist eine deutsche Übersetzung: „Gartenstädte in Sicht" bei E. Diederichs, Jena, erschienen.

Digitized by Google

Fabriken gebaut worden. Vor allem sind es große Buchdruckereien und Buchbindereien, ferner feinmechanische und kunstgewerbliche Betriebe, die aus London und andern großen Städten nach Letchworth übersiedeln. Der Boden wird ausschließlich in Erbpacht (lease hold) abgegeben. Viele Einwohner lassen sich von ihren Architekten Familienhäuser bauen. Andre Gebäude werden von Bauunternehmern für den Verkauf gebaut. Sehr rege ist auch die gemeinnützige Bautätigkeit. Eine einzige Baugenossenschaft, die Garden City Tenants, hat ein Viertel sämtlicher Neubauten errichtet.

Zahlreiche Vereine haben sich gebildet, die sich alle möglichen Ziele setzen, die der Pflege von Geist und Körper dienen, und so herrscht ein sehr angeregtes und geistiges Leben. Deshalb ist schon im zweiten Baujahr ein öffentliches Versammlungshaus mit Bibliothek und Lesehalle aufgeführt worden, und da der Saal von 250 Plätzen für die Menge der Besucher schon zu klein geworden ist, beabsichtigt man neuerdings den Bau einer Halle von 800 bis 1000 Plätzen.

Interessant ist die Stellungnahme der Einwohner zum Alkoholproblem. Da die Garden City Lim. Besitzerin des ganzen Bodens ist, hat sie es ja in der Hand, die Abgabe von Bauland zu Wirtshauszwecken zu versagen. Von dieser Möglichkeit ist in der Weise Gebrauch gemacht worden, daß man den Ausschank alkoholhaltiger Getränke nur in zwei der Gesellschaft gehörenden und von ihr kontrollierten Gasthäusern zugelassen hat. Schon jetzt gilt das erste englische Unternehmen als gesichert. Seit dem Frühjahr ist eine zweite Aktiengesellschaft mit dem Bau einer Gartenvorstadt Hampstead bei London beschäftigt, und zwei weitere Gründungen sind bei Manchester und Liverpool in Vorbereitung.

In Deutschland hat schon zwei Jahre vor dem englischen Buche Theodor Fritsch*) ähnliche Vorschläge gemacht, doch kam die deutsche Bewegung erst unter dem Einfluß der englischen Erfolge in Fluß. Vor nunmehr fünf Jahren ist in Berlin die Deutsche Gartenstadtgesellschaft**) gegründet worden, die durch Wort und Schrift den Gartenstadtgedanken in weite Kreise getragen hat. Es zeigt sich, daß auch in Deutschland die Zeit für diese Bewegung gekommen ist. Ernste Zeitschriften und Zeitungen bringen ausführliche Berichte. In dem erweiterten Vorstand ist eine ganze Reihe unsrer bekanntesten Volkswirte, Sozialpolitiker, Künstler, Hygieniker und Vertreter von Industrie und Landwirtschaft eingetreten. Welches Interesse gerade die Hygieniker neuerdings der Gartenstadtbewegung entgegenbringen, sieht man daraus, daß die vier namhaftesten Veranstaltungen des Jahres (der Internationale Kongreß für soziale Hygiene und Demographie, Berlin, und die Jahrestagungen des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, des Deutschen Vereins für öffentliche

*) Theodor Fritsch, Die Stadt der Zukunft.

**) Ein Mitgliedsbeitrag von fünf Mark aufwärts berechtigt zum Bezug des Vereinsorgans und der sonstigen Druckschriften. Weitere Auskunft erteilt der Generalsekretär Hans Kampffmeyer, Karlsruhe, Ettlinger Straße 9.

Digitized by Google

Gesundheitspflege und des Vereins für Volkshygiene) besondre Vorträge über die Ziele der Bewegung enthielten. Auch eine Reihe von Stadtverwaltungen sind in neuerer Zeit der D. G. G. beigetreten.

Nach längern Vorbereitungen konnte im verflossnen Jahre auch in Deutschland der Verwirklichung dieser Ziele nähergetreten werden. Im März 1907 wurde die Genossenschaft „Gartenstadt Karlsruhe“ gegründet, die sich die Aufgabe stellt, zunächst auf einem 72 Hektar großen Gelände eine Gartenvorstadt zu errichten. Das betreffende Grundstück gehört dem badischen Fiskus und soll zu günstigen Bedingungen an die Genossenschaft abgegeben werden. Es sollen neben den Kleinwohnungsvierteln auch Landhausviertel angelegt werden. Wir finden unter den Genossen Mitglieder aller Bevölkerungsschichten vom Geheimrat bis zum ungelernten Arbeiter. Die künstlerischen Vorarbeiten hat Professor Langer übernommen, sodaß man von der Siedlung auch neue baukünstlerische Anregungen erwarten darf. Leider ist der Beginn der Bautätigkeit durch das Fehlen einer Kanalisation hinausgezögert worden. Doch wird diese Schwierigkeit bald überwunden sein, da die Stadt Karlsruhe, auf deren Gemarkung das Gelände liegt, die Anlage eines Entwässerungskanals plant.

Umfangreicher als die Karlsruher Gründung ist die der „Gartenstadt Hellerau“ bei Dresden. Hier handelt es sich um eine Fläche von 200 Hektar auf der Gemarkung des Dörfchens Klotzsche. Eine gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht und auf 4 Prozent beschränkter Dividende soll das Unternehmen finanzieren. Hinter dieser Gesellschaft stehn die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, die ihren Betrieb aufs Land hinaus verlegen und in Zusammenhang damit eine Gartenstadt gründen wollen. Auch hier sollen besondre Viertel für Kleinwohnungsbauten und für Landhäuser angelegt werden. Der Bebauungsplan und die Entwürfe für die Werkstätten und Arbeiterhäuser stammen von dem bekannten Architekten R. Riemerschmidt. Wie in Karlsruhe soll auch hier die Spekulation durch genossenschaftliche Bautätigkeit und durch Anwendung des Erbbaurechts und Wiederkaufrechts ausgeschlossen werden. Dabei sei erwähnt, daß auch in den deutschen Gründungen der Ausschank alkoholhaltiger Getränke nicht freigegeben wird. Vielmehr sollen hier die Vorschläge des Deutschen Vereins für Gasthausreform verwirklicht werden, wonach der Wirt als Beamter einer gemeinnützigen Korporation nur am Umsatz von alkoholfreien Getränken und Speisen finanziell interessiert ist, und der Reingewinn, der durch die Abgabe von Wein und Bier erreicht wird, zu gemeinnützigen Zwecken verwandt werden soll.

Von vornherein wird die Förderung mannigfacher Kulturbestrebungen ins Auge gefaßt. Die schon jetzt von der rühmlich bekannten Firma eingerichteten Lehrwerkstätten werden sich die Ausbildung einer hochqualifizierten Arbeiterschaft zur Aufgabe machen. Eine großartige musikalische Organisation soll sich unter der Führung des bekannten Musiklehrers Batka die musikalische Erziehung der Bevölkerung zur Aufgabe machen. Die Anlage eines Volkshauses

Digitized by Google

mit Reformgasthaus, Bibliothek und Lesehalle wird geplant. Sportplätze, Luft- und Schwimmbäder werden einer vernünftigen Körperpflege dienen.

Bei diesen ersten deutschen Unternehmungen handelt es sich zwar nicht wie bei Letchworth um politisch und wirtschaftlich selbständige Stadtgründungen. Auf alle Fälle haben aber auch derartige Gartenvorstädte hohe Bedeutung. Denn sie zeigen den Weg, auf dem man zu einer hygienisch, volkswirtschaftlich und kulturlich mustergiltigen Erweiterung unsrer stets wachsenden Großstädte gelangen kann. Schon jetzt wird von allen fortschrittlichen Kommunalpolitikern die Notwendigkeit anerkannt, möglichst viel Gelände in den Besitz der Stadt zu bringen. Frankfurt am Main hat 50 Prozent der Gemarkung im städtischen Besitz und gibt grundsätzlich das Baugelände nur in Erbbaurecht ab. Die Stadt Ulm besitzt gar drei Viertel der Gemarkung und hat schon mehrere mustergiltige Arbeiterkolonien in eigner Regie gebaut, über die sie sich durch Eintragung des Wiederkaufrechts das Obereigentum vorbehalten hat. Neuerdings soll auch bei Posen auf fiskalischem Gelände eine Landhauskolonie unter Anwendung des Erbbaurechts angelegt werden. Hier sehen wir überall wichtige Ansätze, um die spekulative Stadterweiterung durch eine planvoll gemeinnützige Ansiedlungstätigkeit im Sinne der Deutschen Gartenstadtgesellschaft zu ersetzen. Doch das sind alles nur bescheidne Anfänge, und die Gartenstadtgesellschaft hat hier noch gewaltige Aufgaben zu lösen.

Wie steht es nun mit der Gründung von selbständigen Gartenstädten? Auch hier gibt es zahlreiche Möglichkeiten. So hat zum Beispiel die Anlage der Rheinkraftwerke in Bad Rheinfelden in wenig Jahren eine Stadt von mehreren Tausend Einwohnern entstehn lassen. Da aber keinerlei Versuch zur Verwirklichung einer gemeinnützigen Regelung der Boden- und Wohnungspreise gemacht wurde, so begann eine wüste Spekulation, die die Preise des Ackerbodens binnen kurzem auf zwanzig Mark für den Quadratmeter in die Höhe trieb. Die schöne Landschaft wurde durch häßliche Mietkasernen so verunstaltet, daß ich mich nicht entsinne, je etwas unerfreulicheres in unsrer baukünstlerisch an und für sich schon unerfreulichen Zeit gesehn zu haben. Was hätte hier durch eine Organisation im Sinne der Gartenstadtbewegung geschaffen werden können? Diese Gelegenheit ist nun leider verpaßt, aber es werden ja noch zahlreiche andre Wasserkraftwerke in Baden und Bayern beabsichtigt. Sollen sich die dort entstehenden Orte im Sinne von Rheinfelden oder von Letchworth entwickeln?

Auch in den Industriegebieten Deutschlands sehn wir gleichsam über Nacht neue Städte entstehn. In wenig Jahren hat sich zum Beispiel Gelsenkirchen aus einem unbedeutenden Dorf zu einer — sehr unerfreulichen — Großstadt von mehr als 100 000 Einwohnern aufgeschwungen. Ferner werden am Mittellandkanal und am Berlin–Stettiner Kanal sicher Dutzende von neuen Industrieorten entstehn. Und überall da könnten durch Zusammengehn von Staat und Gemeinde mit großzügigen gemeinnützigen Gesellschaften an Stelle der häßlichen

Digitized by Google

Spekulationsgründungen Gartenstädte entstehn. Hier gibt es viel Arbeit und Aufklärung zu schaffen. Halten wir es uns doch stets gegenwärtig: jede Siedlung, jedes Haus, jede Wohnung, die schlechter gebaut wird, als es unter Berücksichtigung der hier kurz besprochnen Gedanken möglich wäre, bedeutet einen volkswirtschaftlichen Verlust und eine dauernde hygienische, wirtschaftliche und geistige Schädigung der Bewohner.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Interesse an diesen wichtigen Problemen weiter zu tragen und den einen oder andern Leser für die Mitarbeit bei ihrer Verwirklichung gewinnen.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Benny war stehn geblieben. Vor ihnen lag der kleine Bergsee und glitzerte in dem tiefschwarzen Rahmen des Birkenwaldes.

Wir müssen umwenden, sagte sie. Aber sie blieb stehn und sah vor sich hin.

Sie sind über irgend etwas betrübt, Fräulein Benny, sagte er leise.

Sie erhob ihre großen Augen zu ihm und flüsterte hilflos: Ich bin bange!

Wovor können Sie denn nur bange sein?

Ich bin furchtbar bange vor allem. Vor mir selbst! Daß alles verkehrt ist, daß ich mich in allem grenzenlos irre —

Sie fingen an, zurückzugehn.

Sie, die Sie ein so liebes Mädchen sind! sagte er.

Ach — ach, nein!

So fein und so schön und so klug und gut!

Warum sagen Sie so etwas zu mir! entgegnete sie fast wütend.

Ja, das will ich Ihnen sagen. Das sage ich zu Ihnen, weil Sie so fein und schön und so klug und gut sind. Darum sage ich es. Und hier gehn Sie auf diesem Wege, auf dem es so still und stimmungsvoll ist, und in dieser Stille gehn Sie — so, wie Sie sind, so fein und schön und ein so glückliches Geschöpf des lieben Gottes — und sagen, daß Sie bange sind! Und sind unglücklich und traurig! Ich würde mich schämen, wenn ich Sie wäre! Sie, die Sie so sind, daß ich mich freue, wenn ich nur einen Zipfel von Ihnen auf der Straße erblicke! Sie, die Sie der vergnüglichste Mensch sind, mit dem man sich unterhalten kann, weil Sie alles verstehn! Wissen Sie wohl, wenn ich ganz allein gehe und an etwas Amüsantes denke — oder wenn ich sitze und lese und etwas ganz Funkelnagelneues und Wunderbares finde, dann denke ich gleich an Sie. Es ist mir, als müßte ich zu Ihnen hinlaufen und es Ihnen erzählen! Noch lieber Ihnen als Ihrem Vater, denn Ihnen kann ich auch alle Dummheiten sagen, denn Sie haben ja sogar auch dafür ein Verständnis. Ich kann so eingebildet und genial sein, wie ich nur will! Ich sehe Ihre Augen vor mir, die großen, wunderbaren Augen, die geöffneten, blauen Pforten gleichen,

Digitized by Google

durch die können alle die höchsten Gedanken aufrecht eingehn, so groß und klug sind sie. Ich werde ganz krank. Nein, ich darf nicht mehr sagen. Ich werde bange. Aber Sie! Das war ein rechter Blödsinn, daß Sie bange sind!

Sie schwieg. Eine Weile gingen sie weiter. Dann blieb sie stehn und sah ihn an mit einem halbbekümmerten fragenden Blick: Finden Sie, sagte sie forschend, finden Sie, daß ich ein klein wenig amüsant bin?

Er drehte sich auf dem Absatz herum, ganz rund herum.

Sie sind so kokett, daß es eine Schande und ein Skandal für einen anständigen Mann ist! Nun wissen Sie es!

Sie sagte lachend: Ja, ich habe heute gerade meinen koketten Abend!

Wenn Sie wüßten, wie amüsant es ist, Ihr Lachen wieder zu hören! Nun sind Sie doch nicht den langen Weg gegangen und haben finstere Melancholie geredet. Gott weiß, wenn das einmal wieder kommt!

Sie gingen nun eine ganze Strecke schweigend weiter, kamen an dem Kreuz auf dem katholischen Friedhof vorüber und gingen auf den Hügel zu.

Sind Sie jemals verliebt gewesen, Fräulein Benny? fragte er plötzlich.

Ja, freilich — das bin ich gewesen!

Ernstlich, meine ich.

Ich bin erst in Napoleon verliebt gewesen. Dann in Heine; und zuletzt — und am meisten in J. P. Jakobsen.

Unsinn — ich meine in gewöhnliche sterbliche Menschen —

Ganz im Ernst! Sie dürfen nicht Unsinn sagen! Oder glauben, daß es kein Ernst war! Als ob nicht Napoleon und Heine und J. P. Jakobsen — Menschen wären!

Ich meine natürlich —

Ich bin in diese drei verliebt gewesen. Zu drei verschiednen Stadien also. Aber mit allen Kräften meiner Seele habe ich sie geliebt! Mit J. P. Jakobsen — das ist noch gar nicht so lange her! Es war der größte Kummer meines Lebens, daß er tot war. Ich liebte ihn wahnsinnig; ich sehnte mich danach, zu sterben, um ihn im Himmel zu treffen. Denn er war mein, und ich war die Seine. Ich war die, die er nicht im Leben getroffen hatte — damit er hätte leben können! Niemand außer mir verstand ihn. Ich haßte alle Menschen, die seinen Namen nannten oder es wagten, sich über ihn zu freuen.

Aber einen Menschen, der zugleich das Glück hatte, zu leben?

Puh — nein!

Nie im Leben?

Ach, ja — natürlich — aber Sie haben ja nun gesehn, was hier ist —

Aber im Auslande?

Nein, wie Sie nur fragen!

Ja — Sie brauchen ja nicht zu antworten! Aber das ist dann ja auch eine Antwort für mich!

Benny lachte.

Ja, da war freilich einer — in Paris. Ein Finne war es, wissen Sie, Sie neugieriger Mensch!

Wie ist das für eine Dame, wenn sie verliebt ist?

Hat man je so eine Frage gehört! Darf ich mir die Frage erlauben, wie es für einen Mann ist? Ja, denn Sie werden wohl Erfahrung genug gehabt haben, denke ich mir!

Warum glauben Sie das? fragte er plötzlich gekränkt.

Benny lachte ausgelassen: Ja — Sie sind doch sicher alles das, was ein Mensch sein kann, in siebenfacher Potenz gewesen!

Digitized by Google

Svend Bugge starrte eine Weile vor sich hin.

Ich glaube gar, mein Herr beliebt den Beleidigten zu spielen, sagte Benny.

Ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Benny. Nämlich, daß ich ein einziges-mal in meinem Leben verliebt gewesen bin. Und damals war ich sechzehn Jahre alt.

Benny brach in ein schallendes Gelächter aus.

Sie dürfen nicht darüber lachen. Denn das hielt getreulich an, bis ich zwanzig war. Ach ja — es hielt sogar noch länger an. Aber damals erfuhr ich, daß sie verlobt sei.

Das war ja traurig, Svend Bugge, sagte Benny ernsthaft.

Svend Bugge lächelte.

Ach nein, das war es nicht. Es war nicht traurig. Denn die Dame war sehr viel älter als ich. Nicht nur an Jahren. Sie hätte nach jeder Richtung hin meine Mutter sein können. Sie war eine große und fremde und vornehme Dame — eine außerordentliche Dame. Sie stand gleichsam über dieser Welt.

Das war ja etwas ganz besondres!

Ja, ich war, wie gesagt, in sie verliebt. Aber trotz allem! Mein Gott, wie viel habe ich ihr nicht zu verdanken! An Arbeit, an Fleiß, an Ausdauer! An Glanz über meinem Leben!... An Form für mein Sehnen, Fräulein Benny!

Jetzt waren sie unten in der Stadt angelangt. An der Ecke des Schulbergs blieb er stehn.

Ich soll heute abend zum Direktor kommen. Da muß ich wohl nach Hause gehn und mich ein wenig fein machen. Aber, was ich sagen wollte, Fräulein Benny, Sie sollten sich verlieben!

So — for the sport of it!

Es gibt zweierlei Tage, fuhr er unbeirrt fort. Die Wintertage, wo die Luft still und kalt und klar ist. Und die Sommertage, wo die Luft — auch klar ist, ach so schimmernd klar! Aber zugleich warm, sodaß sie zittert; haben Sie es gesehn, wenn die Sommerluft zittert, bebt! Vielen Dank für den Spaziergang!

Benny kam früh genug nach Hause, um ihrem Vater den Schlips binden zu können, ehe er zum Direktor ging. Die Mutter lag schon im Bett. Und das empfand sie wie eine Erleichterung. Es war noch eine halbe Stunde bis zum Abendbrot. Und sie wanderte über den Teppich in dem großen, warmen Zimmer, wo der Dauerbrenner den ganzen Tag geheizt hatte. Auf dem Tisch in der Ecke an dem einen Fenster stand die hohe, weiße Porzellanlampe und brannte. Aber ihr Licht reichte nicht weit. Der größte Teil des Zimmers lag im Halbdunkel.

Seit langer Zeit hatte sie sich nicht so froh gefühlt!

Sie ging auf und nieder, die Hände unter dem Nacken, und die Ellbogen abstehend wie ein Flügelpaar. Den Kopf hintenüber, wiederholte sie sich: so fein und schön, so klug und gut!...

Sie blieb vor dem Spiegel stehn und betrachtete sich im Halbdunkel darin. Nun — klug! Und gut! Über das letzte namentlich wußte er weniger. Aber das andre!... „Fein und schön!"

Es gab in der ganzen Welt nichts so bezauberndes für das Ohr als die Worte: fein und schön! in gedämpftem Ton gesagt und — gemeint!

Im Spiegel — jetzt bei dem gedämpften Licht und den starken Schatten — ja! Sie hatte etwas aufzuweisen! Die Augen — und so wie das Haar um die Stirn fiel! Die runde, sonderbare Stirn war ja gottlob! versteckt.

Dieser Finne, in der Gesellschaft bei Onkel Fönns — ach was!

Digitized by Google

Nein über Svend Bugge lag etwas — was für lächerliche Worte er doch gebrauchte! So sonderbare und neue — und doch klangen sie so, als wenn es gerade die Worte wären, die man eigentlich alle Tage hatte gebrauchen wollen.

Svend! sagte sie laut in den Spiegel hinein.

Ach Gott, wie ich dich liebe, Svend!

Da griff sie sich ans Herz. Wie ein Schemen stieg Pastor Kalland vor ihrem geistigen Auge auf.

Sie trat vom Spiegel weg und ging auf dem Teppich hin und her.

Sie hatte es erwartet. Nicht bestimmt und klar. Aber als es kam, als es sich näherte, wußte sie, daß sie es erwartet hatte. Seit einem Monat, als Kalland hier im Zimmer, am Teetisch mit der Mutter davon gesprochen hatte, daß er sich um eine Pfarre südwärts bewerben wolle. Sie hatte damals da gesessen und eine Pfarrersfrau vor sich gesehn. Frau Kalland. Sie hatte gefühlt, plötzlich — daß diese Pfarrersfrau sie selber war. Daß die Mutter und Kalland sie ihr selber weggenommen und ihr Wesen umgewandelt hatten. Von der Benny drinnen bei Vater mit Napoleon und Heine und all dem Geheimnisvollen bei ihm — und wenn ich es ihnen erzähle! — von Marie Grubbe, Kamilla, Fennimore — bis zu Frau Gemeindepfarrer Kalland!

Zu denken, daß sie einstmals in einer alten Pfarrhausstube auf dem Lande saß und alt und grau war und mit einem Strickstrumpf — und an Paris dachte und an Tante Matti, Onkel Fönns, Tante Karo — weit, weit unten auf dem Grunde der Zeit — und dieser Finne! Und dann Svend Bugge.

So fein und schön — so klug und gut!

Sie setzte sich ans Klavier und ließ die Finger über die Tasten laufen. Dann kam sie von einem Refrain aus Paris in Tante Karos Lied hinein — und sang:

Im stillen Sommerabendwind
Umwiegt mich ein Erinnern lind,
Das duftet wie ein Rosenhang,
Das klingt wie süßer Heimatsang:
Du harrest wohl mein!

Zwei Augen, zwei Augen so dunkelblau,
Die strahlen mich an wie Himmelstau.
Doch wiegt sich vorüber, vorüber der Wind,
Von ferne noch einmal flüstert er lind:
Du harrest wohl mein!

Mitten in dem weichen Nachspiel, in dem erinnerungsschweren Moll wurde sie plötzlich durch einen Laut in dem Zimmer hinter sich aufgeschreckt. Sie wandte sich um.

Neben der hohen, weißen Porzellanlampe stand Frau Hauk in ihrem Morgenrock. Mit weitaufgerißnen Augen starrte sie in das Halbdunkel hinein, nach dem Klavier und Benny hinüber. Ihr Gesicht in gleicher Höhe mit der Flamme der Lampe. Es war nicht bloß, nicht weiß — es war übernatürlich —

Sie hielt sich an der Tischplatte fest. Dann fiel sie hintenüber, mit dem obern Teil ihres Körpers über die Schwelle in das dunkle Zimmer nebenan.

Benny war vom Klavierfessel aufgesprungen. Aber plötzlich ging sie ruhig wie eine Bildsäule hinaus und rief die Mädchen, ließ sie Frau Hauk ins Bett tragen und telephonierte selbst an den Doktor. Frau Hauks Ohnmacht war bald gewichen. Beide Mädchen saßen bei ihr am Bett. Benny aß ihr Abendbrot mit Julius und war fertig, als der Doktor kam.

Es sei kein Grund zu Besorgnis. Es sei sehr richtig, daß man den Oberlehrer nicht alarmiert habe.

Oberlehrer Hauk kam gegen Mitternacht nach Hause und erhielt den Bescheid, daß Frau Hauk elend gewesen sei und nach Aussage des Doktors der Ruhe bedürfe,

Digitized by Google

deshalb sei für den Herrn Oberlehrer ein Bett auf dem Sofa der Bibliothek hergerichtet worden.

Bennys Versicherungen vermochten ihn, zu Bette zu gehn, ohne sich nach der Mutter umzusehn.

Aber als alles im Hause still war, schlich Benny hinunter und legte sich in des Vaters Bett neben Frau Hauk. Ihre Angst, die sie vor den Mädchen und Julius zurückgedrängt hatte, war zum Tode tief.

* * *

Die sechs langen Burschen in der Prima des Gymnasiums hatten ihr ganz eignes Verhältnis zu Oberlehrer Hauk. Sie waren seine Lieblinge, die ganze Klasse war sein Stolz. Er hatte sie nun fünf ganze Jahre in Französisch und Geschichte unterrichtet, und er hatte Freude von ihnen allen. Er nannte sie seine Garde. Ein Name, der in einer Stunde in der Mittelschule entstanden war, als sie sich wegen einer schweren Repetitionsaufgabe empörten und der Oberlehrer den Chef der Garde bei Waterloo zitiert hatte: La Garde meurt, et ne se rend pas!

Wie gewöhnlich schlenderten sie gemütlich in dem traulichen kleinen Klassenzimmer umher, das Wand an Wand mit dem Privatzimmer des Direktors lag, und dessen Fenster eine Aussicht auf den Hügel und die Stadt und den Sund gewährte. Als der Oberlehrer gegen seine Gewohnheit ein wenig spät nach der Pause hereinkam, begrüßten sie ihn, ohne sich jedoch an ihre Plätze zu setzen. Einer blieb am Ofen stehn, um sich zu wärmen, ein andrer saß oben auf einem Pult, zwei von den jungen Leuten standen am Fenster.

Es zieht ein Sturm aus Nordwesten herauf, bemerkte der eine von ihnen.

Mehr und mehr westlich — erklärte der andre mit einem wetterkundigen Blick zu den Wolken hinauf, die tief über den Bergen hinzogen. Schändlich, so schön, wie es gestern war!

Entsetzliches Wetter! sagte der Oberlehrer und setzte sich auf den Stuhl an seinem Tisch. Es muß eine Telephonstange draußen auf dem Strandwege umgerissen sein!

Nein, wirklich?

Ja, ich weiß es nicht, aber es ist keine Verbindung von meinem Telephon aus zu erlangen.

Ach, da kann ja auch eine Verwirrung der Drähte stattgefunden haben.

Ja, wie es sich auch verhalten mag, meine lieben Jungen, es ist jedenfalls sehr fatal. Meine Frau war gestern gar nicht wohl.

Frau Hauk, die unter der Schuljugend den Namen „die höchste Priesterin" führte, erregte kein tieferes Mitgefühl oder Interesse bei der Garde. Und die Arbeit begann.

Ja, der dritte Napoleon! Mit seiner Geschichte waren wir also fertig geworden. Ja ja, meine Jungen, das war ein glänzendes Elend von Anfang bis zu Ende. Und wenn wir nun einen Rückblick auf das Leben und die Taten dieses Mannes in der Geschichte des Jahrhunderts werfen, da müssen wir vorausschicken, daß Napoleon der Dritte eine weit bedeutendere Rolle spielte, als seine Persönlichkeit verdiente. Seine ganze prangende Figur war also ein Betrug, meine Jungen, und seine ganze Politik war ein Betrug gegen die Ideen, die er im Schilde führte. Aber im innersten Innern des Bildes dieses mehr durch äußere als durch innere Eigenschaften höchst merkwürdigen Mannes tritt uns vielleicht der ärgste Betrug von allen entgegen. Er nannte sich Napoleon, er machte sich zum Träger der idées Napoléoniennes, seine

Digitized by Google

ganze Existenz beruhte auf diesem Namen. Und meine Jungen, er hatte keine wirkliche Berechtigung, den mächtigen Namen Frankreichs zu tragen. Er war kein Napoleon. Er war ein unehelicher Sohn von Hortense Beauharnais und dem holländischen Gesandten in Paris, dem Admiral Verhuel. Seine Mutter hatte noch einen Sohn außerhalb ihrer Ehe mit Louis Bonaparte, nämlich den Herzog von Morny, von dem wir soviel gesprochen haben.

War sie denn so — eine?

Ein ganz gemeines Frauenzimmer?

Die ganze Garde geriet in Aufregung.

Nein, meine Jungen, wir dürfen sie nicht verurteilen. Sie war ja zu dieser Ehe mit dem unglücklichen Louis gezwungen worden. Ach, meine Jungen, eine solche Frau dürfen wir nicht richten.

Aber das steht ja gar nicht in unserm Buch! Warum steht das nicht da?

Das Allerwichtigste von allem, Herr Oberlehrer!

Nein nein nein, es ist nicht so leicht, alles in die Bücher hineinzusetzen, meine jungen Freunde. Die werden ja von allen gelesen. Aber wenn man es sich vorstellt, daß dieser Mensch sein langes und wechselvolles Leben — in einer Lüge gelebt hat!

Also der reine Schurke!

Und ein Schurke war er deswegen doch eigentlich nicht, mein Junge! Eine Dekadenzfigur ist er mit vielen feinen, guten Zügen.

Der dicke Junge am Ofen machte eine Bewegung, aber seine Jacke hing an dem mächtigen Ofenschirm aus Blech fest, er riß ihn um, sodaß er mit einem mächtigen Gepolter zur Erde fiel.

Nein nein nein! Du mußt nicht solchen Skandal machen, mein guter Grasso!

Das ist ja zum Verrücktwerden!

Na, so schlimm ist es doch nicht! kam es vom Fenster her, der Direktor ging eben vorüber, der hat nichts davon gehört: diese Äußerung bezog sich darauf, daß der Direktor recht häufig aus seinem Zimmer hereinkam, um zu erkennen zu geben, daß er den Spektakel in des Oberlehrers Stunden hier drinnen wohl bemerkt habe. Und die Garde brüllte vor Lachen.

Was sagst du da? Oberlehrer Hauk wandte sich ganz nach dem Knaben am Fenster um. Ist das nicht so schlimm? Geh auf den Gang hinaus, ich will dich nicht hier drinnen haben!

Der Sünder ging schweigend, niedergeschlagen hinaus.

Und ihr andern, setzt euch sofort an eure Plätze. Alle zusammen. Still wie die Mäuse.

Die flotten, schneidigen jungen Herren schlichen schweigend zu ihren Plätzen.

Du, Jens, erzähle mir von dem Anfang des deutsch-französischen Kriegs.

Es verging eine Weile mit trocknem, monotonem Überhören in tiefster Stille.

Da pochte es vorsichtig an die Tür.

Herein!

In der Türöffnung stand der Sünder.

Was soll das heißen! Habe ich dir nicht gesagt, daß du draußen bleiben solltest? Daß du ein ungezogner Schlingel bist. Ein naseweiser Windhund und ein dummer, außerordentlich dummer Junge!

Ich wollte den Herrn Oberlehrer nur um Erlaubnis bitten, um Verzeihung bitten zu dürfen!

Du siehst also ein, daß deine Bemerkung jeglicher Schicklichkeit hohnsprach?

Ja, und ich habe mir nichts dabei gedacht — nichts schlimmes!

Digitized by Google

Unsinn! Ich weiß ebensogut wie du, was du dir dabei gedacht hast. Du und deine ungezognen Kameraden, die sich über deine Unverschämtheit freuten! Geh hin und setz dich — wie eine Maus!

Der Oberlehrer hatte jedoch unverkennbar seine gute Laune wiedergewonnen. Er fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehn, und nach und nach — mit vorsichtig prüfenden Versuchen — nahm die Situation wieder ihr früheres, gemütliches Gepräge an, einige von den Knaben setzten sich auf die Pulte, in ihre Lieblingsstellung mit baumelnden Beinen, ein andrer saß in einer Fensternische.

Nein, seht ihr, das ist eine traurige Geschichte — eine Geschichte von Betrug und Lügenhaftigkeit von Anfang bis zu Ende über ganz Europa, von den Freiheitskämpfen gegen den großen Napoleon und bis 1848 und weiter und weiter. Und nun sollt ihr euch einprägen, was ich euch hierüber sage, für euer Leben sollt ihr euch das merken. Denn wir leben noch heutigentags — und ihr werdet Männer werden und euer eignes Leben leben — in demselben, in genau demselben Betrug. Wenn euch nicht das Glück beschieden sein sollte, teilzunehmen an der großen Wiedererhebung, an dem heiligen Siege der Gerechtigkeit — Herein!

Es war der Pedell. Jemand wünsche den Herrn Oberlehrer zu sprechen!

Er ging hinaus und kam gleich darauf sehr bestürzt wieder herein.

Ich muß laufen, meine Jungen. Es wird aus meinem Hause geschickt. Meine Frau — danke, mein Junge — wo ist denn nur mein Hut? Nein, danke, ja sitzet still — ich muß eilen — meine arme Frau ist — ach, sie ist krank. — Adieu, meine lieben jungen Freunde!

Draußen vor dem Schulgebäude stand eine Kutsche und wartete auf den Oberlehrer. Die Jungen standen am Fenster und sahen ihn in großer Eile davonfahren.

Es war das Gig des Kreisarztes, das ihn abgeholt hatte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 25. Oktober 1908

(Landtagseröffnung. Wahlrechts- und Besoldungsfragen in Preußen. Steuererhöhungen. Zur Orientkrisis.)

Die letzte Woche hat uns die feierliche Eröffnung des preußischen Landtags gebracht; der König in Person verlas die Thronrede. Und diese brachte gleich in den ersten Sätzen etwas Unerwartetes, die Ankündigung einer Reform des Wahlrechts. „Es ist mein Wille, daß die auf ihrer Grundlage (d. h. der Grundlage der Verfassung) erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten eine organische Fortentwicklung erfahren, welche der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses sowie der Erstarkung staatlichen Verantwortungsgefühls entspricht. Ich erblicke darin eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.“ Freilich über den Weg, der dabei eingeschlagen werden soll, verrät die Thronrede noch nichts, ebensowenig über den Zeitpunkt der Reform. Es heißt nur, daß „umfassende Vorarbeiten“ dazu notwendig sind, und daß diese „mit allem Nachdruck“ betrieben werden.

Es war vorauszusehen, daß der liberalen Presse diese Ankündigung nicht genug scheinen werde. Die Freunde der Reform sollten sich freilich sagen, daß es

Digitized by Google

doch immerhin sehr viel bedeutet, wenn eine so feierliche Zusage des Königs selbst vorliegt, daß eine Reform vorgenommen werden soll, auch wenn Zeitpunkt und Umfang des Werks noch im Dunkel liegen. Aber vielleicht ist gerade das den radikalen Politikern besonders unangenehm, weil die bestimmte Zusicherung, daß etwas auf diesem Gebiete geschehen soll, die Agitation lähmt. Und an der Fortsetzung dieser Agitation liegt den Linksliberalen sehr viel, weil sie nicht ohne Grund vermuten, daß die Reform ihre Hauptforderung, die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, nicht erfüllen wird. Auf der rechten Seite hat man die Botschaft ohne Freude vernommen, da man nach dem ganzen Zusammenhang der Dinge sicher ist, daß die Reform des Wahlrechts ein Zugeständnis an den Liberalismus bedeutet, wie sich das neue Wahlsystem auch im einzelnen gestalten mag. Das muß natürlich bei den Konservativen, die mit dem bestehenden Wahlrecht ganz zufrieden sind, und die überdies auch den Unterschied zwischen den Aufgaben der einzelstaatlichen und denen der Reichsgesetzgebung hervorzuheben pflegen, großes Mißvergnügen erregen. Sie suchen — zunächst allerdings nur in vorsichtigen Andeutungen — der Sache eine gute Seite abzugewinnen, indem sie aus dem Ansturm gegen das preußische Landtagswahlrecht nun auch das Recht ableiten, mit dem Gedanken einer Reform des Reichstagswahlrechts etwas offner hervorzutreten. Aber das sind alles nur Gegenwirkungen, die durch den ersten Eindruck der preußischen Thronrede hervorgerufen worden sind. Vorläufig sind alle Erörterungen noch ziemlich gegenstandslos, solange man nicht weiß, welche Vorschläge zur Verbesserung des preußischen Wahlrechts gemacht werden sollen. Nur das eine ist zu erkennen, daß die Ankündigung in der Thronrede trotz allen mißvergnügten Kritiken taktisch zweckmäßig und ein guter Schachzug war. Das ist deutlich zu erkennen, wenn man sich die Bemühungen vergegenwärtigt, die Frage des preußischen Wahlrechts mit den Aufgaben der innern Reichspolitik zu verquicken. Die freiwillige Erklärung der preußischen Staatsregierung in so entschieden verpflichtender Form nimmt jedenfalls den zum Kuhhandel geneigten Blockparteien im Reichstage die bequeme Gelegenheit. Deshalb wird wahrscheinlich diese Frage überhaupt etwas in den Hintergrund treten.

Dafür richtet sich die ganze Aufmerksamkeit auf die Besoldungsvorlagen für Beamte, Lehrer und Geistliche und die damit in engem Zusammenhange stehenden Steuervorlagen, die ja durch die Deckungsfrage für den Mehrbedarf von 200 Millionen Mark bedingt sind. Die Neuregelung der Besoldungen hatte, als bekannt wurde, was geplant war, eine Menge von Erwartungen geweckt. Wo Erwartungen sind, gibt es auch Enttäuschungen. Wie immer in solchen Fällen, hat es die Regierung nicht allen recht machen können. Unter den heutigen Zeitverhältnissen die Ansprüche des Beamtenheeres in vollen Einklang zu bringen mit den Erwerbsbedingungen der sogenannten freien Berufe erscheint von vornherein ausgeschlossen, wenn nicht die Steuerschraube bis zu wirklich unerträglichem Druck angezogen werden soll. Die Regierung mußte also in zweierlei Beziehungen bestimmte Grenzen innehalten. Sie mußte erstens die obern Stufen der höhern Beamten von der Gehaltsverbesserung ausschließen und zweitens in den Erhöhungen der bisherigen Besoldungen die größte Vorsicht walten lassen. Die Unterscheidung zwischen wirklich notwendigen Erhöhungen und solchen, die sich nur aus scheinbaren Rücksichten der Folgerichtigkeit und Gerechtigkeit ergaben, war in unzähligen Fällen sehr schwierig. Dazu kam die weitere Schwierigkeit, daß die Besoldungsreform zugleich der Vereinfachung und dem Ausgleich unnötig verwickelter Verhältnisse dienen sollte. Damit ist schon ausgedrückt, daß die Aufgabe nicht dadurch gelöst werden konnte, daß die Gehälter gewisser Beamtenkategorien gleichmäßig um einen bestimmten Prozentsatz

Digitized by Google

erhöht wurden. Dann hätten ja die alten Verschiedenheiten in dem gleichen Verhältnis, nur bei höhern Gehaltsziffern, fortbestanden. Es durften also nicht alle Kategorien gleich bedacht werden. So konnte man aber nicht allen widerstreitenden Ansprüchen gleichzeitig dienen. Wenn zum Beispiel Oberlehrer und Richter in den Gehaltsverhältnissen gleichgestellt werden sollten, so mußten die Richter diesmal im Vergleich zu den Oberlehrern schlecht wegkommen, und das hat sie natürlich bitter verstimmt, da sie auf eine wesentliche Verbesserung ihre Hoffnung gesetzt hatten und den Vorsprung vor den Lehrern höherer Lehranstalten in Rang und Gehalt behalten wollten.

Wenn es schon schwierig ist, in der Regelung der Gehälter so viele Wünsche zu befriedigen, ohne Enttäuschungen zu bereiten, so steigert sich die Schwierigkeit infolge der Notwendigkeit, das Geld für diese Mehrausgaben durch Steuererhöhungen zu beschaffen. Während die Beamten selbst vielfach der Meinung sind, daß die geplanten Zulagen bei weitem nicht ausreichen, um ihnen für einen ihrer sozialen Stellung entsprechenden Lebensunterhalt und eine angemessene Erziehung ihrer Kinder sichre Gewähr zu geben, sehen andre außerhalb der Beamtenschaft stehende Kreise schon unzufrieden auf die Gesamtsumme des Mehraufwands; bei ihnen konzentriert sich das Ergebnis der ganzen Betrachtung in dem Gedanken, dem nach dem beliebten Schema der Opposition die Prägung gegeben wird: 200 Millionen Mark neue Steuern!

Die Frage, wie weit die Mittel der Gesamtheit der Steuerzahler für das persönliche Einkommen der Beamten herangezogen werden können, wird glatt und widerspruchslos wohl niemals entschieden werden können. Dazu gehn die Anschauungen viel zu weit auseinander und wurzeln zu tief in den grundlegenden Verschiedenheiten der Auffassungen von dem Verhältnis des einzelnen Menschen zum Staat. In Preußen hatte die vorbildliche, erzieherisch wirkende, straffe Wirtschaftlichkeit, die seit Friedrich Wilhelm dem Ersten unter dem absoluten Regiment die Grundlage des ganzen Staatshaushaltssystems gebildet hatte, dafür gesorgt, daß die Staatskasse ohne übermäßigen Steuerdruck — namentlich im Vergleich zu andern Staaten! — verhältnismäßig wohlgefüllt war. Da der Staat als solcher zwar nicht absolut genommen, wohl aber relativ, gegenüber dem Gesamtvermögen der Bevölkerung, reich war, so gab er auch seinen Organen neben der in den politischen Auffassungen der Zeit begründeten Autorität auch eine starke wirtschaftliche Stütze, obwohl die gezahlten regelmäßigen Gehälter keineswegs verschwenderisch, vielmehr nach unsern heutigen Begriffen mehr als bescheiden waren. Und da Preußen einstmals der Beamtenstaat kat' exochen war, so ist ein gewisser Abglanz dieser Verhältnisse auch in unsrer Zeit noch nicht ganz verblichen. Aber wie haben sich die Zeiten geändert! Unerschüttert geblieben ist nur das moralische Ansehen der Beamtenschaft, das Vertrauen in die traditionell gepflegten tüchtigen Eigenschaften, deren Herrschaft durch die strenge und harte Zucht der Vergangenheit ungewöhnlich fest und nachhaltig begründet worden ist. Aber die politische und wirtschaftliche Stellung der Beamten hat sich gründlich verschoben. Im Verfassungsstaat steht das zur Teilnahme an der Gesetzgebung berufne Volk den Organen der Staatsgewalt anders gegenüber. Je mehr sich das politische Leben auf der Grundlage der Verfassung entwickelt, desto weniger ist der moderne Staatsbürger geneigt, in dem unmittelbaren Staatsdienst einen persönlichen und gesellschaftlichen Vorzug zu sehen. Es ist menschlich begreiflich, daß das in der Beamtenschaft, deren berechtigtes Selbstbewußtsein und deren Traditionen sich gegen solche Auffassungen sträuben, bitter empfunden wird und den Wunsch erzeugt, eine Entschädigung au dem Gebiete zu finden, das immer mehr den Maßstab für jede Bedeutung im

Digitized by Google

modernen Leben abgibt, nämlich in ihrer wirtschaftlichen Stellung. Aber gerade hier hat sich eine noch stärkere Verschiebung vollzogen. Wir sind nicht mehr ein armes Volk, das in der Staatsverwaltung ein Vorbild hausväterlicher Fürsorge und Wirtschaftsführung sucht und zu seinem wirtschaftlichen Vorteil angeleitet und erzogen werden muß, sondern ein wohlhabendes Volk, das sich anschickt, in freier Erwerbstätigkeit und durch private Initiative auf allen Gebieten den Weg zum Reichtum zu beschreiten, das auf dem Wege eigner Erfahrung und vermöge der ihm rechtmäßig zustehenden politischen Rechte die Staatsverwaltung kontrolliert, ob sie auch wirklich nur das wahrnimmt, was als gemeinsame Angelegenheit aller Staatsbürger anerkannt ist, und nüchtern und kühl prüft, ob die Bezüge der Beamten, unter Anrechnung aller durch den Staatsdienst gebotnen Vorteile, dem entsprechen, was sonst im Erwerbsleben als angemessener Lohn für geforderte Leistungen und zu wahrende soziale Stellung gilt. Alle die Fragen, die dabei gestellt werden können, werden natürlich je nach Parteianschauung und persönlicher Erfahrung unendlich verschieden beantwortet, so verschieden, daß eine völlige Einigung darüber wohl nie erzielt werden wird, am wenigsten heute, wo wir uns in einer Art von Übergangsstadium der wirtschaftlichen Entwicklung befinden. Um so anerkennenswerter aber ist es, daß die preußische Staatsregierung trotz der von allen Seiten drohenden Kritik entschlossen diesen Schritt getan hat, der jedenfalls im Sinne der Verbesserung und Vereinfachung der Besoldungsverhältnisse ein Schritt vorwärts ist, wenn auch nicht alle Ansprüche erfüllt werden.

Die Steuererhöhung, die dazu notwendig ist, muß natürlich in den Kauf genommen werden. Vorgeschlagen ist zunächst eine Erhöhung der Einkommensteuer und der Ergänzungssteuer, wobei die untern Stufen nicht stärker herangezogen werden sollen. Es ist ein durchaus gesunder Gedanke, daß von dieser Mehrbelastung nur die stärkern Schultern getroffen werden. Die Kritik bleibt natürlich auch hier nicht aus. Warum, so fragt man, soll die Erhöhung der Einkommensteuer gerade mit der Stufe von 7000 Mark beginnen? Einige meinen, man solle doch erst mit 10000 Mark anfangen; andre sagen, es sei nicht einzusehen, warum nicht schon alle Einkommen über 3000 Mark mit herangezogen werden könnten. Alle diese Ansichten und Ratschläge können subjektiv berechtigt sein; Wert haben sie wenig. Der Landtag möge prüfen und sich über die Sätze einigen. Von vornherein werden die Ansichten darüber, was notwendiges Einkommen und was entbehrlich ist, immer auseinandergehn. Hätte die Regierung 10000 Mark als Grenze der Erhöhung vorgeschlagen, so würde die Kritik genau ebenso lauten, nur daß man andre Ziffern in die Betrachtungen einsetzte.

Die meiste Anfechtung wird wohl die vorgeschlagne neue Gesellschaftssteuer erfahren. Die bisher in die Einkommensteuer neben den physischen Personen einbezognen Erwerbsgesellschaften sollen jetzt davon befreit werden; dafür soll eine besondre Gesellschaftssteuer für sie eingeführt werden, von der man sich einen höhern Ertrag verspricht. Man stützt sich dabei auf die hohen Prozentzahlen, die in den Dividenden der Aktiengesellschaften und den Erträgen der unter die gleiche Steuer fallenden Erwerbsgesellschaften zutage kommen. Diese bedeuten freilich für die Erwerber der Aktien und entsprechender Gesellschaftsanteile nicht das, was sie anzeigen; denn sie haben in der Regel für diese Anteile so viel bezahlt, daß in jedem Falle nur eine normale Verzinsung herauskommt. Deshalb hat die vorgeschlagne Gesellschaftssteuer den Charakter einer Doppelbesteuerung, deren innere Berechtigung sehr zweifelhaft erscheint. Die Befürchtung, daß diese Steuer allerlei Umgehungen, Verschleierungen und Gegenmaßregeln hervorrufen wird, die auf das Erwerbsleben nicht günstig wirken, ist nicht ganz unbegründet, obwohl man sich

Digitized by Google

auch hier vor der Übertreibung hüten muß, als ob diese Steuer eine überhaupt nicht zu tragende Belastung darstelle. Voraussichtlich wird die Gesellschaftssteuer von liberaler Seite scharf bekämpft werden, während der allerdings nicht oder nur zum Teil der Wirklichkeit entsprechende Anschein, als ob damit das arbeitende mobile Kapital schärfer herangezogen würde, die Konservativen vielleicht günstig stimmen wird.

In der auswärtigen Politik ist diesmal von positiven Ergebnissen der weitern Entwicklung der Balkankrisis wenig zu sagen. Stark ernüchtert durch die Veröffentlichung über das zwischen Grey und Iswolskij verabredete Konferenzprogramm hatte die Türkei den Vorteil einer direkten Verständigung mit Österreich-Ungarn und Bulgarien erkannt, und so hatten dann Verhandlungen begonnen, von denen man erwarten durfte, daß sie bald zum Ziele führen würden. Diese Lösung war jedoch England im höchsten Grade unerwünscht, weil sie gleichbedeutend war mit dem völligen Scheitern des nun schon dritten Versuchs, auf die Angelegenheiten des nahen Orients einen größern Einfluß zu gewinnen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß England sehr eifrig daran gearbeitet hat, die Verständigung der Türkei besonders mit Österreich-Ungarn zu hindern. Mit wachsender Bestimmtheit treten Meldungen auf, daß diese Bemühungen zum Ziele geführt haben, und daran, daß die Verhandlungen der Türkei mit Österreich-Ungarn wenigstens jetzt abgebrochen worden sind, ist wohl kaum noch zu zweifeln. Es heißt, daß England dem gegenwärtigen jungtürkischen Regiment besondre Garantien geboten hat, sein durch die alttürkische Reaktion stark gefährdetes Ansehen durch finanzielle Unterstützung und vielleicht sogar durch eine Flottendemonstration zu erhalten. Dafür hätten sich die Jungtürken bereit erklären müssen, nach der Pfeife der englischen Politik zu tanzen. Was daran im einzelnen richtig ist, kann dahingestellt bleiben; zweifellos hat sich die türkische Politik gegenwärtig wieder einmal auf die englische Seite geworfen, muß also wohl durch besondre, aus der allgemeinen Lage nicht ohne weiteres zu erkennende Vorteile dazu bestimmt worden sein. Für Deutschland ist das nur ein Grund mehr, sich zu der Entwicklung der Dinge im Orient möglichst abwartend zu verhalten und nur darauf bedacht zu sein, europäischen Verwicklungen nach Kräften vorzubeugen. Was innerhalb dieser allgemeinen Richtschnur unsrer Politik geschehn kann, um Österreich-Ungarn treu zu unterstützen, das muß geschehn. Dagegen brauchen wir uns nicht, wie einzelne Stimmen fordern, in dem Sinne zu erhitzen, daß wir türkischer sein wollen als die Türken. Auch die Konferenzfrage kann von uns nur unter den angegebnen Gesichtspunkten behandelt werden. Herr von Iswolskij ist jetzt in Berlin erschienen; erst wenn die Ergebnisse dieser Besprechungen bekannt sind, wird man vielleicht in der Frage klarer sehen können. Bis jetzt überwiegt trotz allen Schwierigkeiten immer noch die Tendenz, die Streitfragen friedlich zu lösen; auch das Säbelrasseln der serbischen Kriegspartei hat nachgelassen. Freilich bleibt noch immer Zündstoff genug gehäuft, und wenn auch schwerlich jetzt, so doch in einiger Zeit, kann die Flamme immer noch daraus hervorschlagen.

Fürst Bülow in englischer Beleuchtung. In der angesehenen englischen Zeitschrift The Nineteenth Century veröffentlicht Sidney Garfield Morris einen Artikel über den Fürsten Bülow. Darin heißt es: Der jetzige deutsche Kanzler ist einer der sehr wenigen Staatsmänner des Festlandes, deren Reden häufig in der englischen Presse mit Überschriften und in doppelten Spalten erscheinen, ein Vorzug, der einem Fremden selten gewährt wird. Viele seiner Aussprüche sind internationale Stichworte geworden, wie die von Bismarck und Disraeli; und seine Ansichten werden angeführt und kritisiert, da sie für Europa Bedeutung haben

Digitized by Google

und nur mit denen der vier oder fünf Leiter und hervorragenden Persönlichkeiten zu vergleichen sind, mit denen das englische Publikum weit besser bekannt ist. Über alle seine Maßnahmen wird sorgsam berichtet, und jeder Erklärung über Politik wird innerhalb und außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes die größte Aufmerksamkeit zugewandt. Wenig Staatsmänner der Gegenwart sind so wild angegriffen oder so warm verteidigt worden, und von wenigen kann in der Tat gesagt werden, daß sie einen so beherrschenden Einfluß auf die Weltpolitik ausüben.

Aber wenn er einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte ist, so ist er auch eine der am wenigsten verstandnen. Man kann lange und eingehende Beschreibungen über die Gewohnheiten und Abneigungen, das tägliche Leben, die persönlichen Züge kleinerer Berühmtheiten lesen; aber das Leben, mit einem Wort die wirkliche Persönlichkeit des höchsten Beamten des Deutschen Reiches hat man noch nicht geschildert. Vom Fürsten Bülow, dem deutschen Kanzler, hört die Welt viel, aber von Bernhard von Bülow, dem Menschen, weiß sie nichts. In der Tat, was sein Privatleben betrifft, beobachtet er eine Zurückhaltung, die sich von den willig geäußerten Selbstbeschreibungen andrer hervorragender Männer des politischen Lebens abhebt. Denn es ist einer seiner vielen Widersprüche, daß Fürst Bülow, während wenig Staatsmänner so zugänglich für die Presse oder so offen und höflich im Verkehr mit ihr sind, solange es sich lediglich um politische Fragen handelt, den Berichterstatter (deutschen oder fremden) zuvorkommend aber bestimmt ablehnt, sobald dieser versucht, die leiseste persönliche Note in die Unterredung zu bringen; auch der unerschrockenste amerikanische Berichterstatter hat bisher keinen Erfolg gehabt, die Schweigsamkeit und ruhige Würde zu durchbrechen, mit der sich Fürst Bülow selbst umgibt. Das ist zu bedauern, denn die große Mehrzahl der Leute ist der Meinung Abraham Lincolns, daß „der Mensch, den ich nicht verstehe, der Mensch ist, den ich nicht mag", und überdies ist das Publikum geneigt zu wähnen, es habe eine Art begründetes Recht, soviel, wie es wünscht, von dem Innenleben dessen zu kennen, der an so hervorragender Stelle vor ihm steht. Auch ist es sehr schwierig, eines Mannes politisches Werk mit einiger Gerechtigkeit zu beurteilen, wenn man nichts von den tiefern Beweggründen, den leitenden Grundsätzen weiß, die die Quelle seiner Taten sind.

Fürst Bülow steht jetzt in seinem elften Dienstjahre — von 1897 bis 1900 als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und seitdem als Reichskanzler. Beim Rückblick über diesen Zeitraum werden viele denken, sie könnten ebenso große Widersprüche und ernste Mißgriffe entdecken wie glänzende Taten und zweifellosen Fortschritt. Aber die meisten seiner Kritiker übersehen dabei zwei Tatsachen. Erstens die großen Schwierigkeiten — besonders bei den auswärtigen Angelegenheiten —, die ihn hemmen, Schwierigkeiten, die er sich nicht selbst geschaffen hat, denn er hat sie entweder von dem frühern Kanzler übernommen, oder sie sind ihm neu entstanden. Zweitens, daß die deutsche Politik unter keinen Umständen mit britischem Maße gemessen werden darf, und daß deshalb — dank der hoffnungslosen Parteispaltung, dem vorherrschenden Einfluß der Krone und vielen andern Faktoren — vieles, was im parlamentarischen Leben Englands unverständlich wäre, eine einfache Notwendigkeit des politischen Wesens in Deutschland ist.

Seine acht Jahre als Kanzler sind praktisch eine lange Reihe von Konflikten gewesen — mit den Sozialisten über innere Regierung, mit feindseligem Hofeinfluß über auswärtige Angelegenheiten, mit dem Zentrum über Kolonialfragen, und endlich mit Extremen aller Parteien, die irgendeiner ihrer Theorien zuliebe am Reiche rütteln oder, gegen die Wohlfahrt des Ganzen, partikularistischen Interessen

Digitized by Google

ihrer Sonderstaaten dienen. Aber trotz alledem kann er rückwärts auf einen großen Teil guter, vollbrachter Arbeit schauen, vollbracht zudem inmitten von Schwierigkeiten, die einen weniger entschloßnen, weniger beherzten Mann wohl hätten zurückschrecken können. Fast die ersten Reden, die er im Reichstage hielt, behandelten den Burenkrieg; und seitdem ist jeder Ausspruch, der möglicherweise in eine Beleidigung britischer Ohren verdreht werden könnte, ein Dutzend mal angeführt oder besser falsch angeführt worden; ich möchte die Aufmerksamkeit auf eine kurze aber vornehme Bemerkung über die britischen Soldaten lenken, die im Verlauf einer Rede gerade zu der Zeit gemacht wurde, als sich die Volksstimmung nicht nur in Deutschland, sondern auf dem ganzen Festlande am stärksten gegen Großbritannien äußerte. Er sagte: „Wollen wir nie vergessen, daß das britische Heer in Südafrika der Welt gezeigt hat, daß seine Soldaten zu sterben wissen." Sein erstes wichtiges Werk, die Revision des Zolltarifs, wurde im Reichstage nicht ohne langen, bittern Kampf ausgetragen, endete aber mit einem Siege; und die auf dieser neuen Grundlage erfolgreich abgeschloßnen sieben Handelsverträge machten alle Voraussagen der Feinde des Kanzlers zuschanden. Ich muß nun die vielbehandelte Frage, die Marokkokrisis, leicht berühren, aber nur soweit sie unmittelbar den Fürsten Bülow betrifft, denn es ist hier weder der Ort noch die Zeit, Betrachtungen über ein Ereignis anzustellen, das zu neu und zu verwickelt ist, als daß irgendein geschichtlicher Urteilsspruch darüber gefällt werden könnte.

Aber es sind Versuche gemacht worden, ihn in jedem Falle als den zuerst Verantwortlichen für die Trübung hinzustellen, die in den deutsch-französischen (und durch eine Art Rückwirkung deutsch-englischen) Beziehungen während dieses Zeitraumes verursacht ist. Das ist, glaube ich, eine arge Entstellung der wahren Tatsachen des Falles. Nicht das Vorhandensein von „Ententen" Frankreichs, sondern die unverhüllte Feindseligkeit gegen Deutschland, mit der der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorging, erweckte jenen Verdacht und die Stimmung im deutschen Volke, die eine gewisse Krisis unvermeidlich machte. Da die Wolken jetzt zerstreut sind — jedenfalls für einige Zeit —, kann, so meine ich, kein verständiger Mensch zweifeln, daß nicht das englisch-französische Abkommen oder das dadurch bezeugte gute Einvernehmen, sondern die fortwährenden Herausforderungen des Herrn Delcassé Europa mit Kriegsgefahr bedrohten. Denn daß es eine solche Gefahr gab, kann für jeden, der während des Sommers 1905 in Deutschland war, nicht einen Augenblick fraglich sein. Herr Delcassé hat gut reden, daß Deutschland, lediglich Marokkos wegen, nie in den Krieg gezogen wäre — Fürst Bülow sagte es ja selbst im Reichstage; aber er fügte hinzu, daß jede Großmacht, die des Namens würdig sei, bis zum letzten Atemzuge kämpfen würde, wenn sie ihr Ansehen, ihre Ehre und dadurch die Sicherheit ihres Bestehens bedroht glaube. Und da kommen wir zum Kern der ganzen Angelegenheit. Mit Recht oder Unrecht, die große Mehrheit der Deutschen glaubte ihr Vaterland derart bedroht. Sie mögen im Irrtum gewesen sein, aber sie waren wenigstens aufrichtig, und gerade in dieser Aufrichtigkeit lag die Gefahr.

Nun ist erwähnt worden, daß während der Krisis zwei verschiedne Arten Politik in Berlin verfolgt worden seien — eine vom Kaiser, Frankreich günstige, die andre feindliche vom Fürsten Bülow. Für alle, die die deutsche Verfassung kennen, ist eine solche Vorstellung einfach töricht; denn da ein Kanzler keinen Tag länger im Dienste bleiben kann, als der Kaiser will, und da Kaiser und Kanzler in steter Fühlung miteinander sein müssen, wegen der persönlichen Oberaufsicht des erstern über die Staatsgeschäfte, so ist es ganz offenbar, daß eine ernste Meinungsverschiedenheit über politische Lebensfragen (was diese sicherlich gewesen wären) zu so-

Digitized by Google

fortigem Verzicht des Kanzlers führen müßte. Es ist durchaus wahr, daß des Fürsten Bülow Feinde versuchten, den Kaiser gegen ihn einzunehmen, aber Seine Majestät war viel zu loyal gegen seinen ersten Minister, als daß er solche Ratschläge beachtet hätte; und dieser Minister machte zweifellos seinen Einfluß auf seinen lebhaften Herrn im Sinne des Friedens geltend — natürlich „des Friedens mit Ehren", und — soweit möglich — der Sicherheit für Deutschland. Als die Franzosen erklärten, zur Algeciraskonferenz gehn zu wollen, und infolgedessen Herr Delcassé zurücktrat, verschwand die akute Trübung, und Deutschland vergaß allmählich seinen Ärger und seine Unruhe. Aber einer Sache bin ich sehr sicher: wird je die ganze und wahre Geschichte des Marokkozwischenfalls enthüllt, dann wird Fürst Bülow eher als Friedensschöpfer denn als Friedensbrecher erscheinen. Die Anstrengungen jener Zeit griffen seine durch Überarbeitung schon geschwächte Gesundheit an. Es ist bezeichnend für ihn, daß er darauf bestand, bei einer Verhandlung des Reichstags über eine auswärtige Angelegenheit seine Politik persönlich zu vertreten. Der dadurch herbeigeführte Unfall zwang ihn zu einer Unterbrechung der ihn überbürdenden Arbeitslast.

Nach langer Abwesenheit, die keineswegs nur Ruhezeit für ihn war, kehrte er nach Berlin zurück und zeigte sich in seiner alten Kampfesart während der kurzen, stürmischen Sitzungszeit, die der dramatischen Auflösung der Volksvertretung voranging. In der Tat, die große Rede über die auswärtigen Beziehungen Deutschlands im Reichstage am 14. November 1906 war eine der glänzendsten, die je in dieser Versammlung gehört worden sind. Aber die mächtige katholische Zentrumspartei, die ihn solange in nationalen Fragen unterstützt hatte — und besonders bei den Gesetzen über die Sozialreform, eine der bemerkenswertesten Leistungen seiner Politik —, versagte plötzlich ihre Gefolgschaft, zweifellos weniger aus Mißvergnügen über die Kolonialvoranschläge der Regierung (die zur Schau getragne Ursache des Streites) als wegen ihres Angriffs auf den neuen Kolonialsekretär, Herrn Dernburg — eines Angriffs, der, wie man glaubte, seinen plötzlichen Rücktritt zur Folge haben werde. Fürst Bülow war jedoch nicht der Mann, einen seiner Ministerkollegen auf Bitten weniger Parteiführer fallen zu lassen, obgleich sie zu seinen einflußreichsten Stützen gehörten. Er ist „napoleonisch" in seiner Disziplin genannt worden, aber unwandelbar gütig und rücksichtsvoll gegen seine Untergebnen und loyal zu seinen Ministerkollegen. Da er von ihnen dieselbe Hingebung zu ihrer Arbeit verlangt, die er selbst hat, suchte er lange nach einem geeigneten Leiter des Kolonialamts. In Herrn Dernburg hatte er endlich einen gefunden, und ihn zu opfern, wäre deshalb sowohl eine Beleidigung für das Reich als auch eine Unmöglichkeit für die ritterliche Art des Kanzlers gewesen. Ich meine, genug gesagt zu haben, um zu zeigen, daß, obgleich der Zusammenstoß mit dem Zentrum tief zu bedauern ist, er doch zu der Zeit eine politische Notwendigkeit ebenso wie ein persönlicher Ehrenpunkt war. Denn die Kolonialfrage war für Deutschland von solcher Tragweite geworden, daß die Duldung eines Eingreifens durch eine wenn auch bedeutende Gruppe des Reichstags eine Handlung verbrecherischer Schwäche des verantwortlichen Staatsmannes gewesen wäre. Die Auflösung und die Ergebnisse der folgenden Wahlen bedürfen, als zu bekannt, keiner Wiedergabe. Der liberal-konservative „Block", der jetzt die Regierungsmehrheit bildet, scheint nur ein gebrechliches Bollwerk zum Besten Deutschlands zu sein, denn daß es Deutschland zum besten dient, wenn der jetzige Kanzler im Amte bleibt, glaube ich ganz fest. Neue Fragen, wie die Polenvorlage, die von Gefühlsmenschen, ohne Kenntnis der verwickelten Beziehungen zu den unbotmäßigen polnischen Staatsangehörigen, zu rasch bekrittelt wurde, und die dringendere Schwierigkeit des preußischen Wahlrechts

Digitized by Google

scheinen nur zu sehr geeignet, die nationalen Parteien zu zersplittern. Niemand wird leugnen, daß das jetzige Wahlverfahren Preußens erbärmlich unangemessen ist; es aber plötzlich zu dem „ein Mann eine Stimme“ abzuändern, würde alle jene Gefahren bringen, die jeder Heftigkeit anhaften, mit der die Verfassung eines Staates geändert wird. Da das Reich schon das allgemeine Wahlrecht besitzt, kann die Frage kaum so dringend sein, wie sie die Sozialisten erscheinen lassen wollen. Nötig ist eine Politik gesunder und gemäßigter Umgestaltung; aber die Völker lernen nur langsam von der Geschichte und aus der Natur selbst, daß aller große und dauernde Fortschritt allmählich entsteht.

Trotz dieser Schwierigkeiten sind jedoch die Verschiedenheiten zwischen dem rechten und dem linken Flügel des Blocks wenigstens zeitweise ausgeglichen, und die Sitzungszeit, die so stürmisch begann, endete verhältnismäßig ruhig.

Es ist ein großartiges Ziel, das sich je ein Staatsmann gesteckt hat: dieser kühne Versuch des Fürsten Bülow, das deutsche Volk die wahre Bedeutung verfassungsmäßiger Regierung zu lehren; aber ob das unter den jetzigen politischen Verhältnissen möglich ist, mag bezweifelt werden. Doch selbst wenn es nicht gelingt, es gibt Fehlschläge, die edler sind als Erfolg, und ein neuer Bestandteil — die vox populi — wird in die deutsche Politik eindringen und nie ganz verschwinden.

Die große Frage der Umgestaltung des Reichsfinanzwesens wird von den verschiednen Gruppen des Blocks durchaus abweichend beurteilt, und die zusammenstoßenden Meinungen dieser unfesten Mehrheit, von deren Fortbestehn der Kanzler, politisch gesprochen, selbst abhängig ist, werden kaum ganz versöhnt werden. Gleichviel, er hat gekämpft und in der Vergangenheit so manchen verzweifelten Parlamentsstreit gewonnen, daß es sicher nicht zu viel erhofft ist, der alte unerschrockne Mut, die alte stramme Macht als Führer werden ihn befähigen, die gewaltigen Hindernisse wieder zu überwinden und eine wirklich starke, einige und zuverlässige Mehrheit aus dem Gewirr der jetzigen Blockparteien zu bilden.

Es muß daran erinnert werden, daß eine fest gefügte, zum Frieden neigende deutsche Regierung eine der besten Bürgschaften des europäischen Friedens ist. Ein aufgeregtes Volk ist oft ein streitsüchtiges Volk, und für die ganze Welt ist es besser, daß ein so bedeutender Bestandteil wie Deutschland ruhig, zufrieden und in gedeihlicher Entwicklung sei. Es ist kaum nötig, des Fürsten Bülow ernste und beständige Bemühungen hervorzuheben, die Beziehungen Deutschlands und Großbritanniens herzlicher und freundlicher zu gestalten. In seinen Reden, persönlich, und vor allem in der Betätigung seiner auswärtigen Politik hat er sein Bestes getan, Mißverständnisse zu beseitigen und Reibungen zu vermeiden. Die gütige Gastfreundschaft für die britischen Journalisten, die im letzten Jahre Berlin besuchten, die freundschaftfördernden Erklärungen in der Politik und die warmherzige Billigung jedes Unternehmens zur bessern Bekanntschaft der beiden Völker unter sich werden frisch in aller Gedächtnis bleiben. Es ist wahrscheinlich, daß nichts die englisch-deutsche Freundschaft mehr geschädigt hat als die neue deutsche Flottenvorlage und das Mißtrauen, das sie in einem Lande erweckte, dessen Bestehn gerade von seiner Überlegenheit zur See abhängt. Daß Großbritannien diese Überlegenheit ungeschmälert aufrecht erhalten muß, wird von jeder Partei im Staate anerkannt. Aber man sollte sich erinnern, daß Deutschland nie behauptet hat, den Willen und die Fähigkeit zu dieser Herausforderung zu besitzen, und daß angesichts der Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges und der Fortschritte im Kriegsschiffbau jede Großmacht zur Umbildung ihrer Seeverteidigungsmittel gezwungen ist. Deutschland hat nicht als einzige Macht begonnen, Dreadnoughts zu bauen — Frankreich, Japan und die Vereinigten Staaten

Digitized by Google

haben dasselbe getan, und sie werden nicht verdächtigt, Absichten auf das Eigentum ihrer Nachbarn zu haben. Es ist nur billig, zuzugeben, daß Deutschland mindestens einen offenbaren Grund zur Verstärkung seiner Flotte hat — nämlich die rasche Entwicklung seines Handels und seine Verantwortlichkeit als Großmacht, seine Staatsangehörigen im Auslande zu schützen; zu solchen Unternehmungen muß es stark genug sein. Sicher liegt der Mangel mehr in der unbefriedigenden Stimmung zwischen den beiden Ländern als in irgendwelchen Maßregeln, die jedes von ihnen zu seiner Verteidigung für nötig hält.

Geht man von der amtlichen zu der mehr persönlichen Seite seines Wesens über, so fällt jedem, auch bei nur flüchtiger Kenntnis seines Privatlebens, wohl sofort der Gegensatz zwischen der unerschütterlichen Haltung in der Öffentlichkeit und der bezaubernden, gütigen, ritterlichen Art auf, die er denen entgegenbringt, die den wirklichen Menschen kennen, eine Natur, die den magischen Zauber von Aufrichtigkeit und Redlichkeit behält, trotz jener großen Weltkenntnis und glänzenden Schulung, die ihn zu einem der hervorragendsten Diplomaten in Europa gemacht hat. Bei den meisten Leuten verhüllt der äußere Schliff den gewöhnlichen Stoff darunter, aber bei Bernhard von Bülow ist es gerade umgekehrt — der Überzug beschützt die darunter liegende Schönheit. Deshalb sind, obgleich er berechtigterweise als guter Redner bekannt ist, seine Reden in gewissem Sinne irreleitend, denn wenn sie gelegentlich seinen wahren Charakter enthüllen, sind sie häufiger bloß glänzende tours de force, epigrammatisch, glatt, beinahe nachlässig, aber sie gleichen nach allem eher Feuerwerken, hochgeworfen, um zu blenden und aufzuregen, als dem stetigen Lichte seines entschlossenen Vorhabens. Zugegeben, daß dies eine gefährliche Haltung für einen Mann ist, der auf die öffentliche Meinung Rücksicht nehmen soll, denn es ist sicherer, um Popularität zu werben, als ihr zu trotzen; und da die Welt im allgemeinen den Menschen nach seinem eignen Werte betrachtet, ist es am klügsten, daß man seine Tugenden kundgibt.

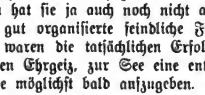
Aber es gibt gewisse Temperamente, die so stolz sind, daß sie vorziehen, falsch beurteilt zu werden, als sich zu enthüllen. Sie haben früher oder später den Preis ihres Stolzes zu zahlen, aber selbst dann leiden sie schweigend. Wenn je der Tag kommen sollte, an dem der vierte Kanzler wie sein großer Vorgänger aus dem Amte getrieben wird, haben seine Feinde nicht, wie die Bismarcks, das Vergnügen eines Sturms leidenschaftlichen Einspruchs, denn wo der Stolz des einen zur Selbstverteidigung greift, schließt des andern Stolz die Lippen oder bringt es nur bis zu einem sorglosen Scherz. Der beau sabreur der Debatte, Fürst Bülow, ist nie unbarmherzig gegen seine Widersacher, er verläßt sich mehr auf die Waffe gutgelaunter Ironie als auf die wüste Beleidigung, zu der der Reichstag so sehr hinneigt. Aber es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß die fröhliche Art, die seine Feinde so aufbringt, nichts tieferes und ernsteres in sich hätte; es ist nicht Getue, denn es entspringt der sonnigen Anlage und dem scharf geschliffnen Humor, den besten Helfern zur Bewahrung von Herz und Gleichmut im politischen Kampfe. Bedenkt man die drückende Last der Verantwortlichkeit, die Überbürdung und die vielen Sorgen, denen er beständig ausgesetzt ist, so ist diese unbezwingliche Aufgelegtheit des Geistes eine der wertvollsten Gaben, die er besitzt.

Fürst Bülows weise und geduldige Politik sucht zunächst das Volk zu einer bessern Auffassung dessen zu bringen, was wünschenswert und was erreichbar ist im nationalen Dasein, und ihm unterdessen allmählich mehr und mehr Macht zur Selbstregierung zu geben, indem er die Bedeutung des Reichstags zu einer in der deutschen Politik bisher nie gekannten Ausdehnung steigert und danach strebt, die dem Staatswohl dienlichen Kräfte dieser Körperschaft zu einer regierenden

Digitized by Google

Mehrheit zu vereinigen, die patriotisch, aber friedlich, den alten Überlieferungen treu zugetan sein, aber stetig zu neuen und weitern Idealen streben soll. Er hat in bemerkenswertem Grade jenen unerklärbaren Zauber, der mangels einer bessern Bezeichnung oft „persönlicher Magnetismus" genannt wird, und wenige, die das erfahren haben, können eine vollkommen unparteiische Meinung über ihn bilden: aber darüber bin ich sicher — es gibt keine begabtere und edlere Persönlichkeit in der heutigen europäischen Politik als den vierten Kanzler des Deutschen Reichs.

Verluste der französischen Marine. Die französische Marine ist seit dem Jahre 1900 durch eine auffallend große Zahl schwerer Unglücksfälle heimgesucht worden. Wir wollen hier nur einige davon erwähnen. Im August 1900 ging das Panzerschiff „Brennus" an der portugiesischen Küste zugrunde, wobei 43 Seeleute weggerafft wurden. Im Januar 1904 scheiterte das Transportschiff „Vienne", Verlust: 52 Mann. Im Juli 1905 versank das Unterseeboot „Farfadet" an der tunesischen Küste mit 14 Matrosen; im Oktober 1906 das Unterseeboot „Lutin" auf der Reede von Bizerta mit 16 Mann. Im Februar 1907 fanden auf einem Torpedoboot 9 Seelente durch eine Kesselexplosion ihren Tod. Im März 1907 wurde das Kriegsschiff „Jena" durch eine Pulverexplosion zerstört, wobei 105 Mann zerrissen wurden. Im Februar 1908 wurden bei einer Explosion auf der „Jeanne d'Arc" 4 Mann getötet, im August 1908 bei einer Explosion auf der „Couronne" 9 Mann und am 22. September 1908 bei einer Schießübung auf dem Latouche-Tréville durch die Explosion in einem Geschützturm 13 Marineartilleristen. Rechnet man dazu die kleinen Verluste, so ergibt sich die große Zahl von 288 getöteten Offizieren und Mannschaften. Der Materialschaden betrug in diesen acht Jahren 85 Millionen Franken. Das sind ungewöhnlich hohe Zahlen, und man begreift die große Verstimmung, die gegenwärtig in Frankreich wegen dieser gefährlichen Zustände in der Marine herrscht. Namentlich hat die letzte Katastrophe auf dem „Latouche-Tréville" vor Toulon die Gemüter aufs höchste erregt. Hier explodierte das Bodenstück einer 194-Millimeter-Kanone; ob es sich dabei um einen Rohrkrepierer oder um die vorzeitige Entzündung der Kartusche gehandelt hat, ist noch nicht aufgeklärt. Die Wirkung war furchtbar. Die zehn Zentimeter dicke Stahlkuppel des Turmes wurde weggerissen und ins Meer geschleudert, die aus 13 Artilleristen bestehende Bedienungsmannschaft wurde sofort getötet. Die meisten wurden entsetzlich verstümmelt oder verbrannt. Die französische Presse wird nicht müde, diese Katastrophe eingehend zu besprechen, die Gründe aufzudecken und die Schuldigen herauszubekommen. Bald soll der Zustand des Pulvers das Unglück verursacht haben, bald die Nachlässigkeit der Bedienung, bald das ganze in der Marine herrschende System und nicht zum mindesten natürlich der Marineminister selbst. C'est le système qui est en cause, le système, effroyable en matière militaire, de l'irresponsabilité et de l'indifférence générale. Viel Vertrauen scheint Frankreich zu seiner Marine nicht mehr zu haben; große kriegerische Lorbeeren hat sie ja auch noch nicht aufzuweisen. Was hätte uns im Kriege 1870/71 eine gut organisierte feindliche Flotte für Schaden zufügen können, und wie traurig waren die tatsächlichen Erfolge! Frankreich täte unter diesen Umständen besser, den Ehrgeiz, zur See eine entscheidende Rolle spielen zu wollen, im eignen Interesse möglichst bald aufzugeben.



Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 45 Ausgegeben am 5. November 1908

Inhalt

Seite

Österreich-Ungarn und die Wehrreform. Von le Juge 257

Junge Richter und junge Rechtsanwälte. Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau. I 268

Schülerselbstmorde. Von Julius Schiller 275

Über das Erfindergeschlecht Siemens. Von Stephan Kekule von Stradonitz 278

Das ästhetische Problem in der Photographie. Von Joseph Aug. Lux 283

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 288

Maßgebliches und Unmaßgebliches 296

Reichsspiegel. (Der Artikel des Daily Telegraph und was damit zusammenhängt.) — Aus dem Wirtschaftsleben. — Ein merkwürdiger Mangel des preußischen Pfarrbesoldungsgesetzes.

50 Pf. das Heft. 6 Mark das Vierteljahr.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

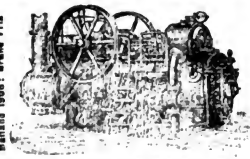
Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79 1/2 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau



Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

Flüssige

Somatose

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

1905 Château de Sales

(Propriétaire Baron de Laage) garant. reiner, wohlschmeckend

Bordeaux-Wein

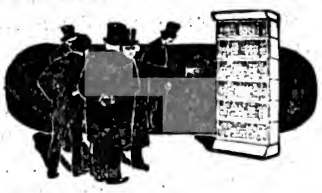
für Weinhandel erhältlich. 1.50 M. per Fl. General-Dépôt f. den Weingroßhandel

Max Deckwirth, Charlottenburg, Schillerstr. 3

Wir bitten

unsere verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um gefällige Berücksichtigung der in den „Grenzboten" inserierenden Firmen unter freundl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten. Die Geschäftsstelle

Das schönste Weihnachtsgeschenk!



Einer zeigt ihn den andern,
und jeder schließt sich dem Urteil vieler Tausende an:

Union-Bücherschränke

sind die besten, die billigsten; sie sind unentbehrlich für jeden, der Bücher hat.

Illustriertes Preisbuch No. 336 kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss (Unionzeiss), Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 36

Achten Sie auf Firma und Hausnummer.

Digitized by Google

Österreich-Ungarn und die Wehrreform

Von le Juge, Oberstleutnant a. D.

Daß das Heer der österreichisch-ungarischen Monarchie in vieler Beziehung seit langer Zeit rückständig ist und sich weder hinsichtlich der innern Organisation noch zahlenmäßig in demselben Verhältnis entwickelt hat, wie dies bei dem deutschen Verbündeten der Fall ist, war seit lange ein offnes Geheimnis und nicht bloß in unsern militärischen Kreisen wohlbekannt. Wiederholt hatte man namentlich von deutscher Seite aus unverhohlen darauf hingewiesen, daß ein solches Stagnieren eines Heeres einen schweren Nachteil für den Bundesgenossen und eine direkte Schädigung der Vertragsgrundlagen bedeuten müßte. In den Delegationssitzungen aber erklang aus dem Munde des Reichskriegsministers, Feldzeugmeisters Baron Schönaich, noch in diesem Frühjahr das bittere und doch nicht ganz ungerechtfertigte Wort: „Die Armee verdorrt!“*)

Da mußte es höchste Zeit sein, und ist hoffentlich angesichts der jetzt plötzlich im Orient sich von neuem zusammenziehenden Wolken doch noch nicht zu spät, daß die im Jahre 1903 vergeblich versuchte Wehrreform des österreichisch-ungarischen Heeres, die damals an dem Widerstande und den Ansprüchen der Magyaren scheiterte, nunmehr energisch in Angriff genommen wird. Freilich ist jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle „energisch in Angriff nehmen“ und „energisch zur Durchführung bringen“ noch lange nicht dasselbe, da das Prinzip des laisser aller, für das man dort das Wort „fortwursteln“ geprägt hat, als eine nationale Eigenschaft betrachtet werden kann.

Im Jahre 1903 wollte die Regierung eine Erhöhung des Rekrutenkontingents des kaiserlichen und königlichen Heeres um 21000 Mann, der kaiserlich-königlichen österreichischen Landwehr um 4500 Mann und der Tiroler Landschützen um 137 Mann sowie der königlich ungarischen Landwehr um

*) Vgl. S. 268 (Nachwort).

Digitized by Google

3000 Mann erreichen — das Resultat aber war, aus dem vorstehend angegebnen Grunde, ziemlich kläglich: nur die Rekrutenzahl für die kaiserlich-königliche Landwehr konnte in der geforderten Höhe (4637 M.) erreicht werden, da hier das Abgeordnetenhaus zu Budapest nicht mitzusprechen hatte. Weitere kleine Erhöhungen der Landwehr erfolgten dann noch in den Jahren 1904 bis 1907 zusammen um 3251 Mann, sodaß die Gesamtziffer der Landwehrrekruten im Jahre 1907 15050 Mann (einschließlich 550 Landschützen von Tirol und Vorarlberg) betrug.

Das Heeresbudget für 1908 enthielt in der Summe von 306219653 Kronen (zu denen noch ein Teilkredit von 15 Millionen aus Anlaß der Beschaffung des neuen Feldmaterials trat) eine Mehrforderung von 7476607 gegen das Vorjahr. Diese ist bestimmt: für organisatorische Ausgestaltung der Feld- und Gebirgsartillerie, Schaffung von Kadres und Ausgestaltung solcher für die schwere Artillerie des Feldheers sowie Aufstellung weiterer Maschinengewehrabteilungen. Da aber eine Erhöhung des Rekrutenkontingents vorläufig nicht erreichbar war, so mußte man, wie schon in den frühern Jahren, zu dem ziemlich kläglichen Aushilfsmittel greifen, den Mannschaftsbedarf für die genannten allerdringendsten Neuformationen aus dem Etat der Infanterie zu entnehmen, wodurch der schon sowieso überaus niedrige Stand der Einheiten dieser Waffe noch weiter herabgedrückt werden mußte.

Jetzt endlich nimmt man in Wien einen Anlauf, diesem kümmerlichen, seit Jahren fortgesetzten Armeeflickwerk durch Einführung der Wehrreform ein Ende zu bereiten, die Wehrkraft des Reiches auf eine breitere und festere Basis zu stellen und sie zugleich den heutigen Verhältnissen entsprechend zu erhöhen. Wie der österreichische Landesverteidigungsminister F.-M.-L. Georgi kürzlich geäußert hat, erwartet die Regierung bestimmt, daß noch in diesem Herbst, bei der dann beginnenden Tagung der Delegationen, das neue Wehrgesetz zur Beratung gelangen werde, und man rechnet mit der Erledigung des ganzen Gesetzes bestimmt im nächsten Jahre. Die Regierung will bekanntlich im Gegensatz zu den Wünschen der jetzigen Majorität in Ungarn die Wahlreform vorher erledigt sehen, und die ungarische Unabhängigkeitspartei hofft, im Verein mit der Verfassungspartei, und vielleicht auch mit der ihr sonst nicht sympathischen Volkspartei, das Wehrreformprojekt wenigstens insofern benutzen zu können, als sie — zur Belohnung für die Zusage zu diesem — darauf rechnet, eine Milderung der ursprünglichen Absichten dabei durchzudrücken: vor allem Anwendung des Pluralitätssystems sowie Sicherung des Übergewichts der städtischen Bevölkerung über die ländliche behufs Aufrechterhaltung der magyarischen Herrschaft im vielsprachigen Reiche der Stephanskrone.

Das österreichisch-ungarische Heer setzt sich zusammen aus fünfzehn Armeekorps und dem Militärkommando Zara, zusammen enthaltend 31 Infanterie- und 5 Kavalleriedivisionen mit 267 Bataillonen, 252 Eskadrons, 254 Batterien

Digitized by Google

(fahrende, reitende, Gebirgsbatterien), 72 Kompagnien Festungsartillerie, 75 Pionierkompagnien, 101 Traineskadrons. Die Stärke des gemeinsamen Heeres auf Friedensfuß beträgt 303401 Köpfe (einschließlich 15040 Offizieren), wozu noch von der kaiserlich-königlichen (österreichischen) Landwehr 38739 (einschließlich 3626 Offizieren) und von der königlich ungarischen Landwehr (Honved) 26894 (einschließlich 2298 Offizieren) hinzukommen. Österreich-Ungarn hat eine Bevölkerung von rund 46 Millionen, Deutschland von etwa 62 Millionen und dabei ein Friedensheer von rund 25000 Offizieren und 600000 Mann, schon diese Zahlen zeigen deutlich den großen Unterschied zwischen beiden Staaten hinsichtlich des Verhältnisses ihres aktiven Heeres zu ihrer Bevölkerungszahl. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß man die österreichische wie die ungarische aktive Landwehr bei der Standesberechnung des Gesamtheeres hinzuzuzählen hat, da diese — anders als bei uns — aktive Formationen besitzt: die kaiserlich-königliche Landwehr (d. h. die österreichische nebst den Landschützen von Tirol und Vorarlberg) gliedert sich in 8 Infanterietruppendivisionen (zu je 2 Brigaden), 2 Kavalleriebrigaden (6 Regimenter Ulanen) nebst je einer „Division" Tiroler oder Dalmatiner Landschützen zu drei oder zwei Schwadronen, 36 Feld- und 3 Gebirgsartillerieregimenter, die Honved in 14 Infanterie- und 4 Kavalleriebrigaden mit 94 Bataillonen und 60 Eskadrons. Die in der Landwehr direkt eingestellten Rekruten dienen hier zwei Jahre aktiv (statt drei Jahre bei den Linientruppenteilen) und gehören während der übrigen zehn Jahre ihrer gesetzlichen Dienstpflicht der Landwehr im nichtaktiven Verhältnis an. Aber auch einschließlich der Landwehrtruppen ergibt sich, daß in Österreich-Ungarn bisher nur etwa 0,8 vom Hundert der Bevölkerung im Frieden der Dienstpflicht genügt, in Deutschland dagegen etwa 1,0 vom Hundert (in Italien 0,85, in Frankreich 1,4 vom Hundert). Schon hieraus erscheint, in Anbetracht der Pflichten des Landes gegen den Bundesgenossen, hinter dessen Opferfreudigkeit und Leistungen man nicht bewußt zurückstehn darf, für die österreichisch-ungarische Monarchie die Forderung notwendig und berechtigt, durch eine Änderung der bestehenden Wehrorganisation die Zahl der im Frieden ihrer Wehrpflicht genügenden waffenfähigen Jugend zu erhöhen. Daß dies, angesichts der großen Kosten und nach dem Beispiel Deutschlands und Frankreichs, nur durch die Annahme der zweijährigen Dienstzeit wenigstens für den größten Teil des Heeres, auf der sich das neue Wehrgesetz aufbaut, ermöglicht wird, ist nur begreiflich.

Aber nicht bloß in der aktiven Heereszahl, sondern auch noch in verschiedner andrer organisatorischer Beziehung ist das Armeewesen Österreich-Ungarns vielfach zurückgeblieben. In einigen Punkten ist seit kurzer Zeit eine Besserung angebahnt worden. So wurde im vorigen Jahre eine Reorganisation des Generalstabes, in diesem Jahre eine Neugestaltung der ehrengerichtlichen Bestimmungen für das Offizierkorps in modernem Sinn und ebenso eine zeitgemäße Änderung in den Lehrplänen und Ausbildungsgrundsätzen der

Digitized by Google

Offizierbildungsanstalten (Kadettenschulen, Militärrealschulen, Akademien) eingeführt, durch die mancher veraltete Ballast beseitigt wurde, ferner wurde die Ausrüstung des Heeres mit einer neuen hechtgrauen Felduniform eingeleitet, vor allem das Heer mit dem neuen, modernen Artilleriematerial ausgestattet und die Artillerie zugleich neu organisiert, wobei endlich auch die österreichische — vorläufig jedoch noch nicht die ungarische — Landwehr die ihr zur kriegsmäßigen Verwendung im Rahmen des Feldheeres bisher so sehr fehlenden Batterien erhalten hat.

Seit diesem Herbst sind nämlich die hierüber im Frühjahr getroffnen provisorischen Bestimmungen definitiv geworden: die in der jetzt abgeschafften Korpsartillerie, deren Existenz den modernen Anschauungen nicht mehr entsprach, vereinigt gewesenen Feldkanonen- und leichten Feldhaubitzregimenter wurden derart auf das ganze Heer verteilt, daß nunmehr jede Infanterietruppendivision des gemeinsamen Heeres sowie der österreichischen Landwehr ein Feldkanonenregiment zu 4 Batterien und eine leichte Feldhaubitzabteilung zu 2 Batterien erhalten hat. Das normale, sich aus zwei Linien- und einer Landwehrdivision zusammensetzende Armeekorps enthält somit jetzt 18 Batterien (einschließlich 6 Feldhaubitzbatterien) mit 108 Geschützen; dagegen besitzt das deutsche (mobile) Armeekorps 24 Batterien mit zusammen 144 Geschützen, und das französische wird, nach Abschluß der im Gange befindlichen Neuorganisation, schon in nächster Zeit jedenfalls auf 30 Batterien (zu je 4 Kanonen), also auf 120 Geschütze gebracht werden: man sieht daraus, wie sehr der österreichischen Armee noch immer eine bedeutende Vermehrung ihrer Feldartillerie dringend nottut.

Als eine wesentliche Verbesserung, die neuerdings schon erfolgt oder für das Etatsjahr 1908 vorgesehen ist, ist ferner die Aufstellung von Maschinengewehrabteilungen zu erwähnen, deren Zahl sich zurzeit auf 39 Infanterie- und 2 Kavalleriemaschinengewehrabteilungen beläuft, die aber auf zusammen 130 Maschinengewehre erhöht werden soll. Ferner ist zu erwähnen, daß für das Jahr 1908 in Aussicht genommen sind: die organisatorische Ausgestaltung und Vermehrung der Gebirgsartillerie, Schaffung von ausreichenden Kadres für die schwere Artillerie des Feldheeres und einige andre Maßnahmen nebensächlicher Art zur Beseitigung dringlicher Schäden und Lücken in der bisherigen Organisation des Heeres. Eine sehr bedeutungsvolle und für die schnelle und glatte Durchführung der Mobilmachung wichtige Neuerung ist schließlich auch die eben erst erfolgte Einteilung des ganzen Reiches in 39 Landsturmbezirke, in denen Landsturmbezirkskommandos zur Durchführung des Landsturmwesens nach Art unsrer Bezirkskommandos mit genügendem Personal an Offizieren und Mannschaften fungieren.

Der wesentlichste und schwerwiegendste Nachteil, an dem das Heer fortdauernd zu leiden hat, die zahlenmäßige Schwäche fast aller Truppeneinheiten, war aber bisher durch einzelne Etatveränderungen nicht zu beseitigen gewesen,

Digitized by Google

nachdem durch die gefallne Wehrvorlage von 1903 die damals in Aussicht genommne Kontingentserhöhung der Rekruten vereitelt worden war. Im Gegenteil wuchs dieser Nachteil durch die einzelnen etatsmäßigen Neuformationen noch, da man von dem schon an und für sich so schwachen Infanteriestande noch die Mannschaften für jene nehmen und beispielsweise für den Etat von 1908 nicht weniger als 4824 Mann von der Infanterie abziehen mußte, um die neuen Batterien, Maschinengewehrabteilungen und einzelne technische Formationen aufstellen zu können: hatte doch mit Bezug darauf der österreichische Landesverteidigungsminister Georgi selbst das Wort ausgesprochen, die Stände der Wehrmacht des Landes seien „auf den Nullpunkt gekommen". (Pester Lloyd vom 22. Juli d. J.)

Einen Einblick in diese Verhältnisse und die Ansichten der Militärs in unsrer Nachbarmonarchie gewähren die während des Juli und des August dieses Jahres in dem Neuen Wiener Tageblatt von einem ungenannten, jedenfalls höhern Offizier veröffentlichten Artikel, in denen die organisatorische Rückständigkeit der gemeinsamen Armee offen kritisiert wurde, und die Erwiderung oder Erweiterung, die daraufhin das Armeeblatt in seiner Nummer 13 (vom 17. September) unter dem Titel „Die Entwicklung unsrer Wehrmacht" kundgab. Es sei uns gestattet, auf den wesentlichsten Inhalt beider Ausführungen hier kurz einzugehn.

Zunächst wird darin betont, daß unter den im Heerwesen vorhandnen Übelständen, vor allem an dem einer ganz unzureichenden Standesstärke sowie einer unzeitgemäßen Organisation, in erster Linie die Hauptwaffe des Heeres, die Infanterie, zu leiden hat. Daß diese Infanterie „marsch- und schießtüchtig, geschickt und beweglich ist", wird jeder Kenner des Heeres zugeben, ebenso daß sie andrerseits nach mehreren Richtungen hin ganz besonders in dem „Formalismus" steckt, der von jeher eine Schwäche des österreichisch-ungarischen Heeres gewesen ist. Besonders lebhaft und berechtigt sind die Klagen über die „rücksichtslosen Standesverstümmlungen", d. h. die großen Abgaben, die alle Fußtruppen, am meisten aber die Infanterie, zu Dienstthätigkeiten und -verrichtungen fortgesetzt machen müssen, die außerhalb des Gefechtszweckes der Truppe liegen und diese ungemein schädigen: kann doch die Friedenskompagnie durchschnittlich kaum mehr als siebzig Mann für den Dienst verfügbar machen! Sehr ungünstig ist infolge dieses geringen Friedensstandes auch das Verhältnis der aktiven zu den Reservemannschaften im Mobilmachungsfall: auf einen aktiven Soldaten kommen im österreichisch-ungarischen Heere etwa vier Reservisten, während zum Beispiel im deutschen Heere das Verhältnis der aktiven zu den Mannschaften der Reserve beinahe wie 3 : 5 ist. Sehr bedenklich ist ferner in Österreich-Ungarn der stete Rückgang der Zahl der militärisch Tauglichen unter der militärpflichtigen Jugend der Bevölkerung. Obwohl die Bestimmungen über die Tauglichkeitserklärungen schon bis zur äußersten Grenze heruntergegangen sind, und obwohl zahlreiche Rekruten außerdem

Digitized by Google

ausdrücklich nur für leichten Dienst bestimmt oder mit Schonungsvermerk eingestellt werden, so ist trotzdem statistisch festgestellt, daß von 1000 Wehrpflichtigen nur 83 für brauchbar zum aktiven Militärdienst erklärt werden, und es gibt Ergänzungsbezirke, die die ihr zufallende Rekrutenquote nicht mehr aufzubringen vermögen. Dieser letzte Umstand würde sich allerdings durch eine Neueinteilung der Ergänzungsbezirke der Monarchie, die schon seit lange notwendig erscheint, leicht beseitigen lassen.

Während der Kritiker des Neuen Wiener Tageblatts die Regimentsverbände der Infanterie lieber zu drei als, wie es jetzt der Fall ist, zu vier Bataillonen formiert sehen will, tritt das Armeeblatt dem entgegen und führt für die bisherige Vierteilung die dafür allgemein bekannten Gründe (vor allem die Rücksicht auf die taktisch oft notwendige Detachierung und Absonderung einzelner Bataillone) an. Für sehr wünschenswert wird die Neubelebung der früher bei den Brigaden vorhanden gewesnen selbständigen Feldjägerbataillone erachtet und für besonders notwendig erklärt, statt an einer Vermehrung der Regimenter zur Füllung des kriegsmäßigen Rahmens der Armeeorganisation zu denken, vielmehr auf immer weitern Ausbau der Regimentseinheiten im modernen Sinne bedacht zu sein und ferner Heer und Landwehr organisatorisch gleichzustellen. Als weitere dringend notwendige Reformen für die Fußtruppen werden ferner angeführt: reichliche Dotierung mit Maschinengewehren (zwei Abteilungen zu je vier Gewehren pro Regiment) und Aufstellung je einer Telephonabteilung und eines Meldereiterdetachements für jedes Regiment. Für die Kavallerie wird ebenfalls eine wesentliche Vermehrung gefordert, während hier die Gliederungsfrage bei der günstigsten Eskadronszahl als noch offen bezeichnet wird. Wichtiger aber als alles andre ist die Notwendigkeit einer ganz bedeutenden Vermehrung der Artillerie, denn wenn man im allgemeinen theoretisch auf 1000 Mann Infanterie eine Anzahl von vier Kanonen als nötig festgestellt habe, so wären danach in der österreichischen Armee für die Division zwei Artillerieregimenter zu je 32 Geschützen notwendig, und davon sei man zurzeit noch weit entfernt. „Die Artillerie ist jetzt das Schmerzenskind unsrer Wehrmacht. Sie bedarf am dringendsten der technischen und organisatorischen Ausgestaltung, um auf zeitgemäße Höhe zu stehn zu kommen. Auf ihrem Gebiet muß sich ein gleichzeitiger Umschwung in waffentechnischer, taktischer und organisatorischer Richtung vollziehen. Grund genug, daß die vorläufige ganze Fürsorge des Staates sich dieser Waffe zuwenden muß und andre, wenn auch ebenso wichtige militärische Investitionsfragen zurückgestellt werden müssen. Denn daß dieser Umwandlungsprozeß Jahre in Anspruch nehmen und ungezählte Millionen verschlingen wird, darüber darf sich auch der Nichtfachmann keinerlei Illusionen hingeben."

Das neue Wehrgesetz, dessen hauptsächlichste Bestimmungen von der Regierung bekannt gegeben worden sind, und das für die Infanterie, die Feldartillerie und die technischen Truppen auf der zweijährigen Dienstzeit auf-

Digitized by Google

gebaut ist,*) während — wenigstens zunächst noch — für die Kavallerie und die übrigen berittnen Waffen die dreijährige Dienstzeit bestehn bleiben soll (für die Marine ebenso die bisherige vierjährige), trägt den vorstehend ausgeführten Anforderungen wegen einer wesentlichen Erhöhung der Kriegstüchtigkeit des Heeres unleugbar weitgehende Rechnung.

Das jährliche Rekrutenkontingent für das gemeinsame Heer soll demnach künftighin etwa 160000 Mann betragen, während sich ihre Zahl (nach dem Gesetz vom 17. April) für 1808 nur auf 103100 Mann (davon 44170 Mann für Ungarn) beläuft und für die beiden Landwehren zusammen rund 54000 Mann beträgt**); hierdurch würde sich der gesamte Friedensstand des österreichisch-ungarischen Heeres auf rund 420000 Mann erhöhen. Die jetzige „Ersatzreserve", der bisher die überzähligen Tauglichen (jährlich etwa 60000 Mann), ferner die Mindertauglichen und schließlich die aus besondern Gründen gesetzlich zu berücksichtigenden zugeteilt wurden (diese hatten bisher eine achtwöchige Ausbildung und drei Übungen bis zu vierwöchiger Dauer abzumachen) und die im Kriege zur Deckung der entstehenden Abgänge bestimmt war, wird ganz aufhören; dafür soll eine „Kriegswehr" geschaffen werden, in der die Ernährer ihrer Familien eingestellt würden, die nur eine achtwöchige Ausbildung (ohne spätere Übungen) zu absolvieren haben und im Kriege in den Landsturm eingereiht werden. Da in letzter Linie in allen Heeresverwaltungsangelegenheiten der Landesverteidigungsminister entscheidet, so würde für die ungarischen Staatsangehörigen hier der Honvedminister zuständig sein. Um die Regimenter von den bisherigen drückenden Abgaben an Ordonnanzen, Burschen, Handwerkern usw. zu befreien und ihren Stand fernerhin möglichst intakt zu erhalten, sollen besondre Arbeiterabteilungen (wahrscheinlich Bataillone) errichtet und zugleich der bisherige Friedensstand der Infanterie und der Artillerie erhöht werden. Sehr wichtig ist schließlich auch noch die Absicht, die Zahl der Kapitulantenunteroffiziere zu vermehren, ihnen ein größeres Gehalt und zugleich eine Erleichterung bei der Heiratserlaubnis zu gewähren.

Da die Verkürzung der Dienstzeit aber nicht auf einmal erfolgen soll, um nicht die Schlagfertigkeit des Heeres durch eine unzureichende Durchführung dieser Reformen zu schädigen, so wird sich diese auf mehrere Jahre verteilen, wodurch auch einer plötzlichen großen Mehrbelastung des Volkes in persönlicher nie finanzieller Beziehung vorgebeugt werden soll. Man berechnet diese

*) Bei den technischen Truppen scheint die Frage, ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit, aber noch nicht entschieden, wenigstens schwanken die Angaben hierüber noch. Unter dem Vorsitz des Reichskriegsministers und des Chefs des Generalstabes tagt eine militärische Fachkommission des gemeinsamen Kriegsministeriums zur Beratung über das neue Wehrgesetz.

**) Bis jetzt, d. h. bis zum 1. Oktober d. J., betrug das Rekrutenkontingent für die kaiserlich-königliche Landwehr 19240, für die Landesschützen von Tirol und Vorarlberg 730 und für Honveds 12500 Mann, zusammen 32470 Mann.

Digitized by Google

Vorbereitungszeit auf drei bis vier Jahre, und die für dieses Übergangsstadium notwendigen Maßnahmen umfassen, nach dem Gesetzentwurf, soweit er bis jetzt bekannt geworden ist, vor allem folgende Punkte: Aufstellung weiterer vier bisher nur als Kadres vorhandnen schweren Haubitzbatterien (Nr. 6 bis 9), Vermehrung der Einheiten der Festungsartillerie, Standeserhöhung bei sämtlichen Batterien und Kompagnien der Feld-, Gebirgs- und Festungsartillerie, Reorganisation und Vermehrung der technischen Truppen, Trennung der Pioniere in Feld- und Festungspioniere, Aufstellung eines selbständigen Telegraphenbataillons und Formierung eines Luftschifferbataillons sowie einer selbständigen Automobilabteilung, Errichtung einer Brigade der Verkehrstruppen, Erhöhung des Rekrutenkontingents der Pioniere und des Eisenbahnregiments, Aufstellung von Kadres besondrer technischer Formationen und Ausstattung der Infanterie und Kavallerie mit Maschinengewehrabteilungen. (Ein Teil dieser in Aussicht genommnen Neuformationen ist schon eingeleitet oder durchgeführt worden, jedoch nur mit Hilfe von Abkommandierungen und Versetzungen andrer Mannschaften, während sie nun ihr eignes Rekrutenkontingent erhalten sollen.)

Ferner wird die Entlastung der Truppen von Abkommandierungen durchgeführt werden, sodaß der Mannschaftsstand ganz der dienstlichen Ausbildung erhalten bleibt. Für die bisher notwendigen Abgaben und Abkommandierungen sollen die bisher für leichten Dienst eingestellten Mindertauglichen verwandt werden, die innerhalb eines jeden Armeekorps in besondern Arbeiterabteilungen formiert werden, die den Truppenteilen anzugliedern sind. (Man erkennt hier deutlich die Nachahmung der französischen Organisation des service auxiliaire.)

Die Infanteriekompagnien (bisher nominell 97, in Wirklichkeit meist nur rund 70 Mann stark) sollen auf 120 Mann erhöht werden, auch bei der österreichischen Landwehr, wo sie zurzeit nur 58, und bei der ungarischen Landwehr, wo sie nur 51 Mann zählen. Die Eskadrons sollen einen Stand von 143 Kombattanten bei dem gemeinsamen Heere und von 63 Reitern bei den beiden Landwehren erhalten.

Eine Vermehrung der Übungsplätze, Schießstände, eine Erhöhung der Übungsmunition für die Truppen sowie sonstige Vermehrung der Ausbildungsmittel für das Heer wird eintreten. Schließlich soll die Zahl der Kapitulantenunteroffiziere, die jetzt beim gemeinsamen Heere 38750, bei der österreichischen Landwehr 6500 und bei der ungarischen 6000 beträgt, durch Schaffung eines Versorgungsgesetzes so weit erhöht werden, daß nicht bloß alle Feldwebel- und Zugführer (Sergeanten) -stellen, sondern auch ein genügend großer Teil der Korporalsstellen mit länger dienenden Unteroffizieren besetzt werden kann. (Bis jetzt wurden zur Ausfüllung dieser Stellen vielfach beförderte Mannschaften des zweiten und dritten Dienstjahrs verwandt.)

Während dieser Vorbereitungszeit, die in der Wehrgesetzvorlage vorgesehen ist, soll bereits durch vorzeitige Beurlaubungen eine Erleichterung der Dienstpflicht geschaffen werden, sodaß ein großer Teil der Mannschaften schon während

Digitized by Google

dieser Zeit den Vorteil einer verkürzten Dienstzeit genießen wird. Nach dem neuen Wehrgesetz würde also jeder Wehrfähige in Österreich-Ungarn, soweit er nicht zu den anerkannten Familienernährern gehört, seiner aktiven Dienstpflicht wirklich genügen und nur, wie bisher, die Geistlichen der staatlich anerkannten Religionen und die Religionslehrer von jeder Dienstpflicht befreit bleiben.

Wenn auch das endgiltige Schicksal der Wehrreform, die noch nicht einmal in allen ihren Teilen bekannt gegeben ist, natürlich zurzeit noch nicht feststeht, so darf man doch wohl schon jetzt mit Sicherheit annehmen, daß sie in ihren Hauptteilen jedenfalls zur Tatsache werden wird. Denn auch die Magyaren haben durch die Herren Kossuth und Apponyi anscheinend ihren prinzipiellen Widerstand dagegen fallen gelassen und in ihrer maßgebenden Presse deutlich zu erkennen gegeben, daß sie eine Wehrreform aus militärischen Gründen für unerläßlich erachten und anerkennen, daß man mit den bisher in Anwendung gekommnen Aushilfemittelchen und dem kümmerlichen Flickwerk für die schreiendsten Notstände auf die Dauer nicht auskommen kann. Daß sie dabei andrerseits auf Kompensationen in der Wahlreformfrage rechnen, ist schon oben gesagt worden, und sie werden sich, wie es augenblicklich scheint, über das erwartete Entgegenkommen des Grafen Julius Andrassy auch nicht getäuscht sehen, da dieser in seiner Wahlvorlage bemüht sein wird, die Suprematie des Magyarentums gegen die Majorisierung durch die Nationalitätenvertreter zu sichern. Daß aber trotzdem diese eine bedeutende Vermehrung ihrer Stimmen und ihres Einflusses auf die Regierung erfahren werden, ebenso wie die katholische Volkspartei und die Sozialdemokratie dabei bedeutend gewinnen werden, ist ebenfalls als sicher anzusehn.

Bei den bedauerlichen Nationalitätsverhältnissen des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates, in dem sich die Deutschen, Ungaren und Slawen — diese in ihren verschiednen Gruppen: Tschechen, Slowenen, Kroaten, Serben, Polen, Ruthenen —, ferner die Italiener, Rumänen und jüngst anscheinend auch noch die Mohammedaner mehr oder minder feindlich und eifersüchtig einander gegenüberstehn, zuweilen sich sogar bis aufs Blut bekämpfen, bildet das kaiserliche und königliche Heer tatsächlich das einzige, wirklich feste Band, das die vielsprachige große Monarchie noch zusammenhält. Daher sind besonders die Slawen (von diesen namentlich die Tschechen) und die Magyaren seit lange bemüht gewesen, bald planmäßig in unterirdischen Minengängen, bald in offnem Angriff dagegen vorgehend, die Gemeinsamkeit des Heeres und seine durch diese Gemeinsamkeit noch so starke Organisation zu erschüttern, um ihr letztes Ziel zu erreichen: die Einheit der Monarchie zu vernichten.

Zwar sagt Arthur Korn in der Zeitschrift „Der Deutsche“ (vom 8. August) in einer kürzern „Die kaiserliche und königliche Armee“ betitelten Schilderung, speziell des ungarischen Heeres und seines Offizierkorps, daß das alte Grillparzersche Wort, das dieser Nationaldichter einst dem siegreichen Feldmarschall Radetzky zurief: „In deinem Lager ist Österreich!“ noch heutigentags „wahrer

Digitized by Google

als je" sei, daß „das alte Österreich noch im Offizierkorps lebendig sei", und daß das mit kaum fünfzehn vom Hundert im Offizierkorps des gemeinsamen Heeres vertretne Magyarentum keinerlei nationale Sonderbestrebungen an den Tag lege, vielmehr jeder ungarische Jüngling, sobald er sich dem Offizierberufe des kaiserlichen und königlichen Heeres gewidmet habe, auch alsbald ganz „schwarz-gelb" werde.

Diese optimistische Auffassung wird aber doch von andern Seiten seit langem nicht mehr geteilt, und sie trifft auch nach unsrer Kenntnis der Verhältnisse, soweit sie sich auf den aus den slawischen und magyarischen Nationalitäten stammenden Teil des Offizierkorps beziehen, nicht mehr überall zu. Immerhin ist ohne weiteres zuzugeben, daß die dem Geiste einer engen Gemeinsamkeit ferner stehenden, nichtdeutschen Elemente im Offizierkorps des kaiserlichen und königlichen Heeres gewiß nur einen kleinen Teil ausmachen. Es wäre aber andrerseits auch kaum denkbar, daß die nationalen Gegensätze, die sich auf politischem Gebiete von Jahr zu Jahr gesteigert und zugespitzt haben, im Heer und seinem Offizierkorps gar keine Wurzeln gefaßt haben sollten, und daß das althergebrachte, trauliche „Du", dessen sich der jüngste Leutnant aus Niederösterreich und Tirol im Verkehr mit dem ältesten Hauptmann von Ungarns Ostgrenze, der General aus Dalmatien oder den österreichisch-illyrischen Küstenländern mit dem böhmischen Major bedient, genügen könnte, auch eine innerliche Verschmelzung und verwandtschaftliche Verbrüderung zu bewirken. Dazu greifen doch die nationalen Gegensätze viel zu tief, bis in das innerste Fühlen und Denken aller Häuser und Familien ein, und darüber hilft auch eine jahrhundertelange Überlieferung, die bisher noch immer den alten habsburgischen und brüderlichen Geist im Offizierkorps des gemeinsamen Heeres zu erhalten gewußt hat, auf die Dauer nicht hinweg: ihm selbst vielleicht unbewußt, wird gerade bei manchem unter den tüchtigsten und geistig hervorragendsten Offizieren des Heeres eine innerliche Teilnahme am nationalen Empfinden seines Volkes unvermeidlich sein.

Dazu kommt, daß durch die langsam aber sicher fortgeschrittne Förderung der speziellen nationalen Schulbildung, die dank der Schwäche der Regierung zum Schaden der Deutschen in den gemischtsprachigen Landen der habsburgischen Krone stattgefunden hat, und durch die immer weitergehende Rücksicht, die diese Nationalitätssprachen auch sogar seit Jahren mehr und mehr in den Offizierbildungsanstalten gefunden hat, trotzdem bisher die Armeesprache noch erhalten blieb, den nichtdeutschen Offizieren immer mehr das Verständnis und das Eindringen in die deutsche Armeesprache und damit das deutsche Volksgefühl abhanden gekommen ist. In Ungarn nimmt jedenfalls die Zahl der eigentlichen, das heißt der Abstammung und dem Namen nach magyarisch sprechenden Offiziere in der gemeinsamen Armee schon deshalb allmählich ab, weil die jetzt ausschließlich ungarische Schulbildung in Transleithanien ihren Eintritt in das Offizierkorps des Heeres natürlich sehr erschwert. Da andrerseits in der

Digitized by Google

ungarischen Landwehr (Honvedarmee), dieser mit vielen fernen Hoffnungen verknüpften und verhätschelten Lieblingsschöpfung des Magyarentums, die Dienst- und Kommandosprache ungarisch — nur bei dem kroatischen Teile kroatisch — ist, so erscheint es auch nur natürlich, daß sich die Söhne der magyarischen Familien, wenn sie sich dem militärischen Berufe widmen, lieber diesem Sonderteile des Heeres zuwenden: bis zum Majorsgrade braucht man dort das verhaßte Deutsch weder zu sprechen noch überhaupt zu kennen, „leider" wird diese Kenntnis und ihre dienstliche Anwendung aber vom Stabsoffizier an verlangt. Zweifellos möchte ein Teil der betreffenden Offiziere die französische Sprache vorziehn. Bekannt sind die Anstrengungen und Forderungen der Unabhängigkeits- und Volkspartei, die sämtlichen ungarischen Truppen immer mehr äußerlich und innerlich zu rein nationalen zu machen; ebenso bekannt ist auch, aus Anlaß der Ereignisse aus der letzten großen Krisis, wie der Kaiser und König energisch, unter Anwendung seiner militärischen Kommandogewalt, den allzu weitgehenden, radikalen Ansprüchen Widerstand leistete, und wie der Pester Reichstag, als dieser dem Ministerium seines Königs die Achtung versagte, kurzerhand durch den Honvedobersten Fabricius an der Spitze von zwei Honvedbataillonen rumänischer Nationalität gewaltsam zur Vernunft zu bringen wußte. Als kürzlich von angesehener Stelle aus, vom Fürsten von Rosenberg-Orsini, der Gedanke einer Aufhebung beider Landwehren ausgesprochen wurde, damit das Land seine ganze Fürsorge alsdann dem gemeinsamen Heere zuwenden könne, wurde dies von der ungarischen Presse mit lautem Protest zurückgewiesen, da die Honvedarmee als selbständiger, wenngleich integrierender Teil der österreichisch-ungarischen Wehrmacht zu erhalten und auf dieser Grundlage weiter auszubilden sei.

Unter solchen Verhältnissen kann man die schließlich wohl, wenngleich nicht ohne schwere Kämpfe zu erwartende Zustimmung der ungarischen Volksvertretung zu der Wehrreform nur als ein Produkt der nicht mehr abzuleugnenden Erkenntnis von der militärischen Notwendigkeit und zugleich der Hoffnung auf dafür zu erwartende politische Kompensationen ansehn. Über die letzte auf dem politischen Gebiet haben wir schon gesprochen, auf militärischem aber will man regierungsseitig möglichstes Entgegenkommen an den Tag legen. So hat man unter anderm den Ungarn weitgehende Rücksicht auf die von dem Honvedminister zu beurlaubenden Familienernährer in Aussicht gestellt und versprochen, für die ungarischen Regimenter bei den Kriegsgerichten die ungarische Sprache zu gestatten sowie das bisherige Militärobergericht zu Wien in zwei völlig getrennte Gerichte zu teilen, eins zu Wien und das andre zu Budapest, damit das zuletzt genannte Militärobergericht als Berufungsgericht für die bei den ungarischen Regimentern gefällten Urteile auch in der ungarischen Sprache verhandle und entscheide.

Das Deutsche Reich aber und sein Heer haben ein unleugbares und natürliches Interesse daran, daß die Wehrreform in Österreich-Ungarn recht

Digitized by Google

bald zur Tatsache werde, damit der Bundesgenosse in neuer und verstärkter Rüstung und in gleicher Kraft und Schlagfertigkeit wie der Deutsche vor den Augen Europas dastehe, beide bereit, wenn es sein muß, die Bedeutung und Macht des geschlossnen Bundes für die gemeinsamen Interessen durch die Tat zu beweisen. Jede Stärkung des gemeinsamen Heeres bedeutet aber zugleich für Österreich-Ungarn eine Stärkung der Monarchie und für Europa eine solche des Dreibundes und des Weltfriedens.

Nachwort. Während der Drucklegung der vorstehenden Ausführungen nahmen die Verhandlungen im Heeresausschuß der österreichischen Delegation über das Heeresordinarium ihren Anfang. In der Eröffnungssitzung äußerte der Kriegsminister u. a.: Wenn er im letzten Jahre der Delegation zugerufen habe, daß „die Armee verdorre" (vgl. S. 257), so möchte er jetzt feststellen, wie weit das Verdorren bereits fortgeschritten sei. Unter den dringlichen Forderungen der Heeresverwaltung führte Baron von Schönaich sodann an: Besserung der materiellen Lage der Offiziere und Mannschaften, Hebung der Truppenausbildung durch Anlage von Übungsplätzen und Einrichtung größerer Schießübungen unter gleichzeitiger Erhöhung der Übungsmunition, Verbesserung der Ausrüstung und Bewaffnung der Truppen, namentlich der Kavallerie, Fortführung der Vermehrung und Neuorganisation der Gebirgsartillerie sowie der schweren Artillerie des Feldheeres in größerm Maße und schnellerm Tempo als bisher, Umgestaltung der Belagerungsartillerie, Vermehrung der Pioniertruppe und gleichzeitig Verbesserung ihrer Ausrüstung, Schaffung einer Automobiltruppe und eines Automobilparkes unter Angliederung an die Trainorganisation, Erhöhung der Kriegsmunitionsvorräte, Ausdehnung und Erweiterung des Landesverteidigungssystems, Entwicklung der Seemacht, Besserung der Beförderungsverhältnisse des Offizierkorps u. a. m. Als unbedingt notwendig betonte der Minister die Erhöhung des Mannschaftstandes mit Rücksicht auf die geplante Einführung der zweijährigen aktiven Dienstzeit sowie die Verbesserung der Lage und Versorgungsverhältnisse für die länger dienenden Unteroffiziere. Er erklärte zum Schluß, daß die Ausgaben für die Wehrmacht immer nur als Versicherungsprämie für den Frieden und für die gesicherte Weiterentwicklung des Staates anzusehen sei.

Das hier kurz skizzierte Programm der Heeresverwaltung beweist besser als alles andre die dringende Notwendigkeit einer schleunigen, zeitgemäßen und weitgehenden Reform.

Junge Richter und junge Rechtsanwälte

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

1

Vor einer Reihe von Jahren tat der berühmte Wiener Chirurg Billroth den bekannten Ausspruch, daß unsre jungen Ärzte sofort nach bestandner Staatsprüfung „auf die leidende Menschheit losgelassen" werden, obwohl ihnen doch infolge ihrer mangelnden praktischen Erfahrung die Fähigkeit zu einer gedeihlichen Ausübung des ärztlichen Berufs abgehe. Ähnliche Erwägungen wurden über die Rechtsanwälte laut, als im Jahre 1894 der damalige preußische Justizminister von Schelling in einem vielbesprochnen Runderlaß eine Einschränkung der

Digitized by Google

freien Advokatur als wünschenswert bezeichnete. Auch die Anhänger des bestehenden Zustandes erkannten damals an, daß es mißlich sei, daß Assessoren sofort nach bestandner Staatsprüfung, also zu einer Zeit, wo ihnen die praktische Erfahrung noch völlig abgeht, sofort als Rechtsanwälte bei den Landgerichten und den Oberlandesgerichten und hiermit zur Vertretung der schwierigsten Rechtsstreitigkeiten und der höchsten Streitwerte zugelassen würden, während sie, wenn sie die richterliche Laufbahn beschritten hätten, doch lediglich bei den Amtsgerichten Verwendung gefunden hätten. Irgendeine praktische Folge hatten diese Erörterungen nicht, da der Gedanke einer Einschränkung der freien Advokatur infolge des allseitig namentlich von den Anwaltskammern geäußerten Widerspruchs fallen gelassen wurde.

Dieselben Erörterungen sind neuerdings besonders lebhaft auch über die Richter laut geworden, zunächst infolge der „Traumwelt", in die uns der Frankfurter Oberbürgermeister Adickes mit seinen Reformvorschlägen versetzt hat. In seiner Abhandlung „Zur Verständigung über die Justizreform" erklärt es Adickes für eine „auch bei großen Amtsgerichten drohende Gefahr, daß die Zivilsachen häufig unerfahrnen jungen Amtsrichtern oder gar Assessoren zugeteilt werden". In gleicher Weise ist bei dem vor einiger Zeit von der Reichsregierung veröffentlichten Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, wonach die Zuständigkeit der Amtsgerichte von 300 Mark auf 800 Mark erhöht werden soll, in den Versammlungen der Anwaltskammern mehrfach mit Bedauern von der „Assessorenjustiz" gesprochen und hierbei auf die Tatsache hingewiesen worden, daß bei den Amtsgerichten natürlich gerade die jüngsten Richter angestellt seien, also die Richter, deren praktische Erfahrung gering sei, denen man folglich die Entscheidung über höhere Streitwerte nicht anvertrauen dürfe, weil sich bei diesen natürlich auch die Schwierigkeit der Entscheidung steigere. Auf einem Anwaltstage wurde sogar die Behauptung aufgestellt, das Wissen des jungen Richters sei ein „unverstandnes, unverdautes und unabgeklärtes".

Die Richter haben sich diese Anzapfungen natürlich nicht gefallen lassen und mit Recht auf den Widerspruch hingewiesen, der darin liege, daß ein junger Assessor sofort Rechtsanwalt bei den Landgerichten und den Oberlandesgerichten werden könne und hiermit zur Vertretung der schwierigsten Sachen und höchsten Streitwerte berufen sei, während er als Richter nur befähigt sein solle, bei geringen und einfachen Sachen zu entscheiden.*) Der junge Richter habe ein Durchschnittsalter von dreißig Jahren und sei vom Beginn seiner juristischen Laufbahn an, also acht bis zehn Jahre hindurch fortgesetzt gerade auf dem Gebiet des Zivilrechts ausgebildet; er sei dann einer Prüfung unterworfen, deren Schwerpunkt ebenfalls auf zivilistischem Gebiet liege. „Wer nach acht- bis zehnjähriger Beschäftigung mit dem Zivilrecht

*) Vgl. Kammergerichtsrat Viezens „Was dem Richter fehlt" im Recht von 1908, S. 4.

Digitized by Google

nicht gelernt hat, einen Rechtsfall richtig zu beurteilen, wird es auch nicht erlernen, wenn er fünfunddreißig oder vierzig oder fünfzig Jahre alt geworden ist", so äußert sich wörtlich Gerichtsassessor Beinert in der Deutschen Juristenzeitung von 1908, S. 358. Spreche man dem jungen Richter die Fähigkeit zum Zivilrichter ab, dann müsse man folgerichtig dafür eintreten, daß ihm überhaupt noch nicht die selbständige Wahrnehmung richterlicher Geschäfte anvertraut werde; denn bei den übrigen Zweigen der amtsgerichtlichen Tätigkeit komme es auf praktische Lebenserfahrung des Richters mindestens in gleicher Weise an wie im Zivilprozeß. Auch ist mehrfach auf die Gefahren hingewiesen, die dem Richterstande drohen, wenn der Richter noch später als jetzt in die Lage kommt, unter eigner Verantwortung zu arbeiten.

Doch sind auch aus richterlichen Kreisen entgegengesetzte Ansichten geäußert, und es ist zum Beispiel vorgeschlagen worden, die Assessoren erst zwei Jahre lang bei Anwälten und in privaten Betrieben zu beschäftigen oder den Assessoren lediglich die schriftliche Absetzung von Urteilen, die von erfahrnen Richtern mündlich verkündet sind, zu übertragen.*)

Äußerst leicht gleitet die Begründung zu dem oben erwähnten Entwurf des Gesetzes betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes über unsre Frage hinweg; sie begnügt sich S. 18 mit der kurzen Bemerkung: „Die Besorgnis, daß der deutsche Amtsrichter sich den ihm zu übertragenden größern Aufgaben nicht im vollen Umfange gewachsen zeigen werde, ist nach den Erfahrungen der Justizverwaltungen unbegründet. Es darf in ihn das Vertrauen gesetzt werden, daß er ebenso wie in andern Ländern, in denen die Zuständigkeit der Einzelrichter vielfach weit über die Grenzen des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes hinausgeht, imstande sein wird, auch die ihm bei erweiterter Zuständigkeit zufallenden Streitsachen sachgemäß zu entscheiden. Schon jetzt hat der Einzelrichter auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit sowie in Zwangsvollstreckungs-, Arrest- und Konkurssachen über unbegrenzte Werte weittragende Entscheidungen zu treffen. Daß er auf diesen Gebieten den Anforderungen nicht genügt hätte, darüber sind berechtigte Klagen nicht laut geworden. Die Justizverwaltungen werden überall eine hinreichende Zahl von Persönlichkeiten zu finden wissen, die zur Verhandlung und Entscheidung von Prozessen mit einem größern Streitwerte in der Stellung als Einzelrichter befähigt sind, und es darf erwartet werden, daß diese Auswahl nach Erhöhung der Zuständigkeitsgrenze mit besondrer Umsicht getroffen werden wird."

Die oben erwähnte Frage ist eine der schwierigsten unter all den zahlreichen Fragen, die gegenwärtig bei der beabsichtigten Änderung der Gesetzgebung erörtert werden; denn sie fordert die Besprechung von Dingen, die bald auf der einen, bald auf der andern Seite nicht gern gehört werden.

*) Vgl. Landrichter Winter, „Rechtspflege, Richter und Publikum in Deutschland" (1907); Oberlandesgerichtspräsident Hollgrefen, „Vorschläge zur Justizreform" (1907).

Digitized by Google

Man versetze sich einmal in die Arbeitsstätte des Richters oder des Rechtsanwalts.

Da erscheint bei dem Rechtsanwalt der Bauer und will eine Klage erheben gegen den Dorfschullehrer. Er trägt vor: er habe dem „Schulmeister" während der letzten Ernte mehrere Fuhrwerke und Gespanne gestellt; eine Vergütung habe der Lehrer nicht versprochen; danach halte er sich für berechtigt, vom Lehrer den Betrag zu verlangen, den jedermann dem Bauern oder Fuhrwerksbesitzer für dergleichen Leistungen bezahlt. Ist der Rechtsanwalt nun durch langjährige Praxis erfahren und geschult, so erwägt er sofort, daß die Bauern erfahrungsmäßig dem Lehrer alle möglichen Gefälligkeiten leisten, um sich seine Gunst für ihre Kinder zu erwerben oder auch aus Erkenntlichkeit für Dienste, die der Lehrer ihnen wieder in andrer Art leistet; der erfahrne Anwalt wird den Bauer namentlich fragen, ob er nicht schon in frühern Jahren dem Lehrer Fuhrwerke und Gespanne geleistet hat, ohne hierfür Vergütung zu beanspruchen, oder ob er nicht wenigstens gewußt habe, daß der Lehrer solche Leistungen von andern Bauern unentgeltlich verlange und unentgeltlich erhalte. Und wenn der Bauer gar dies noch bejaht, wird der Anwalt den geltend gemachten Anspruch als unbegründet bezeichnen und die Erhebung der Klage ablehnen. Denn nach der ganzen Sachlage hat der Lehrer jene Dienste als unentgeltliche verlangt, und der Bauer hat sie als unentgeltliche geleistet. Ganz anders verläuft die Sache, wenn der so angegangne Rechtsanwalt ein jüngerer, also praktisch nicht geschult ist: vielleicht ist ihm die oben geschilderte Gepflogenheit im Verkehr der bäuerlichen Bevölkerung mit dem Lehrer gar nicht einmal tatsächlich bekannt, und selbst wenn dies der Fall ist, so drängt sich ihm doch nicht die oben bezeichnete Rechtsfolge auf; er erhebt also die Klage. Der Lehrer bringt nun gegen den Klageanspruch die oben erwähnten nackten Tatsachen vor, deren rechtliche Würdigung dem Richter überlassen ist. Ist dieser nun ein jüngerer Richter, so ergeht es ihm genau wie dem Rechtsanwalt: es fehlt ihm die praktisch-juristische Schulung, um die vom Beklagten vorgebrachten Tatsachen in einer den Anforderungen des Rechtsverkehrs entsprechenden Weise unter gesetzliche Bestimmungen unterzubringen, und so verurteilt er den Lehrer, weil die von diesem vorgebrachten Tatsachen unerheblich seien; denn: für Schenkungen (unentgeltliche Zuwendungen) spreche keine Vermutung, Verzichte (auf Vergütung) müssen ausdrücklich erklärt sein, ein Vertrag über unentgeltliche Leistungen liege also nicht vor, folglich müsse eine Vergütung als still schweigend vereinbart gelten. Ein älterer und darum juristisch-praktisch geschulter Richter würde dagegen die Klage abgewiesen haben, weil die Umstände ergeben, daß die Leistungen vom Lehrer als unentgeltliche verlangt und vom Bauern als unentgeltliche bewirkt worden sind.

Ein andrer Fall. Der Bauer hat vor Jahresfrist sein Grundstück verkauft und sich dabei das übliche Leibgedinge vorbehalten, wonach ihm der Käufer neben freier Wohnung in vierteljährlichen Vorausleistungen bestimmte Mengen

Digitized by Google

von Getreide und andern Früchten sowie von Fleisch oder auch Schlachttiere zu liefern hat; aus diesen Lebensmitteln bestreitet der Verkäufer seinen Unterhalt abgesondert von der Haushaltung des Käufers. Jetzt erscheint der Leibgedinger vor dem Rechtsanwalt und beschwert sich darüber, daß der Käufer (Hofbesitzer) von diesen Leistungen nichts geliefert habe. Ist der Rechtsanwalt ein erfahrner, praktisch geschulter Mann, so erwägt er sofort, daß der Leibgedinger während des verflossenen Jahres doch nicht von der Luft gelebt habe, daß aber nach einer in der bäuerlichen Bevölkerung weit verbreiteten Übung der Leibgedinger seinen Unterhalt am Tisch des Bauern, wie ein Mitglied der Familie, erhält und dann die ihm verschriebnen Leistungen nicht fordert. Über die Rechtsfolgen des so betätigten Verhaltens wird unter den Beteiligten kein Wort gewechselt; die Rechtsbegriffe der Angabe an Zahlungs Statt und des Verzichts kommen den Beteiligten gar nicht zum Bewußtsein. Der praktisch geschulte Jurist aber findet in dem geschilderten Verhalten einen stillschweigenden Vertrag, wonach der Leibgedinger an Stelle der ihm geschuldeten einzelnen Leistungen Unterhalt am Tisch des Hofbesitzers erhält. Sofern also der Leibgedinger dem Anwalt auf Befragen einräumt, daß der geschilderte Sachverhalt vorliege, wird der Anwalt den Anspruch als unbegründet bezeichnen und die Erhebung der Klage ablehnen. Anders der jüngere, praktisch nicht geschulte Anwalt; er erhebt die Klage. Und ist der zur Entscheidung berufne Richter ebenfalls unerfahren, und bringt der beklagte Hofbesitzer gegen den Klageanspruch nur die oben erwähnte Tatsache vor, daß er an seinem Tisch dem Leibgedinger vollständigen Unterhalt gewährt habe, so läuft er Gefahr, daß dies sein Vorbringen vom Richter als unerheblich bezeichnet wird, weil ein ausdrücklicher Verzicht des Leibgedingers auf die eingeklagten Leistungen vom Beklagten nicht behauptet werde, dieser danach zu den eingeklagten Leistungen verpflichtet sei und höchstens vom Leibgedinger den Wert des ihm gewährten Unterhalts in Geld erstattet verlangen könne. Dem unerfahrnen, praktisch nicht geschulten Juristen geht eben die Fähigkeit ab, aus dem geschilderten Sachverhalt die Rechtsfolge des stillschweigenden Vertrags über Hingabe an Zahlungs Statt zu ziehen.

Ein Beispiel in andrer Art. Der Bauer ist vom Schneider auf Zahlung des Arbeitslohns für einen Anzug verklagt, vom Viehverschneider auf Zahlung des Kastrierlohns. Zur Begründung seiner Zahlungsweigerung trägt der Bauer dem Amtsrichter vor: der Schneider habe den Anzug verpaßt, sodaß er nicht zu tragen sei; der Viehverschneider habe fahrlässig den Tod des verschnittnen Tieres herbeigeführt; zum Beweis für seine Behauptungen beruft sich der Bauer auf das Gutachten eines am Ort wohnenden andern Schneiders oder eines in der Gegend wohnhaften andern Viehverschneiders. Ist der Amtsrichter ein erfahrner Richter, so erwägt er, daß nicht bloß auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern auch auf dem des rein handwerksmäßigen Betriebes über die Frage, wie eine Arbeit richtig auszuführen ist, und ob den

Digitized by Google

Arbeiter ein Verschulden treffe, die verschiedensten Ansichten möglich sind, daß auch gar nicht feststehe, daß die vom Beklagten benannten Sachverständigen sachkundiger sind als die Kläger, daß aber das Gutachten von Geschäftskonkurrenten einer Partei immer mit besondrer Vorsicht aufzunehmen ist. Der erfahrne Richter wird deshalb in dem oben gedachten Fall von seinem Recht Gebrauch machen, statt der vom Beklagten benannten Sachverständigen von Amts wegen andre Sachverständige auszuwählen oder mindestens neben den vom Beklagten benannten noch im ersten Fall einen Innungsobermeister, im zweiten Fall einen Tierarzt als weitere Sachverständige zu vernehmen. Ist der Richter aber unerfahren, so kommen ihm derartige Erwägungen nicht; zwar weiß auch der jüngere Richter, daß der Sachverständige nur der Gehilfe des Richters ist, und daß es dem Richter obliegt, die Sachverständigen auszuwählen; aber dem jüngern Richter kommt die Notwendigkeit, in der eben geschilderten Weise zu verfahren, nicht zum Bewußtsein. Deshalb vernimmt er lediglich die von den Parteien benannten Sachverständigen, und die Entscheidung erfolgt dann auf Grund von „Gutachten", die sich geradezu als ein Zerrbild der Wahrheit darstellen. Ein solches Urteil ist gleichwertig der Entscheidung, die auf Grund des Gutachtens irgendeines Hintertreppendoktors feststellt, daß jemand „homosexuell" ist.

Und endlich ein ebenfalls der Praxis entnommnes Beispiel, das zugleich einen lehrreichen Beitrag zur Lehre von der Eidesnot liefert. Ein Handwerker verklagt einen Kaufmann aus einer Bürgschaft, die dieser mündlich (also nach den Vorschriften des Handelsgesetzbuchs rechtsgiltig) für Forderungen des Handwerkers an einen Bauern übernommen haben soll; er schiebt dem Beklagten darüber, daß dieser die Bürgschaft geleistet habe, den Eid zu, den der Beklagte zu leisten bereit ist. Der erfahrne Richter erwägt hier, daß die Eideszuschiebung nur über Tatsachen zulässig ist, daß aber die Bürgschaft ein Rechtsbegriff ist, dessen Erfassung selbst dem gebildeten Laien nicht schlechthin zuzumuten ist; der Richter wird deshalb vom Kläger verlangen, daß er möglichst genau die Worte angebe, die der Beklagte bei der angeblichen Bürgschaftsleistung gebraucht haben soll; und der Richter wird dann prüfen, ob in dieser Äußerung eine Bürgschaftsleistung liege, und wenn er dies bejaht, die Eidesnorm so beschließen, daß sie gerade jene Äußerung umfaßt. Der Richter weiß eben aus seiner Erfahrung als Zivil- wie als Strafrichter, daß die Normierung eines Eides über Rechtsbegriffe wohl allenfalls zulässig ist, bei allbekannten Begriffen wie etwa Kauf, Miete, Darlehn, aber selbst hier durchaus zu vermeiden ist, wenn die Möglichkeit besteht, daß sich die Partei im Einzelfall über das Vorhandensein der tatsächlichen Voraussetzungen des Rechtsbegriffs im unklaren sein könnte. Anders, wenn der Richter keine praktische Erfahrung hat. Zwar hat auch er schon auf der Universität gelernt, daß der Eid nur über Tatsachen, nicht über Rechtsbegriffe zugeschoben werden kann; aber er wird sich der Folgen dieses Rechtssatzes nicht bewußt,

Digitized by Google

weil es ihm an praktischer Erfahrung und Schulung fehlt. Deshalb läßt er den Beklagten schwören, daß er sich nicht „verbürgt“ habe, und weist sodann die Klage ab. Nunmehr ermittelt der Kläger einen Hausgenossen, der vom Nebenzimmer aus das Gespräch der Parteien bei der angeblichen Bürgschaftsleistung gehört hat, und bringt den Beklagten zur Anzeige wegen Meineids. Der im Untersuchungsverfahren gehörte Zeuge bekundet, er habe genau gehört, wie der Angeschuldigte dem Kläger erklärte: „Herr Meier, Sie können dem Mann ruhig borgen, Sie werden an ihm nichts verlieren.“ Darauf stellt der Staatsanwalt das Verfahren ein, weil diese Äußerung ja gar keine „Bürgschaft“ ist. Auch der Amtsrichter hätte wohl ohne Eidesleistung zur Abweisung der Klage kommen müssen, mindestens aber das Strafverfahren ersparen können, wenn er auf eine Auslassung der Parteien über die von ihnen gewechselten Erklärungen gedrungen hätte.

Das Vorgetragne beweist, daß die Kenntnisse, die der Assessor in einer etwa achtjährigen Vorbildungszeit erlangt hat, und deren Besitz er durch Ablegung der Staatsprüfungen erwiesen hat, noch lange nicht hinreichen, um einen Rechtsstreit „richtig“ zu entscheiden. Die gesetzlichen Vorschriften, die bei der Entscheidung der oben aufgeführten Fälle in Betracht kommen, sind wenig an der Zahl und allbekannt, jeder Assessor hat sie unzähligemale gelesen und gelernt. Aber er hat deshalb noch lange nicht die Fähigkeit, die bezeichneten gesetzlichen Vorschriften anzuwenden, d. h. den einzelnen Fall in der kennzeichnenden und von andern Fällen unterscheidenden Weise so zu erfassen, daß ihm die Anwendbarkeit oder Unanwendbarkeit einer gesetzlichen Vorschrift zum Bewußtsein kommt. Diese Fähigkeit wird erst erlangt durch eine lange praktische Beschäftigung; Erfahrungen über die Anwendung des Gesetzes, die der Richter gemacht hat, die in der Praxis gewonnene Kenntnis der Anschauungen und Lebensverhältnisse der Parteien ermöglichen erst eine Anwendung des Gesetzes, die den Anforderungen des Rechtsverkehrs entspricht und zu praktisch brauchbaren Entscheidungen führt. Um dieser eben bezeichneten Aufgabe des Richters gerecht zu werden, bedarf es des praktischen Takts. Gerade die Vielgestaltigkeit der im Rechtsverkehr auftretenden Erscheinungen ist es, die dem Richter Einblick in die anscheinend zusammenhangslosen einzelnen Lehren des materiellen und formellen Rechts gewährt und hiermit die Fähigkeit bietet, eine praktisch brauchbare Entscheidung zu treffen. Durch den praktischen Takt wird recht eigentlich der Wert unsrer Rechtsprechung getragen; er erzeugt das lebendige Rechtsbewußtsein, den innern Sinn für Gerechtigkeit. Und dieser praktische Takt wird eben nicht in einer etwa achtjährigen Vorbildungszeit erlangt, sondern nur durch langjährige Betätigung in der Praxis.

Digitized by Google

Schülerselbstmorde

Eines einzigen, eines allereinzigen Falles erinnere ich mich aus meiner Kindheit. Es war wenige Wochen vor der Konfirmation, da lief durch das fränkische Städtchen das Gerücht, man hätte aus dem „Beckenweiher" eine Leiche gefischt, einen Knaben, der nach dem Schulunterricht nicht ins Elternhaus zurückgekehrt war. Was lag zugrunde? Näschereien, Kleinigkeiten, nichts Ernstliches, nichts Gravierendes. Aber wer kennt die Psyche eines Kindes? Wars Furcht vor Strafe, wars übertriebnes Schamgefühl? Niemand konnte Antwort geben. Trostlos die Eltern, außer sich die Geschwister, starr wir Kameraden, weil wir nicht wußten, was wir denken sollten. Dazu eine Grabrede mit vielen Entgleisungen, eine scharfe, allzuscharfe Straf- und Mahnpredigt für die Mitschüler, die ganz unschuldig an dem Unglück waren. Immer wieder sehe ich die Leiche im Totenhaus, den Kindersarg vor mir, sobald ich in der Zeitung von ähnlichen Lebensausgängen lese. Vergeht doch kaum eine Woche ohne solche Unglücksbotschaft. Wohin sind wir gekommen, die wir uns auf Fortschritt und Kultur so viel zugute tun? Was ist es doch für ein tieftrauriges Zeichen unsrer Zeit, unsrer heutigen Zustände, was ist es doch für eine schwere Anklage gegen unsre ganze Gesellschaft, daß wir so überaus häufig von Selbstmordfällen unerwachsner junger Leute hören, die noch auf der Schulbank sitzen! Bald ist es ein dürftiges Schulzeugnis, bald die Verweigerung zum Vorrücken in eine höhere Klasse, jetzt liegt übertriebner Ehrgeiz zugrunde, jetzt gekränktes Ehrgefühl oder vermeintliche Beleidigung, und das traurige Ende des traurigen Liedes ist, daß der junge Mensch ohne jede Rücksicht auf sich, auf Eltern und Geschwister, auf die Schule sein Leben hinwirft, als handle es sich um ein nichts. Ja mehr noch, Kinder sogar, die in der Nacht nicht über den dunkeln Gang zu gehn sich getrauen, die bei der geringsten Gefahr zu den Erwachsnen flüchten, sie schrecken nicht zurück vor dem finstersten Weg in unbekannte Tiefen, Kinderhände, bisher nur mit Spiel und Tand beschäftigt, klopfen todesmutig an der ehernen Pforte an, vor der die Lebenssatten und Altersmüden mit Zittern und Zagen stehn. Ist das nicht zum Verzweifeln traurig? ist es nicht ganz ungeheuerlich?

Die öffentliche Meinung gibt sich in der Regel keine besondre Mühe, bei solch traurig-ernsten Vorkommnissen auf den Grund zu sehn. Handelt es sich um Schüler, dann muß die Hauptschuld an dem Lehrer liegen, dann wird die

Digitized by Google

Schule für die gräßliche Tat allein verantwortlich gemacht, als ob die Lehrer nicht auch Menschen mit Herzen und Gewissen wären und von dem Fall mit am schrecklichsten betroffen wären.

Dazu, wie leicht, wie schnell kann ein Lehrer in ein solches Unglück mit hineingezogen werden! Vor wenig Monaten saß unter meinen Konfirmanden ein sehr entarteter Junge, über den die Klagen von den verschiedensten Seiten nicht aufhören wollten. Alle Strenge, alle Güte vermochte nichts auszurichten. Schließlich steckte ich ihm den Termin: wenn sich der Junge nicht in vier Wochen ändern würde, müßte er von der Konfirmation ausgeschlossen werden. Was geschieht? In der Nacht darauf finden die entsetzten Eltern den Knaben in der Nähe des Flusses mit Selbstmordgedanken beschäftigt. Gesetzt, das Unglück wäre eingetroffen, was hätte der zwanzigjährige Ruf des zu besondrer Milde neigenden Lehrers genützt? und als welch fetter Bissen wäre der Fall von der sozialdemokratischen, kirchen- und pfarrersfeindlichen Presse ausgeschlachtet worden! Hier wie in den meisten andern Fällen lag die Schuld fast ausschließlich an dem Elternhaus, an der verkehrten Erziehung, an der Gleichgiltigkeit, Lässigkeit und Sorglosigkeit, die die notwendigsten Elternpflichten seit Jahren vergessen ließen.

Wo findet sich heute noch die Atmosphäre eines glücklichen Familienlebens, jene gesunde Luft, in der allein eine Kinderseele recht gedeihn kann? Wie häufig wird der neue Ankömmling als eine Last empfunden, die besser fern geblieben wäre! Wie oft sind die Erinnerungen solcher Ärmsten unter den Armen an die Kindheit zurück nicht paradiesischer sondern höllischer Art. Hund und Katze werden in solchen Häusern besser behandelt als die eignen Kinder.

Doch es muß nicht immer Torheit und Roheit vorliegen, sowenig wie bei andern Vergnügungs- und Zerstreuungssucht die Eltern abhält, sich um ihre Kinder in der richtigen Weise zu kümmern, sittlichen Ernst und tieferes Pflichtgefühl beizeiten in ihnen zu erwecken. Meist ist der Beruf des Vaters aufreibend, nimmt Leib und Geist derartig in Anspruch, daß er selbst bei dem besten Willen zu Hause nicht die Zeit findet, für das geistige und seelische Wohl seiner Kinder Sorge zu tragen.

Man frage nicht: Wozu ist die Mutter da? Gewiß, sie tut, was sie kann. Mit Unermüdlichkeit, Aufopferung und Selbstverleugnung sucht sie ihre Pflichten zu erfüllen. Allein die Kinder werden größer, und alsbald tauchen Einflüsse, Gefahren von außen auf, über die die Mutter nicht Herr werden kann, schon darum nicht, weil sie sich ihrer Kenntnis entziehen. Sie beobachtet vielleicht mit Betrübnis, mit Schrecken, daß sich der Junge oder das Mädchen verändern, nicht mehr die alten sind, sie geht den Gründen nach, sie versäumt nichts. Aber zuletzt erweisen sich die fremden Kräfte stärker als ihre beschränkte Macht, und nur in den seltensten Fällen ist das Vertrauensverhältnis den halberwachsnen Kindern gegenüber derartig günstig, daß aufkeimenden Schäden rechtzeitig vorgebeugt werden kann. Was an groben Verstößen gegen richtige Erziehung

Digitized by Google

begangen worden ist, was gefehlt und versäumt wurde, ist meist nicht mehr gut zu machen, nicht mehr einzuholen und rächt sich zum Schaden für beide Teile.

Unübersehbar groß ist das Kapitel der Versündigungen an der Jugend. Da wird etwa der Junge, mag er begabt sein oder nicht, förmlich hineingepeitscht mit Mahnungen und Drohungen, stets die besten Noten und Plätze in der Schule zu erringen. Gelingt ihm dieses nicht, dann hören die Scheltworte und Verstimmungen nicht auf. Bis zum Eintritt in die Schule ist fast jedes Kind in den Vorstellungen der Eltern ein Wunderkind. Aber nun folgt eine Enttäuschung der andern. Die Wirklichkeit ist so nüchtern, so grausam, und die Eltern sind oft so ungeschickt, sich in die tatsächlichen Verhältnisse hineinzufinden. Die verkehrtesten Mittel werden angewandt, um Lieblingswünsche zu erfüllen. Kummer, Ärger und Verdruß sind tägliche Gäste. Kaum eine gemeinsame Mahlzeit geht vorüber ohne unerquickliche Szenen aller Art. Und da wundert man sich im Ernst darüber, daß viele tausend Kinder an einer Nervosität leiden, die sie vielleicht nie mehr im Leben loswerden. Zu keiner Zeit war die Gefahr, die Jugend mit dem rastlosen Gehetze, wie solches ein Merkmal unsrer Öffentlichkeit ist, zu verquicken, so groß wie in der unsrigen. Diese, ein Kenner der Verhältnisse, sagt darüber: „Es gibt vielleicht kein Wort, das so kurz und treffend unsre Zeit charakterisiert als Unrast. Es trägt den Stempel der jüngsten Gegenwart; es bezeichnet den Dämon, der die moderne Kulturmenschheit umtreibt; es ist die Pandorabüchse alles Unheils, wie es sich kundgibt in der Nervosität und Sinnenüberreizung, in der Gier nach Genuß, in dem Unfrieden der Seelen, dem blasierten Pessimismus und Materialismus, in dem Hasten nach Abwechslung, in dem immer mehr gesteigerten Raffinement der Genüsse aller Art, aber auch in der Unfähigkeit, die Gedanken und Empfindungen in aller Stille und Ruhe zu pflegen und ausreifen zu lassen."

Eine harte Jugend hat noch keinem Menschen etwas geschadet, wohl aber eine verweichlichte. Jene erzeugt tüchtige Charaktere, diese bringts nicht über schlappe Menschen hinaus. Wo soll Lust und Liebe zur Arbeit und Tätigkeit, wo soll treues Pflichtbewußtsein herkommen, wenn die Lehrer nicht mehr wagen dürfen, den Zöglingen auch einmal etwas Außerordentliches zuzumuten?

Gewiß sind auch die Lehrer sterbliche, unvollkommene Menschen. Aber man hüte sich, bei Zusammenstößen zwischen Lehrer und Jugend die Schuld immer den Lehrkräften aufzubürden. Unsre Kinder lächeln und wollen es nicht glauben, wenn wir ihnen erzählen, daß wir vor vierzig, fünfzig Jahren vor ganz andre Aufgaben gestellt waren, mit viel unzugänglichern, härtern, rauhern Naturen in der Lehrerwelt zu rechnen hatten, als dies heute der Fall ist. Und doch ist dies die Wahrheit. Wo in aller Welt aber hat man früher von Schülerselbstmorden gehört? Noch immer werden solche peinliche Vorkommnisse unterbleiben, wenn Liebe und Geduld das Zepter führen in Schule und in Haus. Wer die Schule für „die Geißel der deutschen Familie" erklärt, möge zuerst untersuchen, ob er selber seine Pflicht und Schuldigkeit an den Kindern

Digitized by Google

getan hat, kehre zuerst vor der eignen Tür. Die Schule ist nicht dazu da und es steht nicht in ihrer Macht, alle Schäden und Fehler, die im Hause begangen werden, gutzumachen. Wer einen Einblick in Schulen hat, dem muß es auffallen, was für ein minderwertiges Material oft dem Lehrer zur Verarbeitung zugewiesen wird. Doch soll dies nicht von der Pflicht entbinden, in der Geduld, Nachsicht, Treue, im pädagogischen Geschick, in der Individualisierungskunst fortzufahren; denn nur wo Schule und Haus pflichtbewußt zusammengreifen, wo es sich alle Vaterlandsfreunde angelegen sein lassen, dem besprochnen Übel ihre besondre Aufmerksamkeit zu schenken und über die Ursachen tiefer nachzudenken, nur da wird es gelingen, diesen grausigen Schaden auszumerzen. Kann es doch kaum etwas Entsetzlicheres geben, als eine vernichtete jugendliche Menschenblüte, als ein vorzeitig zertrümmertes Lebensglück. Unsre öffentlichen Zustände können doch unmöglich so entartet sein, daß sie unfähig wären, gegen einen Feind anzukämpfen, der schon längst überwunden sein müßte.

Pfarrer Julius Schiller in Nürnberg

Über das Erfindergeschlecht Siemens*)

Von Stephan Kekule von Stradonitz

Von 1618 bis 1648 wütete in Deutschland der Dreißigjährige Krieg: ein Menschenalter von Blut, Mord und Brand, gänzlicher Vernichtung der beweglichen, Zerstörung der unbeweglichen Habe, eine Zeit geistigen und materiellen Verderbens der Nation.

Die Heere hausten im Volke, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüstend.

Vor den Kriegsgreueln war Anna Maria Crevet**), die am 4. März 1611 zu Lippstadt geborne bildschöne, schwarzlockige Tochter eines Barbiers mit Namen Gerhard Crevet und seiner ehrsamen Hausfrau Anna Gallenkamm, zu ihrem Vetter Jobs Bruckmann, einem vornehmen Kaufmann, nach Magdeburg geflohen, um in dessen Hause eine sichere Zufluchtsstätte zu finden.

*) Aus einem am 3. Januar 1907 in der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrage.

**) Die tatsächlichen Angaben in den nachstehenden Ausführungen sind einem dem Verfasser von der Familie Siemens gütigst zur Verfügung gestellten, bisher nicht veröffentlichten, sondern lediglich für die Familienmitglieder durch Umdruck vervielfältigten „Stammbaum der Familie Siemens, Neuabdruck von 1895" entnommen. Dieser Stammbaum ist 1874 angefertigt und hat einen von Theodor Siemens, Amtsgerichtsrat in Celle, geboren 1807, im Jahre 1829 nach Urkunden, die von Stephan August Siemens zur Verfügung gestellt wurden, hergestellten Stammbaum zur Unterlage. Weiter vervollständigt ist dieser erste Stammbaum hauptsächlich durch Ferdinand Siemens, geboren 1821, zuletzt Inspektor der Indo-Europäischen Telegraphenlinie in Rußland, und Georg Siemens, geboren 1839, Direktor der Deutschen Bank in Berlin, zum Abschluß gebracht durch Leopold Siemens, geboren 1847, zuerst Königlich Hannöverscher, seit 1867 Königlich Preußischer Offizier, 1895 Oberstleutnant in Mörchingen.

Digitized by Google

Im Frühjahr des Jahres 1631 kam es zur Belagerung der Stadt, am 10. Mai alten, 20. Mai neuen Stils zu jener furchtbaren Plünderung, die alles, was bisher im großen Kriege an Scheußlichkeiten verübt worden war, in den Schatten stellte.

Im Heere der Belagerer diente damals ein Soldat mit Namen Hans Volkmar, geboren am 24. November 1607 zu Hollenstedt an der Leine in der heutigen Provinz Hannover. Einer der eifrigsten bei der Plünderung, drang er mit einer Anzahl von Spießgesellen in das Bruckmannsche Haus. Dieses wurde von unten bis oben durchsucht, und so gelangten die Plünderer auch auf den Heuboden, wo ein großer Heuhaufen ihre Aufmerksamkeit anzog, weil erfahrungsmäßig die Einwohner der Häuser derartige Verstecke zu benutzen pflegten, um Wertvolles darin zu bergen.

Eifrig stocherte Hans Volkmar mit seinem Mordgewehr im Heuhaufen. Da! Ein dumpfer Schrei, Geraschel. Er wühlt weiter. Da stürzt sich aus dem Heuhaufen ihm zu Füßen, seine Knie umklammernd, ein schönes junges Weib, notdürftig gekleidet, zum Tode erschrocken, aus einer frischen Wunde an der Lende blutend, und fleht mit heißem Ringen ums Leben. Einen Augenblick steht er erstarrt, dann stürzt er sich auf sie, reißt sie hoch, wehrt mit wildem Rufe: „Laßt die schwarze H . . . exe laufen" die Gefährten zurück und eilt mit der süßen Beute ins Lager, alle Schätze vergessend.

Vier Tage nachher, am 14. Mai alten, 24. Mai neuen Stils, wurde das Paar durch einen Feldprediger im Lager getraut.

Hans Volkmar diente noch eine Zeit lang als Soldat, später ließ er sich in der alten Kaiserstadt Goslar am Harz nieder. Dort erwarb er 1650 das Bürgerrecht, wurde 1652 Achtsmann, 1660 Stadthauptmann und ist am 28. Mai 1678 im 71. Lebensjahre, nachdem er mit seiner bei der Belagerung Magdeburgs gewonnenen Ehefrau 47 Jahre im glücklichsten Ehestande gelebt hatte, gestorben. Seine Witwe überlebte ihn noch lange. Sie starb erst im Jahre 1696 im 85. Jahre ihres Lebens, nachdem sie von 11 Kindern Mutter, von 31 Enkeln Großmutter, von 30 Urenkeln Urgroßmutter geworden war.

Diese Episode ist die geschichtliche Unterlage für die Familienüberlieferung des Geschlechtes Siemens, der Stammvater der Siemens sei im Dreißigjährigen Kriege nach Goslar gekommen, und er und seine Ehefrau seien die Helden des erzählten Magdeburger Abenteuers.

Die mitgeteilten Familiennamen haben aber ergeben, daß es sich dabei nicht um den Stammvater und die Stammutter des Geschlechtes Siemens handelt. In Wirklichkeit sind die genannten Personen die Eltern einer Siemensschen Stammutter, nämlich einer Anna Siemens, gebornen Volkmar.

Diese, die älteste, am 1. August 1636 geborne Tochter des Volkmar-Crevetschen Ehepaares heiratete einen Hans Siemens, Stadthauptmann und Achtsmann zu Goslar.

Das Volkmar-Crevetsche Ehepaar ist also ein Ahnenpaar, das Siemens-Volkmarsche Ehepaar das Stammelternpaar des Siemensschen Hauses.

Digitized by Google

Die Familienüberlieferung berichtet also keine falschen Tatsachen, nur hinsichtlich der Personen und der Gradesnähe hatte allmählich eine Verwischung stattgefunden. Dadurch ist es denn gekommen, daß Werner in seinen „Lebenserinnerungen" schreibt: „Die alte Familienlegende werde von den neuern Familiengeschichtsforschern als nicht erwiesen verworfen." Er kannte eben nur die Tatsachen. Die Personen, für die diese zutreffen, waren damals noch nicht aufgeklärt.

Die Heldin des Magdeburger Abenteuers ist insofern als Ahnfrau für das Geschlecht Siemens wichtig, als durch sie und ihrer Tochter Anna Vermittlung der Kinderreichtum zu einer hervorstechenden Familieneigentümlichkeit des Geschlechtes Siemens bis auf die Gegenwart geworden ist. Überschaut man nämlich den Stammbaum des Geschlechtes in der Folgezeit, so bemerkt man fast überall einen reichen Kindersegen. In einzelnen Fällen kommen Zahlen von 13, 14 und 15 Kindern vor, während vor dem Einströmen des Volkmarschen Blutes die Kinderzahlen das gewöhnliche Maß nicht überschreiten.

Das Geschlecht Siemens selbst kann in Goslar bis zum Jahre 1523 zurück urkundlich verfolgt werden, und zwar bis zu der Person eines Petrowin Siemens, der als Mitglied der Krämergilde und Hauseigentümer in der Bürgerrolle von Goslar erscheint. Seine weitern Nachkommen sind zunächst angesehene Handwerker, Ratsherren und Stadthauptleute in Goslar.

Von Hans Henning ab, gestorben 1725, dem Sohne eines regierenden Bürgermeisters von Goslar, bis auf den Vater der berühmten Brüder Siemens des neunzehnten Jahrhunderts sind die Vorfahren der berühmten Erfinderbrüder und die Brüder dieser Vorfahren eine ganz ausgeprägte Familie von Landwirten. Alle diese Personen begegnen dem Forscher auf dem Stammbaum als Gutspächter oder Eigentümer; sie sind anscheinend alle durchaus gebildete Männer, auch gebildete Landwirte, die ihren landwirtschaftlichen Beruf nach dem jeweiligen Stande der Kenntnis wissenschaftlich betreiben, aber es sind eben doch Landwirte und keine Erfinder. Es drängt sich darum die Frage auf, ob es berechtigt ist, von einem „Erfindergeschlecht" Siemens zu sprechen, wie dieses in einem englischen Aufsatz: A family of Inventors*) geschehen ist, da doch anscheinend mit dem großen Werner und seinen Brüdern der Erfindertypus zuerst in dem Geschlechte auftaucht.

Dem ist aber durchaus nicht so.

Schon von einem Großoheim der berühmten Erfinderbrüder, nämlich von Stephan August Siemens, geboren 1746, gestorben 1833, einem Landwirte dem Berufe nach, steht fest, daß er die kennzeichnende Neigung der Siemens zur Naturwissenschaft und Mechanik, daß er den Erfindertypus in hervorragendem Grade gehabt hat.

*) von Lady Siemens, gebornen Gordon, der Gemahlin Sir Williams, in Cassell's Family Magazine, cf. Pole (siehe unten) S. 10 f.

Digitized by Google

Noch in seinem spätern Lebensalter beschäftigte er sich in seinen Mußestunden nicht nur mit Drechslerei, sondern auch mit der Anfertigung von optischen Instrumenten, und es ist in der Familie bestimmt überliefert, daß er seine Lust daran hatte, die seiner Enkel, die Verständnis dafür zeigten, stundenlang über Dinge der Naturwissenschaft und Mechanik zu belehren und die Aufmerksamen durch das Geschenk eines selbstgefertigten Mikroskops oder Fernrohres zu erfreuen.

Auch bei einem Vetter zweiten Grades des Vaters der vier berühmten Erfinderbrüder muß meines Erachtens der Erfindertypus als vorhanden angenommen werden.

Dieser, Ernst Franz*), geboren am 27. März 1780 in Lutter am Barenberge, gestorben 1854 in List bei Hannover, hat „Aräometer und Thermometer, das Sieden und Zerkleinern der Kartoffeln bei hoher Temperatur und die Anwendung des Wasserdampfes zur Destillation in die Brennerei eingeführt", auch „wies er zuerst die Zweckmäßigkeit der Eishäuser statt der Eiskeller nach".

Sein Sohn Karl Georg**), also ein Vetter dritten Grades der vier berühmten Erfinderbrüder, geboren 4. Juni 1809 zu Pyrmont, gestorben 28. September 1885 zu Harzburg, „erlernte die Landwirtschaft, war später Brennereiverwalter und errichtete 1837 die erste größere Zuckerfabrik mit Dampfeinrichtung in Braunschweig, 1838 wurde er Leiter der technologischen Werkstatt an der Hochschule zu Hohenheim und 1839 Professor daselbst. Er förderte die landwirtschaftlichen Gewerbe durch viele Verbesserungen."

Auch bei einem Bruder dieses Karl Georg, also ebenfalls einem Vetter dritten Grades der berühmten vier Erfinderbrüder, dem „General Siemens", ist der Erfindertypus als ausgeprägt vorhanden nachweisbar.

Dieser, Adolf Siemens***), ist ebenfalls zu Pyrmont und zwar am 4. März 1811 geboren und nachdem er seine Soldatenlaufbahn bei der hannöverschen Artillerie begonnen hatte und im Jahre 1867 in preußische Dienste übergetreten war, im Jahre 1872 als Generalmajor zur Disposition gestellt worden. Als Offizier hat er eine Verbesserung des sogenannten Bormannschen Schrapnellzünders erfunden, dann eine Vervollkommnung der Schrapnelleinrichtung selbst, indem er flüssigen Schwefel zwischen die Kugelfüllung goß und eine Kammer für die Sprengladung einrichtete. Nachdem er zur Disposition gestellt worden war, trat er in das Berliner Institut von Werner Siemens ein und erfand einen

*) Stammbaum der Familie Siemens. Neuabdruck von 1895. Nr. 110. Meyers Konversationslexikon. Fünfte Auflage. Fünfzehnter Band. Leipzig und Wien 1897. S. 1010.

**) Stammbaum der Familie Siemens. Neuabdruck von 1895. Nr. 199. Meyers Konversationslexikon a. a. O.

***) Stammbaum der Familie Siemens. Neuabdruck von 1895. Nr. 51; v. Kleist, Die Generäle der Königlich Preußischen Armee von 1840 bis 1890. Hannover, 1891. Artikel „Siemens"; Brockhaus' Konversationslexikon. Vierzehnte Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Vierzehnter Band. Leipzig, Berlin und Wien, 1903. Artikel „Adolf Siemens".

Digitized by Google

elektrischen Entfernungsmesser, eine Einrichtung, um Geschütze auf elektrischem Wege abzufeuern, eine Methode zum Messen von Geschoßgeschwindigkeiten im Geschützrohr usw. Er starb zu Berlin am 1. Juli 1887.

Was endlich die vier berühmten Erfinderbrüder betrifft, so ist es in die Augen springend, daß es sich bei ihnen nicht etwa nur um sehr gescheite, begabte Köpfe handelt, die das Glück gehabt haben, mehr zufällig irgendeine brauchbare Verbesserung irgendwelcher Art zu erfinden und nutzbar zu machen, sondern um Vertreter eines bestimmten Typus, eben des Erfindertypus, das heißt um Personen, die sich planmäßig und wissenschaftlich an die Lösung irgendeiner Aufgabe machten, auf die sie kamen, deren Lösung ihnen wichtig oder nützlich erschien, und die sie dann einer meist glücklichen Lösung entgegenführten.

Findet sich nun irgendein solcher Typus bei einer Reihe von Geschwistern deutlich ausgeprägt, findet er sich, wie es bei der Familie Siemens der Fall ist, auch ausgeprägt bei den Nachkommen und nächsten Seitenverwandten dieser Geschwister, läßt sich, wie es hier der Fall ist, nachweisen, daß er außerdem bei einigen entfernt verwandten Mitgliedern desselben Geschlechts vorhanden ist, so ist es nach der gegenwärtigen Meinung der Wissenschaft berechtigt, diesen Typus einen Familientypus zu nennen.

Danach ist es aber ganz gewiß berechtigt, von dem Vorhandensein des Erfindertypus als eines Familientypus in dem Geschlechte Siemens zu sprechen und es ein „Erfindergeschlecht" zu nennen. Man weiß nur merkwürdigerweise gerade bei ihm nicht recht, von welcher Seite her er in die Familie gekommen ist. Nimmt man ihn als von den Vorfahren ererbt an, und das muß man bei der ganzen Sachlage, so muß man, um Klarheit zu gewinnen, jedenfalls auf das gemeinsame Stammelternpaar der vorgenannten Personen zurückgehn. Dieses gemeinsame Stammelternpaar aller vorerwähnten „Erfinder" aus dem Geschlechte ist Hans Henning Siemens, gestorben 1725, der erste Eigentümer des Ohlhofes aus dem Geschlechte, von dem man aber nichts näheres weiß als dieses. Nicht einmal der Name seiner Ehefrau ist bekannt. Und doch ist es wahrscheinlich gerade sie, die den Erfindertypus in das Geschlecht gebracht hat wie eine andre Stammutter, was dargelegt worden ist, die eheliche Fruchtbarkeit. Es ist dieses eine häufig feststellbare Erscheinung, nämlich daß irgendeine Eigenschaft durch eine Stammutter von deren Vorfahren in die Familie ihres Ehemannes gebracht und dann bei den weitern Nachkommen zum Familientypus wird.

Was nun die vier berühmten Erfinderbrüder Siemens der Neuzeit selbst betrifft, so sind sie die Söhne des Landwirtes Christian Ferdinand Siemens, geboren auf dem Reichsfreiherrlich Grote-zu-Schauenschen Gute Wasserleben am nördlichen Fuße des Harzes im Jahre 1787, Domänenpächters zu Lenthe bei Hannover, dann zu Menzendorf im Mecklenburg-Strelitzschen Fürstentum Ratzeburg, gestorben 1840. Er war vermählt mit einer Eleonore Deichmann und hatte aus dieser Ehe vierzehn Kinder, nämlich elf Söhne und drei Töchter.

Digitized by Google

Man kann meist lesen, Werner von Siemens sei der älteste Sohn seines Vaters gewesen. Dem ist aber nicht so. Die Familienstammbäume verzeichnen als das älteste Kind der Eltern der berühmten vier Brüder einen Ludwig, geboren im Oktober 1812, verschollen und kinderlos gestorben. Das nächste Kind war eine Tochter: Mathilde, von der in den Lebenserinnerungen Werners häufig die Rede ist. Dann folgte wieder ein Sohn: Werner, kurz nach der Geburt gestorben. Das vierte Kind seiner Eltern, der dritte Sohn also erst, ist Ernst Werner, der „Berliner Siemens", am 13. Dezember 1816 zu Lenthe geboren, gestorben am 6. Dezember 1892.

Es folgten dann zwei Söhne und eine in zartem Alter verstorbne Tochter.

Das achte Kind des erwähnten Elternpaares, Karl Wilhelm, der „Londoner Siemens", wurde am 4. April 1823 geboren. Er starb am 19. November 1883.

Das nächste Kind des Siemens-Deichmannschen Ehepaares war Friedrich August, der „Dresdner Siemens", geboren am 8. Dezember 1826, gestorben am 26. Mai 1904 zu Dresden.

Wiederum das nächste Kind: Karl Heinrich, der „Russische Siemens", geboren am 3. März 1829, gestorben am 21. März 1906 zu Mentone.

Es folgten noch vier Geschwister, drei Söhne und eine Tochter.

Über die Lebensgeschichten der vier berühmten Erfinderbrüder besteht schon eine ziemlich reiche Literatur, von der namentlich die „Lebenserinnerungen" Werners, dritte Auflage, Berlin 1901, das Buch von Pole: Wilhelm Siemens, Berlin 1890, und Ehrenbergs Untersuchung in „Entstehung und Bedeutung großer Vermögen" in der Deutschen Rundschau, Heft 7 und 8 des Jahrgangs 1902, zu erwähnen sind.

Über die Unternehmungen des Hauses Siemens unterrichten: Howe, Siemens & Halske, Berlin 1897, und namentlich Ehrenberg in dem großangelegten Werke „Die Unternehmungen der Brüder Siemens". Erster Band bis zum Jahre 1870. Jena 1906.

Das ästhetische Problem in der Photographie

Von Joseph Aug. Lux

Ewig interessant und unerschöpflich an Überraschungen ist das Experiment. Auch in der Photographie hält sich der Handwerker an das Typische, Hergebrachte und Gewohnheitsmäßige, während der Forscher, der Erneuerer, der Künstler den unerschöpflichen Schatz der künstlerischen Möglichkeiten zu heben versucht. Jeder Schritt in dieses nie vollends entdeckte Land bringt Unvorhergesehenes, beglückende Erscheinungen, enttäuschte und erfüllte Hoffnungen, Mißerfolge und Siege. Ein gegen eine von der Sonne grell beleuchtete Wand photographierter Körper in leichten, weichen Gewändern, umsponnen von den auf der Mauer

Digitized by Google

liegenden Schatten einiger hochstieliger Pflanzen, Disteln etwa, kann eine wundervolle stilistische Erscheinung geben, in der die Gestalt selbst unkörperhaft, „flächig“ und lichtdurchflossen wird. Für die künstlerische Wirkung der Photographie, namentlich wenn sie die Bestimmung hat, als Wandschmuck zu dienen, soll die Betonung der Fläche ja nicht vergessen werden. Hier ist das Problem, die zurückweichenden Verkleinerungen, die Perspektiven, die gleichsam Löcher in die Wand legen, ganz zu vermeiden. In der Skala von Schwarz und Weiß, von Hell und Dunkel soll alles in einer Ebene auf der Bildfläche liegen. Die klare und scharfe Auszeichnung der Konturen ist dabei nicht so wichtig als die dekorative Nebeneinandersetzung von Hell und Dunkel, von Nuance gegen Nuance, die die Konturen eher auflösen als verschärfen. Wenn es einer Unterstützung durch Analogien bedarf, so könnte man sagen, daß die Kunst des Amateurs in solchen Fällen eine schmuckhafte, um nicht gleich zu sagen eine schmucksteinähnliche Wirkung mit Glück anstreben kann oder etwas, das in der Tendenz der ebenfalls auf Flächenwirkungen hinarbeitenden alten gotischen Gobelins oder des modernen Ornaments liegt, das ebenfalls Flächencharakter anstrebt. Wo eine künstlerische Wirkung erwünscht ist, wird sie am ehesten erreicht werden durch das Streben nach ornamentaler Erscheinung. Was sich im modernen Plakat durch die Vorgängerschaft der modernen Stilisten in der Malerei längst vollzogen hat, die flächig dekorative Durchführung, das hat die Photographie mit ihren Mitteln von Licht und Schatten, die die abwesende Farbe unter Umständen auf das herrlichste suggerieren können, noch zu tun. Dann erst wird sie sich die ursprüngliche Heimat alles Bildmäßigen erobern, die Wand. Vielleicht nicht die Plakatwand, sondern die Wand des Interieurs, des Wohnraumes. Die flächig dekorative Behandlung der künstlerischen Photographie, die auf diese Art ins Ornamentale gesteigert wird, fordert eine sorgfältige Beobachtung der Licht- und Schattenverteilung, der rhythmischen Abwechslung und Anordnung von Hell und Dunkel, Schwarz und Weiß. Es wird im allgemeinen viel zu wenig beachtet, daß im Ornament überhaupt und selbstverständlich auch in der modernen Malerei, in der Raumausstattung und in der Architektur die dunkeln Teile der Farbengebung eine ebenso wichtige Rolle spielen wie die hellen Teile, und daß beide in der Wiederkehr und Variation von dem künstlerischen Intellekt voraus empfunden werden. Die Proportionalität spielt also auch in der Farbengebung, in der Licht- und Schattenverteilung eine außerordentliche Rolle, und je strenger, gebundner, stilistischer der künstlerische Ausdruck erscheint, desto bewußtvoller wird das Geheimnis der schönen Proportion auch in der Hinsicht behandelt. Der Photograph, der auf diesem Wege experimentell vordringt, kann Ungewöhnliches leisten, wenn seine Erfahrung in der Wahrscheinlichkeitsberechnung der Licht- und Schattenwirkung auf der Platte hinlänglich gediehen ist. Glücklicherweise gibt es für diese künstlerischen Möglichkeiten kein Rezept, das sich zu einer handwerksmäßigen Konvention verknöchern ließe. Das Glücken des Experiments hängt hier von dem künstlerischen Instinkt des

Digitized by Google

Photographen ab, der die Überraschung liebt und sich selbst übertreffen will. Jedes Gelingen in der Richtung dieses künstlerischen Zieles wird ein Fund sein, der sich nicht leicht wiederholt. Und das ist gut, denn der Wert des künstlerischen Experiments in der Photographie wird dadurch wesentlich erhöht, daß Unika entstehn. Jedes Bild eines Malers erscheint als Unikum und rechtfertigt als einzigartige künstlerische Offenbarung, die in derselben Art nur einmal möglich ist, den hohen ideellen und danach auch bezifferten Wert. Etwas ganz ähnliches in gemessenen Grenzen gilt auch für die Photographie, die nach hohen Zielen strebt. Der Handwerker, der in der berufsmäßigen Frone schafft, mag sich in den billigen Konventionen halten, die ihm der niedere Geschmack seines Publikums vorzeichnet. Wer in der mechanischen Alltagsübung aufhört, geistig zu arbeiten, wird die künstlerische Sache auch in der Photographie nicht um einen Schritt weiter bringen, im Gegenteil. Die einzigen Konventionen, die der fortschreitende und erobernde Photograph anerkennt, sind die bindenden Wegweiser, die er von den letzten Errungenschaften der modernen Kunst empfängt. Es kann dem Photographen nur zum Vorteil gereichen, wenn er sich mit der exklusivsten Kunst der modernen Malerei in ein Verhältnis setzt als genießender und eindringender Kunstliebhaber. Nicht etwa deshalb, weil er hoffen kann, die zauberhaften Wirkungen der modernen Malerei lichtbildnerisch zu reproduzieren, aber er kann hoffen, eine Aufdeckung der ästhetischen Probleme zu finden, die auch seiner Entwicklung den Weg weisen müssen.

Die eigenartigsten und interessantesten Schöpfungen wird der Photograph dort erreichen, wo er gleichsam freischaffend verfährt, im Porträt und in den auf dekorative Effekte hinarbeitenden Aufgaben, in denen die Landschaft, die Pflanze oder das sonstige dargestellte Objekt nur Mittel zum Zweck ist, die Wunder des Lichtes mit seinem Gegensatz, dem Schatten, zu offenbaren. Im Porträt wird er jeden kühnen originellen dekorativen Gedanken wagen können, manchmal sogar auf Kosten der sogenannten photographischen Porträttreue, denn jede durch Licht- oder Schattenwirkung erreichte Originalität kann den Vorzug des Interessanten haben, wenn sie auch auf Kosten der Deutlichkeit geht. Wir wissen zu genau, daß jeder zweckvoll angestrebte Grad von dekorativer Verschleierung geeignet sein kann, der Porträtaufnahme einen mystischen Glanz zu geben, eine Vergeistigung hineinzutragen, die das Unbedeutende bedeutend macht und über das Modell hinaus eine neue, in sich selbst beruhende Schönheit geben kann. Daß das Bild möglichst groß im Rahmen erscheinen, alles störende Beiwerk, das die Absichtlichkeit des Arrangierens ausdrückt, vermieden und die höchste Zucht der Vereinfachung angestrebt werden soll, gehört zu den banalen Grundsätzen der Amateurkunst, bei denen wir uns nicht mehr aufzuhalten haben. „Die Einfachheit ist die letzte Zuflucht komplizierter Naturen." Aber außer jenen rein künstlerischen Arbeiten, wo es dem experimentierenden Amateur vergönnt ist, schöpferisch zu arbeiten, gibt es sehr viele Aufgaben für ihn, die im Dienste einer Kultursache stehn. Hier ist das Objekt nicht mehr bloß Träger

Digitized by Google

des Lichtes, wie in den Augen der Impressionisten, denen der menschliche Körper, Früchte, ein zerbrochner Krug und ein paar Zwiebeln vom malerischen Standpunkt gleichwertig erscheinen, weil sie ihnen zunächst nur als Offenbarungsmöglichkeit des Paradieses der schönen Farben und des Lichtes erscheinen, das diesen Farben erst das vibrierende Leben einhaucht. Wenn es sich darum handelt, die Schönheiten und die Überlieferungen der Heimat zu buchen, architektonische Werte in der Landschaft, im Städtebau und in der Heimatkunst aufzufassen und lichtbildnerisch darzustellen, eine Sache, die heute ziemlich weite Kreise beschäftigt und zur Tagesaufgabe des Photographen gehört, dann steht das Problem anders vor uns. Der entdeckungsfreudige Schönheitssucher verfährt nicht mehr selbstherrlich, er ist nicht mehr hauptsächlich Impressionist, sondern sozusagen Architekt, der klar und meßbar zeigen will, was lineare und proportionale Schönheit heißt. Ein Instruktives tritt in den Vordergrund. An Stelle der Nuance regiert die Linie. Was zunächst interessiert, ist nicht die Aufgabe, sondern das Objekt, während im ersten Falle bei dem rein lichtkünstlerischen Verfahren die Aufnahme das Interessante war, nicht das Objekt. In diesem ersten Fall wollte der Photograph ein Bild seines Geistes geben, nicht des Modells. Im zweiten Falle will er das Modell zeigen und nur indirekt ein Dokument seines Geschmacks, seiner Disziplin, seiner Fähigkeit, das Schöne zu erkennen, wo es sich vorfindet, zeigen. Das ist in der Tat keine geringe Aufgabe. Um ein Gebäude zu photographieren, soll der Amateur die Augen eines Architekten haben, er soll sofort den Standpunkt erkennen, von dem aus sich die interessanteste künstlerische Seite der Architektur offenbart. Er soll wissen, auf welche Merkmale es gerade den modernen, baukünstlerischen Gebildeten ankommt. Natürlich interessiert uns das Detail, einzelne Partien, nicht nur der Aufbau des Ganzen. Selbstverständlich soll das Architekturobjekt so groß im Rahmen stehn wie nur möglich. Das Geheimnis der schönen Proportion, das ja das eigentliche innere Schönheitsmerkmal der Baukunst ist, muß dem Photographen vollends aufgegangen sein. Hat er es gefunden, dann weiß er es auch mit annähernder Sicherheit an den Werken der alten und neuen Baukunst zu entdecken. In der Tat ist es vom architektonischen Standpunkt aus das Wichtigste, was uns an den Architekturwerken interessiert, das, woran sich das auf Rhythmus und Harmonie gestellte Empfinden zuerst und instinktiv wendet. Die Ausbildung dieses Sinnes, des sechsten, ohne den die Musik bloßer Lärm, architektonische Massen nur Ungetüme, Farbe, Licht und Schatten unvermittelte Gegensätze, Tast- und Geschmacksempfindungen lediglich Quantitätseindrücke sind, diese Ausbildung liegt der Hauptsache nach außerhalb der Betätigungssphäre des Amateurs, sie bildet den allumfassenden Bezirk der künstlerischen Bildung, aber sie hat natürlich den stärksten Einfluß auf die künstlerischen Leistungen in der Photographie. Vielleicht wird später einmal Gelegenheit sein, das künstlerische Gesetz der schönen Proportion und ihre Anwendung auf die Amateurphotographie ausführlich zu behandeln, was in diesem

Digitized by Google

Zusammenhang nicht geschehn kann. Für diesesmal muß es genügen, auf die Bedeutung dieser Frage aufmerksam zu machen, die bei jeder Architekturaufnahme eine eminente Rolle spielt und nicht nur hier, sondern in jedem Landschafts- und Straßenbild, nicht nur was die Objekte in der Naturansicht betrifft, sondern auch die Verhältnisse, in denen sie auf der Platte zu stehn kommen. Bei Gebäudegruppen sind nicht nur diese Gesetze maßgebend, sondern auch die Wahl eines geeigneten Standpunkts, von dem aus die Gruppe als einheitliches Ganzes zusammengefaßt erscheint. Dieselben Gesetze, die für das einzelne Gebäude oder für malerisch aufgelöste Gebäudegruppen gelten, finden ihre Anwendung auf die Platz- und Straßenbildung, auf das Nebeneinander mehrerer Gebäudeanlagen, die in der höhern Ordnung der städtebaulichen Verfassung eine Einheit zu bilden haben, was ich später einmal nachweisen will. Der Photograph, der uns in städtebaulicher Hinsicht interessante Straßen-, Platz- und Gebäudeaufnahmen bringen will oder mit dieser Rücksicht Aufnahmen von schönen Brunnen, Denkmälern, Gärten, Bäumen und Baumgruppen, muß mit den allgemeinen Städtebaugrundsätzen bis zu einem gewissen Grade vertraut sein, damit er weiß, worauf es bei der Aufnahme ankommt. Es werden ganze Bücher publiziert, photographische Publikationen als Architekturwerke, Städteansichten und Albums usw., die durch eine gewisse malerische Auffassung anziehend erscheinen, und die doch nur in einem verminderten Grade brauchbar sind, weil ihnen eben der architektonische Blick für Bauwerk und Städtebau fehlt. Aber die Gesetze der proportionalen Harmonie, die in der Baukunst, im Städtebau und schließlich doch auch in der Malerei eine bedeutende, vom Laienpublikum aber viel zu wenig gewürdigte Rolle spielen, sind sogar auch maßgebend für die Raum- oder Flächengebilde, die sich in der photographischen Platte oder in der Bildfläche selbst repräsentieren. Kurz, wir wollen die Objekte so auf unsrer Fläche haben, daß sie selbst in der Erscheinung auf der Platte eine interessante Teilung des darin zur Verfügung stehenden Raumes bewirken, ganz abgesehn davon, daß wir zugleich einen interessanten Einblick in den künstlerischen Geist der gegebnen reellen Verhältnisse des Objekts bieten wollen. Diese künstlerische Pflicht läßt nicht nach, ob es sich nun um Landschafts-, Architektur-, Interieur- oder Modellaufnahmen handelt. Also auch die schlechtweg genannte Industriephotographie bedarf des künstlerischen Adels, und diese ganz besonders. Daß sich der sogenannte Industriephotograph, der Architekturen und Interieurs aufnimmt, der künstlerischen Notwendigkeit entbunden glaubt, ist der große Jammer, unter dem alle Architekten und Raumkünstler, die auf solche Leistungen angewiesen sind, zu leiden haben, hier ist eine Bresche, in die der kunstliebende, ästhetisch disziplinierte Photograph zu treten hat.

Digitized by Google

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Es stürmte so heftig, daß der Kutscher an verschiednen Stellen auf dem Strandwege abspringen mußte, um das hohe Fuhrwerk zu halten. Aber sie hatten den Sturm von hinten, und in fliegender Fahrt ging es dahin.

Daheim auf der Diele, während er den Rock abwarf, stürzte eins der Mädchen an ihm vorüber in die Küche.

Wie —?

Sie verschwand, ohne sich die Zeit zu lassen, ihm zu antworten. Und der Oberlehrer ging ins Zimmer hinein. Dort kam ihm der Doktor entgegen.

Lieber, alter Freund, ich habe dich holen lassen.

Ja ja ja —?

Deine Frau ist sehr schlecht gewesen. Eine Ohnmacht — von unheimlicher Art — augenblicklich ist sie vorüber —

Sie erholt sich doch wohl — wie —? Lieber Doktor?

Für den Augenblick — ach nein, es ist besser, wenn du jetzt hierbleibst! Später, später kannst du hineingehn. Sie ist sehr erschöpft. Und die kleine Benny ist bei ihr — sie ist ein vortreffliches Mädchen, lieber Freund. Sehr tüchtig — eine Weile sah es recht schlimm aus! —

Aber so sage mir doch ...

Es ist ihr Herz. Meine alte Befürchtung. Es will nicht länger mitmachen. Mein lieber Freund, du mußt dich darauf vorbereiten, daß deine Frau stirbt. Mein lieber, lieber Freund!

Der Oberlehrer stand mit offnem Munde da und starrte vor sich hin —

Ich muß es dir sagen, so hart es auch ist. Denn es kann sich um Stunden handeln. Bis morgen hält sie es nicht aus!

Der Doktor nahm den Oberlehrer beim Arm und führte ihn zu einem Stuhl.

Ich muß in die Stadt, um Medizin zu holen, ich will auch Doktor Kahrs mitbringen. Bleib du jetzt nur sitzen, dann hole ich dir dein tapfres Töchterchen. Sie ist eine kleine Heldin, das ist sie! Es sah schlimm aus, lieber Freund — vorhin. Wir glaubten, daß alles vorbei sei —

Der Doktor ging und kam nicht wieder. Aber einen Augenblick später kam Benny. Oberlehrer Hauk saß da, die Hände auf den Knien, und starrte zusammengesunken vor sich hin. Benny setzte sich auf die Stuhllehne und schmiegte sich an ihn.

Vater!

Da stand er auf.

Kind! sagte er, jetzt muß ich zur Mutter hineingehn.

Benny ließ ihn gehn.

Digitized by Google

Die Rouleaux waren heruntergelassen. Es war halbdunkel im Schlafzimmer. Am Bett erhob sich eine Gestalt lautlos. Es war eine Diakonisse. Schweigend machte sie dem Oberlehrer Platz.

Im Bett lag Frau Hauk mit geschloßnen Augen. Sie leuchtete förmlich, so bleich war sie.

Der Oberlehrer blieb eine Weile auf halbem Wege zwischen der Tür und dem Bett stehn. Dann flüsterte er der Diakonisse zu: Schläft sie?

Die Diakonisse schüttelte den Kopf. Der Oberlehrer ging hin und setzte sich auf den Stuhl am Kopfende.

Juliane! sagte er halblaut.

Frau Hauk öffnete die Augen weit und sah ihn an, ohne den Kopf umzuwenden. Eine Sekunde. Ohne eine Bewegung oder eine Miene, ohne Ausdruck. Dann schloß sie die Augen wieder.

Wie geht es jetzt? fragte er. Sie sah einen Augenblick auf, sah ihn aber nicht an. Sie machte kein Zeichen der Antwort.

Er fing an, mit ihr zu sprechen, tröstend, ermunternd. Sie aber blieb unberührt mit geschloßnen Augen. Da fühlte er eine leichte Berührung auf seiner Schulter.

Sie ist so matt! flüsterte die Diakonisse.

Er sah fragend auf, und sie nickte. Dann erhob er sich leise und ging hinaus. Drinnen im Zimmer begann er auf und nieder zu wandern. Er jammerte halblaut. Benny saß am Fenster und starrte ihn hilflos an. Als er dann zu schluchzen anfing, während er auf und ab ging, stand sie auf und kam zu ihm hin. Sie schob ihren Arm unter den seinen und wanderte mit ihm in dem langen Zimmer auf und nieder. Lange gingen sie schweigend so. Der Sturm draußen tobte gegen die Wand und die Fenster mit heulenden Stößen. Es war Mittagszeit, aber der sonnenlose Tag der dunkelsten Jahreszeit drang fahl und grau durch die Fensterscheiben.

Kind, Kind! sagte der Oberlehrer. Und er wiederholte diese Worte wieder und wieder. Endlich fing er an zu sprechen, gedämpft und ruhig, aber gleichsam aus weiter Ferne: Der Tod ist zu uns gekommen, mein Kind.

Ach, Vater, sage das nicht! Wir müssen doch hoffen.

Nein nein nein. Der gute Doktor hat es mir gesagt, damit wir nicht hoffen sollen. Der Tod ist jetzt in unserm Hause, mein Kind. Und wir dürfen uns keine Hoffnung vorgaukeln. Sondern wissen, daß es so ist. Mutter muß jetzt sterben, liebe Benny, ihr Herz ist müde geworden, weißt du. Zum Sterben müde. Es kann nicht mehr leben, kann nicht länger für uns schlagen. Der Tod ist zu ihr gekommen, um ihrem müden Herzen Ruhe zu schenken. Und wir müssen unsern bittern Schmerz zurückhalten. Kind, Kind, in Ehrerbietung gegen Gottes Willen müssen wir uns zurückhalten, du und ich, die wir Mutter verlieren sollen. Ihr Herz ist jetzt müde. Und wir können uns nicht darüber erbittern. Ihr ganzes Leben ist ein einziger unablässiger Liebesdienst gewesen. Von ihrer Jugend an, Kind, die ich gesehen und geliebt habe. Ja, von ihrer Kindheit an. Und bis zu dieser Stunde. Sie hat nur an uns gedacht, an unser Wohl und Wehe, nie an sich selbst. Sie verließ ihren Vater, den Kreis ihrer Schwestern, ja ihr schönes Heim und ihr glänzendes Leben, um getreulich meine armseligen Verhältnisse zu teilen. Sie hat nie geklagt. Sie hat ihr Kreuz mit unermüdlicher Geduld getragen und hat Nachsicht gehabt mit meinen Unzulänglichkeiten, wie sie ihre Freude in dem gesucht hat, was ich ihr zu bieten vermochte. Gegen uns alle ist sie der liebevolle Engel gewesen. Mein Gott, mein Gott! Wir dürfen unser Gemüt nicht dadurch verbittern lassen, daß sie jetzt zur ewigen Ruhe eingeht!

Digitized by Google

Benny ging wie im Traum. Seine Rede klang wie milde Musik aus der Höhe, segnete und beruhigte. Sie fühlte, wie die Spannung des Schmerzes und der Angst in ihren Gesichtsmuskeln nachließ und sich zur Ruhe legte.

So wanderten sie noch immer im Zimmer auf und nieder, als der Doktor mit dem jüngern Arzt zurückkam. Sie grüßten schweigend Vater und Tochter und begaben sich zu der Kranken hinein. Nach einer Weile kehrten sie zurück.

Lieber Hauk, ich kann nur wiederholen, was ich dir bereits gesagt habe. Deine Frau hat nicht mehr viele Stunden zu leben. Ihr Herz ist gelähmt.

Der Oberlehrer setzte sich in den Lehnstuhl. Schweigend reichte er dem Doktor seine Hand und nickte langsam.

In einer Stunde komme ich wieder, sagte der Doktor und ging. Der junge Arzt grüßte schweigend und folgte ihm. In der Tür winkte der Doktor Benny zu, die mit ihm auf die Diele hinaus ging.

Alles so still wie möglich, sagte der Doktor. Ich denke, es wird das beste sein, ich lasse Julius aus der Schule abholen, damit er bei uns essen kann. Dies hier wird nichts für ihn sein.

Benny nickte zum Dank.

Und dann mußt du tapfer sein, liebe Benny! Das wird gut für deinen Vater sein. Suche ihn zu bewegen, daß er ein wenig ißt. Und iß du selbst auch. Hier ist nichts zu machen, als die schwere Schickung still und ruhig hinzunehmen!

Benny fand ihren Vater im Krankenzimmer. Hier saß er zu Häupten des Bettes und betrachtete die Sterbende ganz still, während die Tränen ihm aus den Augen tropften. Frau Hauk lag mit festgeschloßnen Augen regungslos da. Das Bett des Oberlehrers war an das Fenster gerückt. Und Benny trat auf die andre Seite der Kranken.

Da schlug Frau Hauk ihre Augen auf.

Mutter! sagte Benny.

Aber sie schien nichts zu hören.

Hier sitzen wir bei dir, Juliane! sagte der Oberlehrer. Aber Frau Hauk gab kein Lebenszeichen von sich. Nur eine Angst tauchte in ihrem starrenden Blick auf. Als sähe sie etwas vor sich — in weiter Ferne.

Und so blieb sie liegen mit weitgeöffneten Augen.

Endlich gelang es Benny, den Vater hinauszuführen. Sie setzten sich im Eßzimmer zu Tische. Und sie bewog ihn, ein wenig zu essen.

Ach ja, ach ja. Nun bleiben wir allein! Wo sagtest du, daß Julius ißt, Kind?

Beim Doktor, Vater!

Ja, das ist wohl auch das beste. Für das junge Gemüt.

Die Diakonisse glitt herein und bat Benny zu kommen. In der Wohnstube sagte sie zu ihr: Ihre Mutter will etwas sagen, ich kann es nicht verstehn.

Frau Hauk lag wie vorhin — mit den starrenden, fernen Augen.

Mutter, ich bin es, Benny!

Aber Frau Hauk rührte sich nicht und hielt den Blick starr in die Ferne gerichtet. Benny machte der Diakonisse ein Zeichen. Sie ging und kam mit dem Oberlehrer zurück.

Hier, Juliane, meine Geliebte! Hier bin ich!

Sie standen beide über das Bett gebeugt, voller Erwartung. Aber sie lag da, als sei sie weit weg, ohne Besinnung; wie aus einer Eisluft um sie her starrten die Augen in dem todblassen Gesicht. Die Minuten verstrichen, und die halbe Stunde und die ganze. Die Diakonisse zündete eine Lampe an, die das Zimmer mäßig erhellte.

Digitized by Google

Da durchzuckte es sie plötzlich alle. Frau Hauk bewegte die Lippen und stöhnte schwach.

Was willst du, Juliane? Ich bin es, liebe Frau!

Ein langer stöhnender Seufzer; die Angst des Blickes wurde bestimmter, und die Kranke preßte einen leisen Schrei aus: Ich kann sie nicht finden!

Der Oberlehrer beugte sich über sie: Was kannst du nicht finden, mein Lieb?

Aber es verging eine lange Zeit, und Frau Hauk starrte nur mit fernen Augen.

Zweimal wiederholte sie: Ich kann sie nicht finden! Ich kann sie nicht finden!

Der Oberlehrer lag auf den Knien am Bett.

Wenn du uns doch nur sagen könntest, was du suchst!

Da murmelte Frau Hauk: Jesus sehe ich. Über dem schwarzen Wasser. Sie schwieg lange.

Siehst du Jesus? sagte der Oberlehrer.

Er fragt mich. Über dem schwarzen Wasser! flüsterte sie.

Wonach fragt dich Jesus, geliebte Juliane?

Es währte viele Minuten. Endlich kam es wie ein Schrei des Entsetzens: Meine Liebeswerke!

Sie stöhnte laut und schloß die Augen. Schlug sie wieder auf, weit auf: Ich kann sie nicht finden!

Mein Lieb, wir sitzen ja hier, ich und die kleine Benny. Und wir sind ja deine Liebeswerke. Sage das Jesus, meine Juliane. Daß wir die Zeugen deiner unendlichen Liebe sind aus allen den Jahren und Tagen, deiner schönen Liebe zu mir aus der jungen Zeit, aus unsrer jungen Zeit, Juliane — die du zu allen Zeiten gut gegen mich gewesen bist, unendlich gut!

Er nahm ihre Hand, die auf der Bettdecke lag. Aber sie löste sie langsam, bestimmt aus seinem Griff. Und durch die Eisluft hindurch, wie aus der Ferne und einsam und angstvoll ertönte es wieder: Ich kann sie nicht finden!

Jesus wird sie für dich finden, Geliebte. Bei deinem Vater und deiner Mutter wirst du sie finden, alle die ununterbrochnen Werke deiner Liebe. Und bei deinen kleinen Schwestern und bei mir unser ganzes Leben lang, deine große aufopfernde Liebe!

Frau Hauk lag unbeweglich da. Der Doktor kam lautlos. Er befühlte ihren Puls, lauschte auf ihren Herzschlag und flüsterte der Diakonisse etwas zu.

Es geht zu Ende, sagte er endlich gedämpft zu Hauk.

Ich kann sie nicht finden! schrie jetzt Frau Hauk mit lauter, gellender Stimme.

Der Oberlehrer fuhr in die Höhe und sah sich verwirrt um. Benny ging schnell auf ihn zu.

Still, Vater, ach, still!

Kind, schicke zum Pfarrer — zu Pastor Kalland. Auf ihn wartet sie. Er muß kommen — das Abendmahl, Kind, er muß es mitbringen —

Benny ging hinaus und schickte eins der Mädchen mit dem Wagen des Doktors zu Pastor Kalland. Dann kehrte sie zurück.

Ein starker, widerlicher Geruch machte sich im Zimmer bemerkbar. Der Doktor hantierte mit einer Medizin vor dem Gesicht der Kranken. Der Oberlehrer saß zusammengesunken zu Häupten des Bettes.

Und die Minuten vergingen in Totenstille. Mit langen Zwischenräumen flüsterte Frau Hauk, während sie unbeweglich und unverwandt in das Zimmer hineinstarrte: Ich kann sie nicht finden! Und einmal murmelte sie: Das schwarze Wasser!

Nach Verlauf einer halben Stunde kam Pastor Kalland. Drinnen im Zimmer hatte er Talar und Kragen angelegt. Er begrüßte den Oberlehrer und Benny

Digitized by Google

flüsternd. Die Diakonisse war ihm mit dem Kelch behilflich, den er in einem Etui mitgebracht hatte. Sie goß Wein in den silbernen Becher und hielt ihn dem Pfarrer, der an das Bett trat. Er fragte, ob die Kranke bei Bewußtsein sei. Und der Doktor antwortete mit einem vernehmlichen Ja. Frau Hauk lag wie vorhin. Und der Pfarrer zog sein kleines schwarzes Buch heraus und las langsam und gedämpft, aber deutlich daraus vor.

Die Diakonisse reichte ihm die silberne Schale mit der Oblate. Er vollzog die Formel und führte die Oblate an ihren Mund.

Da hob sie die eine Hand in die Höhe und drängte die Hand des Pfarrers weg: Ich kann sie nicht finden! flüsterte sie. Meine Liebeswerke!

Der Pfarrer begann mit ihr zu sprechen. Aber sie lag da, als höre sie nichts, starrte vor sich hin und wiederholte einmal über das andre: Ich kann sie nicht finden!

Da stand der Oberlehrer auf und sagte laut: Julius! Julius muß kommen!

Und Benny lief hinaus. In der Küche war niemand. In den Zimmern oben niemand. Sie versuchte das Telephon, bekam aber noch immer keine Verbindung. Da riß sie einen Hut und einen Mantel vom Riegel und ging hinaus. Der Wagen des Doktors war weg. Sie sah sich danach um und lief dann selbst den Gartenweg hinab. Draußen auf der Landstraße faßte sie der Sturm, sodaß sie nahe daran war, umzufallen. Es war stockfinster. Aber sie fühlte eine wunderbare Stärke in der frischen Sturmluft und arbeitete sich vorwärts.

Man hörte die See gegen die Steine des Ufers brausen wie ein gewaltiger Gießbach in der Finsternis. Die Dunkelheit vor ihr erschien ihr wie ein Schlund, aus dem der Sturm ihr entgegenheulte. Aber wenn sie zuweilen den Rücken dem Unwetter zuwenden mußte, um zu ruhen und Atem zu schöpfen, so war das doch noch schlimmer. Dann wurde auf einmal alles still um sie her und in ihr. Das Sterbezimmer daheim stand wieder vor ihr mit den Augen der Mutter — den starrenden Feuerflammen der Angst über den schwarzen Wassern. . . . Und sie kämpfte sich vorwärts, vorwärts. Der Sturm faufte alle Sinne zunichte. Es war nichts als der Kampf mit ihrem kleinen Körper, mit den Beinen, die vorwärts mußten, eins vor dem andern mit Aufbietung aller Kräfte bei jedem Schritt. Und dann Julius — als habe die Mutter nach Julius gerufen in ihrer Verzweiflung — er mußte kommen, ihre einzige große Liebe — Julius, ihre Zärtlichkeit und Sorge, alle ihre Güte, all ihr Verzeihen — Julius. . . .

Fräulein Benny!

Sie schrie auf vor Entsetzen.

Sind Sie in diesem Wetter draußen?

Es war Svend Bugge. Er stand dicht vor ihr, den Kragen über die Ohren gezogen, und stemmte sich hintenübergebeugt gegen den Sturm.

Ich wollte gerade zu Ihnen hinaus und hören, wie es aussieht —

Meine Mutter stirbt! sagte sie. Ich will zu Doktor Langes und Julius holen.

Sie wollte weiterstürmen. Er aber hielt sie zurück.

Kehren Sie um. Ich will Julius holen. Ist er bei Langes?

Der Doktor meinte, es sei das beste für ihn, wenn er — wenn er es nicht sähe. Aber jetzt eilt es — ach, es eilt sehr!

Gehen Sie nach Hause, ich werde mit dem Jungen kommen!

Danke! Denn sie haben mich zu Hause wohl nötig —

Svend Bugge war schon auf dem Wege in die Stadt.

Benny kam schneller zurück als vorwärts. Auf der Diele zog sie den Mantel aus. Sie lauschte eine Weile, es war so still im Hause. Vor dem Spiegel ordnete sie ihr zerzaustes Haar und fuhr über ihr verwehtes Gesicht. Da fiel ihr ein, wo

Digitized by Google

doch nur die Mädchen geblieben sein konnten? Aber es war, als liege das in weiter Ferne. Die Welt stand still.

Drinnen im Krankenzimmer war alles wie vorhin.

Der Doktor hatte die Hand auf Frau Hauks Puls gelegt. Der Oberlehrer saß auf seinem Stuhl, zusammengesunken. Die Diakonisse stand hinter dem Doktor, ihren stillen, abwartenden Blick auf seinem Gesicht. Aber dort vor dem weggerückten Bett lag Pastor Kalland auf den Knien, gebeugt im Gebet.

Der Oberlehrer sah fragend, ungeduldig auf. Benny ging zu ihm hin und flüsterte ihm zu: Nun kommt Julius gleich, Vater!

Kann nicht finden! stöhnte Frau Hauk. Ihre Augen hatten einen gläsernen Glanz bekommen, und ihr unregelmäßiger Atem schnurrte.

Man wartete.

Benny stellte sich hinter ihren Vater, ein wenig vom Bett entfernt. Der Doktor ließ den Puls los und zog sich zurück. Ebenso die Diakonisse. Frau Hauks Gesicht wurde von der Lampe, die ihr zu Häupten stand, beleuchtet; sie starrte geradeaus.

Es verging eine unendlich lange Zeit. Das Rütteln des Sturmes an der Wand des Hauses erhöhte die Stille hierdrinnen.

Endlich hörte man einen Wagen draußen vor dem Fenster. Der Doktor sah Benny fragend an. Sie nickte und flüsterte dem Oberlehrer zu: Nun kommt Julius gewiß gleich, Vater!

Gott sei gedankt! Er stand auf, blieb aber stehn und sah Benny hilflos an: Hole ihn, den armen Jungen! Vorsichtig — Kind! Der arme Junge!

Benny ging hinaus. Auf der Diele standen Svend Bugge und Julius.

Ich habe einen Wagen bekommen . . .

Danke!

Julius schluchzte und weinte.

Mutter ist so krank, Julius. Sehr krank. Und sie will dich so gern sehen.

Er hatte abgelegt und war bereit.

Aber du darfst nicht so weinen, wir müssen still sein, Mutters wegen, weißt du. Du mußt tapfer und gut sein, Julius, und nicht weinen! Ja — Mutter wird sich freuen, wenn sie dich sieht!

Als Benny und Julius von der Diele her eintraten, gingen der Pfarrer und der Doktor durch die andre Tür in die Bibliothek hinein.

Hier ist Julius, liebe Juliane! sagte der Oberlehrer. Er will sich nach seiner Mutter umsehen! Julius ist da!

Frau Hauk schloß die Augen langsam und öffnete sie nicht wieder. Benny führte Julius zu ihr heran. Er schluchzte und kämpfte mit dem Weinen und starrte die Mutter entsetzt an.

Julius ist hier, Mutter! sagte Benny.

Da schlug Frau Hauk die Augen wieder auf und rief mit gebrochner Stimme: Meine Liebes — ich kann meine Liebeswerke nicht finden!

Julius stieß einen Schrei aus, und Benny führte ihn schnell hinaus.

Drinnen in dem großen Zimmer war es dunkel. Bei dem Schein, der durch die geöffnete Tür von der Diele herein schien, auf der eine kleine Lampe angezündet war, legte Pastor Kalland den Talar ab. Svend Bugge war ihm dabei behilflich. Der Doktor kam von der Diele herein. Er war in Reisekleidung.

Julius schrie laut.

Komm, mein Junge, du kannst mit mir nach Hause fahren! Ich nehme ihn mit, liebe Benny, und gegen abend sehe ich wieder vor.

Digitized by Google

Liebes Fräulein Hauk, sagte Kalland, der Doktor sagt mir, daß hier nichts zu machen ist. Da wollte ich Sie fragen, ob Sie wünschen, daß ich hier bei Ihnen bleiben soll —

Ach nein, Herr Pastor, unterbrach ihn der Doktor, es ist am besten, wenn Sie mit mir kommen! Die Worte wurden in sehr bestimmtem Tone gesagt.

Benny stand in dem schwachen Lichtschein und sah von dem einen zu dem andern hinüber, ohne Bewußtsein. Der Doktor streichelte ihr die Wange. Du bist ein tapfres kleines Mädchen! Geh du wieder zu Vater hinein!

Benny glitt in die Finsternis zurück.

Und Sie, Herr Kandidat ...

Ich bleibe hier, Herr Doktor! Das klang ebenso bestimmt. Hier geht alles drüber und drunter. Die Mädchen sind weg — und man kann sich doch am Ende ein wenig nützlich machen.

Der Doktor, Julius und der Pfarrer verschwanden. Svend Bugge ging in das Zimmer und stellte sich an die Verandatür und starrte in das rasende Unwetter hinaus.

Nach einer Weile drehte er sich um und wandte sich wieder dem dunkeln Zimmer zu. Er strich ein Streichholz an und entdeckte nun eine Lampe auf dem Tische am Fenster. Es war eine hohe, schwere Lampe aus weißem Porzellan. Er zündete sie an. Dann schloß er die Tür zu der kalten Diele und untersuchte den Ofen. Das Feuer glimmte noch, und er schüttete Kohlen auf. Mitten im Zimmer lag ein umgefallner Stuhl; er richtete ihn auf und stellte ihn an den Tisch. Auf dem Tische lag ein umgestoßnes Blumenglas, aus dem das Wasser heraustropfte.

Während er noch bemüht war, diesem Unglück abzuhelfen, tat sich die Tür zum Krankenzimmer leise auf, und die Diakonisse trat herein.

Ist hier kein Mädchen?

Sie sind total verschwunden. Ich habe das Haus nach ihnen abgesucht!

Die Lampe da drinnen geht aus. Es ist kein Petroleum mehr darauf ...

Sie können ja diese nehmen!

Aber —

Ich bin hier bekannt! sagte er kurz und ging vor ihr her.

Die große Lampe erhellte da drinnen plötzlich alles grell. Als Svend Bugge ein paar Schritte gegangen war, blieb er stehn.

Frau Hauk richtete sich im Bett auf. Sie saß aufrecht, steif und groß und starrte ins Licht hinein. Ihr ganzes Gesicht war nichts als die weitgeöffneten Augen, und aus ihrer Brust rang sich ein Schrei, entsetzlich mit übernatürlicher Kraft voller Angst und Verwirrung.

Der Oberlehrer fuhr in die Höhe, Benny ebenfalls. Die Diakonisse nahm die große Lampe und stellte sie an die Erde. Dann trug sie schnell die andre auf die Diele und kam zurück. Frau Hauk schrie wieder, hob die Arme halb von der Bettdecke in die Höhe — und schrie noch einmal. Sie versuchte, sich abermals zu erheben, aber die Diakonisse war neben ihr und bemühte sich, sie auf das Kissen zurück zu betten.

Der Oberlehrer war zurückgewichen, er stand entsetzt da und starrte vor sich hin. Benny fiel auf die Knie und barg das Gesicht in den Händen. Frau Hauks Schreie wiederholten sich, immer heftiger, wilder. Die Diakonisse kämpfte mit ihr. Sie sah sich nach Hilfe um, und Svend Bugge trat herzu. Endlich gelang es ihnen, die Kranke wieder auf das Kissen zu legen, wo sie zusammensank und flüsterte: Ich kann sie nicht finden!

Digitized by Google

Dann wurde es still.

Der Oberlehrer trocknete seine Stirn und setzte sich wieder auf den Stuhl. Er strich mit der Hand über Frau Hauks Kopf und flüsterte ihr etwas zu.

Benny aber blieb auf dem Fußboden liegen. Sie zitterte und bebte konvulsivisch, aber ohne Laut. Svend Bugge nahm nun die Lampe und setzte sie auf den Toilettentisch, ein wenig vom Bett entfernt. Er suchte sich eine Zeitung und machte einen Schirm daraus, den er über die Kuppel legte. Die Diakonisse dankte ihm mit einem schwachen Lächeln. Aber dann zeigte sie auf Benny. Svend Bugge zeigte fragend auf die Tür, und die Diakonisse nickte.

Er ging hin und legte die Hand auf Bennys Schulter. Sie schien es nicht zu bemerken. Da beugte er sich herab, hob sie in seinen Armen empor und trug sie wie ein Kind aus dem Zimmer, durch die Bibliothek in die dunkle Wohnstube. Er tastete sich an einen Lehnstuhl und ließ sie aus seinen Armen da hineingleiten. Sie zitterte am ganzen Leibe. Er lief hinaus, holte die Lampe von der Diele und trug sie auf den Tisch vor ihr.

Sie saß in dem Stuhl, wie vernichtet, und starrte ihn an, abwesend, verwirrt.

Kommen Sie, sagte er, legen Sie sich aufs Sofa. Sie müssen ruhen! Kommen Sie, ich werde Ihnen helfen!

Er faßte sie unter den Arm und half ihr aufzustehn. Sie gingen ein paar Schritte bis an das Sofa in der Ecke. Da merkte er, daß sie kurz davor war zu fallen. Und er nahm ihre kleine Gestalt auf den einen Arm und trug sie durch das Zimmer. Sie legte die Arme um seinen Hals. Er kniete vor dem Sofa nieder und bettete sie hin. Aber sie nahm die Arme nicht von seinem Halse, und er blieb vor ihr liegen. Sie jammerte laut, und er hob seine eine Hand in die Höhe und legte ihren Kopf gegen seine Schulter. Dann strich er ihr über das Haar.

So, nun müssen Sie ruhen! Ruhen! Sie sind jetzt zu müde, wissen Sie. So — so —

Ach! stöhnte sie und preßte sich an ihn in heftiger Erregung. Und dann brachen sich die Tränen Bahn.

Es währte lange. Sie weinte herzzerbrechend, und er strich ihr über das Haar und sagte nichts. Endlich wurde sie ruhiger. Sie jammerte nur noch leise, während die Tränen rannen. Er zog sein Taschentuch aus der Tasche, betrachtete es einen Augenblick kritisch und fing dann an, ihre Wangen und Augen zu trocknen.

Sie sah mit einem Anflug von einem Lächeln zu ihm auf.

Legen Sie sich jetzt hin und ruhen Sie ein wenig. So — ja! Er half ihr, sich auf dem Sofa auszustrecken, sah sich um, entdeckte eine Schlummerdecke über einem Schaukelstuhl. Die holte er und breitete sie über sie. Dann schob er auch noch ein paar Rückenkissen unter ihren Kopf.

Sie versank in einen Schlummer. Er bewachte sie eine Weile und ging dann auf den Zehen auf die Diele und in die Küche.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 2. November 1908

(Der Artikel des Daily Telegraph, und was damit zusammenhängt.)

Sensationelle Zwischenfälle sind für einen Bruchteil unsrer Tagespresse etwas sehr Erwünschtes; für den ernsthaften Politiker haben sie immer einen unerfreulichen Beigeschmack, der sich zu den unangenehmsten Empfindungen steigert, wenn wichtige vaterländische Interessen dabei beteiligt sind. Deshalb haben die Veröffentlichungen des Londoner Daily Telegraph über Äußerungen des Kaisers im Gespräch mit einem Engländer, hinter dem man eine politisch bedeutende Persönlichkeit vermuten mußte, und sodann die im amtlichen Auftrage erfolgte Erklärung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung eine tiefgehende Erregung hervorgerufen. Im Laufe der Erörterungen darüber wechselten verschiedene Eindrücke. Der erste ließ sich wohl allgemein ganz kurz in das Urteil zusammenfassen: „Das ist eine Mystifikation." Aber diese Meinung konnte nicht lange aufrechterhalten werden, denn das Wolffsche Telegraphenbureau, bekanntlich sonst sehr vorsichtig in der Verbreitung von Neuigkeiten dieser Art, brachte noch an demselben Tage einen Auszug aus dem Artikel des Daily Telegraph, und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung druckte ihn ab. Damit war jeder Zweifel an der Echtheit beseitigt, und es fragte sich nur noch, wie diese Veröffentlichung zu erklären war. Eine ganze Reihe von Fragen drängte sich auf. Wann hatte das Gespräch mit dem Kaiser stattgefunden? Wer war der Mann, zu dem der Kaiser so gesprochen hatte? War die Veröffentlichung in dieser Art und zu diesem Zeitpunkt beabsichtigt? War sich der Engländer, der die Vermittlung übernahm, der Wirkungen bewußt? Geschah die Veröffentlichung, die vielleicht vom Kaiser in andrer Art und unter andern Umständen gedacht war, in der Absicht, unsrer Politik Verlegenheiten zu bereiten? War der Reichskanzler unterrichtet, oder geschah das alles über seinen Kopf weg?

Alle diese Fragen wurden verschieden beantwortet, wobei allerdings, mit nur wenigen Ausnahmen, die verschiedensten Parteirichtungen in seltner Übereinstimmung der Meinung waren, daß die ganze Angelegenheit aufs tiefste zu beklagen sei. Eine amtliche Erklärung über den Hergang erfolgte, und sie fiel so aus, daß zwar erfreulicherweise der Kaiser persönlich in einer wichtigen Beziehung gedeckt wurde, nach einer andern Richtung hin jedoch der Eindruck peinlicher Vorkommnisse und der Bloßstellung unsrer Behörden vor der Welt verschärft erschien.

Nach der ersten Darstellung des Daily Telegraph sollte der Mann, an den die Worte des Kaisers über seine Beziehungen zu England und seine Gesinnungen für das englische Volk gerichtet waren, eine Persönlichkeit sein, die sich vor längerer Zeit aus dem Staatsdienst — dem ganzen Zusammenhange nach mußte man annehmen: aus dem diplomatischen Dienst — zurückgezogen hatte und nun ihre Indiskretion damit begründete, daß diese Veröffentlichung in England aufklärend und nützlich wirken werde. In Deutschland war man höflich genug, einem ehemaligen englischen Diplomaten so viel Augenmaß zuzutrauen, daß man diese Begründung der anscheinenden Indiskretion nicht ernst nahm und zu der näherliegenden Annahme überging, daß durch die Veröffentlichung der deutschen Politik ein böser Streich gespielt werden sollte. Jetzt sind wir durch die amtliche Erklärung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung belehrt worden, daß die erwähnten Angaben des englischen Blattes nur die Einkleidung geben sollten für die Zusammenfassung von Äußerungen, die der Kaiser im Gespräche mit verschiednen Engländern zu verschiedner Zeit getan hatte, und daß die Genehmigung des Kaisers zur Veröffentlichung des so zusammen-

Digitized by Google

gestellten Zeitungsartikels zuvor eingeholt worden war. Die Anstandspflicht gebietet hiernach, anzuerkennen, daß auf englischer Seite weder eine Indiskretion noch eine böse Absicht vorlag. Wenn die Angabe, daß hier eine einzelne, in der schon erwähnten Weise gekennzeichnete Persönlichkeit ihre Erinnerungen an ein bestimmtes Gespräch mit dem Kaiser aus eignem Entschluß an die Öffentlichkeit gebracht habe, nicht genau der Wahrheit entsprach, so ist dieser kleine journalistische Kunstgriff, der zur interessanten Einführung und Gestaltung der Mitteilungen gebraucht wurde, viel zu unwesentlich, als daß daraus ein Einwand gegen den Inhalt des Artikels vom englischen Standpunkt aus abgeleitet werden könnte.

Ist nun gegen die Äußerungen des Kaisers, die in dem Artikel des Daily Telegraph mitgeteilt werden, inhaltlich etwas einzuwenden? Schwerlich insofern, als dem Kaiser selbstverständlich das Recht zustehn muß, im Gespräch mit Personen, die er zum Empfang solcher Auseinandersetzungen für geeignet hält, auf Tatsachen und Handlungen hinzuweisen, die er bei dem andern Teil mit Recht als bekannt voraussetzen muß, und die er eben nur in die richtige Beleuchtung rücken will. Gewisse Dinge waren in England und auch bei uns in näher interessierten und mit gutem Gedächtnis behafteten Kreisen in der Tat längst bekannt. Daß Frankreich und Rußland während des Burenkrieges die Gelegenheit benutzen wollten, eine Koalition gegen England zustande zu bringen, daß Deutschland in diese Verbindung hineingezogen werden sollte, daß der Plan durch die englandfreundliche Haltung des Kaisers vereitelt wurde — das alles gehört längst nicht mehr zu den von der Diplomatie gehüteten Geheimnissen, und gerade in England wußte man am besten darüber Bescheid. Man hat nur bisher von dieser Kenntnis wenig Gebrauch gemacht, vor allem nicht Gebrauch machen *wollen*. Jetzt kam als etwas für uns in Deutschland neues die Behauptung hinzu, daß der Kaiser einen Kriegsplan für den Feldzug der Engländer in Südafrika ausgearbeitet und nach Windsor gesandt habe. Daß er wirklich benutzt worden sei, wird nirgends behauptet, von Lord Roberts sogar bestimmt abgeleugnet. Es kann freilich aus dem Artikel des Daily Telegraph die Andeutung herausgelesen werden, daß der Kaiser in den Kriegsoperationen der Engländer die Ausführung seiner eignen Idee zu erkennen glaubte. Aber damit soll offenbar nur darauf hingewiesen werden, wie ernst es der Kaiser mit der Betätigung seiner freundlichen Gesinnung für England gemeint hat. Und auch das wußten wir eigentlich längst, wenn auch dem Bilde hiermit ein neuer Zug hinzugefügt worden ist.

Nun könnte man vielleicht sagen, dann sei ja alles in Ordnung. Aber das Oberhaupt eines großen Staatswesens ist kein Historiker, der jederzeit alles sagen kann, wenn es nur geschichtliche Tatsache ist. Der Monarch ist vielmehr durch seine hohe Verantwortung gebunden, nur das zu sagen, was durch die zu erwartende Wirkung gerechtfertigt erscheint. Sich menschlich unbefangen geben kann er deshalb nur innerhalb einer Umgebung, die als vertrauenswürdig erprobt ist oder wenigstens ihrerseits der bestimmten Verpflichtung unterliegt, Äußerungen des Monarchen keine Folge zu geben, die nicht von diesem selbst gewollt ist. Ausländische Privatleute sind deshalb nur in den seltensten Fällen geeignete Empfänger von Kundgebungen des Herrschers, und werden sie dennoch dazu auserwählt, so muß man annehmen, daß die Wirkungen für den Fall ihrer beabsichtigten oder unbeabsichtigten Indiskretion sorgfältig überdacht sind. Die Wirkungen sind aber nicht von der Wahrheit oder Unwahrheit der Tatsachen abhängig, sondern von andern Momenten. Eine an sich richtige Tatsache, die bei gelegentlicher Feststellung in einer Zeitung als dankenswerte Aufklärung hingenommen wird, gestaltet sich zu etwas ganz anderm, wenn ein Herrscher sie nicht nur öffentlich, sondern direkt an die Adresse eines fremden Volkes kundgibt.

Digitized by Google

Denn alsdann spielen eine Menge Umstände eine Rolle, die sonst unbeachtet bleiben würden. Und eine politische Feststellung, die heute noch ganz harmlos wirkt, kann schon morgen durch Auftauchen neuer Möglichkeiten in der Weltpolitik eine kaum noch berechenbare Tragweite gewinnen.

Daß die Veröffentlichungen des Daily Telegraph höchst unerfreulich wirken mußten, war vorauszusehen. Zunächst in Deutschland. Es ist nicht nötig, hier ausführlich auf die Gründe zurückzugehn, die zur Zeit des Burenkrieges in den Gemütern der Mehrheit unsers Volkes eine heftige Feindschaft gegen England erzeugt hatte. Damals wurde die so entschieden englandfreundliche Haltung des Kaisers von sehr weiten, durchaus loyalen Kreisen mit bitterm Schmerz empfunden. Inzwischen hat sich vieles ereignet, was die Burenschwärmerei von damals sehr stark abgekühlt und ferner dahin gewirkt hat, England und dem englischen Volke besser gerecht zu werden. Unser deutsches Volk hat in seiner überwältigenden Mehrheit wieder gelernt, die Beziehungen zu England so zu betrachten, wie es unsern wirklichen Interessen und der Vernunft und Gerechtigkeit entspricht. Es besteht keine Feindseligkeit mehr gegen das englische Volk in seiner Gesamtheit, nur ein berechtigter Ärger über das Häuflein von Hetzern, die durch die Presse die Unwissenheit der Massen über kontinentale Verhältnisse ausnutzen, um den Groll gegen Deutschland nicht einschlafen zu lassen. Es besteht ebenso ein starkes Bedauern, daß auch die englische Politik noch vielfach von einem blinden Mißtrauen gegen Deutschland erfüllt ist und sich häufig in einer Richtung bewegt, die wir als ein auch den wahren Interessen der englischen Nation nicht entsprechendes Übelwollen gegen uns empfinden. Das wirkt natürlich hemmend auf die Arbeit von besonnenen Männern beider Nationen, die im Sinne eines gegenseitigen gründlichern Kennenlernens der beiden Völker wirken — ein Weg, der zur Milderung von Spannungen der einzig gangbare ist, und der uns immerhin schon ein Stück vorwärts geführt hat, der aber Geduld und langsames Ausreifenlassen voraussetzt und vor allem lehren muß, daß wir nicht mit einer Parforcepolitik der Überredung zum Ziel kommen, besonders wenn die weltpolitische Lage solche Wirkungen nicht unterstützt. Wir freuen uns heute, daß uns unser Kaiser auf diesem Wege nicht nur heute vorangeht, sondern sich schon zu einer Zeit, als das deutsche Volk in einem Irrtum befangen war, als der Weiterblickende erwiesen hat. Wir können uns darüber heute bereits mit der Ruhe auseinandersetzen, mit der man überwundne geschichtliche Episoden zu behandeln pflegt. Aber doch mit einer Einschränkung. Wenn der Kaiser selbst diese Vergangenheit gerade vor einem englischen Publikum heraufbeschwört, so wird das in vielen treuen deutschen Kreisen als eine tiefe Kränkung empfunden. Und das erklärt sich nicht nur aus der Verletzung des natürlichen nationalen Selbstgefühls, sondern auch aus Gründen, die auf die Erinnerungen aus jener Zeit zurückgehn. Denn es ist zwar jetzt die Überzeugung so ziemlich durchgedrungen, daß der Kaiser damals in der Sache recht hatte, aber darum darf doch etwas andres nicht verschwiegen werden, nämlich daß die Burenschwärmer ehrliche und ehrenvolle Gründe für ihre politische Auffassung hatten und sich deshalb ihres Irrtums auch heute nicht zu schämen brauchen, ferner daß von amtlicher Seite damals viele vorhandne Handhaben, die öffentliche Meinung zu beruhigen und besser zu leiten, nicht benutzt wurden, und endlich, daß zu jener Zeit vielen, die unter Niederkämpfung ihrer persönlichen Meinungen der amtlichen Politik zu folgen bereit waren, diese Haltung durch die Form einzelner Schritte und Bekundungen des Kaisers erschwert wurde. Diese Umstände haben doch einen Stachel hinterlassen, der sich jedesmal regen muß, wenn die Erinnerung an jene Zeit durch die Aufzählung der englandfreundlichen persönlichen Kundgebungen und Handlungen des Kaisers wachgerufen wird. Man sollte daran nicht rühren. Und darum ist es besonders zu bedauern, daß die Ausarbeitung

Digitized by Google

des Feldzugsplans gegen die Buren bekannt geworden ist. Denn dieser Schritt ist nicht durch die Politik des Deutschen Reichs zu erklären; hier hat die aus Gründen der Politik einzunehmende Haltung einen so stark persönlichen Zug angenommen, daß dem Enkel der Königin Viktoria etwas möglich wurde, was dem Deutschen Kaiser auch bei der freundlichsten Politik gegen England eine Unmöglichkeit sein mußte. Und das erhöht und verschärft das peinliche Unbehagen, das ohnehin durch die Veröffentlichung verursacht worden ist, weil sie den Eindruck macht, als sollte das Wohlwollen der Engländer gegen Deutschland durch Nichtachtung des deutschen Volksempfindens auf dem Wege persönlicher Werbung forciert werden.

Die Wirkung in England mußte ausbleiben, weil an den Stellen, wo Abneigung und Mißtrauen gegen Deutschland genährt werden, gar nicht der Wille besteht, sich durch Tatsachen und Vernunftgründe auf einen andern Weg führen zu lassen. Und die zur Erreichung dieses Zwecks nötige Formel ist längst gefunden. Man ist in diesen Kreisen Englands längst daran gewöhnt und darauf eingeübt, je nach der besondern Lage und Stimmung bald das deutsche Volk gegen den Kaiser, bald den Kaiser gegen das deutsche Volk auszuspielen. Auch jetzt hören wir wieder, daß niemand in England an der freundlichen Gesinnung des Kaisers zweifle, daß aber die Gesinnung und Entwicklung des deutschen Volks Mißtrauen einflößte. Wir haben schon oft genug in der englischen Presse das Gegenteil gelesen und werden es gelegentlich wieder lesen. Man mußte auch in Betracht ziehn, daß die Hetzblätter, um ihren Zweck zu erreichen, auch vor Entstellungen nicht zurückschrecken. Nach dem Artikel des Daily Telegraph sollte der Kaiser daran erinnert haben, daß er sich zur Zeit des Burenkrieges im Widerspruch mit den Gesinnungen der Mehrheit seines Volks befunden habe. Jetzt schreiben die Blätter vom Schlage der Times, der Kaiser habe selbst zugegeben, daß die Mehrheit des deutschen Volks englandfeindlich sei.

Ungünstig wirkte auch der Zeitpunkt der Veröffentlichung. Die ganzen Verhältnisse in der Weltpolitik liegen gegenwärtig so, daß man in England an frühere feindselige Stimmungen der französischen und russischen Politik nicht erinnert sein will. Werden die Engländer trotzdem daran erinnert, und noch dazu von dem Herrscher gerade der auswärtigen Macht, die sie als Gegenpol der eignen Interessen und als Gegnerin der neuen Tripleentente betrachten, so sagen sie sich, daß Deutschland ihnen ihre Freunde zu entfremden trachte, und glauben sich erst recht zum Mißtrauen berechtigt. In Frankreich und in Rußland fühlt man sich nicht weniger unangenehm berührt und sucht der Wirkung dadurch zu begegnen, daß man die Hinweise des Kaisers als Indiskretionen hinstellt, was sie keineswegs sind. Aber die politische Konstellation ist danach, daß man mit dem Vorwurf der Indiskretion und damit der politischen Unzuverlässigkeit gegen Deutschland in diesen Ländern immerhin Eindruck macht. Eine Unvorsichtigkeit ist auch die Andeutung, daß die Verhältnisse in Ostasien vielleicht noch einmal ein Zusammenwirken Deutschlands und Englands in der Zukunft herbeiführen würden.

Alles, aber auch alles deutet also darauf hin, daß eine solche Veröffentlichung unter der Autorität des deutschen Kaisers niemals hätte erfolgen dürfen. Wie konnte sie trotzdem geschehn? Zunächst drängt sich die Beobachtung auf, daß das auffallende Ansinnen, persönliche Äußerungen des deutschen Kaisers in einem englischen Zeitungsartikel unter voller Berufung auf den hohen Gewährsmann zu verwerten, nicht von vornherein höflich, aber bestimmt abgewiesen worden ist. Man hätte sich sehr wohl durch prinzipielle Erwägungen decken können, brauchte also die loyale Absicht des Engländers gar nicht in Zweifel zu ziehen. Der Kaiser selbst hat, wie mit Genugtuung festzustellen ist, das Gutachten der verfassungsmäßig verantwortlichen Stelle, des Reichskanzlers, einholen wollen. Aber eine Kette von Versehen und Fehlern hat leider bewirkt, daß die Beanstandung der Veröffentlichung nicht erfolgte.

Digitized by Google

Wir gehn hier auf die einzelnen Unglücksfälle bei der geschäftlichen Behandlung des verhängnisvollen Schriftstücks aus wohlerwognen Gründen nicht ein. Was darüber in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gesagt wird, ist die peinlichste Feststellung, die über den Geschäftsbetrieb unsrer Reichsbehörden erfolgen konnte.

Diese Aufklärung — wenn man eine Darstellung so nennen darf, die noch viele Dunkelheiten enthält — war vielleicht der einzige Ausweg, der gewählt werden konnte, um zunächst aus den schlimmsten Schwierigkeiten herauszukommen; sie öffnete der leidenschaftlichen Erregung, die sich des Publikums bemächtigt hatte, allerdings ein Tor, nur führte es leider nicht ins Freie, sondern in einen Irrgarten, worin sich niemand zurechtfand und jedermann immer wieder auf denselben Fleck zurück gelangte, der die Verhältnisse ganz unhaltbar erscheinen ließ.

Aus der allgemeinen Kopflosigkeit, in der man sich zunächst instinktiv an konstitutionelle Formen und unklare Begriffe klammerte, ging der Ruf nach dem Rücktritt des Reichskanzlers hervor, eine Unüberlegtheit, die das Gespött des Auslands nicht zurückhalten, wohl aber den Unannehmlichkeiten, die wir ohnehin schon tragen müssen, noch das verächtliche Gelächter desselben Auslands über unsern Mangel an gesunden politischen Instinkten hinzufügen wird. Wenn unsre Staatseinrichtungen nach englischem Muster zugeschnitten wären, könnten wir uns ja den Luxus leisten, den Fürsten Bülow ein klein wenig zu stürzen, bis über die dumme Geschichte etwas Gras gewachsen wäre, und wir ihn wieder holen könnten. Als Lord Palmerston im Dezember 1851 eine konstitutionelle Eigenmächtigkeit begangen hatte, die eine formelle Sühne erheischte — bekanntlich hatte er auf eigne Faust den Staatsstreich Louis Napoleons gebilligt —, mußte er sofort den Platz räumen; man hielt die knapp bemessene Anstandsfrist von kaum zwei Monaten inne und holte sich dann „Old Pam“ wieder. Dergleichen können wir den Briten nicht nachmachen. Wenn der Kaiser einen Reichskanzler fallen läßt, so ist dieser ein politisch toter Mann, und es ist ausgeschlossen, daß er dann noch während der Fortdauer derselben politischen Situation wieder in sein Amt zurückkehrt. Darum können wir das Ministerstürzen nicht als Sport betreiben, um nationalen Empfindlichkeiten einen konstitutionell hergebrachten Ausdruck zu geben. Wir müssen uns vielmehr reiflich überlegen, welche politische Verantwortung auf allen Gebieten die übernehmen, die den leitenden Staatsmann aus einer so eigenartigen Veranlassung, die mit seiner Führung der innern und auswärtigen Politik keinen wirklichen Zusammenhang hat, ihr Vertrauen entziehen und daraus die Konsequenzen ziehen wollen. Da der Kaiser nicht gezwungen werden kann, einen Kanzler seines Vertrauens zu entlassen, so würden diese Konsequenzen nur darin praktisch zum Ausdruck kommen können, daß die Parteien, die bisher die Politik des Fürsten Bülow unterstützt haben, ihm von nun an die Heeresfolge verweigern. Der Leidtragende dabei würde nicht Fürst Bülow, sondern das Vaterland sein. Der gegenwärtige Augenblick verträgt keine Kanzlerkrisis, weder in der innern noch in der auswärtigen Politik. Diese Überzeugung müßte auch politischen Gegnern des Fürsten Bülow kommen, wenn sie sich über die Aufgaben der Reichspolitik noch einen einigermaßen klaren Blick bewahrt haben. Aufgabe der Blockparteien wird es vor allem sein, auch unter den niederdrückenden Erfahrungen der unglücklichen Geschichte mit dem Artikel des Daily Telegraph die kühle Überlegung nicht zu verlieren und über dem Aufschäumen berechtigter Empörung über das Demütigende dieser Eindrücke keine parlamentarischen Übereilungen zu begehen. Schon steht das Zentrum bereit, die Rolle des großmütig vergessenden, der das Vaterland über die Partei stellt, zu spielen und die Katastrophe reparieren zu helfen — wenn Fürst Bülow gegangen ist! Man sieht, was die Glocke geschlagen hat. Darum ruhig Blut, Volksvertreter!

Digitized by Google

Aus dem Wirtschaftsleben

2. November 1908

(Die Bankenquete. Die wirtschaftlichen Folgen der Orientkrisis.)

Was gäbe es wohl Wichtigeres für das Wirtschaftsleben als die Bankfrage, d. h. die Frage, ob die deutsche Zentralnotenbank in ihrer gegenwärtigen Verfassung noch imstande ist, den ihr durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 erteilten Aufgaben gerecht zu werden? Die Vorgänge in Ungarn zeigen deutlich die Wichtigkeit; auch Österreich-Ungarn hat nämlich eine Bankfrage und eine Bankenquete. Ungarn will mit dem bewährten Zustande der beiden Reichshälften seit Jahrzehnten gemeinsamen Notenbank brechen und sich seine eigne Zentralnotenbank gründen. Es unterliegt nun keinem Zweifel — und die Gutachten hervorragender ungarischer Sachverständigen stimmen darin überein —, daß eine selbständige ungarische Bank ihren Aufgaben nicht in gleichem Maße gewachsen sein kann wie die gemeinsame Bank, daß sie vielmehr die Landeswährung gefährden, den Zinssatz verteuern würde. Deshalb ist nicht anzunehmen, daß es tatsächlich zur Trennung kommt, es genügt jedoch die bloße Ungewißheit, um den ungarischen Staatskredit zu schädigen, ein Beispiel dafür, wie gefährlich es ist, die höchsten wirtschaftlichen Interessen, die durch eine leistungsfähige Zentralnotenbank verkörpert werden, zum Spielball politischer Wünsche zu machen.

Die deutsche Bankenquete hat ihre Vorgeschichte, die mit den Klagen der konservativen Partei über den hohen Bankdiskont beginnt. Klagen, die Anschauungen entspringen, wie sie Professor Ruhland in seinem kürzlich erschienenen System der politischen Ökonomie entwickelt hat, d. h. also einer Weltanschauung, die sich wohl als Zukunftstraum schön ausnimmt und vielleicht auch, wenn überhaupt möglich, erstrebenswert wäre, die sich jedoch keinesfalls ins praktische Leben umsetzen läßt, nachdem nun einmal die wirtschaftliche Entwicklung einen ganz andern Verlauf, nämlich den zur sogenannten kapitalistischen Wirtschaftsweise, genommen hat. Einige der Schäden, die Ruhland kritisiert, sind allerdings in unserm Wirtschaftsleben vorhanden und müssen mit allen Mitteln bekämpft werden, aber die große Richtung der Wirtschaftstätigkeit, die Internationalität, die Ruhland so sehr verabscheut, läßt sich nie mehr rückbilden; ein dahingehender Wunsch wird immer ein unerfüllbarer Traum bleiben.

In den Klagen über den Diskontsatz hat man sogar den Reichsbankpräsidenten persönlich für den hohen Diskont verantwortlich gemacht! Diese Anschauung ist zwar völlig verkehrt, doch kann man sie jenen Politikern nicht übelnehmen, wenn sogar ein hervorragender Bankpraktiker jüngst behauptete, daß die Beantwortung der Frage, wie billig oder wie teuer der Kredit in einem Lande erkauft werden soll, stets der Zentralnotenbank zufallen wird. Das trifft für Deutschland zunächst schon deshalb nicht zu, weil Deutschland noch immer nicht in dem Maße ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ist, daß der Reichsbankdiskontsatz der Ausdruck des Geldleihwertes für das gesamte Reichsgebiet sein könnte. Dann aber zwingt ja die Reichsbank dem Lande ihren Diskont nicht auf, sondern in erster Linie bestimmen der Grad der Wirtschaftstätigkeit und der Stand der Zahlungsbilanz die Höhe des Geldpreises, und die Reichsbank bringt im großen und ganzen lediglich diesen ihrem Einfluß entzognen Geldstand durch ihren Diskontsatz annähernd zum Ausdruck.

Als der Bankdiskont Ende 1907 bis auf $7^1/_2$ Prozent erhöht worden war, den höchsten seit Bestehen der Reichsbank erreichten Stand, brachte Graf Kanitz im Reichstage die Interpellation ein: „Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, um den Unzuträglichkeiten zu begegnen, die sich aus der jetzigen Höhe des Bankdiskonts ergeben?“ Die Interpellation wurde am 14. Januar d. J. besprochen. Die bei dieser Gelegenheit vorgetragnen Wünsche der Rechten waren zum größten Teil unerfüllbar, und der Regierungsvertreter sowohl wie der neue Reichsbank-

Digitized by Google

präsident stellte vor allem fest, daß weder an der Währung noch an den Grundlagen der Verfassung der Reichsbank gerüttelt werden dürfe; die Goldwährung müsse erhalten bleiben, und die Verstaatlichung der Reichsbank müsse wie im Jahre 1899 so auch heute aus politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Rücksichten aufs äußerste bekämpft werden.

Dagegen wurde die von dem Staatssekretär im Reichsamt des Innern früher schon angekündigte Bankenquetekommission auf den 1. Mai zusammenberufen und ihr ein Fragebogen unterbreitet, den wir im Wortlaut folgen lassen, da wir nach Einbringung der Bankgesetznovelle im Reichstage voraussichtlich darauf zurückkommen müssen:

I. Empfiehlt sich eine Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank? Eventuell in welchem Umfange?
Wie wirkt eine Erhöhung des Grundkapitals auf den Geldmarkt und den Bankstatus? Läßt sich annehmen, daß sie die Gestaltung des Diskontsatzes dauernd beeinflußt? Würde die Verstärkung des Reservefonds der Erhöhung des Grundkapitals vorzuziehen sein?

II. Empfiehlt es sich, das steuerfreie Notenkontingent der Reichsbank zu erhöhen? Eventuell in welchem Umfange?
Welche Vorteile stellt eine solche Erhöhung in Aussicht? Läßt sich annehmen (aus welchen Gründen), daß sie die Gestaltung des Diskontsatzes beeinflußt?

III. Welche Mittel bieten sich für die Reichsbank, um den Goldbezug aus dem Auslande zu fördern und dem Goldabfluß ins Ausland entgegenzuwirken?
A. Wie läßt sich der Goldbezug aus dem Auslande wirksam fördern?
durch zweckentsprechende Handhabung der Diskontpolitik?
durch Ausgestaltung des Devisengeschäfts?
durch Bewilligung zinsfreier Vorschüsse oder sonstiger Erleichterungen für die Goldeinfuhr?
B. Welches sind die Gründe für einen Goldabfluß ins Ausland, und auf welchem Wege läßt sich einem solchen erfolgreich entgegenwirken?
Wie wirkt insbesondere in dieser Hinsicht die Diskontpolitik?
Worin besteht die sogenannte Prämienpolitik, unter welchen Voraussetzungen ist sie anwendbar, und wie wirkt sie?

IV. Empfiehlt es sich, auf eine Verstärkung des Barvorrats der Reichsbank aus dem Inlandsverkehre hinzuwirken?
A. durch Ausstattung der Reichsbanknoten mit der Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel?
Liegt eine solche Maßnahme im allgemeinen Verkehrsinteresse?
B. durch vermehrte Ausgabe der Reichsbanknoten zu 50 und 20 Mark?
C. durch Einschränkung des Bedarfs an Umlaufsmitteln im Wege der Erweiterung und Vertiefung des Giro-, Scheck- und Abrechnungsverkehrs?
Welche Maßnahmen sind zu diesem Zwecke zu ergreifen? (Reichs-Clearing?)
Erscheint im Zusammenhange hiermit:
1. eine Erhöhung der unverzinslichen Mindestguthaben im Giroverkehre der Reichsbank,
2. die Annahme verzinslicher Depositen seitens der Reichsbank,
3. der Ankauf von Schecks durch die Reichsbank
zweckmäßig und ratsam?

V. Empfiehlt es sich, auf eine Verminderung der Inanspruchnahme der Reichsbank Bedacht zu nehmen:
A. durch Einschränkung der Kreditansprüche des Verkehrs insbesondere zu den Quartalsterminen?
Durch welche Maßnahmen ließe sich auf eine Verteilung des Quartalsbedarfs unter Verlegung der herkömmlich an den Quartalsersten fälligen Zahlungen (Hypotheken-Zahlungen, Gehälter, Mieten) hinwirken?
Empfiehlt sich eine Verteuerung der Lombardentnahme bei der Reichsbank zu den Quartalsschlüssen durch Erhöhung der zinspflichtigen Tage?
B. durch Einschränkung der Kreditansprüche des Reiches?
Ist zu diesem Zwecke:
1. eine Verstärkung der Betriebsmittel der Reichshauptkasse anzustreben?
2. die Begebung der Reichsschatzanweisungen anderweit zu regeln? Und wie?

Digitized by Google

VI. Erscheint es im öffentlichen Interesse geboten (und aus welchen Gründen?), für die Sicherheit und Liquidität der Anlage von Depositen und Spargeldern auf dem Wege der Gesetzgebung Sorge zu tragen?

Welche Maßnahmen würden zu diesem Zwecke in Betracht kommen, und welche Wirkungen wären von ihnen zu erwarten?

Würde sich insbesondere eine gesetzliche Vorschrift empfehlen, welche denjenigen Kredit-Instituten (Banken, Genossenschaften und Sparkassen), die sich mit der Annahme von Depositen und Spargeldern befassen, die Verpflichtung auferlegt:

1. hinsichtlich der Deckung dieser Gelder sich entsprechenden, nicht nur die Sicherheit, sondern auch die Liquidität gewährleistenden Normativbestimmungen zu unterwerfen?

Bejahendenfalls: Wie wären diese Bestimmungen zu fassen?

2. innerhalb bestimmter Zeiträume ausführliche Bilanzen nach vorgeschriebenen Mustern aufzustellen und zu veröffentlichen?

Bejahendenfalls:

Wie wären diese Zeiträume zu bemessen? (jährlich, halbjährlich, vierteljährlich, monatlich?)

Wie wären die Muster für die Bilanz-Aufstellung zweckmäßig zu formulieren?

Bei der letzten Privilegserneuerung im Jahre 1899 hatte man für die Vorbereitung der Bankgesetznovelle nur die Statistik, d. h. die zahlenmäßige Gruppierung der Einzelerscheinungen zu einer Massenerscheinung herangezogen, während diesmal durch das Mittel der Enquete die Möglichkeit gegeben war, wichtige Einzelerscheinungen ihrer individuellen Eigenart nach durch Vernehmung der hervorragendsten Sachverständigen restlos zu ergründen. Auch der einer Enquete leicht anhaftende Mangel an Objektivität ist diesmal durch eine sehr geschickte Auswahl der Kommissionsmitglieder und der Sachverständigen vermieden worden. Wenn die Enquete in der verhältnismäßig kurzen Zeit ein befriedigendes Resultat ergeben hat, so ist das nicht zum geringsten Teile einer außergewöhnlich geschickten Leitung der Verhandlungen zuzuschreiben, da bei der engen Verwandtschaft der einzelnen Punkte des Fragebogens untereinander die Gefahr bestanden haben muß, daß sich die Sachverständigen in ihren Äußerungen häufig wiederholten und so die Verhandlungen unnötig in die Länge zogen und die Übersicht erschwerten.

Die aus 23 Mitgliedern bestehende Kommission nahm vom 1. bis 30. Mai in kontradiktorischem Verfahren die Gutachten der Sachverständigen entgegen und führte am 26. Juni die Beratungen der Punkte I und II zu Ende. Vom 12. bis 19. Oktober verhandelte sie über die Fragen III bis VI. Die Verhandlungen waren geheim. Trotzdem ist einiges bekannt geworden, auch sind die Anschauungen der meisten Kommissionsmitglieder und Sachverständigen aus den Parlamentsverhandlungen, der Presse und der Literatur hinlänglich bekannt. Schließlich hat eine Berliner Korrespondenz in kurzen Umrissen das Ergebnis der Verhandlungen veröffentlicht.

Von einer Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank soll abgesehen werden; sie würde zwar nicht schädlich wirken, doch auch nicht die von verschiednen Seiten erwarteten günstigen Folgen haben. So ist beispielsweise ein Einfluß auf die Höhe des Diskontsatzes nicht zu erwarten, da das bei der Reichsbank eingezahlte neue Kapital ihr auf der andern Seite durch stärkere Wechseleinreichungen entzogen werden würde und ja auch, wie schon ausgeführt worden ist, der Bankdiskont hauptsächlich von andern Dingen und nur zum Teil von der Lage der Bank beeinflußt wird. Eine Erweiterung des Lombardgeschäfts, das sich im Rahmen der eignen Mittel der Bank halten muß, ist nicht wünschenswert, da die schwer realisierbaren Lombardunterpfänder für eine Notenbank keine geeignete Kapitalanlage sind. Dagegen soll der Reservefonds, der seit dem Jahre 1905 geschlossen ist, wieder geöffnet werden, um der Reichsbank dadurch neue Mittel zur Erwerbung von Grundbesitz, Errichtung von Bankgebäuden usw. zur Verfügung zu stellen.

Ferner soll das steuerfreie Notenkontingent erhöht werden. Die Notwendigkeit dieser Maßregel geht daraus hervor, daß sich die früher nur selten

Digitized by Google

eintretenden Kontingentsüberschreitungen seit dem Jahre 1895 alljährlich und je nach der Wirtschaftslage immer häufiger und in immer größern Beträgen wiederholt haben. Im Jahre 1907 ist die Steuergrenze fünfundzwanzigmal überschritten worden. Durch diese Häufung der Überschreitungen hat das früher viel gepriesne Warnungssignal für Handel und Industrie, den Kreditbedarf einzuschränken, an Wirksamkeit verloren, weshalb eine Erhöhung des steuerfreien Kontingents von jetzt 472 auf etwa 600 Millionen Mark eintreten dürfte. Darüber hinaus gehn die Vorschläge der Kommission dahin, daß das Kontingent für den Monatsschluß noch weiter erhöht werden solle, da die besonders hohen Überschreitungen zu diesem Termin durchaus natürlich sind, und man mithin eines regelmäßig wiederkehrenden Warnungszeichens nicht bedarf. So wird vermutlich das Kontingent für den Monatsschluß auf etwa 800 Millionen erhöht werden.

Der Beantwortung der Frage III, wie läßt sich der Goldbezug aus dem Auslande wirksam fördern? ist die Reichsbank im Laufe des Jahres schon zuvorgekommen. Der neue Reichsbankpräsident hat es verstanden, durch ausgedehnte Bewilligung zinsfreier Vorschüsse auf Goldeinfuhr aus dem Auslande, offenbar unterstützt durch eine weitsichtige Devisenpolitik — nur so ist der große Erfolg banktechnisch zu erklären — den Goldvorrat in schnellem Steigen bis auf eine noch nie erreichte Höhe zu bringen. Da bekanntlich die Silberbestände der Reichsbank verhältnismäßig gering sind, dürfte sich der Goldbestand, namentlich unter Hinzurechnung der Wechsel auf das Ausland, nicht beträchtlich unter einer Milliarde halten. Dieser Erfolg sollte zu immer weitrer Ausgestaltung des Devisengeschäftes Anlaß geben.

Ein dauernder Erfolg der Devisenpolitik wird jedoch nur möglich sein, wenn es uns gelingt, die Zahlungsbilanz Deutschlands möglichst günstig für uns zu gestalten. Der Hauptposten dieser Bilanz ist die Warenein- und -ausfuhr. Infolgedessen muß unser ganzes Streben darauf gerichtet sein, die Warenausfuhr nach Kräften zu fördern. Hier steht also die Handels- und Exportpolitik in engem Zusammenhange mit der Goldpolitik der Reichsbank. Ferner müssen die deutschen Banken versuchen, die Vorherrschaft des Londoner Geldmarkts am internationalen Geldmarkt zu brechen, eine Vorherrschaft, die zum Teil auf der mangelhaften Organisation des deutschen Geldmarkts und auf der Ungunst der deutschen Schiffsverbindungen mit den goldproduzierenden Ländern beruht. Es ist unsern Banken, insbesondre der Deutschen Bank, Berlin, gelungen, unser deutsches Bankakzept im überseeischen Warenhandel einzubürgern. Es wird ihnen auch im Bunde mit den großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften im Laufe der Jahre gelingen, einen Teil des Londoner Goldverkehrs nach Berlin zu ziehen; dazu müßte allerdings auch eine Änderung der Ankaufsbedingungen der Reichsbank für Gold kommen. Ein Erfolg solcher Bestrebungen ist nach den Untersuchungen Friedrich Kochs über den Londoner Goldverkehr (Stuttgart und Berlin 1905) u. E. nicht ausgeschlossen.

Auf eine Verstärkung des Barvorrats der Reichsbank aus dem Inlandsverkehre wirkt die seit Monaten in Deutschland in größtem Umfange betriebne Propaganda zur Einbürgerung des Scheck- und Überweisungsverkehrs hin. Daneben dürfte eine weitere Ausgabe von Noten zu 50 und 20 Mark dringend zu empfehlen sein, auch wird sich die Reichsbank, falls sie nicht bereit ist, die Inkassogebühren für Schecks gänzlich abzuschaffen, zum Ankauf von Schecks entschließen müssen, wenn sie ihrem Prinzip, den Scheckverkehr in jeder Weise zu fördern, treu bleiben will.

Die Annahme verzinslicher Depositen seitens der Reichsbank scheint nach den vorliegenden Meldungen nicht in Aussicht genommen zu sein, da man befürchten muß, daß die Bank in geschäftsstillen Zeiten nicht in genügendem Maße Anlage für die Depositengelder finden würde.

Digitized by Google

Als das wichtigste Resultat der Beratungen ist der Beschluß anzusehen, die Noten der Reichsbank mit gesetzlicher Zahlkraft auszustatten. Während heute niemand gezwungen ist, Reichsbanknoten als Zahlung anzunehmen, soll künftig eine Schuld gesetzlich getilgt sein, wenn Reichsbanknoten geleistet worden sind. Es wird also nur ein Zustand gesetzlich festgelegt, der seit Jahrzehnten tatsächlich besteht, denn es ist wohl noch niemand eingefallen, die Noten der Reichsbank zurückzuweisen. Der künftige Zustand, der in den meisten europäischen Staaten seit langem besteht, entspricht auch durchaus der Würde der Reichsbank. Natürlich bleibt der Grundpfeiler unsrer Währung, die Verpflichtung der Reichsbank, die Noten jederzeit in Gold einzulösen, mindestens in dem bisherigen Umfange bestehn.

Den Banken gegenüber hat die Regierung ein überraschendes Entgegenkommen gezeigt; die Beschlußfassung über das größte Problem des Fragebogens, die Regelung des Depositenwesens, ist bis zum nächsten Jahre verschoben worden. Die Regierung hat sich damit begnügt, die Erklärung der Großbanken entgegenzunehmen, daß diese bezüglich der Veröffentlichung des Vermögenstandes freiwillig ein gewisses Entgegenkommen zeigen werden! Die der Berliner Abrechnungsstelle angehörenden Banken mit Ausnahme der Privatfirmen und der Berliner Handels-Gesellschaft wollen alle zwei Monate, statt wie bisher einmal im Jahre, ihre Bilanz veröffentlichen. Man hofft, daß die Mitglieder der übrigen sechzehn deutschen Abrechnungsstellen dem Beispiel der Berliner Banken folgen werden. Das ist fürwahr herzlich wenig. Zunächst bieten die Berliner Großbanken infolge ihrer großen Kapitalkraft und der soliden Geschäftsführung den geringsten Anlaß zu verschärfter Kontrolle durch die Öffentlichkeit. Gerade in den kleinen und kleinsten Banken herrschen zum Teil unhaltbare Zustände. Es ist das Verdienst Lansburghs, des Herausgebers der Zeitschrift Die Bank, zum erstenmale die Bilanzen der Kreditbanken mit weniger als 100000 Mark Kapital zusammengestellt und auf die hier herrschenden Mißstände hingewiesen zu haben. Eine Reihe dieser Banken veröffentlicht durchaus unzulängliche, den Vermögensstand nur mangelhaft darstellende Bilanzen. Ferner hat sich herausgestellt, daß gerade den kapitalschwächsten Instituten Millionen anvertraut werden, obwohl ihre Bilanzen eine durchaus unkaufmännische Art der Kapitalanlage erkennen lassen. Dazu kommt, daß die Kreise, denen die Depositengläubiger der kleinen Banken angehören, schutzbedürftiger sind als die, die zur Kundschaft der großen Banken gehören.

Selbst wenn sich dem Vorgehn der Berliner Banken sämtliche Kreditbanken anschließen würden, so wäre damit noch wenig gewonnen, wenn nicht durch Gesetz ein Bilanzschema vorgeschrieben wird, das durchsichtiger ist als die bisher üblichen. Eine gesetzliche Lösung der in Punkt 6 des Fragebogens angeregten Probleme wird unvermeidlich sein und hoffentlich sobald als möglich in Angriff genommen werden.

Der Nachricht, daß die Verhandlungen der Enquete nicht veröffentlicht werden sollen, vermögen wir keinen Glauben zu schenken; es wäre tief zu beklagen, wenn das wertvolle Material der Wissenschaft und der breitesten Öffentlichkeit vorenthalten werden sollte.

Die wirtschaftlichen Folgen der Orientkrisis heute schon in ihrem ganzen Umfange abzuschätzen, wäre ein vergebliches Bemühen, wo doch noch nicht einmal entschieden ist, ob die Lösung der zahlreichen Konflikte durch Krieg oder durch friedliche Vereinbarungen erfolgen wird. Daß jedoch die Balkanwirren schwere Verluste gebracht haben, ist sicher. Die Bewegungen der Kurse, richtiger die zum Teil panikartigen Kursstürze, an den europäischen Börsen sind die ersten und vielleicht die empfindlichsten Spuren gewesen, die die Krisis in Europa hinterlassen hat. Es hat sich hier wieder einmal gezeigt, ein wie enger Zusammenhang zwischen der Politik und dem Kapitalmarkt, überhaupt dem Wirtschaftsleben, besteht. Gegen Ende der ersten Oktoberwoche erreichten die Kurse der Balkanstaatsanleihen, der sogenannten Turbanwerte, ihren tiefsten Stand, von dem sie sich heute schon wieder wesentlich

Digitized by Google

erholt haben. Aber wenige Tage des Tiefstandes genügten auch, die Besitzer türkischer, bulgarischer und rumänischer Werte auf das empfindlichste zu schädigen, da erfahrungsgemäß in kritischen Zeiten das urteilslose Publikum in seiner Angst so viel wie möglich von seinem Wertpapierbesitz verkauft. Nach der bald eingetretnen Erholung der Kurse ist dann ein Wettmachen der Kursverluste nicht mehr möglich.

Immerhin drohen für Deutschland aus den Staatsanleihen die geringsten Verluste. Die Verwaltung der türkischen Staatsschuld ist wohlgeordnet; sie steht unter der scharfen Kontrolle des „Verwaltungsrats der öffentlichen Schuld", worin die Großmächte vertreten sind. Die beste Sicherung gegen Schaden aus den Anleihen liegt aber darin, daß England und besonders Frankreich gewaltige Beträge von Turbanwerten besitzen, Frankreich allein etwa für zwei Milliarden Franks. Auch Bulgarien wird ohne Zweifel in der Lage sein, seine Staatsschuld pünktlich zu verzinsen sowie die Aktionäre der Orientbahn für die widerrechtlich besetzte ostrumelische Strecke der Bahn angemessen zu entschädigen.

Schweren Schaden erleidet dagegen Österreich durch die Boykottierung österreichischer Waren und Schiffahrtslinien durch die Türkei. In Kairo hat sich eine „Gesellschaft für ottomanische Solidarität" gebildet, die durch Aufrufe an das Volk die Boykottierung durchsetzen will.

Für uns Deutsche ist das wichtigste Interesse, das wir in der Türkei zu verfolgen haben, das Interesse an den zum großen Teil mit deutschem Kapital erbauten anatolischen Bahnen und der Bagdadbahn. Wir verfolgen ja bekanntlich in der Türkei „nur" wirtschaftliche Interessen, aber wie gewaltig sind diese! Die Bagdadbahn wird nach ihrer Vollendung durch die fruchtbarsten Gebiete der Welt, die Niederungen des Euphrat und des Tigris führen. Durch geignete Bewässerung des Landes könnten wir nach dem Urteil Dr. P. Rohrbachs, des hervorragenden Kenners jener Gebiete, allmählich unsern gesamten Bedarf an Weizen und Baumwolle aus Mesopotamien decken.

Ob wir dauernden Schaden aus den Balkanwirren oder weiterhin Vorteil aus unserm Freundschaftsverhältnis zur Türkei ziehen werden (man rechnet auf Anlagen für elektrische Straßenbahnen, elektrisches Licht u. a. m.), hängt, abgesehen von der auswärtigen Politik, zum guten Teil von den Banken ab, die im Orient in deutschem Namen Kulturarbeit leisten. Da kommt neben der deutschen Orientbank vor allen Dingen die Deutsche Bank in Betracht, die die Vorkämpferin des Eisenbahnbaus auf dem Balkan und in Kleinasien ist. Wir können wohl sagen, daß die deutschen Interessen bei ihr in guten Händen sind. Ihr stets bewiesner weiter Blick zeigte sich bei Ausbruch der Krisis wieder in glänzender Weise, indem die Bank der türkischen Regierung ohne besondre Deckung ein Darlehn von 200000 Pfund zur Verfügung stellte. Im Verein mit den Erklärungen, die der deutsche Botschafter in Konstantinopel abgegeben hat, wird diese Politik der Deutschen Bank sicher dazu beitragen, die geschäftlichen Beziehungen Deutschlands zur Türkei auch gegenüber der zurzeit scharf hervortretenden Konkurrenz Englands aufrecht zu erhalten und noch weiter zu fördern.

Ein merkwürdiger Mangel des preußischen Pfarrbesoldungsgesetzes. Natürlich haben alle Dinge in der Welt ihre Mängel, namentlich auch Gesetze. Denn es ist nicht leicht, die bunte Mannigfaltigkeit der Dinge unter ein festes Schema zu bringen, und es treten leicht Härten ein, durch die einzelne Kreise und Personen getroffen werden, während andre dasselbe Gesetz als Wohltat preisen. Um solche Härten möglichst zu vermeiden, und um den realen Dingen möglichst wenig Gewalt anzutun, werden die Gesetzentwürfe der öffentlichen Diskussion übergeben und werden als Gutachter Männer der Praxis herangezogen. Es scheint, daß man das bei dem in Rede stehenden Gesetze unterlassen hat.

Digitized by Google

Der Mangel des Pfarrbesoldungsgesetzes, auf den wir hinweisen wollen, besteht in einer ziemlich gewaltsamen Art, auf die das gegenwärtige Einkommen der Pfarrstellen festgesetzt wird. Dies geschieht durch Annahme eines Stichtages. Man nimmt an, daß das Einkommen der Stelle, das sie am 1. April 1908 hatte, ein dauerndes sei. Diese Einnahme übernimmt die Kirchengemeinde und zugleich die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Pfarrer sein volles Einkommen erhält. Eine solche Fixierung war wegen der schwankenden Pächte nötig und konnte auch von den Gemeinden getragen werden. Denn sie hatten es ja in der Hand, die Pächte nicht unter die festgesetzte Grenze fallen zu lassen. Eine solche Fixierung war sogar nötig, denn man hätte es ohne sie erleben können, daß sich die Bauern billige Pächte votierten und sich die Differenz aus der Staatskasse zahlen ließen.

Nun aber gibt es in der Provinz Sachsen, namentlich in den Bezirken des Erzbistums Magdeburg und des Bistums Halberstadt, eine große Anzahl von Stellen, die ein periodisches Einkommen haben. Dies ergibt sich aus dem gesetzlich fixierten Institute der Lokalwittümer. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sind nämlich von allen diesen Pfarrstellen Teile des Pachteinkommens abgesondert und zur Unterhaltung der Pfarrwitwe bestimmt worden. Ist keine Witwe vorhanden, so fällt der Einkommenteil dem Pfarrer zu. Dies ist also — kein schwankendes Einkommen wie die Pacht, sondern ein periodisches. Es wird so gewiß ausbleiben als Pfarrer sterben mit Hinterlassung einer Witwe, und es wird so gewiß eintreten als Witwen sterben. Das ist ein Fall, gegen den es keine Hilfe gibt wie beim Pachteinkommen.

Was wird nun, wenn eine Pfarrstelle am 1. April 1908 ein Einkommen hatte, worin sich ein Posten von — sagen wir — 700 Mark befindet, der aus dem gerade unbesetzten Wittum stammt? Dann werden diese 700 Mark angesehen, als wenn sie eine dauernde Einnahme darstellten. Was wird nun aber, wenn der Pfarrer mit Hinterlassung einer Witwe stirbt? Dann müssen die 700 Mark der Witwe ausgezahlt werden, und dann müssen die Mitglieder der Gemeinde den Ausfall aus ihrer Tasche decken. Also eine Gemeinde, die ein Wittum hat, muß eine hohe Abgabe zahlen, und eine andre, die kein Wittum hat, ist abgabenfrei. Nehmen wir an, die fragliche Gemeinde hätte ein Steuersoll von 2100 Mark, so würde das aufzubringende Wittum einen Zuschlag von $33^1/_3$ Prozent bedeuten. Als die Generalsynode in diesem Jahre kirchlicherseits das Besoldungsgesetz angenommen hatte, wurde im Schlußworte gesagt, man bedaure es aufs tiefste, daß es ohne eine Belastung der Gemeinden von $3^1/_4$ Prozent nicht abgegangen sei. Man hatte keine Ahnung, daß zufolge dieses Gesetzes Gemeinden mit $33^1/_3$ Prozent und darüber hinaus belastet werden.

Aber das ist ja doch ganz unmöglich, sagt man, das gibt es doch nicht, das ist doch eine schreiende Ungerechtigkeit, ein Zustand, der in einem Staate wie Preußen zu den Unmöglichkeiten gehören sollte. Ganz recht, und doch ist es so. Seit zehn Jahren, seit dem Erlasse des alten Besoldungsgesetzes ist dies Rechtens, und eben ist man bereit, bei Erlaß des neuen Gesetzes das alte Unrecht zu bestätigen. Man sage nicht, es handle sich nur um einen Teil der Provinz Sachsen. Es ist immerhin eine große Zahl von Gemeinden, die in die Lage kommen können, ein fehlendes Wittum aufbringen zu müssen. Und wenn es eine Gemeinde wäre, es gereicht ihr nicht zum Troste, wenn man ihr sagte, sie sei es allein, die von der fraglichen Härte getroffen wird.

Nun ist durch das Gesetz ein Unterstützungsfonds zum Ausgleiche etwaiger Härten eingerichtet worden. Aber damit wird eine Unterstützung gegeben, kein Rechtsanspruch anerkannt. Die Unterstützung wird gezahlt, nur wenn die Bedürftigkeit nachgewiesen ist, und so weit, als Mittel verfügbar sind. Aber die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß es an diesen Mitteln mangelte.

Digitized by Google

Jetzt wollen wir den zweiten Fall ins Auge fassen, den nämlich, daß eine Pfarrstelle ein Wittum hatte, das am 1. April eine Witwe bezog. Hier kommt etwas noch merkwürdigeres zutage. In diesem Falle wird die Stelle so angesehn, als ob sie nie aus dem Wittum eine Einnahme beziehen werde. Die Stelle kommt, demzufolge in eine niedere Gehaltsklasse und bezieht aus Staatsbethilfe eine höhere Alterszulage. Was geschieht nun, wenn die Witwe stirbt? Dann fällt der Pfarrkasse das Wittum zu. Die Pfarrkasse hat jetzt einen Überschuß in der Höhe des Wittums, und man kapitalisiert dieses herrenlose Geld, oder man gibt dem Pfarrer eine Extrazulage. In diesem Falle also wird der Staatszuschuß an einzelne Gemeinden einfach weggeschenkt. Hierbei entsteht denn doch die Frage: Gibt der Staat seine Millionen dazu, daß man davon einzelnen Gemeinden Präsente macht? Und dies aus keinem andern Grunde, als um des Prinzips des Stichtages willen. Es liegt doch so nahe, hier den Überschuß zu nehmen und da den Mangel auszufüllen. Einem einfachen, bürgerlichen Denken kann nichts einfacher erscheinen als dies. Aber die Behörde glaubt dazu nicht berechtigt zu sein, und man begegnet hier jener eigentümlichen juristischen Gebundenheit, über die auch auf andern Gebieten, namentlich auf dem der Sozialgesetzgebung geklagt wird. Das Paragraphennetz hindert die freie Bewegung; unter der Berücksichtigung des formalen Rechts leiden die realen Rechte. Man belastet Gemeinden in ungerechter Weise, man schenkt Geld weg an Leute, die kein Recht darauf haben, und ist sich seines Rechtsstandpunktes ganz sicher, weils so der Paragraph zu wollen scheint. Nun hat auch die sächsische Provinzialsynode die Notlage jener Gemeinden anerkannt und die kirchliche Behörde aufgefordert, den belasteten Gemeinden Entlastungen zu gewähren. Aber dieser Beschluß ist doch nur ein Wunsch, kein Befehl, und er ist auch kein Mittel, über die juristischen Barrieren hinweggzuhelfen.

Soeben ist der Landtag zusammengetreten, und er wird die Aufgabe haben, das Kirchengesetz über die Pfarrbesoldung zu bestätigen und die Mittel zu bewilligen. Er wird die Aufgabe haben, dafür zu sorgen, daß einzelne Gemeinden nicht zu unbilligen Leistungen auf Grund des Gesetzes herangezogen werden, und daß die Mittel, die er bewilligt, in einzelnen Fällen nicht weggeschenkt werden. Der Landtag wird nun an dem Gesetze nichts ändern wollen, aber er könnte in Form einer Resolution seine Bewilligung an gewisse Bedingungen knüpfen, und diese würden erfüllt werden müssen und erfüllt werden können.

Die ganze zivilisierte Welt

beschäftigt täglich die Frage: „Was soll ich rauchen?“ Tausend verschiedene Antworten gibt es darauf, aber nur eine Antwort, die den erfahrenen Raucher voll befriedigt, sie lautet:

„Salem Aleikum“!

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 46 Ausgegeben am 12. November 1908

Inhalt

Seite

Betrachtungen zu den deutschen Kaisermanövern . . . 309

Bismarck und Thiers als Unterhändler. Von E. Stutzer 319

Das Theater als Kirche. Von Carl Jentsch 328

Literarhistorische Rundschau. Von Heinrich Spiero . . 339

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 346

Maßgebliches und Unmaßgebliches 354

Reichsspiegel. (Der Casablanca-Zwischenfall. Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus.) Quod reformandum. — Die Galerien Europas. — Erklärung.

50 Pf. das Heft. Fr. Wilh. Grunow Leipzig. 6 Mark das Vierteljahr.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Kapitalanlage über 50 Millionen Mark. — *Gegründet 1875.*

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherungen.
Prospekte u. Versicherungsbedingungen kostenfrei.
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

Vertreter überall gesucht.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Lyders

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

-Bücherschränke

Die größte Freude für ihren Besitzer! Immer fertig, nie vollendet, nie zu groß, nie zu klein, passend für jede Bücherei.

Das schönste Weihnachtsgeschenk!

Verlangen Sie mein Preisbuch No. 338.

Heinrich Zeiss „Unionzeiss", **Frankfurt a. M.**
96 Kaiserstrasse 36. Hoflieferant.

Achten Sie genau auf Firma und Hausnummer!

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck.	3 Mk.	25 Pfg.
Kaiserspitzen	50 „	4 „	— „
Jan en Griet	50 „	5 „	— „
Rochefort I	50 „	3 „	25 „
Consul	50 „	4 „	50 „

Musterkiste Rheinland, je 20 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 3 Mk. 25 Pfg.

Tenderings lange Holländer.

Weltkrone	50 Stck.	5 Mk.	25 Pfg.
Weltkraft	50 „	3 „	25 „
Brushlide	50 „	4 „	75 „

Musterkiste Nr. II, je 33 Stck. enth., 3 Mk.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk. 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Orsoy a. d. holl. Grenze.

Neufeld **Pianos u. Flügel** in erstklassiger Ausführung eigener Fabrikation. 12 mal prämiiert. Verkauf direkt an Private. Teilzahlungen ohne Aufschlag gestattet. Verlangen Sie Katalog D. G. **Pianos**

BERLIN W., Potsdamerstrasse 5.

Betrachtungen zu den deutschen Kaisermanövern

Die diesjährigen Kaisermanöver in den Reichslanden haben auf allen militärischen Gebieten unter dem Zeichen des Fortschritts gestanden. So ist es zunächst mit der Anlage der Manöver, der Aufgabenstellung für die höhern Führer und dem Verlauf der Ereignisse vom ersten bis zum letzten Tage gewesen, denn ihnen allen war mehr als je zuvor der Stempel voller Kriegsmäßigkeit aufgedrückt, soweit es die Friedensverhältnisse irgend zuließen. Dabei machten sich die Einfachheit und die Klarheit der gegebnen Kriegslage ebenso vorteilhaft bemerkbar wie die Sicherheit, mit der die beiden Führer der roten und der blauen Armee, die Generale von Prittwitz und von Gilgenheimb, die ihnen erteilten Aufträge erfaßten und demgemäß ihre Befehle erteilten. Und wie die Führung so war auch die Truppe. Noch bei keinem Manöver in Gegenwart des obersten Kriegsherrn sind die Fortschritte in der gefechtsmäßigen Ausbildung der Infanterie so deutlich erkennbar gewesen wie diesesmal, noch nirgends haben wir Gelegenheit gehabt, die Lehren des russisch-japanischen Krieges in so großem Rahmen so folgerichtig angewandt zu sehn. Besonders hat das der Kampf um den Wiwersberg am 9. September bestätigt, wo der vereinte Angriff des 15. Armeekorps gegen das hier in vorzüglicher Stellung versammelte 16. Armeekorps ganz das Bild einer modernen Schlacht großen Stils geboten hat. Vom einzelnen Mann bis zur Gruppe, zum Zuge und dann höher hinauf war das Streben zu erkennen, ungesehn an den Feind zu kommen, ihn zu überraschen und dann durch die Wucht eines zielbewußten, einheitlichen Ansturms zurückzuwerfen. Mit großem Geschick ist es den einzelnen Abteilungen gelungen, sich nach und nach an den Feind heranzuarbeiten und vom eignen Artilleriefeuer wirksam unterstützt den entscheidenden Stoß gerade im rechten Augenblick zu führen. Auch die Kavallerie hat seit den letzten Jahren mancherlei gelernt. So insbesondre auf dem wichtigen Gebiete der Aufklärungstätigkeit, für die die neue Felddienstordnung neue Grundsätze aufgestellt und ergänzende Bestimmungen erlassen hat. Erwähnung verdienen davon die Fernpatrouillen, die, von Offizieren geführt,

Digitized by Google

ihre Aufträge so schnell wie möglich zu erfüllen wußten und dann ihre Meldungen an die ihnen bezeichnete Meldesammelstelle überbrachten. Hier standen Motorfahrer bereit und sorgten dafür, daß die eingetroffnen Nachrichten ohne Aufenthalt an ihren Bestimmungsort gelangten. Große Kavallerieattacken in der Darstellung früherer Paradebilder waren nicht mehr zu sehn. Dafür war der Reiterangriff der Kavalleriedivision Wagener gegen die 3. bayrische Division eine örtlich und zeitlich gut abgemessene Tat. Bei der Feldartillerie sind ihre große Beweglichkeit und Gewandtheit in der Ausnutzung des Geländes hervorzuheben. Flott und geschickt fuhr sie in die Stellungen ein und verstand es dabei, die möglichste Deckung gegen Sicht bei guter Beherrschung des Vorfeldes zu gewinnen. Auch die Haubitzbatterien haben sich wiederholt sehr nützlich erwiesen und würden im Ernstfall bei einem Angriff, wie er unter anderm am letzten Übungstage von der 30. Division unternommen wurde, mit geradezu vernichtendem Erfolge gewirkt haben können. Noch erwähnenswert an dieser Stelle ist das dem Feldartillerieregiment Nr. 34 zugeteilt gewesene Leuchtgerät, durch dessen auf 4000 Meter Entfernung noch 18 Meter breiten Lichtkegel der angeblendeten Truppe bemerkbar gemacht wird, daß sie unter Artilleriefeuer steht. Große Dienste haben wiederum die Maschinengewehrabteilungen und die Maschinengewehrkompagnien geleistet. Von jenen waren je eine den beiden Kavalleriedivisionen und der 30. und 33. Division zugeteilt, während sich von den Maschinengewehrkompagnien zwei bei der blauen und eine bei der roten befanden. Diese beiden Maschinengewehrformationen werden vielfach miteinander verwechselt oder für identisch gehalten, was irrtümlich ist. Zunächst sind die Maschinengewehrabteilungen, von denen die deutsche Armee zurzeit sechzehn hat, eine schon gesetzlich festgelegte Organisation, während die Maschinengewehrkompagnien vorläufig nur ein provisorisch auf den Etat von einzelnen Truppenteilen geschaffner Verband sind. Bis zum 1. Oktober d. J. waren zwölf derartige Kompagnien vorhanden, seitdem sind noch mehrere dazu errichtet worden. Zahlen können wir aus Rücksichten der Landesverteidigung nicht geben. Aber die Angaben einer Korrespondenz, daß jedes Armeekorps im Durchschnitt bereits drei bis vier Maschinengewehrkompagnien habe, sind falsch. Übereinstimmend gliedern sich jede Abteilung und jede Kompagnie in drei Züge zu je zwei Gewehren. Ein äußerer Unterschied zwischen beiden Formationen ist nun zunächst darin vorhanden, daß während die Maschinengewehrabteilung aus dem mit vier Pferden bespannten Gewehr besteht, das sich aus Protze und Lafette zusammensetzt und vom Sattel aus gefahren wird, die Maschinengewehrkompagnien ein zweispänniges Maschinengewehr führen, das vom Bock aus gefahren wird und nicht zum Abprotzen eingerichtet ist. Auch marschiert hier die Bedienungsmannschaft zu Fuß, während sie bei den Abteilungen beritten ist. Nicht weniger wesentlich sind die Unterschiede beider Gewehrarten, wenn man sie nach dem Gefechtszweck beurteilt. Hier sind die Maschinengewehrabteilungen eine selbständige Waffe in der Hand des höhern Führers und können demgemäß beim Angriff und in der

Digitized by Google

Verteidigung, zur Verfolgung und beim Rückzuge verwandt und je nach den Umständen der Infanterie oder der Kavallerie zugeteilt werden. Dahingegen sind die Maschinengewehrkompagnien lediglich eine der Infanterie angegliederte Hilfswaffe und nur dazu bestimmt, das Infanteriefeuer zu verstärken. Der höhere Führer verfügt nicht über sie. Das ist auch nicht möglich, weil ihre Ausrüstung und Organisation sie nicht zu längern Bewegungen in starken Gangarten befähigen. Im Rahmen dieser ihrer Bestimmungen haben Maschinengewehrabteilungen und -kompagnien im Kaisermanöver in zahlreichen Gefechtsphasen Verwendung gefunden. Und fast immer war ihr Eingreifen von Erfolg begleitet, wenn sie zur Vorbereitung des entscheidenden Angriffs oder zum schnellen Bestreichen von Geländestreifen, die der Gegner durchschreiten mußte, oder auch zum Flankieren toter Winkel, die dem Feinde Deckung boten, eingesetzt wurden. Diese günstigen Ergebnisse, die abermals mit den Maschinengewehren erreicht worden sind, sollten für unsre Heeresverwaltung ein Fingerzeig sein, daß sie den weitern Ausbau dieser wichtigen Waffe mit allen verfügbaren Mitteln fördert, denn wir sind mit der Zahl unsrer Maschinengewehre andern Armeen gegenüber noch immer im Rückstande. Auch Frankreich, das bisher etwas zurückgeblieben war, weil es sich nicht über das geeignetste Modell einigen konnte, scheint das Versäumte jetzt mit Riesenschritten nachholen zu wollen und soll Massenaufträge zur Herstellung von Puteauxgewehren gegeben haben. Der Kriegsminister forderte dafür im Militäretat von 1905 fünfzehn Millionen Franken. So ist der erstrebte Zeitpunkt vielleicht nicht mehr fern, wo bei der französischen Armee jedes Infanterieregiment zwölf und jede Kavalleriebrigade sechs Maschinengewehre haben wird. Wir werden also gut daran tun, unsre entsprechenden Organisationen schleunigst zu erweitern; das ist auch wichtiger, als daß wir Zeit und Kosten auf die Formation von Radfahrerkompagnien verwenden, die versuchsweise auch in diesem Kaisermanöver gebildet worden waren. Sie sind von geringem Nutzen gewesen. Nun konnte man freilich hören, das hätte an den höhern Führern gelegen, denen die Kompagnien unterstellt waren, denn sie hätten keinen Gebrauch von diesen geschloßnen Einheiten zu machen gewußt. Das ist unzutreffend. Der Grund liegt vielmehr darin, daß die ganze Organisation einer solchen Truppe zu schwerfällig ist, daß sie auf schlechten Wegen, in bergigem Gelände nur sehr langsam vorwärts kommt, mit einem Wort nur unter normalen Verhältnissen gute Dienste leisten kann. Natürlich mag ja bei uns das Improvisieren dieser Kompagnien ein größeres Hindernis bilden. Aber dadurch ist es auch Tatsache geworden, daß die Radfahrer bei der Infanterie — jedes Regiment verfügt über neunzehn —, die zur Bildung der Kompagnie den Truppenteilen genommen waren, diesen namentlich für die Nahaufklärung im Gefecht sehr gefehlt haben. Viele Bataillonskommandeure und Kompagniechefs haben ihre Radfahrer schmerzlich vermißt und keinen Ersatz für sie gehabt. Als Beispiel für die Zweckmäßigkeit und den Nutzen von Radfahrerkompagnien werden häufig die Franzosen genannt. Als Erwiderung diene der Vorhalt, daß wenn die französische Heeresleitung von der Vortrefflichkeit dieser Organisation

Digitized by Google

wirklich so überzeugt wäre, wie es immer heißt, sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach längst die sechzehn Kompagnien aufgestellt haben würde, die ihr zu den sechs bis jetzt vorhandnen noch fehlen, aber schon vor vielen Jahren vom Parlament bewilligt worden sind. Zu den weitern lehrreichen Versuchen, die im Kaisermanöver gemacht worden sind, gehört die Aufstellung kriegsstarker Formationen bei der Artillerie. Es sollte hierdurch den Führern Gelegenheit geboten werden, die vielfachen Schwierigkeiten kennen zu lernen, die der Leitung in der Bewegung und in der Verwendung solcher Massen im Gelände erwachsen. Demgemäß waren beim roten 16. Armeekorps bei der 34. Infanteriedivision von der 34. Feldartilleriebrigade die zweite fahrende Abteilung des 69. Feldartillerieregiments, beim blauen 15. Armeekorps bei der 31. Infanteriedivision von der 31. Feldartilleriebrigade die zweite fahrende Abteilung vom 67. Feldartillerieregiment, ferner bei der 3. bayrischen Infanteriedivision die zweite fahrende Abteilung des kombinierten 7. Feldartillerieregiments in voller Kriegsstärke aufgestellt, ebenso waren den beiden der roten Kavalleriedivision A zugeteilten reitenden Batterien der Feldartillerieregimenter 8 und 15 je eine mobile leichte Munitionskolonne mit den dazu gehörenden Fahrzeugen und eine Sanitätskolonne zugeteilt. Auch die den beiden Kavalleriedivisionen zugeteilten sechsspännigen Patronenwagen (bei der Kavalleriedivision A 4, bei B 3 Wagen) mögen an dieser Stelle als eines kriegsgemäßen Versuchs Erwähnung finden, der bestimmt war, die Schwierigkeiten des Munitionsersatzes für die Karabiner der Kavallerie zum erstenmal eingehend zu untersuchen. Das Ergebnis aller dieser Erprobungen ist günstig gewesen. Denn weder hat die Beweglichkeit der verschiednen Truppenteile trotz der kriegsgemäßen Verstärkungen und der Mitführung der Munitionskolonnen und Patronenwagen irgendwie gelitten, noch haben sich bei der Artillerie Schwierigkeiten in der Gefechtsverwendung der weiter als sonst ausgedehnten Batterieaufstellungen gezeigt. Und für die Kavalleriedivisionen war die Mitnahme der Karabinermunition eine sehr wertvolle Belehrung im Hinblick auf die erhöhte Bedeutung, die heutzutage das Fußgefecht der Kavallerie hat, und die damit verbundne Notwendigkeit, daß die notwendige Munition in genügender Zahl und rechtzeitig zur Stelle sein muß.

Nicht weniger instruktiv als die vorstehend erwähnten Versuche auf den verschiedensten Gebieten der Truppenorganisation sind in den diesjährigen großen Herbstübungen die vielen Erprobungen gewesen, zu denen die Fortschritte der Technik für das Nachrichten-, Verkehrs- und Verpflegungswesen Veranlassung gegeben haben.

Da sind in erster Linie wieder die Personenselbstfahrer beim Freiwilligen Automobilkorps zu nennen, die, wie in den beiden letzten Jahren, zahlreich vertreten waren und den Stäben, denen sie zur Überbringung von Nachrichten und Befehlen zugeteilt gewesen sind, gute Dienste geleistet haben. Für einen Teil dieser Herren ist ja die diesjährige Preiskonkurrenzfahrt mit dem österreichisch-ungarischen Freiwilligen Automobilkorps von Wien nach

Digitized by Google

Berlin eine gute Vorübung gewesen und hat belehrend gezeigt, mit welchen Schwierigkeiten diese Herren im Ernstfall unter Umständen zu kämpfen haben werden. Aber für die Bedürfnisse der Heeresleitung und der Truppen reichen die rund 40 Wagen, die das Freiwillige Automobilkorps heute zur Verfügung stellen kann, nicht mehr aus, die Generalkommandos hatten sich deshalb damit einverstanden erklärt, daß sich eine Anzahl von Reserveoffizieren mit ihren Kraftwagen zu Dienstleistungen bei ihren Regimentern einfand, und außerdem waren die Verkehrstruppen mit ihrem gesamten Wagenpark zur Stelle. Neben diesen Selbstfahrern sind es die Krafträder gewesen, die, wie wir schon kurz erwähnt haben, in diesem Kaisermanöver zum erstenmal in großer Zahl herangezogen worden sind. Schon der vorjährige Versuch in kleinem Maßstabe (20 Mann) hatte gezeigt, welche wertvolle Unterstützung die Motorradfahrer für den Melde- und Ordonnanzdienst bilden. So wurden in diesem Jahre 114 freiwillige Fahrer angenommen, und zwar nur ausgesuchte Leute, die nicht mit der Waffe ausgebildet oder Angehörige der Landwehr zweiten Aufgebots sind, ihre Maschine ohne fremde Hilfe bedienen und vor allem gut und sicher fahren können. Sie erhielten eine Tageslöhnung von 15 Mark und für ihr Rad ebenfalls 15 Mark, außerdem freie Hin- und Rückfahrt. Der Dienst der Fahrer ist in dem bergigen Gelände kein leichter gewesen. Ihre schwierigste Aufgabe bestand darin, wichtige Meldungen der vorausgesandten Kavalleriepatrouillen von den verschiednen Meldesammelstellen aus auf dem kürzesten Wege schnell und sicher an die Bestimmungsorte zu bringen, hier gegebnenfalls neue Aufträge für den vordern Aufklärungsdienst in Empfang zu nehmen und damit ohne Aufenthalt zur Sammelstelle zurückzufahren. Funktioniert dieser Dienst im Kriege, wie es hier im Frieden der Fall war, dann liegt auf der Hand, daß damit eine wesentliche Erleichterung für die Patrouillen und eine Schonung der Pferdekräfte unter gleichzeitiger Beschleunigung der Beförderung wichtiger Nachrichten geschaffen sind. Es erscheint darum dringend geboten, daß die heutige lose bestehende Einrichtung der Motorradfahrer schon im Frieden zu einer festgegliederten Organisation ausgebaut wird in Gestalt eines freiwilligen Korps, wie es ja ähnlich schon im Freiwilligen Automobilkorps geschaffen worden ist. Bei unsern Verbündeten in Österreich-Ungarn hat man diesen wichtigen Schritt in der Aufstellung von Freiwilligen Motorkorps getan, die sich, nach den soeben veröffentlichten organischen Bestimmungen, in das Freiwillige Automobilkorps und in das Freiwillige Motorradfahrerkorps gliedern und im Kriege einen Bestandteil der bewaffneten Macht bilden. Ein andres Hilfsmittel des Nachrichtendienstes ist wie in jedem Jahre der Fesselballon (Drachenballon) gewesen. Den die Gondel besetzt haltenden Beobachtungsoffizieren lag die Aufgabe ob, den Anmarsch des Gegners, die Gruppierung und die Entfaltung seiner Streitkräfte, die Entwicklung der feindlichen Artillerie sowie die Aufnahme von Artilleriestellungen zu erkunden, ferner feindliche Reserven, technische Arbeiten wie Feldbefestigungen und Batteriebauten zu ermitteln. Die Offiziere waren durch Fernsprecher mit dem Ballontrupp am Windewagen verbunden und konnten

Digitized by Google

ihre Beobachtungen dem Führer nach unten zurufen. Am letzten Manövertage, wo sich der Fesselballon von Rot bei heftigem Winde stundenlang in feuchten Luftschichten befand, war der Offizier durch die Kälte und Feuchtigkeit, als der Ballon eingezogen wurde, halb erstarrt. Interessant ist es, daß die neue Felddienstordnung auch schon das „lenkbare" Luftschiff im Rahmen der Aufklärungstätigkeit behandelt, sie weist den Fesselballons die taktische Aufklärung, den lenkbaren Militärballons vor allem die strategische Aufklärung zu. Leider ließen sich die Erwartungen, schon diesesmal einen Luftkreuzer in Verwendung treten zu sehn, nicht erfüllen, nachdem widrige Umstände die abschließenden Versuche dieser letzten großen Erfolge der Technik verhindert und die Ballonhalle auf dem Exerzierplatz von Frescaty bei Metz zerstört hatten. Hoffentlich sind bis zum nächsten Jahre alle diese Hindernisse überwunden, und wir sehn bei den Kaisermanövern zwischen dem 13. und 14. Armeekorps unsre Luftschiffe verschiedner Systeme zum erstenmal im Dienst der obersten Heeresleitung.

Von wesentlicher Bedeutung für die Übermittlung von Nachrichten und Befehlen waren weiter die Drahttelegraphen und der Fernsprecher in ihren vielfachen verschiednen Verwendungsarten. Der Kabeltelegraph mit galvanischem Strom hat den Vorzug der größten Zuverlässigkeit, da die Morsestreifen schriftliche Dokumente liefern. Schneller zu legen sind die dünnen und leichten Drähte für den Induktionsstrom, bei dem als Stationsmaterial auch der Fernsprecher verwandt wird. Der Fernsprecher ist weniger zuverlässig als die Drahttelegraphie, fordert aber eine kürzere Bauzeit. Von Telegraphenformationen waren im Manöver die bei jedem Armeekorps von den Telegraphentruppen gebildeten Korpstelegraphenabteilwagen in Tätigkeit, deren wesentlichste Aufgabe mit ihren schnell zu verlegenden Leitungen darin bestand, die Korpshauptquartiere mit den Stabshauptquartieren ihrer Divisionen in Verbindung zu setzen. Alsdann trat wiederum die Verwendung der Fernsprecher in die Erscheinung, aber diesesmal in weit größerer Ausdehnung, als es in den Jahren 1905 und 1906 der Fall gewesen war, wo sich nur einige höhere Stäbe im Besitz dieses technischen Hilfsmittels befunden hatten, das erst durch den russisch-japanischen Krieg zu seiner hohen Bedeutung gelangt ist. Um nun die guten Eigenschaften des Fernsprechers für militärische Zwecke voll ausnutzen zu können, sind in die Organisation unsers Heeres zunächst eine Anzahl fahrbarer Fernsprechabteilungen aufgenommen worden. Je eine solche Abteilung, unter der Leitung eines im Fernsprechwesen ausgebildeten Offiziers, war bei der Manöverleitung, den beiden Generalkommandos und den Divisionsstäben eingestellt. Sie dienten dazu, sowohl während der Ruhe, im Vorpostendienst, als auch besonders im Gefecht, wenn die Verhältnisse es irgend gestatteten, den mündlichen Sprechverkehr zwischen den höhern Kommandobehörden herzustellen, ein Vorteil, der erklärlicherweise von weittragender Bedeutung ist. Neben diesen Fernsprechabteilungen sind neuerdings auch noch Infanterie-Fernsprechtrupps geschaffen worden, die in der Stärke von einem Offizier und sechzehn Mann nach und nach bei

Digitized by Google

jedem Bataillon der deutschen Armee eingerichtet werden sollen. Sie sind in der Lage, Fernsprechleitungen bis zu je 4 Kilometer herzustellen, und dienen im engern Verband der Truppe denselben Zwecken wie die Fernsprechabteilungen der höhern Befehlshaber. Auch Feldartillerie-Fernsprechabteilungen sind schon in der Formation begriffen. Ihre Aufgabe soll es sein, die sich in Feuerstellung befindende Batterie, den Abteilungskommandeur mit seinen drei Batterien und schließlich mit Regiments- und Brigadekommandeur zu verbinden, um eine einheitliche Feuerleitung zu ermöglichen. Auch zur Herstellung einer engen Verbindung zwischen der Infanterie und der Artillerie, wie sie das Zusammenwirken dieser beiden Hauptwaffen in der modernen Schlacht fordert, sollen Fernsprechabteilungen und -trupps als wesentliche Hilfsmittel Verwendung finden. Mit allen diesbezüglichen Organisationen waren im Kaisermanöver sämtliche Kommandos und Truppenteile des 15. Armeekorps ausgerüstet, während das 16. Armeekorps noch nicht vollzählig damit versehen war. Aber an allen Stellen und bei jeder Gelegenheit haben sie sich gleichmäßig gut bewährt, sodaß ihre weitere und baldige Vermehrung im dringendsten militärischen Interesse liegt. Von Einzelheiten über den praktischen Nutzen, den der Fernsprecher während der Operationen gewährt hat, wäre noch besonders die Tatsache hervorzuheben, daß der Führer der blauen Armee durch dieses Befehlsmittel am 8. September den schwierigen Flankenmarsch seines Korps in einer Kolonne und tags darauf auch den Angriff gegen den Wiwersberg von rückwärts her geleitet hat. Unbeachtet darf aber bei Aufzählung dieser vorteilhaften Verwendung der Fernsprecher nicht bleiben, daß unsre Felddienstordnung dazu schreibt, „daß ein zu häufiger Gebrauch dieses technischen Nachrichtenmittels vornehmlich im Gefecht die ernste Gefahr in sich birgt, daß die Selbständigkeit der Unterführer Schaden leidet". Aber auch das darf dieser Mahnung wohl hinzugefügt werden, daß jeder Führer, der von oben Befehle zu erwarten hat, die große Empfindlichkeit der Fernsprechleitungen kennt und daher weiß, daß er in jedem Augenblick auf eigne Füße und vor selbständige Entschlüsse gestellt werden kann. Dadurch erscheinen Führer wie Unterführer von Haus aus vor dem übertriebnen Gebrauch und der dauernden Abhängigkeit von den Fernsprechern gewarnt. Zur Herstellung von Fernsprechleitungen ist übrigens auch noch die Kavallerie-Telegraphenpatrouille befähigt, wozu sich im Laufe der Manöver wiederholt Gelegenheit geboten hat. Die Patrouille kann Leitungen bis zu 7 Kilometern bauen und zwei Stationen bedienen. Sie hat ferner in dem Gerät für besondre Zwecke zwei leichte Feld-Telegraphenapparate, die vorwiegend zum Einschalten in feindliche Leitungen und zum Mitlesen, aber auch zur Ausnutzung vorhandner Leitungen für den eignen Gebrauch bestimmt sind. Außer den erwähnten Drahttelegraphen- und Fernsprecherformationen standen den beiden Generalkommandos noch je eine Funkentelegraphenabteilung jede zu vier Stationen zur Verfügung. Davon waren zwei den Kavalleriedivisionen überwiesen, die beiden andern befanden sich beim Korpsstabe. Der große Vorzug

Digitized by Google

dieser Abteilungen ist ihre Unabhängigkeit von Zeit und Raum, und sie werden als geradezu ideales Kriegsmittel anzusehen sein, sobald es gelungen ist, ihre Nachrichten durch Abstimmung der Apparate für den Feind unlesbar, womöglich unbemerkbar zu machen und absichtliche Störungen auszuschließen. Die Reichweite jeder Station beträgt jetzt 100 bis 200 Kilometer. Der Auf- und Abbau dauert je dreiviertel Stunden.

Zu dieser zusammenhängenden Aufzählung der im Kaisermanöver verwandten technischen Hilfsmittel für das Befehls- und Nachrichtenwesen gehört der Vollständigkeit halber schließlich noch die optische Telegraphie mit den bei den Kavalleriedivisionen eingeteilten Feldsignalabteilungen. Diese Abteilungen sind mit dem großen Signalgerät ausgerüstet, das sich aus einer Feldsignallampe zusammensetzt, mit der ein Heliograph und ein Richtfernrohr verbunden sind. Von Nachteil bei Benutzung der optischen Telegraphie ist nur, daß sie nicht unabhängig von Witterungseinflüssen ist und deshalb nicht immer sicher funktioniert. An den schönen hellen Tagen des diesjährigen Kaisermanövers ist dieser Fall allerdings nicht eingetreten.

Vielseitig sind in diesem Jahre die Versuche gewesen, die auf dem Gebiete des Feldverpflegungswesens gemacht worden sind. Unaufhörlich arbeitet unsre Heeresverwaltung daran, in dieser Hinsicht Fortschritte zu machen und Verbesserungen zu schaffen. Denn der Soldat muß mit kräftigem Körper in den Kampf eintreten, wenn er hier seine Pflicht erfüllen soll. Noch bis vor kurzer Zeit lag die Hauptsorge um die Sicherstellung und Beschaffung der Lebensmittel fast ausschließlich in der Hand des Truppenführers. Da hat das vorige Jahr eine sehr wesentliche Neuerung gebracht in der Einrichtung der Verpflegungsoffiziere, die bestimmt sind, die Truppenbefehlshaber zu entlasten, und die mit kommandierten Unteroffizieren und Mannschaften den Empfang und Ankauf oder die Beitreibung von Vorräten und Biwakbedürfnissen auszuführen hatten. In diesem Jahre ist es noch dazu Sache dieser Offiziere gewesen, den Schlachtbetrieb zu leiten und den Verkehr zwischen Truppe und Empfangsstelle sowie die Beladung und Verteilung der Lebensmittel zu überwachen; ferner waren sie für den ordnungsmäßigen Gang des ganzen Verpflegungsdienstes der Truppe und der Tätigkeit der Furiere und des sonstigen Verpflegungspersonals verantwortlich. Aber nicht nur durch die Neugestaltung der obersten Leitung der Verpflegungsvorsorgen haben sich die Verhältnisse der Truppenverpflegung verändert und verbessert, sondern auch durch praktische Anschaffungen, die dem körperlichen Wohl der Mannschaft unmittelbar zugute kommen. In die Reihe dieser Neuerungen gehören vor allen Dingen die fahrbaren Feldküchenwagen. Bisher — und bei den Truppenteilen, die Feldküchen noch nicht besitzen, noch jetzt — mußte und muß sich jeder Soldat sein Essen selber bereiten, d. h. er muß seine Portion Fleisch, Gemüse usw. roh empfangen, es mußte erst Wasser zum Kochen herbeigeschafft, die Kochlöcher gegraben, Holz empfangen und zerkleinert werden, und schließlich

Digitized by Google

kam es auf die Geschicklichkeit des einzelnen an, ob er sich in seinem Kochgeschirr ein schmackhaftes, gares und bekömmliches Gericht bereiten konnte. Bedenkt man nun, daß der Soldat oft erst nach großen Anstrengungen ins Biwak gelangt, wo das Bedürfnis nach Ruhe viel dringender ist als das nach Sättigung, so wird es erklärlich erscheinen, daß er seine Portion häufig gar nicht oder nur unvollkommen bereitet. Dazu kommt, daß bei plötzlichem Alarm während des Kochens das in den Kochgeschirren angesetzte, noch ungare Essen weggeschüttet werden muß, und daß das Abkochen während des Marsches, das unter Umständen unvermeidlich ist, z. B. wenn lange Unterbrechungen des Marsches notwendig werden, oder wenn höhere Rücksichten nach längerer Rast die Fortsetzung des Marsches bis zum Abend oder in die Nacht hinein fordern, für den einzelnen mit großen Umständen verbunden ist. Es kann dann nur längs der Marschstraße abgekocht werden, wobei die Beschaffung von Wasser und Holz zu weiten Wegen nötigen kann. Allen diesen Übelständen helfen die Feldküchen ab; sie sind so fahrbar konstruiert, daß sie den Truppen bequem überall folgen können, sie kochen noch während des Marschierens, sodaß dem Soldaten bald nach dem Einrücken ins Biwak oder, wenn nötig, beim Halt auf dem Marsche das fertige Essen ausgeteilt werden kann. Die Bereitung der Speisen erfolgt rationeller und schmackhafter; ebenso ist Wegschütten bei Alarm ausgeschlossen. Auch ist die Möglichkeit vorhanden, auf langen Märschen Tee oder Kaffee zur Erfrischung der Mannschaften bereitzuhalten. Dementsprechend sind die neusten Modelle der zweispännigen Feldküchen mit zwei Kesseln versehen, von denen der eine für die Zubereitung von Speisen, der andre zum Teekochen bestimmt ist. Die Ausrüstung mit diesen Küchenwagen hat gute Fortschritte gemacht, nachdem im Etat von 1908 etwas über eine Million Mark dafür bewilligt worden waren. Es konnten deshalb im diesjährigen Kaisermanöver bereits 52 solcher Küchen benutzt werden, von denen 28 auf das 15. Armeekorps für die Regimenter 97, 126 und 138 und 24 auf das 16. Armeekorps für die Regimenter 98 und 130 verteilt waren. Im Vorjahre waren bei den Manövern in Westfalen nur 8 Feldküchen vertreten, der Fortschritt ist darum als außerordentlich zu bezeichnen. Die Weiterbeschaffung dieses wertvollen Verpflegungsinventars hängt von den Mitteln ab, die der Reichstag dafür bewilligt. Benötigt werden nach vorläufiger Berechnung 21½ Millionen Mark. Sie reichen aber nur aus, jede Infanterie-, Jäger- und Feldpionierkompagnie sowie jede Batterie der schweren Artillerie des Feldheeres mit je einem Feldküchenwagen auszustatten. Für die übrigen Truppenteile wären für dieselben Zwecke noch weitere 10 Millionen notwendig; doch heißt es, daß die Heeresverwaltung zunächst nicht die Absicht habe, auch für die Kavallerie und Feldartillerie diese Anschaffungen zu machen. Es wird das aber wohl nur ein erster Beschluß sein, denn es ist nicht recht einzusehen, warum nicht auch auf diese beiden Waffen die Vorteile einer schnellern Verpflegungsmöglichkeit ausgedehnt werden sollten. Die Gründe, daß namentlich

Digitized by Google

die Kavallerie infolge ihrer größern Beweglichkeit und oft weitreichenden Aufträge im Kriege außerstande sein würde, ihre Küchenwagen zu finden, können doch allein nicht maßgebend sein. Denn überall da, wo diese Fahrzeuge doch zur Stelle sein werden, wird gerade die Kavallerie, die schnell weiter muß und zum Abkochen keine Zeit hat, ihr Vorhandensein besonders wohltätig empfinden. Hinzugefügt sei noch, daß die Küchenwagen nicht etwa das Selbstkochen der Mannschaften unter allen Umständen unnötig machen werden. Es können namentlich im Kriege sehr wohl Fälle eintreten, wo die Wagen die Truppe nicht erreichen. Dann muß der Mann sein Essen selbst bereiten, und damit er das kann, wird er darin bei den Friedensmanövern geübt.

Einen andern Fortschritt auf dem Gebiete des Verpflegungswesens bedeutete die Einteilung von Automobilkolonnen mit zusammen 38 Fahrzeugen zur Beförderung der Lebensmittel und Furage des 16. Armeekorps und der Kavalleriedivision von den Manöverproviantämtern zu den Zwischenmagazinen. Von den Zwischenmagazinen aus übernahmen die gewöhnlichen Truppenfahrzeuge die Transporte und führten sie den Bestimmungsorten zu. Die Kraftwagen hatten täglich etwa 80 bis 100 Kilometer zurückzulegen; die Fahrzeuge der Infanteriedivisionen waren gemischten ältern Systems, die der Kavallerie gehörten dem sogenannten einheitlichen Einbürgerungstyp an. Im großen und ganzen ist der Versuch mit den Automobilkolonnen als gelungen zu bezeichnen, nur müßte im nächsten Jahr in der Organisation des Dienstes eine Verbesserung durch Teilung der Kolonnen in zwei Staffeln eintreten. Die diesmalige Einteilung in eine Staffel ohne Ablösung hat an Personal und Material unnötig hohe Anforderungen gestellt.

Es ist am Schluß unsrer Ausführungen noch den Direktionen der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen lobend Erwähnung zu tun. Sie haben durch sachgemäße Anordnungen sowohl während des Manöverlaufes als auch nach Schluß der Übungen die Truppen-An- und Abtransporte geregelt und dadurch erreicht, daß der gewöhnliche Personenverkehr überhaupt nicht ins Stocken geriet, und daß der Gütertransport nur auf kurze Zeit etwas eingeschränkt zu werden brauchte. Allein am 11. September wurden vom Manövergelände aus von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags mit 39 Militär-Sonderzügen 1100 Offiziere, 40855 Mann, 1239 Pferde, 76 Fahrzeuge und 266000 Kilogramm Gepäck abgefertigt; am 12. September folgte der Rest der Truppen in 24 Sonderzügen.

So haben also die Kaisermanöver in den Reichslanden in allen wesentlichen Punkten ein durchaus zufriedenstellendes Ergebnis gehabt und gezeigt, daß die viele Mühe und Arbeit aller Stellen gute Früchte getragen haben.

Digitized by Google

Bismarck und Thiers als Unterhändler

Von E. Stutzer in Görlitz

In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ behandelt Bismarck eingehend die Gegensätze, die 1870 im Großen Hauptquartier in bezug auf die Erneuerung des Kaisertums zutage traten, geht aber auf die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen nicht näher ein. Über diese erschien von französischer Seite sehr bald nach dem Kriege amtliches Material, namentlich die Enquête parlamentaire in dreizehn Bänden und Jules Favres Gouvernement, sodaß schon 1875 der Geschichtschreiber Sorel ein zweibändiges Werk unter dem Titel Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande veröffentlichte. Seitdem ist unsre Kenntnis durch verschiedne wichtige Quellen wesentlich erweitert worden; zu ihnen gehören auch die vielen Denkwürdigkeiten und Tagebücher, deren Verfasser eine mehr oder weniger bedeutende Rolle in den Jahren 1870 und 1871 gespielt haben. Weil nämlich ihre Darstellung subjektiv gefärbt sein muß, gerade deshalb hat sie unter der Voraussetzung, daß sie durch andre gleichzeitige Quellen bestätigt wird, für die geschichtliche Erkenntnis Wert oder ist doch für die wissenschaftliche Forschung verwendbar. Von deutschen Schriften kommen außer den unten gelegentlich erwähnten in erster Linie in Betracht: Abeken, Ein schlichtes Leben aus bewegter Zeit (Berlin, 1898), Baumgarten-Jolly, Staatsminister Jolly (Tübingen, 1897), Tagebücher des Generalfeldmarschalls von Blumenthal (Stuttgart-Berlin, 1902), Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten (Stuttgart, 1904), Busch, Tagebuchblätter (Leipzig, 1899), Frankenberg, Kriegstagebücher (Stuttgart-Leipzig, 1896), Hatzfeld, Briefe (Leipzig, 1907), Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier (Breslau, 1894), Roon, Denkwürdigkeiten (4. Auflage, Breslau, 1897), Stosch, Denkwürdigkeiten (Stuttgart-Leipzig, 1904). Auf französischer Seite sind zu den oben angeführten Quellen, was Thiers betrifft, hinzugekommen das Werk von Simon, Le gouvernement de Mr. Thiers (4. Auflage, Paris, 1879) sowie die Notes et Souvenirs de Mr. Thiers 1870—1873 (Paris, 1904).

Für uns ist in diesen „Erinnerungen“ besonders wichtig der Bericht über die im November 1870 und im Februar 1871 gepflognen Verhandlungen. Ihren Gang können wir an den einzelnen Tagen durch Vergleichung der verschiednen Darstellungen genau verfolgen, und das gewährt sachlich wie persönlich das höchste Interesse. Handelte es sich doch um den Preis für unerhörte, aber mit Strömen von Blut erkaufte Siege, und stand doch dem deutschen

Digitized by Google

Staatsmanne, der in den Julitagen 1870 durch meisterhafte Kürzung (Voreingenommne sagen noch immer: Fälschung) der Emser Depesche alle Schleusen aufzog, um die Wogen der nationalen Begeisterung für den durch französischen Übermut unvermeidlich gewordnen Krieg zu entfesseln — diesem Staatsmanne stand der französische gegenüber, der fast ganz allein seit Jahren vor einem übereilten Kriege gewarnt hatte, zuletzt noch durch eine wuchtige Rede am 15. Juli 1870, aber immer als la trompette antipatriotique du désastre niedergeschrien worden war, „Monsieur" Thiers; so nennen ihn die Franzosen noch jetzt stets, obwohl sie sonst dies Beiwort nur für Lebende gebrauchen. Adolphe Thiers (1797 bis 1877), auch als Geschichtschreiber namentlich durch seine Histoire du Consulat et de l'Empire bekannt, die den Napoleonkultus sehr beförderte, machte in seiner Erscheinung mehr den Eindruck eines Gelehrten oder eines Großkaufmanns, war klein, jedoch ziemlich stämmig, und fiel durch eine sehr scharf gewölbte Nase auf. Er hatte in seinem Wesen etwas Rechthaberisches, Spießbürgerliches und war von sehr großer Eitelkeit erfüllt, aber ohne persönlichen Mut: März 1871 ergriff er das Hasenpanier. In einem Briefe an die Gattin schildert ihn Bismarck am 27. Februar 1871 folgendermaßen: „Mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche ... dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute altfranzösische Formen." Was Körpergröße betrifft, so bildete also Thiers das Gegenstück zu dem preußischen Staatsmann; in der Karikatur wurde er gewöhnlich als Nachteule dargestellt. Bismarck dagegen machte auf die Franzosen den Eindruck eines Mannes in der ganzen Fülle seiner Kraft. „Sein hoher Wuchs, sein mächtiger Schädel, sein Gesicht mit den stark ausgeprägten Zügen verliehen ihm ein zugleich imposantes und hartes Aussehen, das jedoch durch eine natürliche Einfachheit, fast möchte ich sagen Gutmütigkeit gemildert wurde ... Er scheint nur mit dem zu rechnen, was wirklich ist, gleichgiltig gegen alles, was nicht zu einem nützlichen Zwecke führt ... Jedem Eindruck zugänglich und nervös, ist er nicht immer Herr seiner ungestümen Regungen" — so schildert ihn Jules Favre, der im September und dann wieder im Januar mit ihm verhandelte und zu den letzten entscheidenden Beratungen Thiers begleitete.

Dieser sah von jeher in der Uneinigkeit Deutschlands die Bürgschaft für das Übergewicht Frankreichs in Europa. Deshalb übernahm er gern den außerordentlichen Auftrag, die Höfe in London, Petersburg, Wien und Florenz für die Auffassung der am 4. September von Trochu, Favre und andern gebildeten französischen „Regierung der nationalen Verteidigung" zu gewinnen, daß allein Preußen die Verantwortung zu tragen habe, wenn nach dem Sturze Napoleons der Krieg fortdauere, und daß Frankreich, in solcher Weise herausgefordert, keinen Zollbreit Landes, keinen Stein der Festungen aufgeben dürfe. Am 12. September trat Thiers seine Reise an, die zu der für das Selbstgefühl

Digitized by Google

der Franzosen sehr bezeichnenden Redensart Anlaß gab: l'Europe ne veut pas changer de maître. Bismarck sondierte, behutsam wie immer, sofort in Petersburg und Wien über ein Zusammengehn der drei Reiche zur Verteidigung der monarchisch-konservativen Grundsätze gegen die republikanisch-sozialistischen und ließ die kleinen Mächte, namentlich Belgien und Luxemburg, daran erinnern, daß vielleicht auf ihre Kosten Deutschland mit Frankreich Frieden schließen werde. Auf solche Weise suchte er die Pläne der französischen Staatsmänner zu durchkreuzen und einer Vermittlung der Neutralen vorzubeugen, deren Ziel nur sein konnte, „uns Deutschen den Siegespreis vermittelst eines Kongresses zu beschneiden", wie es in seinen „Gedanken und Erinnerungen" heißt. Diese ihn „Tag und Nacht beunruhigende Gefahr", in bezug auf die er wohl zu schwarz gesehen hat, erklärt auch seine zu gewissen Zeiten sehr große Gereiztheit, zum Beispiel als es sich um die Beschießung von Paris handelte.

Im September schon trat Bismarck auch öffentlich den Plänen des Monsieur Thiers entgegen, namentlich durch die Rundschreiben vom 13. und 16. an die Vertreter des Norddeutschen Bundes bei den fremden Mächten. Am 13. betonte er, die deutsche Nation müsse „materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe erstreben, Bürgschaften zugleich für den europäischen Frieden, der von Deutschland neue Störung nicht zu befürchten hat"; am 16. wies er darauf hin: „Die einmütige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde ... In Deutschlands Besitze gewinnen Straßburg und Metz einen defensiven Charakter; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals der Angreifer gegen Frankreich gewesen." Schon damals bezeichnete Bismarck mit der ihm eignen Offenherzigkeit die Grundlagen des Friedens, und diese mußte Frankreich nach mühseligen Verhandlungen schließlich doch annehmen.

Am 15. erschien der englische Gesandtschaftssekretär Malet, dessen Reise man mit Recht als abenteuerlich bezeichnet hat, beim Bundeskanzler, um Jules Favre den Weg für Verhandlungen zu bahnen. Sie fanden im Rothschildschen Schlosse zu Ferrières bei Lagny statt, zerschlugen sich jedoch, da Bismarck auf Auslieferung eines greifbaren Pfandes zur Sicherheit Deutschlands bestand, während der Franzose jede Landabtretung für Erniedrigung erklärte. Die Deutschen umzingelten Paris, am 5. Oktober wurde das Hauptquartier nach Versailles verlegt, und einige Tage später verließ Gambetta im Luftballon die Hauptstadt, um das Volk für Massenerhebung zu entflammen. Doch auf Englands Anregung mußte er bald darauf Thiers beauftragen, mit Bismarck Fühlung zu suchen.

1. Die Waffenstillstandsverhandlungen im Herbst 1870

Thiers hatte auf seiner Rundreise schlechte Geschäfte gemacht. Nach seiner Darstellung allerdings lehnte er es in Petersburg ab, auf eigne Faust irgend-

Digitized by Google

welche Verhandlungen mit den Deutschen zu beginnen, und wollte zuvor feststellen, ob die französische Regierung in Tours überhaupt zu solchen Verhandlungen geneigt sei, ehe er die russische Vermittlung dafür in Anspruch nahm. Auf der Rückreise von Petersburg unterredete er sich in Wien dreimal, am 9. und 10. Oktober, mit dem berühmten Historiker Leopold Ranke*), der zeitlebens eine gewisse Vorliebe für den französischen Fachgenossen empfand, und forderte ihn auf, dem preußischen Könige zu berichten, er, Thiers, werde niemals der Abtretung des Elsaß zustimmen, höchstens der Schleifung einiger Festungen. Vielleicht schmeichelte sich der Franzose, eitel wie er war, mit der Hoffnung, durch seine Persönlichkeit für sein Land Vorteile erlangen zu können. Während er 1865 in Paris seinem Besucher Ranke gegenüber für die Bismarcksche Staatskunst nicht das mindeste Verständnis gezeigt hatte, gab er in Wien seiner Bewunderung für diese offnen und lebhaften Ausdruck. Selbstverständlich waren die Unterredungen zwischen den beiden von gar keiner Bedeutung für den Verlauf der spätern Verhandlungen.

Wie kam es zu diesen? Wie trat Thiers mit dem deutschen Hauptquartier in Beziehungen? Die Antwort auf diese Frage wirft ein eigentümliches Licht auf die Zuverlässigkeit seiner Aufzeichnungen. Am 16. Oktober nämlich teilten König Wilhelm und Bismarck unabhängig voneinander dem Grafen Fred Frankenberg**) persönlich mit, daß sich Thiers von Florenz aus, wo er vom 12. bis 18. Oktober weilte, beim Hauptquartier angemeldet habe. Dieser aber behauptet seinerseits, Bismarck sei es gewesen, der ihm sofort nach dem Falle von Metz die Reisepässe durch Vermittlung des Generals von der Tann und des Bischofs Dupanloup von Orleans habe zugehn lassen; da er, Thiers, jedoch eine List dahinter vermutete, habe er sie zurückgesandt. Der Vergleich***) dieses Berichts mit den von Frankenberg bezeugten Tatsachen läßt Thiers Angaben in sich zusammenfallen, so wahrscheinlich sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Bismarck hat unzweifelhaft nur einen von dem Bischof und von Thiers selbst geäußerten Wunsch erfüllt, und zwar um so lieber, als sich der Kaiser von Rußland dafür verwandt hatte, daß der französische Staatsmann freien Paß durch die Linien nach Paris erhalte — so berichtete der Kanzler am 5. November in einer Ministerkonferenz. Am 30. Oktober reiste Thiers in Begleitung des russischen Generaladjutanten Fürsten Wittgenstein (dessen Anwesenheit „sehr ungern" gesehen wurde, und über den „sehr sonderbare Gerüchte umgingen") durch Versailles nach der Hauptstadt, wo er sich mit den verschiednen Mitgliedern der

*) Vgl. dessen Sämtliche Werke LIV, S. 584 ff.

**) Kriegstagebücher S. 220 ff.

***) Küntzels quellenkritische Schrift über Thiers Memoiren (Bonn, 1905, Fr. Cohen) geht näher darauf ein S. 41 ff. Bei K. finden sich zwei falsche Zeitangaben: S. 41 steht November statt Oktober, und S. 41 ist 15. statt 16. zu lesen; S. 50 stört der Druckfehler Resolution statt Revolution. Den Ergebnissen der Küntzelschen Untersuchungen stimme ich im allgemeinen durchaus bei.

Digitized by Google

Regierung der nationalen Verteidigung besprechen wollte; er hoffte, in friedlichem Sinne auf sie einwirken zu können, trotz der von Gambetta ausgehenden Gegenströmung in Tours. Bei seiner Ankunft in Versailles begegnete er, der kleine Herr, den großen, breitschultrigen Gestalten der eben eingetroffnen Gardelandwehr. Der Geheime Legationsrat Graf Hatzfeld fand ihn um neun Uhr morgens in Bismarcks Wohnung vor, sagte ihm, dieser wäre im Begriff aufzustehn, und benachrichtigte ihn sofort vom Eintreffen des französischen Staatsmannes. Nur wenige Minuten währte dann die Unterredung zwischen beiden. Der Kanzler „empfing Herrn Thiers mit dem achtungsvollen Entgegenkommen, auf welches seine ausgezeichnete Persönlichkeit ... ihm den vollsten Anspruch gab“*), so heißt es in dem an die Vertreter des Norddeutschen Bundes gerichteten Rundschreiben vom 8. November. Der Fall von Metz wurde geflissentlich weder von Bismarck noch von Hatzfeld berührt, und auch Thiers schwieg darüber: seine Behauptung, der Kanzler habe ihm die Kapitulation bestätigt, ist hinfällig. Aus seiner kurzen Unterredung mit Bismarck, den er zunächst nur für den Versuch der Unterhandlungen mit der Pariser Regierung günstig stimmen wollte, stammt das Bonmot: Je ne puis vous parler que pour vous dire que je ne puis vous parler. Ob es übrigens wirklich in dieser Form gesprochen worden ist, muß zweifelhaft erscheinen. Hatzfeld gewann damals den Eindruck, daß Thiers gern den Frieden abschlösse. „schon weil es dann der Friede des Herrn Thiers wäre. Er ist nämlich ungeheuer ehrgeizig“. Im übrigen fand ihn Hatzfeld, der mit ihm frühstückte, „windelweich“, aber auch noch gerade so eitel wie früher. Seit vierzig Tagen — so klagt der Franzose — war er unterwegs und hatte recht wenig geschlafen. Er sah aus wie jemand, der „sehr gealtert“ ist; beim Frühstück jedoch ermunterte er sich wieder und „erzählte einen ganzen Haufen Anekdoten“. Um ein Uhr mittags erfolgte dann seine Abreise. Er versprach zu Verhandlungen zurückzukehren, falls er nicht in Paris festgehalten würde. Hatzfeld geleitete ihn an den Wagen und ging darauf mit zwei Herren aus der Umgebung Bismarcks eine Wette um hundert Franken ein, daß Thiers „bis spätestens am nächsten Tage nachts zwölf Uhr“ wiederkommen würde. Er gewann die Wette.

Am 31. Oktober abends, als der Aufstand in Paris schon begonnen hatte**), kehrte Thiers zurück, schien jedoch sehr müde zu sein und „recht froh, daß er allen Gefahren glücklich entronnen“ war. Er berichtete, er hätte mit den Herren

*) Alle in „—“ eingeschlossenen Sätze sind gleichzeitigen wichtigen Veröffentlichungen entnommen. Vollständige Akten und Protokolle liegen noch nicht vor. Jedoch trifft das Urteil von Lorenz (Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reiches. Jena, G. Fischer, 1902) S. 503, über die Verhandlungen im November sei Genaueres nicht bekannt, jetzt nicht mehr ganz zu. Bismarck selbst allerdings hat zu seiner Umgebung nur wenig geäußert; er wollte „nur Befehle erteilen, aber keine Meinung hören“ (Abeken S. 490).

**) „Die Welschen haben seit einer halben Stunde gewaltig angefangen mit ihren schweren Kanonen ... zu schießen. Vielleicht wollen sie dadurch dem kleinen Thiers ein wenig Courage zusprechen“, schreibt Abeken (S. 440).

Digitized by Google

von der provisorischen Regierung von zehn Uhr abends bis drei Uhr morgens verhandelt, sei um sechs Uhr schon aufgestanden und hätte bis nach zwei allerlei Besuche erledigt. Bei dieser Schilderung entschlüpfte ihm fast wider Willen die Bemerkung, „daß etwas Erregung in Paris herrsche". Die sieben Besprechungen mit Bismarck fanden vom 1. bis 6. November statt und dauerten im ganzen etwa neunzehn Stunden; Thiers Behauptung, er habe sich vom 1. bis 3. „täglich meist zweimal" mit dem Kanzler unterredet, ist nicht ganz zutreffend: es geschah nur am 3., außerdem am 4. Mehrere Stunden währten alle Unterhandlungen, abgesehen vom 6. Ihnen legte Hatzfeld, wie er am 1. November schreibt, „gerade jetzt keine große Bedeutung bei. Dieses Volk ist noch nicht überzeugt, daß es geschlagen worden ist." Und Abeken meinte am 2.: „Ich habe nicht das Gefühl, daß man mit Thiers zu etwas kommen wird, weil er keine reale Macht mehr hinter sich hat." Wie sehr beide das Richtige trafen, sollte sich bald zeigen.

Am ersten Verhandlungstage, Dienstag, den 1. November, gab Thiers gleich zu Anfang die „echt französische Erklärung ab, daß nur auf den Wunsch der neutralen Mächte Frankreich sich zu Verhandlungen über den Waffenstillstand herbeilasse, worauf Bismarck ihm kategorisch bemerkte, mit den Neutralen hätte Preußen schon selbst Verbindung"*), und eine rechtmäßige, wirklich anerkannte Regierung, mit der er abschließen könne, gäbe es zurzeit ja gar nicht. Diese Tatsache bedeutete eine eigenartige, nach den geläufigen Grundsätzen des Völkerrechts nicht zu lösende Schwierigkeit für den Kanzler, deren schließliche glückliche Überwindung zu seinen hervorragendsten diplomatischen Erfolgen zu rechnen ist. Vom Könige Wilhelm dem Ersten nun war er, wie in dem erwähnten Rundschreiben hervorgehoben wird, ermächtigt worden, „um einen ersten, entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu tun, Herrn Thiers behufs Vornahme der Wahlen für eine französische Volksvertretung mit der Gewährung eines Waffenstillstands auf fünfundzwanzig oder achtundzwanzig Tage auf dem Grund des einfachen militärischen Statusquo am Tage der Unterzeichnung entgegenzukommen"; in bezug auf die Wahlen im Elsaß sollte „die Zugehörigkeit der deutschen Departements zu Frankreich vor dem Friedensschlusse" nicht in Frage gestellt werden. Bismarck war erstaunt, als der Franzose diese Vorschläge, „bei welchen alle Vorteile auf französischer Seite waren", ablehnte und nur dann auf einen Waffenstillstand eingehn wollte, „wenn er die Zulassung einer umfassenden Verproviantierung von Paris einschlösse". Daß Bismarck es war, der auf diese Frage zuerst zu sprechen kam, wie Thiers behauptet, muß als nicht recht glaublich erscheinen. Der Kanzler verlangte dann seinerseits aber ein militärisches Gegenzugeständnis, zum Beispiel Auslieferung eines Pariser Forts, was er schon im September von Favre gefordert hatte. Thiers dagegen erklärte, nichts bieten zu können „als die Bereitwilligkeit der Pariser Regierung,

*) Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe II (1907), S. 27.

Digitized by Google

der französischen Nation die Wahl einer Vertretung zu gestatten, aus welcher wahrscheinlich eine Behörde hervorgehn würde, mit welcher über den Frieden zu unterhandeln möglich sein werde" (Worte aus dem Rundschreiben); er forderte deshalb, während des Waffenstillstandes sollten alle zum Heeresdienste Einberufnen das Recht freier Bewegung haben.

Bismarck war seinem Gegenüber „nicht nur an solidem Ernst und realen Gedanken, sondern auch an Pfiffigkeit und Schlauheit überlegen" (Abeken S. 446) — einen Fall allerdings ausgenommen, den wir noch kennen lernen. Deshalb holte der Kanzler sehr geschickt allerlei über die Zustände in der französischen Hauptstadt aus Thiers heraus. So erfuhr er gleich am 1. November, daß die Pariser nicht mehr allzulange ausreichenden Mundvorrat besaßen. Als nämlich Thiers von den Lebensmitteln zu sprechen anhub, unterbrach ihn Bismarck. „Verzeihen Sie, das wissen wir besser als Sie, da Sie nur einen Tag in der Hauptstadt gewesen sind. Die sind bis Ende Januar mit Lebensmitteln versehen." Thiers machte ein höchst verwundertes Gesicht, und sein Staunen verriet, daß es um den Mundvorrat der Pariser ganz anders bestellt war. Er reichte völlig „nur noch für drei oder vier Wochen", so äußerte der Kanzler bei der Abendtafel (Busch I, S. 343 ff.). Nach einem andern Berichte*) wollte Bismarck die Franzosen nicht länger in dem Wahne lassen, als ob die Deutschen des Krieges und der Belagerung überdrüssig wären, und erklärte deshalb, man wisse, daß Paris bis 31. Januar Lebensmittel besitze, und habe sich darauf eingerichtet, so lange die Hauptstadt zu belagern. Der Gedanke, daß die Deutschen auszuharren entschlossen wären, kam Thiers so überraschend und erschreckend, „daß er sich im Zimmer umsah und es nicht einmal wagte, es zu akzeptieren, daß sie so lange versehen wären". Beide Überlieferungen können richtig sein und nebeneinander bestehn, beziehen sich dann natürlich nicht auf denselben

*) Wilmowski, Meine Erinnerungen an Bismarck, S. 115 f., zum Teil in Übereinstimmung mit Abeken, S. 446. Ob die Angabe „für drei oder vier Wochen" genau ist? Mehl gab es noch „auf mehrere Monate", wie bald darauf Bismarck selbst erzählte, und nach Aussagen der Belagerten war Paris bis 15. Dezember hinlänglich mit frischem Fleisch versehen — so ist in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 4. November zu lesen. Noch eine andre von Busch überlieferte Äußerung hat Anstoß erregt. Nach ihm sprach sich nämlich Bismarck am 1. November dahin aus, Thiers passe nicht zum Unterhändler, „nicht einmal zum Pferdehändler". Dieses letzte Urteil verträgt sich durchaus mit dem in dem Rundschreiben (siehe oben S. 323) abgegebnen: er sei eine „ausgezeichnete Persönlichkeit", es stimmt aber nicht völlig mit dem, was ein unbefangner Berichterstatter, der Gesandte der Vereinigten Staaten, White, überliefert (Aus meinem Diplomatenleben. Übersetzung von Mordaunt, Leipzig, 1906, S. 117). Zu ihm sagte der Kanzler 1879, Thiers hätte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er hielte ihn für einen treuen Patrioten, der ihm wie ein Römer unter Byzantinern vorgekommen sei. „Dieses Urteil setzte mich in Erstaunen. Was einen so tiefen Eindruck auf Bismarck gemacht hatte, war sicherlich nur Thiers Gewandtheit bei den Unterhandlungen." — Des Kanzlers Tischreden dürfen, wie schon oft hervorgehoben worden ist, nicht auf die Goldwage gelegt werden, da Bismarck der großartigen Unverblümtheit seines Wesens wie seinem prächtigen Humor je nach der ihn beherrschenden, oft wechselnden Stimmung rücksichtslos die Zügel schießen ließ.

Digitized by Google

Zeitpunkt; gut bezeugt sind sie jedenfalls beide. Thiers allerdings erwähnt in seinen Erinnerungen nichts derartiges.

„Über drei Stunden" währten am 1. November die Verhandlungen. Bei der Mittagstafel äußerte Bismarck zu seiner Umgebung: auf die Bedingungen hin, die Thiers stelle oder gewähren wolle, werde man sich wohl nicht einigen können.

Am folgenden Tage fand vormittags eine militärische Beratung beim König in betreff des Waffenstillstandes statt. Um zwei Uhr erschien dann Thiers, hatte wiederum eine fast dreistündige Unterhaltung mit Bismarck und bot einen fünfundzwanzig- bis dreißigtägigen Waffenstillstand auf Grundlage des militärischen Statusquo an; in seinem Entwurf bediente er sich der Wendung: conformément au voeu des puissances; sofort betrachtete ihn der Kanzler d'un air, qui signifiait que ces puissances n'existaient pas pour lui, und darauf will Thiers schleunigst erwidert haben: Je retrancherai ces mots, mais les puissances neutres n'en existeront pas moins et ne cesseront pas de compter en Europe. Um ihm jedoch zu beweisen, daß er auf Rußland nicht bauen könne, ließ Bismarck die Aktenmappe holen und gab ihm die betreffenden Schriftstücke selbst zu lesen. Dann schlug der Kanzler seinerseits, wie Thiers berichtet, eine Waffenstillstandsdauer von achtundvierzig Stunden vor und machte die Lebensmittellieferung von der Übergabe des Mont Valérien abhängig; schließlich einigte man sich dahin, das Gutachten der Militärs über die Frage nochmals einzuholen. Darauf verabschiedete sich Thiers „mit ziemlich vergnügtem Gesicht".

Am 3. November fingen die Erörterungen um zwölf Uhr an. Kurz nach ihrem Beginn wurde Thiers dadurch überrascht, daß Bismarck plötzlich an ihn die Frage richtete, „ob er noch mit den zur Fortsetzung der Verhandlungen nötigen Vollmachten versehen sei". Seit seiner Abreise aus Paris hatte er, wie er in seinen „Erinnerungen" offen ausspricht, häufig mit Besorgnis an den Verlauf der dortigen Unruhen gedacht. Jetzt mußte er vom Kanzler vernehmen: nach Meldungen der Vorposten sei in Paris eine Revolution ausgebrochen. Da ward er „sichtlich betroffen". Bismarck schloß daraus, daß er einen „Sieg der Roten" für möglich hielt, und beharrte unerbittlich auf seinen Bedingungen.*) Thiers empfahl sich darauf halb drei Uhr „mit weniger heitrer Miene" als tags zuvor und sandte seinen Begleiter Cochery in die Hauptstadt. Dieser erfuhr, daß die Regierung vom 4. September noch bestand. Thiers weilte dann „von neun bis nach zehn Uhr" abermals bei Bismarck und hatte an dem Tage auch mit Ernst von Koburg eine längere Unterredung, aus der dem Herzog der Eindruck blieb, „daß an einen Friedensschluß noch sehr lange nicht zu denken sein werde".

Freitag den 4. November begann um elf Uhr die Verhandlung und wurde von neun bis nach elf fortgesetzt. Über die Friedensbedingungen, die

*) Vgl. auch die Tagebücher des Kaisers Friedrich (Berlin, 1902) S. 118.

Digitized by Google

Bismarck an diesem Tage stellte, besitzen wir verschiedne, untereinander abweichende Berichte von Thiers. Nach seinen „Erinnerungen“ forderte der Kanzler: Elsaß mit Straßburg, ein Stück Lothringens um Metz herum und vier Milliarden; entschlössen sich die Franzosen zum sofortigen Frieden, so wolle er seinen Einfluß beim König aufbieten, damit Metz bei Frankreich bleibe; bei längerm Zaudern würden die Bedingungen erschwert werden.

Sonnabend den 5. November schrieb Hatzfeld, der allerdings nichts sichres über die Verhandlungen wußte: „Die Lage der Dinge und die herrschende Stimmung lassen mir die Sache nicht gerade in hoffnungsvollem Lichte erscheinen“. Er sah sie noch viel zu rosig an; die Verhandlungen waren schon so gut wie gescheitert. Vor Wiederbeginn der Feindseligkeiten äußerte jedoch der Kanzler den Wunsch, noch einen letzten Versuch der Verständigung auf andern Grundlagen zu machen, und veranlaßte Thiers, sich in die Vorpostenlinie zu begeben, um sich von einigen Regierungsmitgliedern neue Instruktionen zu verschaffen. Um acht Uhr morgens fuhr er hinaus. Unterdessen berief Bismarck gegen ein Uhr sämtliche anwesende Minister der süddeutschen Staaten sowie den sächsischen Minister von Friesen und den Staatsminister Delbrück zu einer (oben erwähnten) Konferenz, um ihnen Bericht über den Gang der Verhandlungen abzustatten. Er erklärte Thiers für den gebildetsten und unterrichtetsten Franzosen, der ihm begegnet sei, aber er hege vorgefaßte Meinungen, ließe politische und historische Betrachtungen einfließen und mache dadurch die Besprechungen sehr weitschweifig. Von nichtfranzösischen Dingen wisse er zum Teil wenig und könne in keiner Sprache außer der französischen auch nur Ja oder Nein sagen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er die bekannte, auch in des Fürsten Hohenlohe Denkwürdigkeiten (II, S. 261) erwähnte Geschichte, daß Thiers die Ulanen für einen „wilden Volksstamm“ gehalten hätte. Nach Lorenz in der oben (S. 323 Anmerkung) angeführten Schrift nannten die Minister alle Erörterungen Bismarcks ein Meisterstück von liebenswürdiger Lebendigkeit und Offenheit, doch gewannen sie den Eindruck, daß sie für ihn ein Hauptmittel gewesen seien, „um sich nicht in die Karten sehen zu lassen“. Als der Kanzler nach dem Diner beim Könige in seine Wohnung zurückgekehrt war, erhielt er eine Depesche: nach einer Proklamation der Regenten in Paris könne auch jetzt von Gebietsabtretung nicht die Rede sein. Darauf äußerte er: „Dann wäre man ja von weitern Verhandlungen mit Thiers dispensiert“, und Delbrück meinte: „Bei solch einem hartnäckigen Blödsinn kann davon eigentlich nicht mehr die Rede sein.“

Inzwischen hatte Thiers an der Brücke von Sèvres eine Besprechung mit Favre und Ducrot, die dann erst mit den andern Regierungsvertretern Rücksprache nehmen mußten. Aus diesem Grunde weilte Thiers nicht wie sonst bis gegen Mitternacht beim Kanzler, sondern nur von halb neun bis nach halb zehn. Es verlautete, jene beiden hätten die deutschen Waffenstillstandsbedingungen für unannehmbar erklärt: Thiers, der noch einige Hoffnung hegte, solle am folgenden Tage die endgiltige Antwort überbringen.

Digitized by Google

An diesem, dem 6., erschien er „sehr kleinlaut“ erst um zweieinhalb Uhr beim Kanzler, verweilte nur eine halbe Stunde etwa und teilte die ihm zugegangne Weisung mit: da ein Waffenstillstand mit Verproviantierung von Paris nicht zu erreichen sei, so habe er Versailles zu verlassen. Ein „kurzes, trocknes“ Schreiben Favres wies ihn an, nach Tours zurückzukehren. Besonders Trochu war, Privatmitteilungen zufolge, Gegner des Waffenstillstandes; Thiers persönlich wünschte den Frieden sehr — so urteilt Hatzfeld auch in einem Briefe am 5. November — und reiste daher am 7. „mit niedergeschlagner Miene“ ab. Abeken fertigte einen Bericht über die Verhandlungen an, noch in der Nacht gab ihm Bismarck die abschließende Form, und in der Frühe des 8. wurde er dem Könige vorgelegt, damit er dann veröffentlicht werden könnte.

So waren die Verhandlungen gescheitert, und zwar besonders deshalb, weil die Franzosen vollständige Verproviantierung von Paris forderten, aber kein andres Gegenzugeständnis machen wollten als allgemeine Wahlen und dadurch dann eine geordnete Regierung, nicht aber Übergabe auch nur eines Forts. So konnte Bismarck in seinem Rundschreiben an die Vertreter des Norddeutschen Bundes hervorheben, aus den Verhandlungen habe er die Überzeugung gewonnen, „daß es den jetzigen Machthabern in Frankreich von Anfang an nicht ernst damit gewesen sei“; sie wollten nur „den neutralen Mächten, auf deren Unterstützung sie hofften, nicht eine abweisende Antwort geben“. Thiers Mitteilungen machten auf viele Persönlichkeiten, die damals mit ihm in Berührung kamen, den Eindruck, daß er eigentlich nicht im Namen der Regierung zu sprechen habe, sondern nur die Ansichten der sich bildenden kleinen Friedenspartei vertrete (Lorenz S. 503). Ihm glückte es offenbar auch nicht, sich politisch oder persönlich das Vertrauen des Kanzlers zu erwerben, vielmehr rief dieser, wie es scheint, in ihm die Besorgnis wach, die von deutscher Seite gepflognen geheimen Verhandlungen mit Napoleon und Eugenie könnten schließlich doch zu einem Ergebnis führen.

Das Theater als Kirche

1

Zu einem der Friedrich Nietzsche gewidmeten Artikel habe ich mich vor zehn Jahren gegen die Schätzung gewandt, die das Theater im klassischen Weimar und später im Bayreuther Kreise gefunden hat. Der von mir sehr verehrte Georg Stellanus hat daraus gefolgert, daß ich der Bühne jeden Kulturwert abspreche. Dieses Mißverständnis und drei andre Erlebnisse bestimmen mich, auf die Sache nochmals zurückzukommen. Friedrich Ratzel forderte mich einmal auf, gegen die Überschätzung des Weimars Karl Augusts zu schreiben, womit er natürlich

Digitized by Google

die Überschätzung der ästhetischen Kultur meinte. Dann nahm ich den Wilhelm Meister noch einmal vor, und da fiel mir denn in den Wanderjahren die schroffe Absage an die literarisch-ästhetische Bildung und an das Theater auf. Endlich las ich in den Aufsätzen und Reden von Karl Chr. Planck (sie sind von einem andern Mitarbeiter im 42. Heft des Jahrgangs 1905 der Grenzboten besprochen worden) sehr anregende Betrachtungen über die Wendung Goethes zum Praktischen in seinen letzten Lebensjahren, wobei zwar das Theater nicht ausdrücklich erwähnt wird, jedoch selbstverständlich in die Abwehr der Vorherrschaft des Ästhetizismus eingeschlossen erscheint. Aber steht mir denn überhaupt ein Recht zu, über das Theater zu reden? In jüngern Jahren habe ich ein Konversationsstück und sechs Opern gehört. Als mir vom vierundvierzigsten Lebensjahre an die Verhältnisse erlaubten, manchmal das Theater zu besuchen, war ich schon so schwerhörig, daß ich kein Wort von dem verstand, was auf der Bühne gesprochen wurde; deshalb und weil ich die Musik sehr liebe, beschränkte ich mich auf Opern, für die mein Gehör noch etwa fünfzehn Jahre lang leidlich reichte. Ich könnte mich nun darauf berufen, daß ich sogar — als Präses eines Gesellenvereins — einigemal den Theaterdirektor und Regisseur gespielt und dabei allerlei Erfahrungen gemacht habe. Z. B., daß sich das Vereinslokal füllte, wenn die Vorbereitungen aufs Stiftungsfest begannen, und sich nach diesem, bei meinen belehrenden Vorträgen, allmählich wieder leerte, woran ja mein Ungeschick schuld gewesen sein mag. Interessant war mir auch, daß die Burschen ihre Rollen jämmerlich lasen, dann aber, wenn sie frei sprachen und dabei agierten, von selbst die richtige Betonung fanden und ganz natürlich sprachen. Ja, der Naturalismus feierte auf unsrer Bühne wahre Triumphe, und an Drastik ließ das Spiel der muntern Bande nichts zu wünschen übrig. Einmal wurde in einer Posse die moderne Heilfexerei, namentlich die Zimmergymnastik als Heilmittel der Fettleibigkeit verspottet. Ein neuer Kurgast holt sich Information bei einem schon geübten. Der neue hatte sich einen kolossalen Wanst aus Federkissen angeschafft, und der geübte erschreckte ihn mit heftigen Arm- und Beinbewegungen, die, in die Sphäre seiner eignen Leiblichkeit übergreifend, ihn mit seinem Stuhle schrittweise zu retirieren zwangen. Der Knalleffekt bestand nun darin, daß der bewegliche Komiker von Zeit zu Zeit aufsprang und mit seiner Ferse in das Promontorium des andern ein tiefes Loch stieß, was jedesmal einen kolossalen Heiterkeitsausbruch erregte. (Lachen sie? pflegte der Komiker jedesmal ängstlich zu fragen, wenn er von der Szene zurückkam.) Ob ein heutiges Großstadtpublikum solche Drastik mit Lachen oder mit Zischen aufnehmen würde, darüber erlaube ich mir keine Vermutung. Manchmal geriet die Neigung zum Naturalismus in Konflikt mit der Eitelkeit. Die nicht Komiker waren, spielten gern einen feinen Kavalier, um sowohl mit ihrem feinen Benehmen wie mit ihrem Sonntagsstaate zu glänzen. Als dessen Clou aber galt ein glattgebürsteter Zylinder neuster Fasson; darum bin ich wiederholt gefragt worden: Herr

Digitized by Google

Präses, darf ich mit dem Hut auf dem Kopf hereinkommen? Und wenn die Antwort nun lautete: Aber das wissen Sie doch, man nicht mit dem Hut auf dem Kopf in ein fremdes Zimmer tritt, so war die halbe Freude am Spiel dahin. Doch alle solche Erfahrungen betreffen ja nicht das Theater, sondern Menschen einer gewissen Kategorie, und wollte ich über dramaturgische und Regieangelegenheiten, über Inszenierung oder über die Auffassung gewisser Rollen sprechen, Gegenstände, über die uns Stellanus — möchte er es öfter tun! (je weniger man ein Vergnügen haben kann, desto lieber liest man davon) — so angenehm unterhält, so würde ich mich bloß lächerlich machen.

Die Frage jedoch, um die es sich hier handelt, hat mit der Bühnentechnik so wenig zu tun, daß man sie beantworten kann, ohne je im Theater gewesen zu sein; es ist die Frage: Kann und wird das Theater die Kirche ersetzen? Unsre „Intellektuellen", die das Fortbestehn der Kirche für einen Anachronismus halten, müssen sie bejahen. Denn das Volk braucht eine Institution, von der es seine Weltanschauung, ein klares, begrenztes Weltbild, damit die Möglichkeit des Zusammenklangs im Fühlen und Handeln empfängt, und einen Ort, wo es sich in erhebender Feier dieses Zusammenklangs bewußt wird und zu einmütigem weiterm Handeln und Streben begeistert. Welche andre Institution sollte das leisten? Die Schule? Die Universität? Sie ist eine Arena erbitterter Kämpfe, und ihre spärlichen, kalten, trocknen Feste sind keine Volksfeste. Patriotische, Vereins-, Klubfeste? Sie sind Parteifeste, einigen also nicht, sondern entzweien, und sie sind keine stetig wirkende Institution. Dasselbe gilt von Festmahlzeiten und Kommersen, die außerdem für die Pflege des Idealismus — zu naß sind. Also bleibt als Ersatz der Kirche wirklich nur das Theater übrig. Jene leistet, trotz allem häßlichen Zank der Konfessionen, vorläufig im großen und ganzen immer noch, was oben, lediglich vom Standpunkte des Nationalinteresses aus, als ihre Aufgabe bezeichnet wurde. Im einzelnen betrachtet mag ihr Wirken sehr anfechtbar erscheinen, den Religionsunterricht zum Beispiel habe ich selbst sehr scharf kritisiert, und die Wirkung der Predigt hängt von dem Zufall ab, der manchmal den richtigen Mann auf die richtige Kanzel stellt, öfter jedoch das nicht tut. Aber beide Konfessionen verkündigen, wenn auch in getrennten Kirchen und Schulen, daß es eine göttliche Vorsehung gibt, auf die sich der Mensch verlassen darf, wenn er seine Schuldigkeit tut, daß es ein göttliches Gericht gibt, dem keiner entfliehen kann, und daß das Ziel des Erdenlebens ewige Glückseligkeit ist, die durch treue Pflichterfüllung und Standhaftigkeit im Erdulden der Erdenmühsal gesichert wird. Und wenn wir die Forderung einer heroischen Tugend, die das Neue Testament den Auserwählten zumutet, als belanglos für die Masse beiseite lassen, so ist zwar die christliche Moral keine andre als die natürliche Vernunftmoral, die auch die edlern Heiden zu allen Zeiten gekannt und geübt haben, aber daß die Kirche diese Moral als den unwandelbaren Willen eines Gottes verkündigt, der nicht mit sich feilschen läßt, und daß sie den Sophisten,

Digitized by Google

die zu allen Zeiten mit der frohen Botschaft einer neuen, leichtern und angenehmern Moral oder Unmoral locken, ihr unerschütterliches Veto entgegensetzt, das ist ihr Verdienst. Mit all dem zusammen gibt sie dem Leben einen das Gemüt befriedigenden Sinn, eine bestimmte Form und einen festen Halt, und im Sonntagsgottesdienst erfahren diese Grundideen ihre regelmäßige Auffrischung, Stärkung und Befestigung. Wie Goethe fordert: wer Kunst und Wissenschaft nicht hat, der habe Religion! (die andre Hälfte des Aphorismus ist falsch; wer Kunst und Wissenschaft hat, der hat damit noch nicht Religion, sondern nur einen Ersatz dafür), so bekennt auch E. von Hartmann, daß Religion das einzige ist, was im gemeinen Manne die Einsicht lebendig erhält, daß es ideale Güter gibt, die höher stehn als „Fressen, Saufen und sich Begatten". Und man würde sich täuschen, wenn man glaubte, die Religion leiste diese Dienste bloß denen, die die Kirche besuchen (diese sind, nebenbei bemerkt, in den angelsächsischen Staaten und sogar auch in Deutschland weit zahlreicher, als deutsche Großstädter glauben). Die oben angeführten Grundideen beherrschen unsre Staatseinrichtungen und beeinflussen dadurch das Leben der Unkirchlichen, die, mögen sie auch in Büchern und Zeitschriften gegen die alte Moral kämpfen, diese doch selbst beobachten und ihre Beobachtung sehr entschieden von ihren Gattinnen und Kindern verlangen.

Untersuchen wir nun, ob das Theater dasselbe zu leisten vermag. Nur eben diese Leistung traue ich ihm nicht zu; seinen Kulturwert spreche ich ihm nicht ab. Wie könnte ich das? Es ist eine Art der Erholung und des Vergnügens, und auf die Art und Weise, wie sich ein Volk, ein Geschlecht erholt und vergnügt, kommt sehr viel an für seine Kultur. Man denke nur daran, daß vom spätern Mittelalter an bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts Autos da Fé und Hinrichtungen der scheußlichsten Art nicht allein der sogenannten Gerechtigkeit, sondern auch der Befriedigung der Schaulust der Menge dienten! Wie viel harmloser nicht bloß, sondern edler und bildender ist das Vergnügen, das im Theater geboten wird! Der Gedankengehalt guter Stücke kann ja allerdings nur bei der Lektüre, die das Unterbrechen, Nachdenken, Wiederholen gestattet, angeeignet und dadurch wirksam werden (eine augenblicklich durchschlagende Wirkung wie die der Stummen von Portici am 25. August 1830 in Brüssel ereignet sich ja glücklicherweise nicht oft), aber es gibt Leute genug, die nicht gern lesen, und solche nehmen aus einer Klassikeraufführung wenigstens einige gute Gedanken mit nach Haus. Und jedes Stück, es mag sein, wie es will, regt doch Gedanken an, beschäftigt das Nachdenken eine wenn auch vielleicht nur sehr kurze Zeit lang, erfüllt die Phantasie mit Bildern von Personen, Charakteren, Situationen, bereichert also das Seelenleben. Dazu kommen bei Opern die Wirkung einer guten Musik, bei Ausstattungsstücken und Balletten die Erhebung in eine Idealwelt leuchtender, blühender Farben und schöner Gestalten, die sich auf einem prachtvollen Hintergrunde anmutig bewegen, was alles die Seele heiter stimmt und

Digitized by Google

die Misere des aschgrauen und mitunter in der wörtlichsten Bedeutung des Wortes schmutzigen Alltagslebens auf ein paar Stündchen vergessen läßt, endlich im Lustspiel und in der komischen Oper das der leiblichen wie der seelischen Gesundheit so überaus förderliche Lachen. Die zuletzt genannten Wirkungen werden auch vom Variété und vom Zirkus erreicht, die darum nicht die Verachtung verdienen, mit der sie von den Überästhetischen wie von den Übermoralischen bedacht werden. Alle diese Wirkungen stellt kein Vernünftiger in Abrede. Aber Ersatz der Kirche ist das noch lange nicht.

Zunächst aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil Theateraufführungen von großen Bevölkerungsmassen gar nicht, von andern nur selten genossen werden. Die Dörfer und die ganz kleinen Städte haben gar kein, die kleinern Mittelstädte kein stehendes Theater. Und überall muß der Eintritt mit Geld erkauft werden, wodurch sich der oftmalige Besuch für die meisten Menschen von selbst verbietet. Auch für die meisten Angehörigen des höhern Mittelstandes. In den Grenzboten schrieb vor einigen Jahren einmal ein Oberlehrer über die Einkommenverhältnisse der Mittelschullehrer und erwähnte unter anderm, daß ein paar Klassikeraufführungen im Jahre alles seien, was er von Theatergenuß sich und den Seinigen gestatten könne. Freilich wird es damit von Jahr zu Jahr besser. Erstens dadurch, daß sich die Bevölkerung, was ja an sich nicht eben erfreulich ist, immer mehr in den Großstädten zusammendrängt, wo es an Theatern nicht fehlt,*) und daß sich immer mehr Mittelstädte stehende Bühnen beilegen. Dann durch die wohlfeilen Volksvorstellungen, die von den Direktionen großer Theater und von Volksbildungsvereinen veranstaltet werden. Aber alles dieses zusammengenommen erhebt vorläufig das Theater noch nicht zu einer Institution, die das ganze Volk oder wenigstens seine Mehrheit ergriffe und stetig beeinflußte. Sehen wir uns sodann die Theaterbesucher an! Was wollen sie im Theater? Sich amüsieren. Das ist ihnen nicht im geringsten übelzunehmen, denn das Theater ist ja eben eine Vergnügungsanstalt. Aber läßt sich von einer solchen erwarten, daß der Besucher in der Absicht, sich dort belehren zu lassen, und in der Stimmung des Erbauungs- und Erhebungsbedürftigen hinkommen werde? Auch die Kirche betritt wohl in der Kirmeszeit mancher lose Bursch voll loser Gedanken und verdrießlich darüber, daß er mit dem Anhören einer

*) Nachträglich lese ich in der Frankfurter Zeitung vom 20. September Warnungen und Ratschläge für solche, die nach Berlin überzusiedeln Lust haben, von Else Croner. Darin werden die Vorzüge und die Übelstände des Wohnens in der Reichshauptstadt besprochen, unter den zweiten natürlich auch die weiten Entfernungen. „Jeder Besuch erfordert eine Bahnfahrt von durchschnittlich dreißig Minuten hin und dreißig Minuten zurück; jeder Theaterbesuch ist mit einem solchen Heere von Unbequemlichkeiten und Mühen verknüpft, daß das Vergnügen daran sehr wesentlich beeinträchtigt wird. Wohnt man gar an der Peripherie oder in einem Vorort, so raubt eine einzige Theatervorstellung den halben Nachmittag und einen Teil der Nachtruhe.“ Demnach dürfte der durchschnittliche Berliner, mag er auch zu den gut situierten gehören, kaum in der Lage sein, allwöchentlich einmal ins Theater zu gehn.

Digitized by Google

kurzen Predigt (wofern er nicht auch diese heimlich für seinen Genuß auszunutzen versteht) das Recht auf die langen Kirmeskuchen, auf das Tanz-, Sauf- und Holzereivergnügen erkaufen muß. Aber die Mehrzahl der Kirchgänger ist doch nicht so frech, daß sie es in der Kirche auf das Verweilen bei losen Gedanken geradezu absehen sollte. Die meisten versuchen sich einen Schwung über die Region der Sinnlichkeit und des groben Egoismus hinauszugeben und haben die Ohren ihrer Herzen für eine ernste Belehrung und Mahnung geöffnet, und den Nachmittag und Abend des Sonntags verbringt die Masse unsrer heutigen deutschen Bevölkerung bei einer anständigen Erholung, die die vormittags empfangnen Eindrücke nicht vernichtet. Dagegen die Theaterbesucher?

Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der nach dem Schauspiel hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr arme Toren viel
Zu solchem Zweck die holden Musen?

Also nach des Theaterdirektors Ansicht ist es schon Verschwendung, diesem Publikum ein Stück vorzuführen, das poetischen Wert hat. Ob die heutigen Theaterdirektoren auch noch so denken, weiß ich nicht. Manche Dichter scheinen die Ansicht für richtig zu halten. Ein Journalist, der mitunter dichtet, erzählte mir, er habe ein Stück geschrieben, das er bei keiner Bühne habe anbringen können. Seine Frau habe gesagt: Das Stück ist eben viel zu gut; du bist ein Narr gewesen, daß du dir soviel Mühe gegeben hast. Da habe er denn eine ganz dumme Posse hingeschmiert, und die habe ihm einen anständigen Batzen eingebracht. Gerade auf das Premierenpublikum und die Habitués, die ich freilich nur aus den Schilderungen in Zeitungen kenne, scheint die Charakteristik im ersten Faustprolog zu passen.

Allerdings hat es gerade in Goethes Zeit naive Leute gegeben, die im Theater eine Stätte der Erbauung sahen, die sie mit Ehrfurcht und Andacht betraten, und von der sie eine Bestätigung, Neubelebung und Kräftigung ihrer moralischen Grundsätze erwarteten und forderten. Vor hundert Jahren hatte Breslau ein kleines, bescheidnes Theater, die kalte Asche genannt, an der sehr tüchtige Schauspieler wirkten, und das damals noch ganz kleinstädtische Breslauer Publikum scheint größtenteils aus solchen naiv-moralischen Kunstliebhabern bestanden zu haben. Von den Anekdoten, die aus dem damaligen Theaterleben erzählt werden, habe ich mir eine gemerkt. Es wird ein Rührstück gegeben. Eine würdige Matrone fühlt sich im tiefsten Innern erschüttert, muß unablässig ihre Tränen trocknen und sich oft und heftig schneuzen. Plötzlich versetzt sie der neben ihr sitzenden Tochter einen kräftigen Rippenstoß und macht ihrer aus Furcht, Mitleid und Entrüstung gemischten Stimmung in den Worten Luft: „Lotte, wenn der schlechte Kerl das arme Mädel sitzen

Digitized by Google

läßt, kriegst du draußen eine Ohrfeige!“ Und es gibt auch heute noch so naive Theaterbesucher, sogar, wo man sie am wenigsten suchen würde, in Paris. Der Deutschpariser Karl Eugen Schmidt schildert in einem Feuilleton der Wiener Zeit das Theater des Arbeiterviertels Belleville. Das Publikum sei nach Wochentagen verschieden. Am Sonnabend und Sonntag, wo viel Arbeiter kommen, gehe es mitunter laut und ungezogen zu. „Die bösen Menschen oben im Olymp machen sich über die guten Menschen unten im Hause lustig und äffen allzusentimentale Reden der tugendhaften Helden und Heldinnen spottend nach. Aber an den fünf andern Tagen gibt es keine Spötter im Theater von Belleville. Alle Zuschauer sind gekommen, um sich die Alltagsseele auszuspülen in einem Bade voll Erhabenheit und Tugend. Die Stücke, die hier gegeben werden, haben mit der Lasterhaftigkeit der Pariser Bühne nichts zu tun, und moderne Stücke werden nur gespielt, wenn sie den Anforderungen der kleinbürgerlichen Moral entsprechen, was bekanntlich selten der Fall ist. Nein, im Theater von Belleville werden überaus tugendhafte und ritterliche Reden geführt, redliche Zuschauer schleudern dem Bühnenschurken entrüstete Donnerworte zu, schämige Krämerstöchter spenden errötend den erhabnen Gefühlsäußerungen des Helden Beifall, junge Leute verlieben sich aus platonischer Entfernung in die im bürgerlichen Leben fünfundvierzig Lenze zählende jugendliche Liebhaberin, und Tugendbolde und Sittenwächter nehmen mit Genugtuung wahr, daß wenigstens auf diesen die Welt bedeutenden Brettern die Tugend immer siegt und das Laster immer seine Strafe empfängt. Man muß diese Vorstadttheater, deren es in Paris ein halbes Dutzend gibt, besuchen, um sich davon zu überzeugen, daß von der Unsittlichkeit, die man so gern den Parisern aufbürdet, wenigstens in den Kreisen der kleinen Bourgeoisie und der Arbeiterschaft nichts zu merken ist. Wollte man hier eins der Stücke aufführen, die die Boulevardtheater füllen, und die mit löblichem Eifer sofort nach der ersten Aufführung und mitunter schon vorher verdeutscht und auf die deutsche Bühne gebracht werden [auch auf kleine Provinzbühnen, also vor Besucher aus der Bevölkerungsschicht, die in Paris solche Stücke ablehnt], so würde der Unternehmer gar bald bankrott machen. In den Pariser Vorstädten ist man so tugendhaft wie in irgendeiner französischen oder deutschen Kleinstadt.“ So haben sich denn wirklich die Pariser Kleinbürger im Theater einen Ersatz für die zertrümmerte Kirche geschaffen. Eine Bemerkung Schmidts über Subventionen verdient noch angeführt zu werden. „Der Staat subventioniert die Theater der reichen Leute, die armen Leute müssen für die ihrigen selbst sorgen. Die Große Oper, die nur von Leuten im Frack und in Abendtoilette besucht wird, zu deren Stammpublikum alle französischen Millionäre und Milliardäre gehören, kostet den französischen Staat [also die Steuerzahler] jährlich anderthalb oder zwei Millionen, das ausschließlich von Arbeitern und Angehörigen der kleinen Bourgeoisie besuchte Theater von Belleville aber muß sich selbst erhalten. Und dabei

Digitized by Google

bilden sich die Franzosen wirklich ein, sie seien demo- und nicht plutokratisch organisiert."

Also es gibt wirklich eine „Schaubühne als moralische Anstalt", und zwar in einer Vorstadt von Paris. Aber ist es diese Art von moralischer Einwirkung, die unsre Ästheten meinen, wenn sie die Kirche durchs Theater verdrängen, ersetzen wollen? Sie entrüsten sich ja geradezu, wenn man an das Kunstwerk den moralischen Maßstab anlegt, verwerfen jede moralische Tendenz und verkündigen den Grundsatz: l'art pour l'art; von den ausgesprochnen Immoralisten und Antimoralisten unter ihnen gar nicht zu reden. Und sie dürfen sich sogar auf Schiller berufen, der das Kunstwerk nur mittelbar, durch seine ihm eigentümliche ästhetische Wirkung, auf die Moral einwirken lassen will, nicht unmittelbar durch Moralpredigt und moralisierende Tendenz. Diese hat er bekanntlich verspottet.

Der Poet ist der Wirt, und der letzte Klaus die Zeche:
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Da wir einmal „Shakespeares Schatten" zitieren, wollen wir doch gleich auch die vorangehenden Verse hersetzen, obwohl sie eigentlich in eine später anzustellende Betrachtung gehören.

„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?"
Nichts! Man sieht bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
Fändriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?"
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger [heut das Zuchthaus] und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?"
Nimms nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Kasus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?"

Also für das Zeug, das seit einigen Jahrzehnten mit den Flaggen Realismus und Naturalismus gedeckt wird, war Schiller nicht zu haben; ihm gesteht er eine erziehende, erhebende, veredelnde Wirkung auch dann nicht zu, wenn es sich durch eine moralisierende Tendenz zu empfehlen sucht. Und wenn die Naturalisten noch die ganze Wirklichkeit abschrieben! Aber sie wählen bekanntlich mit Vorliebe das Widerlichste davon aus. Rinnsteinkunst, hat es Kaiser Wilhelm der Zweite genannt, und Goethe, der doch nur die Anfänge dieser Sorte Poesie erlebt hat, die in unsern Tagen wuchert, hat dafür ein

Digitized by Google

andres richtiges Wort geprägt. Die Poeten schreiben alle, spricht er am 24. September 1827 zu Eckermann, „als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle sprechen sie von den Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseits [auf unsre heutigen Naturalisten, die vom Jenseits nichts wissen mögen, paßt das freilich nicht], und unzufrieden wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wirklicher Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit seinem Zustande und der Welt zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller Kraft, und nur bei der Schwäche ist es ihr gemütlich und poetisch zu Sinne. Ich habe ein gutes Wort gefunden, um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazarettpoesie nennen; echt tyrtäische dagegen diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehn." Sofern diese Poesie nichts als die schlechte und womöglich die schlechteste Alltagswirklichkeit auf die Bühne bringt, hat sie vor längerer Zeit einmal Paul Lindau, der doch wahrhaftig weder zu den überspannten Idealisten noch zu den Kirchlichen gehört, bei der Beurteilung eines realistischen Dramas ungefähr mit den Worten zurückgewiesen: Die Leute quatschen und quatschen, und es kommt dabei nicht mehr heraus wie bei jedem beliebigen Waschweiber- oder Marktweibergequatsch; wenn mich nach so etwas gelüstet, dann gehe ich doch lieber gleich auf den Wochenmarkt, wo ich es ganz echt habe.

Wie denkt sich nun Schiller die Wirkung der Schaubühne als einer moralischen Anstalt? Sie muß natürlich zunächst als ein Bestandteil der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts im allgemeinen gedacht werden. Deren Grundsätze hat er bekanntlich in einer besondern Abhandlung entwickelt, ihr Kern aber liegt anschaulich zutage in der vierten Strophe des Lehrgedichts: Die Künstler:

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Vorausgeoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben;
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

Die Chronologie dieser Erklärung ist nicht ganz einwandfrei. Der Schönheitssinn pflegt sich bei den Völkern wie beim Kinde erst im reifern Alter zu entwickeln, bei den Völkern also auf einer Stufe höherer und feinerer Kultur, die auch schon das methodische Denken und einen Zustand der Gesetzlichkeit ausgebildet hat. In der freilich nicht genau fixierbaren Zeit, für die bei den Griechen feines ästhetisches und sittliches Empfinden durch die homerischen

Digitized by Google

Gedichte bezeugt ist, hatten sie schon Gesetze, wenn auch nicht die solonischen. Selbstverständlich muß den Menschen die Anlage des Sinnes für Schönheit angeboren sein, weil sie sich ja sonst nicht entwickeln könnte, aber sie entwickelt sich langsam und spärlich. Dem armen kleinen Kinde ist sein schlecht gekleidetes, verschrumpftes und verhuzeltes Großmütterlein lieber als eine schöne Dame in großer Toilette, vor der es sich allenfalls fürchtet, wenn sie ihm fremd ist. Wie das heranwachsende schöne Gerätschaften, Gefäße, Bücher, Bilder schätzt, zeigt die Behandlung, die es ihnen angedeihen läßt. An Bildern macht ihm nicht das Schöne Vergnügen, sondern das Wiedererkennen bekannter Gegenstände und Personen. Dann entwickelt sich zunächst der Sinn für das Komische und Groteske: den Struwelpeter zieht es jeder Madonna und Venus vor. Im Freien fesselt seine Aufmerksamkeit alles Auffällige: das Bunte und Glänzende, das lebhaft Bewegte und Schallende, Tönende, Rauschende, der ratternde tatternde Bahnzug, die umherspringenden, bellenden, brüllenden Vierfüßler, alles was kreucht und fleugt, dann alles, womit man spielen kann, ein Sandhaufen, Wasser und Kot, Holzstückchen, Baumzweige, Weidengerten; auch die Blumen werden nur als Spielzeug gewürdigt, werden gepflückt nnd zerpflückt; später zu Sträußen und Kränzen verwandt, nicht weil diese schön sind oder dem damit Geschmückten schön stehn, sondern weil das Binden und Winden eine unterhaltende Beschäftigung ist. Der größere Knabe schätzt an Bildern das Neue, das Unterrichtende, im Freien, was zu Leibesübungen und zu abenteuerlichen und kühnen Unternehmungen Gelegenheit gibt: Vogelnester auf hohen Bäumen, Felsen zum Daraufklettern, Waldschluchten, in denen sichs hübsch Ritter und Räuber spielt, Rohr zum Pfeifenschneiden. In reifern Jahren Naturerzeugnisse, die er sammelt oder deren innern Bau er untersucht. Das Schöne bemerkt er zuerst an kleinen und mäßig großen Individuen: er lernt Kristalle von Kieseln, die schön gefärbten Blumen, Schmetterlinge und Käfer von den unscheinbaren, das schöne Roß von dem abgetriebnen Karrengaul unterscheiden. Dagegen versteht er kaum, was man meint, wenn man die Schönheit eines Baumes oder einer Aussicht preist. Von ihren Sekundanern behaupten manche Lehrer, bei Ausflügen mache jenen zwar das Laufen Vergnügen, von den Aussichten aber sei ihnen die auf die Bierquelle die liebste. Auch die Erwachsnen lernen landschaftliche Schönheiten erst an Gemälden schätzen: die Landschaftsmaler, die mit dem Sinn dafür geboren sind, öffnen in dieser Beziehung den übrigen Kulturmenschen — bei weitem nicht allen — die Augen. Der Landmann bleibt wohl im allgemeinen auf der Stufe des Knaben stehn. Am besten gefallen ihm seine wohlbestellten Äcker in der Saat- und Reifezeit. Das Freie seines Wohnplatzes, die grüne Wiese und den blauen Himmel darüber weiß er allerdings gegenüber dem städtischen Pflaster und einer düstern beengten Hofwohnung zu schätzen, und darin liegt ohne Zweifel schon ein Aufdämmern ästhetischer Würdigung, das sich auch in der Blumenpflege, überhaupt in der gefälligen Herrichtung und Ausstattung der Wohnung

Digitized by Google

äußert. Bei den Naturvölkern sehn wir das ästhetische Empfinden in den regelmäßigen Linienornamenten und Bemalungen hervortreten, mit denen sie ihre Gerätschaften und Gefäße, ihren Leib und ihre Kleiderstoffe schmücken. Den Blumenschmuck scheinen nur die Südseeinsulaner zu kennen. Darüber hinaus bemerkt man nichts von Ästhetik. Ihre Kosmetik pflegt die unschönen Gesichter noch häßlicher zu machen, als sie von Natur sind, und bei ihren Tänzen ist es nicht auf anmutige Bewegung sondern auf das Groteske abgesehn. Der Sinn für die Schönheit des menschlichen Antlitzes und der Menschengestalt konnte sich natürlich nur bei einem schönen Volke entfalten: das Schöne muß man eben gesehn haben, ehe man es lieben kann. Die Kunst, es auch darzustellen, konnte sich, weil dazu sehr viel Übung gehört, nur langsam entwickeln. Wie viel von dem ästhetisch Unzulänglichen der archaischen bildenden Kunst der Griechen auf das erst unvollkommen entwickelte Schönheitsgefühl, wie viel auf technisches Unvermögen kommt, wird sich kaum entscheiden lassen.

Also mit dem Jahrtausende vorauseilen der Ästhetik ist es nichts. Was der bürgerlichen Gesetzgebung Europas vorausgeeilt ist, das ist das Christentum, dessen Mißverständnis und Mißbrauch freilich die Entwicklung oft mehr gehemmt als gefördert hat. Erst dem heutigen Geschlecht geht der tiefste Sinn der christlichen Religion auf und gelingt die allgemeinere Verwirklichung ihrer Forderungen. Aber wahr ist, daß ein zarter Sinn sich vor dem Laster sträubt, und daß die Pflege des Schönheitssinns die Empfindung zart macht. Lebhafter, starker und feiner Schönheitssinn bewahrt vor dem Rohen und Gemeinen, vor Leidenschaften, deren Äußerung häßlich ist, vor Grausamkeit und vor sittlichem wie leiblichem Schmutz, und der Sinn für Harmonie und Ebenmaß drängt dazu, auch im Handeln, im Verkehr mit Menschen gesunde und wohltuende Verhältnisse anzustreben, Mißtöne und Dissonanzen fernzuhalten, also Gerechtigkeit und Billigkeit zu üben, Menschlichkeit und Güte walten zu lassen. Unfehlbar sicher und allgemein ist diese Wirkung freilich nicht. Ob der Kult des Schönen die Sinnlichkeit mehr zügle oder mehr in gefährlicher Weise errege, darüber wird heute lebhaft gestritten, und in Zeiten überfeinerter Kultur hat es nie an Neronen gefehlt, denen der verruchte Dreiklang Schönheit, Wollust und Grausamkeit den höchsten Genuß gewährte. Außerdem ist zu beachten, daß sich die Sittlichkeit in den Tugenden, die durch ästhetische Kultur gefördert werden können, nicht erschöpft. Ein ästhetisch zarter, vielleicht verzärtelter Sinn wird Pflichten kaum gewachsen sein, die große Anstrengung, Aufopferung von Leben und Gesundheit fordern und mitunter geradezu Häßliches mit sich bringen, wie die Kinder- und Krankenpflege, der Beruf des Arztes und vieler Gattungen von Handarbeitern. Auch der Gerechtigkeit ist vorwiegende Ästhetik nicht günstig; soll es doch nicht selten vorkommen, daß Leute, die auf künstlerische Wohnungsausstattung, Damen, die auf die ästhetische Wirkung der eignen Person viel halten, zur Befriedigung ihres ästhetischen Bedürfnisses Schulden machen, die sie nicht bezahlen können — von der Lebensführung vieler Künstler gar nicht

Digitized by Google

zu reden. Es iſt demnach nicht die Sittlichkeit überhaupt, ſondern nur eine ihrer Seiten, die ſich von einer vorwiegend äſthetiſchen Kultur Förderung verſprechen darf. Dieſe Kultur erzeugt ihre eignen Völkertypen: den helleniſchen, den italieniſchen, den ſpaniſchen, oder richtiger: wird von ſolchen Völkern, denen ſie im Blute liegt oder durchs Milieu eingeimpft iſt, erzeugt, ſodaß ihre beſondre Pflege gar nicht vonnöten iſt, die vielmehr wir Nordländer brauchen. So hat denn die äſthetiſche Erziehung des Menſchen ihren guten Sinn, nur ſoll ihre Bedeutung nicht überſchätzt, auch nicht unterſchätzt werden. Wenden wir nun die Grundſätze dieſer Erziehung auf das Theater an, ſo iſt es klar, daß dieſes im gedachten Sinne nur ſo weit wirken kann, als es Schönes bietet, daß alſo auf der Bühne nichts Häßliches, Rohes, Schmutziges vorkommen darf, daß die Iphigenien und die Schillerſchen Geſtalten überwiegen müſſen, daß auch die Böſewichter keine ordinären Spitzbuben, Trunkenbolde, Defraudanten und Lüſtlinge ſein dürfen, ſondern Größe und Stil haben müſſen. Hat ſich die Bühne dieſem Ideal ſeit Schillers Zeit genähert? Nach allem zu urteilen, was man ſo gelegentlich aus Zeitungen erfährt, ſcheint das Gegenteil der Fall zu ſein. Doch ſoll ſich nach Schillers Anſicht die moraliſche Wirkung der Bühne auf den Einfluß, den ſie durch Darbietung des Schönen übt, nicht beſchränken.

Literarhiſtoriſche Rundſchau

Von Heinrich Spiero

Wenn es unter deutſchen Schriftſtellern einen Mann gibt, auf den die Bezeichnung Idealiſt ohne Einſchränkung angewandt werden darf, ſo iſt es Eugen Reichel. Ein Idealiſt iſt doch ein Mann, der einer Idee folgt, ohne an perſönlichen Nutzen oder Nachteil zu denken, und dem die Hingebung an ſie zur Lebensaufgabe über alles andre hinaus wird: ſo tat und tut Eugen Reichel mit ſeinem Lebensziel, Gottſched den ihm gebührenden Platz in der deutſchen Geſchichte und im Bewußtſein der deutſchen Bildung zu erwerben. Daß dabei zuerſt, im Übereifer des in ſeiner Entdeckung vorſchreitenden manche zu hohen Worte fielen, daß nicht immer mit der ſachlichen Milde eines Richters objektive Gerechtigkeit gegen andre geübt werden konnte, iſt ſelbſtverſtändlich; man braucht darüber nicht erſt zu reden. Nur war es freilich Reichels Schickſal, wie das aller ſolcher Männer, daß man ſich vielfach an die Übertreibungen hielt, an die im Anfang recht weit übers Ziel ſchießenden Worte über Leſſing und ähnliches, und daß man glaubte, damit den Mann beiſeite ſchieben zu können, während man doch höchſtens ein paar Außenforts der von ihm aufgeführten Feſtung wegnahm. Denn die Begeiſterung für Gottſched war bei Reichel kein aufflackerndes Strohfeuer, ſondern eine zuerſt wohl aus einem ſtarken, allen Oſtpreußen eignen Heimatgefühl heraufgewachſne, dann aber in der Beſchäftigung vieler Jahre dauerhaft begründete Liebe, die auch denen allmählich ihre Wahrheit

Digitized by Google

eindringlich darlegen kann, für die das in aller Historie mit Recht unabweisbare Wort voransteht: Tatsachen beweisen. Seinen schier unzähligen kleinen Schriften über Gottsched, seinem großen Gottscheddenkmal, den ersten Bänden von Gottscheds Werken hat Reichel nun die erste Hälfte seiner umfassenden Lebensbeschreibung des Meisters folgen lassen („Gottsched" von Eugen Reichel. Erster Band. Mit vier Bildern. Berlin, Gottschedverlag). Reichel nennt sein Buch eine Bergwerksarbeit und sagt damit nicht zu viel, denn für eine Darstellung in dieser Breite war wirklich überall erst neu zu schürfen, wo die bisherige Arbeit entweder vorbeigegangen war oder ihrer ganzen Anlage nach nicht tief genug dringen konnte. Reichel verwahrt sich ausdrücklich dagegen, die Ruhmeshalle unsers Volkes schänden zu wollen, er will ihr im Gegenteil einen großen Wertbesitz hinzufügen, der früher unvorsichtigerweise preisgegeben worden war. Und der klare Aufbau seines Buches zeigt in der Tat, immer an der Hand der vorhandnen Dokumente, also vor allem der Gottschedschriften selbst, die Unhaltbarkeit des gemeinläufigen Urteils über den großen Ostpreußen. Sehr mit Recht vertieft sich Reichel nicht in den unendlich oft breitgetretnen Streit der Schweizer mit Gottsched, der sonst immer wieder in die Mitte der Betrachtung gerückt wird; er hat bei der Größe des Mannes wirklich für ihn nicht so besondre Bedeutung, zumal da die Schweizer neben Gottscheds reformatorischer Tätigkeit doch allzuweit zurücktreten müssen.

Vorfahren, Jugendjahre, erste Betätigungen Gottscheds in der Heimat werden ohne Übertreibung, aber mit der persönlichen Wärme geschildert, die hier natürlich der Landsmann besonders aufzubringen vermag, und ganz vortrefflich erscheint mir die berühmte Flucht Gottscheds vor den Werbern hier dargestellt als ein wohlabgekartetes Spiel, das der in Königsberg residierende Herzog Friedrich Ludwig von Holstein und seine Damen zugunsten des hochstrebenden, ihnen wohlbekannten jungen Mannes ausführten oder doch unterstützten, um ihm die Übersiedlung in einen größern geistigen Wirkungskreis, nach Sachsen, zu ermöglichen. Wie dort, vor allem unter Burkhard Mencke, übrigens einem Vorfahren Bismarcks, aber doch auch die ältern Fachgenossen rasch übersehend, Gottsched zunächst als Organisator immer einflußreicher emporwächst, wird unter vielfachem Rückgriff auf Gottscheds Zeitschriften erzählt, und hier beginnt denn auch die notwendige Revision der Gesamtanschauung von Gottscheds Persönlichkeit. Es klingt doch ganz anders als die vielberufne Plattheit Gottscheds, wenn dieser dem Dichter rät, „stets die Natur vor Augen zu haben", wenn er das unnütze, konventionelle Hineinziehn der Musen oder andrer wunderbarer Hilfsmittel in die Poesie tadelt, wenn er Cervantes ein hohes Lob erteilt, oder wenn er gar jungen Schülern zuruft: „Der Wunder sind wir selbst und alle Welt so voll, daß niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll." Das ist alles andre als glatt nüchterne Anschauung der Dinge, und man versteht das lange unangefochtne Schulurteil noch weniger vor einem Satz, den Reichel aus den ästhetischen Schriften des zur Höhe emporschreitenden herausschält: „Die Schönheit eines künstlichen Werkes beruht nicht auf einem leeren Dünkel, sondern sie hat ihren festen und notwendigen Grund in der Natur der Dinge" — für einen schulmeisternden Kritikaster denn doch eine reichlich freie, im Grunde noch heute zu Recht bestehende Auffassung, für den großen Lehrer, der Gottsched in Wirklichkeit war, ein Ausdruck, der sich seinem ganzen Gebäude vollkommen stilgerecht einfügt. Wie stark Gottscheds Bedürfnis nach umfassender Bildung war, erweist Reichel Jahr für Jahr, und so erwächst auch hier wieder nur aus der Erforschung Gottscheds selbst der

Digitized by Google

Satz, daß der Dichter eine große, allgemeine Weltkenntnis brauche, ein Satz, den Reichel mit Recht als kristallisierte Zusammenfassung vieler einzelner Betrachtungen und Forderungen Gottscheds ansieht.

Gottscheds Bemühungen um das Theater werden wiederum bei Reichel nicht nur historisch genau aufgerollt, sondern in ihrem Wert nachgewiesen. Wir wissen ja heute alle, daß Lessings unmutiges Wort, das Gottsched jedes Verdienst absprach, eben der Ausdruck eines Polemikers war, der, von dem gleichen heißen Reformdrang beseelt wie sein Vorgänger, vielleicht mit Absicht übers Ziel hinausschoß, um sein, des so viel jüngern, neues Ziel seinen Zeitgenossen mit aller Schärfe und Klarheit vor Augen zu bringen. Aber wenn das allgemeine Urteil auch vor Reichels Anfängen Lessings Wort nicht einfach unterschrieb, so hat es Gottsched doch Unrecht getan, auch nachdem Reichel schon zu arbeiten und Beweise beizubringen begonnen hatte, und es ist dankenswert, daß Reichel nun auch mit aller Breite hier nachweist, daß die Entfernung des Hanswursts von der Bühne keiner Feindschaft gegen den Humor entsprang. „Zur Komödie gehört ein lautes Lachen", sagt Gottsched, und nicht der lustigen Person an sich, sondern ausdrücklich „einem unflätigen Hans Wurste" galt sein Kampf, einer Bühnengestalt, die zu seiner Zeit in der pöbelhaftesten Erscheinung über die Bretter ging. Und hierbei ergibt sich denn die gewiß merkwürdige Tatsache, daß Gottsched kein unbedingter Bewundrer des französischen Dramas war, daß er dessen allzu studierte Reime nicht liebte, daß er ausdrücklich versuchen wollte, hierin wider den Strom zu schwimmen, und daß er seiner ganzen schweren, altpreußischen Natur nach den Engländern ein starkes Maß von Sympathie entgegenbrachte. Er knüpfte trotzdem bei seiner Reform an die Franzosen an, weil er Schauspieler vorfand, die das gereimte, klassizistische, französische Drama nun einmal mehr oder minder routiniert spielten, deren vornehmste Zuschauer, die Höfe, nichts andres gewöhnt waren, und weil er mit diesen zunächst unabänderlichen Verhältnissen rechnen mußte, um überhaupt weiter zu kommen. Wenn selbst seine Braut, Luise Kulmus, die später seine überzeugte Mitarbeiterin war, den Reimklang des französierenden Dramas der Zeit, das ja zum großen Teil nur Übersetzung der Franzosen war, nicht missen mochte, so konnte Gottsched bei den Leuten, auf die es ihm ankommen mußte, nicht ohne weiteres mit der Tür ins Haus fallen. So entstand sein „Sterbender Cato", und es gehört zu den großen Vorzügen von Reichels Buch, daß Reichel der Versuchung widerstanden hat, die Bedeutung dieses Werkes zu übertreiben. Er schätzt es sehr bescheiden ein, er gibt ihm vor allem den Platz eines Schulbeispiels von geringen poetischen Eigenschaften, und er kann ruhig hier Abstriche machen, weil Gottsched auch ohne das groß genug bleibt. Dagegen bringt er es sehr gut heraus, wie Gottsched das ihm innewohnende nationale Pathos hier aus Römermund auf der Bühne ertönen läßt, und die große Wirkung des Trauerspiels erklärt Reichel sehr fein auch durch die Schlagkraft dieser Laute. Hier gibt Reichel gewissermaßen die Belege für Hermann Hettners Anschauung von Gottscheds dramaturgischer Bedeutung; und es ist daran zu erinnern, daß Hettner Gottsched nicht nur nachrühmt, er habe „das unzertrennliche Band zwischen Bühne und Literatur wiederhergestellt", sondern daß er auch von dem grausen Mordspektakel spricht, der vor Gottscheds Reform auf der deutschen Bühne vollführt wurde.

Nur eins freilich kann auch Reichel nicht wecken: die Überzeugung, daß Gottsched ein Lyriker gewesen sei. Wenn Reichel an einer Stelle frühere Gedichte des Meisters in die Nähe von Goethes Jugendgedichten stellt, so darf

Digitized by Google

das nur gelten, wenn er etwa das Buch „Annette“ für seine Parallele gebrauchen will. Es nimmt Gottscheds Größe gar nichts, wenn man ruhig eingesteht, daß er durch und durch unlyrisch war, daß er bei allem Verständnis für fremde Kunst nun einmal selbst das Lied nicht meistern konnte. Ihm gelingt in mancher Ode ein geschmackvoller Vers, aber das, was den Lyriker macht, das Weilen im Helldunkel, das Andeuten durch das kürzeste, knappste Wort, alles das fehlte ihm durchaus, nicht weil er zu verständig im kleinen Sinn gewesen wäre, sondern weil seiner Natur, genau wie der Lessings, diese Art seelischen Ausdrucks verschlossen war. Das gilt auch, wenn man ihn durchaus im Rahmen seiner Zeit betrachtet, denn der ältere Günther und der jüngere Hagedorn fanden doch in einer Periode schon wirkliche lyrische Anklänge, die der Natur wieder unbefangen gegenüberzutreten noch nicht gelernt hatte. Gottsched wußte, daß der Dichter, wie er es etwas umständlich sagt, die Nachahmung der „unsichtbaren Gedanken menschlicher Gemüter“ zur Aufgabe hat; aber die Gabe, im lyrischen Gedicht sich selbst so auszudrücken, fehlte ihm. Reichels Werk aber wird durch solche Ausstellungen in seinem Werte nicht gemindert. Wir dürfen dem zweiten Bande mit freudiger Teilnahme entgegensehen und wollen hoffen, daß dem unermüdlichen Arbeiter an dem selbstgewählten Werk die Kraft dafür erhalten bleibt und bei der Arbeit selbst neu wächst.

Von dem ersten wirklichen Lyriker, der in unsern Tönen spricht und singt, von Matthias Claudius, bringt der Verlag von Max Hesse in Leipzig eine neue Ausgabe, deren Ordnung Georg Behrmann zu danken ist. Klar und fein ist die Einleitung, vortrefflich die Parallele mit Hebel und sehr wertvoll, bei dem verhältnismäßig schmalen Lebenswerk des Wandsbecker Boten, die chronologische Anordnung der Werke. Da sehen wir den Lyriker und den Volkserzieher langsam emporwachsen und empfinden neu, was Claudius von den Vorgängern und noch von seinen Zeitgenossen scheidet. Über Klopstock hinaus tat er den letzten Schritt, stellte sich der Natur ganz allein gegenüber, ließ den ganzen Schulsack zu Hause und empfing nun mit musikalischem Gefühl die Gabe des Liedes, den Sängern des Volksliedes verwandt. Er braucht nicht mehr die Vermittlung durch Daphne und Chloe; wo sich sonst Fabelgestalten im Monde wiederfinden, spricht bei ihm die dörfliche Sternseherin Liese und ahnt in dem großen Funkeln die große Herrlichkeit. Immer wieder erscheint der Volkserzieher, der in seinen Prosaerzählungen, Schnurren, lehrhaft zur Familie in Haus und Hof reden wollte und redete, in seiner Lyrik als absoluter Dichter, der empfing und gab, ohne sich seiner Tendenz bewußt zu werden.

Derselbe Verlag bringt Ernst von Feuchterlebens ausgewählte Werke, herausgegeben von Richard Guttmann. Feuchterlebens Ruhm gründet sich im allgemeinen auf die „Diätetik der Seele“, hier wird auch der Dichter wieder herausgebracht, dessen Trauergesang „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ mit seinen echten Volksliedklängen ja wieder ein Volkslied geworden ist. Wie in Feuchterslebens Prosa, so steckt auch in seinen Versen eine Fülle feiner Beobachtungen, nicht ohne Stachel, etwa gegen Heine und Rückert, aber am Ende immer wieder voller Vertiefung in das unerklärbare Rätsel um uns und in uns.

Bis die heil'gen Saaten schwanken,
Müssen wir verborgen leben,
Nur von göttlichen Gedanken
Und Geheimnissen umgeben.

Digitized by Google

Eine Fülle geschliffner Aphorismen schließt sich an, und in den größern Aufsätzen, etwa über die Leser, finden sich geistvolle Gedanken eines die Bildung seiner Zeit beherrschenden Mannes. Wenn Feuchtersleben an Otto Prechtler schreibt: „Daß das Ideale das eigentlich Wirkliche und das übrige eine Lumperei ist, das behalten wir für uns", so ist das Durchschimmern idealen seelischen Gehalts gerade das Bezeichnende, die bleibende Farbe dieser nicht starken, aber feinen und durchaus künstlerischen Persönlichkeit, deren Werke in der neuen, liebevollen Ausgabe besonders unter den, ästhetisch gesprochen, Stillen im Lande neue Freunde finden werden.

Es ist merkwürdig, daß gerade unter diesen den Aufregungen unsrer täglich neu geretteten Literatur fernstehenden Menschen immer wieder ein sehr viel größerer, ein ganz großer Dichter Freunde gefunden hat, dessen ganzes Wesen nicht Stille und Behagen, sondern Unruhe, Phantastik, eine Fülle greller Gegensätze, aber in all dem freilich große Poesie war: E. Th. A. Hoffmann. So hat zum Beispiel Heinrich Seidel zu den begeisterten Verehrern dieses Dichters gehört, dem Arthur Sakheim ein Buch widmet: „E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken" (Leipzig, H. Haessel). Es ist keine Biographie, sondern es stellt sich im Grunde drei Aufgaben: es betrachtet Hoffmann im Urteil deutscher und ausländischer Dichter und Ästhetiker, seine Wirkung in Deutschland und im Auslande und sucht seinen Stil und den Stil des romantischen Märchens und der romantischen Erzählung überhaupt auf die letzte Formel zu bringen. Das Buch bringt eine große Fülle von Stoff; besonders das hin und her schwankende Urteil über Hoffmann vom Beginn seines Auftretens an bis hart an die Gegenwart wird mit Heranziehung eines großen Materials gegeben, die schiefe Stellung vieler Literarhistoriker zu Hoffmann erörtert und in ihren Wurzeln, die noch bis in Hoffmanns Zeit hinaufreichen, erklärt. Sehr wertvoll ist auch die Verfolgung von Hoffmanns Einfluß im Auslande, nur daß mir freilich das Sakheim seinen Einfluß gelegentlich zu überschätzen scheint und übersieht, daß verwandte Erscheinungen auch ohne jeden, selbst unbewußten Einfluß emporwachsen können. Bei dem gegenwärtigen Stande des Hoffmannkultus hätte ich gern Ernsts von Wildenbruch wundervolle, stürmische Liebeserklärung erwähnt gefunden; sie steht in dem Gedenkbuch zu Julius Rodenbergs siebzigstem Geburtstag. Ästhetisch vortrefflich ist das Kapitel „Die phantastischen Bilderbeschreibungen", in dem auf Grund verläßlicher Quellen der Zusammenhang Hoffmannscher Erzählungen mit Bildern dargelegt, geradezu eine Technik der phantastischen Bilderbeschreibung gegeben wird. Für die Eindrücke, die Hoffmann in Warschau empfing, kommen Sakheim seine polnischen und russischen Kenntnisse überall zugute, und man wird die Arbeit bei künftigen Hoffmannforschungen niemals übergehn dürfen. Nur ihr Stil hätte billig etwas anders ausfallen dürfen; da ist von Poeten und Poetessen die Rede, da heißt Erich Schmidts Essay über Storm eine Storm-Etude, Übersetzer heißen Umgießer und Translateure, und was der Gesuchtheiten mehr sind. Wir wissen, in welcher Schule dieser Stil zu Hause ist, da aber Sakheim ausweislich des Literaturkalenders erst vierundzwanzig Jahre alt ist, darf man die Hoffnung hegen, daß er sich aus diesem Dickicht von Preziositäten (wir haben dafür kein deutsches Wort) noch herausfindet. Übrigens könnte er sein Urteil über Willibald Alexis noch einer Revision unterziehen — dieser große Erzähler kommt mir bei ihm zu schlecht weg.

Bei guter Laune unternimmt Franz Leppmann eine Wanderung von der Romantik bis zur Gegenwart im Zeichen von Hoffmanns Kater Murr und

Digitized by Google

weist eine durch wechselseitige Beeinflussung zusammenhängende Reihe unterhaltender und zum Teil unvergeßlicher Katzen nach, zwischen die Storms gräßliche Bulemannkater ihre Pfoten recken, und an deren Ende Spiegel, das Kätzchen, uns versöhnlich anblickt. (Kater Murr und seine Sippe. München, C. H. Beck.)

Mit der immer wachsenden Erforschung Hebbels steigen auch Hebbels Freunde und Genossen, auch die, mit denen er später auseinanderkam, wieder in die Höhe, und gerade in der letzten Zeit ist von Peter Cornelius viel die Rede gewesen, zumal da sein „Barbier von Bagdad" allmählich auf der Bühne heimischer, freilich noch längst nicht heimisch geworden ist — das Werk wird wohl nach dem Urteil eines feinen Kenners, wie Richard Sternfeld, für die Dauer mit „Der Widerspenstigen Zähmung" von Hermann Götz und dem „Korregidor" von Hugo Wolf ein Dreiblatt feiner, selten gegebner komischer Opern oder musikalischer Lustspiele bleiben. Emil Sulger-Gebing, schon früher um Cornelius verdient, hat jetzt (bei C. H. Beck in München) eine Monographie über Cornelius als Mensch und Dichter veröffentlicht. Der Eindruck, den man empfängt, ist immer derselbe wohltuende und durchaus harmonische, den auch Cornelius Dichtungen hinterlassen. Hier steht eine Persönlichkeit, an der nichts gemacht, sondern alles geworden ist, kein Revolutionär, aber ein fester Mensch, der sich auch von dem Dämon Hebbel nichts nehmen ließ, der neben Hebbels Kirchenfreiheit sein katholisches Bekenntnis ebenso fest behauptete wie neben Wagners Herrschermacht sein selbständiges musikalisches und künstlerisches Ideal. Es gehört zur Größe und zur Tragik solcher Naturen wie Hebbel und Wagner, daß sie von Menschen, die ihnen über einen bestimmten Grad hinaus nahe stehn, nicht unbedingten Gehorsam, aber eine Art von unbedingter Verschreibung auf bestimmte Anerkenntnisse verlangen. Man kann ihnen daraus keinen Vorwurf machen, aber man wird aussprechen dürfen, daß nur die Männer eine selbständige Bedeutung erlangen können, die an einer bestimmten Stelle auf jede Gefahr hin nein sagten und nicht weiter mitgingen. So paradox es klingt: der Meister der Biographie, gerade am Bilde Hebbels, wäre Kuh nicht geworden, wenn er sich Hebbel bis zum letzten widerstandslos ergeben hätte, und Cornelius kann nur gewinnen durch die Festigkeit, mit der er sein an einem bestimmten Punkt von Wagner abweichendes Bekenntnis durchhielt. Sulger-Gebing braucht an seinem Helden nichts zu verschönern und nichts zu verbergen, und er läßt ihn mit seinem Gefühl fast überall durch Vers und Brief selbst sprechen und bringt so die Persönlichkeit voll heraus. Gerade gegenüber Naturen wie Cornelius ist nichts schädlicher als Übertreibung, und der Biograph muß, wie Sulger-Gebing, immer genau wissen, wo er den höchsten Maßstab anlegen darf — und das darf er bei Cornelius oft — und wo nicht. Das Buch wird dem Menschen und Dichter viele neue Freunde erwerben.

Von diesem bei jedem Biographen so natürlichen Wunsche beseelt ist auch Otto Ladendorf in seinem Buch „Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke" (Berlin, Gebrüder Paetel), das er dem Dichter und dem vortrefflichen Manne zum sechzigsten Geburtstage (27. Juli 1908) dargebracht hat. Mit einer sich aus Hoffmanns Werk von selbst klar ergebenden Disposition führt Ladendorf die Analyse von Hoffmanns zahlreichen Erzählungen durch. Er überschätzt manches, wie etwa „Iwan, den Schrecklichen", aber er stellt richtig Hoffmanns Gymnasialnovellen, insbesondre das „Gymnasium zu Stolpenburg" an die Spitze. Sehr richtig sagt er: „Erst Hoffmann hat die

Digitized by Google

Poesie und die Schmerzen dieser Arbeit gehoben, und keiner hat ihn wieder erreicht, weder Dreyer noch Fontane noch Schlaf." Das ist freilich wahr. In einer Zeit, die nur zu sehr geneigt ist, am Gymnasialbetrieb und seinen Ausübern nur das Fehlerhafte zu sehn, steht Hoffmanns Werk, also das Buch eines unbefriedigten Gymnasiallehrers, auf der Höhe wirklicher Lebensdarstellung, die nichts verniedlicht und nichts verzerrt und so gut in tragische Tiefen hinabsteigt, wie sie auf den Pfaden eines Humors wandelt, der hier grotesk werden darf, ohne mit dem Leben zu spielen. Sehr gut sind bei Ladendorf die Inhaltsangaben, sonst oft in solchen Werken eine böse Klippe, aber für die Lyrik Hoffmanns fehlt dem Betrachter das Organ, und im ganzen fehlt ihm wohl die literarhistorische Gesamtanschauung, die Hoffmann in den Entwickelungsgang der Literatur einzustellen hätte. Hoffmann steht da, wie mir scheint, in einer Übergangsstellung: er hat sehr viel von den Humoristen des Realismus, vor allem von Raabe gelernt, zugleich aber gehn starke Fäden zu Paul Heyse hinüber. Er ist aber in seinem Empfinden und in seiner Problemstellung da, wo er am stärksten ist, schon wieder jünger, moderner im eigentlichen Sinne des Wortes, eine der wenigen Gestalten, die in den siebziger Jahren ihr Bestes fanden und positiv geblieben sind. Zu wünschen wäre, daß der Paetelsche Verlag einzelne Werke Hoffmanns in wesentlich billigern Ausgaben zugänglich machte.

Zwei willkommne Gaben werden uns aus Goethes Schatzkammer geboten. Im Inselverlag ist eine schöne, sehr wohlfeile und gut kommentierte Ausgabe von Goethes Sprüchen in Prosa, Maximen und Reflexionen erschienen, herausgegeben von Hermann Krüger-Westend; sie schließt sich in Art und Ausstattung der Auswahl aus den Briefen von Goethes Mutter an, die Albert Koester früher in demselben Verlage erscheinen ließ. Dann aber haben die Bücher der Rose aus dem Verlage von Wilhelm Langewische-Brandt in München, die nun schon in so vielen Häusern Heimatrecht erworben haben, einen neuen Band gebracht, der zu dem erstaunlich billigen Preise von 1,80 Mark Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens vereint. Der Band führt den Titel „Über allen Gipfeln", bringt in der bekannten Art verbindenden Text von Ernst Hartung und dreißig zum größten Teil auch technisch vortreffliche Bilder Goethes. Er ist auch rein buchhändlerisch genommen eine ganz besondre Leistung und sollte überall neben der Goethe-Biographie stehn.

Endlich sei eine kleine Schrift von Professor Hermann Baumgart in Königsberg erwähnt: „Elektra. Betrachtung über das Klassische und Moderne und ihre literaturgeschichtliche Wertbestimmung" (Königsberg in Preußen, Graefe u. Unzer). An einem Vergleich der Sophokleischen Elektra mit der Hugos von Hofmannsthal führt Baumgart bestimmte Unterschiede moderner und antiker, klassischer Kunst aus. In der Beurteilung von Hofmannsthals „Elektra" mit ihrer Heranziehung fremder, perverser Motive kann ich Baumgart durchaus folgen, nur kommt in der Ökonomie seiner Schrift das neue Werk zu knapp weg, sodaß die Schlußfolgerungen zum Teil schon vorher gezogen werden müssen. Und außerdem übersieht Baumgart, daß Hugo von Hofmannsthal denn doch nicht die Eigenschaften hat, die nach Baumgarts richtiger Ausführung den großen Dichter ausmachen könnten. Baumgart zieht nicht die Grenze zwischen Dichtung und Virtuosentum, jenseits deren das meiste Dramatische liegt, was Hofmannsthal in neuerer Zeit geschaffen hat. Der Dichter feiner Herbststimmungen, dem ein reiner Vers und oft ein runder, wenn auch nicht eben starker Klang zu Gebote steht, muß solche fremden Motive in die große

Digitized by Google

Dichtung hineintragen, weil ihm zu viel fehlt, sophokleische Höhe zu erreichen. Und noch eine Voraussetzung Baumgarts ist falsch; er spricht von der nihilistischen Stimmung mancher modernster Kunstpropheten, die jeder ästhetischen Norm das Recht abspricht und sich auf den einzigen Satz zurückzieht: berechtigt ist, was sich bei dem Publikum als wirkungskräftig durchsetzt. Baumgart sieht da falsch; die Leute, die er meint, haben ja gerade den Grundsatz, verkappt oder unverkappt, daß das, was sich beim Publikum durchsetzt, schlecht ist. Das zu belegen, würde hier zu weit führen. Aber zwei Beispiele sollen wenigstens angedeutet sein: der ganze, zum Teil geradezu verrückte Haß gegen Sudermann gründet sich zum großen Teil gar nicht auf ästhetische Bedenken, sondern darauf, daß der Mann dem Publikum gefiel; und, so lautet das stille Argument, weil „Charleys Tante" dem Publikum auch gefällt, setze ich heute Sudermann und vor zwanzig Jahren Schiller gleich Charleys Tante (ganz grob ausgedrückt). Das zweite Beispiel ist Maeterlinck, der sich mit der „Monna Vanna" gar nicht weit von seiner Linie entfernte, aber nun, weil das Publikum das Stück annahm, ein schlechtes Stück geschrieben haben sollte. Im übrigen ist Baumgarts kleine Schrift schon deshalb interessant, weil sie mit vollem Nachdruck die Gemeinsamkeit des Goethischen und des Schillerschen Kunstideals hervorhebt. Das ist nötig, denn gerade, wenn man weiß, wo die beiden Größten auseinandergehn, muß man betonen, wo sie immer wieder eine Einheit bilden.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

In der Küche zündete Svend Bugge eine Lampe an und nahm sie mit. Dann ging er oben von Zimmer zu Zimmer. Und in dem einen Mansardenstübchen fand er endlich die beiden Mädchen. Die eine lag auf den Knien über einem Stuhl, den Kopf in den Armen, die andre saß unter der Lampe und las laut aus einem Gesangbuch vor.

Svend Bugge stand in der Türöffnung.

Was ist das für eine Manier! Hier renne ich durch das ganze Haus nach einem Menschen, der mir behilflich sein kann! Kommen Sie augenblicklich herunter und tun Sie Ihre Pflicht! Ach, was — Unsinn! Stehn Sie auf und kommen Sie. Ich muß schnell etwas Wein haben. Und es ist schon neun Uhr!

Das Mädchen, das an der Erde lag, stand auf, und sie gingen beide mit ihm hinunter. Die eine verschwand in der Küche, die andre ging mit ihm in den Keller hinab. Hier beleuchtete sie mit einer Laterne ein Bord mit Flaschen. Svend Bugge suchte eine Flasche Portwein heraus und nahm sie mit nach oben. Das Mädchen zeigte ihm die Gläser, die im Büfett im Eßzimmer standen.

Er zog die Flasche auf, füllte erst ein Glas und leerte es in einem Zuge. Dann steckte er zwei Gläser in die Tasche und ging zu Benny in das Zimmer. Sie lag auf dem Sofa und schluchzte leise.

Sehen Sie hier, Fräulein Benny! Trinken Sie dies! Das wird Ihnen gut tun.

Digitized by Google

Er flößte ihr ein halbes Glas ein. Dann ging er mit der Flasche in das Krankenzimmer. Er nahm das andre Glas aus der Tasche, füllte es und gab es dem Oberlehrer in die Hand. Der Oberlehrer trank. Svend Bugge ging dann hinaus, über die Diele und die Küche in die Eßstube, holte ein neues Glas und kehrte zurück. Er schenkte das Glas voll und reichte es der Diakonisse. Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Es wird Ihnen gut tun, flüsterte er. Sie aber schüttelte abermals den Kopf.

Dann ging er in die Küche hinaus und befahl den Mädchen, das Abendessen anzurichten.

Als er wieder ins Zimmer kam, stand der Doktor vor dem Sofa und betrachtete Benny. Er wandte sich nach Svend Bugge um und zeigte auf das geleerte Portweinglas.

Ich dachte —

Es ist gut! flüsterte der Doktor. Sie schläft.

Der Doktor nahm die Dielenlampe und ging mit ihm auf die Diele hinaus. Svend Bugge erzählte, was sich zugetragen hatte.

Ja, sagte der Doktor, sie ist tief im Todeskampf.

Und dann habe ich die Mädchen herangekriegt, daß sie ein wenig Abendbrot herrichten —

Sie sind ein Prachtmensch! Wir müssen unsern armen Freund herausholen und ihn bewegen, ein wenig zu essen.

Und Fräulein Benny?

Ach lassen Sie die nur schlafen, das arme Kind! Aber setzen Sie ihr die kleine Lampe wieder hinein, damit sie nicht im Dunkeln aufwacht.

Der Doktor ging in das Krankenzimmer. Svend Bugge trug die Lampe vorsichtig ins Zimmer. Aber als er Benny auf dem Sofa ansah, schlug sie die Augen auf und richtete sich auf. Sie lächelte ihm glücklich zu — eine Sekunde. Dann faßte sie nach dem Herzen.

Ach Gott! Ich hatte ganz vergessen —! Sie stand auf und ging auf die Bibliothektür zu.

Er aber stellte sich ihr in den Weg. Ach nein, nicht jetzt da hinein, Fräulein Benny! Sie sind jetzt zu müde! Legen Sie sich lieber ein wenig hin. Sie haben ja geschlafen, aber viel zu wenig!

Ach nein, ich muß —

Sie dürfen sich nicht krank machen! Jetzt ist der Doktor da drinnen. Und es ist ganz still! Ach nein, tun Sie es nicht! Ich bitte Sie so herzlich!

Er legte den Arm um ihre Taille und führte sie vorsichtig zum Sofa zurück.

Denken Sie daran, Fräulein Benny, daß Sie stark und tapfer sein müssen! Um des Herrn Oberlehrers willen! Und auch um Ihrer selbst willen!

Sie setzte sich auf das Sofa und sah zu ihm auf. Er stand vor ihr mit einer flehenden Miene, daß sie sich legen möge. Aber sie blieb aufrecht sitzen.

Es ist schrecklich, daß sie keinen Frieden finden kann!

Liebes Fräulein Benny, Ihre Mutter ist nicht bei Bewußtsein!

Sie kann keinen Frieden finden, das ist das Schreckliche! Das ist so schrecklich.

Sie dürfen nicht so denken. Ihre Mutter ist tief im Todeskampf. Das hat der Doktor mir gesagt. Ihr Bewußtsein — ihre Seele ist schon lange geschwunden —

Der Doktor kam mit dem Oberlehrer Hauk aus der Bibliothek. Er führte ihn am Arm, während er ermahnend und milde auf ihn einsprach, daß er essen müsse.

Digitized by Google

Und die kleine Benny auch! Wir müssen ruhig sein und standhalten, wir, die wir leben. Wenn nun alles vorbei ist — bald, lieber Freund, dann muß Julius kommen. Und wer soll den armen Jungen aufrechthalten, wenn du —

Ja ja — ja! Wir wollen still sein, still. Komm, Kind, Doktor Lange sagt, wir sollen zu Abend essen. Es ist spät, und du mußt dich aufrecht halten, mein Kind!

Benny ging hin und schmiegte sich an den Vater. Er umarmte sie und brach in ein schluchzendes Weinen aus.

Svend Bugge preßte das Taschentuch vor das Gesicht und eilte auf die Diele hinaus. Hier bekämpfte er sich und ging dann in die Küche.

Jetzt soll gegessen werden. Tragen Sie die Speisen hinein — still und ruhig! Kein Geheule, nicht einmal schluchzen dürfen Sie!

Eins der Mädchen trug das Teegeschirr hinein. Die andre stand am Herd und briet Spiegeleier.

Machen Sie, daß Sie fertig werden, so schnell Sie können! sagte Svend Bugge.

Aber Bertina bringt mich noch um Sinn und Verstand! Sie sagt, sie hat den Gottseibeiuns vor dem Schlafzimmerfenster gesehen.

Den Gottseibeiuns!

Ja, den leibhaftigen Teufel, der will unsre Frau holen, sagt Bertina!

Verdammter Blödsinn!

Und so, wie sie geschrien hat, in einem fort! Und so, wie sie gegen uns arme Mädchen gewesen ist, und wir haben doch getan, was wir konnten —

Ich glaube, Bertina wird noch viel ärger schreien, wenn sie erst dem Tode ins Gesicht sieht! Machen Sie jetzt nur, daß Sie die Eier hineinbringen, aber ein bißchen fix.

Er ging über die Diele durch das Wohnzimmer und betrat lautlos das Eßzimmer.

Da saßen sie um den Tisch, der Doktor, der Oberlehrer und Benny.

Setzen Sie sich und essen Sie, Herr Kandidat. Sie sind uns wahrlich eine gute Hilfe gewesen!

Svend Bugge nahm an der andern Seite des Oberlehrers Platz.

Hier, lieber Freund, ein Ei — das geht so leicht! Und es kräftigt! sagte der Doktor. Und der Oberlehrer versorgte sich. Dann legte er Messer und Gabel hin und strich Svend Bugge über die Wange.

Haben Sie vielen Dank, mein lieber, junger Freund!

Svend Bugge schluckte das Weinen hinunter und schwieg. Und die Mahlzeit ging ihren kümmerlichen Gang.

Der Oberlehrer sank zusammen.

Du mußt essen, es gilt, die Kräfte aufrecht zu halten!

Da sah der Oberlehrer auf und sagte: Es ist so schrecklich, daß sie keinen Frieden finden kann!

Mein Freund! Sie hat längst Frieden gefunden! Sie ist schon lange über alles Bewußtsein hinaus!

Daß sie keinen Frieden finden kann —! wiederholte der Oberlehrer.

Nach einer Weile erhob er sich leise und ging zu der Kranken hinein.

Der Doktor ging ihm nach. Dann erhob sich auch Benny und ging auf die Tür zu.

Svend Bugge stand auf.

Sie sollten sich ausruhen, Benny!

Digitized by Google

Sie blieb stehn und lächelte leise.

Jetzt bin ich nicht mehr müde. Ich bin auch ganz ruhig.

Er stand da, die Hand auf dem Stuhl, und sah sie an.

Sie Wunderbare! sagte er. Und sie glitt still hinaus.

Es herrschte Todesstille im Hause. Um Mitternacht kam der Doktor ins Wohnzimmer zu Svend Bugge, der dort auf und nieder wanderte und so alle diese Stunden auf und nieder gewandert war.

Kommen Sie jetzt mit mir, Herr Kandidat Bugge. Jetzt ist alles vorbei.

Ist sie tot?

Nein. Nicht ganz. Aber nun ist es vorbei.

Gute Nacht, Herr Doktor. Ich bleibe hier.

Nun ja, das mag ganz gut sein ... Gute Nacht!

Eine Stunde verging. Der Sturm draußen hatte sich gelegt. Svend Bugge öffnete ein Fenster. Es war schwarz und still.

Da schallte ein durchdringender Schrei durch das Haus. Er stand eine Sekunde still und lief dann ins Krankenzimmer.

Oben am Kopfende des Bettes kämpfte die Diakonisse mit der Kranken. Der Oberlehrer stand mitten im Zimmer, Benny hatte sich an ihn geschmiegt, und Frau Hauk schrie, mit langen, heisern Schreien.

Svend Bugge lief hin und half, Frau Hauk niederzulegen. Ihre Augen flackerten in wildem Starren, ihre Lippen bewegten sich, sie waren mit Schaum bedeckt, und sie schrie: Ich kann sie nicht finden!

Dann sank sie mit einem langen, röchelnden Laut zurück. Und alles wurde still.

Svend Bugge fuhr plötzlich in die Höhe. Er sah die Diakonisse an. Sie nickte.

Er erhob sich und verließ das Zimmer gesenkten Hauptes.

In der Wohnstube stellte er sich an das offne Fenster und starrte in die schwarze Nacht hinaus.

Nach einer Weile kam die Diakonisse zu ihm heraus.

Würden Sie wohl so freundlich sein, sie zu bewegen, daß sie mich allein lassen — mit der Toten ...

Er ging mit ihr.

Der Oberlehrer und Benny lagen auf den Knien am Bett und schluchzten laut

Er trat zu ihnen heran und bewog sie sanft, das Zimmer zu verlassen.

Er selber blieb mit der Diakonisse dort.

* * *

Gegen Morgen kam Svend Bugge ins Wohnzimmer, um sich zu verabschieden.

Im Lehnstuhl saß Oberlehrer Hauk. Benny lag an der Erde, den Kopf in seinem Schoß. Er wiegte den Oberkörper hin und her.

Jetzt müssen Sie schlafen, Herr Oberlehrer! sagte Svend Bugge. Wir haben ein Bett für Sie in der Bibliothek hergerichtet.

Der Oberlehrer sah auf, verständnislos und abwesend.

Und Sie, Fräulein Benny, Sie müssen jetzt auch zu Bett!

Benny rührte sich nicht.

Da sagte der Oberlehrer mit leisem Jammern: Mein junger Freund! Daß sie keinen Frieden finden konnte! Daß sie keinen Frieden fand!

Sie hat Frieden gefunden! Kommen Sie, Herr Oberlehrer, und Sie, Fräulein Benny, kommen Sie mit mir!

Er sprach gedämpft, aber bestimmt, fast befehlend. Er ging voran, und sie folgten ihm. Er führte sie durch die Bibliothek, wo das Sofa für den Oberlehrer hergerichtet war — und in das Schlafzimmer.

Digitized by Google

Hier drinnen war es blendend hell. Die große Lampe aus weißem Porzellan stand ohne Schirm auf dem Nachttisch. Auf der andern Seite des Bettes stand eine andre Lampe mit hellbrennender Flamme.

Frau Hauk lag mit gefalteten Händen auf dem Bettuch. Ihr Haar war gekämmt, fest und glatt lag es an der Stirn an. Ihre Augen waren geschlossen. In dem grellen Licht traten die Züge in dem magern Gesicht scharf hervor und warfen tiefe Schatten.

Aber ihre Lippen lächelten.

Geräuschlos erhob sich die Diakonisse von ihrem Stuhl am Bett und zog sich in den Schatten zurück.

Svend Bugge nahm den Oberlehrer bei der Hand und führte ihn an das Fußende des Bettes.

Sehen Sie, flüsterte er, sehen Sie, nun hat sie Frieden gefunden!

* * *

Es wurde ein trüber Winter.

Kein ordentlicher, weißer Schnee bis ganz kurz vor Weihnachten. Da aber fiel er in Haufen herab, und in der Weihnachtswoche lag die Stadt vergraben da und guckte jammervoll durch die Fenster des zweiten Stockwerks über die weißen Schneeschanzen. Bis an die Haustüren wurden tiefe Hohlwege gegraben.

Und dann kam der Januar, eine einzige finstere Nacht mit Sturm und Geheul und Geheul und Sturm, von Norden her fünf Tage lang, von Süden sieben Tage und dann wieder von Norden. Immer und ewig dasselbe Einerlei, denn da draußen sah und hörte man nichts, mochte es aus dem einen Ende der Welt kommen oder aus dem andern. Dunkel war es hinten und dunkel war es vorn, und das Schneetreiben fuhr wagerecht von beiden Seiten an den Wänden des Hauses entlang. Der Schnee, der nicht vom Himmel herab kam, kam aus den hohen Schneeschanzen dahergewirbelt.

Daß sich die Schiffe vorwärtsstampften, daß die Postsäcke an Land kamen und bis zu dem Postmeister in der Stadt gelangten, daß die Briefe und Zeitungen wie gewöhnlich und in trocknem Zustande ringsherum in den Häusern abgeliefert wurden, dabei dachte sich niemand etwas, niemand dachte darüber nach, welch ein Wunder das im Grunde war! Niemand, außer vielleicht Svend Bugge, der zweimal in der Woche gerade während der Postzeit zwischen zwölf und eins Norwegisch in der Prima gab, und der dann gewöhnlich am Fenster stand und beobachtete, wie die vier Postboten in dem grauen, finstern Mittag den Postschlitten vom Quai über den Hügel schleppten. Aber er war ja auch neu hier am Ort und sah alles mit erstaunten Augen.

Sie löschten in der Regel die Lampen nach Süden zu in den Klassen aus, in dieser Stunde. Weniger des Tageslichts wegen, denn das war kümmerlich genug, als vielmehr aus Anstandsgefühl, des lieben Gottes und der vernünftigen Naturordnung halber!

Um zwei Uhr, wenn sich groß und klein nach beendeter Schulzeit durch das Wetter hindurch nach Hause arbeitete, standen die Straßenlaternen angezündet da und leuchteten trübe durch die schneebedeckten Glaskuppeln. Aus der Mädchenschule kamen sie in dem Unwetter in ganzen Schlittenladungen gefahren.

Und dann war man zu Hause, und es war für den Rest der vierundzwanzig Stunden Nacht, den ganzen nächsten Morgen und bis tief in den nächsten Tag hinein. Und währenddes heulte der Sturm, und das Schneetreiben peitschte gegen die Fenster.

* * *

Digitized by Google

Den ganzen Januar, alle die einunddreißig Tage lang.

Und am dritten Februar war es am Morgen Morgen. Um acht, als die Knaben und die Mädchen, die Lehrer und die Lehrerinnen aus ihren Schlafstuben und von ihrem Frühstück herauskamen, gingen sie ganz still die Straßen entlang, den Schulhügel hinauf, und sahen in der Dämmerung zu den morgenbleichen Sternen hinauf, die so kleinäugig und schläfrig funkelten und glitzerten und dabei doch wie jemand, der sich noch so tief in den Morgen hinein wach gehalten hatte, einzig und allein, um den Augen da unten zuzublinzeln — um zu zeigen, daß sie da oben waren, daß der Himmel klar war, und daß jetzt etwas zu erwarten sei —!

Und die ersten beiden Stunden vergingen. Und dann kam das, was zu erwarten war: die Sonne!

Vor vierzehn Tagen schon hätte sie da sein müssen. Und da hätte sie eine halbe Stunde gerade durch den Einschnitt zwischen den beiden Bergen im Süden hindurchgucken müssen. Jetzt kam sie ein gutes Stück über den einen Bergrücken hinüber. Aber um so voller und goldner und runder stieg sie in blendendem Glanz auf. In blendendem Glanz.

Und sie entzündete eine Glut in allen Fensterscheiben der Schule da oben auf dem Hügel und eine Glut in den Augen aller Knaben, die durch das offne Schulportal wimmelten.

Die Schule hatte nämlich frei. —

Und der Februar ging seinen Gang. Da kam stürmisches Wetter genug, von Süden und von Norden, mit Schnee und ohne Schnee. Aber es war nicht mehr so gefährlich, wenn es auch stürmte und schneite. Die Sonne stand am Himmel, da mochte der Winter in Gottes Namen Winter sein, wenn man nur die Sonne gesehen hatte, sodaß man wußte, daß sie da war, daß der Fluch des Winters gelöst war.

Und mächtig nahm die Macht des Lichtes von einem Tage zum andern zu.

Und Mitte März wurde es dauernd hell und still.

Blendend weiß lag das Land da mit allen den Bergen hoch und feiertagsstill in dem Schneegewand. Schimmernd blau floß das Meer dazwischen in Sund und Fjord. Die Häuser der Stadt hatten weiße Dächer und blanke Fensterscheiben mit osterlich gewaschnen Gardinen und einem Flor von Zimmerblumen dahinter im Sonnenschein. In den Straßen klingelten die Schlittenglocken, knirschte der Schnee unter den Schritten der Menschen; der Frost rötete die Wangen und Nasenspitzen, aber die Gutewetterlaune klang durch die schimmernd reine Luft.

Oben auf dem Hügel lag die Schule traulich und behaglich, dank ihren großen Öfen, und die Lehrer wanderten durch die Klassen, blieben von Zeit zu Zeit am Fenster stehn, um auf die Stadt da unten hinabzusehen, wo der Mittagsrauch verheißungsvoll kerzengerade aus allen Schornsteinen aufstieg.

* * *

In der Prima saßen die sechs langen Burschen auf ihren regelrechten Plätzen, so still wie sechs Lichter.

Oberlehrer Hauk ging von der Tür bis zum Fenster auf und nieder. Auf und nieder, auf und nieder.

Er sprach zu ihnen von den alten Etruskern. Die Prima repetierte nämlich das Altertum zum Examen.

Wie gewöhnlich hatte der Oberlehrer damit angefangen — nachdem er sich das Pensum des Tages hatte mitteilen lassen —, die Hände auf dem Rücken, dazustehn und zu dem sonnenbeschienenen Fenster lange hinauszusehen.

Digitized by Google

Dann begann er zu wandern und von den Etruskern zu reden. Dann schwieg er viele Minuten, sprach weiter und schwieg wieder.

Die Garde saß lautlos da und folgte ihm mit den Augen.

Der Oberlehrer war diesen Winter so alt geworden. Das sah man erst jetzt so recht, wo die Sonne mit ihrem starken Licht das ganze Werk des Winters beleuchtete. Sein Haar und sein Bart waren ganz weiß geworden. Sein großer, kräftiger Körper war zusammengeschrumpft, und sein Rücken beugte sich müde. Die Seemannsfarbe seines Gesichts war verblaßt, und die Wangen waren mager geworden. Aber die Augen glänzten wie ehedem, warm und hell, vielleicht noch heller als ehedem. Und oft gleichsam abwesend —

Die Lukomonen, ja! begann er wieder nach einer Pause. Ach ja, meine Jungen, das ist traurig, daß wir nicht mehr von diesem wunderbaren Volk wissen! Das ist sehr traurig — denn wir sollten sie kennen! Sie haben uns etwas zu sagen, woraus wir lernen könnten. Man steht da unten in ihren sonderbaren und höchst unheimlichen Gräbern, in denen die Überlebenden die Wände rings um die Toten herum mit Bildern angefüllt haben, die alle des Lebens Lust und Freude atmen, die Gastmähler und Feste und verderbliche Sinnlichkeit schildern. Ach, wenn wir die gemalten Gesichter zu uns umwenden, ihnen in ihre Augen sehn, sie reden hören könnten — von ihren dunkeln Geschicken, von ihrer dunkeln Herkunft — wie sie die hohe Kunst und Kultur von Hellas in sich aufgenommen haben — zugleich mit der geschmückten Wollust des Orients!

Der Oberlehrer schwieg wieder und wanderte.

Aber wir wissen nichts von ihnen. Die Bilder sind stumm, meine jungen Freunde, denn wir verstehn nicht die Sprache des geheimnisvollen Volks. Wir wissen nicht, wie sie die Werte des Lebens in ihren Werken und in ihren Gedanken verwalteten. Wir kennen nicht ihre Gedanken über das Leben und den Tod.

Jetzt blieb der Oberlehrer am Fenster stehn und schwieg. Endlich wandte er sich den jungen Leuten zu, sein ferner Blick schweifte über ihren Häuptern hin: der Tod! meine jungen Freunde. Wie muß unsre Seele erbeben in Dankbarkeit dafür, daß wir einen Erlöser haben, der uns über den schwarzen Wassern des Todes entgegenkommt — mit Licht für unsern Weg! Mit Licht für unsern Weg!

Er wanderte wieder zwischen dem Fenster und der Tür hin und her und sagte nichts. Er ging in sich versunken. Hin und wieder erhob er die eine Hand und bewegte sie mit gespreizten Fingern durch die Luft.

Unten auf dem Gange klingelte es. Der Oberlehrer wandte sich um, stand eine Weile still und sah zerstreut über die Bänke hinweg. Dann nickte er still und sagte freundlich: Adieu, meine jungen Freunde!

Und dann ging er.

Die Sechs blieben einen Augenblick regungslos und schweigend sitzen. Dann erhob sich der eine oben am Fenster: Nein, jetzt wird er ganz verrückt!

Und dann standen alle sechs auf. Aber sie blieben im Zimmer stehn, ohne zu gehn.

So geht es nicht weiter! erklärte ein andrer. Wir kommen auf diese Weise ja nicht einen Schritt vorwärts!

Und dabei sollen wir noch den ganzen Norden und halb Frankreich bis zum Examen repetieren!

Er faselt schlimmer als je!

Ich glaube, der Alte wird kindisch!

Ganz verrückt ist er! Das soll eine Vorbereitung aufs Abiturium sein!

Wir müssen es ihm geradeheraus sagen!

Er kann uns ja das ganze Examen ruinieren! Wir müssen von ihm verlangen, daß —

Ach glaubt ihr, daß es nützen kann, mit dem verrückten Kerl zu reden!

Digitized by Google

Er hat ja keinen Begriff davon! Laßt ihn doch um Gottes willen in Frieden —

Wir wollen uns beim Direktor beklagen.

Ja, das ist das einzige, was wir tun können. Uns beim Direktor beklagen. Damit er sich zusammennimmt!

Wir können ja gleich zum Direktor gehn! Alle wie ein Mann! Come along!

Sie strömten der Tür zu, als der oben am Fenster sie zurückrief: Nein, hört mal, das wäre ganz gemein! Wir können doch nicht hingehn und den Alten beim Direktor verklagen! Nein — das tun wir nicht!

Aber irgend etwas müssen wir doch tun!

Wenn es nur einen Zweck hätte, mit ihm selbst zu reden! —

Ich weiß etwas! Wir sprechen mit Kandidat Bugge.

Was soll der denn tun?

Wir wissen doch alle, daß Bugge ein famoser Kerl ist.

Ja, das ist er! Aber ...

Er ist unbedingt in der ganzen Schule, ja in der Stadt der beste Freund des Oberlehrers!

Ja, das ist er! Er wohnt ja beinahe draußen bei dem Alten. Und geht mit ihm spazieren, schon den ganzen Winter. Er hat ihm geholfen, als seine Frau starb. Das hat Doktor Lange selbst erzählt.

Ja, das ist sicher und gewiß. Das wissen wir ja.

Und nun gehn wir alle zusammen zu Bugge und sagen ihm, wie sich der Alte hier benimmt, wie sonderbar und zerstreut er in der letzten Zeit geworden ist —

Ja, schon den ganzen Winter!

Ja, den ganzen Winter, und es wird immer ärger! Und daß wir bange sind wegen des Examens in der Geschichte und im Französischen. Und dann fragen wir Bugge, was wir tun sollen. Der wird wohl Rat wissen.

Ja, das tun wir, ja, das tun wir!

Das ist gescheiter, als zum Direktor zu gehn —

Nie im Leben! So gemein sind wir denn doch auch nicht! Gegen den Alten! —

Als Svend Bugge um zwei aus dem Schulportal trat, stand die ganze Prima versammelt da und wartete auf ihn.

Als er hörte, um was es sich handelte, nahm er sie mit herein in das leere Konferenzzimmer und schloß die Tür.

Setzen Sie sich, meine Herren! Und reden Sie nicht zu laut! Wollen Sie nun die Güte haben, noch einmal von vorn anzufangen!

Svend Bugge sagte „Sie" zu den Schülern der obern Klassen.

Sie setzten sich im Halbkreis um ihn herum. Svend Bugge selbst lehnte sich in seinen Stuhl zurück und hörte den wortführenden Primus mit der tiefsten Aufmerksamkeit an, wobei er ihn unverwandt mit dem rechten Auge beobachtete. Mit dem linken sah er seiner Gewohnheit nach an seiner Nasenwurzel entlang, und den Kopf hatte er ein wenig auf die Seite gelegt.

Endlich schloß der Primus: Wir wollten eigentlich mit dem Herrn Oberlehrer selbst reden, aber —

Nein, ach nein, es ist sehr richtig, daß Sie das nicht getan haben. Sehr taktvoll und hübsch von Ihnen. Und ich erkenne das Vertrauen, das Sie mir erweisen, indem Sie zu mir kommen, außerordentlich an. Ich glaube auch, es wird sich erweisen, daß es das Richtige war. Sehn Sie, Sie sind nicht die einzigen, die diese Klage über unsern lieben Herrn Oberlehrer führen. Und wir, die wir im täglichen Verkehr mit ihm stehn, haben ja auch gesehn, daß er anders geworden ist als früher, zerstreuter und — wunderlich. Das ist ja seit dem Tode seiner Frau gekommen!

Ja, das haben wir uns auch gedacht!

Digitized by Google

Nun will ich mir die Sache überlegen. Ich will, so gut ich kann, darüber nachdenken, und wir werden schon einen Ausweg finden. Oberlehrer Hauk ist verbraucht; er ist überanstrengt und bedarf der Ruhe. Ja, und nun danke ich Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind. Seien Sie überzeugt, daß sich schon ein Ausweg finden läßt, der zu aller Bestem dient! Und dann lassen Sie dies vorläufig unter uns bleiben.

Die Sechs gingen. In der Tür aber wandte sich einer von ihnen um: Ja — entschuldigen Sie, aber wir möchten so ungern — wenn danach gefragt werden sollte — wir möchten so ungern, daß der Oberlehrer erführe, daß wir —

Verlassen Sie sich auf mich! Ich werde Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten. Ich verrate des Oberlehrers Garde nicht!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 8. November 1908

(Der Casablanca-Zwischenfall. Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus.)

Über die Angelegenheit des Daily-Telegraph-Artikels haben verschiedne Fraktionen des Reichstags Interpellationen eingebracht, deren Verhandlung wahrscheinlich schon vorliegen wird, wenn unsre Betrachtungen in die Hände der Leser kommen. Es würde deshalb nicht zweckmäßig sein, an dieser Stelle noch einmal auf die Sache zurückzukommen. Nur das mag erwähnt werden, daß in dem Gesamtbild der Presse des In- und Auslandes die Auffassung hervortritt, dem Reiche sei durch die unglückliche Veröffentlichung eine so schwere Krisis bereitet worden, wie wir sie seit langer Zeit — einige sagen: seit der Entlassung des Fürsten Bismarck — nicht erlebt haben. Daß diese sehr ernste Auffassung und die damit verbundne tiefe Erregung begründet sind, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Aber sie darf doch nicht bestimmend sein für unser politisches Handeln. Bei der nüchternen Abwägung unsrer Interessen dürfen wir einen bewährten Staatsmann nicht für ein Versehen verurteilen, das allerdings für einen Schreiber ein Kapitalverbrechen in den Augen des Bureauchefs bedeuten mag, aber doch unmöglich einen Maßstab für die von einem deutschen Reichskanzler geforderten Fähigkeiten abgeben kann. Es wäre der Gipfel der Lächerlichkeit, wenn überhaupt die Anschauung aufkommen könnte, der Reichskanzler müsse seine Zeit und Arbeitskraft damit vertun, den Verbleib und die Behandlung jedes einzelnen Aktenstücks persönlich zu kontrollieren. Es scheint überhaupt, als werde von sonst verständigen Leuten zuviel Wert auf diesen Bureaufehler gelegt. Hat man wohl daran gedacht, was unter Umständen geschehen wäre, wenn der Reichskanzler wirklich das Manuskript als ungeeignet zur Veröffentlichung bezeichnet hätte? Dann hätte der englische Verfasser vielleicht den Artikel trotzdem veröffentlicht, oder wenn er sich persönlich nicht kompromittieren wollte, auf irgendeinem Wege dafür gesorgt, daß das Manuskript — scheinbar gegen seinen Willen — irgendwo gedruckt wurde. Wie wollte man das verhindern? Das Unglück ist doch eben, daß solche Gespräche überhaupt stattgefunden haben. Daß man nebenbei durch eine zweckmäßigere Organisation des Auswärtigen Amtes Sorge trägt, überbürdete Beamte zu entlasten und eine strengere und wirksamere Prüfung aller zu erledigenden Sachen zu ermöglichen, ist eine Frage für sich. Natürlich ist auch für diese Organisation formell der Reichskanzler ver-

Digitized by Google

antwortlich, aber diese Verantwortung darf nicht dahin ausarten, daß der Reichskanzler durch die Sorge, für organisatorische Fehler und gelegentliche Versehen durch die Volksvertretung haftbar gemacht zu werden, mit Geschäften überlastet wird, die den höchsten Reichsbeamten von seinen wichtigen Aufgaben ablenken.

Daß das deutsche Volk Gelegenheit erhielt, sich aus seiner Bestürzung und Beschämung wieder zu einer würdigern Haltung zurückzufinden, dafür hat seltsamerweise Frankreich gesorgt. Es hieß plötzlich, die Verhandlungen über den Casablanca-Zwischenfall hätten sich zugespitzt, und es könne vielleicht zu ernsten Mißhelligkeiten mit Frankreich kommen. In der Tat war Frankreich plötzlich in dieser Frage mit großer Bestimmtheit aufgetreten und hatte sich geweigert, eine einfache und selbstverständliche Forderung Deutschlands als berechtigt anzuerkennen.

Wir haben schon früher einmal erwähnt, daß man vielleicht über die einzelnen Umstände, die bei dem Zwischenfall in Casablanca eine Rolle gespielt hatten, verschiedner Meinung sein könne. Aber wenn man auch alle Gründe gelten läßt, die die Franzosen für das Verhalten der Ihrigen anführen, so bleibt immer noch die Verletzung einer der elementarsten Regeln des Völkerrechts von französischer Seite übrig. Ein Angriff auf den konsularischen Vertreter einer andern Macht auf neutralem Gebiet ist unter keinen Umständen zu rechtfertigen und zu gestatten. Es ist selbstverständlich, daß sich jede Macht, der so etwas passiert — und es kann jeder passieren, da ihre Organe fehlbare Menschen sind und unter außergewöhnlichen Umständen unberechenbar und falsch handeln können —, ohne weiteres für einen solchen Übergriff entschuldigt. Das ist keine besondre Zumutung, noch weniger eine Demütigung; es ist eine Regel, der jeder schon im eignen Interesse ohne weiteres nachzukommen pflegt, weil es wegen solcher Lappalien allein niemand auf einen Konflikt ankommen lassen will, jede leichtfertige Nichtbeachtung völkerrechtlicher Grundsätze jedoch jeden Augenblick in einer ernsten Angelegenheit auf den zurückfallen kann, der sich darüber hinweggesetzt hat. Wenn von der andern Seite ebenfalls gefehlt worden ist, so muß das von der Erfüllung der soeben erwähnten völkerrechtlichen Form getrennt werden. Wenn sich die beiden gegenseitigen Entschuldigungen auch in der Wirkung gewissermaßen aufheben, da jeder einen Teil der Schuld auf sich nimmt, so dürfen sie doch nicht formell unterbleiben; denn die eine bezieht sich auf eine spezielle Verfehlung in einem einzelnen Fall, die andre aber berührt ein völkerrechtliches Prinzip, das gewahrt werden muß. Die deutsche Regierung hatte dieses Prinzip von Anfang an vertreten und festgehalten. Damit steht nicht in Widerspruch, daß sie in entgegenkommender Weise einem Wunsch der französischen Regierung nachgab, wonach zuerst von beiden Seiten genaue Berichte über den Vorfall eingefordert werden sollten, ehe die Maßregeln zur Erledigung des Falls beraten wurden. Die Sache zog sich nun ziemlich lange hin, bis endlich die Besprechungen zwischen dem französischen Botschafter in Berlin und dem deutschen Auswärtigen Amt begannen. Deutschland beharrte auf seiner Auffassung, daß eine Entschuldigung Frankreichs wegen des Angriffs der französischen Militärpersonen auf einen deutschen Konsularbeamten notwendig sei. Da aber von beiden Seiten übereinstimmend festgestellt worden war, daß der deutsche Konsul in Casablanca versehentlich auch österreichische und russische Deserteure aus der Fremdenlegion unter seinen Schutz gestellt hatte, so war die deutsche Regierung auch ihrerseits bereit, wegen dieser widerrechtlichen Handlungsweise ihres Konsuls ihr Bedauern auszusprechen. Was die übrigen Einzelheiten des Vorfalls betraf, so tauchte der Vorschlag einer schiedsgerichtlichen Entscheidung auf, und dagegen hatte Deutschland grundsätzlich nichts einzuwenden. So standen die Dinge schon vor Bekanntwerden des Kaiserinterviews im Daily Telegraph; man kam aber nicht zu einer Einigung, weil sich Frankreich weigerte, die von ihm geforderte Entschuldigung auszusprechen; es bestand darauf, die ganze Frage vor ein Schiedsgericht zu bringen. Trotz dieser

Digitized by Google

Verzögerung herrschte aber der Eindruck vor, daß auch auf Frankreichs Seite eine friedliche Verständigung gewünscht wurde.

Unter solchen Umständen war die Überraschung nicht gering, als Frankreich schon am Tage nach der Veröffentlichung des Daily Telegraph plötzlich die solange aufgeschobnen Verhandlungen wieder in Fluß brachte und den deutschen Vorschlag sehr entschieden als unannehmbar bezeichnete. Die Ursache dieser plötzlich erwachten Energie wurde sehr bald aus der französischen Presse erkennbar, die mit einer Dreistigkeit, die gegenüber aktenmäßig nachweisbaren Tatsachen geradezu erstaunlich war, das Gegenteil der Wahrheit behauptete, nämlich daß die deutsche Regierung seit der Veröffentlichung des Kaiserinterviews ihren Standpunkt geändert habe. Die deutsche Regierung, so hieß es, trete plötzlich schroff auf, weil sie eine Ablenkung brauche von den ungünstigen Eindrücken, die der Artikel des Daily Telegraph verursacht habe. Die französischen Blätter machten aus dem bis dahin sehr nachlässig behandelten Zwischenfall eine Haupt- und Staatsaktion, wußten von unerhörten, demütigenden Forderungen Deutschlands zu berichten — Berichte, die einer sehr freien Phantasie entsprungen waren — und ergingen sich in sehr hochtrabenden Wendungen, daß Frankreich unter keinen Umständen nachgeben werde. Es war sehr durchsichtig, daß dieser ganze Lärm auf die Vorstellung zurückzuführen war, die deutsche Regierung habe vor ihrem eignen Volk eine so schwere Niederlage erlitten und so sehr jeden politischen Kredit beim Auslande verloren, daß man ruhig den Versuch machen könne, die bisherige Verschleppungstaktik durch Schroffheit zu ersetzen. Es war unter Voraussetzung der nötigen Dreistigkeit in der Behandlung der Wahrheit leicht, die Welt in diesem Augenblick zu überreden, Deutschland sei es, das diesen Stellungswechsel vollzogen habe. Wenn von der ausländischen Presse eine solche Entstellung versucht wurde, so wundert man sich nicht weiter; der Paroxysmus der französischen Presse flaute auch bald ab, denn die Franzosen sind doch zu klug, alsdaß sie sich in dieser plumpen und noch dazu zwecklosen Weise auf einen unhaltbaren Standpunkt festlegen könnten. Beschämend war nur, daß auch deutsche Blätter eine subalterne Auffassung der Lage und eine blinde Voreingenommenheit gegen das jetzige Regiment in Deutschland in dem Grade bekundeten, daß sie sich die französische Auffassung aufreden ließen. Zum Glück wird diese Entgleisung schwerlich irgendwelche Folgen haben, weil es wirklich zu dumm ist, einer der beiden Regierungen, sei es nun die deutsche oder die französische, die Absicht zuzuschreiben, einen Zwischenfall solcher Art zu einem schweren Konflikt auswachsen zu lassen. Man darf sicher erwarten, daß Frankreich die Billigkeit der deutschen Vorschläge erkennen wird, sobald Deutschland sich nicht unnötig ins Bockshorn jagen läßt.

Im Reichstage beginnen nun die Arbeiten an der Reichsfinanzreform. Wie immer, scheinen die Schwierigkeiten bei dem ersten Herantreten an die nun fertig vorliegenden Gesetzentwürfe der verbündeten Regierungen am größten. Besonders angefochten wird von der linken Seite die vorgeschlagne Gas- und Elektrizitätssteuer, während man sich auf der rechten Seite abmüht, einen Ersatz für die noch immer lebhaft bekämpfte, in Gedanken schon dem Untergang geweihte Nachlaßsteuer ausfindig zu machen. Bisher ist aber noch kein brauchbarer Gegenvorschlag gemacht worden. Neuerdings möchte man gern die in Preußen geplante Gesellschaftssteuer dem Reich überweisen, um auf diese Weise von der verhaßten Nachlaßsteuer loszukommen. Aber dann muß man für Preußen einen Ersatz schaffen, und das ist nicht so leicht. Ein positiver Vorschlag liegt allerdings vor in einer allgemeinen Luxussteuer, einer Steuer auf Gebrauchs- und Schmuckgegenstände von höherm Wert. Dafür könnte vielleicht Preußen auf die Gesellschaftssteuer verzichten, aber diese Steuer findet an sich so viel Gegner, daß im Reichstag ihre Aussichten nicht groß sein würden. Die Mehrheit würde sich, wenn sie die Wahl hätte, dann doch lieber

Digitized by Google

für eine Nachlaßsteuer entscheiden. Und hoffentlich halten die verbündeten Regierungen an der Nachlaßsteuer fest, da sie immer noch die beste Form ist, um ohne Eingriff in die Einnahmequellen der Einzelstaaten die größern Vermögen für das Reich heranzuziehn.

Im preußischen Abgeordnetenhause, wo die neue Besoldungsordnung und die Vorlagen über die Besoldung der Lehrer und der Geistlichen schon in der Kommission beraten werden, gibt das Auftreten der Sozialdemokraten den Verhandlungen ein ganz neues Gepräge. Der Versuch, sich ebenso gehn zu lassen wie ihre Kollegen im Reichstage, ist bisher den „Genossen“ nicht allzugut bekommen, und der Abgeordnete Hoffmann, der sogenannte Zehngebote-Hoffmann, mußte den schärfern disziplinarischen Wind dieser parlamentarischen Körperschaft an sich erfahren, als ihm infolge eines dreimaligen Ordnungsrufs das Wort entzogen wurde. Wenn so in energischer Weise dafür gesorgt wird, daß die Sozialdemokraten den Ton und Inhalt der Verhandlungen nicht herabdrücken, so wird es im übrigen durchaus kein Schaden sein, daß die scharfe Kritik einer nun einmal vorhandnen Partei der Negation auch dem Abgeordnetenhause nicht fehlt. Außerdem wird die kleine Gruppe der Sozialdemokraten in diesem Hause den bürgerlichen Parteien eine Mahnung sein, nachdem sie sich lange Zeit dieser Möglichkeit gegenüber vielleicht allzusicher gefühlt haben.

Quod reformandum. Es ist wohl auch außerhalb des Königreichs Sachsen bekannt geworden, daß hier eine umfassende Regelung der Gehalte der Beamten geplant und nun von den zuständigen Organen genehmigt worden ist. Weniger zutage getreten dürfte außerhalb der Grenzen des Königreichs sein, daß die Gehaltsregelung, mag man das auch mehr oder weniger deutlich ausgesprochen haben, eine Regelung der Rangverhältnisse mit sich bringt. Es ist ein Prinzip zum Ausdruck gebracht worden, das wegen seiner Gerechtigkeit gegen die gleich zu bewertenden Beamtenklassen volles Lob verdient. Die Tatsache aber, daß es Sachsen unternimmt, die Rangverhältnisse in einer der Jetztzeit entsprechenden Weise umzuändern, möchte Anlaß sein, daß seinem Vorgehn auch anderwärts gefolgt werde. Manchem wird der Gedanke kommen: Was sollen Rangfragen in unsrer modernen Zeit? Das sind Überbleibsel alter Jahrzehnte, heutzutage abgetan. Gewiß liegt in einem solchen Urteil ein Stück Wahrheit. Es wäre kleinlich, die Menschen nur nach dem zu bewerten, was sie in der staatlichen Rangordnung erreicht haben. Und doch: jedem, was sein ist. Dem einen die Mittel, dem andern die Titel. Daran ist nicht zu zweifeln, daß Äußerlichkeiten nach jahrhundertealten Grundsätzen die Beamten teilweise entschädigen müssen für Güter andrer Art, die sie sich in ihrer Stellung nicht schaffen können, im übrigen wird auch vielen, die in der obenerwähnten Weise urteilen, nicht gewärtig sein, daß der Platz, den der Einzelbeamte in der staatlichen Rangordnung einnimmt, für ihn von hohem materiellem Interesse ist, und daß die Klasse, der er angehört, nicht nur die Grenze seines dienstlichen Höchsteinkommens, nein auch die Höhe der Auslagen bei Umzügen u. dgl., die Höhe der Pensionen für die Hinterbliebnen u. a. beeinflußt. Und so tut Sachsen ganz recht, daß es ein Gebiet in Arbeit genommen hat, das an sich vielen der Bearbeitung unwert dünken möchte — die Beamten werden es ihm zu danken wissen, und die nichtsächsischen Beamten werden das Vorgehn mit der Hoffnung begrüßen, daß Sachsens Verhalten nach außen wirke und manches ändre, was zu ändern ist. In der Tat tut Änderung not. Denn es ist kaum zu glauben, aber es ist so: die Grundlage der preußischen Rangordnung ist an die hundert Jahre alt. Jedes Gesetz, jede Verordnung überlebt sich, das muß auch von einer Rangordnung gelten, ja von ihr ganz besonders. Denn gerade Rangfragen hängen recht von den Zeitverhältnissen ab und ändern sich mit den veränderten Anschauungen. Immerhin hat Preußen mit seiner veralteten Rangordnung

Digitized by Google

noch einen gewissen Vorzug vor dem Deutschen Reiche, denn es hat wenigstens eine Rangordnung, dem Deutschen Reiche fehlt eine solche überhaupt. Zwar bestimmte schon das Reichsbeamtengesetz von 1873, ein Erlaß hierüber werde ergehn, das ist aber bisher nicht geschehn, auch die neuste Redaktion des genannten Gesetzes schweigt sich hierüber aus, und es hat sich nach und nach der Brauch gebildet, auf die Reichsbeamten die preußische Rangordnung anzuwenden. Das ist, wie gesagt, aber nur ein Brauch, und einer unsrer bedeutendsten Staatsrechtslehrer streitet Preußen das Recht hierzu ab. Daß das nicht unbegründet ist, wird kaum zu bezweifeln sein. Rechte, die jemand zukommen, die er sich gewissermaßen durch treues, anerkanntes Arbeiten erstritten hat, dürfen durch einen bloßen Gebrauch, der gewissermaßen der Verlegenheit entsprungen ist, nicht verloren gehn. Dazu aber kommt es beim jetzigen Verfahren. Man nehme einmal folgendes Beispiel. Dem Senatspräsidenten beim Reichsgericht kommt nach dem jetzigen Brauch der Rang der Räte zweiter Klasse in Preußen, also der des Obersten zu. Nun ist unbestritten der Senatspräsident beim Reichsgericht etwas Höheres als der bei einem Oberlandesgericht. Das besagt auch die preußische Rangordnung, die den zuletzt genannten den Räten dritter Klasse zuweist. In Sachsen kommt dem Oberlandesgerichtssenatspräsidenten nun aber ein höherer Rang als der der Obersten zu, dem nach Sachsen versetzten Reichsgerichtssenatspräsidenten nach dem eben ausgeführten aber nicht. Das ist unangebracht und lehrt eins: man vergleiche die Rangordnungen andrer Staaten, und man wird zu mancher heilsamen Änderung kommen, die Preußen und dem Reiche vonnöten ist. Man sehe einmal in andre Rangordnungen hinein; was kann man nicht alles daraus lernen! Zunächst eine gerechtere Bewertung der höhern Stellen in den Provinzialbehörden, das heißt den Behörden, die nicht Ministerialbehörden sind, gegenüber den Stellen in diesen. Die Bedeutung der zuletzt genannten soll keineswegs verkannt werden, aber wenn zum Beispiel Sachsen den Beamten in den höhern Provinzialstellen, um den Ausdruck weiter zu gebrauchen, dem Landgerichtspräsidenten, dem ersten Rat bei der höhern Verwaltungsbehörde u. dgl. den Rang der Ministerialbeamten ohne weiteres, also nicht etwa nur für ihre Person verleiht, warum soll das in Preußen, im Reiche nicht auch möglich sein? Man denke nur an die Direktorenposten in den verschiednen Reichsbehörden, dem Reichsgesundheitsamt, dem Kaiserlichen Patentamt u. dgl., Beamten, die bisher keinen andern Rang haben als den eines Rates bei jeder andern Provinzialbehörde, denen aber, gerecht betrachtet, bei der Bedeutung, Eigenartigkeit und Selbständigkeit ihres nur einmal vorkommenden Amts eine wesentlich höhere Bewertung zukommt.

Man kann nun hier einwenden: solche Härten werden in Preußen durch Verleihung von Titeln und damit eines höhern Rangs zu vermeiden gesucht. Das trifft aber nicht allgemein zu. Im allgemeinen wird aber auf die Weise auch nur die Person, nicht die Stellung, in der sich jene befindet, ausgezeichnet, und endlich wird dadurch eine Reihe von veralteten Titeln geschaffen, die in andern Rangordnungen vermieden werden. Man gebe doch dem vortragenden Rate den bayrischen Titel Ministerialrat. Dann ist der unschöne Titel des Geheimen Oberrats, der bei der Erhebung in die zweite Klasse verliehen wird, vermieden und durch einen sachlichern ersetzt. Was aber soll gar der Wirkliche Geheime Oberrat? Man wähle doch für Räte erster Klasse die bayrische Bezeichnung „Staatsrat“. Wie treffend klingt das, sofern man eben nicht ein für allemal bestimmen will, den und dem Präsidenten kommt der Rang der ersten Klasse zu, den und jenem der der zweiten Klasse. Dann wird vermieden, daß sich zum Beispiel ein Landgerichtspräsident des Geheimratstitels erwehrt, wie das heutzutage oft der Fall sein mag, obwohl ihm doch dadurch noch eine besondre Ehre, nämlich die Erhebung in die zweite Rangklasse zuteil geworden ist. Man kann nun sagen: das entwertet die Stellung des Oberpräsidenten, wenn sämtlichen Präsidenten höherer Behörden der Rang ersten Klasse

Digitized by Google

zukommt. Nun, will man den Oberpräsidenten einer Provinz vor allen herausheben, dann lerne man zum Beispiel wieder von Sachsen, daß sich in derselben Rangordnung noch eine gewisse Trennung, natürlich in engen Grenzen, um nicht ins kleinliche zu geraten, sehr nützlich erweisen kann. Warum nicht eine Rangklasse 3a und 3b, wo in der Klasse 3a die Abteilungsvorsitzenden, die Landgerichtsdirektoren u. dgl. erscheinen würden, in der Klasse 3b die nur durch einen Titel noch ausgezeichneten Beamten in den Ratsstellen der Behörden. In Klasse 3a also etwa der Geheimrat als Dezernent, in Klasse 3b der Oberrat als vor dem Rat vierter Klasse äußerlich etwas hervorgehoben. Dieser Vorschlag würde zu einer wohl recht weisen Einschränkung in der Verleihung! des Geheimratstitels führen. Daß jetzt der preußische Geheimrat einen ihm zukommenden Rang einnimmt, wird man schwerlich sagen können. Er hat den Rang vierter Klasse. Professoren der Universitäten, hohe Kapazitäten stehn also dem Oberstleutnant noch nicht gleich. Ohne dem Militär nahetreten zu wollen, darüber kann doch wohl kein Zweifel sein, daß man mit größerer Wahrscheinlichkeit Oberstleutnant wird, als daß man auf den Lehrstuhl eines Dernburg berufen wird. Man hat demgegenüber geltend gemacht, dieser Grundsatz berücksichtigt zu wenig die außerordentliche Verantwortlichkeit des Offiziers im Feldzug. Welcher Teil des Nationalvermögens sei zum Beispiel abhängig vom rechten Verhalten des Obersten eines Artillerieregiments. Ganz recht so. Wie gesagt, die Bedeutung der militärischen Stellung soll gar nicht bestritten werden. Aber jene mechanische Bewertung erscheint doch unangezeigt. Käme man nicht auf die Weise dazu, dem braven Lokomotivführer, der seine Maschine sicher leitet, dem Kapitän, der sein Schiff sicher führt, einen höhern Rang zuweisen zu müssen?

Und wie weiter! In Sachsen war der Geheimrat und Professor dem Oberst im Rang gleich, folgt er dem Zug der Zeit und kommt an die Universität Berlin, so ist die Ehre gewissermaßen Degradation geworden: der Oberst ist Major geworden.

Der Platz reicht nicht aus, um noch viele Einzelfragen, die mittelbar durch Sachsens Vorgehen angeregt werden, zu behandeln, namentlich die wichtige der in Angriff genommnen gleichen Bewertung der verschiednen höhern Laufbahnen, mögen sie nun solche der Justiz, der Verwaltung, der Technik sein. Eine Anregung aber sei gegeben, wenn irgendwo, dann ist das quieta non movere hier weniger als je angebracht. M.

Die Galerien Europas. Ich bin wohl nicht der einzige, der bloß um ein paar Gemälde in der Eremitage zu sehen, so gern einmal nach Petersburg gereist wäre. Man hatte ja Photographien; aber wer kannte die Farben der Originale? Dieser Wunsch hat sich jetzt für mich erledigt während der Betrachtung der ersten zehn Hefte des laufenden Jahrgangs der oben genannten Farbenpublikation des Verlags von E. A. Seemann in Leipzig: da sind die fünfzig bedeutendsten Gemälde der Eremitage und der Petersburger Akademie der Künste in den Farben der Originale reproduziert, und zwar so, mit solcher Deutlichkeit der Feinheiten, mit so einem herrlichen Mehr von gesamter künstlerischer Überzeugung auch gegenüber guten Lichtdrucken, daß der Gewinn über die Schwarzweiß- oder Helldunkelreproduktion hinaus groß ist; und diese Bilder kann ich studieren zu jeder Zeit, was ich mit den Originalen unter keinen Umständen könnte.

Ich kenne ein wenig die alte Pinakothek in München, seit bald zwanzig Jahren. Wir kauften uns damals wohl für teures Geld Photographien unsrer ersten Lieblinge daraus; wenn uns jemand gesagt hätte, daß in nicht ferner Zeit diese Bilder in einer Abonnementserie zum Preise von 40 Pfennigen das Stück so groß und so erstaunlich treu im farbigen Einzel- und Gesamtton zu haben sein würden, wie z. B. Murillos Pasteteneßer in Seemanns Sammlung (Pinakothek Heft 11 ff.), wir hätten in sicherer Ungläubigkeit gelächelt. Und alles, was ich für ein Bild wie

Digitized by Google

Dürers Mittelblatt des Paumgärtneraltars empfinde, steigt frischer, heller, größer wieder in mir auf, indem ich die neue Seemannsche Kopie mir vor Augen führe, die beste, die es gibt, und deren glücklicher Besitzer ich in Wahrheit für 40 Pfennige geworden bin!

Wir weisen mit Nachdruck gern und wiederholt gerade auf dieses Seemannsche Unternehmen hin in einer Zeit, die ja eine eigne Kunst hat und farbige Gegenwartswerke in Masse anbietet. Gewiß, jeder durchlebt Perioden, wo er mit der Gegenwart wachsen muß, aber auch solche, wo er Hauptanregungen außerhalb der Gegenwart findet, oder er wird modern beschränkt. Goethe ist nun einmal durch Gerhart Hauptmann nicht abgetan, ebensowenig wie Luther durch Schleiermacher überflüssig geworden ist. Gegen die Überschätzungen, die bloßen Berauschungen der Gegenwartskunst aber kann uns nichts so immunisieren wie die Kenntnis des Besten der Vergangenheit, und diese wird ja auch immer dem Besten der Gegenwart zugute kommen. R. W.

Erklärung. Vor der Veröffentlichung meines in den Grenzboten vom 22. Oktober gedruckten Aufsatzes über „Sächsische Ortsnamen" war mir die Abhandlung des Herrn Dr. A. Meiche, Dresden, über „Die Herkunft der deutschen Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten" aus den Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde 1905, S. 327 ff. wohlbekannt. Ich bedaure, diese Untersuchung und ihren Verfasser in meiner Arbeit nicht genannt zu haben. Diese Unterlassung — auch andre einschlägige Vorarbeiten, zum Beispiel Gerbets „Mundart des Vogtlandes", 1896, führe ich nicht an — erklärt sich daraus, daß meine Arbeit im wesentlichen den Wortlaut einer Schulrede darstellt und erst auf eine Aufforderung von dritter Seite zum Druck gegeben worden ist.

Dr. Oskar Philipp

Künstlerischer Wandschmuck für das deutsche Haus

B. G. Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) sind berufen für das 20. Jahrhundert die gewaltige Aufgabe zu erfüllen, die der Holzschnitt im 15. u. 16. Jahrhundert und der Kupferstich im 18. Jahrhundert erfüllt haben. Die Künstler-Steinzeichnung ist das einzige Vervielfältigungsverfahren, dessen Erzeugnisse tatsächlich Original-Gemälden vollwertig entsprechen. Hier bestimmt der Künstler sein Werk von vornherein für die Technik des Steindruckes, die eine Vereinfachung und kräftige Farbenwirkung ermöglicht, aber auch in gebrochenen Farbentönen den feinsten Stimmungen gerecht wird. Er überträgt selbst die Zeichnung auf den Stein und überwacht den Druck. Das Bild ist also bis in alle Einzelheiten hinein das Werk des Künstlers und der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit. Die Künstler-Steinzeichnung allein schenkt uns die so lange ersehnte Volkskunst. Keine Reproduktion kann ihr gleichkommen an künstlerischem Wert.

Die Sammlung enthält Blätter der bedeutendsten Künstler, wie: Karl Bantzer, Karl Bauer, Artur Bendrat, Karl Bieße, H. Eichrodt, Otto Eikenscher, Walter Georgi, Franz Hein, Franz Hoch, Ferd. Kallmorgen, Gust. Kampmann, Erich Kuithan, Otto Leiber, Ernst Liebermann, Emil Orlik, Maria Ortlieb, Cornelia Paczka, E. Rehm-Dietor, Sascha Schneider, W. Strich Chapell, Hans von Volkmann, H. B. Wieland u. a.

Illustrierter Katalog mit 150 farbigen Abbildungen und beschreibendem Text

für die Leser der Grenzboten gegen Einsendung von 30 Pfennig vom Verlag

B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 47 Ausgegeben am 19. November 1908

Inhalt

Seite

Sozialpolitik, Nationalökonomie und Reichsfinanzreform. Von Dr. Friedrich Bendixen in Hamburg 361

Die Reform der innern Verwaltung in Preußen . . . 367

Junge Richter und junge Rechtsanwälte. Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau. 2 373

Die römische Campagna, ihre sanitäre und wirtschaftliche Gesundung. Von H. Bachmann in Apenrade . . 384

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Schluß) . . 393

Maßgebliches und Unmaßgebliches 402

Reichsspiegel. (Die Reichstagsdebatten über das Kaiserinterview. Die Franzosen und das Grubenunglück in Westfalen.) — Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71 — Ein Buch für den Weihnachtstisch des Kolonialfreundes — Villa Madama.

50 Pf das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark das Vierteljahr

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79% % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Kapitpflicht-Versicherung.

Denken Sie jetzt schon an Weihnachten!

Alle guten Geister

loben den

Union-Bücherschrank

80 000 Abteile in Deutschland verkauft. Der Name ist Garantie. — Preisbuch Nr. 338 kostenlos und portofrei

Heinrich Zeiss

(UNIONZEISS)

Frankfurt a. M., Kaiserstr. 36

Telegramm-Adresse: UnionzeissFrankfurtmain

Achten Sie genau auf meine Firma und Hausnummer

Briefmarken

Paul Kohl, Preisliste gratis. O. m. b. H. Chemnitz.

„PERPLEX"

verbessertes Prismen-Binocle.

Unerreicht in optischer Leistung!

Unerreicht in optischer Leistung!

Vergr. 6, 8, 10, 12, 15, 18 mal

Man versäume nicht, sich „Perplex" bei Kauf eines neuen Glases zum Vergleich vorlegen zu lassen. Katalog 16 kostenlos durch alle optischen Geschäfte und durch

Optische Werke Cassel 16.

Karl Schütz & Co.

Brennabor

Preisverzeichnis kostenlos.

bietet größte Sicherheit, besitzt spielend leichten Lauf und besticht durch seine Eigenart.

Vertreter überall.

Wäscherin

Vollkommenste Waschmaschine

der Gegenwart

nur 15 Mark

Franko jed. Bahnstat. Berlin W. Genthinerstr. 32

Emil Bruno

Prospekte grat. u. franco.

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck.	2 Mk. 25 Pfg.	
Kaisercigarren	50 „	4 „ — „	
Jan en Griet	50 „	5 „ — „	
Hochofen I	50 „	3 „ 25 „	
Consul	50 „	4 „ 50 „	

Musterkiste Rheinland, je 20 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 3 Mk. 25 Pfg.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	50 Stck.	5 Mk. 25 Pfg.
Weltkraft	50 „	3 „ 25 „
Brunhilde	50 „	4 „ 75 „

Musterkiste Nr. II, je 25 Stck. enth., 3 Mk.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk. 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Oreoy a. d. holl. Grenze.

Sozialpolitik, Nationalökonomie und Reichsfinanzreform

Von Dr. Friedrich Bendixen, Direktor der Hypothekenbank in Hamburg*)

Wenn man die Zeitalter kennzeichnet nach den Ideen, die sie beherrschen, so wird man das unsrige als das Zeitalter des sozialen Gedankens ansprechen dürfen. Denn seitdem die nationale Idee in der Begründung der Reichseinheit ihre Erfüllung gefunden hat, hat keine der unsre Zeit bewegenden geistigen Strömungen eine solche Macht über die Gemüter gewonnen wie die Idee der sozialen Gerechtigkeit, des Schutzes der wirtschaftlich Schwachen.

Dieser unsre Zeit erfüllende soziale Gedanke ist nicht das Reservatrecht einer einzelnen Parteirichtung. Er ist nationaler Gemeinbesitz, nicht liberales Sondergut. Sind doch die großen sozialen Reichsgesetze gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und des demokratischen Freisinns zustande gekommen unter der Ägide eines nichts weniger als demokratischen großen Staatsmannes. Aber freilich keine Partei hat unter dem Einfluß der sozialen Idee eine solche Wandlung ihrer politischen Prinzipien erlebt wie der in der Linken bis tief in die Reihen der Nationalliberalen hinein verkörperte freihändlerische Liberalismus.

Wie haben sich doch die Argumente auf dem Felde der Wirtschaftspolitik verändert! Wo früher der Liberalismus die Schutzzölle mit dem Rüstzeug der Manchesterschule bekämpfte und im Namen der individuellen Freiheit das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte und den Freihandel forderte, da finden wir heute nur noch sozialpolitische Argumente, die Berufung auf das Wohl der arbeitenden Klassen, deren Lebensunterhalt durch die Schutzzölle nicht verteuert werden dürfte. So ist der liberale Individualismus

*) Von demselben Verfasser erscheint in diesen Tagen bei Lucas Gräfe und Sillem in Hamburg eine Broschüre: Die Reichsfinanzreform, ein nationalökonomisches Problem.

Digitized by Google

durch den demokratischen Sozialismus sacht in den Hintergrund geschoben worden.

Solche Wandlungen haben ihr Gutes, aber auch ihr Böses. Der extreme Liberalismus, der den Staat auf die Rolle des Nachtwächters verweisen wollte, hat sich unter dem Einfluß des sozialen Gedankens zu einer fruchtbareren Auffassung von den Pflichten des Staates bekannt. Andrerseits ist freilich der Klang der hochgestimmten liberalen Weltanschauung, wie sie im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts das geistige Leben Deutschlands beherrschte, in unsern Parlamenten mehr und mehr verhallt. Die Vorliebe der heutigen Liberalen für direkte Steuern, deren Verwaltung das Eindringen des Staates in die private Rechtssphäre der Bürger fordert, hat einen durchaus illiberalen Charakter, und das Wehgeheul, das sich in freisinnigen Blättern erhebt, wenn die Masse belastet werden soll, hat ganz den übeln Beigeschmack des Demagogentums, das nur von Volksrechten, nicht von Volkspflichten weiß.

Den ihre Zeit beherrschenden geistigen Strömungen wohnt die Tendenz inne, die Grenzen ihres eigentlichen Gebiets zu überschreiten und den Blick zu trüben für eine objektive Betrachtung benachbarter Dinge. So entstehn die seltsamen Vorurteile und Irrtümer der Zeiten, über die sich die Nachwelt nicht genug wundern kann. Wie hat in vergangnen Jahrhunderten der religiöse Trieb erobert und geblendet; wie hat er hinübergegriffen auf die Gebiete der Wissenschaft, der Justiz, der Politik und selbst die besten Köpfe ihrer Zeit in einen Nebel von Torheit und Wahn gehüllt. Hier wird die Geschichte zur Lehrmeisterin. Sie möge uns mahnen, die Lieblingsideen unsrer Zeit kritisch zu betrachten. Der soziale Gedanke darf nicht zu kritikloser Gefühlsduselei werden. Es gilt, ihn begrifflich klar zu erfassen und die Grenzen zu bestimmen, die er nicht überschreiten darf. Denn schon beginnt er, sich ein Nachbargebiet zu unterwerfen; er dringt in die Nationalökonomie ein. Bei der Beurteilung der Reichsfinanzreform legt sich der soziale Gedanke wie ein Schleier vor das nationalökonomische Gesichtsfeld.

Daß die Reichfinanzreform eine spezifisch nationalökonomische Seite hat, wird vor lauter Sozialpolitik regelmäßig übersehen. Wer die Reden und Schriften über die große Frage durchblättert, findet das Thema nur unter zwei Gesichtspunkten abgehandelt. Zunächst unter dem finanzpolitischen: Wieviel braucht das Reich? Sodann unter dem sozialpolitischen: Wie wird die Summe unter möglichster Schonung der Schwachen aufgebracht? Aber niemand fragt nach der Wirkung auf das nationale Vermögen. Die Wahl der Besteuerungsart nach nationalökonomischen Motiven kommt kaum jemandem in den Sinn.

Und doch fordert hierzu gerade die bisherige Finanzwirtschaft in der beredtesten Weise auf. Daß das Reich eine Schuldenlast von vier Milliarden Mark hat, ist an sich nichts Beunruhigendes. Sind doch die englischen und

Digitized by Google

französischen Staatsschulden weit beträchtlicher. Außerdem handelt es sich um inländische Schulden, von denen nur geringe Beträge in ausländischem Besitze sind. Wir sind also durch diese Schuldenwirtschaft nicht dem Auslande zinspflichtig geworden. Was jedoch das bisherige System so verwerflich macht, ist die Sünde gegen den Geist der Nationalökonomie, der in dem Verbrauch der aufgenommnen Summen zu Konsumtivzwecken besteht. Was der Kapitalist als Produktivkredit gegeben, hat das Reich als Konsumtivkredit verzehrt. Das bedeutet Vernichtung von Kapital, Verminderung des Nationalvermögens.

Die Wirkung auf das Nationalvermögen sollte auch bei der Einteilung der Steuern als leitender Gedanke anerkannt werden. Die alte schulmäßige Einteilung in direkte und indirekte Steuern, bei der sich dann ein unfruchtbarer Streit um Worte und Begriffe entspinnt, hat wenig Wert. Es ist entschieden ein Fortschritt, daß der Reichsschatzsekretär Sydow in seinem vielbesprochnen Aufsatz den Vorschlag macht, die Steuern nur noch zu scheiden in solche, die den Verbrauch treffen, und in solche, die auf Besitz und Einkommen gelegt sind. Aber auch diese Einteilung dringt nicht ganz in den nationalökonomischen Kern der Frage. Die Wirkung von Verbrauchssteuern auf das Volksvermögen ist verschieden, je nachdem ob man die Luxusartikel der Masse oder die der Reichen trifft; und die Einkommensteuer, die die Haushaltung des Reichen nicht im geringsten beeinflußt, vermag den Verbrauch des Minderbegüterten fühlbar zu beschränken. Beiderlei Abgaben zahlt der eine von Kapitalrücklagen, vom „Überfluß", der andre vom Verbrauch, das heißt unter Verzicht auf einen Genuß, den er sich ohne die Steuer erlauben würde, und nur so viel läßt sich sagen, daß die Steuer auf die Luxusartikel der Masse verbrauchbeschränkend, die Einkommensteuer bei den Reichen kapitalvermindernd wirkt.

Darüber also gilt es sich klar zu werden, daß die Opfer, die der Staat fordert, nationalökonomisch nur auf zwei Wegen zu beschaffen sind, auf Kosten des Verbrauchs oder auf Kosten der Kapitalrücklagen. Ein drittes gibt es nicht. Wer Steuern, die den Konsum einschränken würden, bekämpft, muß sich zu der Überzeugung bekennen, daß sich der nationale Kapitalreichtum eine Verminderung seines Wachstums gefallen lassen könnte.

Man sieht schon hieraus, wie verfehlt der Versuch ist, für die Wahl zwischen Verbrauch beschränkenden und Kapital belastenden Steuern eine unbedingt giltige Entscheidungsregel aus Erwägungen allgemeiner Natur zu schöpfen. Die Frage ist eine rein nationalökonomische, die zu beantworten ist nach den besondern Verhältnissen des Landes, für das sie gestellt ist.

Es handelt sich also nicht um die törichte Frage, ob der Arme oder der Reiche zahlungsfähiger sei, sondern darum, ob in Deutschland der Massenverbrauch oder die Kapitalbildung zum Wohle der Gesamtheit eingeschränkt werden muß. Die Frage ist: Würde die Verminderung des Massenverbrauchs an alkoholischen Getränken und Tabak unser Volk an Gesundheit und Kraft

Digitized by Google

schädigen? Niemand wird wagen, dies zu behaupten. Und ferner: Ist unsre Kapitalbildung so reichlich, daß wir sie dem Alkohol- und Tabakverbrauch zuliebe getrost verkürzen dürften? Die Frage kann nur bejahen, wer von der Bedeutung der Kapitalbildung im wirtschaftlichen Leben der deutschen Nation keine rechte Vorstellung hat.

Die soziale Idee mit ihrem Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit in der Verteilung der Güter trübt oft den Blick für die nationalökonomische Tatsache, daß die Ansammlung von Privatvermögen eine im Interesse der Gesamtheit wie im besondern im Interesse der Arbeiterbevölkerung unentbehrliche wirtschaftliche Pflicht der höhern Klasse ist. Ist der Kapitalbesitz eines Landes doch nichts andres als die Summe der privaten Vermögen. Eine an Bevölkerung stark wachsende Nation wie die deutsche bedarf aber der Zunahme ihres Reichtums um so mehr, als sie zu ihrer Ernährung auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Auslande in stetig steigendem Maße angewiesen ist. Die Sparkraft der untern Bevölkerungsklassen hilft da nur wenig. Wie selten erreichen die Ersparnisse eines Arbeiters den kapitalisierten Mietwert seiner bescheidnen Wohnung. Die Beherbergung des Bevölkerungszuwachses, der Bau von Fabriken, Werkstätten und andrer Produktionsmittel sind angewiesen auf die Vermögensbildung in der obern Schicht, die sich zugleich die Erwerbung ausländischer Wertpapiere angelegen sein lassen muß, um mit deren Zinsen die Nahrungsmitteleinfuhr insoweit zu begleichen, als die Lieferungen unsrer Exportindustrien nicht ausreichen. Das sind Aufgaben, die die Ansammlung von Privatvermögen zu einer wichtigen nationalen Aufgabe machen, deren Vernachlässigung das Volk in allen seinen Teilen über kurz oder lang zu büßen haben würde.

Fragen wir nun, wie es um die Erfüllung dieser nationalen Pflicht bestellt ist, so haben wir keine Veranlassung zu einer freudig klingenden Antwort. Wir sind in der Kapitalbildung wesentlich schwächer als England und Frankreich, und was diese Tatsache einem jeden augenfällig macht, ist die Höhe des deutschen Zinsfußes. Bei jedem Konjunkturaufschwung ist der deutsche Unternehmungsgeist genötigt, englisches und französisches Kapital in Anspruch zu nehmen, und welche beklagenswerten Folgen die Verschuldung an das Ausland nach sich ziehen, steht vom Herbste vorigen Jahres her noch in lebhafter Erinnerung. Der deutsche Kapitalreichtum — das wird kein Sachkundiger bezweifeln — bedarf der Stärkung, nicht der Schwächung.

Wie oft ertönt die Klage von dem schlechten Kursstand unsrer Staatsanleihen! Nun wohl, schont die Kapitalbildung, belastet den Massenkonsum — und das Übel wird verschwinden. Dann wird sich auch der Hypothekenzins verbilligen, was auf die Mietpreise der Wohnungen seine günstige Wirkung nicht verfehlen wird. Auch der kleine Gewerbetreibende wird die sich aus dem wachsenden Reichtum an Kapital ergebende Kreditverbilligung dankbar begrüßen.

Digitized by Google

In Frankreich freilich wäre die Wahl zwischen direkten und indirekten Steuern anders zu treffen. Bei der fast krankhaft gesteigerten Sparsamkeit in Haushalt und Kindererzeugung müßte eine weise Regierung das gelähmte Wirtschaftsleben durch Verbilligung des Konsums und Besteuerung des Kapitalzuwachses anzuregen und zu befreien suchen.

Also, nach der wirtschaftlichen Lage der Nation ist die Wahl zwischen den verschiednen Besteuerungsmöglichkeiten zu treffen. Wie anders denken unsre heutigen Politiker, die die Frage nach dem sozialpolitischen Prinzip der individuellen Leistungsfähigkeit lösen wollen! Das Prinzip ist eigentlich nur in negativem Sinne brauchbar: man soll von niemand fordern, was er nicht zu leisten fähig ist. Aber das fordert ja auch kein Vernünftiger. Als positives Prinzip ist es jedoch völlig wertlos, und selbst die Anhänger des Leistungsfähigkeitsgedankens würden schwere Bedenken tragen, ihn praktisch durchzuführen. Wer wird bezweifeln, daß beispielsweise ein reicher Privatmann, der 200000 Mark Einkommen hat, aber nur die Hälfte verzehrt, leicher den dritten Teil seiner Revenuen zu leisten vermag als ein mit großer Familie gesegneter Beamter den zehnten oder zwanzigsten Teil seines Diensteinkommens? Dennoch würde kein ernster Politiker eine Einkommensteuer von 30 Prozent und darüber für die Besitzer großer Vermögen empfehlen. Man würde eine solche Plünderung als Verstoß gegen die politische Ethik empfinden. Den entscheidenden Grund gegen eine so hohe Besteuerung aber liefert für Deutschland die nationalökonomische Tatsache, daß zwar wohl der einzelne Kapitalist, nicht aber das nationale Kapital derartige Schwächungen ohne Schädigung des ganzen Wirtschaftsorganismus vertragen würde.

Was wir hier von den Verbrauchssteuern fordern, daß sie eine Abnahme des Verbrauchs bewirken sollen, um die Verminderung der nationalen Kapitalbildung hintanzuhalten, das wird in der Publizistik nicht selten als Mittel gegen die Verbrauchssteuern ausgenutzt. Man sagt, wenn die Verbrauchssteuern den Konsum vermindern, so verfehlen sie ja zu einem mehr oder minder beträchtlichen Teil ihren finanzpolitischen Zweck und liefern nicht den gewünschten Ertrag in die Reichskasse. Darauf erfolgt von den Freunden der indirekten Steuern nicht selten die Erwiderung, eine Verminderung des Verbrauchs habe man überhaupt nicht zu befürchten. Die so antworten, sind sich nicht darüber klar, daß sie da eine gute Sache mit schlechten Gründen vertreten. Eine Verminderung des Massenverbrauchs an Qualität oder Quantität muß der nationalökonomische Zweck der Steuer sein, und daß dieser Erfolg auch wirklich eintritt, beweist, jedenfalls für den Tabak, das englische und das französische Beispiel. Dieser Erfolg ist nicht zu bedauern, sondern im Gegenteil ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Es wäre tief beklagenswert, wenn der kleine Mann, dem andre Luxusausgaben, die er beschränken könnte, nicht zu Gebote stehen, lieber an Nahrung, Kleidung und Wohnung sparte, als daß er sich zu einer Verminderung seines Verbrauchs an Tabak und Alkohol be-

Digitized by Google

quemte. Der finanzpolitische Zweck der Verbrauchssteuern wird trotz des Minderverbrauchs erreicht. Nur darf man die Ertragsberechnungen nicht auf eine falsche Basis stellen. Man muß davon ausgehen, daß zwar nicht der Verbrauch, wohl aber der Aufwand für Tabak und Alkohol der gleiche bleibt. Der Arbeiter wird ebensoviel Geld wie vorher für Tabak und Alkohol ausgeben, aber weniger an Qualität oder Quantität dafür empfangen. Die Differenz erhält das Reich. Auf dieser Grundlage läßt sich der Ertrag der Verbrauchssteuern mit der wünschenswertesten Sicherheit vorher berechnen.

Noch ein andrer Punkt spielt in den Erörterungen über die Verbrauchssteuern eine große Rolle, die Rücksicht auf die Arbeitskräfte, die bei einer Schädigung der Getränke- und Tabakindustrien ihr Brot verlieren würden. Auch hier zeigt sich eine Trübung des nationalökonomischen Denkens durch das soziale Empfinden. Man raucht und trinkt doch wahrlich nicht den Tabak- und Brauindustrien zuliebe! Wenn der Minderverbrauch an Tabak und alkoholischen Getränken einen nationalökonomischen Fortschritt bedeutet, und das steht außer Zweifel, solange man nicht in dem Wachsen des nationalen Kapitals einen ökonomischen Rückschritt sieht, so müssen auch die nachteiligen Folgen in den Kauf genommen werden, die sich für einzelne aus dem Verlust ihrer Erwerbstätigkeit ergeben, bis sie im gewerblichen Getriebe eine andre Beschäftigung gefunden haben. Es ist nun einmal nicht anders, als daß jeder ökonomische Fortschritt Arbeitskräfte entbehrlich macht. Wer wird deshalb den Fortschritt ablehnen wollen? Man müßte denn jede arbeitsparende Maschine als soziales Unglück beklagen. Und wenn von allen Seiten der Ruf nach sparsamerer Verwaltung ertönt: glaubt man denn, diese Sparsamkeit lasse sich durchführen, ohne daß zahlreichen von den Aufträgen und Arbeiten des Reiches lebenden Personen die Verdienstmöglichkeit verkürzt oder genommen würde?

Die Reichsfinanzreform wird sich nicht auf verbrauchsvermindernde Abgaben beschränken. In einigen Steuervorschlägen, insbesondre der Nachlaßsteuer, wird die Erhebung von Summen beantragt und wahrscheinlich auch beschlossen werden, die andernfalls der Vermehrung von Kapitalvermögen gedient haben würden. Das ist bei der heutigen wirtschaftlichen Lage der deutschen Nation vom nationalökonomischen Standpunkt gesehn eine ungerechtfertigte und bedauerliche Konzession an die soziale Gefühlspolitik. Die Kapitalbildung ist durch die Einkommenbesteuerung der Einzelstaaten, deren progressive Sätze sich vornehmlich auf die starken Schultern, das heißt die Mehrer des nationalen Kapitals legen, in einer Weise belastet, die jedem sozialen Empfinden Genüge tun sollte. Auch auf die Nachlaßsteuer sollte das Reich zugunsten der Einzelstaaten verzichten können. Aber wie die parteipolitischen Verhältnisse heute liegen, muß man sie hinnehmen, wenn man nicht die ganze Reichsfinanzreform scheitern lassen will, und diese Eventualität vermöchte kein gewissenhafter Politiker zu verantworten. Dann aber mache man sich noch eins klar. Die Verwendung von Kapitalteilen, denn solche sind der Ertrag der Nachlaßsteuer, zu Konsumtiv-

Digitized by Google

zwecken ist Kapitalvernichtung, die sich wirtschaftlich nur rechtfertigen läßt, wenn ihr eine entsprechende Kapitalvermehrung gegenübersteht. Die Form, in der der Staat imstande ist, das nationale Kapital zu vermehren, ist die Tilgung seiner Anleihen aus den laufenden Einnahmen. Es sollte als Finanzprinzip anerkannt werden, daß was vom Kapital genommen auch zum Kapital geschlagen werden muß, und daß die Tilgung der Anleihen wenigstens nicht hinter dem Ertrage der Nachlaßsteuer zurückbleiben darf.

Die Reform der innern Verwaltung in Preußen

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Gesamtreform der innern Verwaltung, angepaßt den Aufgaben, Zielen und Grundsätzen der Neuzeit, eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben der Staatsregierung ist. Nachdem schon in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wichtige Zweige des Verwaltungsdienstes neu geordnet worden waren, wurden in den neunziger Jahren in Zeitschriften und Tagesblättern weitere Reformen vorgeschlagen, die zunächst auf eine Vereinfachung hinzielten. Schon Ende des Jahres 1894 soll nach einer Mitteilung eines klerikalen Blattes in den zuständigen Ministerien die Aufhebung einer der Zwischeninstanzen, Landrat oder Regierung, erwogen worden sein. Mit demselben Gegenstande, der Frage der Vereinfachung, beschäftigten sich in den Jahren 1904 und 1907 die ehemaligen Regierungspräsidenten von Arnstedt, früher in Magdeburg, und Graf Hue de Grais, früher in Potsdam (Verwaltungsarchiv Bd. XII und XV). Im Januar dieses Jahres endlich brachten die Freikonservativen und die Nationalliberalen im Abgeordnetenhause den Antrag ein, die Staatsregierung zu ersuchen, ohne Verzug eine aus Kommissaren aller Ministerien, erfahrenen Beamten der Provinzialverwaltung und im praktischen Leben stehenden Privatpersonen zusammengesetzte Kommission mit der Prüfung der Frage zu beauftragen, wie in allen Ressorts, mit Ausnahme der Eisenbahnverwaltung, die Organisation, das Verfahren und das Rechnungswesen zu vereinfachen und modernisiert werden könnten. Die Staatsregierung ist der Angelegenheit näher getreten, indem sie Mitte dieses Jahres von den Oberpräsidenten und je zwei Regierungspräsidenten und zwei Landräten aus jeder Provinz ein Gutachten, das eine Art Generalkritik des Staates darstellen dürfte, eingefordert hat (Tägliche Rundschau vom 25. August d. J.).

Worauf und wie weit sich die Reformen erstrecken sollen, davon habe ich keine Kenntnis, da ich die vorstehenden Nachrichten nur aus den mir zugänglichen Zeitschriften und Tagesblättern habe schöpfen können. Zunächst hatte

Digitized by Google

man wohl nur eine Vereinfachung der Organisation und der Geschäftsführung im Auge. Bald aber zeigte es sich, daß nicht nur aus jenen rein sachlichen Erwägungen Reformen verlangt wurden, sondern daß auch persönliche Beweggründe stark mitwirkten. Nicht einzelne Personen — ganze Beamtenklassen sind von den bestehenden Verhältnissen und Zuständen unbefriedigt und verlangen dringend nach Abhilfe. Dieser persönliche Einschlag in der Bewegung ist es, der auch mich veranlaßt, meine Wünsche und Ansichten darzulegen, die, wie ich ohne weiteres annehmen darf, zugleich auch die der großen Klasse der höhern Techniker im Staatsdienste sind.

Ich lasse aber zunächst das Wort den Verwaltungsbeamten. Da sind mir nun zwei Aufsätze der Grenzboten bekannt geworden, in denen sie sich über die zurzeit bestehenden Zustände in verschiednen Zweigen der Verwaltung und über gewisse Übelstände, die sich allmählich eingeschlichen haben, recht scharf aussprechen. Sie führen vor allem darüber Beschwerde, daß überall Juristen eindringen, wo Fachmänner besser am Platze wären. Der ältere Aufsatz in Nummer 1 und 2 der Grenzboten vom Jahre 1897 trägt den Titel: „Der juristische Zopf“ und zeigt schon durch die Wahl des Titels, welches Ziel der Verfasser im Auge hat. Er geht verschiedne Zweige der Verwaltung durch und bespricht ihre Besetzung mit Beamten, unter denen die Juristen in der Mehrzahl vorhanden sind. Nach seiner Meinung wäre es dringend nötig, von der Tradition abzugehn, daß die leitenden Stellen in allen Ressorts den Juristen zukommen. Eine Fülle tüchtiger Kräfte läge bei uns brach, weil ihnen der amtliche Stempel für ihre Verwendbarkeit fehle. Diese Kräfte müßten dort verwandt werden, wo sie dem Gemeinwohl den größten Nutzen stiften könnten. Unser ganzes öffentliches Leben hätte davon Vorteil. „Nicht zum wenigsten — heißt es am Schlusse des Aufsatzes wörtlich — würde ihn das Ressort des Justizministeriums verspüren, wenn durch den Bruch des Juristenprivilegiums die Bahn zu allen leitenden Stellungen den dazu innerlich berufnen Männern ohne Rücksicht auf ihre besondre Vorbildung freigegeben würde. Es würde dann der ungesunde Zudrang zum Eintritt in die juristische Laufbahn ganz unausbleiblich eine große Einschränkung erfahren, es würden in diese Laufbahn im wesentlichen nur solche jungen Leute eintreten, die zur Mitwirkung an der Rechtsprechung als Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte auch wirklich den Beruf in sich fühlen, es wäre nicht mehr zu besorgen, daß der juristischen Tätigkeit im engsten Sinne die besten Kräfte durch die Vorteile des Übertritts in die nur formell die juristische Befähigung fordernden Berufszweige weggelockt würden. Im Interesse des juristischen Berufs selbst müsse man die Forderung unterstützen, die zugunsten einer gesunden Weiterentwicklung unsers öffentlichen Lebens überhaupt nachdrücklich erhoben werden muß: fort mit dem juristischen Zopf!“

Der zweite zehn Jahre später erschienene Aufsatz in den Nummern 28, 30 und 31 der Grenzboten vom Jahre 1907 ist betitelt: „Nochmals der

Digitized by Google

höhere Verwaltungsdienst in Preußen" (eine ähnliche Besprechung war schon in den Nummern 6 und 7 des Jahres 1906 erschienen). Der Verfasser geht in noch schärferer Weise gegen die bevorzugte Stellung der Juristen vor als der des ersten Aufsatzes. Er kommt zu dem Schluß, daß nicht nur bei dem „großen Publikum, sondern auch in sehr maßgebenden Regierungskreisen eine vollständige Verwirrung herrscht in den Begriffen und Anschauungen von dem höhern Verwaltungsdienste, seinem Wesen, seiner Bedeutung und den Anforderungen, die man deshalb an die im Verwaltungsdienst tätigen Leute zu stellen hat. Daß im Justizdienst, im Militärdienst, in der Industrie oder im Handel, im Handwerk oder in einem andern abgeschlossenen Berufe nur der geschulte Fachmann etwas leistet, hat noch niemand bezweifelt. Nur für den Verwaltungsdienst soll dies alles nicht gelten. . . . Wir müssen vor allem erstreben, daß der geschulte Fachmann in der Verwaltung wieder die beherrschende Stellung erhält, die er zum Schaden des Ganzen seitdem (an die Juristen) verloren hat."

Der erste Napoleon soll ja wohl den Ausspruch getan haben: Jeder Soldat trägt in seinem Tornister einen Marschallstab; hieran wurde ich erinnert, nur daß es bei uns in Preußen heißt: jeder Referendar trägt in seiner Aktenmappe ein Ministerpatent. Tatsache ist es, daß zu den hohen und höchsten Stellen in den Ministerien und bei den meisten übrigen Behörden vorzugsweise Juristen ernannt werden. Es ist dies in Preußen allgemein Brauch. Eine Ausnahme bilden die Abteilung für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Handelsministerium, wo in der Regel ein Bergmann der Direktor ist, die Forstabteilung im landwirtschaftlichen Ministerium, deren Leiter ein Forstmann zu sein pflegt, und die Eisenbahnverwaltung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wo schon mehrfach ein Ingenieur als Direktor fungiert hat. In der Bauabteilung desselben Ministeriums können es Baumeister nur zu Mitdirektoren bringen. Unterstaatssekretär ist bei uns kaum je ein Nichtjurist geworden. Daß ein solches Verfahren böses Blut erregt und in große Beamtenklassen Unzufriedenheit und Verdrossenheit getragen wird, liegt auf der Hand. Es ist nicht bloßer Zufall oder böswilliges Gerede, daß sich Abgeordnete im Landtage, Zeitschriften und Tagesblätter immer und immer wieder mit der bevorzugten Stellung der Juristen in allen Ressorts eingehend beschäftigen, und zwar allermeist im absprechenden Sinne. Wie — nebenbei bemerkt — Fürst Bismarck über die Besetzung der leitenden Stellen mit Juristen dachte, darüber geben die Verhandlungen, die zwischen ihm und dem Oberstabsarzt Dr. Struck bei Einrichtung des Reichsgesundheitsamts in den siebziger Jahren gepflogen wurden, bemerkenswerten Aufschluß (siehe Grenzbotenheft vom 6. August 1903). Bismarck trug die Stelle des Direktors dem genannten Mediziner an. Als dieser zauderte, sagte Bismarck zu ihm: Wenn Sie nicht annehmen, werden die Juristen dieses Amt wieder für sich beanspruchen. Struck wurde als Direktor des Reichsgesundheitsamts viel angefeindet, da man den

Digitized by Google

Standpunkt vertrat, daß das verwaltende Amt eines Direktors nicht dem Mediziner gebühre, sondern einem Juristen vorbehalten bleiben müsse. Fürst Bismarck dachte anders darüber, er war nicht so engherzig, die Juristen für die einzig brauchbaren Leute zu halten, und hat absichtlich einen Mediziner an die Spitze gestellt, weil nach seiner Meinung die Bedürfnisse und Ziele der Anstalt am besten von einem Fachmanne beurteilt würden.

Auf einer ähnlichen Linie wie in den beiden zuerst genannten Grenzbotenartikeln, insofern sie Reformen der Verwaltung besprechen, bewegen sich die Auslassungen des Geheimen Regierungsrats v. Massow in dem Kapitel über die Reform der Staatsverwaltung in seinem Buche: „Reform oder Revolution!", ebenso die Artikel in Nummer 51 der Grenzboten vom Jahre 1900: „Wie es heut bei den Regierungen zugeht" und in gewisser Hinsicht auch der Artikel ebendaselbst in Nummer 52 vom Jahre 1902: „Klassendünkel und Sozialpolitik." Es würde zu weit führen, in die Besprechung der genannten Artikel näher einzutreten; ich empfehle aber, von ihnen Kenntnis zu nehmen.

Von dem unbefriedigenden Verhältnis zwischen den Verwaltungsbeamten und den Juristen erwarten die ersten Abhilfe durch die in Aussicht stehenden Reformen. Aber nicht sie allein. Noch weit mehr beschwert durch die Zurücksetzung gegen die Beamten, die soeben als Rivalen geschildert wurden, mögen sie als Verwaltungsbeamte oder Juristen bezeichnet werden, fühlen sich die Techniker jeglicher Richtung im Staatsdienst. Freilich kommt jenen beiden Beamtenklassen die Forderung der Techniker, daß auch sie ihren Platz an der Sonne haben wollen, durchaus ungelegen; nunmehr werden die feindlichen Brüder, die sich soeben noch heftig bekämpft haben — in dem zweiten Grenzbotenartikel in Nummer 28 vom vorigen Jahre heißt es wenig freundschaftlich, daß „als geradezu unerträglich die Art und Weise empfunden werden müsse, wie die Juristen in der Verwaltung bevorzugt würden" —, sofort einig, um den Wünschen und Forderungen der Techniker als unberechtigt nachdrücklich entgegentreten zu können.

Allbekannt ist der seit Jahrzehnten hin und her wogende Kampf zwischen den juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten und den Baubeamten bei der Eisenbahnverwaltung, oder wie man kurzweg zu sagen sich gewöhnt hat, zwischen den Juristen und den Technikern. Möge eine berufnere Feder immer wieder von neuem ihre Lage schildern, ihre Wünsche und Forderungen aufstellen und verfechten, damit auch sie bei Reformierung der gesamten Staatsverwaltung endlich zufriedengestellt werden mögen. Im ganzen und großen decken sich die Forderungen der Eisenbahntechniker mit denen der Techniker der allgemeinen Bauverwaltung, für die ich das Wort zu ergreifen beabsichtige. Ich gehöre zu ihnen, da ich fast zwanzig Jahre lang als Regierungs- und Baurat für Wasser- und Tiefbau Mitglied einer Königlichen Regierung gewesen bin. Die Verhältnisse liegen bei der allgemeinen Bauverwaltung einfacher als bei der Eisenbahnverwaltung. Die Fragen aber,

Digitized by Google

um die es sich jetzt handelt, sind die gleichen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß in verschiednen Punkten die Eisenbahntechniker dienstlich besser gestellt sind als die der allgemeinen Bauverwaltung.

Die Tägliche Rundschau vom 5. Januar d. J. brachte einen Artikel: „Zur Lage der höhern technischen Beamten der Wasserbauverwaltung", der die Gehalts- und Beförderungsverhältnisse, hier wie überall ein hervorragender Punkt der Beschwerde der Techniker, in eingehender Weise bespricht. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß „nachdem die Staatsregierung damit begonnen hat, in der Justizverwaltung jeden Richter Rang und Gehalt eines Oberlandesgerichtsrats erreichen zu lassen, sie nicht umhin können wird, auch bei andern Verwaltungen, die einen gleichartigen Bildungsgang für ihre Beamten erfordern, die Ortsbeamten mit den Räten der Provinzialbehörde im Endgehalt und im Rang gleichzustellen, wenn sie nicht das Gefühl der Zurücksetzung in ihnen wachrufen will". Dringend wünschenswert wäre es, auch den fatalen „Inspektorstitel" abzuschaffen und den Baubeamten, der ja bis dahin den Titel Regierungsbaumeister weiter führen könnte, nach längerer Dienstzeit zum Baurat zu ernennen. Mit dieser Amtsbezeichnung wäre ohne weiteres die Beförderung in die vierte Rangklasse ausgesprochen, nicht erst mit dem häßlichen Zusatze vom persönlichen Range der Räte vierter Klasse. Was hier für die Wasserbautechniker verlangt wird, gilt natürlich auch für die hochbautechnischen Beamten, die sich als Kreisbauinspektoren in Lokalstellen oder als Hilfsarbeiter bei den Regierungen oder den Ministerien befinden.

Wende ich mich zu den technischen Baubeamten an den Königlichen Regierungen, den Regierungs- und Bauräten, so wünsche ich für diese auch eine andre Stellung, als sie zurzeit haben. Für die Regierungen besteht bekanntermaßen noch immer die uralte Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817 zu Recht. Nach verschiednen Richtungen ist sie durch die neuere Gesetzgebung teilweis außer Kraft gesetzt, abgeändert und durchlöchert worden. Im allgemeinen aber hat noch alles Geltung, was sich auf die Regierungsbauräte oder die Bauräte (wie die Regierungs- und Bauräte dort und in den frühern Erlassen immer benannt werden) bezieht. (Vergleiche Rönne, Baupolizei des Preußischen Staates.) Trotzdem die Geschäfte der Königlichen Regierungen gegen die Zeit vor neunzig Jahren einen ungeahnten Umfang angenommen haben, vor allem auch die technischen Angelegenheiten, und zwar vielfach auf ganz neuen und eigenartigen Gebieten, und an alle Beamten ganz andre Anforderungen gestellt werden als damals, so ist doch der Regierungs- und Baurat zumeist derselbe geblieben wie früher, der nur Votierende, der Kodezernent.

Eigentliche Dezernate gab es für die Regierungs- und Bauräte früher überhaupt nicht, ihre Stellung bei den Regierungskollegien war durchaus unklar, wie schon aus verschiednen erläuternden Erlassen aus den Jahren 1818

Digitized by Google

bis in die neuere Zeit schlagend hervorgeht. Wenn ich von technischen Dezernaten spreche, so bezeichne ich damit solche, die einen technischen Gegenstand betreffen, mit dessen Vorbereitung, Ausführung oder Herstellung selbstverständlich nationalökonomische, finanzielle, hygienische, auch wohl soziale und politische Erwägungen Hand in Hand gehn. Diese Erwägungen sind nur zutreffend anzustellen, wenn der Dezernent die technische Seite der Sache völlig beherrscht. Dies kann aber nur der Techniker, der Verwaltungsbeamte bleibt in technischen Sachen ein Dilettant, wenn er sich auch das Ansehen gibt, ungemein viel von der Technik zu verstehn.

Ich bin deshalb der Meinung, daß die sogenannten technischen Dezernate bei den Königlichen Regierungen, wie beispielsweise die in Deich-, Wasserbau-, Meliorations-, Eisenbahn-, Wasserversorgungs- und Städtereinigungssachen, in denen zurzeit Verwaltungsbeamte Dezernenten sind, späterhin unbedingt und ausschließlich den Technikern zugewiesen werden, und zwar durch das zu erwartende neue Organisationsgesetz. Daß dies sehr wohl anginge, habe ich während meiner langjährigen Tätigkeit bei der Regierung genügend zu beobachten Gelegenheit gehabt. Tatsache ist zwar, daß an einigen Regierungen, soviel ich in Erfahrung gebracht habe, hier und da ein Dezernat, das sonst ein Verwaltungsbeamter beanspruchte, einem Techniker übertragen worden ist. Ein solches Verfahren liegt aber ausschließlich in der Hand des Regierungspräsidenten, der das Dezernat ohne weiteres wieder einem Verwaltungsbeamten übertragen kann, denn der Techniker hat nach Lage der Gesetzgebung kein Recht oder Anspruch darauf. Es sind ja wohl ab und zu von der Ministerialinstanz aus Versuche gemacht worden, die Stellung der Regierungs- und Bauräte zu verbessern, jedoch ohne sichtbaren und durchgreifenden Erfolg.

Deshalb muß man verlangen, daß die alte Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817 und zugleich gewisse ältere Erlasse, zum Beispiel der vielumstrittne und vielbekämpfte vom 25. März 1836*), ganz aufgehoben werden, die erste zum mindesten so weit, wie sie die Stellung und Tätigkeit der Regierungs- und Bauräte betrifft.

In ähnlicher Weise wären die Geschäfte im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu verteilen, wo ebenso wie bei den Regierungen die um zehn bis zwanzig

*) Welche merkwürdige Stellung damals die Regierungs- und Bauräte bei den Regierungen einnahmen, geht aus dem Zirkularreskript der Königlichen Verwaltung für Handel, Fabriken und Bauwesen vom 25. März 1836 hervor; es weist die Regierungspräsidien an, darauf zu achten, daß die Regierungsbauräte nicht mit der Bearbeitung des nicht technischen Teils der Bausachen und der die Bauten betreffenden Kassensachen beauftragt werden. ... Das Königliche Regierungspräsidium wird darum veranlaßt ... darauf zu halten, daß sich die Bauräte nicht mit Geschäften befassen, die nicht ihres Amtes sind, und daß ihnen dergleichen nicht von andern Mitgliedern des Kollegii aufgebürdet werden. (!) (Rönne a. a. O.)

Digitized by Google

Jahre an Lebens- und Dienstjahren jüngern Verwaltungsbeamten die wichtigsten technischen Dezernate und die bevorzugtesten Stellungen innehaben. Führte man eine solche Hebung und Aufbesserung der Techniker in liberaler Weise und energisch durch, so würde eine dem Ganzen zugute kommende Berufs- und Schaffensfreudigkeit an Stelle von Verdrossenheit, Unzufriedenheit, Gleichgiltigkeit und verbissenem Ärger treten, von denen, wie ich hundertfach habe wahrnehmen können, so ziemlich alle Baubeamten erfüllt sind. In dem eingangs erwähnten Grenzbotenartikel in Nummer 1 und 2 von 1897 wird am Schluß darauf hingewiesen, wie das Ressort des Justizministeriums den großen Vorteil verspüren würde, wenn mit dem Juristenprivilegium in der Verwaltung endgiltig gebrochen würde. Der ungesunde Zudrang zum Eintritt in die juristische Laufbahn würde eingeschränkt, und es wäre nicht mehr zu besorgen, daß der juristischen Tätigkeit im engsten Sinne die besten Kräfte durch den Übertritt in die Verwaltung entzogen würden. Bei den Technikern würde eine gerade entgegengesetzte Wirkung erreicht werden. Daß die unbefriedigenden Verhältnisse und Zustände in der Dienstlaufbahn des Technikers zurückwirken bis auf den jüngsten Nachwuchs und diesen in vielen Fällen veranlassen, dem Staatsdienste so bald wie irgend angängig den Rücken zu kehren, ist eine bekannte Tatsache. Sicherlich sind es häufig die besten Kräfte, die so auf eine Anstellung im Staatsdienste verzichten. Nach Einführung der vorgeschlagnen Reformen würde das Abströmen tüchtiger jüngerer Kräfte sehr bald aufhören, und statt des oft bedauerlichen Mangels an Regierungsbaumeistern und -bauführern ein starker Zudrang zum Staatsdienst seinen Anfang nehmen. Daß im übrigen auch andre Kreise die Bevorzugung einer Beamtenklasse vor den übrigen verwerfen und gleiche Stellung, gleiche Gehalts-, Verwendungs- und Beförderungsgrundsätze auf der ganzen Linie verlangen, dürften die Verhandlungen beweisen, die der „gesamtliberale Kongreß“ Anfang Juli dieses Jahres in München gepflogen hat, und auf dem der Rechtsanwalt Marwitz aus Berlin unter anderm auch die verfassungsmäßige Festlegung der unbedingten Parität im Verwaltungsdienste verlangte. Freilich, ob der Redner hierbei auch an die Techniker gedacht hat, geht aus der kurzen Zeitungsnotiz nicht hervor; ich nehme es aber als geschehen an, andernfalls hätte seine Forderung keinen Sinn, da die Techniker im modernen Staat unter den Verwaltungsbeamten eine durchaus gewichtige Stellung einnehmen.

Ganz von selbst nun wandern die Gedanken weiter und suchen die Konsequenzen zu ziehen, die sich infolge der Umgestaltung und Neuorganisation der Verwaltung, soweit die Emanzipation der Techniker dabei in Frage kommt, ergeben dürften. Schon seit geraumer Zeit, zumeist wohl von dem Zeitpunkt der Verstaatlichung der Eisenbahnen an, wurden Stimmen laut, die eine Abtrennung der obersten Eisenbahnverwaltung vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten verlangten. Die Tätigkeit der Abteilung für das Eisenbahnwesen mit ihren fünf Unterabteilungen hat einen solchen Umfang angenommen, daß

Digitized by Google

jedes andre zu demselben Ministerium gehörende Gebiet fast als lästiges Anhängsel empfunden werden muß. Aber auch die Geschäfte der Abteilungen A und B für die allgemeine Bauverwaltung sind derart gewachsen, daß für den Minister die Grenzen wohl schon überschritten sind, zwischen denen von einer Stelle aus alles noch zu übersehen ist. Es dürfte deshalb gerade jetzt, wo eine umfassende Umgestaltung der allgemeinen Verwaltung anscheinend im Werke ist, der Zeitpunkt gekommen sein, die beiden Verwaltungsgebiete endgiltig zu trennen und je ein Eisenbahn- und ein Bautenministerium einzurichten. An der Spitze des Bautenministeriums müßte ein Techniker stehn, und da der Wasserbau in volkswirtschaftlicher Hinsicht der wichtigere Teil ist als der Hochbau, müßte ein Wasserbautechniker den Ministerposten erhalten. Diesem Ministerium müßte der gesamte Wasserbau, also auch der sogenannte landwirtschaftliche unterstellt sein, der dem landwirtschaftlichen Ministerium abzunehmen wäre.

Als Einzelorgane des Ministeriums wären Wasserbaudirektionen einzurichten, die einen viel größern Umfang einzunehmen hätten als die zurzeit bestehenden Strombauverwaltungen. Sie wären auf die ganzen Stromgebiete bis zu den Wasserscheiden rechts und links auszudehnen, und in ihren Wirkungskreis würde der Ausbau, Unterhaltung, später der möglicherweise monopolisierte Schleppbetrieb auf den Strömen, den schiffbaren Flüssen und Kanälen, die Oberaufsicht über die Deiche und deren Verteidigung gegen Hochwasser und Eisgefahr, soweit nicht die Deichverbände dazu verpflichtet sind (Eisbrechdienst usw.), die Versorgung der Ortschaften mit Trink- und Betriebswasser, die Kanalisation der Städte, die landwirtschaftlichen Meliorationen, Moorkulturen usw. fallen. Diese Wasserbaudirektionen denke ich mir ähnlich eingerichtet wie die Eisenbahndirektionen mit je einem Präsidenten, natürlich einem Wasserbautechniker an der Spitze (zweite Rangklasse), der direkt unter dem Minister steht, die Oberpräsidien könnten dabei ganz ausgeschaltet werden.

Daß es angängig sein dürfte, die von mir nur skizzenhaft und ohne amtliches Material vorgetragnen Wünsche und Forderungen hier und da abzuändern, ihnen an einer Stelle etwas zu nehmen, an einer andern etwas hinzuzulegen, gebe ich ohne weiteres zu. Von den Hauptpunkten der die Herzen der Techniker bewegenden Wünsche dürfte aber nicht abzugehn sein.

Es ist in Technikerkreisen freudig begrüßt worden, daß der Kaiser ihrer Wissenschaft ein überaus warmes Interesse entgegenbringt. Es hat sich aber nicht gezeigt, daß dadurch für die Techniker im allgemeinen irgend etwas von dem, was in vorstehendem gefordert worden ist, gewonnen wäre. Es genügt eben nicht, daß den technischen Hochschulen die Vornahme der Promotionen zum Doktoringenieur verliehen worden ist, daß sich der Kaiser Vorträge über Wasserbau, der Kronprinz sich solche über Maschinenbau halten lassen, daß die Rektoren der technischen Hochschulen zu Herrenhausmitgliedern ernannt

Digitized by Google

worden sind, dies alles sind nur vereinzelte Tatsachen, die zwar dankbar anzuerkennen sind, die uns aber nicht abhalten können, immer von neuem die Beseitigung des Juristenprivilegs mit seinen Folgeerscheinungen stetig und mit Zähigkeit anzustreben. Darum — fort mit dem juristischen Zopf! Freie Bahn für die Techniker!

Junge Richter und junge Rechtsanwälte

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

2

Das Gesetz muß klüger sein als seine Verfasser, es ordnet Verhältnisse, an die die Verfasser gar nicht gedacht haben, so bemerkt Eccius fein; und selbst der großartigste Bau von Gesetzesrecht ist umrankt von Rechtssätzen in weicherer Form, sagt der berühmte Strafrechtslehrer Binding. Die Paragraphen des Gesetzbuchs sind nach Kohler nur Ausdrucksmittel von Gedanken, die im Gesetzbuch lediglich ihren zeitweiligen Ausfluß haben. Das Recht ist, wie der geistvolle Bähr bemerkt, nicht eine Sammlung von Vorschriften, nach denen jeder einzelne Rechtsfall ungefähr so entschieden werden kann, wie der Stubenmaler mit einer Schablone Figuren an die Wand malt. Noch keine Juristenkunst und keine menschliche Sprache haben es vermocht, ein das menschliche Bedürfnis befriedigendes Recht dergestalt auf feste Regeln zurückzuführen, daß man mit solchen mechanisch nur nach dem Buchstaben operieren könnte. Die Regeln, in die unser Recht gefaßt ist, wollen oft nur den Rechtsgedanken, der einer positiven Feststellung oder Begrenzung weder fähig noch bedürftig ist, ausdrücken; immer neue Regeln leiten sich ab als Folgerungen des Rechtsgedankens und aus der Natur der Sache. Das Gesetzbuch ist nur eine Sammlung eingefangner Rechtsgedanken, die man in Paragraphen gesperrt hat. So hat man es denn auch stets als die Aufgabe der Rechtswissenschaft und der Praxis betrachtet, nicht mit dem Buchstaben der einzelnen Bestimmungen zu arbeiten, sondern aus ihnen Rechtsgedanken herauszufinden.*) Dies soll an einigen Beispielen klargelegt werden.

Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch bildet der Nachlaß eine einheitliche Masse, und es kann keiner der Miterben über seinen Anteil an den einzelnen Nachlaßgegenständen verfügen, insbesondre kann er nicht den seinem Erbanteil entsprechenden Betrag von Nachlaßforderungen einziehn. Denn die Miterben könnten geschädigt werden, wenn ein Erbe, dessen wirklicher Anteil am Nachlaß erschöpft ist durch das, was er selbst zum Nachlaß schuldet, oder durch das, was er schon vom Erblasser vorausempfangen hat, dennoch den ihm rein

*) Vgl. Grenzboten 1905, S. 530.

Digitized by Google

formell zustehenden Betrag an den Nachlaßaußenständen einzieht. Und ebenso liegt diese Regelung im Interesse der Nachlaßgläubiger, zu deren Befriedigung das Nachlaßvermögen zusammengehalten werden, also nur der die Schulden übersteigende Betrag unter die Miterben zur Verteilung kommen soll. Jeder Erbe kann vom Nachlaßschuldner nur verlangen, daß er die ganze Schuldsumme hinterlege, damit sie sodann unter die Erben verteilt werde. Nun setze man aber den Fall, daß der Erblasser schon bei Lebzeiten, wie dies in kleinbürgerlichen und bäuerlichen Kreisen üblich ist, sein Grundstück dem einen Sohn gegen das übliche Leibgedinge abgegeben und sein Restvermögen von 600 Mark diesem Sohne zur Verzinsung überlassen hat, sodann aber neben dem erwähnten Sohne noch einen andern Sohn als Erben hinterläßt. Der ganze Nachlaß besteht sonach aus den erwähnten 600 Mark, die der eine Miterbe dem Erblasser schuldete; anderweite Schulden haften auf dem Nachlaß nicht, ebensowenig bestehn Ausgleichungsansprüche des einen Erben gegen den andern, sodaß dem Erfolge nach der Schuldner 300 Mark als seinen Erbteil behält und 300 Mark an seinen Bruder zu zahlen hat. Nichtsdestoweniger hat dieser nach der oben besprochnen Regelung des Miterbenverhältnisses gegen den schuldnerischen Miterben keinen Anspruch auf Zahlung von 300 Mark, wohl aber hat er einen Anspruch darauf, daß der Schuldner die ganzen 600 Mark für beide Erben hinterlege und in die Verteilung des Betrags willige, sodaß der Schuldner 300 Mark zurückbekommt und der Miterbe im Teilungsverfahren den gleichen Betrag erhält. Diese den abstrakten gesetzlichen Vorschriften entsprechende Regelung haben aber Rechtsprechung und Rechtslehre abgelehnt mit der Begründung: das Gesetz habe die Gebundenheit der Erbteile eingeführt, um Schädigungen der Miterben und der Nachlaßgläubiger zu vermeiden; in Fällen wie dem vorgedachten, wo solche Schädigungen gar nicht in Frage kommen, die Anteile am Nachlaß als Inbegriff in Wahrheit doch nur Anteile an den einzelnen Nachlaßforderungen sind, da wäre es eine reine Schikane, wenn sich der schuldnerische Erbe weigerte, dem Miterben den zahlenmäßigen Betrag an der Forderung auszuzahlen; und ebenso wäre es eine Schikane des Miterben, wenn er verlangte, daß der Nachlaßschuldner die ganze Summe hinterlege, obwohl er an ihr ebenso beteiligt ist wie der Miterbe. Das Gesetz kann, obwohl sein Wortlaut der freiern Ansicht anscheinend entgegensteht, die Zulassung arglistiger Ansprüche unmöglich gewollt haben. — Es gehört eben zu den Aufgaben der Praxis, das Gesetz zwar mit seinen Mängeln anzuwenden, es aber nach Möglichkeit den Anforderungen, die der Rechtsverkehr an das Gesetz stellt, anzupassen.

Ein andrer Fall. Nach § 326 des Bürgerlichen Gesetzbuchs kann der Käufer dem Verkäufer, wenn dieser im Verzug ist, eine Nachfrist bestimmen und nach deren fruchtlosem Ablauf vom Vertrag zurücktreten oder Schadenersatz fordern. Gesetzt nun, ein Kaufmann habe bei der Fabrik Waren bestellt, die ihm in bestimmten Terminen geliefert werden sollen; die ersten

Digitized by Google

Lieferungen erfolgen pünktlich, sind aber wegen Mängeln unverwendbar, und die Fabrik weist die Mängelrüge des Bestellers zurück. Hätte die Fabrik nicht pünktlich oder gar nicht geliefert, so wäre sie in Verzug geraten, und dann hätte der Kaufmann nach § 326 vom Vertrag gänzlich zurücktreten können; aber hier, wo die Fabrik durchaus pünktlich, aber mangelhaft geliefert hat, liegt ein Verzug nicht vor. § 326 ist also unanwendbar, und das Bürgerliche Gesetzbuch gewährt für den geschilderten Fall mangelhafter Lieferung kein Rücktrittsrecht vom Vertrage. Danach müßte der Käufer den weitern Lieferungen entgegensehen, jede von ihnen rügen und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen Schadenersatz wegen jeder einzelnen mangelhaften Lieferung verlangen. Dieser Rechtszustand, der anscheinend dem Gesetz entspricht, wäre unerhört; denn der Kaufmann hat seinerseits die Ware anderweit zu liefern, er kann sie aber, da er sie als mangelhaft erkannt hat, seinen Kunden, mit denen er schon abgeschlossen hat, nicht anbieten; er kommt also in Verzug, sodaß er dem Rücktritt oder den Schadenersatzansprüchen seiner Kunden ausgesetzt ist, während ihm selbst ein solcher Anspruch gegen die Fabrik nicht zustehn soll, da diese ja nicht im Verzug ist. Dergleichen kann das Gesetz nicht beabsichtigt haben; daher nimmt eine verständige Rechtsprechung an, daß in § 326 nicht eine Sondervorschrift ausschließlich für den Fall des Verzugs gegeben sei, sondern ein allgemeiner Grundsatz für schuldhafte Nichterfüllung, und danach auch dem Käufer das Rücktrittsrecht zustehe bei positiven Vertragsverletzungen, wenn durch solche Handlungen des Verkäufers der Vertragszweck gefährdet wird. — Also auch hier wieder Anwendung des Gesetzes über seinen Wortlaut hinaus, weil das Gesetz den Anforderungen angepaßt werden muß, die der Rechtsverkehr an das Gesetz stellt.

Wieder ein andrer Fall. Die Wechselstrenge hat zur Folge, daß sich der Wechselschuldner nur solcher Einreden bedienen darf, die ihm gegen den Kläger selbst, nicht gegen dessen Vormann zustehn. Hat also der erste Wechselnehmer den Acceptanten durch Betrug zur Unterzeichnung des Wechsels veranlaßt und mir sodann den Wechsel indossiert, so kann der Schuldner mir eine Einrede aus jenem Sachverhalt nur entgegensetzen, wenn dieser mir beim Erwerb des Wechsels bekannt war. Wie aber, wenn ich damals diesen Sachverhalt zwar nicht gekannt habe, aber nach der mit meinem Vormann getroffnen Abrede den Wechsel lediglich auf Gefahr und Kosten des Vormanns auslagen, also an ihn den eingezognen Betrag (etwa unter Abzug einer Vergütung für meine Bemühungen) abführen soll. Da mir der Wechsel indossiert ist, ich also wirklicher Eigentümer und Gläubiger geworden bin, so müßte die Einrede des Schuldners mir gegenüber unzulässig sein. Dennoch läßt die Praxis hier die Einrede gegen mich durchgreifen: denn ich bin lediglich im Interesse meines Vormanns Partei, während dieser der eigentliche Gläubiger ist; und ich mache mich zum Werkzeug seiner Arglist, indem ich den in eignem Namen geltend gemachten Anspruch aufrecht halte und durchzuführen versuche, nachdem ich jetzt

Digitized by Google

erfahren habe, auf welche Weise der Vormann den Anspruch erworben hat; ich versuche hiermit, ihm die Vorteile seiner Arglist zu sichern, indem ich mein formales Recht dazu mißbrauche, die Geltendmachung von Einreden zum Vorteil meines Vormanns und zum Schaden des Schuldners zu verhindern.

Man wird zur Begründung dieser Ansicht vielleicht richtiger sagen, daß ich gar nicht Eigentümer und Gläubiger geworden war, sondern bloßer Einziehungsbevollmächtigter; aber keinesfalls hat die Rechtsprechung Anlaß, derartig versteckte Geschäfte mit besondrer Vorliebe zu behandeln. Mag jedoch die Begründung so oder anders zu geben sein; mit Recht bemerkt Bähr: „Das Rechtsbewußtsein, der innere Sinn für Gerechtigkeit schafft das eigentliche Recht der Praxis, hilft dieser in vielen Fällen über die Schwäche juristischer Theorien hinweg. Bei unzähligen praktischen Entscheidungen fühlt man, daß sie mit unzulänglichen Theorien arbeiten, aber sie kommen doch am rechten Ziel an."

Und schließlich ein anders gearteter Fall. Die Lage eines Geschäftshauses an einer verkehrreichen Straße, eines vornehmen Wohnhauses an einem öffentlichen Schmuckplatz ist unleugbar ein Vorteil, der den Wert des Hauses erhöht. Andrerseits sind aber öffentliche Wege und Plätze Eigentum der Gemeinde, die über dies ihr Eigentum frei verfügen kann; danach müßte die Gemeinde auch berechtigt sein, die Straße oder den Platz beliebig zu verändern, auch gänzlich zu verlegen, ohne Rücksicht darauf, daß die an der Straße gebauten Häuser hierdurch mehr oder minder entwertet werden. Einer solchen Annahme ist aber die Rechtsprechung entgegengetreten; sie hat gefolgert, daß die Gemeinde durch Anlegung der Straße ihren Willen zum Ausdruck bringe, daß der Anbau an der Straße erfolgen, daß diese mithin von dem anbauenden Hauseigentümer als Mittel für die Verwendung des Hauses zum Verkehr benutzt werden soll, und daß sonach durch den Anbau an der Straße zwischen dem Anbauenden und der Gemeinde ein Privatrechtsverhältnis geschaffen wird, das die Natur eines Dienstbarkeitsverhältnisses hat, so zwar, daß der Hauseigentümer Veränderungen der Straße nicht hindern, wohl aber von der Gemeinde Ersatz für die Nachteile verlangen kann, die ihm durch die Veränderung entstehn. So hat hier die Rechtsprechung eine die Anforderungen des Rechtsverkehrs befriedigende Lösung einer Frage gefunden, die überhaupt in keiner gesetzlichen Bestimmung geregelt ist.

Es liegt auf der Hand, daß die soeben beschriebne Aufgabe des Richters überaus schwierig ist. Er soll das Gesetz mit seinen Mängeln anwenden, es aber möglichst den Anforderungen, die der Rechtsverkehr stellt, anpassen. Da ist die Gefahr naheliegend, daß der Richter über die zulässige Anwendung des Gesetzes hinausgeht und in das verfällt, was man in neuerer Zeit als „freie Rechtsfindung" bezeichnet. Das ist natürlich unzulässig; denn hiermit würde der Richter sich selbst zum Gesetzgeber machen. Der Freiheit des richterlichen Ermessens wird durch das Gesetz selbst ein weiter Spielraum eröffnet, und indem er diese betätigt, wendet der Richter das Gesetz an. Der

Digitized by Google

Richter darf sich aber nicht verleiten lassen zu einer Rechtsprechung, die nur auf „soziologischen Grundsätzen“ beruht, an Stelle des Gesetzes bloße Billigkeit, d. h. Willkür setzt.*)

Zweierlei aber ist klar: erstens nämlich, daß der Richter die oben beschriebne Aufgabe, das Gesetz den Anforderungen, die der Verkehr an das Gesetz stellt, anzupassen, nicht etwa nur bei den hohen Streitwerten hat, die zur Entscheidung des Reichsgerichts kommen, sondern daß die bezeichnete Pflicht auch Platz greift bei den geringwertigen Streitigkeiten, die der Rechtsverkehr des täglichen Lebens erzeugt. Ferner aber ist klar, daß der Richter die beschriebne Fähigkeit nicht auf der Universität oder im Vorbereitungsdienst erlernt, sondern nur in einer langjährigen praktischen Tätigkeit; denn erst durch diese lernt er ja die Anforderungen kennen, die der Rechtsverkehr an das Gesetz stellt.

Das Vorgetragne ergibt zur Genüge, daß man an unsre jungen Richter und Rechtsanwälte viel zu hohe Anforderungen stellt; die Rechtskenntnisse, die sie während ihrer Vorbildungszeit erworben haben, sind nur ein ganz matter Abglanz dessen, was der Richter und der Rechtsanwalt wissen muß, um in Zivilsachen Entscheidungen zu fällen, die praktisch brauchbar sind.

Wie steht es nun mit den Strafsachen? Im Gegensatz zu der oben besprochnen Tätigkeit in Zivilsachen kommt für die Tätigkeit des Strafrichters eine streng juristische Schulung verhältnismäßig wenig in Betracht. Dafür erscheint beim Strafrichter aber sehr erwünscht: Menschen- und Lebenskenntnis, ferner die Fähigkeit, sich in die Irrungen und Regungen der menschlichen Seele hineinzudenken. Denn der Strafrichter soll ja den Heuchler mit der Biedermannsmiene zu unterscheiden verstehn von dem Bemitleidenswerten, der sich gelegentlich einmal in seinem dunkeln Drange des Strafgesetzbuchs nicht bewußt war; und er soll Verständnis haben für Maßnahmen, durch die sich der Geschäftsmann oder der Bauer in seinem Besitz zu erhalten oder ein ihm vermeintlich zugefügtes Unrecht zu sühnen versucht, Maßnahmen, die oft sehr fragwürdig, aber, nach dem Maß der Anschauungen der beteiligten Kreise gemessen, entschuldbar sind. Und der Strafrichter soll auch die Kunst des Auftretens haben gegenüber dem redegewandten Verteidiger, der ohne Not das Privatleben der Belastungszeugen bloßstellt; er soll ferner zur rechten Zeit

*) Zutreffend bemerkt hierüber der geistvolle österreichische Justizminister Klein: „In der Rechtsprechung muß zur Geltung kommen, was auch der großen ungelehrten Menge verständlich und zugänglich ist, nicht die unberechenbaren Äußerungen eines überkultivierten, individuellen Rechtsgefühls. Der Geschäftsverkehr müßte alle Sicherheit verlieren, wenn der Richter jederzeit das geltende Gesetz auf seine Zeitgemäßheit prüfen und bei gegenteiliger Meinung es für den einzelnen Fall außer Anwendung setzen könnte, von dem Wirrsal zu schweigen, in das man gerät, wenn verschiedne Richter bei historisch-utilitaristischer Kritik zu verschiednen Ergebnissen gelangen.“ Allgemeine Österreichische Gerichtszeitung, Jahrgang 57, Nr. 34. Klein bekämpft hier die in Deutschland von einem unbekannten Verfasser erschienene Schrift von Gnäus Flavius, „Der Kampf um die Rechtswissenschaft“, Heidelberg, Karl Winters Verlag, 1906.

Digitized by Google

milde und am rechten Ort strenge sein, auch soll er die Sachlage stets richtig erfassen: davon daß im Ermittlungsverfahren oder in der Voruntersuchung eine Verhaftung oder Beschlagnahme zur rechten Zeit erfolgt, hängt oft der Ausgang des Strafverfahrens ab; aber eine solche Maßregel, zu Unrecht erfolgt, kann dem Unschuldigen Nachteile bringen, die gar nicht wieder gut zu machen sind. Und schließlich soll der Strafrichter auch das kennen, was man in neuerer Zeit als die „Psychologie der Zeugenaussage" bezeichnet. Nach der Ansicht hervorragender Strafrechtslehrer empfängt von drei Gleichgebildeten, die denselben Vorgang gleichzeitig beobachten, ein jeder ein ganz andres Bild des Vorgangs, sodaß die Zeugenaussage jedes von ihnen eine ganz andre sein würde. Das mag übertrieben sein; aber eines ist richtig: auch wenn sie alle drei durchaus dasselbe aussagen, und jeder von ihnen würde von einem andern Richter vernommen, so würde jedes Protokoll den Vorgang anders wiedergeben. Denn jeder Zeuge hat, wie der Franzose es ausdrückt, sein eignes timbre, das zu treffen sehr schwer ist, zumal da hier Unbeholfenheit, Selbsttäuschung und böser Wille eine große Rolle spielen.

Auch hier ist wieder eines zweifellos: alle diese eben erwähnten Eigenschaften, die der Strafrichter haben soll, erlangt der Jurist nicht in der Vorbildungszeit, sondern nur durch langjährige praktische Tätigkeit. Und damit beantwortet sich von selbst die Frage, ob junge Richter wohl geeignet sind zu Strafrichtern. Dabei ist der Kreis der von den Schöffengerichten zu bearbeitenden Sachen nach der neusten Gesetzgebung gar nicht klein, die Selbständigkeit des Amtsrichters aber sehr groß. Denn die Schöffengerichte sind doch nur eine Krönung des Einzelrichtertums; das Votum der Schöffen geht doch zumeist dahin: „Der Herr Amtsrichter wird ja wohl am besten wissen." Wehe aber, wenn die Schöffen anders denken und zu der oben erwähnten „freien Rechtsfindung" neigen; dann versichern sie wohl: „Wir hätten es nicht anders gemacht wie der Angeklagte, also muß er freigesprochen werden." Da muß der Amtsrichter wieder die Kunst des Auftretens haben, und die Gefahr, daß sie dem jungen Amtsrichter namentlich gegenüber den ältern Schöffen abgeht, ist sehr groß.

Und nun zur freiwilligen Gerichtsbarkeit! Während im Zivilprozeß der Richter nur darüber zu entscheiden hat, ob das geltend gemachte Recht schon besteht, und es den Parteien überlassen ist, das zur Wahrung des von ihnen behaupteten Rechtszustandes notwendige selbsttätig vorzubringen, hat in der freiwilligen Gerichtsbarkeit der Richter eine Recht *schaffende* Tätigkeit; er soll Rechte begründen, verändern, aufheben, und diese seine Tätigkeit ist sehr einschneidend. So kann der Vormundschaftsrichter das oberste und natürlichste aller Rechte, nämlich das Recht der Eltern zur Erziehung der Kinder beschränken und beseitigen; er kann die von den Eltern über den Unterhalt der Kinder getroffne Bestimmung ändern; er hat wichtigere Handlungen des Vormundes zu genehmigen, das heißt zu prüfen, ob sie geeignet sind, das

Digitized by Google

Wohl des Mündels zu fördern, und er kann den Vormund mit Schimpf und Schande entlassen. Der Vormundschaftsrichter hat ferner bei Streitigkeiten unter Eheleuten zu entscheiden, wenn die Frau die Zustimmung zu der vom Mann beabsichtigten Verfügung über ihr Vermögen verweigert, und ebenso, wenn der Mann eine Maßnahme verweigert, die die Frau zur ordnungsmäßigen Besorgung ihrer persönlichen Angelegenheiten für nötig erachtet. Und endlich hat der Vormundschaftsrichter nach der Ehescheidung in dem Widerstreit der gegeneinander verbitterten Eltern darüber zu entscheiden, wie es mit der Kindererziehung gehalten werden soll. Alle diese Entschließungen des Vormundschaftsrichters fordern zumeist ein kräftiges schnelles Einschreiten; darum bestimmt das Gesetz, daß die bezeichneten Verfügungen grundsätzlich schon mit der bloßen Bekanntmachung an die Beteiligten in Wirksamkeit treten.

Der Nachlaßrichter kann auf Antrag eines Gläubigers eine „Nachlaßverwaltung" anordnen und hiermit die Erben in die Rechtsstellung der Geschäftsbeschränkten oder des Gemeinschuldners hineinzwängen, wenn er Grund zu der Annahme zu haben glaubt, daß die Befriedigung der Gläubiger aus dem Nachlaß durch das Verhalten oder die Vermögenslage der Erben gefährdet wird, eine Feststellung, die ungleich schwerer ist als die Feststellung der Zahlungseinstellung im Konkurs. Der Nachlaßrichter hat ferner zu entscheiden, wenn zwischen mehreren Testamentsvollstreckern Meinungsverschiedenheit über die Zweckmäßigkeit einer Maßregel besteht; und er soll ferner bei der Auseinandersetzung der Erben eine schlichtende und vermittelnde Tätigkeit entfalten, auf möglichste Beseitigung von Streitigkeiten und auf eine Teilung hinwirken, die den Interessen aller Beteiligten gerecht wird.

Dem Registerrichter gibt das Gesetz bei Streitigkeiten zwischen Handelsgesellschaftern, ferner zwischen Aktionären oder Vereinsmitgliedern und dem Vorstand mehrfach das Recht, dem Antragsteller Befugnisse einzuräumen, wofern „wichtige Gründe" vorliegen oder dies sonst bei einer gerechten Abwägung der gegenseitigen Interessen nötig erscheint. — Bei der Beurkundung rechtsgeschäftlicher Erklärungen hat der Richter der freiwilligen Gerichtsbarkeit die Vorschriften der „Kautelarjurisprudenz" zu beobachten, das heißt die Urkunde „sicher und zweckmäßig, wie es den Lebens- und Verkehrsverhältnissen der Beteiligten entspricht", abzufassen. — Der Grundbuchrichter soll die Beteiligten nicht zu „Objekten wandelbarer Rechtsansichten" machen; er soll eine Eintragung, der naheliegende Bedenken nicht entgegenstehn, nicht ablehnen wegen der fern abliegenden Möglichkeit einer entgegengesetzten Rechtsauffassung.

Alles in allem genommen: der Richter der freiwilligen Gerichtsbarkeit hat sich bei seiner Rechte begründenden oder aufhebenden Tätigkeit zumeist zwischen entgegengesetzten Interessen zu entscheiden; und die Abwägung zwischen diesen fordert eine eingehende Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse, praktischen Takt, Kenntnis der Lebensverhältnisse wenigstens der Volkskreise, mit denen der Richter am meisten in Berührung kommt, kurz ähnliche Eigenschaften,

Digitized by Google

wie sie oben beim Strafrichter als wünschenswert nachgewiesen wurden. Danach erscheint ein junger Richter zur Handhabung der freiwilligen Gerichtsbarkeit keinesfalls — wie dies so oft angenommen wird — als besonders geeignet. Zuzugeben ist nur, daß sich Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit im allgemeinen einfach und glatt abwickeln, daß also die oben gekennzeichneten Entscheidungen, bei denen besondre praktische Fähigkeiten des Richters in Frage kommen, verhältnismäßig selten sind.

Aber, wird man sagen: der junge Richter steht nicht anders da als der junge Offizier und der junge Gymnasiallehrer, der junge Staatsanwalt und der junge Regierungsassessor, der junge Rechtsanwalt, Notar oder Arzt; auch alle diese erlangen nicht sofort durch Ablegung der Staatsprüfung die Fähigkeit zu einer gedeihlichen Ausübung des Berufs, sondern ganz wie der Richter erst durch langjährige praktische Tätigkeit, und doch liegt ihnen sofort nach Ablegung der Staatsprüfung eine durchaus selbständige Berufsausübung ob. Dieser Vergleich des Richters mit andern Berufsständen trifft jedoch nicht zu. Wenn infolge mangelnden praktischen Geschicks ein junger Offizier oder Gymnasiallehrer in der Ausbildung der Soldaten unrichtig verfährt oder an die Schüler zu hohe Anforderungen stellt, so kann dies dem vorgesetzten Hauptmann oder Direktor nicht verborgen bleiben, und er schreitet dann sofort ein, um dem Mißstand abzuhelfen. Und wenn ein junger Regierungsassessor bei den Beratungen der Abteilung Ansichten vorbringt, die seine Fähigkeit zur selbständigen Bearbeitung von Verwaltungssachen in Zweifel stellen, so wird der Oberregierungsrat oder der Regierungspräsident der fernern Amtstätigkeit dieses Assessors eine besondre Aufmerksamkeit zuwenden. Sieht ferner der erste Staatsanwalt, daß Anträge eines jüngern Staatsanwalts oder Assessors besonders häufig vom Gericht abgelehnt werden, oder daß seine Verfügungen auf Beschwerde auffallend oft vom Oberstaatsanwalt aufgehoben werden, so wird der erste Staatsanwalt auf eine anderweite Arbeitsweise eines solchen Beamten hinwirken, oder er wird für sich selbst eine gewisse Mitwirkung bei Erledigung der Amtsgeschäfte dieses Beamten in Anspruch nehmen. So ist also der Vorgesetzte jederzeit in der Lage, helfend, verbessernd und mahnend einzugreifen.

Anders beim Richter. Die heutige Gerichtsverfassung hat das Einzelrichtertum in seiner ganzen Schroffheit ausgebildet, sodaß der junge Amtsrichter jedem wohltätigen Einfluß kollegialgerichtlicher Rechtsprechung entzogen ist, ebenso aber auch fast jeder Einwirkung der Dienstaufsichtsbehörde. Dieser (die übrigens doch nur ausnahmsweise am Orte ist) steht eine Einwirkung auf die materielle Entscheidung des Amtsrichters keinesfalls zu; eine solche Einwirkung wäre mit der richterlichen Unabhängigkeit, die doch der Eckstein unsrer Rechtspflege ist, unvereinbar, und der junge Richter ist sich also völlig selbst überlassen. Während ferner bei den andern oben erwähnten Berufen die vorgesetzte Dienstbehörde, wenn sie einen Beamten für die Amtsgeschäfte, deren Bearbeitung ihm obliegt, als ungeeignet erachtet, ihm jederzeit einen andern

Digitized by Google

Dienstzweig übertragen kann, fällt diese Möglichkeit gegenüber dem Richter weg; die Bestimmung des Gerichtsverfassungsgesetzes, daß niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden darf, macht es unmöglich, daß einem jüngern Richter, der zur Bearbeitung einer besonders schwierigen Sache wegen mangelnder praktischer Erfahrung ungeeignet erscheint, diese Bearbeitung entzogen, und daß sie einem andern Richter übertragen wird. Der Vergleich des jüngern Richters mit dem jüngern Rechtsanwalt, Notar oder Arzt, denen es doch auch an praktischer Erfahrung fehlt, versagt erst recht völlig; denn kein Staatsbürger ist gezwungen, sich gerade an einen jüngern Anwalt, Notar oder Arzt zu wenden; er wählt sich vielmehr den aus, der ihm am besten geeignet erscheint. — Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Amtstätigkeit des Richters viel einschneidender ist als die aller andern oben erwähnten Berufe: der Richter hat nicht Rekruten zu drillen oder Schüler zu erziehn, er hat nicht Anweisungen an untergeordnete Dienststellen zu geben oder Anklagen zu erheben und Anträge zu stellen, sondern er erläßt Entscheidungen, die in die Freiheit, die Ehre und das Vermögen der Staatsangehörigen eingreifen, also ungleich wichtiger sind als die Berufsgeschäfte andrer Beamten.

Und es gibt auch gar kein Mittel, wie dem Mißstande zu begegnen ist; denn der oben erwähnte Vorschlag von Adickes, den jüngern Richtern und namentlich den Assessoren die Entscheidung von Zivilsachen gänzlich zu entziehn, hat doch sehr viel gegen sich, ebenso die andern erwähnten Vorschläge, wonach die Assessoren zunächst einige Jahre bei Rechtsanwälten oder in industriellen Betrieben beschäftigt oder nur betraut werden sollen mit der Abfassung der Gründe von Entscheidungen, die von erfahrnen Richtern gefällt sind. Doch kann man hierüber ganz verschiedner Ansicht sein, und es soll auf diese Frage hier nicht näher eingegangen werden; nur einen Schluß aber sollte man aus der geschilderten Sachlage ziehn: besteht wirklich die Gefahr, daß der junge Richter außerstande ist, in Zivilsachen Entscheidungen zu fällen, die praktisch brauchbar sind, so sollte man sich hüten, die Zuständigkeit der Amtsgerichte in Zivilsachen noch zu erweitern. Es ist wahrlich genug, daß die Rechtsstreitigkeiten bis zum Streitwert von dreihundert Mark vielfach von Richtern bearbeitet werden, deren Fähigkeit zum Erlaß praktisch brauchbarer Entscheidungen fragwürdig ist. Die oben wiedergegebne Versicherung der Begründung zum Gesetzentwurf betreffend die Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, die Justizverwaltungen würden schon überall die geeigneten Richter finden, denen man auch die Bearbeitung höherer Streitwerte anvertrauen könne, ist gleichzustellen dem, was der Geschäftsmann einen „Wechsel auf die Zukunft“ nennt, also ohne irgendwelchen Wert.

Digitized by Google

Die römiſche Campagna, ihre ſanitäre und wirtſchaftliche Geſundung

Von H. Bachmann in Apenrade

In meinem erſten, in dieſer Zeitſchrift erſchienenen Aufſatze über die römiſche Campagna habe ich davon geſprochen, daß der heutige wirtſchaftliche Zuſtand dieſes Gebiets, nämlich die Ausdehnung des Latifundiums und die extenſive Weidewirtſchaft, ſchon früh im Mittelalter entſtanden ſei, und daß die Urſache dieſer Erſcheinung in der Verdrängung des Kleingrundbeſitzes und Bildung des Großgrundbeſitzes beſtanden habe. Mit dieſem Prozeß ſind nun die Übelſtände entſtanden, woran das Gebiet Jahrhunderte hindurch litt und zum Teil auch heute noch leidet: vernachläſſigte Bodenkultur, Bildung ſtagnierender Gewäſſer und Sümpfe, Entſtehung der Malaria und Entvölkerung des Landes. Aber nur eine intenſive wirtſchaftliche Kultur iſt imſtande, geſunde Fluren zu ſchaffen, wozu jedoch eine dichte landwirtſchaftliche Anſiedlung notwendig iſt. Ein Übel hat ſich aus dem andern entwickelt. Mit der Verſumpfung des Bodens breitete ſich in unſerm Gebiete die Malaria immer mehr aus. Damit verminderte ſich auch die Bevölkerung, und an Stelle des Ackerlandes trat größtenteils die ewige Weide, deren Nutzung die ſeßhafte Wohnſtätte der Menſchen nicht nötig macht. So beleben auch noch heute, wie im Mittelalter, die Hirten mit ihren Herden die römiſche Campagna. Aber wenn im Juni die Malaria ihre Herrſchaft beginnt, werden die Bergweiden des Apennins bezogen, wo die Hirten beheimatet ſind.

Die extenſive, nomadenhafte Weidewirtſchaft nach dem Muſter der zentralaſiatiſchen Steppenwirtſchaft, wie ſie in der römiſchen Campagna heute noch vorherrſcht, bedeutet eine Vergeudung an fruchtbarem Boden, da ſie nur einer geringen Anzahl von Schafherden im Beſitze einiger weniger Eigentümer Futter liefert, während andrerſeits Italien zum Teil an Übervölkerung und Verarmung leidet. Der Boden, und noch dazu der fruchtbare der römiſchen Campagna, iſt jedoch zu koſtbar, als daß er der wachſenden Volksmenge zur Ernährung vorenthalten werden dürfte. Was hat man nun getan, um die genannten Übelſtände zu beſeitigen?

Kurz nach der Konſtituierung des jungen Königreichs hat die Regierung die „Bonifikation“ der römiſchen Campagna als eine öffentliche Angelegenheit erklärt, und damit hat ſie ſicher das Richtige getroffen. Zunächſt ging man

Digitized by Google

staatlicherseits den Majoraten zu Leibe. Es waren nach der Konstituierung des Königreichs 63295 Hektar Fideikommißgüter vorhanden. Durch das Gesetz vom 26. Juni 1871 wurde das Majorat beseitigt, doch hat die Maßnahme auch nicht im geringsten eine Änderung der Besitzverteilung herbeigeführt, da die Güter im Besitze der Eigentümer blieben.

Einen größern Erfolg hätte dagegen das Gesetz betreffend Säkularisation der Kirchengüter von 1872 haben können, wenn es besser zur Anwendung gekommen wäre. Man hoffte mit der Veräußerung der Kirchengüter eine Besiedlung des Grund und Bodens und eine Ansiedlung der betreffenden Gebietsflächen in der römischen Campagna herbeizuführen. Es ist jedoch auch nicht im geringsten der Zweck erreicht worden. Zwar ging der Grund und Boden in Privateigentum über, aber eine Aufteilung, worauf es ankam, fand nicht statt. In der Regel wurden mehrere Parzellen von einem Käufer erworben, der diese wiederum zu größern Gutskomplexen vereinigte. Kleinere Landwirte fanden sich überhaupt nicht zum Ankaufe der aufgeteilten Güter. Nach solchen ungünstigen Resultaten dachte man nicht mehr daran, kleinere Besitzungen zu schaffen. Das Gesetz wurde demnach so ungeschickt ausgeführt, daß es den beabsichtigten Zweck ganz und gar verfehlte, denn die Erwerber waren zumeist in der Campagna ansässige Eigentümer oder bisherige Pächter.

Ein ebenso trauriges Resultat erreichte man bei der Vergebung des Kirchenguts in Emphyteuse, das ist eine Erbpacht, bei der der Erbpächter das Land zu meliorieren hat. Das zu vergebende Areal betrug 14022 Hektar, die Zahl der Erbpächter dagegen nur 21. Die Größe des durchschnittlichen Areals eines Gutes betrug 750 Hektar. Man sieht, daß die Mitbewerbung ländlicher Wirte von vornherein ausgeschlossen war. Die Melioration wurde nun von den Übernehmern nicht ausgeführt. Zwar konnte man ihnen das Gut bei Nichtbefolgung ihrer Pflicht gegen Erstattung der etwa für ausgeführte Melioration verwandten Summen nach Reichsrecht entziehen. Das tat man jedoch nicht, denn man war froh, die Grundstücke in der römischen Campagna an den Mann gebracht zu haben. Hätte die Regierung auch wirklich Zwangsmaßnahmen getroffen, so hätte der Unternehmer nach Artikel 1564 des Codice civile ja noch das Gut als freies Eigentum gegen Entrichtung des kapitalisierten Pachtzinses (Kanons) erwerben können. Auch der Grundbesitz der Toten Hand in den Sümpfen von Ostia und Maccarese wurde expropriiert. Aber auch hier gelangte er beim Verkauf in die Hände weniger Großgrundbesitzer.

Mehr Glück hatte die Regierung mit dem Gesetz betreffend „Bonificamento del Agro romano anche nei rispetti agrarii“ vom 11. Dezember 1878. Schon am 20. Oktober 1870 wurde kraft königlichen Dekrets eine Kommission eingesetzt, die der Regierung Vorschläge für die Bonifikation der römischen Campagna zu machen hatte. Zwei Jahre später war die Kommission mit ihrer Untersuchung fertig. Doch drei weitere Jahre vergingen, bis die Resultate zu einer Gesetzesvorlage ausgearbeitet waren. Erst 1878 wurde das

Digitized by Google

Gesetz, das die Entwässerung der römischen Campagna zum Ziele hat, beschlossen. Ein großer Teil der römischen Campagna war nämlich, wie angedeutet, infolge der Versumpfung jeder landwirtschaftlichen Nutzung entzogen. Sich selbst überlassen, verschlechterten sich die Abflußverhältnisse immer mehr, sodaß nicht nur die Tibermündung, sondern auch das ganze Gebiet der römischen Campagna eine Fiebergegend war, in der sich die Malaria in der gefährlichsten Form ausbreitete. Das Gesetz bezog sich nun auf die Ausführung folgender Arbeiten:

a) Trockenlegung der Sümpfe von Ostia nach Maccarese, des Lago di Tatari, der Sümpfe von Stracciacappe, der tiefliegenden Ländereien von Almone, von Pantano und Baccano und einigen andern versumpften Landflächen.

b) Ableitung der Quellen und Regelung der Abflußwässer und aller unterirdischer Wasserläufe in der römischen Campagna.

c) Eine Melioration der Grundstücke, die innerhalb eines Umkreises von 10 Kilometern Entfernung um Rom liegen.

Ferner wird nach diesem Gesetze bestimmt, daß Zwangsmeliorationsgenossenschaften zwischen den Grundbesitzern zu bilden sind,

die erstens die Kanäle und Gräben innerhalb ihrer Besitzung zu unterhalten haben,

die zweitens in dem Bereich des Genossenschaftsbezirks vorhandnen Quellen und stagnierenden Gewässer überall da abzuleiten haben, wo in dieser Hinsicht nicht schon durch das Gesetz Vorsorge getroffen ist.

Die unter a bezeichneten Meliorationen sollen vom Staate durchgeführt werden, und es sollen die Grundbesitzer zu Beitragsleistungen herangezogen werden. Die Kosten für die Meliorationen unter b sollen von neu zu gründenden Zwangsgenossenschaften aufgebracht werden; für den Fall, daß sie nicht durchgeführt werden, läßt sie der Staat auf Rechnung der Genossenschaft herstellen.

Von den durch das obige Gesetz vorgesehenen Meliorationen sind die vom Staate auszuführenden Arbeiten zur Durchführung gelangt sowie auch der größte Teil der genossenschaftlichen Arbeiten.

An der Mündung des Tibers liegen die Sümpfe von Ostia und Maccarese, deren Trockenlegung eine der wichtigsten Arbeiten im Agro Romano war. Von dem Sumpfe Ostia befinden sich etwa 290 Hektar, von dem Sumpfe Maccarese 337 Hektar unter dem Meeresspiegel (im Mittel 0,35 Meter). Daran schließt sich eine Anzahl kleinerer Sümpfe an, sodaß die ganze entwässerte Fläche 8800 Hektar und das Niederschlagsgebiet 19330 Hektar beträgt. Ein Abfluß nach dem Meer war nur der Forma emissario, ein in einen Kanal umgewandeltes Flußbett des Tibers, der zuletzt aber keinen Abfluß mehr gestattete. Die großen Sümpfe mußten natürlich auf die hygienischen Verhältnisse der Stadt Rom und deren Umgebung einen verderblichen Einfluß ausüben, weshalb die Regierung alsbald nach 1870 diesen unhaltbaren Zuständen ihr Interesse zuwandte. Im Jahre 1885 wurde jedoch erst mit

Digitized by Google

der Entwässerung begonnen. Die gesamten Kosten einschließlich der Grunderwerbung betragen 1617453 Lire, die jährlichen Betriebskosten 37500 Lire, die jährlichen Unterhaltungskosten 17880 Lire, Betriebskosten und Unterhaltungskosten 583,80 Lire und die Anlagekosten 851,47 Lire für einen Hektar. Diese Summen, die vom Staate ausgegeben worden sind, sind in der Hauptsache nur wenigen Großgrundbesitzern zugute gekommen. So besitzt das Haus Aldobrandini einen bedeutenden Teil der entwässerten Fläche. Man hätte wenigstens den Grundbesitzern gewisse Verpflichtungen hinsichtlich der Bewirtschaftung ihrer Güter in dem entwässerten Gebiete auferlegen sollen. Dies war nach den bisherigen Erfahrungen, die man mit den Großgrundbesitzern gemacht hatte, wohl nötig. Jetzt sieht der Staat ohnmächtig zu, wie das Land nach dem alten Schlendrian weiter bewirtschaftet wird.

Die sanitären Verhältnisse sind dagegen durch die Entwässerung bedeutend verbessert worden, denn die Zahl der Malariafälle hat sich wesentlich vermindert. Außerdem kommen schwere Fälle kaum noch vor. In volkswirtschaftlicher und sozialer Beziehung wurde jedoch wenig erreicht. Zwar besteht eine Genossenschaft von Erdarbeitern, die heute 500 Hektar fiskalisches Land bewirtschaftet, doch besagt dies nicht viel gegenüber der großen Fläche, die mit bedeutenden Kosten entwässert worden ist. Es ist aber anzunehmen, daß eine weitere Ansiedlung erfolgt, denn während 1891/92 50 Hektar Land erst von fünf Familien bebaut wurden, sind heute fünfzig Familien ansässig. Über 200000 Lire hat die Gesellschaft für Gebäude und Melioration ausgegeben. Ein Teil dieser Summe wurde der Kolonie vom König Humbert geschenkt.

Das Gesetz vom 11. Dezember 1878 umfaßt weiter die systematische Entwässerung der in der Campagna vorhandnen Quellen, Tümpel, Bäche usw. Zum Zwecke der Ausführung schreibt das Gesetz die obligatorische Bildung von Konsortien zwischen den Eigentümern der zu meliorierenden Grundstücke vor. Die Mehrzahl der Grundbesitzer verhielt sich anfangs ablehnend. Doch wurden dann später 91 Wassergenossenschaften gebildet. Diese umfassen ein Gebiet von mehr als 205523 Hektar und haben 1858880 Meter Gräben mit einem Kostenaufwand von über zwei Millionen Lire auszuführen. Hiervon wurde bis jetzt erst über die Hälfte ausgeführt. Innerhalb des Bonifikationsgebiets von 10 Kilometern Radius um Rom liegen 31 Genossenschaften, die 18 Gutswirtschaften mit 2708 Hektar umfassen. Es sind hier 546566 Meter Gräben durchzuführen, wovon die Mehrzahl der Güter die vorgeschriebnen Entwässerungsarbeiten ausgeführt hat. Eine geringere Anzahl hat dagegen noch nichts unternommen.

Dem obigen Gesetz folgte ein weiteres vom 8. Juli 1883. Dieses bezweckt nur eine Reform auf landwirtschaftlichem Gebiet und verzichtet auf eine Verbesserung der sozialen Verhältnisse der Campagna. Die von der Enquetekommission gemachten Vorschläge zielten dagegen auch auf eine Besiedlung der römischen Campagna hin, indem zunächst vier Dörfer angelegt

Digitized by Google

werden sollten. Der Staat sollte sofort ein Areal expropriieren, das für eine Niederlassung von 1000 und weiterer 4000 bis 5000 Personen genügte. Um das nötige Ackerland um die Dörfer zu bekommen, konnte man die Grundeigentümer zu einer freiwilligen Abtretung veranlassen. Sobald die den Eigentümern gegebne Bedenkzeit abgelaufen war, sollte zur Expropriation geschritten werden. Vor der Ansiedlung sollte der Staat unter anderm für Kanalisation, Anlegung von Straßen, Herbeischaffung des nötigen Trinkwassers sorgen. Ferner sollte der Staat den Kolonisten das nötige Kapital vorschießen. Diese Vorschläge zeigten den Weg, den die Regierung hätte beschreiten müssen. Vom Ministerium wurden jedoch die vorgeschlagnen vier Dörfer bis auf eins gestrichen, und dieses Überbleibsel wurde dann noch von der Parlamentskommission beseitigt. Der arg verstümmelte Entwurf wurde wiederum in neugestalteter Form von der Regierung dem Parlament vorgelegt, nochmals einer Kommission zur Prüfung übergeben und dann schließlich in völlig umgeänderter Form angenommen. Das Gesetz schreibt den Grundbesitzern in einem Umkreise von zehn Kilometern eine bestimmte Wirtschaftsweise vor. Die Vorschrift erstreckt sich auf Errichtung größerer landwirtschaftlicher Gebäude, Wege- und Grabenanlagen, Arbeiterwohnungen, detaillierte Entwässerung des Bodens, Wiesenkultur, Schlageinteilung, Fruchtwechsel, Anbau von Futterpflanzen und Einführung einer intensiven Betriebsweise. Zur Durchführung des Gesetzes wird ein Fonds von 1200000 Lire zur Verfügung gestellt. Daran glaubt wohl niemand, daß mit dieser Summe eine öde Steppe zu kultivieren ist. Nach dem Gesetz soll jeder Eigentümer dem Ackerbauminister ein Verzeichnis über seine Besitzungen, eine genaue Ortsbeschreibung seiner Güter sowie genaue Vorschläge für die beabsichtigte Reform einreichen. Die Prüfung und Begutachtung soll von einer zu diesem Zwecke ernannten Kommission vorgenommen werden. Sobald diese die Vorschläge genehmigt, kann mit den Arbeiten begonnen werden. Erklären sich die Eigentümer nicht, oder verhalten sie sich ablehnend, so werden sie expropriiert. Das in den Besitz des Staates gelangende Eigentum soll möglichst bald wieder in Emphyteuse veräußert werden. Das obige Gesetz sieht also eine gesündere Besitzverteilung und eine Ansiedlung der weiten Öde um Rom nicht vor. Es bleibt also bei der Latifundienwirtschaft. Durch das Gesetz wird den Grundeigentümern vorgeschrieben, wie sie ihren Betrieb einzurichten, die Gebäude aufzuführen, wieviel Vieh sie zu halten haben usw. Durch das Gesetz werden also die Privatinteressen der Eigentümer und Pächter wesentlich berührt; als wenn die nicht ihren Privatvorteil selbst wahrnehmen könnten! Nun haben die Grundbesitzer und Pächter durchaus kein Interesse daran, ihre Wirtschaft zu ändern, da ihnen die Weidewirtschaft ohne große Kapitalanlage eine hohe Rente liefert. Daher erklärt sich auch die ablehnende Haltung der Grundbesitzer hinsichtlich der Einführung der Reformmaßregel. Auch die Regierung hat dem gegenüber nicht viel ausrichten können. Denn wenn sie

Digitized by Google

auch einige Güter expropriierte, so konnte sie doch nicht wegen der ungeheuern Kosten mit der Enteignung allgemein vorgehn.

Um die Durchführung der gesetzlich vorgeschriebnen Maßnahmen anzueifern, eröffnete das landwirtschaftliche Ministerium durch ein Dekret vom 17. Juni 1886 Konkurrenzen, bei denen für hervorragende Leistungen im Sinne des Gesetzes goldne und silberne Medaillen sowie Geldprämien in der Gesamtsumme von 26800 Lire zuerkannt wurden, und zwar für folgende durchgeführte Arbeiten: 1. Für Erbauung von Wohnhäusern und Arbeiterhäusern; 2. für Anbauten von Getreide, Hackfrüchten, Futterpflanzen in geordnetem Fruchtwechsel; 3. für hervorragende Leistungen in der Viehzucht, für Aufzucht von Rindvieh, Pferden und Schafen im Stalle und auf der Weide und für rationelle Pflege der Weiden; 4. für Stallaufzucht von Rindvieh; 5. für Anlage von Öl-, Wein- und Obstgärten.

Im Jahre 1889 wurden die Prämien auf 58000 Lire erhöht und auf folgende Einrichtungen ausgedehnt: 6. Zweckmäßige Einteilung eines Gutes in passende Wirtschaftseinheiten; 7. für Pächter, die mit der Übernahme der Pacht die Verpflichtung zur Durchführung von Meliorationen übernehmen; 8. für ausgeführte Arbeiten auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Wasserbaues.

Die Mehrzahl der Grundbesitzer hat bis heute im obigen Sinne noch wenig unternommen. Einige Güter, die sich weigerten, die vom Staate vorgeschriebnen Bestimmungen durchzuführen, wurden expropriiert, geteilt und verkauft. Die Regierung hätte vor allen Dingen den Besitzern oder Pächtern die zur Neueinrichtung der Wirtschaft dienenden Kapitalien billig beschaffen müssen. Diesen Gedanken hat man jedoch erst später verwirklicht. Dagegen wird mit dem Gesetze nicht das erreicht, was vom Staate hätte angestrebt werden müssen, nämlich eine günstigere Grundbesitzverteilung und eine Besiedlung der Campagna bei gleichzeitiger Reform des landwirtschaftlichen Betriebes. Auch das unschöne Aussehn der römischen Campagna, wovon man soviel gesprochen hat, wird durch die Reform ebenfalls nicht wesentlich beseitigt.

Am 10. November 1905 wurde nun ein neues Gesetz für den Agro Romano erlassen, das ebenfalls die Bonifikation in landwirtschaftlicher und hydraulischer Hinsicht vorschreibt. Es ist eine Wiederholung und Ergänzung der Gesetze von 1883 und 1893. Man hätte annehmen sollen, daß man nun endlich mit der Besiedlung der römischen Campagna im großen Stile energisch vorgegangen wäre, doch davon ist auch in dem Gesetze nicht die Rede. Nach dem Gesetze sind alle Grundbesitzer, die innerhalb der Zehnkilometerzone des Agro Romano ansässig sind, verpflichtet, die Bonifikation auf ihren Grundstücken und Gütern durchzuführen. Nach Artikel 4 des Gesetzes haben sie dem Ministerium für Landwirtschaft innerhalb sechs Monaten nach Aufforderung schriftlich zu erklären, welche Verbesserungen und in welcher Zeit sie sie für ihre eigne Rechnung durchführen wollen. Den Vorschlägen ist eine eingehende Gutsbeschreibung mit Angabe der hypothekarischen Belastung beizufügen. Nach Ablauf des Termins

Digitized by Google

werden die Vorschläge nach Artikel 5 von einer Kommission geprüft. Gegen die Entscheidung kann der Eigentümer nach Artikel 8 innerhalb fünfzehn Tagen Berufung beim Ministerium für Landwirtschaft einlegen. Das Ministerium entscheidet endgiltig, doch kann der Besitzer noch nach Artikel 9 erklären, ob er mit der ministeriellen Bestimmung über die Art der durchzuführenden Bonifikation einverstanden ist oder nicht. Es sind also dieselben Bestimmungen, die das Gesetz von 1883 vorsieht. Nach Ablauf der sechsmonatigen Frist wird dem Besitzer bekannt gegeben (Artikel 8), welche Arbeiten auf seinem Gute durchzuführen sind, gleichviel ob er Vorschläge gemacht hat oder nicht. Werden die Arbeiten nicht durchgeführt, so hat der Staat nach Artikel 10 das Recht, den Grundeigentümer zu enteignen. Die Enteignung tritt nach Artikel 18 auch dann ein, wenn der Grundeigentümer die Bonifikation wohl angefangen, aber nicht vollendet hat. Die Grundstücke werden nach Artikel 12 mit der Verpflichtung der Bonifikation öffentlich versteigert. Vorher wird der Wert der Grundstücke von einer aus drei Mitgliedern bestehenden Kommission festgesetzt. Nach Artikel 17 zahlt der Käufer ein Zehntel des Kaufpreises an den Staat, der dieses Zehntel als Kaution für die durchzuführenden Meliorationen hinterlegt. Das übrige Neunzehntel wird bis zu 4 Prozent verzinst und in fünfzig Jahren amortisiert. Werden die hydraulischen und landwirtschaftlichen Verbesserungen nicht durchgeführt, so geht das Gut wieder in den Besitz des Staates gegen Zurückerstattung der schon gezahlten Erwerbungsquoten über. Zur Durchführung des Gesetzes wird nach Artikel 26 ein Fonds von 1200000 Lire zur Verfügung gestellt. Die Regierung weist die Staatskasse (Cassa dei depositi e prestiti) an, den Preis der enteigneten Grundstücke zu zahlen. Das Ministerium für Landwirtschaft erstattet die Summe nebst Zinsen nach dem Verkauf der Grundstücke zurück. Ein etwaiges Defizit, das durch den Verkauf eines Gutes entsteht, hat der Staat zu decken. Ebenso zahlt die Kasse den Preis für die enteigneten Güter. Das Ministerium der Landwirtschaft hat die Summe in fünfzig Jahren zu amortisieren. Zinsen und Amortisation sollen 4 Prozent nicht übersteigen. Die Eigentümer und Pächter, die den Meliorationskredit in Anspruch nehmen, verzinsen das Kapital mit $2^1/_2$ Prozent und amortisieren es vom fünften Jahre an in 45 Jahren. Ausgeschlossen hiervon sind die Käufer von enteigneten Grundstücken, die Staatskredit in Anspruch nehmen. Zum Zwecke des Ankaufs enteigneter Güter werden jährlich bis zu 2 Millionen Lire zur Verfügung gestellt, wovon auch die Fehlbeträge, die durch den Verkauf von Gütern entstehn, gedeckt werden. Aus dem Fonds werden schließlich die Kosten bestritten, die die Ausführung des Gesetzes fordert. Die Käufer der enteigneten Güter haben die Verpflichtung, die Meliorationsarbeiten innerhalb fünf Jahren durchzuführen. Werden sie nicht durchgeführt, so läßt die Regierung sie bis zur Höhe der beliehenen Summe ausführen. Der Staat gibt weiter einen Kredit für Meliorationsarbeiten und Verbesserungen, die im Sinne des Gesetzes durchgeführt werden. Die akkreditierte Summe für Meliorationen wird gemäß den

Digitized by Google

ausgeführten Arbeiten halbjährlich vom Staate gezahlt. Die Zinsen und Amortisationsquoten werden wie Steuern eingezogen. Die Grundeigentümer, die Meliorationen aus eigner Initiative durchführen, können einen Kredit bis Dreizehntel der Kosten in Anspruch nehmen. Die Ländereien, auf denen Verbesserungen im Sinne des Gesetzes durchgeführt oder Gebäude errichtet und Straßen angelegt werden, sind von der Hauptsteuer (imposte principale) und ebenso von Gebäudesteuern (imposte relative) innerhalb zehn Jahren befreit (Artikel 20). Auch die Grundeigentümer, die außerhalb der Zehnkilometerzone Verbesserungen durchführen, genießen in derselben Weise Steuerfreiheit (Artikel 20). Sodann haben die Eigentümer, die ihr Vieh in neu errichteten Ställen halten, keine Viehsteuer zu zahlen. Außerdem wird innerhalb von zwanzig Jahren von den größern Einnahmen der meliorierten Grundstücke keine höhere Grundsteuer erhoben. Diese Bestimmung gilt auch für die Grundeigentümer, die im Agro Romano außerhalb der Zehnkilometerzone Verbesserungen durchführen.

Nur einige Grundbesitzer haben die durch Gesetz vorgesehenen Maßnahmen, wie Bewässerung der einzelnen Grundstücke, Aufführung von Wirtschaftsgebäuden und intensive Bewirtschaftung, durchgeführt. Auf diesen wenigen Gütern ist die Bonifikation von hervorragendem Erfolge gekrönt worden, sodaß sie zur Nachahmung anregen muß. Die gründliche Entwässerung der Grundstücke hat nun auch weiter zur Folge gehabt, daß die Malaria in den betreffenden Bezirken nur noch selten auftritt. Schwere Malariafälle kommen überhaupt nicht mehr vor. Demgemäß werden auch die Güter im Sommer bewohnt, was sonst nicht möglich war. Die im Sinne des Gesetzes bisher durchgeführten Meliorationen sind auf folgenden mir bekannten Gütern vollständig durchgeführt worden: Tenuta della Caffarella (Eigentümer: Fürst Torlonia), Cervelette (Herzog Antonio Salviati), Bocca di Leone, Grotte di Gregna (Nardi), Grotta perfette, Tre Fontane.

Boden und Klima sind der Futterproduktion in der Campagna recht günstig. Infolgedessen nimmt die Rindviehhaltung in den erwähnten Wirtschaften einen breiten Raum ein. Es wird hauptsächlich Schweizer Braunvieh gehalten, das teils im Stalle, teils auf der Weide ernährt wird. Die frische Milch wird zu hohen Preisen in Rom verkauft. Auf dem Acker werden in der Hauptsache Futterpflanzen, wie Luzerne, Rotklee und Wickgemenge, umgebaut. Ferner wird neben Getreide Wein und Tabak sowie Gemüse und Artischocken, Melonen, Tomaten, Zwiebeln usw. kultiviert. Die Äcker sind nach südländischer Art zum Teil mit Maulbeerbäumen und Fruchtbäumen bepflanzt. Wie erwähnt liefert der Boden bei der intensiven Kultur hohe Erträge. Von der Luzerne werden zum Beispiel bei Bewässerung fünf bis acht Schnitte gewonnen, die für den Hektar 450 bis 800 dz Grünfutter liefern. Rotklee liefert mit fünf Schnitten bis 650 dz Grünfutter. Diese Erträge werden in Deutschland nur selten gewonnen.

Es wurde mir ein Luzernefeld gezeigt, das seit vier Jahren ohne jede Düngung die höchsten Erträge brachte. Tabak liefert unter Umständen für den

Digitized by Google

Hektar 800 Lire Reinertrag. Technisch interessant ist die Entwässerung des Bodens durch Steindrains und die Benutzung des Quellwassers zur Bewässerung der Wiesen und Äcker. Das Quellwasser dient auch im Winter zur Bewässerung der sogenannten Winterwiesen, der aus Norditalien zuerst im Jahre 1895 hier eingeführten Kunstwiesen. Im Winter hat das Quellwasser eine höhere Temperatur als die Luft, weshalb auch in dieser Zeit ein Wachstum der Gräser auf den bewässerten Wiesen möglich ist. Das Gras wird demnach auch im Winter geschnitten. Im ganzen liefern die Wiesen sieben bis acht Schnitte im Jahre und liefern etwa 350 dz Heu auf den Hektar, während unsre Wiesen etwa 25 bis 35 dz Heu bringen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die italienische Regierung auch für die Malariakranken in der römischen Campagna sorgt, was jedoch erst in neuerer Zeit geschieht. Zunächst richtete im Jahre 1900 die italienische Gesellschaft vom Roten Kreuz in der Fieberzeit Krankenstationen ein und stellte eine Anzahl Ärzte an. Seit 1906 sind dagegen die Gemeinden gesetzlich verpflichtet, Ärzte anzustellen, ebenso sanitäre Stationen und Krankenwagen zu unterhalten sowie Chinin an die Arbeiter zu verteilen. Die Ärzte haben ihr Augenmerk auf alles das zu richten, was die Malaria begünstigt, und haben etwaige Mißstände bei der zuständigen Behörde anzumelden, damit alsbald für Abhilfe gesorgt wird. Die Bewohner der Campagna haben die polizeilichen Vorschriften, die sich auf die Hygiene beziehen, streng zu befolgen. Es werden besondre Beamte angestellt, die dafür sorgen, daß die gesetzlichen Anordnungen befolgt werden. Ferner bestehn gesetzliche Bestimmungen, die sich auf die Unterkunftsräume der Wanderarbeiter beziehen. Grotten, Höhlen, überdachte Gruben, Ruinen alter Tempel und Villen sowie Hütten aus Stroh dürfen nicht mehr als Wohnung für Arbeiter dienen. Für Hirten dürfen noch Strohhütten als Unterkunftsräume benutzt werden, doch sind solche aller fünf Jahre zu erneuern. Außerdem bestehn Vorschriften u. a. über Errichtung von Viehtränken, Ansammlung und Abfluß von Wasser und Wasserstand in Gräben, Benutzung von Stau- und Rieselwasser. Die hygienischen Vorschriften erstrecken sich weiter auf Wohnräume, Anlagen von Dünger- und Jauchegruben usw.

Ein schöner Anfang zur Verbesserung der sanitären und wirtschaftlichen Zustände in der römischen Campagna ist gemacht worden, doch bleibt noch vieles zu tun übrig. Der fromme Wunsch, die Campagna zu bevölkern und die Erträge des Bodens einer größern Zahl Menschen zuzuführen, ist auch heute noch nicht in Erfüllung gegangen. Das landwirtschaftliche und soziale Gepräge ist im ganzen noch dasselbe geblieben wie zur Zeit, wo zum erstenmal das Banner des vereinigten Italiens in der Hauptstadt wehte.

Digitized by Google

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Schluß)

Nach Tiſche ging Svend Bugge den Strandweg hinaus zu Oberlehrer Hauks. Er wollte Benny allein treffen, während der Oberlehrer ſchlief.

Der Schnee knirſchte und ſang unter ſeinen Schritten, und der Atem drang ihm wie Dampf aus dem Munde.

Schön war das nicht. Nein, es war keineswegs angenehm.

Aber es mußte geſchehn. Und der Weg führte über Benny. Die Ärmſte, es half nicht, er konnte ſie nicht ſchonen —

Er fühlte das Herz klopfen bei dem Gedanken an ſie. Jetzt ſollte er — es war ſo ſelten, daß er mit ihr allein war. Und das hatte immer ſo ſeine eigne Spannung —

Ob er ſie bewegen konnte, mit ihm hinaus zu kommen! In dieſem herrlichen Wetter! Es war immer etwas ſo ſonderbar bedrückendes über dem großen Zimmer. Namentlich, wenn er mit ihr allein war.

Nun, er mußte ſehn, wie es ſich machte. Hier handelte es ſich um den Oberlehrer! —

Als er in das Zimmer trat, ſaß Julius da.

Na, Junge, ſitzeſt du bei dieſem Wetter im Hauſe? Iſt deine Schweſter daheim?

Sie iſt oben.

Willſt du nicht ſo gut ſein und ſie bitten, herunter zu kommen. Ich möchte ſo gern ein wenig mit ihr reden. Wenn ſie nicht ſchläft!

Das tut ſie gewiß nicht.

Julius ging. Nach einer Weile kam Benny.

Guten Tag!

Guten Tag, Fräulein Benny — aber? Was iſt denn heute nur mit Ihnen vor ſich gegangen?

Mit mir?

Sie ſehn ſo — ſo — ach! Nun hab ichs. Es iſt der weiße Kragen, der Sie ſo hell macht!

Sie errötete ein wenig.

Sie haben ſich ja geſtern über mich beklagt, ſagte ſie. Und dieſen hier, dachte ich, könnte ich umbinden.

Ach ja! Es iſt etwas ſo Schreckliches — bei dem Schwarz! Es legt ſich auf das Gemüt — es iſt ſo rettungslos! Jetzt finde ich, kenne ich Ihr Geſicht wieder —

Sie ſetzte ſich. Er blieb hinter einer Stuhllehne ſtehn.

Schläft Ihr Vater?

Sie zeigte lächelnd auf die Bibliothek. Es dröhnte dadrinnen, und Svend Bugge lächelte wieder.

Digitized by Google

Sie müssen entschuldigen, daß ich gekommen bin —

Ah!

So um diese Zeit, wo ich Sie doch vielleicht störe!

Sie schüttelte nur den Kopf und sah ihn mit einem warmen Blick an.

Aber da ist etwas, worüber ich mit Ihnen allein sprechen muß. Es handelt sich um Ihren Vater, Fräulein Benny!

Sie fuhr in die Höhe und sah ihn ängstlich an —

Ach nein, da ist nichts geschehn.

Ach, ich bin so ängstlich — ich weiß nicht, was es heute mit mir ist! Sie wandte sich ab und hielt die Hände vor das Gesicht. Es ist so dumm — entschuldigen Sie!

Liebes Fräulein Benny, ich bin ein rechter Tölpel, daß ich Sie so erschrecken konnte. Ich tue immer das Verkehrte, das, was ich am allerwenigsten tun will. Aber die Sache ist die, daß ich — daß Sie und ich eine kleine Unterredung über den Herrn Oberlehrer haben müssen. Ich finde nämlich, daß er überanstrengt aussieht. Ich glaube, er arbeitet zu viel. Er hat seine alten Kräfte noch nicht wiedergewonnen.

Darin haben Sie Recht. Das kann ich auch sehn!

Ja, und in der Schule sehn wir es alle. Er kann nicht alles das fertig bringen, was auf ihm ruht —

Ach nein, das glaube ich nicht. Er kommt so müde nach Hause — so müde, so müde, Svend Bugge!

Ja, ich habe schon lange darüber nachgedacht — aber es ist so schwer, es ihm zu sagen — daß er mir einige von seinen Stunden überlassen soll. Wenn auch nur eine am Tage. Denn die könnte ich ihm abnehmen.

Sie sind so gut —

Ach, Unsinn, das würde ja nichts sein. Aber leider sehe ich ein, daß das nicht genug sein würde.

Ist denn etwas vorgefallen? Sie können es mir ruhig erzählen —

Nichts weiter, Fräulein Benny, als daß heute ein paar prächtige, famose Jungen zu mir gekommen sind — die aus der Prima — und gesagt haben, sie wären besorgt, daß sie mit ihrem Examenpensum nicht zu Ende kommen würden. Die Ärmsten denken ja natürlich nur an ihre eignen Angelegenheiten —

Ja, natürlich!

Und dann vertrauten sie sich mir an in ihrer Not. Der Herr Oberlehrer ist so zerstreut, wissen Sie.

Ja, Vater ist immer zerstreuter geworden. Manchmal kann mir ganz bange dabei werden.

Das haben wir ja alle gesehn. Aber da ist kein Grund zu irgendwelcher Angst vorhanden. Es ist ja nur, daß seine Gedanken beständig das Eine umkreisen —

Benny saß da und sah sinnend vor sich hin.

Er denkt nur an Mutter, sagte sie. Es ist, als wenn nur sein Körper hier wäre. Seine Seele ist bei Mutter. Wenn wir allein sind, spricht er nur von ihr. Meist von alten Zeiten. Und worüber wir auch zu reden anfangen, was auch vorfallen mag — er kehrt immer zu Mutter zurück und zu dem Grabe — er freut sich so darauf, daß es nun im Frühling schneefrei wird, und daß wir es dann zurechtmachen können. Er spricht davon, daß Mutter unter dem Schnee liegt und darauf wartet.

Er geht viel nach dem Friedhof, sagte Svend Bugge. Jetzt, wo sie den Weg da hinauf ordentlich durch den Schnee gepflügt haben. Vor ein paar Tagen ging ich hinter ihm her. Ich wollte es Ihnen eigentlich nicht erzählen. Aber ich bin

Digitized by Google

ein wenig — ein ganz klein wenig ängstlich gewesen in der letzten Zeit, wenn er keine Begleitung haben wollte und immer allein ging. Der Weg führt quer über den Friedhof da oben von einer Pforte zur andern. Und da sah ich ihn auf und nieder wandern. Und zuweilen blieb er mitten auf dem Wege stehn — ungefähr auf der Höhe, wo Ihre Mutter begraben liegt. Der Schnee liegt ja tief. Er stand da und sah nach der Stelle hinüber. Und sprach dahinüber, und nickte und bewegte die Hand —

Benny weinte leise.

Aber dies ist ja nichts, weswegen man ängstlich zu sein braucht — in keiner Weise.

Ach nein, das ist im Grunde so natürlich.

Aber die Sache ist nur die, daß in der Schule — in den Stunden — da kann er ganz in seine Gedanken versinken und die Knaben vergessen —

Der arme Vater!

Ja, er bedarf der Ruhe. Ganzer, völliger Ruhe. Und dann wäre es ihm auch gut, wenn er einmal wegkäme. Vom — Friedhof und von allem andern, was täglich Erinnerungen in ihm wachruft. Zu etwas ganz anderm, was seine Gedanken mit Beschlag belegt.

Ja — aber —

Wenn man ihn bewegen könnte, Urlaub zu nehmen, Fräulein Benny — für den Rest des Schuljahres!

Ach ja, wenn das möglich wäre!

Das ist eine Kleinigkeit, das zu ordnen. Ich könnte im Handumdrehn einen billigen Stellvertreter schaffen, und während wir auf den warten, teilen wir uns in die Stunden. Ich habe mir die Sache überlegt, ein paar Klassen könnte man sehr gut im Geschichtsunterricht zusammenlegen, nun ja, das würde sich schon finden. Aber einen Stellvertreter müßten wir ja nehmen. Für die drei, vier Monate würde es ja nicht so teuer, wissen Sie.

Benny saß da und grübelte.

Ach was, in bezug darauf, wissen Sie, wenn es sich um Vater handelt! Wir leben in ganz guten Verhältnissen.

Ja, das wußte ich allerdings nicht, aber dann ist die Sache ja ganz klipp und klar!

Aber wohin sollen wir Vater —

Natürlich nach Kopenhagen zu Ihrem Onkel Fönns! Der ist jetzt ja zu Hause?

Ja, seit Weihnachten.

Nun gut. Dahin reist er, und dann schreiben wir an Fönnsens, wie es ist, und um was es sich handelt. Und Kopenhagen wird für den Herrn Oberlehrer geradezu ein Genuß sein. Denken Sie nur an alles das, womit er sich regalieren kann in historischer Beziehung und in andrer Weise! So wie er ist — wenn er da unten die Augen auftut, wird er gefesselt und interessiert sein!

Aber wie sollen wir ihn nur weg bekommen?

Mit dem Schnelldampfer, und zwar so bald wie möglich. In drei, vier Tagen ist er in Kopenhagen.

Ja—a —

Und — ja, liebes Fräulein Benny, Sie könnten ihn ja begleiten, wenn es nötig ist. Ich sollte meinen, Ihnen wäre es auch sehr gut, einmal wegzukommen und endlich einmal Frieden und Ruhe zu haben, wo Sie sich den ganzen Winter hier so angestrengt haben —

Ach, ich! und dann könnte ich ja Julius auch nicht allein lassen!

Julius, den langen Jungen! Die Sache ist ganz einfach. Wir überreden Doktor Lange, ihn ins Haus zu nehmen — für ein paar Monate. Rolf Lange ist

Digitized by Google

ja sein bester Freund! Und der Doktor und seine Frau sind gute Menschen, wenn wir es ihnen nur ein wenig auseinandersetzen — so lieb wie sie den Herrn Oberlehrer haben! Schließen Sie das ganze Haus ab! Die Blumen können Sie jemand übergeben, der sie begießt und pflegt —

Benny sah lächelnd zu ihm auf: Sie haben ja alles schon ganz genau ausgedacht!

Dabei ist doch nichts weiter auszudenken! Wenn man nicht so schrecklich ängstlich in bezug auf Geld zu sein braucht!

Ach was — Geld! Aber lieber Svend Bugge — wie sollen wir ihn nur dazu bewegen — es selbst zu wollen, meine ich! Vater ist ja nicht eigentlich krank, gottlob!

Ja, das ist die einzige Schwierigkeit. Das ist der Knoten. Aber ich habe gegrübelt und nachgedacht, wissen Sie — und es gefunden!

Nun?

Wir telegraphieren noch heute an Ihre Tante — an Tante Karo — an Frau Fönns. Ein mächtig langes Telegramm, worin wir ihr die Situation in zusammengedrängter, aber klarer Form auseinandersetzen. Und dann bitten wir sie, augenblicklich einen Brief an den Oberlehrer zu schreiben, einen eindringlichen Brief, daß er bald hinkommen müsse. Und wenn erst so ein Brief gekommen ist, dann haben wir das Fundament — Ihrem Vater gegenüber. Wir können ja nicht auf ihn eindringen und ihm erzählen, daß sie in der Schule über ihn klagen!

Das würde ja schrecklich sein!

Ja, das würde vielleicht sein Tod sein! Aber sehn Sie, wenn wir so eine richtig verlockende Einladung von Tante Karo hätten, ja, sie kann doch wohl so schreiben, daß ein gewisser moralischer Zwang dahinter ist?

Benny lachte.

Freilich, sie ist eine Meisterin im Briefschreiben!

Das hab ich mir gedacht! Und dann hätten wir so auf einmal was, womit wir anfangen könnten. Und da sollte es doch wunderbar zugehn, wenn wir ihn nicht ganz schnell zu der Reise überreden könnten! Namentlich, wenn Sie sich dahinter steckten und so recht rücksichtslos gegen ihre eigne Person bettelten — daß sie ihn begleiten dürfen! Und Doktor Lange sollte seinerseits drängen, und vielleicht auch der Direktor vorsichtig von seiner Seite! Und ich stünde fix und fertig mit dem Stellvertreter und der ganzen Sache in der Schule da —

Benny saß da und sah mit großen Augen vor sich hin.

Ach ja, wenn er weg käme!

Svend Bugge sah nach der Uhr — und lauschte nach der Bibliothek hinüber.

Aber nun müssen wir uns beeilen! Ich will gleich das Telegramm schreiben und es sofort zur Stadt bringen! Es hat Eile, wissen Sie! Jeder Tag —

Sie sah ihn erschreckt fragend an.

Ja, nein, es ist nichts weiter, sehn Sie — als dies hier mit den Schülern, die haben nämlich Eile, die armen Jungen — und sie dürfen nichts tun, nicht mit ihm selbst reden oder mit dem Direktor —

Benny stand auf und lief in ihr Zimmer, um Papier und Tinte zu holen.

Hier! sagte sie und stellte es vor ihn auf den Tisch. Er griff nach der Feder und setzte sich.

Es geht also in Ihrem Namen. Und die Adresse, haben Sie die?

Frau Karo Fönns. Alter Königsweg, Kopenhagen.

Svend Bugge schrieb und dachte nach.

Vater höchst bedürftig, herauszukommen. Nicht krank. Das müssen wir ausdrücklich betonen, finde ich.

Digitized by Google

Benny ſtand vor ihm und nickte.

Sie dürfen jetzt aber wirklich nicht ausſehn wie eine alte Frau! Wir werden die Sache ſchon beiſeiteln, das ſollen Sie ſehn, ſagte er.

Benny warf den Kopf in den Nacken und lächelte. Und Svend Bugge fuhr fort: Nicht krank. Überanſtrengt, nervös — nein, nervös iſt er eigentlich auch nicht. Laſſen Sie uns einmal ſehn — Überanſtrengt. Herzkrank — nein, das klingt ſo jämmerlich —

Svend Bugge kaute an dem Federhalter und ſah zum Fenſter hinaus, während er nachdachte. Endlich ſah er vom Fenſter zu Benny auf.

Sie ſtand mit einem ganz veränderten Ausdruck da, mit einem ſtillen, tiefen Lächeln ruhte ihr Blick auf ihm, als beobachte ſie ihn von fern mit unſagbarer Zärtlichkeit und Dankbarkeit.

Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe ſtieg, und beugte ſich über das Papier. Eine Weile ſaß er da und kämpfte mit ſich ſelbſt, ſah haſtig, faſt ängſtlich zu ihr auf und erhob ſich dann plötzlich.

Dies — dies iſt gar nicht ſo leicht! ſagte er mit heiſerer Stimme und ſchlenderte durch das Zimmer. Es handelt ſich darum, die Ausdrücke zu finden. Die richtigen —! Er ſtieß die Worte heraus.

Ach, wie gut Sie ſind, Svend Bugge! ſagte ſie leiſe und ſchüttelte langſam den Kopf.

Nur an uns denken Sie. An Vater und — an mich! und das haben Sie den ganzen Winter getan. Nur an uns gedacht!

Er ging ein Stück auf dem Teppich hin und her, haſtig, in kurzen Wendungen, ſchüttelte abwehrend den Kopf und bemühte ſich vergeblich, etwas zu ſagen.

Dann ſetzte er ſich gewaltſam auf den Stuhl und nahm den Federhalter. Er ſah zum Fenſter hinaus. Er war ganz heiß im Geſicht. Er biß die Zähne zuſammen, blinzelte mit den Augen, räuſperte ſich, klopfte heftig mit dem Federhalter auf den Tiſch.

Dann hielt er damit inne. Er ſaß noch eine Weile da und ſah hinaus. Endlich wandte er ſich zu ihr um, die hinter ihm ſtand. Seine Augen ſtarrten ſie an, groß, gleichſam hilflos, bange —

Ein Lächeln umzuckte ihre Lippen, und ſie ſchlug die Augen vor ſeinem Blick nieder.

Da erhob er ſich — automatiſch — und ging auf ſie zu.

Benny, ſagte er leiſe. Darf ich jetzt einmal an mich denken?

Sie ſah auf und lächelte.

Er ſtand da, unfähig zu ſprechen. Die eine Hand hatte er ausgeſtreckt.

Sie war ſo klein, ihm gegenüber, in dem ſchwarzen Kleide. Und ſie preßte die Arme gegen ihre Bruſt und wurde noch kleiner, ſchloß die Augen und beugte ſich zu ihm hin.

Sie verſchwand ganz in ſeiner Umarmung, und ſie kroch darin zuſammen, eng, eng und lange.

Benny! flüſterte er, über ſie gebeugt, ihr ins Ohr. Liebſt du mich? Liebſt du mich?

Da lehnte ſie den Kopf hintenüber, das Geſicht frei zu ihm erhoben und lächelte, lächelte, mit geſchloßnen Augen.

Und er küßte ſie —

Als Oberlehrer Hauk aus der Bibliothek hereinkam, erhoben ſich Benny und Svend Bugge vom Lehnſtuhl und gingen zuſammen auf ihn zu, der vor Erſtaunen in der Tür ſtehn geblieben war.

Digitized by Google

Gott segne euch, Kinder! sagte er endlich, als er Benny im Arm hielt, und reichte Svend Bugge die Hand.

Zwei liebe junge Menschenkinder — alle beide! Meine lieben kleinen Freunde!

Er strich Benny über das Haar: Vaters kleines Mädchen! sagte er. Und Sie, Svend Bugge! Mein Freund! Mein guter, treuer Freund!

Er stand da und lächelte. Dann schob er Benny sanft von sich: Gott segne euch, meine Kinder! Euch und eure junge Liebe! Und dann ging er.

Sie hörten, wie er draußen auf der Diele Pelz und Galoschen anzog, um auszugehn. Svend Bugge sah Benny fragend an.

Wir müssen ihn ruhig gehn lassen, sagte sie. Er macht es oft so.

Sie traten zusammen ans Fenster und sahen den Oberlehrer langsam die Landstraße hinabgehn. Er blieb von Zeit zu Zeit stehn. Endlich bog er nach links in der Richtung auf die Stadt zu ein.

Jetzt geht er nach dem Friedhof, sagte Svend Bugge.

Benny nickte.

Wie ich den Mann liebe! sagte Svend Bugge wieder.

Benny schmiegte sich an ihn.

Aber das Telegramm! sagte sie plötzlich.

Komm, wir gehn zusammen damit in die Stadt, und zwar gleich!

Aber wir sind ja noch gar nicht fertig mit dem Text! sagte sie.

Da brach er in ein schallendes Gelächter aus, und Benny lachte mit ihm, und sie lachten beide ausgelassen — und fuhren plötzlich auseinander. Es kam jemand an die Eßstubentür.

Es war eins der Mädchen, die bange geworden war. Solch ein Lachen hatte man seit ewigen Zeiten hier im Hause nicht gehört. Sie steckte den Kopf zur Tür hinein und verschwand wieder.

Sie waren beide still geworden. Er knitterte das angefangne Telegramm zusammen. Und dann gingen sie.

Sie gingen nach dem Oberweg hinauf. Vom Hause aus führte kein Steig da hinauf. Svend Bugge mußte vorangehn und einen Weg für sie durch den tiefen Schnee bahnen.

Hier sind wir allein, sagte er und zog sie an sich. Und so gingen sie weiter. Es ist das mit dir, weißt du —

Nein, sagte sie, jetzt ist wirklich die Reihe an mir, einmal etwas zu sagen! Hier draußen — ah — die Luft tief einzuatmen und glücklich zu sein! Weißt du, was du bist, Svend?

Nein, davon habe ich keine Ahnung!

Du bist ein Gießbach. Ein Wasserfall. Der über mich hinstürzt, und ich beuge nur den Kopf und mein ganzes Ich unter dich — unter alle deine herrlichen Worte!

Es wird mir so schwer, mich auszudrücken, weißt du ...

Sie lachten laut auf in der Frostluft. Dann sagte sie ruhig: Weißt du wohl noch, daß du mir vor nicht gar zu langer Zeit etwas — Wunderbares gesagt hast?

Nein, ich weiß nur alles das, was ich dir nicht gesagt habe.

Die höchsten Gedanken könnten aufrecht in meine Augen hineingehn. Das hast du gesagt. Und wenn du dasäßest und studiertest und lösest und etwas funkelnagelneues und wunderbares fändest, dann sehntest du dich danach, es mir zu sagen!

Er blieb stehn und sah ihr in die Augen: Benny! Deine Augen — sind der Himmel! Zwei Augen, zwei Augen so dunkelblau, die strahlen mich an wie des Himmels Tau!

Digitized by Google

Wie sonderbar das war, sagte sie sinnend, daß du das vom Himmelstau sagtest!

Das ist doch nicht so sonderbar, es ist ja das Lied, das du singst!

Ja —

Übrigens — ja — es ist eigentlich doch wunderbar. Du weißt ja nicht, daß ich es gehört habe. Es war eines Tags ganz früh im Herbst, in der Bibliothek, wo ich mit deinem Vater saß, und da fingst du an, das Lied zu singen, das ich nie gehört hatte. Und da erhob dein Vater die Hand und sagte: St! Und dann saßen wir da und hörten dich das Lied zu Ende singen. Als du fertig warst, fing der Oberlehrer an, im Zimmer auf und nieder zu gehn, und so sehr ich mich auch bemühte, auf das zurückzukommen, wovon wir gesprochen hatten, er antwortete mir nicht. Schließlich sagte er: Das ist ein außerordentlich schönes Lied! Er hatte an nichts weiter gedacht als an das Lied —

Den Tag, als du das von den Augen zu mir sagtest — als wir oben nach dem See hinaufgingen, weißt du noch?

Ob ich das noch weiß!

Als ich damals nach Hause kam, war Mutter elend. Es war am Tage vor ihrem Tode.

Ja, ach ja, das war es.

Da habe ich das Lied gesungen. Und da war Mutter aufgestanden — sie wollte wohl irgend etwas holen, die Ärmste. Und mitten während des Liedes kam sie ins Zimmer hinein. Und da fiel sie um und wurde ohnmächtig.

Sie war ja elend.

Ja, sie war elender, als wir ahnten!

Sie gingen eine Weile schweigend weiter. Dann sagte sie: Weißt du, wie wunderlich der Spaziergang für mich war — an dem Tage nach dem See hinauf?

Ja, ich habe mich nur gewundert, daß ich an dem Tage mit dem Leben davon gekommen bin!

Du —?

Ich war so verliebt in dich, daß ich glaubte, ich müßte wahnsinnig werden!

Als ich dir auf der Straße begegnete, weißt du, was mir damals passiert war?

Du warst in einer Missionsversammlung oder dergleichen gewesen.

Pastor Kalland hatte um mich angehalten.

Kalland! — der freche Kerl!

Benny lachte laut. Dann sagte sie ernsthaft: Wir dürfen nicht darüber lachen. Ich habe es seither so gut verstehn lernen. Der arme Kalland! —

So ein alter Kerl!

Ach so alt ... Das ist doch nicht so gefährlich!

Was hast du ihm denn gesagt?

Es war so sonderbar, daß wir von dem Liede sprechen mußten! Weißt du, Sven, als Mutter an dem Abend zu Bett gekommen war, und Doktor Lange dagewesen war und gesagt hatte, daß es nicht so gefährlich sei, da setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an Kalland.

Hab ich je so was gehört! Einen Brief an Kalland!

Er hatte mir gesagt, er wolle auf Antwort von mir warten. Und dann schrieb ich ihm am Abend, er solle nie, niemals auf eine Antwort von mir warten, auf eine andre als nein nämlich. Denn ich sei mir ganz sicher und klar darüber geworden.

Geworden —?

Digitized by Google

„Alle die höchsten Gedanken können aufrecht durch Ihre Augen gehn!“ Ja. Seit dem Spaziergang wußte ich, daß ich dich liebte, Svend, oder nein — ach nein, das wußte ich schon früher. Aber an dem Abend wußte ich, daß du mein Schicksal seiest. Ich wußte es nicht, aber ich wußte es doch, daß du mich liebtest. Oder vielmehr — ach nein, es ist mir unmöglich, zu erklären. — Aber ruhig und erhaben, wie von einem hohen stillen Berg herab schrieb ich an Kalland.

Hättest du es dir früher vorstellen können —?

Svend! sagte sie in heftiger Erregung, du hast mir das Leben gerettet. Ach ja, das war es ja, was ich die ganze Zeit habe sagen wollen! Aber du stürmst mit mir dahin, sodaß ich alles vergesse — Svend! Ich habe dich geliebt, solange ich lebe! Seit ich ein ganz kleines Mädchen war —

Das war ja doch Napoleon! Ich war eifersüchtig auf Napoleon, die ganze Nacht nachher —!

Svend! Ach, Svend! Du bist ja Napoleon!

Aber dann war es J. P. Jakobsen! Du kannst doch eigentlich nicht sagen, daß ich Ähnlichkeit mit dem habe!

Sage das nicht! entgegnete sie nachdenklich. — J. P. Jakobsen — alle Sehnsucht nach dem Leben, die hatte er. Und du — du bist das Leben. Das Leben selbst!

Nein, weißt du was, nun setzen wir uns hier auf diesen Stein. Das heißt, ich setze mich hierher, und du setzest dich zu mir. Denn dies geht nicht so weiter. Wenn du so unaufhörlich redest, kommen wir nie nach dem Telegraphenamt! Du mußt vorsichtig mit dem sein, was du zu mir sagst! Ich kann es nicht vertragen, ich werde verrückt von so etwas!

Svend! seit ich ein kleines Mädchen war, habe ich gewußt, daß ich dich liebte. Du bist die Welt! die Welt! Dadraußen — dadrüben — ach, das ist ein andres Leben, als vernünftige Leute es leben — Ach, Svend, du bist alles das, wonach ich mich gesehnt habe, seit ich mit meinen Puppen spielte und mich allein versteckte, und sie wollten es mir nehmen, und dann kamst du und gabst es mir alles, weil du es alles bist. Du hast mir das Leben gerettet, Svend!

Ich bin ein kleiner Junge, sagte er. Ein kleiner Junge, der dich liebt!

Ach, Svend! Du kommst nie auf den Grund meiner grenzenlosen Liebe zu dir!

Du bist der kleinste, der allerkleinste von allen Menschen, mir ist, als könnte ich deine ganze kleine Person in meine Tasche stecken — wie ein Eichhörnchen! Und dann sagst du so etwas zu mir, und ich empfinde es als eine gewaltige Macht, Benny, als eine Stärke und eine Kraft über alle Kräfte des Lebens. —

Als sie endlich in die Stadt kamen, gingen sie hübsch ordentlich nebeneinander her. Aber als es sich darum handelte, den Text des Telegramms an Tante Karo aufzusetzen, mußten sie wieder ganz zur Stadt hinaus, nach dem andern Ende, nach Norden zu.

Endlich war das Opus fertig, und Benny wußte es auswendig. Sie ging auf das Telegraphenamt, und Svend Bugge blieb draußen stehn und wartete.

Es war fast Abend geworden, als sie nach Hause kamen.

Der Oberlehrer saß in einem Lehnstuhl im Wohnzimmer, eine Decke über die Knie gebreitet.

Dir fehlt doch nichts, Vater? fragte Benny besorgt.

Nein nein, Kind, ich bin nur ein wenig müde. Ich fühlte es gleich, als ich hinaus kam. Es ist kein langer Spaziergang geworden. Ja, ich war ganz müde! Aber nun bin ich wieder frisch, meine Kinder!

Digitized by Google

Man hatte Julius nichts gesagt, und das Abendessen verlief ein wenig schweigend mit versteckter Heiterkeit.

Als der Junge gute Nacht gesagt hatte und hinaufgegangen war, stand der Oberlehrer auf und sagte lächelnd: Ja, Kinder, nun müßt ihr zu euerm alten Vater hereinkommen, zu einem kleinen Fest in seiner Höhle!

Er ging voran und öffnete die Türen zu der Bibliothek.

Mitten auf dem großen Arbeitstisch thronte oben auf einem Haufen Bücher eine Champagnerflasche. Drei Gläser standen, wo Platz für sie war.

Die Anrichtung ist freilich nicht standesgemäß, sagte er. Da aber die Sache so geheimgehalten werden sollte, habe ich alles selbst besorgen, die Flasche aus dem Keller heraufholen müssen!

Ach, Vater!

Der Champagner wurde eingeschenkt, und der Oberlehrer erhob sein Glas: So trinken wir denn auf eure junge Liebe — für alle Jahre des Lebens — daß sie immer jung bleiben möge!

Sie setzten sich, und es wurde still unter ihnen.

Ja, Kind, sagte endlich der Oberlehrer. Jetzt sieht Mutter auf uns herab und lächelt zu euerm Glück! Von ihrer hohen Stätte aus, wo Klarheit herrscht, und von wo aus sie in unsre Herzen herabschaut. Sie freut sich sicher über ihr Töchterchen! Und über Sie — über dich, Svend Bugge, der du nun ihr Sohn wirst, wie du der meine bist!

Benny trocknete ihre Augen. Svend Bugge ergriff des Oberlehrers ausgestreckte Hand über dem Tisch.

Danke!

Dann saß der Oberlehrer in Gedanken versunken da.

Ja ja ja, Mutter hatte die große Liebe, ein Stück von der Ewigkeit. Ach, sie war schön, meine Kinder! Jung und schön war sie und von edelm Sinn. Das erstemal, als ich sie sah, Kind, das war in ihres Vaters Garten. Ich kam nichts ahnend von all dem Glück, das für mich in dieser Stunde erblühn sollte. Und sie trat mir entgegen in einem Rahmen von Goldregen. Ja, wie in einem Portal von schimmerndem Golde stand sie vor mir!

Sie saßen schweigend da, während der Wein in den schlanken Gläsern perlte. Der Oberlehrer schloß die Augen.

Du bist müde, Vater!

Ja, Kind, ich bin ein wenig müde. Und er sagte lächelnd: Ich bin so glücklich. Du, über euch beide. Und davon kann man wohl müde werden! Aber wir dürfen den Wein nicht schal werden lassen —!

Nach einer Weile erhob sich der Oberlehrer.

Ich tue wohl am besten daran, zu Bett zu gehn. Und ich denke, ihr werdet nichts dagegen haben, allein zu sitzen. Gute Nacht, meine geliebten Kinder!

Er ging in das nebenan liegende Schlafzimmer.

Benny und Svend saßen lange schweigend da. Dann erhob er das Glas: Dein Wohl, mein Lieb!

Sie rückte zu ihm heran.

Sie hörten den Oberlehrer nebenan. Er sprach mit sich selber.

Ach, das tut er jeden Abend, sagte Benny. Er spricht mit Mutter. Es ist ganz, als sei sie noch da. Wir wollten ja Mutters Bett hinaussetzen, aber wir durften es nicht. Und er spricht mit ihr über alles, über Julius Schularbeiten, über die Schule — Ich bin überzeugt, jetzt spricht er über uns. Im Anfang war es so unheimlich, daß mir ganz bange wurde. Ich glaubte, es sei ihm etwas

Digitized by Google

zugestoßen, und dann guckte ich durch die Tür. Er merkte es nicht. Und da lag er auf den Knien und streichelte Mutters Kopfkissen —

Und seither bist du nicht wieder bange gewesen, wie?

Nein, seither bin ich nicht bange gewesen — Und nun wird mir nie im Leben wieder bange sein! Bei dir!

Benny!

Sie saßen beieinander — lautlos.

Da richteten sie sich beide auf und lauschten. Es klang so laut und deutlich aus dem Nebenzimmer zu ihnen herein: Ja ja, in einem Portal von schimmerndem Golde!

* * *

Als Svend Bugge am nächsten Morgen im Begriff war, zur Schule zu gehn, kam Oberlehrer Hauks Mädchen mit dem Bescheid, daß der Oberlehrer über Nacht gestorben sei.

Sie hatten ihn im Bett gefunden, ruhig und friedlich — als schlafe er.

* * *

Von dem hohen Kirchturm herab läuteten die Glocken. Der Klang zitterte lange nach in der frostklaren Luft.

Schimmernd weiß lag das Land da mit seinen Bergen, so festtägig still in dem Schneegewand. Der Sund flutete dunkelblau, und auf den Hügeln stand der Birkenwald und glitzerte von Reif.

Den Friedhofsweg hinan bewegte sich der lange, schwarze Leichenzug. Die Letzten waren noch nicht aus dem Schulportal heraus. An der Spitze, hoch oben auf dem Hügel, schritt die Prima als Wache und Garde der florumwundnen Schulfahne.

Dann folgte der schwarze Wagen mit dem unter Blumen begrabnen Sarge des Oberlehrers.

Und der Glockenklang zitterte lange nach in der sonnigen Frostluft.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

16. November 1908

(Die Reichstagsdebatten über das Kaiserinterview. Die Franzosen und das Grubenunglück in Westfalen.)

Heute ist es unmöglich, mit etwas anderm zu beginnen, als mit einem Rückblick auf die Reichstagsdebatten über das unglückselige Kaiserinterview des Daily Telegraph, dessen authentischer englischer Text übrigens in Deutschland immer noch nicht in weitern Kreisen bekannt geworden ist. Auf die einzelnen Reden hier einzugehn, ersparen wir uns gern; sie sind durch alle Tagesblätter gelaufen und von allen Seiten beleuchtet worden. Aber eins verdient hervorgehoben zu werden, weil es etwas höchst seltnes ist. Der Reichstag war einmal vom äußersten rechten bis zum äußersten linken Flügel einig in seinem Urteil, einig wie das deutsche Volk, das er vertritt, und wie die deutsche Presse. Leider war dieses Urteil zunächst rein negativ, war eine scharfe, zu schonungslose Kritik am Oberhaupte der Nation, eine Kritik, wie sie niemals ein modernes Parlament an seinem Monarchen geübt hat. Das war des Reichstags gutes Recht; zu bedauern bleibt aber doch, daß

Digitized by Google

dabei das, was der Kaiser schon Positives für das Reich geleistet hat, gänzlich zurücktrat, und daß nur eine Partei, die Konservativen, einen Ton persönlicher Anhänglichkeit fand. Und etwas sehr Positives ging doch auch aus diesen peinlichen Debatten hervor: der einmütige Wille des Reichstags und der Nation, die konstitutionelle Verfassung unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, ein sogenanntes persönliches Regiment unbedingt auszuschließen. Der Kaiser möge sich enthalten, irgendwie außerhalb des amtlichen Kreises gegen unverantwortliche Personen, vollends gegen unkontrollierbare Ausländer über politische Dinge, vor allem über Dinge der auswärtigen Politik persönliche Ansichten zu äußern, die den Gang dieser Politik stören können, weil sie in seinem Munde sofort eine weittragende unberechenbare Bedeutung gewinnen; er möge auch nicht meinen, durch persönliche Bemühungen dieser Art die Stimmung eines fremden Volkes für sich und uns gewinnen zu wollen — das ist in diesem Falle völlig fehlgeschlagen —; er möge endlich auf ein fremdes Volk nicht mehr Rücksicht nehmen als auf sein eignes, indem er sich zu dem, was seine Deutschen weniger dachten, als mit Leidenschaft und aus edeln Motiven für die Buren empfanden, in Gegensatz stellt; diese Forderungen sind es, die aus allen Reden herausklangen. An sein monarchisches Recht, seinen persönlichen Willen amtlich zur Geltung zu bringen, hat der Reichstag nicht getastet; einen Schattenkaiser, der nur der höchste Beamte seines Parlaments wäre, der, wie die alte Phrase lautete, nur herrscht, nicht regiert, will kein guter Deutscher. Aber der Kaiser selbst hat gleich am Beginn seiner Regierung als die Regel seines eignen Waltens den Satz Friedrichs des Großen proklamiert, daß der König des Volkes erster Diener sein solle, und weiter verlangen auch die Deutschen nichts. Die andern Maxime des alten Absolutismus freilich: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!“ weisen sie mit Bestimmtheit zurück, denn sie hat Preußen nach Jena geführt und ist unmöglich für ein selbstbewußtes, gereiftes Volk.

Eins aber muß jeden, der es ehrlich meint mit Kaiser und Reich, mit tiefer Trauer und banger Sorge erfüllen. Die Veröffentlichung des Interviews hat nicht nur dem persönlichen Ansehen des Kaisers, sondern auch dem Kaisertum und dem monarchischen Prinzip unermeßlichen Schaden zugefügt. Ein Monarch, der heute nicht mit seinem Volke empfindet, nicht innerlich mit ihm lebt, wie es in so einziger Weise der alte Kaiser Wilhelm, der „Siegreiche“ in jeder Beziehung, verstanden hat, gefährdet nicht nur sich, sondern die Monarchie, denn das Volk unterscheidet nicht die Person von dem Amte, am wenigsten das deutsche. Und jetzt droht sich wieder der bei uns unausrottbare Partikularismus aller Sorten und die republikanische Strömung mächtig zu verstärken. Wie viel Blut und Arbeit hat es doch gekostet, dieses Reich deutscher Nation aufzurichten, und wie viel Begeisterung hat es erweckt! Jetzt ist es, als wenn uns der Boden für diese Empfindungen unter den Füßen weggezogen würde. Auch denen, die immer für den Kaiser eingetreten sind, waren die Waffen aus der Hand gewunden. Nur der Gedanke kann uns etwas trösten: die Personen sind vergänglich, die Nation als solche lebt weiter, solange sie sich nicht selbst aufgibt, ist irdisch gesprochen unsterblich, und als eine Nation haben sich die Deutschen hier wirklich gezeigt.

Gegen die Wiederkehr ähnlicher Erfahrungen hat man Garantien verlangt, vor allem eine verstärkte Verantwortlichkeit des Reichskanzlers dem Reichstage gegenüber. Aber kein Reichskanzler wird die formelle Bürgschaft dafür übernehmen können, daß sein Monarch in irgendeinem unbewachten Augenblicke vielleicht der Erregung irgendeine verfängliche Äußerung gegen ungeeignete Personen tut. Er kann seinen Abschied fordern und erhalten, das ändert aber nichts an dem Geschehenen. Die einzige wirksame Garantie ist der eigne freie Entschluß des Kaisers, seine impulsive Natur zu zügeln und die Äußerungen seines starken persönlichen

Digitized by Google

Machtbewußtseins in Schranken zu halten. Das vorliegende Problem ist also weniger politisch als psychologisch. Darin liegt einerseits die Schwierigkeit, andrerseits unsre Hoffnung, denn an der Hochherzigkeit und dem edeln Willen, an der hohen Intelligenz und der Pflichttreue des Kaisers zweifelt auch heute kein Mensch.

Unsrer auswärtigen Politik hat das Ganze übrigens viel weniger geschadet als man anfangs annahm, und die Haltung der Franzosen bei dem furchtbaren Grubenunglück in Westfalen zeigt zugleich, welch unermeßliche Torheit es gewesen wäre, wenn es wegen der elenden Fremdenlegionäre von Casablanca zwischen den beiden großen Kulturvölkern zu einem offnen Konflikt gekommen wäre.

Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. Zu unserm Artikel in Nr. 41 der Grenzboten erhalten wir von einem Offizier des Großen Generalstabs folgende Bestätigung und Ergänzung: „Das vorläufig noch nicht aufgefundne fünfte Geschütz wird Herr Picquart wohl vergeblich suchen. Es sind im Feldzuge verloren gegangen: 1. Am 10. November 1870, am Tage nach dem Gefecht bei Coulmiers, zwei bayrische Reservegeschütze. Französische Kavallerie nahm bei St. Péravy eine zurückgehende bayrische Munitionskolonne mit 21 Munitionswagen, 2 Reservegeschützen, 110 Pferden und 83 Mann. 2. Am 28. November 1870 ging bei Beaune-la-Rolande ein Geschütz der dritten schweren Batterie des Feldartillerieregiments Nr. 10 ehrenvoll verloren; 2 Fahrer, 5 Mann der Bedienung, 4 Pferde waren außer Gefecht gesetzt. Ein zweites Geschütz derselben Batterie konnte noch gerettet werden. 3. In Etrepagny wurde am 30. November 1870 eine Erkundungsabteilung überfallen. Ein Geschütz der zweiten reitenden Batterie des sächsischen Feldartillerieregiments ging dabei verloren.

Merkwürdigerweise läßt uns das Generalstabswerk bei diesen Nachforschungen vollständig im Stich. Es schreibt in Band V S. 1540 im Kapitel »Ergebnisse des Krieges«, es seien verloren gegangen 1 Fahne (preußischerseits rechnet man die Fahne des 2. Bataillons vom 16. Regiment nicht als verloren, weil am folgenden Tage ein Stück der Fahnenstange gefunden und um dieses später die neue Fahne herangeflickt worden ist. Die Franzosen, die die Spitze mit den Bändern nahmen und den obern Teil der Stange, an der das Fahnentuch gesessen hätte, wenn es noch vorhanden gewesen wäre, sind ebenso berechtigt, sich als Besitzer der Fahne anzusehen). Ferner heißt es im Generalstabswerk: sechs (!) Geschütze seien verloren gegangen, und dazu die Anmerkung: »Einschließlich zweier Reservegeschütze. Außerdem gingen 2 Geschütze am 18. August verloren, welche aber durch die Kapitulation von Metz wieder in die Hände der Deutschen zurückgelangten.« Nach diesem Wortlaute müßte man annehmen, daß 6 Geschütze verloren gegangen seien. Das ist jedoch nicht der Fall."

Zu diesen dankenswerten Mitteilungen fügen wir noch folgendes hinzu: Von dem Schicksal der am 18. August erbeuteten Fahnenteile hat der Eclair vom 26. September d. J. auf Grund französischer Quellen folgende interessante Schilderung gegeben: „Am Abend des 16. August erlitt die deutsche Brigade von Wedel, die die rechte Flanke der französischen Schlachtlinie angriff, bei der Ferme Greyère eine vollständige Niederlage. Durch das Feuer der Division Cissey buchstäblich zerschmettert, flohen die deutschen Regimenter in völliger Auflösung; sie wurden von unsrer Brigade Goldberg verfolgt. Bei dieser Verfolgung wurde eine Fahne des 16. Regiments unter einem Haufen von Gefallnen erobert. Der Leutnant Chabal bemächtigte sich ihrer, die Fahne wurde dem Obersten des 57. Regiments übergeben, der sie zum General Cissey tragen ließ. Einen Monat lang blieb die Trophäe auf der Esplanade in Metz ausgestellt. Dann wurde sie ins Arsenal geschafft.

Digitized by Google

Bei der Übergabe wurde sie durch Artillerieoffiziere gerettet, die sie zu Thiers brachten. Aber sie war unvollständig, es fehlten verschiedne Teile. Der Schiffskapitän Coffinières de Nordeck hatte von seinem Vater, der damals Gouverneur von Metz war, ein Stück schwarze Seide erhalten, das von der Fahne herrührte. Dieses Stück übergab er der Regierung. Die Trophäe wurde am 2. März 1872 im Hôtel des Invalides aufgestellt.

Hierzu schrieb der Oberst Chabal folgende Bemerkungen:

Monsieur le Rédacteur. Je viens de lire votre article du 26 septembre relatif aux trophées pris à l'ennemi en 1870.

Au sujet du fameux drapeau, celui du 16e régiment d'infanterie prussienne vous vous exprimez ainsi: »Dans cette poursuite, le drapeau du 16e régiment prussien fut conquis sous un tas de cadavres. Ce fut le lieutenant Chabal qui s'en empara ...«

Je vous serais personnellement très reconnaissant, monsieur, de vouloir bien, si l'occasion s'en présente encore, dire: que je me suis emparé dudit drapeau, les armes à la main, dans une lutte où le bas de la hampe rompue fut retrouvé dans les mains de mon adversaire.

Veuillez agréer, monsieur le rédacteur, l'assurance de ma respectueuse considération. Le commandant CHABAL.

Das bei Etrepagny erbeutete sächsische Geschütz hat sich in Frankreich noch immer nicht gefunden. Es wird also wohl die Vermutung richtig sein, die in den „Aufzeichnungen über das 1. Kgl. Sächs. Ulanenregiment Nr. 17“ (Berlin, 1891) steht; hier sagt der Verfasser, der damalige Rittmeister Schmaltz, auf S. 102 in einer Anmerkung: „Premierleutnant Lindner, der nach dem Überfall große Anstrengungen gemacht hat, etwas über den Verbleib dieses Geschützes zu erfahren, hat schließlich festgestellt, daß es auf dem eiligen Rückzug wahrscheinlich irgendwo ins Wasser geworfen worden ist.“ Die Aufzeichnungen des Ulanenregiments Nr. 17 enthalten eine ziemlich ausführliche Schilderung von dem für jeden Offizier höchst lehrreichen Überfall in Etrepagny; es sind hier auf deutscher Seite offenbar schwere Fehler im Sicherheitsdienst gemacht worden. Aus Leserkreisen ist uns von verschiednen Seiten ein kleiner gedruckter Bericht über diesen Überfall zugesandt worden; dieser Bericht stammt von dem Veteranen Peter Schöffler (Leipzig-Gohlis, Gothaer Str. 16), der an dem verloren gegangnen Geschütz Mittelreiter war und wesentlich dazu beigetragen hat, daß bei dem mörderischen Straßenkampf in der dunkeln Novembernacht wenigstens das zweite Geschütz gerettet wurde. Dem kranken ehemaligen Kanonier scheint es schlecht zu gehn; wir möchten deshalb unsre Leser, die einmal ein paar Pfennige übrig haben, auf diesen Veteranen von Etrepagny aufmerksam machen. E. G.

Ein Buch für den Weihnachtstisch des Kolonialfreunds. Es ist jetzt viel von der Besiedlung Deutsch-Südwestafrikas die Rede, und mit Recht, denn sie ist ohne Zweifel eine nationale Frage ersten Ranges. Da aber die Auswanderungslustigen in der Regel gar keine Vorstellung von dem Leben haben, das ihrer drüben wartet, so wird auf verschiedne Art versucht, die so notwendige Aufklärung zu verbreiten. Unter anderm sind verschiedne „Wegweiser“ und „Ratgeber“ erschienen, die in vortrefflicher Weise dem angehenden Ansiedler den einschlägigen Wissensstoff zu vermitteln suchen. Aber sie enthalten eben mehr oder minder trockne Angaben, die nicht für jedermann verständlich und verdaulich sind. Sie müssen ergänzt werden durch Schilderungen aus dem Leben, wie sie ein soeben bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienenes Buch von Maria Karow bietet: Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. (Preis geb. 5 Mark.)

Digitized by Google

Das Buch, bis jetzt das einzige seiner Art, ist mit einem Geleitwort unsers kolonialen Mitarbeiters Rudolf Wagner versehen, das wir als treffende Würdigung ihrem wesentlichen Inhalt nach hier wiedergeben wollen: „Durch den Krieg ist Südwestafrika unsre volkstümlichste Kolonie geworden. Kein Wunder, sind doch Tausende deutscher Krieger hinausgezogen, das Land der deutschen Flagge zu erhalten, die Greueltaten der Hereros und Hottentotten zu sühnen und Sicherheit zu schaffen für neue friedliche Arbeit.

Viele haben es sich nicht nehmen lassen, ihre Erlebnisse in dem eigenartigen Lande zu schildern. So ist eine Fülle von Büchern entstanden, deren beste Seite die ist, daß sie die Erinnerung an die Heldentaten unsrer tapfern Krieger bei der Nachwelt wachhalten werden. Es ist manch prächtiges Werk darunter, das bleibenden Wert besitzt.

Über Land und Leute im allgemeinen kann der nicht im unklaren sein, der einige dieser Schilderungen aufmerksam gelesen hat. Südwest ist ein trotziges Land, das sich nur dem erschließt, der eine Kampfnatur ist, den das Bewußtsein, als freier Mann über seinen Besitz zu reiten, für Entbehrungen und Mühsale, für schweres Ringen um den Erfolg seiner Pionierarbeit zu entschädigen vermag. Die Eingebornen treten uns aus diesen Büchern in ihrer ursprünglichen Unzuverlässigkeit und wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit entgegen. Noch nichts deutet an, daß sie unsern Ansiedlern mit der Zeit unter dem Zwang der Not willige Mitarbeiter werden könnten. Aber fast allen derartigen Schilderungen haftet der Übelstand an, daß sie uns Land und Leute von der »Pad«, vom Kriegs- oder Jagdzug aus gesehen, zeigen. Nur einige fachmännische, nicht für den Familienkreis bestimmte Werke behandeln das Land vom Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Arbeit. Farmwirtschaft, Viehzucht und Gartenbau oder das Problem der Eingebornenpolitik sind Stoffe, die für das große Publikum wenig verdaulich sind. Nur vereinzelt wird die Rassenfrage, die Reinerhaltung der deutschen Bevölkerung und die Ausgestaltung der Kolonie zu einer rein deutschen Familiensiedlung gestreift.

Bis jetzt hat uns aber ein Werk gefehlt, das den deutschen Farmer bei seiner täglichen Arbeit schildert, in seinen Bemühungen, das wilde Land in ein Kulturland umzuwandeln, die Eingebornen zu brauchbaren Mitarbeitern zu erziehen. Fast vergessen ist bisher der Anteil der deutschen Frau an dieser Arbeit geblieben. Schon lange haben wir nach einem Buch gejahndet, das den kolonialbegeisterten deutschen Frauen und Mädchen ein anschauliches Bild gibt von der wichtigen Aufgabe, die der deutschen Frau bei der Schaffung der ersten überseeischen Familiensiedlung unter deutscher Flagge zufällt. Diese Lücke füllt das Buch von Maria Karow aus.

Ihre bei aller Schlichtheit lebendigen, von freundlichem Humor getragnen Schilderungen werden unsrer Kolonie sicher Freunde werben. Namentlich der deutschen Frau werden sie zeigen, daß sich in Südwest ein neues Feld auftut, wo sie mitarbeiten kann an der Gesunderhaltung der Nation, wo sie dem Manne noch eine Mitarbeiterin sein kann im wahren Sinne des Worts."

Inmitten einer fremdartigen unberührten Natur zieht an uns das Alltagsleben einer deutschen Farmerfamilie mit all seinen Mühen und Gefahren, aber auch reichen Freuden und Erfolgen vorüber, wir fühlen den Zauber freien tüchtigen Schaffens, der uns in dem nervenaufreibenden Hasten des modernen Lebens vielfach verloren gegangen ist.

Villa Madama. Wer Rom mit Muße genossen hat und namentlich die Architekturdenkmäler, an denen die Umgebung der Ewigen Stadt so reich ist, im Rahmen der Landschaft zu verstehn bestrebt gewesen ist, auf den wird die kleine Villa am Abhange des Monte Mario, die unter dem Namen der „Villa Madama" bekannt ist, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben.

Digitized by Google

Wenn die Nachmittagssonne eines Sommertages noch ihre glühenden Strahlen auf das Häusermeer Roms und die lechzende Campagna sendet, träumt die einsame Villa schon im Schatten des schützenden Berges und ladet mit ihren kühlen Gemächern und ihrem hohen, von zwei Gewölbebogen getragnen Altane zur Einkehr und zur Umschau über das Tibertal nach Ponte Molle hin, über die Häusermassen der Stadt und über die weite Steppe der Campagna, die ostwärts bis zum Albaner- und zum Sabinergebirge ansteigt.

Aber es ist nicht nur die unvergleichliche Lage der Villa, was auf den Besucher einen so eigentümlichen Zauber ausübt, es ist auch der künstlerische Reiz dieses äußerlich so schlichten und leider auch lange recht verwahrlosten Villentorsos, es ist der universelle Genius Raffaels, der uns hier in seinem letzten und bedeutendsten architektonischen Werke entgegentritt, und den die Pietätlosigkeit späterer Baumeister ebensowenig zu verdunkeln vermocht hat wie der Vandalismus fremder Söldnerscharen und der verheerende Einfluß der Elemente. Was von dem so großartig geplanten Werke zur Ausführung gelangt und bis auf unsre Tage erhalten geblieben ist, läßt erkennen, daß es Raffael auch als Architekt verstand, alle räumlichen Hindernisse nicht nur gleichsam spielend zu überwinden, sondern sie geradezu seiner Kunst dienstbar zu machen und die Formensprache der Antike mit neuem, lebendigem Geiste zu erfüllen.

Freilich, das Schönste, was hier geplant war, der große Hof als Mittelpunkt der ganzen Anlage, die offnen Hallen, das Theater, die Rennbahn und die herrlichen Gartenanlagen, ist nur ein Künstlertraum geblieben, oder doch nur zum kleinsten Teile und in sehr modifizierter Gestalt verwirklicht worden, und in die Freude über das, was wir hier greifbar vor uns haben, mischt sich die Wehmut der Erkenntnis, daß auch dieser Torso über kurz oder lang dem gänzlichen Verfall unterworfen sein wird.

Da ist denn ein kürzlich erschienenes umfangreiches Tafelwerk mit Dank zu begrüßen, das berufen scheint, das berühmte Baudenkmal mit all seinen architektonischen Einzelheiten und seinem reichen Schatz an Motiven einer leichten und gefälligen Wand- und Deckendekoration in Stuck und Malerei wenigstens in bildlichen, nach photographischen Aufnahmen in Lichtdruck hergestellten Wiedergaben auf die Nachwelt zu bringen, und das zugleich durch die Reproduktion der alten Originalpläne einen Einblick in die Baugeschichte gewährt. Es trägt den Titel: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Begonnen als Semperpreis-Studie 1890 in Rom von Professor Theobald Hofmann. I. Villa Madama zu Rom. Mit 50 Lichtdrucktafeln. (Zittau, Richard Menzel Nachf. — auf der Mappe: Leipzig, Gilbersche Verlagsbuchhandlung.) Auf die rein architektonische Seite dieser schönen Publikation einzugehn, müssen wir uns hier versagen, weil sie neben dem berufsmäßigen Kunsthistoriker hauptsächlich den Baumeister interessiert, die beide sicherlich durch ihre Fachzeitschriften auf das genaueste darüber orientiert werden dürften. Auch hat es etwas Mißliches, sich über Konstruktionen von Gewölben, Kuppeln und Treppen oder über die rein dekorativen Motive der Innenausstattung zu verbreiten, wenn man dem Leser nicht zugleich durch Illustrationen eine lebendige Anschauung vermitteln kann. Was jedoch weitere Kreise interessieren dürfte, ist eine Übersicht über die Geschichte der Villa, soweit ihre Besitzer und Bewohner in Frage kommen.

Den Auftrag zum Bau — wir folgen hier den ausführlichen Darlegungen Prof. Dr. Breitfelds, dem die Bearbeitung des Abschnittes „Besitzer und Bewohner der Villa“ zugefallen ist — gab der damalige Kardinal Giulio de' Medici, der nachmalige Papst Clemens der Siebente, ein natürlicher Sohn des am 21. April 1478 im Dome zu Florenz ermordeten Giuliano de' Medici. So wenig Clemens der Siebente in seinen politischen Unternehmungen vom Glück begünstigt war, so sehr bewährte er sich, trotz seiner im übrigen recht haushälterischen Grundsätze, als echter

Digitized by Google

Medicäer. Seine „Vigna“ am Monte Mario, deren Bau nach Raffaels Tode von Giulio Romano und Antonio da Sangallo d. J. zu einem vorläufigen Abschluß gebracht worden war, ging nach dem am 25. September 1534 erfolgten Tode des Papstes an das Kapitel von Sant' Eustachio über, von dem sie Margarete von Parma („Madama“), eine natürliche Tochter Kaiser Karls des Fünften und der niederländischen Handwerkerstochter Johanna van der Gheynst, käuflich übernahm. Margarete hatte, vierzehn Jahre alt, Alessandro de' Medici, einen Neffen Clemens des Siebenten, geheiratet, war aber schon ein Jahr nach der Hochzeit durch die Bluttat Lorenzinos de' Medici von ihrem brutalen Gatten erlöst worden. Im Jahre 1538 vermählte sie sich mit dem erst zwölfjährigen Ottavio Farnese, dem nachmaligen Herzog von Parma und Piacenza. Auch diese Ehe war unglücklich, weshalb sie im Juni 1559 der Aufforderung ihres Halbbruders Philipps des Zweiten von Spanien, die Statthalterschaft in den Niederlanden zu übernehmen, gern entsprach. Durch Albas Eingriffe in ihre Selbständigkeit als Regentin veranlaßt, zog sie sich 1568 nach Piacenza, später nach Aquila zurück, stand aber von 1580 bis 1583 noch einmal ihrem Sohne, dem berühmten Feldherrn Alessandro Farnese, in den Niederlanden zur Seite.

Nach ihrem Tode blieb die Villa im Besitz des Hauses Farnese, bis dieses am 20. Januar 1731 mit Antonio Farnese im Mannesstamme ausstarb. Elisabeth Farnese, die letzte Trägerin des Namens und die Gemahlin Philipps des Fünften von Spanien, gewann für ihren Sohn Karl, den spätern König Karl den Dritten von Spanien, die Herzogtümer Parma und Piacenza und mit ihnen die Farnesischen Güter. Karl behielt diese Güter, nachdem er die Herzogtümer an Österreich abgetreten hatte. Er wurde der Begründer des sizilischen Hauses Bourbon, das im Jahre 1860 durch Volksabstimmung des Thrones für verlustig erklärt wurde. Nach Franz des Zweiten, des letzten Königs Beider Sizilien, Tode (27. Dezember 1894) gingen die Farnesischen Güter in den Besitz des Grafen von Caserta, eines Bruders, und der Gräfin Trani, einer Schwägerin Franzens über. Als die Gräfin Trani, eine Wittelsbacherin und Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, starb, vererbte sie ihren Anteil an den Farnesischen Gütern ihrer Tochter Maria Theresia, der Gemahlin des Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen, die also nun die Villa Madama gemeinschaftlich mit dem Grafen von Caserta besitzt. J. R. H.

Gespräch im lenkbaren Luftschiff

— „Am sichersten fährt man, wenn man unveränderlich immer Salem Aleikum-Cigaretten raucht.“ —
— „Warum?“ —
— „Weil man dann die großen Vorteile des starren Systems mit dem unschätzbaren Vorzuge der besten Füllung vereinigt.“ —

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 48 Ausgegeben am 26. November 1908

Inhalt

Seite

Der internationale Telegraphenverein. Von Ernst Niemann 409

Bismarck und Thiers als Unterhändler. Von E. Stutzer 416

Das Theater als Kirche. Von Carl Jentsch. 2 . . . 428

Theodor Storm in der Verbannung. Von Alfred Biese 439

Das Gnadenfest der heiligen Anna. Von Clara Hohrath 445

Maßgebliches und Unmaßgebliches 452

Reichsspiegel. (Das Ergebnis der Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler. Die erste Lesung der Reichsfinanzreform. Zeche Radbod.) — Koloniale Rundschau. — Zur Geschichte der konservativen Partei. — Rückkehr zur Natur?

50 Pf. das Heft. Fr. Wilh. Grunow Leipzig. 6 Mark. das Vierteljahr.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Kapitalpflicht-Versicherung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

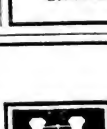
Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

Vergleichen Sie selbst

die verschiedenen Fabrikate.

Ich biete Ihnen die Gelegenheit und gebe Ferngläser jeder Art für Theater, Jagd, Reise u. Militär ohne Kaufzwang



8 Tage zur Ansicht auch Prisma-Binocles

aller bekannten Systeme wie Busch, Hensoldt, Schütz, Goerz etc. — Militär-Spezial-Modelle — Binocles mit Mitteltrieb von 75.— Mk. an.

Reich illustr. Katalog gratis und franko. — Teilzahlungen gern gestattet.

Bei Weihnachtsgeschenken Umtausch bis 8 Tage nach dem Fest.

W. Rabe, Versandgeschäft für Ferngläser, Rathenow 57

Romane, Novellen, Gedichte, Dramen etc. in weitesten Kreisen bekannter Verlag.

coulanten Zahlungsbedingungen

prüft schnellstens u. bringt in wenigen Wochen in geschmackvoll. Ausstattung mit Erfolg heraus bei. Zuschriften E. K. 56, BERLIN W. 116.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Kapitalanlage über 80 Millionen Mark. — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Eingang monatlich ca. 6000 Mitglieder

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherung.

Prospekte u. Versicherungsbedingungen kostenfrei. Benutzung auf dieses Blatt erwünscht.

Vertreter überall gesucht.

Der Internationale Telegraphenverein

Von Ernst Niemann

Was der Weltpostverein für den Postverkehr, das ist der Internationale Telegraphenverein für den telegraphischen Nachrichtenverkehr. Beide haben auf dem Wege internationaler Vereinbarungen für die Erleichterung des Verkehrs eine fruchtbringende Tätigkeit entfaltet, und wenn das Zeichen des Schwertes am Himmel der Kulturvölker mehr und mehr verblaßt und an dessen Stelle das Friedenszeichen des Verkehrs getreten ist, so haben dazu nicht wenig die Erfolge beigetragen, die diese beiden Vereinigungen in jahrzehntelanger Arbeit durch friedliche Verständigungen auf dem neutralen Gebiete des Verkehrswesens erreichen durften. Denn es ist unzweifelhaft, daß eine völkerrechtliche Institution, die unbekümmert um politische Grenzen alle zivilisierten Völker zur gemeinsamen Befolgung eines Kulturzwecks vereinigt, auf die Dauer auch zu einer politischen Annäherung der Völker führt oder doch wenigstens den scharfen Akzent ihrer politischen Selbstsucht schwächt.

Der Internationale Telegraphenverein ist zehn Jahre älter als der Weltpostverein. Wenn gleichwohl jener noch nicht zu der wunderbaren Einfachheit und Einheitlichkeit des internationalen Tarif-, Abrechnungs- und Transitwesens gelangt ist wie dieser, so darf man nicht vergessen, daß die elektrische Telegraphie eine noch junge Wissenschaft und voll von Geheimnissen ist. Für ihre eigenartigen Leistungen sind bei Tariffestsetzungen andre Grundsätze anzuwenden als für die Leistungen der Post mit dem flutenden Massenverkehr; dabei bilden die finanziellen Erwägungen der in Betracht kommenden Privatkabelgesellschaften ein stetes Hemmnis erwünschter Fortschritte. Es ist auch kein Geheimnis, daß die Telegraphie nicht zu den einträglichen Geschäften der Staaten gehört und darum ein mit Vorsicht zu behandelndes Ding ist. Die Vertreter der Verkehrsämter mögen ihr mit warmem Herzen das Wort reden, die Finanzminister sind sich überall gleich, und ihre Arme reichen weit — bis in die Versammlungssäle der Internationalen Konferenzen. Verwaltungen, die ohne

Digitized by Google

Überschuß oder gar mit Defizit arbeiten, sind stets in ihrer Tätigkeit beschränkt und in Tariffragen sehr ängstlich. So konnte es vorkommen, daß fünf Wochen dauernde Telegraphenkonferenzen keinerlei Beschlüsse zu fassen vermochten, die für die Allgemeinheit von Bedeutung gewesen wären. Darum erfreut sich das aller fünf Jahre zusammentretende Welttelegraphenparlament auch nicht der Aufmerksamkeit der Bevölkerung in dem Grade wie der Weltpostverein und seine Kongresse, deren Beschlüsse fast immer die Interessen weiter Volkskreise berühren. Die diesjährige Internationale Telegraphenkonferenz in Lissabon hat im deutschen Blätterwalde kaum eine Bewegung hervorgerufen.

Man würde aber der Bedeutung des Internationalen Telegraphenvereins nicht gerecht werden, wenn man seiner Wirksamkeit eine geringere Wichtigkeit beimessen wollte. Die Telegraphie ist ihrem ganzen Wesen nach international und auf internationale Abmachungen angewiesen; denn sie ist dazu bestimmt, in weite Fernen zu wirken, Raum und Zeit im Verkehr der Völker zu überbrücken. Die in verschiednen Ländern, wie in Frankreich, England, Preußen, bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ausgebildete optische Telegraphie konnte solcher Mittel zur Not noch entbehren, weil sie lediglich militärische und staatspolitische Aufgaben zu erfüllen hatte. Die preußische Linie ging von Berlin über Magdeburg, Köln, Koblenz nach Trier, die französische Linie von Paris nach Metz. Die preußischen Gesandten in London, im Haag, in Brüssel und Paris sandten ihre Staatsdepeschen schon im Interesse der Geheimhaltung mit Kurieren direkt nach einer preußischen Station zur Abtelegraphierung nach Berlin; eine Benutzung der französischen und preußischen Linien konnte nur für unverfängliche politische oder sonstige Nachrichten in Betracht kommen. Für die elektrischen Telegraphen aber, denen bald nach ihrer Einführung die erweiterte Aufgabe des öffentlichen Dienstes zufiel, ergab sich die Notwendigkeit geregelter Beziehungen von Land zu Land von selbst, und so bildet denn auch die fernere Entwicklungsgeschichte des Telegraphenwesens eine fortlaufende Kette von internationalen Verträgen zwischen den verschiednen Staatsregierungen.

Es war schon für Preußen ein tüchtiges Stück diplomatischer Arbeit, in den zerstückelten deutschen Landen mit seinen ersten Telegraphenlinien zurechtzukommen. Daß diese bei den damaligen geographischen Verhältnissen durch das Gebiet andrer deutscher Staaten geführt wurden, war gar nicht zu vermeiden; um sich nur das Recht zur Anlegung der ersten Linien zu sichern, mußte die preußische Regierung mit fünfzehn Staaten und fünfundzwanzig Eisenbahngesellschaften Verträge schließen, die mit allerlei lästigen Bedingungen gespickt waren. In Beziehung zu den größern Staaten Sachsen, Bayern, Württemberg, Österreich, die selber Telegraphen bauten, kam es in der Hauptsache zunächst darauf an, gemeinschaftliche Anschlußpunkte an den Grenzen festzusetzen. Zwar ergab es sich bei dem internationalen Charakter der Telegraphie in stillschweigender Übereinstimmung meist von selbst, daß den von den Hauptstädten ausgehenden Linien eine Richtung gegeben wurde, die zu einer unmittelbaren Verbindung

Digitized by Google

mit den Linien der Nachbarstaaten führte — in Oderberg, Bodenbach, Leipzig, Hof, Salzburg befanden sich gemeinschaftliche Grenzstationen —, aber die Telegramme konnten hier nicht durchtelegraphiert werden, weil jeder Staat andre Apparatsysteme benutzte und andre Betriebsweisen hatte. Der im Jahre 1850 gegründete Deutsch-Österreichische Telegraphenverein schaffte zunächst wenigstens in dem deutschen Staatenbunde klare, übersichtliche Verhältnisse, übereinstimmende Normen in den Betriebsmitteln und in der Handhabung des Dienstes. Diese Gründung und der in demselben Jahre errichtete Deutsch-Österreichische Postverein bildeten den Übergang aus der Zersplitterung deutscher Verkehrsverhältnisse zur Einheit. Lange bevor die politische Einheit verwirklicht wurde, schufen sie die Grundlagen für die bis dahin unbekannte Gebietsgemeinschaft. Wurde hier das auf freie Entwicklung hingewiesene Verkehrswesen von den lästigen Hemmnissen befreit, die sich aus der Zerrissenheit deutscher Staatenbildung ergaben, so konnte es andrerseits nicht ausbleiben, daß der deutsch-österreichischen Vereinigung, die zum erstenmal die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit gemeinsamer Institutionen auf internationalen Gebieten nachwies, weitere, größere Zusammenschlüsse folgten, die dem gesamten Telegraphenverkehr die Formen der Einheit und freien Bewegung gaben. Im Jahre 1852 folgten dem deutschen Vorgehn die romanischen Staaten, die eine besondre Vereinsgruppe bildeten. Aus beiden Vereinen ging dann 1865 in Paris der Internationale Telegraphenverband hervor, der in einem einzigen, ganz Europa umfassenden Vertrage den internationalen Telegraphenverkehr einheitlich regelte und pflegte.

Das schwierigste Problem internationaler Vereinbarung ist von Anfang an die Tariffrage gewesen. Heute, wo wir für 50 Pfennige durch ganz Deutschland und Österreich-Ungarn, für 1 Mark durch ganz Europa telegraphieren können, überkommt uns fast ein Grauen, wenn wir den ersten Telegraphentarif zur Hand nehmen und daraus ersehn, daß ein einfaches Telegramm von Berlin nach Aachen 5 Taler 6 Silbergroschen kostete. Als man die Benutzung der elektrischen Telegraphen dem Publikum freigab, war die Telegraphie noch so neu, daß man auf dem ganzen europäischen Festlande über die Folgen dieser Maßnahme im unklaren war. Während die einen die Möglichkeit und Rentabilität eines privaten Telegrammverkehrs überhaupt bezweifelten, drängten die andern nach weitgehender Freiheit und Billigkeit. Ein Anhalt, in welchem Maße das Publikum von der neuen, in ihren Wirkungen noch unbekannten Einrichtung Gebrauch machen würde, fehlte ganz. In den maßgebenden Regierungskreisen wurde der Grundsatz aufgestellt, den Tarif so festzusetzen, daß die Einnahmen nicht nur die Betriebs- und Unterhaltungskosten decken, sondern in absehbarer Zeit auch das Anlagekapital amortisieren sollten. So kam man nach mancherlei Berechnungen innerhalb des Deutsch-Österreichischen Telegraphenvereins zu dem Beschluß, die Gebühr nach der Gesamtlänge der zu durchlaufenden Telegraphenlinien und der Zahl der Wörter zu erheben. Nach diesem Tarif war zum Beispiel für ein Telegramm von 51 Wörtern auf eine Entfernung von mehr als 70 bis

Digitized by Google

100 Meilen eine Gebühr von 10 Talern zu entrichten. Bei solchen Preisen erscheint uns die damals vielfach gehegte Besorgnis, der Privattelegraphenverkehr könnte einen Umfang annehmen, dem die neue Einrichtung nicht gewachsen sei, durchaus unbegründet.

Je mehr die große Bedeutung des Telegraphen für den allgemeinen Nachrichtenverkehr hervortrat, um so dringender wurde mit der Zeit das Verlangen nach Herabsetzung der Gebühren. Innerhalb der eignen Gebietsgrenzen hatten die meisten Staaten diesem Bedürfnis durch niedere Gebührensätze schon Rechnung getragen, und wo dies geschehn war, war der Verkehr bedeutend gestiegen. Diese Einzelerfahrungen machte sich dann auch der Verein zunutze, indem er alle Vereinsländer nach der Richtung der Tarifermäßigung beeinflußte. Schon 1857 wurden die Gebührensätze um etwa 30 Prozent, etwas später um 50 Prozent ermäßigt und dabei namentlich die Härten des Entfernungstarifs gemildert. Es war nämlich die Wahrnehmung gemacht worden, daß sich das Publikum von der Benutzung des Telegraphen auf weite Entfernung auffallend zurückhielt. Überhaupt litt die Entwicklung der Telegraphie außerordentlich unter dem falschen System des Entfernungs- und Zonentarifs, der die Gebühren für Ferntelegramme viel zu hoch festsetzte. Auch das Einheitstelegramm von 20 Wörtern mit weitern Taxstufen von 10 Wörtern beeinflußte den Telegraphenverkehr ungünstig. Das Maß des Minimums (20 Wörter) ging wesentlich über das durchschnittliche Bedürfnis der Länge eines Telegramms hinaus; da das Publikum in dem Bestreben, das bezahlte Maß auch auszunutzen, die Telegramme mit einem Ballast überflüssiger Wörter beschwerte, wurden die Telegraphen mit nutzloser Arbeit überladen. Die deutsche Telegraphenverwaltung brach zuerst mit den alten Grundsätzen der Tarifbildung und führte 1876 für den innern Verkehr den Worttarif ein, eine Maßnahme, die am heilsamsten von allen Umgestaltungen auf dem Gebiete des Telegraphenwesens gewirkt hat; und da große Gedanken immer eine werbende Kraft haben, so wurde der Worttarif 1879 auf der Telegraphenkonferenz in London auch für den internationalen Verkehr angenommen. Damit war das einzig richtige, noch heute giltige Tarifsystem gefunden. Es ist nicht nur einfach und für jedermann durchsichtig, es setzt die Gebühren auch in ein richtiges Verhältnis zur Leistung der Telegraphenverwaltung, die nicht so sehr von der Länge des Weges als vielmehr von der Länge des Telegramms abhängt. Der Worttarif hat aber auch ideell den Wert eines abkürzenden und beschleunigenden Verkehrsmittels. Denn da jedes Wort bezahlt werden muß, hat sich das Publikum daran gewöhnt, den telegraphischen Text möglichst zusammenzudrängen und nur das Nötigste darin aufzunehmen. Dadurch wird der Betrieb von überflüssiger Arbeit entlastet, und der Telegraph erhielt seine eigentliche Bestimmung zurück, nur Mitteilungen von höherm Werte zu vermitteln. Nach der Einführung des Worttarifs ist die durchschnittliche Länge der Telegramme von 18 auf 11 Wörter zurückgegangen.

Digitized by Google

Mit der Tariffrage eng zusammen hängt die Regelung der Transitvergütung und die Verteilung des Vereinseinkommens. Der Deutsch-Österreichische Telegraphenverein hatte bei seiner Gründung festgesetzt, daß für die Verteilung die Länge der Beförderungsstrecken der Telegramme maßgebend sein sollte. Es war dabei von dem an sich richtigen Gedanken ausgegangen worden, daß es für die internationale Telegraphie gedeihlich sei, wenn möglichst lange, zusammenhängende, in der Hand weniger Verwaltungen liegende Leitungen hergestellt würden, und er suchte das zu erreichen, indem er die kleinen Staaten, die wohl eine große Verkehrsziffer, aber nur geringe Leitungslängen aufzuweisen hatten, durch den Verteilungsmodus schlechter stellte. Diese wehrten sich dagegen mit Händen und Füßen, und es gelang ihnen schließlich mit Hilfe von allerlei den Verkehr störenden Repressalien, auch das Maß der aufgewandten Arbeit an der Telegrammbeförderung als Verteilungsfaktor durchzusetzen, dergestalt, daß 53 Prozent des Vereinseinkommens auf zurückgelegte Wege und 47 Prozent auf die geleistete Arbeit fallen sollten. Gegen diese Berechnung protestierte jedoch wieder Österreich, weil es mit seinen langen mehr im Interesse des Vereins gebauten Linien dabei zu schlecht wegkomme. So wurde dann noch als dritter Verteilungsfaktor die Linien- und Leitungslänge, über die die Staaten verfügten, eingestellt. Es ist ein besondrer Genuß, sich heute durch das Gestrüpp der kleinstaatlichen Sonderinteressen jener Zeit hindurchzuwinden, und man wird das Gefühl nachsichtigen Bedauerns nicht los, wenn man dabei die Schwerfälligkeit und Umständlichkeit des Abrechnungsverfahrens in Betrachtung zieht. Die Nachweisungen für die Berechnung eines Vierteljahrs umfaßten 1860 nicht weniger als 2832 Bogen. Inzwischen sind auf das unausgesetzte Drängen der deutschen Regierung die Gebühren bedeutend ermäßigt, das Taxverfahren und die Abrechnung wesentlich vereinfacht worden, aber das Endziel, die telegraphische Einheitstaxe und der Wegfall jeglicher Abrechnung, hat auf keiner der bisher abgehaltnen internationalen Konferenzen erreicht werden können, obwohl Heinrich von Stephan dafür gekämpft hat bis an sein Lebensende.

Die Tariffrage hat das Schwergewicht aller Konferenzen gebildet, und es ist mit heißem Bemühen an ihrer Lösung gearbeitet worden; aber der internationale Telegrammtarif ist heute noch so buntscheckig wie der Weltportotarif vor der Gründung des Weltpostvereins. Allein für die Ländergebiete Europas gelten in Deutschland noch gegen dreißig verschiedne Worttarifsätze; für den ganzen Auslandsverkehr sind es über zweihundert. So kostet zum Beispiel das Taxwort nach Österreich-Ungarn und Luxemburg 5 Pfennige, nach Holland, Belgien, der Schweiz, Dänemark 10 Pfennige, nach Frankreich 12 Pfennige, nach England, Italien, Schweden, Norwegen 15 Pfennige usw. Manche Staaten haben eine heillose Furcht vor einer durchgreifenden Reform des internationalen Gebührentarifs mit dem Zielpunkt der Einheit und Ermäßigung, und es scheint in dem Welttelegraphenparlament

Digitized by Google

eine Strömung zu sein, die den internationalen Verkehr zugunsten des innern Verkehrs tariflich belasten möchte. Denn anders ist es nicht zu erklären, daß in den meisten Staaten der interne Tarif billiger ist, als ihr Anteil an der internationalen Taxe beträgt. In der Schweiz kosten zum Beispiel zehn Wörter 45 Pfennige, in Deutschland 50 Pfennige. Ein Telegramm von der Schweiz nach Deutschland oder umgekehrt dürfte nun von Rechts wegen nicht einmal 95 Pfennige kosten, weil ja doch in diesem Wechselverkehr die Selbstkosten entweder für Annahme und Abtelegraphierung oder für die Aufnahme und Bestellung wegfallen. Aber die internationale Taxe ist sogar noch höher, als die beiderseitigen Inlandsgebühren zusammengerechnet ergeben, nämlich Schweiz–Deutschland 1,20 Mark und umgekehrt 1 Mark.

Hemmend in der Richtung der Gebührenermäßigung wirken aber auch, wie schon angedeutet worden ist, die finanziellen Interessen der Kabelgesellschaften. Gleich nach der glücklichen Legung der ersten Kabel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich Kapitalisten und Spekulanten zu Gesellschaften vereinigt und sich des neuen, aussichtsvollen Verkehrsmittels bemächtigt. Die Tarife der Kabelgesellschaften mußten anfänglich hoch sein, denn die Kabellegungen waren ein sehr gewagtes und kostspieliges Unternehmen, und die Aktionäre waren zu der Forderung berechtigt, ihre Kapitalien verzinst zu erhalten. Unter dem Einfluß der rasch nacheinander entstehenden Konkurrenzlinien und unter dem Drucke der Staatsregierungen, deren Konzessionen sie bedurften, haben auch die Kabelgesellschaften ihre Tarife bedeutend ermäßigt. Aber sie gründen ihre Einnahmen noch zu sehr auf die frühern hohen Tarife, und als Erwerbsgesellschaften haben sie das Bestreben, den guten Rentabilitätstand gesichert zu erhalten. Eine derartige Gewährleistung kann nach dem heutigen Stande der Dinge aber keine industrielle Unternehmung fordern. Die privaten Kabelgesellschaften und solche Staaten, die jeden Schritt auf dem Wege gründlicher Tarifreform von zu peinlichen Berechnungen abhängig machen, sind dem Vorschlag des einheitlichen Worttarifs aus finanziellen Gründen bisher immer entgegen gewesen.

Und doch muß die Einheitstaxe im europäischen Taxierungsbereich das nächste Ziel des Internationalen Telegraphenvereins sein; denn er ermöglicht erst die volle Entwicklung der Leistungsfähigkeit des Telegraphen. Der deutsche Vorschlag von 1890 (Kongreß in Paris) forderte für Telegramme zwischen zwei Nachbarländern eine Worttaxe von $12^1/_2$ Centimes, zwischen den andern Ländern 20 Centimes, die Mindestgebühr für jedes Telegramm sollte 1 Franken betragen. Der Wortsatz für die unmittelbaren Nachbarstaaten von $12^1/_2$ Centimes enthält etwa das Doppelte der internen Sätze von 6 bis 8 Centimes, steht also bei gleicher Telegrammzahl in beiden Richtungen für Ursprungs- und Bestimmungsland dem internen Satze gleich. Dabei muß beachtet werden, daß die Leistung einer Verwaltung beim internationalen Telegramm geringer ist als beim internen. Der Satz von 20 Centimes für die nicht benachbarten

Digitized by Google

oder durch längere Kabel verbundnen Länder ergibt in dem Mehr von $7^1/_2$ Centimes eine Vergütung für die Transitleistungen oder für Kabelauslagen. Eine Mindestgebühr für jedes Telegramm erscheint gerechtfertigt, weil mit jedem Telegramm, abgesehen von seiner Länge, eine bestimmte Leistung verbunden ist, die einen Anspruch auf Vergütung begründet. Die Abrechnung zwischen Abgangs- und Ankunftsland fällt weg; jede Verwaltung behält vielmehr die von ihr erhobnen Gebühren. Das Abgangsland hat jedoch an das etwaige Zwischenland eine Transitgebühr von 50 Centimes für jedes Telegramm zu zahlen. Die Einzelberechnung unterbleibt auch hier; der zu zahlenden Pauschsumme wird das Verkehrsergebnis eines Tages in jedem Monat zugrunde gelegt.

Die Lissaboner Konferenz ist auseinandergegangen, ohne in diesem Tarifreformwerk vorwärts gekommen zu sein. Das muß im Interesse der internationalen Verkehrseinheit beklagt werden. Es ist doch offenbar, daß sich der Hauptverkehr des Telegraphen im eignen Lande nur mit den naheliegenden Ländern abwickelt, und daß die Einnahmen aus diesem Verkehr die allgemeine finanzielle Grundlage der Telegraphenverwaltungen bilden. Da der Verkehr auf weitere Entfernungen für die Finanzen einer Verwaltung nicht besonders ins Gewicht fällt, ist die Möglichkeit gegeben, im Interesse des allgemeinen Vermittlungsbedürfnisses und im Interesse der Vereinfachung die entferntern Verkehrsbeziehungen von besondern Gebührenerhöhungen zu befreien. Mit der kalkulatorischen Gewissenhaftigkeit, die es nicht verträgt, daß ein Telegramm von Warschau nach Basel soviel kosten soll wie ein Telegramm von Petersburg nach Lissabon, hat das Tarifwesen des modernen Verkehrs zum größten Teil schon längst gebrochen. Wer sich damit abfinden kann, daß ein Telegramm zwischen Königsberg und Metz zu demselben Preise befördert wird wie zwischen Berlin und Brandenburg, der braucht auch keine Scheu zu tragen, noch einen Schritt weiter zu tun. Zu diesem Schritt muß auch der Internationale Telegraphenverein die innere Kraft finden und die ängstlich widerstrebenden in den Bann der Idee zwingen, daß die Gemeinsamkeit der Verkehrsinteressen aller zivilisierten Völker vor den kleinen Interessen des einzelnen stehn.

Rascher und glatter als auf dem Gebiete des Tarif- und Abrechnungswesens sind die Arbeiten der Telegraphenkonferenzen auf dem Verwaltungs- und technischen Gebiete des internationalen Telegraphendienstes vorwärts geschritten. Hier ist im innern und im internationalen Verkehr in der Hauptsache eine vollständige Gleichmäßigkeit erreicht worden. So wichtig diese Gleichmäßigkeit in der Benutzungsweise der Telegraphen für die Verwaltungen und für das telegraphierende Publikum auch ist, auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens entwickeln fortlaufend neue Formen und Gestaltungen und verlangen in ihren Beziehungen zum Nachrichtenschnellverkehr ein beobachtendes Auge. Aus dem

Digitized by Google

Erfahrungsschatze des Internationalen Vereins strömt unaufhörlich eine Fülle fruchtbarer Anregungen in das Telegraphenwesen der Vereinsländer über; jede Verkehrserleichterung, jede neue, bewährte Einrichtung im Weltverkehr kommt damit auch dem innern Verkehr zugute. Andrerseits kommen aber auch aus den Einzelländern wertvolle Fingerzeige für den weitern Ausbau des Telegraphenwesens, Beobachtungen aus dem reichen Wundergebiete der Elektrizität usw. Eine große Fülle technischen und wissenschaftlichen Materials vereinigt sich in dem Sammelbecken des Internationalen Bureaus zu Bern, wo es für den Weltverkehr nutzbar gemacht wird.

Das Arbeitsfeld des Internationalen Telegraphenvereins hat keine Grenzen. Natur und Technik stellen ihm immer wieder neue Aufgaben. Schon ist das Fernsprechwesen über die einzelnen Ländergebiete hinausgewachsen und bedarf der internationalen Regelung. Vor fünfzig Jahren wurde das erste transatlantische Kabel in Betrieb genommen und Europa und Amerika trotz des Ozeans bis auf wenige Minuten einander nahe gebracht. Es hat langer, schwieriger Verhandlungen bedurft, um den Kabelschutz international zu regeln und in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Vereinsstaaten zu bringen. Jetzt gehts, wenn auch noch nicht mit gesichertem Betrieb, schon ohne Kabel, losgelöst von der Materie, auf unsichtbaren Ätherwellen durch den unendlichen Raum über Länder und Meere hinweg; und mit dem Tage, der den unanfechtbaren Beweis der Funkentelegraphie brachte, wurde die internationale Verständigung über dieses wunderbare Verkehrsmittel zur brennenden Frage, die durch den Berliner Vertrag von 1906, der am 1. Juli d. J. in Kraft getreten ist, vorläufig gelöst erscheint. Neue Fragen werden aus dem Hinundher des telegraphischen Weltverkehrs erstehn und dank der sichern Grundlage, auf der der Internationale Telegraphenverein beruht, ihre Lösung finden. Hoffen wir, daß er durch sein gemeinsames Wirken in nicht zu ferner Zeit auch die Frucht des Einheitstarifs zur Reife bringen werde!

Bismarck und Thiers als Unterhändler

Von E. Stutzer in Görlitz

2. Die Friedensverhandlungen im Februar 1871

Nach Thiers' Abreise nahm die Belagerung von Paris ihren Fortgang, und viele Wochen hindurch verlautete in bezug auf Friedensabsichten und Unterhandlungen nichts bestimmtes. Am 18. November äußerte Bismarck zu dem badischen Minister von Freydorf: „Monate werden vergehen, ehe es dazu kommen kann." Er rüstete sich aber in der Stille, um sofort bereit zu sein, mit dieser oder jener Partei die Unterhandlungen zu beginnen. Denn er sah die Aufgabe

Digitized by Google

der deutschen Diplomatie in der Beschleunigung des Friedensschlusses, damit die neutralen Mächte verhindert würden, sich über ihre Einmischung zu verständigen. Er holte in bezug auf die Kriegskostenentschädigung Gutachten von Finanzmännern ein und beschäftigte sich vor allem mit der Frage, die er schon in dem (oben S. 321 angeführten) Rundschreiben vom 13. September betont hatte, auf welche Weise Deutschland seine Grenze zu sichern habe. Im April des Revolutionsjahres 1848 hatte er die Befreiung Polens ein weniger würdiges Ziel des Ehrgeizes genannt als „die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen". Jetzt konnte er dieses Ziel erreichen, jetzt schaute ganz Deutschland auf die „wunderschöne Stadt", auf die Bismarck als Realpolitiker aber nur deshalb blickte, weil sie für ihn der „Schlüssel zum eignen Hause" war, weil er Deutschland mit allen Kräften gegen erneute Angriffe sichern wollte. Nicht um ein Beutestück war es ihm zu tun, sondern um Bürgschaft des Friedens. Er betrachtete die Erwerbung des Elsaß als Schlußstein der deutschen Einheit, da „der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, Süddeutschland wirksamer von Norddeutschland trennte als die politische Mainlinie" — so äußerte er in der wichtigen Reichstagsrede vom 2. Mai 1871. Und wie auf Straßburg, so schaute er auch auf Metz. Schon in dem uns bekannten Rundschreiben vom 16. September hob er hervor, daß die beiden Festungen in deutscher Hand nur defensiven Charakter gewönnen. Offenbar war er aber, wenigstens nach der am 4. November zu Thiers getanen Äußerung (oben S. 326), in bezug auf die Forderung von Metz nicht so fest entschlossen wie wegen Straßburgs; in diesem Punkte kann ich der Ansicht von Lorenz (S. 509) nicht ganz beipflichten. Grundsätzlich war er zu keiner Zeit gegen die Erwerbung von Metz*); er betrachtete die Angelegenheit ausschließlich vom Standpunkte des Schutzes und der Sicherheit der deutschen Grenzen. Auch in dieser Frage gingen nun die Meinungen der einflußreichen Persönlichkeiten zuzeiten auseinander. In fürstlichen Kreisen wurden grundsätzliche Bedenken geäußert; und nicht nur das. Sprach doch sogar der preußische Kronprinz in einer vorübergehenden Stimmung der Entmutigung am 9. Januar, wie sein Generalstabschef Blumenthal schreibt, „von Frieden à tout prix und Herausgabe des eroberten Landstriches, selbst Lothringen und Elsaß".

Ob sich die Forderung von Metz wirklich würde aufrechterhalten lassen, darüber stiegen in Bismarck erst dann ernste Zweifel auf, als seine Sorge, den Frieden zu Deutschlands Vorteil zu sichern, immer dringender wurde. Rußland hatte am 31. Oktober erklärt, daß es sich an den Pariser Vertrag von 1856 nicht mehr gebunden erachten könne. Die dadurch aufgerollte Schwarze-Meer-Frage stand anfangs „recht wie ein drohendes Gewölk" am politischen Himmel;

*) Vgl. darüber im allgemeinen die Schrift von Jacob, Bismarck und die Erwerbung Elsaß-Lothringens 1870/71 (Straßburg, 1905, van Houten).

Digitized by Google

doch Bismarck griff sie mit gewohnter Tatkraft und „am rechten Ende“ an: er schlug Konferenzen vor betreffs Revision des Pariser Vertrages. Sie begannen in London am 17. Januar. Am 20. fragte die englische Regierung bei Bismarck an, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt sei, und an demselben Tage äußerte General Trochu, der Befehlshaber von Paris, das Verlangen nach einem Waffenstillstande. Bismarck war gerade im Begriffe, sich dem frühern napoleonischen Minister Duvernoy zu nähern, der ein Einverständnis zwischen der Kaiserin Eugenie und ihrem Gemahl zustande gebracht hatte. Es mußte also die Entscheidung darüber fallen, ob die Friedenspräliminarien mit der Republik oder mit den Vertretern Napoleons zu eröffnen waren. Von der Verantwortlichkeit, die auf dem Kanzler bei diesem Höhepunkte seiner Aufgabe lastete, kann man, wie Lorenz (S. 519) sagt, nur schwer ein sichres Bild gewinnen. Gerade in dem Punkte zeigte sich „seine ungeheure Überlegenheit in der Beurteilung der schwierigsten politischen Lagen, daß er im richtigsten Augenblick in rascher Entschlossenheit jenen günstigsten Fall zu ergreifen wußte, der ein alle Erwartungen übertreffendes Ergebnis für Deutschland hervorgebracht hat“. Vergessen wir aber nicht, daß bei den gegeneinander wirkenden Strömungen, wo es galt, den so verschiedengearteten Persönlichkeiten gerecht zu werden, Wilhelm der Erste schließlich stets auf die Seite seines Reichskanzlers trat, der jetzt den Grundsatz zur Geltung brachte: cedant arma togae. Bismarck war übrigens nach Roons Äußerung in einem Briefe vom 21. Januar „kränker als er selbst und andre glauben, daher häufig verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt“.

Favre mußte sich also schweren Herzens zum abermaligen Gange ins deutsche Hauptquartier entschließen, um die im November abgebrochnen Verhandlungen wiederaufzunehmen. Am 23. Januar erfolgte seine „alles elektrisierende“ *) Ankunft in Versailles, und die Unterhandlungen wegen der Kapitulation von Paris und des Friedensschlusses begannen. Sie sind, wie sich jetzt nachweisen läßt, in den französischen Berichten pathetisch ausgeschmückt, auch in den häufig gelesnen des Grafen Hérisson, der als Ordonnanzoffizier Trochus Favre begleitete. Sehr bezeichnend ist der Vergleich, den er in bezug auf Bismarck zieht: er kam ihm einigemale, als die Verhandlungen vorübergehend in ein stilleres Fahrwasser glitten, wie ein Löwe vor, der ruhend schnurrt, gleich einer Katze, die man streichelt. Der Reichskanzler ließ nun von Anfang an darüber keinen Zweifel, daß die deutsche Diplomatie jetzt unbedingt den kürzesten und sichersten Weg zum Frieden betreten und unter Umständen mit Napoleon abschließen würde; der Bemerkung Favres, die Zurückführung des Kaisers entflamme den Widerstand des Volkes, setzte Bismarck den Hinweis darauf entgegen, daß der Bürgerkrieg in Frankreich den Deutschen nicht schaden könne. Erst am 28. Januar fiel die vorläufige Entscheidung: Paris kapitulierte, alle Forts wurden den Deutschen

*) So schreibt der Vorleser des Kaisers, der Geheime Hofrat Schneider (Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. Berlin, 1888. III, S. 160); über Thiers teilt er nichts Bemerkenswertes mit.

Digitized by Google

übergeben, die Truppen blieben kriegsgefangen in der Stadt, und ein Waffenstillstand von einundzwanzig Tagen wurde abgeschlossen, damit eine freigewählte Vertretung des französischen Volkes zur Entscheidung über Krieg oder Frieden zusammentreten könne. Wegen der Bedingungen erklärte der Kanzler, er dürfe nur gegenüber den von der Nationalversammlung bevollmächtigten darüber reden.

Kaum war der Vertrag unterzeichnet, da kehrte Duvernoy von Wilhelmshöhe zurück; der Kanzler ließ ihn, wie es heißt, wissen: „Zwanzig Minuten zu spät." Wie angestrengt in jenen Tagen Bismarcks Tätigkeit war, lehrt eine Stelle aus dem Briefe Hatzfelds vom 3. Februar: „Gestern war es mir zum erstenmale, nachdem die Unterhandlungen begonnen haben, möglich, für eine Stunde auszugehen, aber ich mußte zuvor den Minister fragen, ob er nichts gegen mein Fortgehen einzuwenden hätte"; und am folgenden Tage schreibt Abeken: „Der Waffenstillstand macht uns mehr Arbeit, als der Krieg es getan, und der Friede, bis er zustande kommt, wird noch mehr machen." Derselbe Abeken berichtete nun am 10. Februar dem Großherzog von Baden, Bismarck meine, Metz nicht behaupten zu können. Zu dieser Ansicht war der Kanzler damals (vgl. das oben S. 417 bemerkte) infolge der wenig günstigen Erfahrungen gekommen, die man mit der deutschen Verwaltung in den französischen Gebieten gemacht hatte, und er suchte sich wenigstens für den äußersten Notfall die Möglichkeit zu sichern, den Verzicht auf Metz nach Schleifung der Festungswerke auszusprechen, wenn der Friede davon allein abhängen sollte. Den preußischen Kronprinzen und den Großherzog von Baden gewann er auch für diese seine Ansicht. In stiller Überlegung gelangte man in Versailles zu der gleichsam unwillkürlichen Übereinstimmung, wie Lorenz sagt, daß sich eben nicht alle Friedensbedingungen in der gewünschten Weise durchführen ließen.

Von dieser Lage der Dinge hatte Thiers keine Ahnung, als er, von Favre begleitet, Dienstag den 21. Februar etwa halb zwölf Uhr wiederum in Versailles erschien, diesmal aber mit unbeschränkter Vollmacht. Denn nachdem Gambetta, der den Waffenstillstand nur zu neuen Rüstungen benutzen wollte, genötigt worden war, seine Entlassung einzureichen (6. Februar), hatte die Nationalversammlung in Bordeaux am 17. Februar Thiers zum Haupt der vollziehenden Gewalt erwählt. Er bildete ein Ministerium, in dem Favre das Auswärtige übernahm, und war fest entschlossen, den Frieden herbeizuführen. Bismarck gegenüber hub er wiederum an, von Europa zu sprechen. Daher trat ihm der Kanzler abermals mit der Drohung entgegen, man könne ja auch mit Napoleon unterhandeln. Auch machte er ihm eine heftige Szene, weil die französische Parlamentskommission, die Thiers bei den Unterhandlungen zur Seite stehen sollte, die englische Vermittlung angerufen hatte, um freie Reisepässe für Paris zu erhalten. Thiers, der „sehr gut" aussah, noch „ebenso rundlich wie früher", machte sich nun, abgesehen von den Kriegskosten, gefaßt auf den Verlust des Elsaß und eines Teiles von Lothringen, auch auf Verringerung der Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, er hoffte aber, Metz zu retten. Um das Schicksal dieser Feste und in zweiter

Digitized by Google

Linie um die Höhe der Kriegskostenentschädigung handelte es sich bei den Unterredungen Bismarcks mit Thiers, zu dem sich vom 23. bis 26. Favre gesellte. Nach der ersten Unterhandlung am Nachmittage des 21. erzählte der Kanzler seinen Tischgästen: „Wenn die Franzosen uns eine Milliarde mehr gäben, so könnte man ihnen Metz vielleicht lassen. Wir nähmen dann 800 Millionen und bauten uns eine Festung ein paar Meilen weiter zurück, etwa bei Falkenberg oder nach Saarbrücken hin — es muß doch dort einen geeigneten Platz geben. So profitieren wir noch bare 200 Millionen. Ich mag nicht so viele Franzosen in unserm Hause, die nicht drin sein wollen. 's ist mit Belfort ebenso; auch dort ist alles französisch. Die Militärs aber werden Metz nicht missen wollen, und vielleicht haben sie recht." Also der Kanzler hatte sich damals durchaus noch keine feste Ansicht gebildet über die Frage, und vor dem Beginn der eigentlichen Unterhandlungen war darüber noch nichts entschieden.

Thiers hoffte noch immer, den Sieger erweichen zu können, überschätzte noch immer den Einfluß seiner Persönlichkeit (deshalb unterredete er sich an den beiden ersten Tagen allein, ohne Favre, mit Bismarck) und suchte am Mittwoch den 22. Februar auch durch Audienzen beim Kaiser und beim preußischen Kronprinzen etwas auszurichten, besonders in bezug auf Metz und wegen des Verzichts auf den Einzug in Paris. Der Kronprinz hatte am 21. Februar in sein Tagebuch geschrieben: „Ich meine, Metz könne allenfalls geopfert werden. Bismarck stimmt mir zu, besorgt aber, den militärischen Forderungen gegenüber den kürzeren zu ziehen."*) Wie entschlossen diese geltend gemacht wurden, das lehren am besten die zornigen Äußerungen Blumenthals, dem es aber doch nicht gelang, den Kronprinzen, der so große Stücke auf ihn hielt, umzustimmen. Am 22. nun stellte der Kanzler als Friedensbedingungen hin: Abtretung des Elsaß mit Belfort, Deutsch-Lothringens mit Metz, sechs Milliarden Kriegskostenentschädigung und Einzug eines Teiles der Truppen in Paris; von irgendwelchen weitern Verhandlungen darüber wollte er zunächst nichts wissen. Thiers konnte sich im Laufe der Erörterungen so wenig beherrschen, daß er ausrief: C'est une indignité! Bismarck ließ sich dadurch gar nicht irre machen, bediente sich jedoch der deutschen Sprache, die der Franzose ja nicht verstand. Nun lenkte dieser ein, und der Kanzler erteilte ihm einen kleinen, aber feinen Denkzettel durch die Bemerkung: „Als Sie vorhin von indignité redeten, fand ich, daß ich nicht genug französisch verstehe, und zog daher vor, deutsch zu sprechen." Thiers meinte, sich nur zu 1500 Millionen Kriegskostenentschädigung verstehn zu dürfen, rief aber in der Erregung einmal aus: „Lieber noch eine Milliarde mehr, wenn wir nur Metz behalten." Da soll Bismarck, von dem auch die Äußerung überliefert ist: „Ihr werdet zahlen, ohne es zu merken",

*) „Militärischerseits beklagte man sich, daß der Reichskanzler jedem Rate und Wunsche unzugänglich sei, wenn er nicht auf einer unumgänglichen militärischen Notwendigkeit basiere", heißt es bei Schneider a. a. O. S. 174.

Digitized by Google

geantwortet haben: „Also steht doch noch eine Milliarde mehr zu Ihrer Disposition? Das will ich mir merken. Denn bis jetzt wurde mir von allen Seiten gesagt, Frankreich habe gar nicht Geld genug, um so viele Milliarden zu bezahlen.“ Als Thiers einmal das Wort Europa wieder über die Lippen kam, unterbrach er sich sofort und bat um Entschuldigung; Bismarcks Mahnung am Tage zuvor hatte also die gewünschte Wirkung gehabt. Das Endergebnis der Unterhandlungen am 22. Februar, wo der Waffenstillstand nach langem Sträuben bis zum 26. abends verlängert wurde, faßte Hatzfeld dahin zusammen: „Niemand weiß, wozu sie führen werden!“

Am 23. Februar wurden sie nicht fortgesetzt, sondern Thiers wollte sich zuvor in Paris mit der Kommission beraten. „Der arme Mann soll doch recht herunter sein“, schreibt Abeken in seinem Tagebuche (S. 508). „Der Minister sagte, daß er vor innerer Aufregung kaum sprechen könne, und daß er, je bewegter er sei, um so leiser und unverständlicher spreche.“ Bismarck hatte mit seinem Scharfsinn herausgemerkt: dem Franzosen war es trotz überreichlichen Wortschwalls doch nicht so bitterer Ernst mit der Weigerung des Verzichts auf Metz, daß er deshalb die Friedensaussichten ernstlich gefährden würde. Deshalb ließ der Kanzler am Nachmittag durch Keudell dem Großherzog von Baden mitteilen, es sei sehr wünschenswert, den Franzosen keinerlei Andeutung von der nachgiebigen Stimmung in bezug auf Metz zu machen. Seinen Tischgästen gegenüber erklärte Bismarck: „Wir behalten Metz“, und Thiers sprach abends in Paris vor der Kommission von dem Verluste der Festung; er war nur über den Lauf der Grenze namentlich bei Belfort noch in Sorge.

Auch Freitag, den 24. Februar, erfolgte noch keine Entscheidung, doch wurde der Waffenstillstand bis zum 3. März verlängert; von ein bis halb sechs Uhr verweilten Thiers und Favre beim Reichskanzler. Die Unterredung bewegte sich „in großen Umrissen“. Es wurde der (von den beiden Franzosen allerdings nicht berichtete, aber anderweitig aufs beste bezeugte) Vorschlag gemacht, Luxemburg an Deutschland zu bringen und dafür Metz bei Frankreich zu lassen. Jedoch Bismarck erklärte sofort, es sei ausgeschlossen, daß Frankreich Metz behielte; denn diese Festung bedeute für Deutschland in militärischer Beziehung noch bei weitem mehr als Straßburg und könne durch kein andres Zugeständnis aufgewogen werden. Bei dem Kanzler machte sich also die Wucht der militärischen Gründe wieder voll geltend, sobald es sich herausgestellt hatte, daß die Franzosen nicht unbedingt an Metz festhalten würden. Thiers war zu klarsehend, „um einen so aussichtslosen Kampf fortzusetzen“, und versuchte nunmehr, wenigstens Belfort für Frankreich zu retten. Etwa zwei Stunden lang währte das diplomatische Ringen um diese Festung. Bismarck hob hervor, das ganze Elsaß müsse wieder an Deutschland fallen. Darauf konnte Thiers geltend machen, Belfort gehöre durchaus dem romanischen Sprachgebiete an, und erging sich bald in Drohungen bald in Bitten. Bliebe ihm Belfort, so wollte er sofort unterzeichnen; beharre Deutschland aber auf dem Erwerb der Feste, so werde

Digitized by Google

Frankreich bis zum letzten Atemzuge kämpfen. Auch gegen den Einzug der Deutschen in Paris sträubte sich Thiers hartnäckig. Plötzlich stellte ihm Bismarck die Alternative: entweder Belfort oder Einzug in Paris; da entschied sich Thiers natürlich sofort für die Rettung der Festung und nahm den Einzug der Deutschen in Paris mit in den Kauf.

Nach Favres Darstellung soll Bismarck, durch die Furcht vor dem Kampfe „bis zum letzten Atemzuge" oder vor der Gefahr eines nahen Rachekrieges erschüttert, seine Forderung ermäßigt und zweimal den Kaiser und Moltke aufgesucht haben; das Ergebnis ihrer Besprechung sei dann der Verzicht auf Belfort gewesen. Die deutschen Berichte lassen den Hergang in anderm Lichte erscheinen, und von „Furcht" Bismarcks kann selbstverständlich keine Rede sein. Bezeichnend ist seine von Thiers selbst erwähnte Klage, man werfe ihm in Deutschland vor, daß er die von Moltke gewonnenen Schlachten durch seine Nachgiebigkeit verliere. Etwa um zweidreiviertel Uhr waren sich die Unterhändler darüber einig, daß Elsaß ohne Belfort, aber Deutsch-Lothringen mit Metz an Deutschland fallen und daß fünf Milliarden gezahlt werden sollten. Bismarck sandte dann gegen drei Uhr Abeken zum Kaiser und ließ ihm melden, wenn er diese Bedingungen genehmige, so könne am folgenden Tage unterzeichnet werden. Abeken traf den Herrscher nicht an und begab sich deshalb nach vier Uhr wiederum zu ihm; der Kaiser war mit allem einverstanden, wenn Moltke wegen Belforts keine zu großen Bedenken trüge, und rief Abeken noch aus dem Fenster nach, er solle sich erkundigen, ob auch die Schlachtfelder vom 16. und 18. August einbegriffen wären. Unterdessen hatte Bismarck bei Moltke angefragt und war von diesem persönlich seiner Zustimmung zum Verzicht auf Belfort versichert worden. Nachdem somit eine völlige Einigung erreicht war, trat die Dinerpause ein, und darauf folgte nur noch eine kürzere Unterredung über die Abtretung der Soldatengräber und die Abgrenzung des Rayons um Belfort. Etwa um zweieinhalb Uhr erreichten die Verhandlungen für diesen Tag ihr Ende, und Abeken berichtete dem Kaiser sofort über das Ergebnis. Nicht dahin also kann es zusammengefaßt werden (wie es an jenem Tage geschah), daß Bismarck Belfort aufgegeben und nur dadurch es verstanden habe, Metz zu gewinnen, sondern weil man deutscherseits schon am 23. Februar an Metz festhielt, so suchte Thiers wenigstens Belfort zu retten, und es gelang ihm.

Viel anstrengender als am 24. Februar sollten namentlich für Bismarck, der zudem (ganz so wie sein kaiserlicher Herr seit dem 5. Februar) an heftigem Rheumatismus litt, die Verhandlungen am folgenden Tage werden, über die wir verschiedne sehr eingehende Berichte besitzen, sodaß wir mancherlei Ungenauigkeiten in den Erinnerungen von Thiers nachweisen können. Um zwölf Uhr erschienen der bayrische und der badische Minister, Bray und Jolly*), später

*) Zwischen Thiers und Jolly kam es zu einer ähnlichen Szene wie zwischen Ranke und Thiers in Wien. Dieser fragte den Berliner Historiker bekanntlich: „Mit wem führt ihr

Digitized by Google

auch der württembergische, von Wächter, um als Vertreter der süddeutschen Staaten, die selbständig den Krieg erklärt hatten, „mitzuwirken", das heißt nur zuzuhören und zu unterschreiben, wie Jolly hervorhebt, der die Verhandlungen „eines der gewaltigsten Dramen, das sich denken läßt" nennt und die Szene im Versammlungssaale „das Grandioseste, was die Phantasie eines Dichters ersinnen, der Pinsel des genialsten Meisters darstellen könnte". Die Unterhandlungen begannen etwa um ein Uhr, währten, nachdem eine kurze Essenspause um sechs gemacht worden war, bis nach neun Uhr und wurden hauptsächlich zwischen Bismarck und Thiers geführt; Favre sprach sehr wenig. Jolly schildert, wie Bismarck „geradezu bezaubernd war, von großartiger Liebenswürdigkeit und liebenswürdiger Größe. Wenn Thiers sich zu sehr in langen Klageliedern erging, ohne bestimmte Gegenvorschläge zu machen, kam zur rechten Zeit ein seufzendes Stöhnen über die unerträglichen nervösen Schmerzen, die ihn fürchten ließen, die Verhandlungen nicht fortführen zu können; oder auch einmal in verbindlichster Form ein scharfer Sarkasmus, zum Beispiel: ich würde mich im Vertrauen auf Herrn Thiers gern mit geringern Garantien begnügen, wenn er erblicher König von Frankreich wäre; aber Herr Thiers ist durch seine Beredsamkeit verwöhnt, durch die er stundenlang große Versammlungen fesseln kann; wir werden aber, wenn wir uns nicht einigen, in dreißig Stunden wieder schießen, und dergleichen mehr. Wirklich imponierend war aber der Hüne zwei-, dreimal, wenn er vollkommen chevaleresk und ohne jegliche persönliche Härte, um zum Abschluß zu kommen, erklärte: nicht der Sieger, sondern der Besiegte hat nachzugeben. Es ist doch ein ganz eminenter Mensch, der trotz manchem wunderlich Bizarren doch als echtes Genie bei aller Kraft innerlich maßvoll ist."

Die stundenlangen Debatten bewegten sich nach Jollys Darstellung zunächst um die Grenze bei Belfort — ohne Erfolg für die Franzosen, dann um die Art und Weise der Kriegskostenzahlung, worüber der anwesende Baron Rothschild ein Gutachten abgeben sollte, dann um die zu besetzenden Teile von Paris, die Art der allmählichen Räumung der besetzten Gebiete, schließlich die Verpflegung der Okkupationstruppen. Bismarck gedachte an diesem Tage abzuschließen, weil er nach seinen frühern bestimmten Erklärungen den Waffenstillstand nicht verlängern konnte.

Auch am 25. Februar kamen die Verhandlungen aus verschiednen Gründen noch nicht zum Abschluß. Rothschild machte geltend, Thiers hätte ihm nicht genügende Unterlagen für die finanziellen Vorschläge verschafft, und darüber hatte Bismarck dann noch eine „kleine Privatszene" mit dem französischen Staats-

denn nach dem Sturze Napoleons eigentlich noch Krieg?" und erhielt die Antwort: „Mit Ludwig dem Vierzehnten." Als er in Versailles vernahm, Jolly stamme aus einer Hugenottenfamilie, rief er ihm zu: „Hören Sie die Stimme Ihres alten Vaterlandes!" Jolly aber entgegnete ihm: „Der Ton, den ich hier am deutlichsten vernehme, ist der Ton der Glocke, die das Zeichen zur Bartholomäusnacht gab."

Digitized by Google

manne. Dieser verzögerte den Abschluß auch dadurch, daß er nach unaufhörlichem Hin- und Herreden, wobei er eine unglaubliche Unwissenheit in der Erdkunde offenbarte, eine neue Fassung gewisser Bestimmungen verlangte, die inhaltlich ganz mit dem deutschen Vorschlage übereinstimmte. Auch da, wo er grundsätzlich nachgegeben hatte, „zerrte er mit seinem quengelnden, unpraktischen Wesen noch hin und her". Wie stürmisch dadurch die Verhandlungen wurden, das ergibt sich zwar auch aus französischen, besonders deutlich jedoch aus einigen*) deutschen Berichten. Zu größter Schroffheit nahm Bismarck schließlich seine Zuflucht. „Wir kommen nicht vom Fleck. Ich muß Sie bitten, mir mit einfachen Gegenvorschlägen zu antworten." „Aber man muß sie doch begründen." „Nein, das müssen Sie mir schon zutrauen, daß ich die Gründe selbst erkenne. Überhaupt muß ich Sie ersuchen, Ihre Worte mehr in der Gewalt zu haben und sich verletzender Reden zu enthalten. Sie sind Herren von Frankreich und ganz unumschränkt. Ich dagegen bin an meine Instruktionen gebunden; an Ihnen also ist es milder zu sein, während ich genötigt bin, die Befehle meines Herrn genau zu erfüllen. Sie wissen, daß wir Montag zu schießen anfangen, wenn wir bis dahin nicht fertig sind, und diese Sprache werden Sie wohl verstehn. Wir sitzen heute schon neun Stunden und werden nicht fertig; das verträgt meine Gesundheit nicht." „Aber Herr Graf, aber Herr Graf."

Als der Redekampf immer weiter währte, machte ihm Bismarck schließlich dadurch ein Ende, daß er erklärte, seine Bedingungen seien ein Ultimatum; er würde von jetzt an deutsch sprechen, und die Herren möchten sich morgen einen Dolmetscher mitbringen. Darauf „große Verzweiflung". Favre lief im Zimmer umher; Thiers sagte kein Wort mehr, sondern eilte zu einem Tische, ließ die Feder rasch über das Papier gleiten und hielt dann dem Kanzler einen Zettel hin, auf dem er das gewünschte Zugeständnis niedergeschrieben hatte; er fragte nur: Est-ce que cela fait votre affaire? Parfaitement, erwiderte Bismarck, und darauf „ging alles wieder in Ordnung fort". Aus dieser Szene erklärte der Kanzler selbst das von den beiden Franzosen über ihn abgegebne Urteil: C'est un fier barbare. Die Verhandlungen kamen deshalb noch nicht zum Abschluß, weil sich Thiers nochmals über die Art und Weise der Zahlung in Verbindung mit dem allmählichen Aufgeben der deutschen Okkupation und über andre Fragen der Art in Paris beraten wollte.

Am Abend dieses Tages schrieb Abeken: „Der Minister war so herunter, wie ich ihn kaum gesehen, selbst in den schlimmsten Zeiten. Er hat mich tief gedauert; und der König, dem ich ein Bild davon zu geben hatte, ließ ihm auch seine herzlichste Teilnahme ausdrücken. Todmüde, wie er nun ist, kann er nun doch nicht schlafen ... Morgen kommen Thiers und Favre schon um elf Uhr wieder. Nun, er muß sich zum Troste sagen, daß er in einer tausendmal bessern Lage ist als diese

*) Stosch, Denkwürdigkeiten, S. 237. Hohenlohe, Denkwürdigkeiten II, S. 57. Vgl. auch Favre III, S. 113, Sorel II, S. 247.

Digitized by Google

beiden armen Leute, mit denen er bei aller Not, die sie ihm machen, doch nicht tauschen möchte. Es gibt eben Schlimmeres, als von Thiers und Favre gequält zu werden." Und endlich kam am 26. Februar das Ende der Qual, nachdem der Kaiser am 25. die Vollmacht für Bismarck zum Abschluß des vorläufigen Friedens unterzeichnet hatte; Thiers nennt jenen Tag „den grausamsten seines Lebens". Um elf Uhr erschienen die beiden Franzosen, und um vier Uhr zwölf Minuten hatte Bismarck allein die Unterhandlungen mit ihnen endgiltig abgeschlossen. Der General Hohenlohe*), der an eben diesem 26. zum Diner beim Kronprinzen geladen war, sprach nach Tische mit General Kameke über die vorläufigen Friedensbedingungen und fand ihn sehr erregt; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, Bismarck wolle den Vorstellungen von Thiers nachgeben und auf den Besitz von Metz verzichten. Und in der Tat schrieb der Kanzler am Tage nach der Unterzeichnung, am 27., an seine Gattin, daß er „mehr erreicht habe, als er für seine persönliche politische Berechnung nützlich halte", und hob in bezug auf Metz die „sehr unverdaulichen Elemente" hervor; er müsse indes „nach oben und nach unten Stimmungen berücksichtigen, die eben nicht rechnen". Seinen eignen Wunsch, seine persönliche Ansicht ordnete er also auch bei diesem weltgeschichtlichen Ereignis höhern, namentlich militärischen Rücksichten unter.

Noch etwas andres bewog ihn zum schleunigen Abschluß: er fürchtete täglich eine Einmischung Englands. Denn der von Thiers sofort zum Botschafter in London ernannte Herzog von Broglie hatte den englischen auswärtigen Minister Lord Granville schleunigst veranlaßt, bei der deutschen Regierung auf Ermäßigung der Kriegsentschädigung hinzuwirken. Was 1866 in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli in Zwittau bei Nikolsburg Benedetti gelang, das versuchte damals der englische Geschäftsträger Russell. Doch als er sich bei Bismarck anmelden ließ, erhielt er die Antwort, durch die französischen Unterhändler sei der Kanzler zu sehr in Anspruch genommen, um irgend jemand empfangen zu können. Jedem Versuche der Intervention geschickt vorzubeugen, das glückte Bismarck wie in Nikolsburg so in Versailles. Er begnügte sich hier am 26. Februar damit, daß 1871 nur eine Milliarde, der Rest binnen drei Jahren gezahlt werden sollte, legte aber den Franzosen gewisse „Daumenschrauben" an.

Die süddeutschen Minister unterzeichneten mit Rücksicht darauf, daß ihre Staaten ursprünglich selbständig Krieg führten. Als Thiers einer etwas abweichenden, mehr in partikularistischem Sinne gehaltnen Fassung das Wort redete, sagte Bismarck, der aufs sorgsamste die Empfindlichkeit Süddeutschlands und Sachsens zu schonen bemüht war: „Sie zerpflücken mir ja wieder die deutsche Einheit." Ah, c'est nous qui l'avons faite! erwiderte Thiers, und Bismarck meinte achselzuckend: Peut-être.

*) Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, IV (Berlin, 1906), S. 472.

Digitized by Google

Welcher Gegensatz zwischen der Siegesfreude Bismarcks über den ruhmreichsten Vertrag, den Deutschland je geschlossen hat, und der tiefen Niedergeschlagenheit der beiden französischen Unterhändler! Eine goldne Feder war als patriotisches Geschenk von einem Pforzheimer Fabrikanten durch Jollys Vermittlung überreicht worden, damit sie zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien verwandt würde. Sie fand bei den Deutschen allgemeine Bewunderung. Jetzt zeigte sie der Kanzler den französischen Unterhändlern. Favre hätte beinahe mit dem verkehrten Ende unterschrieben, so aufgeregt war er. Er verabschiedete sich jedoch in würdiger Haltung. Nachdem dann Thiers in großer Hast unterzeichnet hatte, ergriff Bismarck seine Hände, wie jener selbst berichtet, und sagte: Je comprends et j'honore votre chagrin: je suis ministre de Prusse, vous êtes ministre de France; j'ai dû faire ce que j'ai fait. Doch der kleine Mann mit den zornig funkelnden Brillengläsern schoß ungestüm aus der Tür heraus. Auch Hatzfeld hebt besonders hervor, daß der sonst so höfliche Franzose abreiste, ohne ihm Lebewohl zu sagen; „er sah sehr sorgenvoll aus, schreibt er am 27. Februar, und er hat wohl auch Grund dazu; denn ein großer Teil dieses verrückten Volkes wird es ihm schwerlich verzeihen, daß er seinen Namen unter diesen Vertrag gesetzt hat.“ Als bei den Deutschen aber am 27., nachdem der Kaiser nachmittags viereinhalb Uhr den Vertrag unterzeichnet hatte, die Einzelheiten bekannt wurden, da bewunderten — so urteilt auch Lorenz — die maßgebenden Personen aufrichtig und einstimmig die Leistung des großen Kanzlers, der gleichsam spielend (um einen Ausdruck Jollys zu gebrauchen) die schwierigsten Fragen des zu begründenden Weltfriedens zu lösen verstand.

Er war es auch gewesen, der rechtzeitig wegen des zu fordernden Siegespreises auf die öffentliche Meinung in Deutschland sehr geschickt einwirkte. Schon im Rundschreiben vom 16. September wies er, wie wir wissen, auf Straßburg und Metz hin. „Da wir von Frankreichs gutem Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, so müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern um unser deutsches Land zu sichern.“ So schrieb am 2. Oktober 1870 David Friedrich Strauß, der Verfasser des „Lebens Jesu“, an seinen französischen Fachgenossen Ernst Renan, und wie jener, so etwa dachten alle Gebildeten in Deutschland. Ein bedeutsamer Einfluß solches Volksempfindens auch auf die diplomatischen Vorgänge, der bei den Franzosen schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts deutlich hervortrat, machte sich bei uns erst viel später wirklich entscheidend geltend, nämlich gerade während des Krieges 1870. Bismarck betrachtete es, wie schon die Kürzung und Veröffentlichung der Emser Depesche beweist, als eine Hauptaufgabe seines damaligen staatsmännischen Wirkens, die öffentliche Meinung, die nationale Strömung zu schaffen und zu beherrschen. Die Bedeutung des volkstümlichen Empfindens darf man jedoch

Digitized by Google

auch nicht überschätzen. Denn gegenüber einer Intervention der neutralen Mächte — was hätte die nationale Strömung allein auszurichten vermocht? Da mußte eines Mannes Staatskunst entscheidend eingreifen, und sie hat erreicht, daß der Friede ein nationaler, kein internationaler wurde.

Dem Vertreter Frankreichs zeigte sich der deutsche Staatsmann fast in jeder Hinsicht überlegen. Thiers durchschaute offenbar Bismarcks diplomatischen Feldzugsplan nicht, der darauf hinauslief, zunächst mit dem Höchstmaß der Forderungen hervorzutreten, um an deren Eindruck zu ermessen, ob er überhaupt bis zu dem Mindestmaß, woran in jedem Falle festzuhalten war, herabzugehn brauchte. Nur in einem Punkte überlistete Thiers den Kanzler: er tat so, als ob die Zustimmung der Versammlung in Bordeaux nicht vor etwa einer Woche erfolgen könne, damit nämlich der Einzug der Deutschen in Paris nicht beschleunigt würde. Statt am Montag begannen deshalb erst Mittwoch den 1. März nachmittags die Truppen einzurücken. Die Ratifikationsurkunden wurden aber schon Donnerstag zwischen zwei und drei Uhr ausgetauscht, da die Versammlung in Bordeaux mit 546 gegen 107 Stimmen in einer Nacht sofort den Frieden angenommen und Favre die darüber in aller Form ausgefertigte Urkunde vorgelegt hatte. Daß nur wenige Truppen in Paris einzogen, berührte den Kaiser sehr unangenehm. Es war „eigentlich Bismarcks Schuld, der immer nur seinem eignen Kopfe folgt, alles allein macht ... und doch nicht immer alles allein bedenken kann", schreibt Abeken (Seite 521) sehr richtig; aber ebenso richtig fügt er hinzu: „Die große Hauptsache hat er gut gemacht."

Der Gang der Verhandlungen, der im Vorstehenden durch Vergleichung der deutschen und der französischen Berichte zu schildern versucht worden ist, wirft helle Schlaglichter auf den Gegensatz in dem Wesen des deutschen und des französischen Staatsmanns. Dieser Unterschied tritt auch anschaulich hervor durch eine wenig bekannte Einzeichnung in die Handschriftensammlung des Grafen Enzenberg, von der in einer Lebensbeschreibung Georgs von Bunsen berichtet wird. Unter Guizots Worte: Ma longue vie m'a appris de beaucoup pardonner et d'oublier rien setzte Thiers: Un peu d'oubli ne nuit pas au pardon, Bismarck aber fügte hinzu: Ma vie m'a appris d'oublier beaucoup et de me faire beaucoup pardonner. Thiers mußte allerdings wünschen, daß seine Landsleute nicht nur „ein wenig", sondern gänzlich vergaßen, wie er vor 1866 die deutschfeindliche Glut angefacht und, als zuerst der Ruf nach „Rache für Sadowa" erscholl, zuversichtlich verkündet hatte, binnen zwei Jahren könne man gemeinsam mit den dann wieder erstarkten Österreichern den Ehrgeiz Preußens zügeln. Doch die auf Erden schon waltende Gerechtigkeit offenbarte sich! Als Unterhändler suchte Thiers, damals wirklich „der einzige Mann in Frankreich", zu retten, was zu retten war, und erwarb sich gerechte Ansprüche auf den Dank seines Vaterlandes. Doch ihm stand ein Stärkerer, ein wahrhaft Bedeutender gegenüber, der wie früher so jetzt wiederum eine über Deutschlands Zukunft

Digitized by Google

entſcheidende Aufgabe mit feſter, ſichrer Hand ergriff und dabei gerade die Kräfte in unvergleichlicher Weiſe einſetzte, deren ſie zur glücklichen Löſung bedurfte. Durch ſeine geniale Staatskunſt hat Bismarck es verſtanden, die auf all den blutgetränkten Gefilden emporgeſproſſene Ernte trotz drohender Unwetter ſicher heimzubringen.

Das Theater als Kirche

Von Carl Jentſch

2

Wer zuerſt die Bemerkung machte, daß eines Staates feſteſte Säule die Religion ſei, hat vielleicht, ohne es zu wollen und zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite verteidigt.“ Staatsgeſetze verbieten nur, die Religion fordert Handlungen und regelt das Handeln. „Geſetze hemmen nur Wirkungen, die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen, Religion befiehlt ſolche, die ihn inniger machen.“ Jene herrſchen nur über die Äußerungen des Willens, „dieſe ſetzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſetze ſind wandelbar wie Laune und Leidenſchaft, Religion bindet ſtreng und ewig.“ Freilich entſpricht ihr wirklicher Einfluß bei weitem nicht der Idee von dem, was ſie leiſten ſoll, aber ſoweit ſie ihn ausübt — wodurch wirkt ſie? Durch die Sinnlichkeit, durch Gemälde von Himmel und Hölle. (Das ſtimmt nicht ganz; die Überzeugung, daß wir nach dem Tode von unſerm irdiſchen Handeln Rechenſchaft ablegen und die Folgen tragen müſſen, wirkt am reinſten, tiefſten und ſicherſten bei ſolchen, die auf Ausmalung des verhüllten Jenſeits verzichten; aber Schillers Anſicht verdient trotzdem Beachtung in einer Zeit, die ſich mit der Konſtruktion einer Diesſeitigkeitsreligion abmüht.) Wenn nun Phantaſiegemälde und Schreckbilder aus der Ferne ſchon ſo wirken, welche Verſtärkung muß da die Religion durch die Schaubühne erfahren, „wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Torheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an den Menſchen vorübergehn, wo die Vorſehung ihre Rätſel auflöſt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, wo alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält. ... In der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Macbeth ihre Hände wäſcht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu tilgen.“

Alſo daß die Schaubühne zeigt, wie der Verbrecher ſeiner Strafe, beſtehe ſie auch nur in der Gewiſſenspein, nicht entfliehen kann, dadurch hauptſächlich wird ſie eine moraliſche Anſtalt. Es iſt das die Anſicht, die er ſpäter ſelbſt verſpottet hat, und zwei Jahre vorher hatte er in der Abhandlung „Über das

Digitized by Google

gegenwärtige deutsche Theater" geschrieben: „Wenn der teuflische Macbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes aus der Schlafkammer wankt, wo er die Tat getan hat, welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? Und doch, welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch fallen, ehe er die Tat tut, oder seine Larve, wenn sie getan ist? Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verderben eilt. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Sampson ihren Fehltritt mit Gifte büßt? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil sich der Mohr von Venedig so tragisch übereilt?" Schiller hat sich eben erst nach 1784 zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Bühne nicht unmittelbar, durch Darstellung der Folgen moralischer und unmoralischer Handlungen, sondern nur mittelbar, durch ihre ästhetischen Wirkungen die Moral beeinflußt. Übrigens ist es weder damals noch später Schillern eingefallen, für die Masse die Kirche durch das Theater ersetzen zu wollen; dieses soll, wie man deutlich sieht, nur den Einfluß jener verstärken und ergänzen; auch soll das Theater keine neue Moral lehren; Schiller kennt keine andre als die alte, von Kirche und Staat anerkannte; hat ihn doch Nietzsche als Moraltrompeter verhöhnt. Daß aber der kirchliche Einfluß der Stärkung und vielfacher Ergänzung durch andre erziehende Mächte bedarf, damit hat er vollkommen recht. Man muß sogar weiter gehn und sagen: sie bedarf oft der Korrektur, denn sie ist nicht selten arg in die Irre gegangen im Laufe der Jahrhunderte. Aber abgesehen davon: ihre Hauptleistung besteht darin, daß sie einige Hauptwahrheiten und Hauptgrundsätze — die Moral der zehn Gebote — den Herzen unauslöschlich einpflanzt; deren richtiges Verständnis und richtige Anwendung unter wechselnden Verhältnissen und Zuständen zu lehren, ihre Wirksamkeit durch Beispiele und Lebensbilder zu verstärken, sind andre Personen, namentlich Philosophen und Dichter, mitunter auch Staatsmänner und Gesetzgeber, oft besser befähigt als die Geistlichen, und es gehört dazu auch alles das, was Schiller als Leistungen der Bühne noch weiter aufzählt. Die Bühne stellt uns erhabne Vorbilder heroischer Tugend vor Augen (er führt u. a. des klugen Politikers Augustus soyons amis, Cinna an, was Skeptikern ein bißchen komisch vorkommen mag). Und was noch wichtiger ist, sie erheitert uns mit der Darstellung von Torheiten. „Das Glück der Gesellschaft wird ebensosehr durch Torheit wie durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist wie die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zartesten Fäden hängen, und wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichnis von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Toren vollzähliger und länger. . . . Ich kenne nur ein Mittel, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen." Und da zudem die Eigenliebe des Menschen weit empfindlicher gegen Spott und Verachtung sei als sein Gewissen gegen

Digitized by Google

den Abscheu, der den Verbrecher trifft, so wirke das Lustspiel noch kräftiger als das Trauerspiel. Ferner sei die Schaubühne eine Schule praktischer Weisheit, indem sie die Motive des Handelns aufdeckt, Menschenkenntnis lehrt, zeigt, wie man in dieser zu einem großen Teile aus Lasterhaften und Toren bestehenden Gesellschaft ungeschädigt durchkommen könne, bei welcher Gelegenheit er, wohl sich seines Aufsatzes von 1782 erinnernd, zugibt, „daß vielleicht Molières Harpagon noch keinen Wuchrer gebessert hat, und daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sichrer machen wird". Ferner wird als eine heilsame Wirkung der Bühne angeführt, daß sie uns mit der Rolle vertraut macht, die Zufall und Plan im Leben spielen, auf jenen gefaßt zu sein, diesen zu lenken lehrt. Daß hier allein die Großen der Erde hören, was sie sonst nie hören: die Wahrheit, sehen, was sie sonst nirgends zu sehen bekommen: den Menschen. Endlich, daß sie richtige Einsicht verbreitet; sie hat Duldung gelehrt, „pflanzte Menschlichkeit und Sanftmut in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwut lehrten uns den Religionshaß meiden: in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christentum seine Flecken ab." Alles richtig, wenn man für Schaubühne: Philosophie, Wissenschaft, schöne Literatur und Presse setzt. Denn diese vier Mächte sind es, die die Kirche von ihren Irrwegen zurückgebracht und das Christentum von seiner Verunstaltung befreit haben. Die dramatische Literatur ist doch nur ein Zweig der schönen Literatur, und die Bühne wirkt doch nur dadurch, daß sie diesem Teile eine intensivere Wirkung verschafft. Intensivere, nicht umfangreichere. Schiller mag recht haben, wenn er schreibt: „So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als tote Buchstaben und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze", oder vielmehr, möchte recht haben, wenn er statt Moral und Gesetze geschrieben hätte „gelesene Stücke". Denn das Gesetz wirkt mit Hilfe des Zuchthauses entschieden kräftiger als das Theater, und was die Moral im Bunde mit religiösen Motiven vermag, das können wir an der großartigen sozialen und charitativen Tätigkeit religiös-kirchlicher Vereine und Korporationen ermessen, und gerade auch an den Ausschreitungen einer von falscher Religiosität irregeleiteten Moral, an den schrecklichen Verheerungen, die der Fanatismus angerichtet hat. Also ein gespieltes Drama mag packender wirken als ein bloß gelesenes — nachhaltiger wohl nicht —, aber was wollen die paar Theaterabende, die, sagen wir, von je zehntausend Provinzlern genossen werden, bedeuten neben ihren Leseabenden? Sicherlich kommt auf je hundert Leseabende und durch Lektüre ausgefüllte Sonntagnachmittage noch lange nicht ein Theaterabend. Nehmen wir nun zur schönen Literatur und zur Tagespresse noch die im gleichen Sinne wirkende wissenschaftliche, namentlich die historische Literatur hinzu, so sehen wir den Einfluß des Theaters zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen.

Eine der Wirkungen der Bühne, die Schiller aufzählt, verdient noch besonders beleuchtet zu werden. „Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß

Digitized by Google

übergehn, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andre Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstande und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Zweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte, mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts andres als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staates, der bessern Menschheit, das in ihnen atmet."

Bekanntlich hat der ideale Gemeinbesitz ihrer Kunst und Wissenschaft die griechischen Staaten nicht abgehalten, sich gegenseitig zu zerfleischen; doch dies nur nebenbei. Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um die Einheit, die, wie ich im ersten Artikel hervorgehoben habe, vom Christentum tatsächlich hergestellt worden ist, und die unsern europäisch-amerikanischen Kulturkreis geschaffen hat; auch das atheistisch regierte Frankreich scheidet aus ihm nicht aus, denn sein bürgerlicher Moralkatechismus weicht im wesentlichen vom christlichen nicht ab. Es handelt sich um das, was aus einigen Millionen Menschen eine Nation zu schaffen vermag, und wie die deutsche im neunzehnten Jahrhundert tatsächlich geworden ist, das haben wir ja gesehen. Ohne Zweifel ist diese politische Schöpfung durch die nationale Begeisterung, die in Vereinen und von einem Teile der Literatur gepflegt worden war, gefördert worden, und Schiller hat selbst nicht wenig dazu beigetragen, diese Begeisterung zu wecken. Hunderttausende von Jünglingen hatten ihre Herzen höher schlagen gefühlt, wenn sie den alten Attinghausen seinem Uli zurufen hörten: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" Aber wer möchte behaupten, daß ohne diese Bühnenwirkung die große Schöpfung der Jahre 1866 und 1870 unterblieben sein würde? Nicht aus einer Gesinnung, sondern aus Bedürfnissen und Nöten ist sie hervorgegangen, jene hat nur den Mitwirkenden ihre Arbeit erleichtert; ja die Entscheidung von 1866 hat Bismarck mit der ihm zur Verfügung stehenden Militärmacht geradezu gegen den Willen der überwiegenden Mehrheit der Deutschen herbeigeführt, von den Polen, die beidemal in der preußischen Armee mitgekämpft haben, gar nicht zu reden. Indes, an den Nationalstaat kann Schiller gar nicht gedacht haben, weil ja die Griechen, auf die er sich beruft, keinen hatten; mit dem Staate, den er erwähnt, kann er nur den athenischen Partikularstaat gemeint haben; nur den Nationalgeist

Digitized by Google

soll ihm das Theater schaffen helfen. Aber wie sieht es um die Erfüllung seines Wunsches aus? Seit Goethes Götz, Schillers Wallenstein und Tell ist uns kein vaterländisches Drama großen Stils mehr beschert worden. Einige Neuere haben mehr preußisch- als deutschpatriotische Stücke geschrieben, aber diese haben sich die Bühne nicht erobert. Wagners Musikdramen, wenigstens die Nibelungentrilogie, werden von manchen für echt deutsch erklärt; andre jedoch bestreiten es,*) und jedenfalls bleibt ihre Wirkung schon der schwer verständlichen Musik und der Kosten der Aufführung wegen auf die Kreise der Vornehmen und Reichen beschränkt. Otto Ludwigs Erbförster ist gewiß deutsch, aber was bedeutet er für die Bühne neben der Lustigen Witwe und dem Weißen Rössel? Was unsre Bühne beherrscht, das sind die französischen Ehebruch- und Dirnenstücke, die, wie wir von Schmidt vernommen haben, nicht einmal in Frankreich volkstümlich, sondern nur dem Geschmack der dekadenten Weltstadtgesellschaft angepaßt sind, dann die berühmten Skandinavier und die nach diesen Vorbildern gearbeiteten Stücke deutscher Autoren.

Lohnt es sich da noch, nach dem Keime der im Theater zu installierenden Zukunftskirche zu suchen? Werden die dramatischen Produktionen an der hohen Aufgabe, die man der Bühne zuweisen möchte, gemessen, so müssen wir sie nach vier Stufen ordnen. Auf der ersten und niedrigsten stehn die negativ wirkenden, die schlimme Leidenschaften erregen und falsche, verderbliche Meinungen verbreiten. Eine Stufe höher finden wir die harmlosen, die bloß unterhalten und erheitern und damit immerhin Dank verdienen. Auf der dritten, bis jetzt höchsten treffen wir die Stücke von ästhetischem Wert und von Gedankenreichtum. Sollte das Theater die Kirche ersetzen, so müßte eine höchste vierte Stufe erklommen werden. Die Stücke dieser Stufe müßten den Vorzügen derer der dritten noch den zugesellen, daß sie die neue Weltanschauung und die neue Moral, die beide zusammen das Christentum ersetzen sollen, in verständlicher und packender Weise lehrten. Ob nun auf dem Boden des naturwissenschaftlich-materialistischen oder des idealistischen Monismus — nur um eine dieser beiden Weltanschauungen kann es sich handeln — überhaupt dramatische Poesie gedeihen kann (lyrische haben wir schon, namentlich solche von pessimistischer Färbung), das muß erst die Zukunft lehren; jedenfalls ist damit noch kein Versuch gemacht worden. Sehen wir nun zu, auf welchen der drei andern Stufen die modernen Bühnenerzeugnisse unterzubringen sind, so müssen wir natürlich mit denen Ibsens beginnen, weil er der anerkannt größte Dramatiker der letzten Jahrzehnte ist. Seine nordisch-

*) Nachträglich lese ich in einem Abschnitt aus dem jetzt veröffentlichten Werke Ecce homo von Nietzsche: „Ich hatte Wagner nötig. Wagner ist das Gegengift gegen alles Deutsche par excellence. ... So gewiß Wagner unter Deutschen bloß ein Mißverständnis ist, so gewiß bin ichs und werde es immer sein.“ Er rühmt sich wieder seiner polnischen Abstammung. „Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben.“

Digitized by Google

romantischen und die drei Gedankendramen: Kaiser und Galiläer, Brand und Peer Gynt dürfen wir der dritten Stufe zuweisen, wenn sie auch die Höhe Shakespeares, Goethes und Schillers nicht erreichen. Für die Bühne haben sie jedoch nichts zu bedeuten. So viel mir aus Zeitungsnachrichten erinnerlich ist, wird nur der Kronprätendent manchmal aufgeführt. Peer Gynt ist kürzlich — wo? habe ich vergessen — in Stücke gehackt und mit Aufopferung des Gedankeninhalts zu einer Anzahl von Bildern verwandt worden.

Die übrigen Dramen habe ich vor acht Jahren kritisiert; an einiges von dem damals Gesagten darf ich wohl erinnern. Vier Stücke habe ich Revolutionsdramen genannt, nicht weil sie solche sind, sondern weil sie für solche gehalten und als solche gefeiert werden. Die „Stützen der Gesellschaft" haben Ibsen in Deutschland berühmt und populär gemacht, weil darin gegen die konventionelle Heuchelei der Respektabeln und gegen die Tyrannei der Konvenienz mobil gemacht wird. Nun ist das gar nichts neues; alle Satiriker und Sittenreformatoren aller Zeiten haben es getan, haben jedoch damit die Gesellschaft und den närrischen homo sapiens nicht geändert. Darin, daß es einer in einem sehr gut komponierten und auf heutige Verhältnisse zugeschnittnen Theaterstück noch einmal tut, eine große, gar eine revolutionäre Tat sehen, das offenbart eine wirklich kindliche Naivität; über ein wenig harmloses Zeitungs- und Gesellschaftsgeschwätz gehn solche unblutige und ungefährliche Theaterrevolutionen niemals hinaus. Zudem hat Ibsen, wenn er den Cant treffen wollte, gründlich daneben geschossen. Zu seiner ersten unedeln Handlung wird Bernick allerdings von der Konvenienz gezwungen, aber diese ist im Recht gegen ihn, weil er sich gegen die kaufmännische Solidität vergangen hat; seine folgenden Schandtaten dagegen gehn sämtlich aus seiner Selbstsucht ganz spontan hervor, und die Gesellschaft hat damit gar nichts zu schaffen. Das offne Bekenntnis seiner Schuld, das er schließlich vor seinen Mitbürgern ablegt, beweist geradezu, habe ich damals gesagt, „daß man in jeder Gesellschaft offen und wahr sein kann. Demnach ist eine Revolution zur Erneuerung der Gesellschaft nicht nötig. Sie würde auch Leuten wie Bernick nichts nützen, denn keine denkbare Gesellschaftseinrichtung kann es uns so bequem machen, daß wir jederzeit den größten Geldgewinn ohne Verletzung einer Gewissenspflicht einzustreichen vermöchten." Weil man nun einmal in Ibsen einen großen Sozialreformator und ethischen Revolutionär gewonnen zu haben glaubte, erwies man auch drei andern Stücken die Ehre, sie als revolutionäre Taten zu begrüßen. „Die Komödie der Liebe" ist jedoch bloß ein lustiger, graziöser und geistreicher Schwank, der die übermütigste gute Laune bekundet — hätte sie sich der Dichter doch zu bewahren vermocht! „Der Bund der Jugend" und „Der Volksfeind" aber verspotten die moderne Revolutionsmacherei in zwei ihrer nicht gerade seltnen Gestalten: im Umsturzlumpen und im Umsturznarren. Die übrigen Dramen, die ich in die beiden Kategorien Grüblerdramen und Dekadenzdramen gesondert habe, müßte

Digitized by Google

man der untersten Stufe zuweisen, wenn sie nicht, als Erzeugnisse eines bedeutenden Kopfes, gedankenreich wären und einzelne Schönheiten aufwiesen. Sie sind nach dem Rezept angefertigt: „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer. In bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit, so wird der beste Trank gebraut."

Den Theaterdirektor jedoch und die lustige Person können wir natürlich als die berufnen Volkserzieher nicht anerkennen. Wenn die zwei Stücke im ganzen wenig, vielleicht gar kein Unheil anrichten, so haben wir das dem Umstande zu verdanken, daß unser heutiges Publikum sehr weit davon entfernt ist, im Theater eine Erziehungsanstalt zu sehen, vielmehr wirklich bloß hineingeht, um sich zu amüsieren. Wäre es anders, so würden nach jeder Aufführung von Nora ein paar Dutzend unzufriedne Ehefrauen durchbrennen. Von dem über die Wildente gesagten will ich wenigstens eins wiederholen; die Grenzbotenleser haben es nicht nötig, aber manchem, der andern Leserkreisen angehört, würde es gut tun, wenn er zufällig dieses Heft aufschlüge und es läse. Dünger ist ein nützliches und notwendiges Ding: auf dem Acker und im Garten verwandelt er sich in nährendes Brot, in duftende Blumen und köstliche Früchte. Aber auf den Eßtisch bringt man die chemischen Elemente nicht in Düngerform, sondern in der Gestalt von Brot, Fleisch, Früchten und Blumen. Und eine Theateraufführung soll ein geistiger Festschmaus sein, die Personen der Wildente aber sind alle zusammen nichts als ein Düngerhaufen (wobei noch zu beachten wäre, daß verfaulte Menschen nicht einmal in der Gesellschaft eine so wertvolle Funktion üben wie der Dünger im Garten oder Weinberg). Hätten wir ein urnaives und dabei urkräftiges Publikum, so würde dieses bei der Aufführung der Wildente auf die Bühne gestürzt sein und die Schauspieler samt dem Direktor, die ihm für sein gutes Geld so was aufzutischen wagen, tüchtig durchgeprügelt haben. Alle diese Stücke — die Wildente am meisten — verstoßen besonders gegen eines der Gesetze, die Schiller für die Dichtung aufstellt. In der Abhandlung über das Pathetische zeigt er am Laokoon, daß dessen Wirkung auf dem Wohlgefallen an der Beherrschung der Sinnlichkeit durch den intelligenten Willen beruht. „Je entscheidender und gewaltsamer der Affekt im Gebiete der Tierheit sich äußert, ohne doch im Gebiete der Menschheit dieselbe Macht behaupten zu können, desto mehr wird diese kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabner das Pathos." Was gefalle, das sei besonders die Offenbarung der Kraft, die das Kraftgefühl im Zuschauer wecke und steigere. Darin bestehe die unmittelbare, die ästhetische Wirkung, die mittelbar auch die Moral fördere, denn sich im Guten zu behaupten, dazu gehöre doch eben Kraft. Und darum gefalle ein kraftvoller Bösewicht mehr und sei ein geeigneterer Gegenstand fürs Drama als ein gutmütiger Schwächling. Und dieses ästhetische Wohlgefallen schädige nicht, sondern stärke die Moral. Denn ohne Kraft gebe es keine wirkliche Moral; sei aber die Kraft vorhanden, dann bedürfe es ja nur

Digitized by Google

einer Änderung ihrer Richtung, um aus dem Verbrecher einen Helden zu machen. „Das ästhetische Urteil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, die von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es den konsequenten Böse wicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden." Die Personen der spätern Stücke Ibsens sind nun meist Schwächlinge oder konfuse Leute, die nicht wissen, was sie wollen; beweisen sie aber Willenskraft, so sind sie entweder verschroben wie Hilde Wangel und der Baumeister Solneß oder ekelhafte Scheusale wie Hedda Gabler. Diese hat jüngst als einen häufig vorkommenden Typ und darum auf der Bühne daseinsberechtigt ein Theaterreferent gegen die heftigen Anklagen verteidigt, die der empörte Rosegger in einem offnen Schreiben an Ibsen gegen sie geschleudert hatte. Der Anwalt würde sich seine Mühe erspart haben, wenn er wüßte, daß nach einem Bericht des Münchner Hofschauspielers Schneider Ibsen bloß hat zeigen wollen, „in welche Exzentrizitäten eine lebhaft veranlagte Frau, die sich in gesegneten Umständen befindet, in einem vorgerückten Stadium ihres Zustandes verfallen kann". Also ein Krankheitsbild! Das gehört doch nicht auf die Bühne, sondern in eine medizinische Zeitschrift. Eine derbe und gute Abfertigung der „Gespenster" fand ich dieser Tage in einem katholischen Sonntagsblatte. Bei einem Brückeneinsturz in Köln waren Menschen verunglückt. Bald darauf sah man im Schaufenster eines Buchhändlers eine Broschüre, die diesen Einsturz und ähnliche Unglücksfälle zu einem Beweise gegen das Dasein Gottes verwandte. Das Blatt schreibt nun: „Wenn eine Hausfrau in bodenlosem Leichtsinn Rattengift im Küchenschrank aufbewahrt, es gelegentlich unter die Speisen mischt und damit die Familie vergiftet; wenn am Lötschberge in der Schweiz ein Haus gebaut wird auf einem Platze, den die Eingebornen als lawinengefährlich bezeichnen, und eine niedergehende Mure dann auch richtig das neue Haus begräbt; wenn eine leichtsinnig gebaute Brücke einstürzt; wenn falsche Weichenstellung einen Zusammenstoß herbeiführt — ist an alledem der liebe Gott schuld? Das mag man dort glauben, wo man der Ansicht ist, falls ein Gott existierte, so würde dieser verpflichtet sein, bei erwachsnen Menschen Kindermädchen zu spielen. Mit der christlichen Weltanschauung hat diese Vorstellung von Gott, die bei den Freidenkern zu herrschen scheint, nichts gemein. Wir halten dafür, daß der Mensch von Gott seinen Verstand bekommen habe, nicht um ihn in die Schublade einzusperren, sondern um ihn zu gebrauchen und so die Gefahren abzuwenden, die aus Nachlässigkeit und Unverstand zu erwachsen pflegen. Wenn also zum Beispiel der Mensch sein Haus mit einem Blitzableiter versieht, so entspricht das dem Gebot des Schöpfers: Beherrschet die Erde und machet sie (und natürlich auch ihre Kräfte) euch untertan! Und wenn sich die Leute gegen Brandschaden und

Digitized by Google

Hagelschlag versichern, so handeln sie nach dem im Gebot der Nächstenliebe enthaltnen Grundsatze: alle für einen, einer für alle, und erfüllen außerdem die Pflicht eines guten Hausvaters und eines klugen Verwalters der von Gott den Menschen anvertrauten Güter. Man meine ja nicht, es sei überflüssig, dergleichen zu sagen. Man denke nur an Ibsens Gespenster und die lächerliche Rolle, die der Dichter den Pastor Manders spielen läßt. Als dieser aufgefordert wird, das neuerbaute Asyl versichern zu lassen, fürchtet er, man werde ihm, wenn er es tue, das Vertrauen auf Gottes Vorsehung absprechen, und er unterläßt die Versicherung, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Eine solche plumpe Karikatur der christlichen Weltanschauung geht über unsre Bühnen! Und nun die Vererbungsfrage im selben Drama! Weil der Vater durch Ausschweifung sich selbst vergiftet und der Sohn vom Vater die Anlage zum Irrsinn geerbt hat, wird mit Gott gehadert, der die Welt so schlecht eingerichtet habe. Das fehlte gerade noch, daß Gott es übernähme, die Menschen vor den Folgen ihrer Ausschweifungen zu bewahren und ihnen damit einen Freibrief zu einem Luderleben ausstellte! Sie vor solchen Übeln zu schützen, hat er ihnen das Sittengesetz ins Herz geschrieben."

Schiller, Goethe und Lessing werden ja — anstandshalber — noch mitunter aufgeführt, auch Shakespeare und (sehr selten freilich) Molière, daneben unsre spätern Dichter, die, in gemessenem Abstande, mit Ibsen den Rang hinter den ganz Großen beanspruchen dürfen, also auf die dritte Stufe gehören: Hebbel, Otto Ludwig, Grillparzer, Gutzkow. Doch solche Aufführungen sind Festschmäuse für feinere Seelen, und wie gesagt, was die guten Stücke wirken, das wirken sie durchs Buch, nicht durch den spärlichen Theatergenuß. Das tägliche Brot der Theaterbesucher ist andrer Art. Das war schon zu Lebzeiten der großen Klassiker nicht viel anders. Eine Schauspielerin des Wiener Burgtheaters soll auf Goethes Frage, ob auch der Tasso dort manchmal gegeben werde, geantwortet haben: „Wo denkens hin, Exzellenz, mit so fadem Zeug geben wir uns nit ab." „So so, das ist ja recht schön", soll die Exzellenz erwidert haben. Eckermann erwähnte einmal, daß sich Carlyle Mühe gebe, den Wilhelm Meister zu verbreiten; weil er wünsche, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte. Goethe zog — es waren Tischgäste da — seinen ſidus Achates in eine Fensternische und sprach: „Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, was Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Das gilt doch auch von seinen Dramen mit Ausnahme des Faust, der durch die Gretchenepisode und das szenische Beiwerk Anziehungskraft ausübt. Das tägliche Brot sind die Novitäten der Saison, und da es, soviel ich weiß, noch niemand eingefallen ist, einen der Schöpfer dieser Novitäten einem Ibsen gleichzustellen, so darf ich wohl, ohne

Digitized by Google

sie zu kennen, den Schluß wagen, daß sie allesamt hinter den Stücken des grimmen Norwegers zurückbleiben und bestenfalls der zweiten Stufe zuzuweisen sind. Gelesen habe ich nur etwa ein halbes Dutzend; es war keins darunter, das ich noch einmal lesen möchte, während man doch die gedankenreichen Stücke der Großen wiederholt zur Hand nimmt. Das Urteil, das ich gelegentlich einmal über Halbes „Jugend" gefällt habe, ist mir von Leuten, die mir sonst wohlwollen, ein wenig übelgenommen worden. Da freute es mich denn, dieser Tage folgende Äußerung eines Theaterberichterstatters der Schlesischen Zeitung zu lesen. (Das Stück war im Lobetheater gegeben worden.) „Max Halbes »Jugend« war, als sie vor fünfzehn Jahren ihren Triumphzug über die deutschen Bühnen machte, ein so imponierendes Kassenstück, daß die Bühnenleiter noch immer bei jedem neuen Werke Halbes glauben, es müsse ihm und ihnen ein neuer Treffer zufallen, obwohl jedes der zwölf folgenden Stücke sich als eine Niete erwiesen hat. Mir war es freilich jederzeit [soll wohl heißen »gleich anfangs«] überraschender, daß die »Jugend« wegen ihrer brutal herausgearbeiteten Effekte so arg überschätzt werden konnte, als daß der Autor der Jugend seitdem keine neuen Erfolge errungen hat."

Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Es liegt in der Bemerkung Schopenhauers, vorm Affenhause der zoologischen Gärten weile darum die größte Besuchermenge (ich zitiere nicht wörtlich), weil die Beschauer mit neidischem Behagen dächten: ach, wenn man sich doch auch so ungeniert räkeln dürfte! Ein junger Bursch äußert seine animalischen Gelüste mit einer Ungeniertheit, die in unsrer sehr gesitteten Zeit auch auf dem Theater nicht üblich ist, und er verliert die Selbstbeherrschung so vollständig, daß er gleich in der ersten Nacht die Gastfreundschaft aufs gröblichste verletzt. Dieses, und dieses allein hat gezogen, denn sonst findet sich in dem Stücke nichts, was einen vernünftigen Menschen bestimmen könnte, es zu lesen oder sich anzusehen. So was zu machen, dazu gehören nun außer einer Ungeniertheit, die der des „Helden" entspricht, keine sonstigen Geistesgaben, und da dem Verfasser alle übrigen Stücke mißlungen sind, so beweist er damit, daß er in der Tat keine andern Gaben besitzt, nicht einmal die Geschicklichkeit, denselben Trick mit Variationen noch einmal anzuwenden. Vielleicht ist er auch nicht kühn genug, ihn noch einmal zu wagen. Wenn das die Theaterkritik nicht gleich anfangs erkannt oder sich mit ihrer Erkenntnis nicht herausgewagt hat, so sind eben unser Theaterpublikum und unsre Theaterkritik einander wert. Es fehlt übrigens auch in den allerliberalsten Kreisen nicht an vernichtenden Urteilen über Sensationsstücke und über unser ganzes Bühnenwesen. Im Münchner Schauspielhause ist kürzlich Frank Wedekinds „Sittengemälde: Musik" gegeben worden. Der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung beschränkt sich auf eine kurze Inhaltsangabe und die Bemerkung: „Mir fiel nur auf, wie viel innere Roheit und Kulturlosigkeit dazu gehören muß, diesen Stoff in dieser Ausgestaltung auf die Bühne zu bringen." Und aus der „Gegenwart", die sich ihrem Namen entsprechend immer höchst modern zu sein bemüht, habe ich mir

Digitized by Google

die folgenden zwei interessanten Äußerungen notiert. Georg Hermann hatte in der genannten Wochenschrift „Zarathustra, eine lustige Frechheit in zwei Akten" veröffentlicht. In einem Nachwort nun (Nr. 36 des Jahrgangs 1907) berichtet er, das Stück sei 1896 als Tragödie in Angriff genommen worden, habe sich dann in eine Tragikomödie verwandelt und sei schließlich als Schwank ausgeführt worden. „Man mag meinen, daß diese Verschiebung eine Steigerung zu lebensbejahender Freude ist [bedeute!], aber sie wird bedingt [ist verursacht worden] durch eine Erkenntnis, die viel trauriger ist als der tragische Ernst, nämlich: daß die Tragödien der Bühne die Schwänke des Lebens sind. Solange wir noch an Tragödien und Schauspiele glauben, hat uns das Leben noch nicht genug zwischen seinen Fingern zerrieben. Und so lange wir noch an Tragödien und Schauspiele glauben, glauben wir auch noch an die formalen Möglichkeiten des Theaters. Wenn wir aber geschmacksreifer werden, erkennen wir auch, daß der Schwank die einzige Form ist, unter der die Bühne — minderwertig wie sie nun einmal ist — ästhetisch diskutabel erscheint. . . . Die Schwänke und Lustspiele aber, die die Bühnen beherrschen, sind mit wenigen Ausnahmen niedriger im geistigen Niveau, harmloser und lebensfremder, ja für ein zu niedriges geistiges Niveau des Zuschauers berechnet, als daß sie uns Unterhaltung oder Belustigung gewähren könnten. [Also auch das nicht einmal!] Der Schwank, die Posse, die Farce für den Menschen von geistiger Kultur, die auch ihm ein Lächeln abnötigt, fehlt, oder sie hat bei uns noch kein Bühnenrecht. Man ruft: Shaw und Wedekind. Aber Shaw und Wedekind sind seriöse Leute, Wedekind ist sogar für mich ein ganz unleidlicher sentimentaler Moralist." [?]

Karl Bleibtreu aber klagt in seinem „Briefe an einen literarischen Anfänger" (am 29. Februar 1908), daß das größte aller Sprachgebiete, das deutsche (er bringt durch Rechnung heraus, daß 55 Prozent der Bewohner Nordamerikas deutscher Abkunft seien), das allergeringste geistige Genußbedürfnis habe, wie der Bücherabsatz beweise. „Daß dem so ist, lehrt ferner die soziale Stellung eines deutschen Autors im Vergleich mit der eines ausländischen. Im allgemeinen kennt der Deutsche nur zwei Sorten von »geistiger« Anregung: die Presse und das Theater. Dieses, also das seichteste, oberflächlichste Amüsement, regiert in einem Umfange, wovon man in andern Ländern keine Ahnung hat. Dabei wird aber dieses Zirkusvergnügen mit ästhetischer Weihe begossen, ein heuchlerisches Bildungsmäntelchen darübergehängt. Man kann den Unfug, Poesiewerte nach Theatereindruck abzuschätzen, sofort durch folgende Fragen entlarven: Hat ein Theater je mit historischen oder symbolistischen Tragödien einen Erfolg erzielt? Nein. Kommen nicht neun Zehntel aller Erfolge auf sogenannte Lustspiele und noch lieber auf Possen? Ja. Hat je ein fein satirisches Lustspiel wie zum Beispiel Rüderers Fahnenweihe Erfolg gehabt? Nein. Warum gefielen Sudermanns Stücke? Weil sie angeblich moderne Tendenzkonflikte sensationell behandelten [es folgen noch fünf solche Fragen]. Alles, was über die gemeine Niedrigkeit der Dinge emporstrebt,

Digitized by Google

bleibt hier [das bedeutet doch wohl: bei uns in Deutschland] Buchdrama." Mit dieſem Urteil eines Berliners, der die tonangebende Bühne kennt, ſind wir am Ziele. Wir können uns ſchon glücklich ſchätzen, wenn unſre Bühne harmloſes Vergnügen gewährt, und wenn hier und da einmal etwas aufgeführt wird, was äſthetiſchen Genuß bereitet, alſo im Sinne Schillers durch mittelbare Einwirkung auf den Charakter die Erziehungstätigkeit von Elternhaus, Kirche und Schule in einem winzigen Kreiſe unterſtützt. Vom Aufſchwung zu einer Höhe, auf der die Bühne den Teil der Volkserziehung übernehmen könnte, den vorläufig noch die Kirche beſorgt, iſt keine Spur wahrzunehmen. Schiller ſchreibt in ſeiner hier mehrfach zitierten Abhandlung: „Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchem von dem denkenden, beſſern Teile des Volkes das Licht der Weisheit herunterſtrömt und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet." Einen ſolchen Kanal hat Schiller mit ſeinen Dramen geſchaffen, der jedoch, wie geſagt, nicht auf dem Wege über das Schauſpielhaus, ſondern in Schule und Arbeitsſtube ſeinen edeln Inhalt ſpendet. Wer aber heute dieſe ſeine Vermittlertätigkeit fortſetzt, das ſind nicht die Bühnendichter, ſondern die Novelliſten. Zwar gibt es auch in der erzählenden Literatur minderwertiges und verderbliches Zeug genug, aber glücklicherweiſe des Guten eine ſo große Menge, daß deſſen Wirkung ohne Zweifel überwiegt. Es bleibt noch zu unterſuchen, ob man ſich für die übertriebne Schätzung des Theaters auf den vornehmſten aller Theaterintendanten, auf Goethe, zu berufen ein Recht hat.

Theodor Storm in der Verbannung

Von Alfred Bieſe

Der Reiz einer Perſönlichkeit liegt in der Art, wie die Gegenſätze, die in einer jeden ruhen, ihren Ausgleich finden. Je bedeutender ein Menſch iſt, deſto ſchärfer ausgeprägt ſind dieſe, und deſto ſchwieriger iſt ihre Einigung. Ob wir an Paulus oder Auguſtin, ob wir an Rouſſeau oder Goethe denken, ſie alle, die uns einen tiefern Einblick in ihr Innenleben gewährten, klagen wie Fauſt: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Bruſt!" Den Typus des Norddeutſchen kennzeichnet die Miſchung des innerlich Weichen, doch keuſch Verhaltenen und des kernig Herben und Schroffen. Welch frieſiſche Reckengeſtalt iſt Hebbel! Bei ihm überwiegt das Knorrige und Kantige; Kindheit und Jugenderfahrung und Entbehrung ſchmiedeten einen harten Mann, den Tragiker. Bei Storm überwiegt das Weiche, Gefühlsmäßige, Lyriſche und breitet einen wunderbaren Zauber über ſein ganzes Dichten. Und doch zeigt auch er ſtolze Herbheit und eine kernhaft männliche, ja ſchroffe Überzeugung, in der Religion wie in der Politik. Es iſt ungemein ſchwierig und darum ſo feſſelnd, zu unterſuchen, wie die Dichter-

Digitized by Google

und Charakteranlage Storms mit ihrem tiefen Empfinden für das Geheimnisreiche und Ahnungsvolle, für Sinnen und Träumen, für Sage und Märchen, für Phantastisches und Wunderbares zusammenfließt mit literarischen Einflüssen der Romantiker, wie besonders Eichendorffs und Hoffmanns. In der Novelle kann man deutlich erkennen, wie er sich aus dem Weichen, Stimmungsreichen, Dämmrigen der Resignation loslöst und sich dem herbern Realismus zuwendet, sodaß eine dramatisch bewegte, konfliktreiche Handlung in Tragik mündet. Man übersieht jedoch gemeinhin in den Charakteristiken Storms, daß er in seiner Lyrik schon sehr früh einen Stolz und eine Kraft, eine Männlichkeit und Rücksichtslosigkeit an den Tag legt, wie sie die Romantiker niemals erreicht haben. Die schweren Schicksale seines Heimatlandes ließen Storm zum Manne reifen; die Liebe zu Freiheit und Recht und der Zorn über die Unterdrücker gaben seiner Lyrik Wucht und Gewalt und hoben ihn zu unsern besten Vaterlandssängern empor. Mit Fug und Recht konnte er sich, als Mann und als Dichter, seiner Heimat „treuesten Sohn" nennen. Mit mutig-trotzigen Liedern, die noch viel zu wenig gekannt sind, begleitete er die trüben Schicksale des schleswig-holsteinischen Landes.

Die unselige Schlacht von Idstedt (1850) hatte trotz allen Heldenmutes, infolge der Unfähigkeit des Führers, statt des schon errungnen Sieges den Kämpfern doch die Niederlage gebracht und die Herzogtümer, besonders Schleswig, dem Hasse der Dänen überantwortet. Innige Klage um die Toten, aber auch edle Begeisterung für ihre Tapferkeit bricht aus den Versen Storms hervor: „Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt, die stille Wiege unsrer Toten ..." Er weiß, die deutsche Ehre ist fleckenlos in diesem Grabe gebettet, wenn auch das Schwert zerbrach. Ja, er beneidet die Toten, die nun sanft, in den Armen des Todes, auf heimatlichem Kissen, ruhn. „Wir andern aber, die wir übrig sind, wo werden wir im Elend sterben müssen?"

Schon hatten wir zu festlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen,
Wir standen harrend ganze Nächte lang:
Doch nur die Toten zogen durch die Gassen.

Trotz aller Not und Verzweiflung des Landes, trotz aller „Blütezeit der Schufte" hält der Dichter jedoch fest am Zukunftglauben: „Es kann der echte Keim des Lebens nicht ohne Frucht verloren gehn."

Idealismus und die Sehergabe eines Poeten gehörten freilich dazu, in jenen trostlosen Tagen, „in dieser Zeit von Salz und Brot" noch das Vertrauen zu bewahren und dem Dichter der Zukunft zuzujubeln, „der dann lebt und aus dem offenen Schacht des Lebens den Edelstein der Dichtung hebt". Nicht ein weicher Romantiker, nein ein trotziger, ganzer Mann stimmte in dem trübseligen Herbst des Jahres 1850 das Lied an:

Und schauen auch vom Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Hand von Kreuz und Grab,
Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn —
Wir wollens nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Er weiß es: ein treu besiegelt Testament wird den Enkeln hinterlassen, und der Tag kann nicht fern sein, „wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt". Doch die Schande bedrückt ihn, daß nicht alle zu jener Zeit so dachten,

Digitized by Google

wie wahre Patrioten denken müssen und wie der Dichter selbst dachte, daß in dem eignen Lande der Feind die Bundesgenossen fand, daß undeutsch dachten,

Die einst an deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Am Neujahrstage 1851 wurde von den Dänen auf dem Kirchhofe zu Husum ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern geweiht von Husums Einwohnern." Freilich war dieser Inschrift und des Belagerungszustandes ungeachtet nur ein einziger Husumer Bürger in dem Festzuge. Storm aber schrieb:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Und dieser Gedanke, daß wenigstens seinen Kindern oder Enkeln eine bessere Zukunft erblühen könne, ja daß jene selbst mit tätig sein möchten an dem Bau der Freiheit, richtet ihn immer wieder auf. So klingt durch das reizende Familienidyll „Auf dem Segeberg" *), wo das Lenzgefühl mit dem Glücke, mit dem Jubel über die Lust und den Frohsinn seiner Knaben so harmonisch zusammentönt, trotz all der Sorgen, die sein Herz bedrängen, doch immer wieder die mutige Zuversicht hindurch; der Kinder Mund scheucht die Schatten hinweg, und er sieht der geliebten Heimat Zukunft in dieser Augen Grund.

Seitdem die Fremden herrschten, war auch seines Bleibens im Lande nicht mehr; es war dem Deutschgesinnten unerträglich, die verhaßte Sprache zu hören und die übermütigen Feinde in den alten Häusern seiner vertriebnen Freunde aus- und eingehn zu sehen. Und da das dänische Regiment seine Gesinnung kannte, wurde ihm die beim Thronwechsel nötige Bestätigung seiner Advokatur versagt. Weihnachten 1852 weilt er in Berlin, um im preußischen Justizdienste eine Stellung zu suchen.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus;
Weihnachten wars; durch alle Gassen scholl
Der Kinder Jubel und des Markts Geschrei . . .

Im November 1853 ist alles zur Abreise nach Potsdam bereit, wo Storm eine Stellung als Assessor am Kammergericht erhalten hatte. Blutenden Herzens steht er zum letztenmale vor seinem Hause:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt . . .

Er ruft denen, die sich den Fremden fügen, zu:

Geht immerhin und widerruft, was einst das Herz gebot,
Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn.

*) Dieser liegt bei dem gleichnamigen holsteinischen Städtchen, wo Konstanze Esmarch, Storms Frau, zu Hause war.

Digitized by Google

Noch einmal lauscht er dem Möwenschrei, dem Rauschen der Flut, mit seinem Weibe und seinen Knaben und heißt sie noch einmal ins weite Land hinauszublicken und sich die Stätte einzuprägen, auf deren Grund, wo sie auch weilten, ihr Vaterhaus stünde —

Doch ists das stehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt!

Alles andre, ruft er seinem jüngsten Kinde zu, ist Lüge: „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland."

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
In deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag durch dein Leben gehn.

Und so zog er in die Fremde, in die Verbannung.

* * *

In die Stimmung dieser Jahre der Verbannung (1853 bis 64) führen uns die Briefe, die Storm an seine Eltern schrieb und die seine Tochter Gertrud jüngst herausgegeben hat,*) in der trefflichsten und dankenswertesten Weise ein. Nicht geistreich, nicht sensationell sind diese Briefe, sondern intim, für alle die, die Storm schon kennen und lieben und sein Dichten aus seinem innern und äußern Erleben zu deuten suchen. Wer das versteht, sieht tief in das feinfühlige Dichterherz hinein, das unter dem Widerstreit zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit schwer zu leiden hatte. Wohl wurde er in der „Fremde" von Gleichgesinnten freundlich aufgenommen, von Merckel, Kugler, Heyse, Fontane, Pietsch; trefflich charakterisiert er Eichendorff. Doch die Fremdheit der Verhältnisse, der juristische Mechanismus, der ein Netz von Millionen Maschen über den Assessor am Potsdamer Kreisgericht warf, die Menge der „abscheulichen" Akten, die ihn mit Arbeit überlasteten, die Enge der Wohnung, die Kümmerlichkeit der finanziellen Verhältnisse, die bei dreijährigen Kommissorien unablässige Unterstützungen des Vaters notwendig machten, und endlich auch die Kränklichkeit wirkten zusammen, um diesen Potsdamer Jahren manche Bitternis aufzudrücken. Das Heimweh, das durch die Briefe wie ein Grundakkord hindurchklingt, hat etwas unendlich Rührendes. Immer wieder gehen die Gedanken nach Husum, nach dem Garten mit dem Lusthause und dem Ahorn, in dem die Spreen pfeifen; und wenn er den Knaben von seinem Krammetsvogelfang in Westermühlen (beim eignen Großvater) erzählt und die schönen Herbsttage, das Bild der lieben, friedlichen Gegend, beschienen von warmem Jugendsonnenschein, so lebhaft vor sein inneres Auge treten, dann weiß er sich vor Heimweh und vor Schmerz über die trostlose Zukunft nicht zu lassen. Aber als ein aufrechter Mann ist er sich doch gewiß, daß solche Stimmungen ihn nicht unterkriegen werden. „Ich bin wohl weich, dafür auch aber zähe, und fühle recht gut, daß wir, die wir hier draußen sind, nicht nur für uns, sondern auch für unsre Heimat einzustehen haben und für uns selbst keine besondern Ansprüche mehr ans Leben machen dürfen." Die Sehnsucht nach dem Leben

*) Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 64, herausgegeben von G. Storm. Mit zwei Porträt-Bildnissen (Theodor Storm und Konstanze Storm). Berlin, Karl Curtius. — Für eine zweite Auflage sind vermehrte Anmerkungen und ein Register dringend wünschenswert.

Digitized by Google

in und mit der Natur, nach jener trauten Enge einer kleinen Stadt, zumal nach der Vaterstadt, der „alten Storchenstadt", wo die Storms in einer Atmosphäre von Familientraditionen leben, verläßt ihn nimmer; jeder Brief, jeder Gruß, jedes Paket aus der Heimat ist ihm eine Quelle des Trostes und der Liebe; denn „hier — in Potsdam — sind mir die eigentlichen Adern meines Lebens doch unterbunden". Wohl mag er einmal schreiben: „Die Sonne scheint ja überall; so lange ich mir selbst nicht untreu geworden, werde ich mit Konstanze und den Kindern überall zufrieden sein; — wenn ich auch am liebsten daheim wäre"; doch alleweile betrachtet er sich als den „Vagabunden der Familie" und den „Heimatlosen", den „Verbannten". Vor allem, wenn Weihnachten herankommt, das Fest des Familiensinnes und der Familienliebe, das Storm allezeit mit Virtuosität zu feiern wußte, dann wird die Sehnsucht nach daheim um so lebendiger, und er schildert mit herzbewegender Innigkeit, wie man es einst im Elternhause zu begehen pflegte. Als schönster Traum schwebt ihm immer der Gedanke an einen Sommeraufenthalt in Schleswig-Holstein vor, und zugleich verläßt ihn der Glaube an die endgiltige Rückkehr nicht.

Klaus Groth hat gesagt: „Das Längen (d. i. das Heimweh) hat Storm zum Dichter gemacht." Das ist doch nur cum grano salis richtig; das beweisen die Gedichte und die Novellen, die vor der Verbannung geschrieben worden sind, wie „Marthe und ihre Uhr", „Im Saal", „Immensee", „Ein grünes Blatt". Ferner hatten das Gefühl der Fremdheit und die Enge der Lage etwas Bedrückendes; ja er fürchtete, sein Talent werde in dem preußischen Justizdienst eintrocknen, und er spricht es geradezu aus: „Mir fehlt auch in dieser Beziehung die Heimat", d. h. eben die Berührung mit der mütterlichen Scholle, mit den Familienüberlieferungen, der innere Friede, das seelentiefe Behagen, das für ihn daheim zu finden war, die Natur mit Heide und Meer. Verzagt schreibt er 1857: „Ich bin müde geworden und werde wohl nicht mehr viel schreiben." Und wie bezeichnend ist das Bekenntnis: „Es kann mich doch mitunter so etwas von Mitleid mit mir selber anwandeln, daß ich meine besten Kräfte an etwas hingeben muß, was tausend andre auch statt meiner tun könnten, und daß für meine individuelle Lebensaufgabe, die nur ich erfüllen kann, mir fast keine Zeit übrig bleibt und keine Stille und Gemütsruhe." So floß der Quell der Dichtung nur spärlich. Er berichtet, wie er die Novelle „Im Sonnenschein" auf seinen Mittagsspaziergängen bienenmäßig zusammengelesen, oder wundert sich selbst, daß er die Erzählung „Im Schloß" inmitten der „betäubenden kleinen Welt" (der Kinder) hätte schaffen können.

Wir gewinnen aus diesen Briefen mancherlei wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung seiner Dichtungen wie auch über Anregungen und Quellen. Nicht minder wichtig ist für seine eigne Charakteristik, was wir über seine Mutter, deren zarte Nerven und schwankenden Gesundheitszustand er geerbt hat, und über seinen Vater erfahren. Ihm selbst war ein gewisser fatalistischer Pessimismus eigen, eine Mystik, die hinter dem Glück immer den Schatten eines Unheils witterte; dies scheint ein Erbteil vom Vater zu sein, von dem er schreibt (an die Mutter 1858): „Wenn doch unser Vater bei seinem tiefen, liebevollen Gemüt die Fähigkeit hätte, ein wirkliches Glück, wo es sich einmal bietet, als solches mit Freude und Vertrauen anzunehmen und zu pflegen. Aber ich weiß es ja nur zu gut, das neue Ereignis, auch das schönste, macht ihm nur Sorgen; sein grübelnder Sinn denkt nur den unheilvollen Folgen nach, die durch sein Zusammentreffen der und jener — vielleicht der entferntesten — Möglichkeiten für seine Lieben daraus entstehn können . . ."

Digitized by Google

Als Storm im Jahre 1858 nach Heiligenstadt im Eichsfelde als Kreisrichter versetzt war, lebte er nach und nach mehr auf, mögen wir auch manchen Stoßseufzer des von Akten geplagten Richters und des „Vaters mehrerer Gymnasiasten" vernehmen, und mag er auch klagen, daß der Aufenthalt „ziemlich unbehaglich" bleibe, weil „daheim" nicht „zu Hause" sei, und daß er sich einsam fühle. Warme und verständnisvolle Würdigungen seiner Novellen und somit das Bewußtsein, daß seine Poesie doch ihre stillen Spuren ziehe, gaben ihm neuen Mut und neue Kraft. „Nun ists, schreibt er 1858, als käme plötzlich wieder Leben und Wärme in mein Herz, und als würde ich noch einmal wieder ich selber werden." Angenehmer Verkehr (besonders mit dem Landrat v. Wussow) und der von ihm gegründete „Singverein" trugen dazu bei. Auch fand er das schönste Glück in seinem eignen Hause. Ein treffliches Bild der schönen Frau Konstanze ziert diesen Band Briefe; die Zeichnung rührt von dem Freunde Ludwig Pietsch her; unvergessen wird es mir selbst bleiben, wie Storm mich zuerst vor das Originalbild führte und mit innerer Bewegung sagte: „Wenn sie ins Zimmer trat, war es, als ob heller Sonnenschein hineindringe." In diesen Briefen lesen wir die liebevolle Schilderung: „Je mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehn, entwickelt ihr Antlitz, namentlich wenn sie sich wohl und heiter fühlt, eine zarte geistige Schönheit, daß selbst gleichaltrige Frauen davon entzückt und hingerissen werden. Die seltne Einfachheit und Reinheit ihres Wesens umgibt sie noch immer wie mit einer Atmosphäre der Jugend." Auch die Kinder — drei Buben und drei Mädchen — lernt der Leser dieser Briefe mitlieben, denn der stolze Vater wird nicht müde, sie zu rühmen und die köstlichsten Kinderaussprüche vorzuführen. Nur einer sei als Beispiel herausgehoben. Karl springt zum Ärger des Vaters wie ein Narr neben ihm her, und er verweist ihm das. „Ach, Papa, sagte er, siehst du, ich singe so in meinem Gemüte, da muß ich denn den Takt dazu tanzen." Er wurde denn auch später Musiker und ein still in sich beglückter Mensch; er starb in dem echten Künstlerwinkel eines reizenden Häuschens, in dem idyllischen Städtchen Varel, gehegt und gepflegt von seiner liebevollen Schwester Gertrud.

Die letzten Briefe aus dem Jahre 1863 glühen in der Erwartung der Dinge, die sich in der Heimat vorbereiteten.

Und halten wir mit ihnen die schönen Novellen „Abseits" und „Unterm Tannenbaum" und Gedichte wie „Gedenkst du noch?" zusammen, dann haben wir die Grundstimmnng der voraufgehenden Jahre mit ihrer Heimatsehnsucht. Im November 1863 starb Friedrich der Siebente, und mit ihm starben die Rechte, die der dänische König auf Schleswig-Holstein hatte. Da jubelt Storm:

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten ...

Und wenn er selbst da noch nicht zu hoffen wagte, es wurde doch Wirklichkeit. Im Februar 1864 wurde er in die Heimat als Landvogt von Husum zurückgerufen! Trotz der großen Freude mußte er doch „sein Herz in beide Hände fassen", als zum letztenmale der Singverein in Heiligenstadt unter seiner Leitung im prächtigen Chor von mehr als fünfzig Sängern sein Lied erschallen ließ. Und doch konnte er sich nicht der dunkeln Ahnung künftigen Unheils bei dem Gedanken an das namenlose Glück der Heimkehr erwehren. „Wen von euch soll ich dafür als Opfer geben?" klang es im Kreise seiner Lieben ihm durchs Herz. Ein Jahr nach der Rückkehr starb Konstanze.

Digitized by Google

Mehr noch als das Heimweh in der Fremde ſollte dieſes ſchwerſte Ereignis ſeines Lebens Storm zum Dichter in reichem, reifem Sinne ſchmieden. Das ſpürt — denke ich — jeder, der die Gedichte der kommenden Jahre und die Reihe der Novellen von Aquis submersus bis zum „Schimmelreiter“ verfolgt. Ein ſolches Leid wühlt die Tiefen der Seele auf und wirkt fort, auch wenn neues Glück erblüht und „der Schmerz ſich Well' um Welle ſchlafen leget“.

Das Gnadenfeſt der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

Ein Land, in dem der Geiſt der Vergangenheit König iſt, altes Herkommen das Recht vertritt und der Aberglaube die Religion ausmacht, ein Land voll phantaſtiſcher Schönheit, voll wilder, ſchwermütiger Poeſie, das iſt die Bretagne.

In einer Ecke dieſes meerumbrandeten, ſeltſamen Landes ſteht auf kahler Düne eine Kirche, die Kirche der heiligen Anna-von-der-Palude, der großen Wundertäterin, der Schutzpatronin der Seefahrer.

Nicht weit davon liegt ein altes unanſehnliches Bauerngehöft. In dem verwahrloſten Hauſe wohnt Jan Kerlaz, der Pächter, bei dem die Pilger den Schlüſſel zur Kirche holen können. Doch iſt dieſer Jan Kerlaz ſelten daheim anzutreffen, ſein Küſteramt verwaltet an ſeiner Statt ein Kind, die kleine Gwennola. In letzter Zeit aber macht eine arme, heimatloſe alte Frau, Mutter Monik, die ſich in einer verlaßnen Zollwächterhütte droben auf den Klippen eingeniſtet hat, ihr dies Amt ſtreitig. Mutter Monik iſt nicht mehr aus dem Hauſe der heiligen Anna zu vertreiben, ſie kehrt die Steinfliefen, wiſcht den Staub, zündet die Kerzen an, empfängt die Pilger und richtet in deren Auftrag lange altmodiſche Gebetsanſprachen an die liebe Heilige. Und Gwennola läßt ſie großmütig gewähren, aus Mitleid, weil die arme Mutter Monik keine andre Freundin auf Erden mehr hat als die gute Heilige, keinen andern Troſt, keine andre Freude als dieſe milde Freundin aller Leidenden, aller Friedloſen, aller Witwen und Waiſen. Denn Mutter Monik ſind außer dem Mann auch alle Söhne ertrunken, und vom Jüngſten hat ſie nicht einmal den Totenſchein erhalten können, Gott weiß, in welch fernen Meerestiefen ſein Leichnam liegt. Nicht als ob das etwas ungewöhnliches wäre. Nein, das Leid Mutter Moniks iſt faſt alltäglich zu nennen, ſie teilt es mit vielen, vielen bretoniſchen Frauen. Auch der kleinen Gwennola ſind drei Brüder entriſſen worden von der wilden See, deren Sang Tag und Nacht ruhelos das einſame Haus umkreiſt, in dem ſie ſeit der Mutter Tod als Hausfrau waltet. Seit ſie den waſſertriefenden Leichnam des Letzten dem Vater ins Haus getragen hatten, iſt mit dem fleißigen, gutmütigen Mann eine traurige Wandlung vor ſich gegangen. Er hat alle Arbeitsfreudigkeit verloren und hat das Trinken angefangen. Der Pächter von der Palude iſt jetzt häufiger im Wirtshaus in Douarnenez, der nächſten Stadt, als bei ſich daheim anzutreffen, und ſein altkluges, wirtſchaftliches Töchterchen ſchaut oft lange nach ihm aus, wenn er gar ſo lange nicht heimkommt.

Heute aber hatte das Kind nicht Zeit, vors Haus hinauszulaufen, nähte es doch der lieben Heiligen das Feſtkleid. Der freundliche Pfarrherr aus Douarnenez, der ſie für ihre erſte Kommunion vorbereitete, hatte ihr dies ehrenvolle Amt übertragen, nachdem ſie ihm überzeugende Proben ihrer Nähkunſt unter die Augen gehalten

Digitized by Google

hatte. Er war ein freundlicher Herr, all ihr bißchen Wissen verdankte sie ihm, denn sie ging in keine Schule und ermangelte jeglichen Verkehrs in ihrer Düneneinsamkeit. Er hatte ihr von der heiligen Anna-von-der-Palude erzählt. Wie die als alte Frau auf ebenderselben Düne in einer Einsiedlerklause gewohnt hatte, da wo jetzt ihre schöne Kirche stand. Und die alte Heilige hatte unaufhörlich gebetet für alle Kranken und alle Seefahrer, bis ihre Augen sich in leuchtende Sterne verwandelt hatten, die weit übers Meer hinstrahlten und dessen wilde Launen sänftigten. Nach ihrem Tode aber war ihr Leichnam spurlos verschwunden. Erst viele Jahre später hatten ein paar Fischer ein versteinertes Frauenbild in ihren Netzen aufgefischt und als sie es von Tang und Muscheln gesäubert hatten, die alte Heilige in ihm erkannt. Da wurde eine Kirche auf die Düne gebaut und das wunderlätige Bild hineingestellt.

Ja, das war eine schöne Geschichte. Aber schöner, grausig schöner war doch die andre, die ihre verstorbne Mutter ihr erzählt hatte. Die handelte von einer bösen Heidin, von der schönen Ahès, der grünäugigen, goldhaarigen Königstochter, die einst in grauer Vorzeit hier in der Gegend ihr Wesen getrieben hatte. Sie war die Tochter des Königs Gralon, der in der prächtigen großen Stadt Ker-Is gelebt und regiert hatte, in der Märchenstadt, die mit allen ihren Palästen und Kirchen eines Tages ins Meer versunken war. Noch heute lag sie auf dem Meeresgrunde. Ihr jüngster Bruder hatte einmal kurz vor seinem Tode an einem klaren Tage, wo das Meer so glatt wie ein Spiegel dalag, tief unten im Wasser die Zinnen der Paläste und die goldnen Spitzen der Türme geschaut. Vielleicht hatte er auch die schöne, böse Ahès gesehn? Und sie hatte ihn dann heruntergerissen?

So hatte sie es ja immer getrieben, auch damals, als sie noch lebendig hier herumging. Ihre Haare hatten bald rot wie die Sonne, bald silbern wie Mondlicht geleuchtet, und ihre grünen Augen hatten geschillert wie der Meeresspiegel. Sie hatte in einem großen Palaste gewohnt, aus Kristall und Edelsteinen erbaut. Da hatte sie oft aus dem Fenster geschaut und ihre schönen Haare im Winde flattern lassen, und wenn sie einen Fischerburschen vorüberschreiten sah, das Netz auf der Schulter, jung und kräftig und unbedacht, so hatte sie ihn heraufgewinkt. Drinnen aber in ihrem kostbaren schillernden Gemach hatte sie vor ihm getanzt, hatte ihm Lieder gesungen, und endlich hatte sie ihn geküßt, und an dem Kuß war er gestorben. So sündhaft hatte sie es getrieben, bis es Gott im Himmel endlich nicht länger mit ansehn mochte und die ganze Stadt um der Sünden der Königstochter willen ins Meer versinken ließ.

Das war die Geschichte der schönen, bösen Heidin Ahès, an die Gwennola ebenso fest glaubte wie an die christliche Heilige, die ihre Bretonen so sehr liebte, daß sie noch jetzt, nachdem sie schon lange, lange tot war, die Seeleute schützte und die Kranken heilte, so wie der Geist der andern noch heute im Meere jenen Spuk trieb und die armen Schiffer in die Tiefe zog.

Diese beiden verschiednen Frauen waren die Götzen des unwissenden, leidenschaftlichen Kindes, das einsam auf meerumbrandeter Düne wohnte. Die eine liebte es öffentlich und sah mit guten frommen Augen zu ihrem Bilde auf, die andre aber liebte es im geheimen, fast gegen seinen Willen, einem innern unverständlichen Drange gehorchend.

Gern schlich es sich in den nahen Wald von Plomarc'h, wo die geheimnisvollen, stillen Seen unter den alten Buchen träumten. Hierher sollte einst die schöne Ahès in Begleitung der blonden Jungfrauen aus Ker-Is gekommen sein, um ihr Linnen in dem klaren Wasser zu waschen. Das Wasser hatte die Farbe ihrer Augen, das Moos den feinen Duft ihres Haares festgehalten bis auf den heutigen Tag. So sagten die Leute wenigstens, und Gwennola glaubte es ihnen gern. Gierig spähte

Digitized by Google

sie in den stillen Waldsee hinein und glaubte die Augen der heidnischen Königstochter darin zu erblicken. Doch es waren ihre eignen Augen, die sie sah. Die waren grün und schillernd wie die der keltischen Prinzessin, und zu verwundern war das nicht, war die kleine Gwennola doch eine Bretonin und redete noch dasselbe keltische Idiom, das einst in grauer Vorzeit die Bewohner der Stadt Ker-Is gesprochen hatten. Sie trug auch einen stolzen Namen, der in den Gesängen alter Barden schon gellungen hatte: Gwennola! Der Vater hieß sie zwar nur kurzweg Nola, und die alte Monik nannte sie gar Nolaïk, das heißt so viel wie liebe kleine Nola. Aber Gwennola war sie getauft, und darauf war sie stolz.

Mit dem ernsten Gesichtsausdruck einer kundigen und geschäftigen Person stand die kleine Küsterin jetzt auf und breitete noch einmal ihre verschiednen Kunstwerke auf dem Tische aus, das steife rote Kleid, die bunte seidne Latzschürze und die graue Witwenhaube, zu der ihr Mutter Moniks Kopfbedeckung als Muster gedient hatte. Denn die heilige Anna war eine gute Bretonin gewesen und trug die alte Landestracht, die sich seit Jahrhunderten unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Einen schnellen Blick warf sie nach dem Nagel neben der Tür. Er war leer. Natürlich hatte sich die alte Monik schon den Schlüssel geholt und war nun längst an der Arbeit in der Kirche. Da raffte auch sie eilig die Kleider für die Heilige zusammen und lief damit zur Kirche. Sie fand die alte Frau inmitten eines grünen Berges von Efeuranken, Tannenreisern und Stechpalmen sitzen.

Guten Morgen, Mutter Monik, rief sie ihr zu. Fängst du schon an den Girlanden an? Hier hab ich die Kleider für die liebe Heilige. Da sieh den Saum an vom Rock, ich habe ganz kleine Stiche gemacht, man sieht sie kaum!

Über das runzlige, schwermütige Greisinnenantlitz glitt ein Lächeln. Ich sehe gar nichts von den Stichen, mein Herzchen. Du hast es schön gemacht, Nolaïk, die Heilige wird es dir danken!

Diesmal will ichs ihr auch selbst anziehn. Wenn ich mir die Bank dort heranrücke und hinaufsteige, bin ich groß genug, meinte Gwennola eifrig.

Aber da stand die Alte hastig auf und legte die welke Hand fest um den Arm des Kindes.

Laß mich das tun, sagte sie, es schickt sich besser für mich.

So ernst war der Ton ihrer Stimme, daß das Kind gehorsam zurücktrat und ihr stumm die kleinen Gewandteile hinreichte.

Monik kniete zuerst vor dem Säulensockel nieder, auf dem das alte grün angelaufne Steinbild der heiligen Anna stand, und sprach leise murmelnd ein Gebet. Dann tauchte sie die Hände ins Weihwasserbecken und begann voll Andacht, mit mütterlich schonender Hand die Heilige ihres alten staubigen Gewandes zu entkleiden und ihr Nolas Kunstwerke Stück für Stück mit liebevoller Langsamkeit anzulegen. Das Kind stand stumm mit großen Augen daneben. Und als Mutter Monik jetzt der Heiligen die Haube aufsetzte und die zwei alten Gesichter, das steinerne und das lebendige, für eine Weile dicht zusammenkamen, entschlüpfte ihr ein Ausruf der Verwundrung.

Wie ihr euch ähnlich seht, du und die Heilige, Mutter Monik! Als ob ihr Schwestern wärt!

Die Alte nickte. Wie sollten wir auch nicht? Böse Menschen haben ihr den lieben Enkelsohn getötet, mir hat das böse Meer die Söhne geraubt, wir haben beide viel blutige Tränen geweint, und beide sind wir in Plounevez-Porzay zur Welt gekommen. Da ist nichts zu verwundern, mein Herzchen!

Da nickte das Kind verständnisvoll und gab sich zufrieden. Geschäftig machte es sich nun daran, die vielen wunderlichen Weihgeschenke abzustauben, die um die Heilige her an der Wand hingen, die Krücken, die wächsernen Beine, Hände und

Digitized by Google

Füße, das blutbefleckte Verbandzeug. Das waren alles Gaben der Dankbarkeit, sprechende Zeugnisse der wunderbaren Heilungen, die St. Anna vollbracht hatte.

Plötzlich hörten sie draußen auf dem gepflasterten Vorplatz der Kirche ein großes Getrappel von Holzschuhen. Gleich darauf betrat ein junger Priester das Gotteshaus. Ihm folgten, lautlos auf Strümpfen — die Holzschuhe hatten sie draußen stehn lassen — eine Schar Schulkinder.

Gwennola wich scheu in die hinterste Ecke zurück. Aber der Priester, der junge Rekteur aus Douarnenez, trat vor die neugekleidete Heilige, nickte dann der kleinen Nola freundlich zu und lobte ihre fleißige, geschickte Hand. Da starrten viele neugierige Kinderaugen sie an.

Nun wollen wir an die Ausschmückung gehn, sagte der Priester. Grüne Zweige sind genug vorhanden, wie ich sehe. Nun frisch an die Arbeit. Mutter Monik soll die Oberleitung haben.

Da setzten sie sich alle zu Boden um Mutter Monik herum, und dieser liefen zwei Tränen über die gefurchten Wangen herab, aber ihre Augen leuchteten.

Ach, ihr lieben, lieben Kinder! sagte sie. Es war ihr solange nicht mehr geschehn, ihr, die sich aus dem Leben in die Einsamkeit und den Frieden der Palude geflüchtet hatte, unter fröhlicher, lebensfrischer Jugend zu sitzen.

Gwennola hatte sich aber eilig und lautlos davongeschlichen. Draußen wußte sie mit katzenhafter Gewandtheit das ungeordnete Regiment verlaßner Holzschuhe zu überspringen, ohne daß eine Laut ihre Flucht verraten hätte.

Halbwegs zwischen der Kirche und ihrem Haus aber blieb sie plötzlich stehen, wie festgebannt.

Die Kinder hatten begonnen der Heiligen ein „Gwerz", ein frommes Lied, zu singen. Hell und schön schallte der Gesang zu Tür und Fenster der Kirche heraus.

Aber dann lief Gwennola doch weiter ihrem stillen Hause zu. Sie fürchtete sich vor Kindern. Die waren anders als sie selbst, das fühlte sie, und das mochte sie sehen ihnen gegenüber. Sie wußte nur mit Erwachsnen umzugehen. Ja, übermorgen, wenn die Fremden kamen, die Pilger, die Bettler, die Jahrmarktsleute! Da wollte sie sich tummeln! Das war ihr Tag! Und dann erst der Sonntag selbst, der Haupttag, der Gnadentag, wo die großen Wunder an den Kranken geschahen, und wo die Prozession dreimal um die Kirche herumzog!

Sie hatte jetzt nirgends mehr rechte Ruhe, nicht im Haus und nicht im Stall, weder am Tag noch in der Nacht. Die Erwartung des Festes machte ihr Blut fiebern. Ihre bunte Festschürze lag bereit, und über die neue duftige weiße Spitzenhaube hatte sie sorgsam ein Papier gebreitet, damit sie ihre schneeige Weiße nicht einbüßen möchte. Der Vater fuhr hin und her mit einem geduldigen Pferdchen. Das mußte die schweren Ciderfässer von Marie-Ange aus Douarnenez nach dem Festplatz ziehen. Marie-Ange, die für gewöhnlich in den Hallen Fische feilhielt, wollte wieder wie im vergangnen Jahr ein großes Leinwandzelt aufrichten und darin Getränke ausschenken und Würste kochen und sie, Gwennola Kerlaz, durfte ihr dabei helfen. An Marie-Ange war nichts schön als der Name, sie war ein dickes, lärmendes Weib, aber sie imponierte der kleinen Gwennola gewaltig.

Und endlich kam der Samstag. Und mit ihm, als erste Einnehmer des Festplatzes, ein paar bunte Jahrmarktswagen und das zweideutige, phantastische Volk, das sie zu begleiten pflegt.

Da stand nun Gwennola vor den Wagen und starrte sich fast die Augen aus dem Kopf. Ihre Augen hatten einen Schein wie grünglühender Phosphor, sie erinnerten an die Augen einer Wildkatze. Sie konnte nichts dafür, daß sie solche Augen hatte, es war das Erbteil einer alten Rasse, echte Keltenaugen waren es.

Digitized by Google

Da ſtand ein Wagen, an dem war eine Galerie angebaut. Zwiſchen den mittlern Säulen, die das Dach dieſes Ausbaus trugen, wallte ein roter Samtvorhang hernieder. Darüber war ein Schild befeſtigt mit einer goldnen Aufſchrift. Auf dieſe geheimnisvollen Zeichen ſtarrte das Kind, das nicht leſen konnte. Doch plötzlich ſchob eine braune Hand den Vorhang ein wenig zur Seite, und ein von wilden ſchwarzen Haaren umrahmtes Geſicht kam zum Vorſchein. In dem Geſicht glühten ein paar dunkle, übergroße Augen. Als ſich der Blick dieſer Augen auf ſie richtete, überkam Gwennola ein Schrecken, der ihr die Glieder lähmte. Das iſt Quéhern, die Wahrſagerin, hörte ſie die Umſtehenden ſagen. Sie kann alles vorausſagen, was dir oder mir noch geſchehen wird. Sie weiß mehr von uns als wir ſelbſt!

Nolaïk, hierher ins Zelt — du Träumerin! Es war Marie-Anges rauhe Stimme, die ſie jetzt aus dem Bann der unheimlichen Augen Quéherns, der Wahrſagerin, erlöſte. Sie ſchüttelte ſich und lief in das lange Zelt hinüber, in dem eine große Menſchenmenge Platz finden konnte. Auf der einen Seite waren Bänke aufgeſchlagen, auf der andern der Boden mit Heu belegt, das den Pilgern zum Nachtlager dienen ſollte. Marie-Ange war eben dabei, ihre Krüge und Gläſer auszupacken und auf dem improviſierten Schenktiſch zu verſtauen, dabei ſollte die kleine Gwennola ihr an die Hand gehn. Sie tat es denn auch, flink, geſchickt und ernſthaft, wie es einer geübten Hausfrau zukommt.

Als Marie-Ange ſie endlich freigab und ſie aus dem Zelt wieder ins Freie trat, hatte ſich die ſonſtige Einſamkeit der ſtillen ernſten Dünenwüſte in ein lärmendes Volkslager umgewandelt. Rings um die Wunderquelle umher, die nahe der Kirche dem Boden entſpringt, ſtanden improviſierte Zelte aufgerichtet. Zerbrochne Ruder waren in den Boden gepflanzt und alte Segel darüber geſpannt. Dies ſeltſame Lager umzog ein Ring von umgeſtülpten Karren, die ihre Deichſeln ſteil in die Luft ſtreckten.

Um die Kirche her, im Schatten der Ulmen aber lagerte ſchon das Heer der Bettler, die ſogenannten „Könige der Palude“. Dieſe kannte Gwennola wohl und wußte, daß ihnen der heutige Tag gehörte. Jahr für Jahr kamen ſie an dieſem Samstag angerückt, auf Krücken, mit verſtümmelten Gliedmaßen, Taube, Blinde und Lahme, immer dieſelben, die getreuſten Anhänger der heiligen Anna. Sobald ſich ein paar anſtändig gekleidete Pilger der Kirche näherten, warfen ſie ſich ihnen in den Weg unter wildem Geheul. Zahlt das Armenrecht! ſchrien ſie.

Die kleine Gwennola aber drängte ſich unangefochten durch ſie hindurch in die bunte Feſtkirche. Da ſtand nun die gefeierte Heilige in grüner, blumiger Laube, von einem Meer von Kerzen umſtrahlt. Sie ſah heute beinahe jung und faſt fröhlich aus in ihrer neuen ſaubern Feſttracht. Daß ſie ſelbſt, die kleine Nola, die genäht hatte, kam ihr jetzt beinahe frevelhaft vor. Denn da warfen ſich die Pilger auf die Knie und küßten demütig den Saum des Rockes, da hoben die Frauen ihre Kinder in die Höhe, damit dieſe mit ihren ungeſchickten Patſchhändchen die Haube der lieben Heiligen ſtreicheln konnten.

Ganz im Hintergrunde kauerte Mutter Monik. Auch die ſah heute verwandelt aus, jünger und froher. Mit ſtrahlenden Augen ſah ſie unverwandt nach ihrer ſteinernen Schweſter hinüber, die heute ſo hoch geehrt, ſo viel geküßt und geliebt wurde. Zu dieſer alten Freundin flüchtete ſich jetzt das aufgeregte Kind und ſchob ſein heißes Händchen zwiſchen die gefalteten Hände Mutter Moniks.

Mit ſtrahlenden Augen ſah die Frau auf das Kind: Welch ein Tag, Nolaïk! O, welch ein großer Tag! ſagte ſie leiſe. Verſtändig nickte die Kleine. Und morgen erſt! Morgen, da wird es noch ſchöner! dachte ſie bei ſich. Wie waren ſie beide ſtolz auf die großen Ehrungen, die ihrer lieben Heiligen zuteil wurden!

Digitized by Google

Aber Gwennola mußte wieder ins Zelt von Marie-Ange zurück. Es war unterdessen dunkle Nacht geworden. In der Schlafecke schnarchten schon eine Anzahl Pilger, während auf der andern Seite noch getrunken und gegessen wurde beim flackernden Schein eines Talglichts. Die Würste dampften in zinnernen Schüsseln, und Marie-Anges Champagner, mit Alkohol versetzte Limonade, zischelte leise in den Gläsern. Dazu glimmerten geheimnisvoll die zum Anzünden der Pfeifen ringsum aufgestellten Kohlenbecken. Draußen vor der Zeltöffnung aber sah man das Feuer brennen, über dem an großer Astgabel der Riesenkessel schwankte, worin Marie-Ange ihren Kaffee kochte. Hie und da jagte der Wind einen Flug winziger Funken von der primitiven Feuerstatt davon. Die Fünklein schwirrten ins vertrocknete Dünengras hinein, aus dem dann kleine, schnell wieder ersterbende Flämmchen aufzuckten. Und rechts vom Feuer sahen Gwennolas durstige Augen die dunkle Silhouette des Wagens aufragen, in dem Quéhern, die Wahrsagerin, sich versteckt hielt. Hie und da glitt der Feuerschein über den Samtvorhang hin, der dann als blutig-roter Fleck aus dem sonstigen Dunkel herausstach.

Warm war diese Sommernacht. Und es war, als ob mit der hereingebrochnen Dunkelheit gleichzeitig der Geist der Einsamkeit, der über diesen Küstenstrich die Herrschaft führt, befehlend die Hand aufhöbe. Immer leiser wurde das Gesumme der Menschen, immer lauter die brandende Meeresstimme.

Bis plötzlich ein wilder, trauriger Gesang losbrach, der als schreiender Mißklang den Nachtfrieden durchschnitt. Rauh, wüst und heiser klangen die Stimmen der Sänger. Die Könige der Palude waren es, die da singend abzogen. Ein ungeordnetes, hinkendes, stolperndes Heer. Wie Uhrenpendel schwankten die Leiber der Krüppel zwischen den Krücken hin und her; mit aufwärtsgekehrten, regungslosen Gesichtern schritten die Blinden, den Stock tastend vor sich herschiebend. Zerlumpte Weiber, den Säugling im Arm, schwankten mit in dem gespenstischen Zug und mischten ihre schrillen Stimmen in das Geheul der Männer. Schauerlich schallte das Lob der heiligen Anna aus den Kehlen der Trunkenbolde in die Nacht hinein. Langsam wälzte sich der Zug dahin. Nur heute sind sie Könige gewesen, nur einen Tag im Jahre währt ihr Recht und ihre Macht. So spricht der alte Brauch es ihnen zu.

Enn eskoptia Gernó, war vordik ar mor glaz . . .

Im Bistum von Cornouailles, am Rand des blauen Meeres . . .

Schon weit entfernt hallt der Gesang. Und endlich wird es ganz still, die ewige Meeresstimme beherrscht wieder allein das Schweigen der Nacht.

Nun lauf heim, flüstert Marie-Ange und drückt der kleinen Nola ein Geldstück in die Hand.

Aber das Kind ist noch immer nicht müde. Zu schade wäre es, in dieser Nacht das köstliche Leben zu verschlafen!

Noch schnarchen sie ja nicht alle wie im Zelt von Marie-Ange. Es gleiten noch Schatten zwischen den welligen Dünen umher, und drunten in den Spalten der Klippen flüstert es leise.

Es gibt noch fremde Menschen zu sehn, vielleicht ein leise gesungnes Lied zu erlauschen. Begierig schleicht das Kind der Einsamkeit den Schatten nach. Paarweise gehn sie, immer Hand in Hand. Es sind Matrosen aus Brest, die sich Urlaub fürs Fest der heiligen Anna, der Schutzpatronin der Seefahrer, erbeten haben, um vor ihrer nächsten langen Meerfahrt ihre douces, ihre Bräute, noch einmal zu umarmen. Von der Insel Tristan, aus Tréboul und Saint Guennolé und noch weiter her sind die Mädchen zum Fest gekommen, zur gütigen Heiligen, die nichts dagegen hat, wenn sie mit ihren zukünftigen Gatten vor der langen Trennung,

Digitized by Google

auf die vielleicht nie ein Wiedersehn folgen wird, eine letzte, stille, traurig-selige Nacht durchwachen.

Nola sieht nichts, das ihren Kinderaugen Schaden bringen könnte. Das große Meer hält eifersüchtige Wacht, der Sternenhimmel spannt sich hoch und hehr wie ein Kirchendach und heilig über diese Liebespaare aus, die in den Grotten der zerrissenen Klippen stumm und ernst beieinander sitzen. Sie sind von keuscher, stolzer, schwermütiger Art, die Söhne und Töchter des alten keltischen Seemannsvolks der Bretagne. Ein leises, klagendes Lied, tönt ständig in den Herzen dieser Liebesleute, zittert auf den Lippen, die sich zum Kusse darbieten:

Rö peuc'h! rö peuc'h, mestrezik flour
Me mél ma marso bars an dour . . .
Schweig still, schweig still, mein Herrin süß,
Ich seh im Wasser meinen Tod . . .

Nein, sie erlauschte kein neues Lied mehr in dieser Nacht, die kleine Gwennola Kerlaz. Nichts als das alte wohlbekannte Seemannslied, das ihre Brüder auch gesungen hatten, zog leise klagend durch die Nacht: Ich seh im Wasser meinen Tod . . .

Dann kam der Sonntag und mit ihm Gefährt an Gefährt. Lange Leiterwagen rasselten heran, gedrängt voll mit Matrosen und Frauen. Die langen vielfarbnen Tücher der zuhinterstsitzenden Mädchen fegten den Boden. Und dann kamen die Kranken, gefahren, geführt und getragen. Ein paar Frauen standen mit Schöpfbechern an der heiligen Quelle, sie reichten den Kranken zu trinken, gossen von dem wundertätigen Wasser über die offnen Wunden, die schmerzenden Glieder der Armen. Da waren viel schmerzhaft verzogne, viel inbrünstig hoffende, selig verklärte Gesichter an der alten Wunderquelle der Palude zu schauen.

Gwennolas Blicke aber waren heute ununterbrochen in erwartungsvoller Spannung auf die Kirchentür geheftet. Und endlich öffnen sich beide Türflügel zugleich: die ersten Bannerträger treten aus dem Portal. Hoch oben in der stillen klaren Luft schrillen wirr und hell die aufgeregten Glockenstimmen durcheinander. Gleich einem aus Goldstaub gewobnen Schleier lagert der sonnendurchschimmerte Nebel über dem weiten, regungslosen Meer. Die bunten Seidenbanner wehn leise. Langsam entrollt sich das Märchenbild. Aufrecht und ernst, im Takt der gesungnen Litaneien kommen die jungen Frauen und Mädchen in ihren altmodischen Prachtgewändern dahergeschritten, die sie nur einmal im Jahre, am Gnadenfeste der heiligen Anna anlegen, und die sich von Mutter auf Tochter vererben durch viele Generationen hindurch. Sehn sie nicht wie heidnische Priesterinnen aus, wie Königinnen aus dem fernen Orient, wie bunte kostbare Heiligenbilder? Schwer sind diese Trachten von Goldstickerei, schwer und steif. Darüber die ernsten Gesichter, streng wie aus Holz geschnitzt, rein und schön . . . Aber die kleine Gwennola sieht nicht auf die Gesichter, nur auf die Gewänder. Ein begehrlicher Funke entzündet sich in den Tiefen ihrer Augen. Solch ein leuchtendes, buntes, kostbares Kleid möchte auch sie. Wie ärmlich steht sie da am Wege in ihrer leichten, billigen Schürze, die nur notdürftig die Flicken ihres abgetragnen Kleidchens deckt! Ach, solch ein Prachtgewand möchte sie tragen, wenn sie groß ist und in der Prozession mitschreiten! Sie weiß wohl, wie vermessen und ganz unerfüllbar dieser Wunsch ist. Der toten Mutter einfaches Festkleid hat der Vater längst vertrunken, und wer sollte ihr ein neues schenken, und noch dazu solch ein reiches, buntes, von Seide und Gold strotzendes, wie sie es sich wünscht? Sie drückt das unsinnige Verlangen wieder tief, tief in ihr leidenschaftliches Herzchen zurück, aber ihre Lippen zucken.

Plötzlich aber werden ihre begehrlich flimmernden Augen wieder gut und still. Die „Witwen des Meeres" treten aus dem Portal, alte, junge, aufrechte und gebeugte

Digitized by Google

Gestalten, sie bilden einen langen, langen Zug. Und alle haben sie ihre Kerze ausgeblasen, zum Zeichen, daß auch ihres Lebens Licht erloschen ist.

Da! Ja, das ist Mutter Monik, ihre Mutter Monik, die da in der letzten Reihe mit im Zuge schreitet. Freilich, das darf sie wohl, sie gehört ja zu ihnen, zu den Witwen des Meeres. Heute hat sie nicht nur ein steinernes Bild, sondern alle, alle diese Frauen zu Schwestern. Und da ist der Kummer in ihrem mühsam beruhigten Herzen plötzlich wieder hell aufgewacht. Wie weint und schluchzt Mutter Monik unter ihrer großen grauen Witwenhaube. Die Frau zu ihrer Linken nickt ihr teilnehmend zu — und dann schluchzt auch sie. Aber da kommen schon die andern, die „Geretteten" dicht hinter den weinenden Frauen geschritten. Sie tragen denselben alten Arbeitsanzug, den sie während des Schiffbruchs am Leibe hatten, und den die wilde böse Ahes schon an einem Zipfel gefaßt hielt. Die gesamte Mannschaft eines untergegangnen Schiffes kommt da gezogen. Der kleine Schiffsjunge schreitet voraus, um den Hals trägt er ein Brett gebunden, auf dem Zeichen und Nummer des verunglückten Schiffes steht, das einzige Trümmerstück, das die Wellen ans Ufer gespült haben. Er tritt Mutter Monik beinahe auf die Fersen, der glückliche kleine Bursche, der Anführer der „Geretteten". Diese singen mit einer fast wilden Inbrunst, vom vielen Trinken erregt. Ihre Stimmen übertönen das Weinen der Frauen, aber ihre Gesichter bewahren einen seltsamen Ernst. Denn sie wissen es wohl: Sankt Anna, die Schützerin der Seeleute, tut für sie, was sie kann, doch während sie ihr zum Preise singen, lacht die andre da draußen — sie hören sie deutlich —, und wer ihrem Griff zweimal entrissen wurde, wehe ihm, wenn sie ihn zum drittenmal zu fassen bekommt! Weder Trotz noch Hohn will es besagen, wenn sie so dicht hinter den schmerzgebeugten Müttern und Witwen herschreiten, diese glücklich Geretteten.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 22. November 1908

(Das Ergebnis der Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler. Die erste Lesung der Reichsfinanzreform. Zeche Nadbod.)

Im Anschluß an die Reichstagsdebatten über die Veröffentlichung des Daily Telegraph hat Fürst Bülow dem Kaiser bei der ersten Gelegenheit, die sich dafür ergab, nämlich unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers nach Potsdam, Vortrag gehalten. Selbstverständlich entzieht sich der Verlauf dieser Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler ganz und gar der Öffentlichkeit, und es ist ein vollkommen müßiges, überflüssiges Beginnen, auch nur Vermutungen darüber anzustellen. Das allein in Betracht kommende Ergebnis aber war, daß der Reichskanzler ermächtigt und beauftragt wurde, den Inhalt einer kaiserlichen Erklärung zu dem Fall öffentlich bekannt zu geben. Damit hat sich der Kaiser zu einem Akt hochherzigen Entgegenkommens gegen die Wünsche des Volks entschlossen, und dieser Entschluß tilgt einen guten Teil des Schadens, den die Monarchie durch den beklagenswerten Zwischenfall erlitten hat. Es kommt nicht in Betracht, daß vereinzelte Preßstimmen auch nach dieser kaiserlichen Erklärung noch versuchen, sich zum Dolmetsch der Stimmungen

Digitized by Google

leidenschaftlich erregter, im Grunde schon republikanisch gesinnter oder in ihrer monarchischen Gesinnung tief erschütterter Kreise zu machen. Man kann ruhig und ohne Bedenken sagen, daß die Mehrheit des deutschen Volks ein volles Verständnis für die Bedeutung der kaiserlichen Erklärung hat und sich weit von dem Gedanken abwendet, der einigen Fanatikern und Aufgeregten vorzuschweben scheint, als könne der Weg zur Beseitigung der unliebsamen Folgen der bekannten Geschehnisse über eine persönliche Demütigung des Kaisers gehn. Wir würden im Gegenteil eine solche Wendung auf das entschiedenste beklagen und verurteilen, da sie das monarchische Gefühl verletzen und unser ganzes Volk dem Auslande gegenüber herabsetzen müßte. Der Kaiser hat, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, doch deutlich zu erkennen gegeben, daß er weiß und eingesehen hat, wodurch Schaden angerichtet worden ist, und daß er die Wünsche des deutschen Volks als berechtigt anerkannt hat. Und in Wahrheit kann ja auch der Wert einer solchen Erklärung nur darin liegen, daß die Richtschnur, die der Kaiser für sein künftiges Verhalten wählt, durch frei gewonnene Einsicht, nicht durch Nachgiebigkeit gegen einen Sturm der öffentlichen Meinung bestimmt wird. So ist es zu verstehen, wenn der Kaiser betont, daß er sich durch die von ihm als ungerecht empfundnen Übertreibungen der öffentlichen Kritik nicht beirren lasse. Und an Ungerechtigkeiten und Übertreibungen hat es wahrlich nicht gefehlt. Der Schwerpunkt der kaiserlichen Erklärung aber liegt in der Versicherung, daß die Stetigkeit der Politik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten gesichert werden solle. Der Kaiser hat die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage ausdrücklich gebilligt und den Fürsten Bülow seines fortdauernden Vertrauens versichert. Das ist unter den obwaltenden Verhältnissen viel, sehr viel. Und nun kommt es nicht darauf an, im einzelnen zu erörtern, ob dies oder jenes von diesem oder jenem hätte anders gesagt oder gemacht werden können, sondern auf die Schaffung der Möglichkeit, daß auf der durch die Erklärung gegebnen Grundlage weiter gearbeitet werden kann. Dazu gehört in erster Linie, daß das Beispiel der Selbstüberwindung, das der Kaiser durch die Kundgebung des Ergebnisses seiner Besprechung mit dem Fürsten Bülow gegeben hat, auch vom deutschen Volke in würdiger Weise befolgt wird. Was der Kaiser trotz der Empfindung, in seinen Absichten und auch in seinen wirklichen Leistungen vielfach verkannt zu sein, seiner widerstrebenden persönlichen Eigenart abgerungen hat, wiegt schwer genug, um dem deutschen Volke die ernsteste Verpflichtung aufzulegen, nun auch seinerseits in würdiger Beobachtung der verfassungsmäßigen Grundlagen dem Kaiser treu und bereitwillig zu helfen, seinen Vorsatz auszuführen. Wenn unser Volk in eine ernste Selbstprüfung eintritt, wird es sich selbst genug anzuklagen haben. Wäre das, was man „persönliches Regiment“ genannt hat, möglich gewesen, wenn unsre gebildeten Kreise statt des üblichen Nörgelns am Biertisch von ihrer Intelligenz den Gebrauch gemacht hätten, den man von einem freien Kulturvolk unsrer Zeit erwarten und verlangen kann, wenn sie das Bewußtsein wirklicher Mitverantwortung für das Gemeinwohl stärker betätigt hätten, anstatt die Politik wie ein unbequemes, unerquickliches Geschäft zu betrachten, das ein feiner empfindender Mensch sich am besten vom Leibe hält, soweit er nicht durch Berufs- oder persönliche Interessen geradezu dazu gedrängt wird? Woraus soll nach vielen bisherigen Erfahrungen ein Herrscher, der in sich einen so starken Drang nach Betätigung spürt, das Vertrauen schöpfen, daß größere persönliche Zurückhaltung von seiner Seite auf dem Gebiete, wo er sich persönlich verantwortlich fühlt, genügende Kräfte in Tätigkeit setzen würde, um seinen berufnen Ratgebern den nötigen Rückhalt zu geben? Wir dürfen niemals vergessen, daß wir uns in der ersten Periode der Reichsentwicklung in einem Ausnahmezustande befunden

Digitized by Google

haben, daß wir uns in die falsche Vorstellung haben wiegen lassen, ein deutscher Reichskanzler sei dazu da, uns das politische Denken und Arbeiten abzunehmen und sich höchstens mit dem Reichstag pro forma darüber auseinanderzusetzen. Dabei verlangt die Mehrheit des deutschen Volkes, daß alles auch äußerlich so bliebe, wie es unter der Kanzlerschaft Bismarcks gewesen war, d. h. daß alle auswärtigen Mächte dauernd in der Erstarrung und Furcht erhalten blieben, die doch eben nur unter dem ganz frischen Eindruck der unerwarteten Erfolge einer ungewöhnlich genialen staatsmännischen Persönlichkeit möglich war, und die mit Naturnotwendigkeit nachlassen mußte, sobald die Zeit vorwärts schritt. Diese natürliche Reaktion gegen die außergewöhnliche Machtstellung des jungen Deutschen Reiches war schon in den letzten Jahren der Amtsführung Bismarcks zu verspüren; sie wurde stärker, als Bismarck entlassen wurde. Auch wenn man die Fehler, die außerdem gemacht worden sind, keineswegs beschönigt oder ableugnet, bleibt noch genug übrig, daß man erkennen kann, wie stark für einen temperamentvollen und seiner Verantwortung bewußten Herrscher die Versuchung sein mußte, den Lauf der Dinge durch persönliches Eingreifen meistern zu wollen. Es ergeben sich für den Kaiser unzählige Entschuldigungsgründe, wenn er in dem Bestreben, das Reich auf der Höhe der Macht und des Ansehens zu erhalten, in den Mitteln fehlgegriffen hat. Jetzt ist in Berlin das hundertjährige Bestehen der preußischen Städteordnung gefeiert worden. Die Beteiligung des Kaisers an der Feier im Rathause, die Form der Ansprache, womit er die Begrüßung des Oberbürgermeisters erwiderte, alles deutete darauf hin, daß der Kaiser dieser Feier eine besondre Bedeutung geben wollte, die im Hinblick auf die jüngsten Ereignisse leicht zu verstehn ist. Die Städteordnung ist ein Denkmal bürgerlicher Freiheit, ein Beweis des Vertrauens, das ein preußischer König seinem Volke entgegengebracht hat; in der Wertschätzung dieser beiden Momente hat der Kaiser ein Bekenntnis dafür abgelegt, daß er sich mit seinem Volke innerlich eins weiß. Wir müssen an der Hoffnung festhalten, daß die Folgezeit die Wunden, die dem monarchischen Prinzip kürzlich geschlagen worden sind, heilen wird.

Im Reichstage haben nun die Debatten über die Reichsfinanzreform begonnen. Fürst Bülow leitete sie mit einer Rede ein, in der er vor allem bestrebt war, den großen geschichtlichen Zusammenhang der jetzt zu lösenden Aufgabe mit der gesamten bisherigen Entwicklung des Reichs hervortreten zu lassen. Es ist erfreulich, festzustellen, daß gerade dieser Zusammenhang und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, ein umfassendes Werk von dauerndem Werte zustande zu bringen, fast von allen Parteirichtungen im Reichstage erkannt worden ist. Bei solchem entschiednen Willen, die Aufgabe zu lösen, wird man den weitern Verhandlungen mit einem gewissen Vertrauen entgegensehen dürfen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Hauptschwierigkeiten etwa überwunden seien. Es gibt solcher Schwierigkeiten noch mehr als genug; es ist jedoch immerhin ein Unterschied, ob schon von Anfang an eine starke Bereitwilligkeit, das Werk zu Ende zu führen, vorhanden ist, oder ob auch diese gegen eine mehr oder weniger starke Opposition erst erkämpft werden muß. Daraus ergibt sich freilich weiter, daß die erste Lesung der Vorlage für die Gestalt des letzten Ergebnisses vorläufig wenig Anhaltepunkte bietet. Deshalb ist es einstweilen ziemlich überflüssig, in eingehende oder gar polemische Untersuchungen über die Stellung der Parteien zu den einzelnen Vorschlägen einzutreten. Was bis jetzt darüber zu sagen ist, ist schon früher zur Sprache gekommen; wie sich die Kommission dazu stellen wird, ist noch gar nicht zu übersehen. Da kann sich an den zustimmenden und ablehnenden Erklärungen der Parteiredner in der ersten Beratung noch viel ändern.

Digitized by Google

Das entsetzliche Grubenunglück auf der Zeche Radbod ist inzwischen auch im preußischen Abgeordnetenhause zur Sprache gekommen. Es handelte sich vor allem darum, ob noch weitere Maßregeln getroffen werden müßten, um den Schutz der Bergarbeiter gegen die Gefahren ihres Berufs zu verstärken. Schärfere Kontrollmaßregeln wurden vorgeschlagen, wobei insbesondre die Einführung von Arbeiterkontrolleuren erörtert wurde. Wiederum hat sich die Sozialdemokratie die Gelegenheit nicht entgehn lassen, die Grubenkatastrophe als die Folge der rücksichtslosen Ausbeutung der Arbeiter durch die Unternehmer und der aus Gewinnsucht geschehenen Unterlassung notwendiger Vorsichtsmaßregeln hinzustellen. Derartige Beschuldigungen tragen nicht zur wirklichen Klärung der Lage bei, auch treffen sie selten in der Verallgemeinerung zu. Wenn bei den Unternehmern wirklich hier und da zu wenig Vorsicht und Rücksichtnahme in bezug auf die Sicherheit der Arbeiter in dem gefahrvollen Grubenbetriebe geübt werden sollte, so darf ebenso wenig verschwiegen werden, daß die Arbeiter selbst durch sträflichen Leichtsinn und Bequemlichkeit oft genug die vorgeschriebnen Sicherungen außer acht lassen und ihr eignes Leben wie das ihrer Kameraden gefährden. Es ist gerade aus diesem Grunde nicht recht verständlich, warum für die Einführung von Arbeiterkontrolleuren so wenig Stimmung vorhanden ist, auch bei der Regierung. Denn die Einrichtung einer Kontrolle, die das Vertrauen der Arbeiter selbst hat, liegt nicht minder im Interesse der Unternehmer wie der Arbeiter. Sie wird die Hetze nicht völlig verhindern, aber sie entzieht ihr einen Schein des Rechts, und das ist in so schwer zu übersehenden Verhältnissen, die viele soziale und wirtschaftliche Konfliktstoffe bergen, gewiß nicht ohne Bedeutung. Die unter dieses Kapitel des Arbeiterschutzes fallenden Fragen bedürfen noch mancher Klärung, und sie werden darum wohl noch oft genug die zuständigen Stellen beschäftigen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 24. November 1908

Die jüngsten Erschütterungen auf dem Gebiete der hohen Politik mußten die kolonialen Fragen in den letzten Wochen etwas in den Hintergrund treten lassen. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß die Kolonien solche Vorgänge nichts angehn. Im Gegenteil. Unsern überseeischen Landsleuten pflegen Minderungen des Ansehens des Reiches zu allererst fühlbar zu werden. Dazu kommt in diesem Fall, daß jene unliebsamen Enthüllungen, die soviel Staub aufgewirbelt haben, beinahe unmittelbar ein Kolonialgebiet berühren: Südafrika. Sie drohen das gute Einvernehmen wieder zu zerstören, das sich zwischen Deutsch-Südwest und Britisch-Südafrika herauszubilden schien, seit das Burentum wieder erstarkt ist und das Übergewicht gewonnen hat. Denn zu allem Unglück tagt gegenwärtig, wie schon in der letzten Rundschau erwähnt worden ist, der südafrikanische Nationalkonvent, und das englische Element unter den Konventsmitgliedern wird nicht verfehlen, die Sache gegen die Deutschen auszuschlachten. Wie leider anzunehmen ist, mit einiger Aussicht auf Erfolg, denn der Bur ist von Natur mißtrauisch. Jedenfalls werden die besonnenern Persönlichkeiten, wie Botha, keinen leichten Stand haben.

Über den Gang der Verhandlungen auf dem Konvent dringt sehr wenig an die Öffentlichkeit. Bis jetzt ist nur bekannt geworden, daß man sich auf eine Art Militärkonvention geeinigt zu haben scheint. Über Eingebornenpolitik und Handelspolitik ist man noch nicht im reinen. Es ist für das Burentum begreiflicherweise schwer, sich mit dem Wahlrecht, das England den Schwarzen unvernünftigerweise früher zugestanden hat, abzufinden. Und die Handelspolitik muß

Digitized by Google

mit den recht verschiedenartigen wirtschaftlichen Grundlagen der einzelnen Kolonien rechnen und ist nicht so leicht unter einen Hut zu bringen. Unsern Standpunkt gegenüber den südafrikanischen Einigungsbestrebungen haben wir schon wiederholt, so das letztemal präzisiert, aber angesichts der störenden Vorkommnisse der letzten Wochen sei nochmals darauf hingewiesen, daß uns vom wirtschaftlichen Standpunkt eine möglichst vollkommne Einigung nur recht sein kann. Mit einem geeinigten Südafrika, unter einer einheitlichen Wirtschaftspolitik lassen sich leichter Geschäfte machen als seither mit den einzelnen Kolonien. Dagegen werden wir dieser Einigung vom politischen Standpunkt aus erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. In unsrer Kolonie, namentlich im Süden an der englischen Grenze, ist eine verhältnismäßig große Zahl von Buren ansässig, die natürlich auf einen spätern Anschluß unsrer Kolonie an den südafrikanischen Staatenbund hinarbeiten würden. Glücklicherweise ist ja neuerdings dafür gesorgt, daß in der Kolonie die Bäume des Burentums nicht in den Himmel wachsen. In jenen Grenzgebieten wenigstens wird Land nur noch an Reichsdeutsche abgegeben. Von politischen Rücksichten abgesehen, ist dies schon aus wirtschaftlichen Gründen notwendig. Der Bur ist nicht der richtige Kolonist für unsre Kolonie, er ist im allgemeinen zu rückständig und nützt sein Land nicht rationell aus, was bei der Armut des Bodens in Südwest doppelt notwendig ist. Dementsprechend ist der alteingesessene Bur überall von dem neuen deutschen Farmer überflügelt worden, obwohl er mit seiner größern Anspruchslosigkeit und seinem sprichwörtlichen Kinderreichtum gegenüber dem Deutschen im Vorteil ist. Zudem hat der Bur ein starkes politisches Selbstbewußtsein und ist deshalb ein wenig bequemer Gast. Jenseits der Grenze wird man es uns darum nicht übelnehmen können, daß wir Herren im eignen Hause bleiben wollen. Im Interesse eines freundnachbarlichen Verkehrs und einer ungestörten Entwicklung des deutschen und des burisch-englischen Landes wird es nur gut sein, wenn wir auf eine vorwiegend deutsche Bevölkerung in unsrer Kolonie Wert legen. Damit räumen wir jeden Grund zu Mißtrauen von vornherein aus dem Wege. Im übrigen wird es von der Regierungskunst unsrer Kolonialverwaltung abhängen, ob sich der Nachwuchs in unsrer Kolonie auch mit Begeisterung zur deutschen Flagge bekennt, oder ob sich unsre Ansiedler eines Tages mehr als Südafrikaner fühlen und zu der Ansicht gelangen, daß sie im Schoße der Vereinigten Staaten von Südafrika besser aufgehoben wären.

In Ostafrika ist im Augenblick die Reise des Unterstaatssekretärs von Lindequist Tagesgespräch. Bekanntlich gilt diese Reise dem Studium der Ansiedlungsmöglichkeit von Europäern in den Hochländern Ostafrikas. Die Aufgabe des Unterstaatssekretärs ist nicht leicht, denn es gilt dabei, vorwiegend entlegne, ja völlig unerschlossene Gebiete zu durchreisen. Herr von Lindequist scheint mit Energie an sein Vorhaben heranzugehn. Er hat soeben die englischen Ansiedlungen an der Ugandabahn besucht und hat sich dort plötzlich entschlossen, sein Programm sogar noch zu erweitern. Er will das ganze weite Steppengebiet zwischen dem Viktoriasee und dem Kilimandjaro kennen lernen. Diesem anstrengenden Landmarsch durch teilweise wasserlose Gebiete würde er sich wohl kaum unterziehen, wenn er sich nicht offenbar von jenen Gebieten viel für die erfolgreiche Lösung seiner Aufgabe versprechen würde. Und in der Tat, warum sollte es gerade in unsern Kolonien nicht möglich sein, tüchtigen deutschen Auswandrern eine neue Heimat zu schaffen? Ostafrika ist doch auch nicht schlimmer als manches fremde Land, das durch deutsche Bauern aus einem Urland in ein Kulturland umgewandelt worden ist. Blühende Siedlungen in Brasilien, Chile, Südafrika, Kaukasien usw. zeugen von der Energie und Widerstandskraft des Deutschen. Es wäre lächerlich, wenn gerade wir uns

Digitized by Google

diese nicht nutzbar zu machen vermöchten. Natürlich muß eine verständnisvolle Auslese unter den Auswandrern gehalten werden. Aber Ausländer brauchen wir wirklich nicht mehr zu holen, als wir seither zu unserm Schaden getan haben. Wenn reichsdeutsche Ansiedler nur annähernd so ausgiebig unterstützt und angeleitet werden, so haben wir, hundert gegen eins zu wetten, in zwanzig Jahren blühende Bauernsiedlungen in Ostafrika. Doch davon ein andermal mehr.

Während man sich so den Kopf zerbricht, ob Deutsche in der Kolonie angesiedelt werden dürfen oder nicht, läßt man fortgesetzt Fremde ins Land, namentlich Inder, deren wenig nützliche Wirksamkeit wir schon wiederholt gekennzeichnet haben. Glücklicherweise graben sich die Herrschaften neuerdings mehr und mehr selbst den Boden ab. Noch bei jedem Aufstande waren sie, wie sich hinterher herausstellte, die treibenden Kräfte, um durch Pulver- und Waffenschmuggel im trüben fischen zu können.

Noch andre Friedensstörer machen sich neuerdings unangenehm bemerkbar: fremde Arbeiteranwerber aus dem englischen und dem französischen Gebiet. Viele Hunderte von Eingebornen aus unsrer Kolonie, namentlich auch wertvolle Wanyamwezi, sind nach Südafrika und Djibouti verschleppt worden. Natürlich sind die armen Leute gegen Ausbeutung und Übervorteilung in keiner Weise geschützt. Kommen sie dann wieder nach Hause — das heißt, wenn sie ihre Heimat überhaupt je wiedersehen —, so erzeugen solche Vorkommnisse Mißstimmung gegen die Weißen im allgemeinen, und die Quittung erhalten wir in Gestalt von Abneigung gegen Arbeiteranwerbung, wenn nicht gar von Unruhen. Es ist selbstverständlich, daß das Gouvernement gegen diesen Unfug die schärfsten Maßregeln ergreifen muß. Abgesehen davon, daß wir unsre Eingebornen selbst brauchen, ist nicht einzusehen, daß Fremden ohne weiteres gestattet sein soll, was unsern eignen Landsleuten verboten oder doch nur mit allerlei Einschränkungen möglich ist. Nebenbei bemerkt, wäre es Zeit, daß endlich etwas in Sachen der angekündigten Arbeiterverordnung geschähe. Die Sache ruht nun schon seit Jahresfrist im Schoße des Gouvernements, und die Pflanzer warten mit begreiflicher Ungeduld auf die endliche Regelung dieser Lebensfrage der Plantagenwirtschaft.

Über das „Musterländle" Togo ist auch diesmal nicht viel zu sagen. Die Erschließung des Landes und die Heranziehung der Eingebornen schreiten erfreulich vorwärts. Die Arbeiten an der neubewilligten Eisenbahn Lome–Atakpame werden von der Baufirma Lenz & Co. energisch gefördert, sodaß diese besonders wichtige Bahn möglichst rasch in Betrieb genommen werden kann.

Auch in Kamerun wird kräftig an den Eisenbahnen gebaut. Nur gehts etwas langsam vorwärts. Die Überwindung des sumpfigen Urwaldgürtels ist überaus schwierig. In neuerer Zeit wird mit der Ausnutzung des wertvollen Waldbestands begonnen. Vor kurzem ist ein alter Kameruner, Hauptmann von Besser, von einer Studienreise zurückgekehrt, die er im Auftrage des „Kamerun Holzsyndikats" unternommen hatte. Die Ergebnisse, die er mitgebracht hat, sind sehr vielversprechend. Es gibt in Kamerun eine Menge wertvoller Hölzer, und zwar nicht nur im Innern, wie zum Beispiel in Ostafrika, sondern schon an der Küste, sodaß verhältnismäßig geringe Transportkosten entstehn werden. Das genannte Syndikat will einen Teil dieser Bestände sofort ausnützen und hat sich zu diesem Zwecke von der Regierung die Konzession für ein bestimmtes Gebiet erteilen lassen. Die Gründung einer „Kameruner Holzgesellschaft" auf Grund dieser Konzession ist im Gang, und die Kolonialverwaltung hat sich, da sie offenbar die Sache für sehr aussichtsreich hält, einen Anteil am Gewinn vorbehalten. Außerdem hat sie zwei namhafte Forstleute nach Kamerun entsandt, um in weitern Gebieten die

Digitized by Google

Aussichten der Waldnutzung näher zu untersuchen. Item: Kamerun entpuppt sich immer mehr als eine recht wertvolle Kolonie.

In der Südsee gibts nicht viel neues von Belang. In Neu-Guinea, im Bismarckarchipel usw. ist man nicht mit Unrecht über den neuen Zolltarif verstimmt, der ein übler Hemmschuh für die wirtschaftliche Entwicklung zu werden droht. Wir können an dieser Stelle nicht näher darauf eingehn. Es dürfte auch genügen, daß wir es als Beispiel erwähnen, daß das Hauptausfuhrprodukt der Südseekolonien, Kopra, mit einem Ausfuhrzoll von zehn Mark für die Tonne belastet worden ist. Bedenkt man, wie sehr die Südseekopra durch die riesige Entfernung von Europa der afrikanischen und indischen Kopra gegenüber im Nachteil ist, so ist es nicht schwer, sich die Wirkung dieses Zollkuriosums auszumalen. Rund herausgesagt, das wirtschaftliche Leben ruht infolgedessen augenblicklich in den Südseekolonien nahezu, denn die Eingebornen streiken, weil auch sie stark betroffen sind durch Verteuerung ihrer Hauptverbrauchsartikel, und weil die Handelshäuser den Koprazoll zum Teil auf diese abwälzen müssen in der Form, daß sie den Einkaufspreis drücken. Die Kolonialverwaltung wird nicht umhin können, sich diesen Zolltarif nachträglich noch einmal näher anzusehen und die beteiligten Kreise darüber zu hören.

Kiautschou, das nun elf Jahre deutsch ist, hat sich prächtig entwickelt und kann sich neben den andern Häfen Ostasiens sehen lassen, wozu die Schantungbahn und die Schantungminen nicht wenig beigetragen haben. Aber leider gärts wieder in China, und die Deutschfeindlichkeit oder, besser gesagt, Europäerfeindlichkeit nimmt neuerdings zu. Es ist von den Chinesen in neuerer Zeit in Tsingtau und Tsinanfu, dem Endpunkt der Schantungbahn, wiederholt versucht worden, die deutschen Waren zu boykottieren. Die Tendenz geht dahin, uns zum Verzicht auf die Schantungbahn und die Schantungminen zu zwingen. Zwar das offizielle China steht dieser Bewegung noch fern. Die Regierung sagt sich wohl ganz richtig, daß China in seinen Reformen noch nicht so weit fortgeschritten ist, als daß es sich von Europa emanzipieren könnte.

Was wird aber in der fernern Zukunft? Schon jetzt strebt die chinesische Regierung an, wenigstens ihre Bahnen in eigner Regie zu bauen, und gegenwärtig sollen Erhebungen darüber angestellt werden, welche Summe nötig wäre, die Schantungbahn anzukaufen. Unser Kiautschouvertrag mit China läuft ja noch achtundachtzig Jahre, ob er aber ablaufen wird? Ich möchte es sehr bezweifeln. Und da wir damit rechnen müssen, daß wir eines Tages Kiautschou nicht mehr haben, so gilt es, sich beizeiten nach einem andern Handels- und Marinestützpunkt umzusehen. Und da wir ferner damit rechnen müssen, daß uns der Handel mit China allmählich, wenigstens zum Teil, von Japan und Amerika abgenommen werden dürfte, so gilt es, sich beizeiten andre Absatzgebiete zu sichern. Einerseits in unsern eignen Kolonien, anderseits in jetzt noch unerschlossenen Gebieten, und da das nächstliegende immer das beste ist, so will ich nur Kleinasien und Abessinien nennen (Marokko lassen wir uns ja vollends abknöpfen). Doch da der „Reichsspiegel" zur „Kolonialen Rundschau" sagen wird, „Abessinien und Kleinasien gehen dich nichts an", so will ich noch den Kongostaat nennen, der unstreitig ins Bereich des Kolonialen gehört.

Der Kongostaat ist gegründet worden als freies Handelsgebiet für alle Nationen. Die Verwaltung hat seinerzeit König Leopold von Belgien übernommen. Von der Handelsfreiheit wurde bisher nicht viel Gebrauch gemacht, weil das Land eben unerschlossen war. So ist das Gebiet ganz sachte den Belgiern, die es verwalteten, in die Tasche gewachsen, und nun soll es plötzlich belgische Kolonie werden. An sich wäre dagegen nicht viel zu sagen, wenn nur die Handelsfreiheit gewahrt

Digitized by Google

bleibt. Denn jetzt im Zeitalter der Kolonialbahnen kann sie praktisch nutzbar gemacht werden. Aber damit siehts faul aus, wie Konsul Bohsen in einem vor dem Kolonialwirtschaftlichen Fachausschuß der Berliner Handelskammer erstatteten Referat*) neulich nachwies. Bohsen fordert die deutschen Handelskammern auf, wieder wie im Jahre 1884 energisch für die Erhaltung der Handelsfreiheit einzutreten und die Regierung zu entsprechenden Äußerungen und Maßnahmen aufzufordern. Wir können diesen Aufruf nur nachdrücklichst unterstützen, denn die Handelsfreiheit im Kongostaat ist notwendig für die Erschließung unsrer ostafrikanischen Kolonie. Die Einflußsphäre unsrer künftigen großen Inlandbahnen reicht weit hinein in das Kongobecken, und mit ihrer Rentabilität ist es schlecht bestellt, wenn ihnen die Möglichkeit genommen ist, einen Teil des Handels am Kongo in ihren Bereich zu ziehn. Daß Teile des Kongostaats tatsächlich in den Verkehrsbereich, in das Wirtschaftsgebiet Deutsch-Ostafrikas gehören, beweist unter anderm die von B. Struck in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ (Jahrgang II, Nr. 5) festgestellte Tatsache, daß die Verkehrssprache Ostafrikas, das Kisuaheli, tief hinein in das Kongogebiet gesprochen wird. Aber auch abgesehen von diesen Beziehungen zwischen Ostafrika und Kongostaat ist uns das Kongogebiet als künftiges Absatzgebiet unentbehrlich. Ostasien und die Südsee liegen uns sehr fern, Afrika ist leichter zu erreichen, und darum ist es auch wertvoller und wichtiger für uns. Videant consules!

Rudolf Wagner

Zur Geschichte der konservativen Partei. Es ist auffallend, wie wenig Darstellungen der Geschichte unsrer politischen Parteien wir bisher haben. Man gewinnt den Eindruck, als ob der tägliche Kampf das Interesse der Parteien noch ganz aufzehre. Erst neuerdings beginnt die historische Betrachtung ihr Recht geltend zu machen. Wir möchten hier die Aufmerksamkeit auf eine Schrift lenken, die sich mit der Geschichte der deutschkonservativen Partei beschäftigt: Dr. F. Wegener hat im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin eine Arbeit über Die deutschkonservative Partei und ihre Aufgaben für die Gegenwart veröffentlicht, die mehr, als es im Titel angedeutet ist, die historische Entwicklung berücksichtigt. Von vornherein ist es als einer ihrer Vorzüge zu rühmen, daß sie den Zusammenhang der Entstehung der Partei mit den großen geistigen Bewegungen der Zeit aufzudecken sucht. Für diese Fragen lamen Wegener die Forschungen von R. Steig und F. Meinecke zustatten. Jener hat uns mit einer Fülle des interessantesten Materials zur Geschichte der Romantik bekannt gemacht, dieser in seinem Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat“ den Gedanken der Romantiker ebenso scharfsinnige wie geistvolle Untersuchungen gewidmet. Es ist sehr erfreulich, daß Wegener die Resultate dieser Studien für die Geschichte der politischen Parteien verwertet. Man beobachtet dabei, wie der Ursprung der Parteien, die eine einseitige Betrachtung als einfache Interessengruppen auffaßt, wesentlich idealistischer Natur ist; eine Tatsache, die sich auch weiterhin im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wahrnehmen läßt. Der Stifter der Agrarier zum Beispiel, M. A. Niendorf, geht von der poetischen Heimatkunst aus; seine Dichtungen feiern und verteidigen die märkische Heimat. Von dieser Stimmung aus ist er dann zu seinem agrarischen Programm gekommen. Nicht anders verhält es sich mit dem Begründer der antisemitischen Partei in Deutschland, F. Böckel. Von Haus aus war er neuerer Philologe und beschäftigte sich mit Studien über das hessische Volkslied. Die Liebe zum hessischen Bauerntum, dessen Poesie er studierte, führte ihn auf den politischen Kampfplatz.

*) Dieses Referat ist im Buchhandel bei Dietrich Reimer in Berlin erschienen.

Digitized by Google

Nachdem er die politische Tätigkeit aufgegeben hatte, hat er sich seinen alten Studien wieder zugewandt und neuerdings ein von der Kritik schon mit lebhaftem Beifall aufgenommenes Werk „Psychologie der Volksdichtung“ veröffentlicht.

Den Zusammenhang der konservativen Partei mit der romantischen Bewegung kann niemand verkennen; einen prägnanten Ausdruck findet er darin, daß der Dichter Heinrich von Kleist zugleich einer der ersten konservativen Publizisten gewesen ist. Die Darstellung der weitern Geschichte der Partei wird dadurch schwierig, daß Bewegungen verschiedner Art in sie einmünden. Stahl (vgl. Wegener S. 53) unterschied drei Gruppen der Konservativen: Anhänger der absoluten Monarchie, Anhänger der altständischen Monarchie und Anhänger der ständisch-konstitutionellen Monarchie. Diese Gruppen haben sich erst im Laufe der Zeit zu einer Einheit zusammengeschlossen, die dann noch neue Elemente aufgenommen hat. Wie sehr etwa zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten noch verschiedne konservative Bestrebungen nebeneinander hergingen und sich teilweise bekämpften, ersieht man unter anderm aus den kürzlich veröffentlichten Rochowschen Memoiren mit ihrer Schilderung des Gegensatzes zwischen Minister Rochow und dem Kreise der Brüder Gerlach. Unter den Dingen, die die konservative Partei später stark beeinflußt haben, ist selbstverständlich in vorderster Reihe die Politik Bismarcks zu nennen, der seinerseits wiederum aus ihr hervorgegangen ist. Mit Recht wird diese seine Herkunft von Wegener stark betont. Manche Autoren wollen uns freilich glauben machen, es sei nur Zufall, daß Bismarck zunächst als Konservativer aufgetreten sei, und er habe seine Taten im Gegensatz zu den konservativen Mächten vollbracht (am schärfsten hat sich so der Nationalökonom Diezel in seinem Artikel über Bismarck im Handwörterbuch der Staatswissenschaften geäußert). Gewiß läßt sich Bismarck nicht bloß aus der konservativen Partei herleiten; je bedeutender eine Persönlichkeit ist, um so weniger läßt sie sich in ein Parteischema hineinzwängen; bei namhaften Liberalen (man denke zum Beispiel an Miquel und Mevissen) machen wir dieselbe Beobachtung. Allein bei alledem bleibt es bestehn, daß Bismarck starke Wurzeln seiner Kraft im konservativen Boden hatte. Es genügt schon, daran zu erinnern, daß in jener Zeit nur in konservativen Kreisen das rechte Verständnis für die Bedeutung eines schlagfertigen Heeres vorhanden war. Wenn man sich darauf beruft, daß das Ideal der Einigung Deutschlands bei den ältern Konservativen nicht vorhanden gewesen sei, so ist doch auch dieses Argument nicht unbedingt richtig; denn einzelne einflußreiche Konservative, zum Beispiel der Oberpräsident von Pommern, von Senfft-Pilsach (vgl. über ihn den Artikel von H. von Petersdorff in der Allgemeinen deutschen Biographie), haben jenes Ideal tatsächlich vertreten.

Die jüngste Entwicklung der konservativen Partei behandelt Wegener nicht historisch; er legt hier vielmehr programmatisch die Grundsätze dar, die nach seiner Auffassung eine konservative Politik angesichts der Aufgaben der Gegenwart zu befolgen hat. Als Motto stellt er diesen Betrachtungen einen Satz aus dem Programm der Kreuzzeitung vom Juli 1848 voran, der auch seinen eignen Standpunkt kennzeichnet: „Nur dem gehört die Zukunft, der auf die bewegenden Gedanken der Gegenwart positiv einzugehn vermag.“ Wir führen ferner die trefflichen Worte an, mit denen er der Behauptung entgegentritt, die Sozialpolitik sei zu verurteilen, weil sich die Sozialdemokraten nicht dankbar für sie zeigten. „Der Eifer in der Erfüllung der Aufgabe kann nicht abhängig sein von der Erwartung einer besondern Dankbarkeit bei denjenigen, denen sich die Fürsorge zuwendet. ... Wer Wohltaten erweist, um Dankbarkeit zu ernten, gesellt sich dem Pharisäer, der das Gesetz erfüllt, um sich zur Belohnung die Überzeugung einer besondern Vortrefflichkeit anzueignen.“ Wegener sieht andrerseits ein Maß für die Betätigung der sozialen Fürsorge in den Rücksichten auf die internationalen Produktionsverhältnisse.

Digitized by Google

Von Hildegeigis Ahnen und Enkeln. Vier Bilder werden in meiner Seele wach, wenn ich Katzen sehe oder von ihnen lese: Ein Kind und eine Greisin gehn im Sommerabenddunkel durch eine Allee nach Hause. Da gleitet seitwärts von dem Kinde mit leisem Schnurren etwas von einem hohen Strunk und fällt leise auf, und gleich streckt es weich um die Beine des Knaben, stürmisch, fast wie ein Marsch setzt das Schnurren ein, und ein Paar glühender Augen grüßen zu dem Spielkameraden auf. Das war ein dreibeiniger, schwarz und weiß gefleckter Kater, der die beiden jeden Abend freundlich und treu wie ein Hund abholte. — Ein Mann sitzt in einem Lehnstuhl, von Krankheit und von Sorgen gebeugt. Da rast es mit hörbarem Pfotengetrappel durch zwei Vorzimmer herein, und vor dem Kranken erscheint die Schwanz- und die Rückenhaare sträubend, die Ohren legend, fauchend, seitwärts auf ihn zutanzend, eine Katze, ein Scheck, braungrau die dunkeln Flecken, rußgrau von dem Dache, unter dem das arme Tier bei armen Menschen wohnt, auch die weißen. Der Kranke lacht über das drollige Tier, das ihn schrecken und necken will, und vergißt einen Augenblick Krankheit und Sorgen. Das Kätzchen aber klettert an dem knisternden Stoff des abgenützten Lehnstuhls hinauf, setzt sich auf die Rückenlehne und leckt mit seiner rauhen Zunge unermüdlich das kahle Haupt des Kranken. — Ein Tertianer steht, seine Bücher unterm Arm, im Wintermorgendunkel vor dem Herd, der die Wärme vom vorigen Tage ganz verloren hat, und greift in die Bratröhre. Die ist noch lau, und das kranke Kätzchen, das jeden Abend hineingebettet wird, ist noch warm und grüßt mit leisem Schnurren die sorgende, streichelnde Knabenhand. — Ein lang aufgeschossenes, eben dem Institut entronnenes Mädchen sucht auf dem Getreideboden seines Elternhauses mit Augen, in denen Güte so warm leuchtet und Frohsinn so hell lacht wie die Sonne, die ins Dämmerlicht des Speichers fällt, die jungen Katzen zusammen, die es kalten, harten Augen verheimlicht hat. Dann sitzt sie, die blau- und grünäugige Brut im Schoß, von der Alten umschmeichelt, und träumt. Da hört sie sich gerufen und schrickt zusammen und ahnt nicht, daß sie wert wäre, daß all die jungen Kätzchen, die sie seit ihrer Kindheit gehegt hat, für sie so dankbar und so treu sorgten wie Tiecks Hinze für seinen Gottlieb und als gestiefelte Kater auszögen, das wärmste Herz und die weichste Hand für sie zu suchen.

Wo ich Katzen begegne, im Leben oder in seinen Spiegelbildern, der Dichtung und der Kunst, freue ich mich der freundlichen, teilnehmenden Tiere. Wenn in Storms schmerzlicher Novelle „Ein Bekenntnis“ die Katze nach dem Tode der Herrin sich an den einsamen Gatten schmiegt, so heißt das nicht: die Brotherrin ist tot, es lebe der Brotherr! — es ist keine Bitte um Nahrung, Wärme und Schutz. Ich weiß, wie Tiere mitleiden und trösten können, und nie werde ich die fragenden, eindringlich, kummervoll forschenden Augen meines Dackels vergessen, die mir nach dem Tode meiner Frau erst weh und dann wohl taten.

Das Büchlein von Dr. Franz Leppmann, das ich hier anzeigen und empfehlen will, grüßte mich in seinem grauen Mäntelchen und mit seinem anheimelnden Titel „Kater Murr und seine Sippe“*) selbst wie ein traulich schnurrendes Kätzchen aus einem der Katzenwinkel des Behagens, die die Auslagen der Buchhandlungen in dem Farben-, Formen- und Stimmenlärm der Großstadt für mich und wohl auch für manchen andern sind. Der Titel verspricht Anmut und Behagen, aber das Büchlein hält das Versprechen nur durch die Form der Darstellung, durch den Inhalt nicht ganz. Es ist eine Geschichte der Literaturkatze und der Katzenliteratur, darin spiegelt sich natürlich die Lebensgeschichte des Tieres, und die ist zu einem großen Teil eine Leidensgeschichte. Der außerordentlich belesne Verfasser führt uns vom

*) München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, 1908.

Digitized by Google

Jahre 1797 bis zum Jahre 1904, von der Romantik bis zu Scheffel, Gottfried Keller und Johannes Richard zur Megede, von Hinze, dem gestiefelten Kater, zu Hidigeigei, zu Spiegel dem Kätzchen und zum Überkater Carlo. Bunt von Farben, Eigenschaften und Namen schreiten und streichen und huschen, von ihm gebannt, Kater und Katzen an uns vorüber. Unter der internationalen Gesellschaft mit den teils traulichen teils seltsamen Namen Hinze, Murr, Blanchette, Hidigeigei, Carlo, Kot-Murlyka, Puß, Mitonne, Ebène, Homilcar, Bimbel, Mores, Graps, Schnores, Pluto, Spiegel sind Schutzgeister, Philister, Philosophen, Weltkinder, Einsiedler, Blaustrümpfe und Erinnyen. Als Rachegeist erscheint die Katze öfter wie als Schutzgeist, dem freundlichen, hilfreichen Hinze stehn die Dämone Graps, Schnores, Pluto und der Werkater Mores gegenüber. Die Katze scheint das Haßerbe des Wolfs angetreten zu haben. Nach dem Werwolf schuf sich die ängstliche Phantasie des Volkes die Werkatze. Die Menschheit ist ihren treuen Tiergefährten bis jetzt viel Dank schuldig geblieben. Man hat der Katze nicht nur den schuldigen Dank versagt, man hat sich auch an ihr vergangen, indem man sie zur Genossin der Hexe machte. In einem eignen Kapitel spricht der Verfasser von der Katze als dem Tier der Frau. In seiner Zeichnung fehlt ein Zug, weil er in der Literatur fehlt. Eine rohe, oberflächliche Beobachtung ihrer Natur hat die Katze zum Hexentier gestempelt, so roh dieser Stempel ist, so dauerhaft ist er. Er haftet dem Tiere noch heute an, wie auch das Weib in der Literatur noch oft als Hexe gebrandmarkt wird. Der Salomerummel hat etwas vom Hexenwahn an sich, das ist doppelt lächerlich in einer Zeit, wo das Weib sich aus einer Herd- und Hausbüterin, die oft genug auf die Gesellschaft der Katze angewiesen war, zum treuen Kameraden des Mannes auf allen Arbeitsgebieten umbildet. Wenn man die Scharen weiblicher Ritter der Arbeit in den Großstädten sieht, begreift man nicht, daß neben dieser Wirklichkeit ein Wahnprodukt wie der Salomertypus soviel Anklang finden und sich solange halten kann. Solange aber das Weib nicht von dem Brandmal des Hexentums befreit ist, wird seine Leidensgenossin, die Katze, ihren Stempel als Hexentier tragen, obwohl sie nicht mehr Dämonisches an sich hat als der Hund. Auch im Auge des zahmsten Hundes glüht es grün auf, und die Hundeschnauze, die bei dem ruhigen Tiere mit ihrer meist plumpen, borstigen Weichheit den Eindruck der Güte verstärkt, verändert sich erschreckend, wenn das Tier gereizt wird. Wer aber eine Katze mit Jungen beobachtet hat, weiß, wie ausdrucksvoll, wie feuchtverklärt auch das Auge dieses unterschätzten Tieres sein kann.

Der Verfasser erzählt interessant von dem Katzenfreunde Hippolyte Taine, der seine drei Lieblinge Puß, Mitonne und Ebène in zwölf Sonetten feierte, und teilt uns anmutige Proben aus diesen Dichtungen mit. Aber die Literaturkatzer Hinze, Murr und Hidigeigei, deren Schöpfer durch die Sympathie, die sich ihre Geschöpfe erwarben, Wohltäter eines viel gehegten, aber noch mehr verfolgten Haustieres geworden sind und einen unvergänglichen Beitrag zu dem Vermögen der Tierschutzvereine geleistet haben, gehören der ersten Hälfte des Jahrhunderts an, durch dessen Literatur uns der Verfasser führt. Seitdem hat sich kein Dichter mehr der Katze angenommen, und es scheint fast, als ob sie in der Literatur neuerdings als Hexentier gebrandmarkt werden solle. Ich habe mich darum gefreut, als am Anfang dieses Jahres in den Grenzboten ein dänischer Roman mit dem Titel „Der Marquis von Carabas“ erschien. Da erstand also der hilfreiche Dämon Tiecks in Menschengestalt wieder. Es wäre gut, wenn die Whittingtonstimmung, die im Gestiefelten Kater herrscht, wieder aufwachte und die Freundschaft zwischen dem Armen und dem Tier der Armut einmal dichterisch verherrlicht würde. Denn die Katze ist ein Narkotikum der Armut, ein harmloses Narkotikum, viel harmloser als die Hexensalbe, womit sich einst arme, ohne Liebe verblühte oder durch die Arbeit und die

Digitized by Google

Mutterschaft und die Not verbrauchte und verkümmerte Weiber in einen Rausch versetzten, aus dem sie so oft zur Folter und zum Feuertod erwachten. Die Stimmung, die von dem ruhigen, warmen Tiere und seinem tiefen, wohltuenden Ruhelaut ausgeht, macht viel Armut erträglicher. Ich habe in meiner Jugend die Katze als Narkotikum der Armut selbst kennen gelernt. Von der Katze strömt reiche Wärme in arme frierende Menschenglieder, lind wie der Atem der Tiere, der das Kind in der Krippe zu Bethlehem wärmte. Und ihr rouet paisible, das Taine so liebte, ersetzt an manchem kalten Herde den Gesang des Heimchens.

Durch das sorgfältig gezeichnete Bild der Katze in der Literatur hat sich Dr. Leppmann ein Verdienst um die Wissenschaft erworben. Dadurch, daß man aus diesem Bilde erkennen kann, was die Menschheit einem ihrer treusten Haustiere noch schuldet, erhält das kleine Buch noch höhere Bedeutung: es fördert die Humanität.

Ludwig Kemmer

Rückkehr zur Natur? Unter diesem Titel ist kürzlich im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig eine Betrachtung über das Verhältnis des Menschen zur Natur erschienen, deren Verfasser Dr. Konrad Guenther Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br. ist. Was an dem größern Werke des Verfassers: „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens“ (Freiburg i. Br., Friedr. Ernst Fehsenfeld) besonders zu rühmen ist, daß es nämlich immer scharf zwischen Tatsachen und Hypothesen scheidet und das Urteil des Lesers schult, ohne ihm eine Theorie aufzudrängen, gilt auch von diesem Büchlein, das wir deshalb den Grenzbotenlesern, die unsern Standpunkt diesen Fragen gegenüber kennen, angelegentlich empfehlen. Es behandelt zunächst die Bedeutung des schon von Rousseau geprägten und später von Darwin in einem andern Sinne gedeuteten Schlagworts von der „Rückkehr zur Natur“ und erklärt die Lehre von der natürlichen Züchtung, die auf der unleugbaren Tatsache beruht, daß unter den Individuen einer Tierart in der Regel die am längsten leben und zur Fortpflanzung gelangen, die für den Kampf ums Dasein am besten ausgerüstet sind, während schwächliche, mit Fehlern behaftete Exemplare meist frühzeitig Krankheiten und Feinden zum Opfer fallen und dadurch verhindert werden, jene Mängel auf Nachkommen zu vererben.

Bekanntlich hat diese Erkenntnis in neuerer Zeit zu der Forderung geführt, daß sich auch der Mensch vernünftigerweise dem „Gesetz“ der natürlichen Züchtung unterwerfen müsse, daß mithin die künstliche Erhaltung schwächlicher Individuen vom Übel sei. Eine weitere Folgerung ist dann der Aufruf zur „naturgemäßen“ Lebensweise und zur „natürlichen“, d. h. medizinlosen Heilung des krankgewordnen Körpers, eine erklärliche Reaktion gegen viele widernatürliche Lebensweisen, Verunstaltungen des Körpers und die weitverbreitete Neigung, bei jedem noch so geringen Übel seine Zuflucht zur Medizin zu nehmen.

Wenn nun der Verfasser auch zugibt, daß die meisten der den Menschen heimsuchenden Krankheiten ihre Ursache in der Kultur haben, die eine harmonische Ausbildung aller Kräfte und Organe verhindert und ihrer auch nicht bedarf, da das einzelne Individuum im menschlichen Staatshaushalt gegen Feinde im großen und ganzen gesichert ist und auch bei körperlicher Schwäche oder bei der mangelhaften Entwicklung einzelner Organe weder zum Nahrungserwerb noch zur Begründung einer Familie untüchtig erscheint, so leugnet er doch die Notwendigkeit, das „Gesetz“ der Naturzüchtung auf den Menschen anzuwenden. Ja er weist nach, daß der Ausdruck „Gesetz“ auf die Naturzüchtung überhaupt nicht anwendbar sei, und tritt für die Bezeichnung „Prinzip“ ein, weil ein Naturgesetz in jedem Falle exakt zur Geltung kommt, während die Naturzüchtung nur den Durchschnitt der Fälle betrifft. Ist nun der Mensch dem Prinzip der Naturzüchtung nicht unterworfen, so muß er in

Digitized by Google

der Natur eine Sonderstellung einnehmen, und diese ist nach Guenther in der Höhe seines Verstandes begründet. Auch die Tiere, besonders die Säugetiere und die Vögel, haben neben dem Instinkt Verstand, und zwar nimmt der Instinkt in dem Maße zu, wie der Verstand abnimmt. „Während der Instinkt auf einen Reiz immer mit demselben Gebaren antwortet — dieser Satz aus Guenthers Definition des Unterschiedes zwischen Instinkt und Verstand scheint uns besonders treffend zu sein —, wählt der Verstand und richtet die Handlung je nach den Umständen ein. Der Verstand befähigt das Tier zum geeigneten Tun auch in Fällen, die in seinem Leben ungewöhnlich sind."

Hat es nun der Mensch zu einer gewissen Höhe des Verstandes gebracht, so hat er zugleich eine Reihe natürlicher Instinkte eingebüßt und sich damit der Bevormundung durch die Natur mehr und mehr entzogen. Der Verstand besorgt eben die Weiteranpassung des Körpers bis zu einem gewissen Grade selbst. Daraus ergibt sich eine einseitige Auslese des Menschen gegenüber der allseitigen der Tiere. „Der Gegensatz zu Natur heißt Kultur. Kultur ist das Werk des Verstandes. Rückkehr zur Natur heißt also Verzicht auf den Verstand. Damit ist dieser Devise das Urteil gesprochen. Auf seinen Verstand wird niemand verzichten wollen. »Es strebt der Mensch, solang er lebt.« Der Mensch würde aufhören, Mensch zu sein, wenn er die Hände in den Schoß sinken und sich willenlos als ein Spielball von den Naturkräften stoßen ließe."

Guenthers Ausführungen sind, wie man sieht, eine prägnante Fassung der Anschauungen, die die Grenzboten seit Jahren gegen die engherzige Dogmatik gewisser Biologen geltend gemacht haben. J. B. H.

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

Von deutscher Art und Arbeit
Geh. 5 M.

Des Menschen Sein und Werden
Geh. 5 M

Schaffen und Schauen — es bildet den Inhalt menschlicher Lebensarbeit. Mitschaffen zu können am Bau des Lebens, schauen zu dürfen die Wunder der Welt, ist aber zugleich auch beste und höchste Lebensfreude. Freilich bedarf es, um das empfinden zu können, zweier Dinge: offener Augen und offenen Herzens. Man muß sehen können, wo und wie es anzupacken gilt, wo und wie „von dem goldenen Überfluß der Welt" zu trinken ist. Dazu möchte dieses Buch helfen, es möchte in diesem Sinne der deutschen Jugend ein Führer sein ins Leben, ihr die verständnisvolle Anteilnahme an dem Schaffen und Schauen unserer Zeit ermöglichen, indem es sie einführt in unser deutsches Wirtschafts- und Staatsleben und in die Lebensarbeit, indem es ihr die Bedingungen des leiblichen und geistigen Daseins des Menschen und menschlicher Lebensführung nahezubringen sucht. Damit will das Buch vor allem auch für die Berufswahl nicht äußerliche Berechnungen, sondern innerliche Erwägung maßgebend werden lassen, die allein eine wirklich befriedigende Lebensgestaltung gewährleistet.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 49 Ausgegeben am 3. Dezember 1908

Inhalt

	Seite
Politische Bildung und Nationalbewußtsein	465
Das jugendliche Verbrechertum in Frankreich. Von Dr. Johannes Tschiedel in Paris	474
Ein deutscher Magister als Sansculotte	478
Neue Romane und Novellen	486
Hermann Wettes Westfälische Gedichte und Jost Knost	488
Reisebilder aus Dalmatien. Von Joseph Aug. Lux	492
Das Gnadenfest der heiligen Anna. Von Clara Hohrath (Fortsetzung)	498
Maßgebliches und Unmaßgebliches	505

Reichsspiegel. (Die Lage im Orient. Deutschland und England. Zur Reichsfinanzreform.) Die landwirtschaftlichen Fortbildungskurse bei den bayrischen Truppenteilen. — Kantiana. — Sieg der Freude. — Neue Bücher aus dem Insel-Verlag. — Von Kunst und Künstlern. — De Jonge und Zeppelin.

50 Pf. das Heft. Fr. Wilh. Grunow Leipzig. 6 Mark das Vierteljahr.

Das vornehmste literarische Weihnachtsgeschenk des Jahres
sind die soeben erschienenen

Briefe
Conrad Ferdinand Meyers

Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen

Herausgegeben von

Adolf Frey

Zwei starke Bände in Groß-Oktav

Mit vier Bildern und acht Handschriftproben

Preis elegant broschiert 16 Mk., in 2 Halbpergamentbände geb. 20 Mk.

Die zahlreichen Verehrer des großen Schweizer Dichters werden mit freudigem Staunen von dem Reichtum dieser Bände Kenntnis nehmen, die — nicht zu reden von den biographischen und künstlerischen Aufschlüssen und dem erlesenen Stil — ein so reiches Bild gewähren, wie man es nur aus ganz wenigen Brieffolgen erlangt. Von den Adressaten seien nur die Namen: Paul Heyse, Hermann Lingg, Alfred Meißner, François Wille, Karl Spitteler, J. V. Widmann, Friedrich und Georg von Wyß, Rudolf Rahn genannt.

Der Briefwechsel mit Gottfried Keller wird hier zum erstenmal vollständig mitgeteilt.

Ein Anhang von über hundert Seiten bringt die sämtlichen Rezensionen und Aufsätze C. F. Meyers, von denen einige, weil sie entweder an zu entlegener Stelle gedruckt oder im Handel nicht mehr zu haben waren, fast unbekannt geblieben sind.

Herausgeber der Sammlung ist Adolf Frey, der bekannte Biograph und berufene Kenner seines großen Landsmannes.

H. Haessel Verlag, Leipzig, Roßstraße 5—7

Romane, Novellen, Gedichte, Dramen etc. in weitesten Kreisen bekannter Verlag.
coulanten Zahlungsbedingungen
prüft schnellstens u. bringt in wenigen Wochen in geschmackvoll. Ausstattung mit Erfolg heraus bei Zuschriften E. K. 56, BERLIN W. 130.

Germania
Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.
Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.
Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.
Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital
Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark
Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.
Dividende nach Plan B bis zu 79 % der einzelnen Prämie.
Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Politische Bildung und Nationalbewußtsein

Sind wir eine Nation? fragte ein Artikel der Grenzboten während der Reichstagswahlbewegung des vorigen Jahres, und er kam zu dem Ergebnis, daß die letzten vier Jahrzehnte voll Arbeit und Erfolge nicht ausgereicht haben, die Deutschen des Reiches zu Reichsbürgern im vollen Sinne des Wortes zu machen. Die Hauptursache dafür fand der Artikel im Partikularismus verschiedner Art. Zunächst bei den regierenden Kreisen, die sich in allen notwendigen, aber in der Verfassung nicht ausdrücklich vorgesehenen gemeinsamen Einrichtungen vom Gedanken der ungeschmälerten einzelstaatlichen Selbständigkeit, nicht vom Interesse der Gesamtheit des deutschen Volks, für dessen Wohlfahrt das Reich gegründet worden ist, beherrschen lassen und dabei die Unterstützung der Landesvertretungen, selbst der liberalen Parteien finden. Praktisch steht die Mehrzahl der Deutschen noch immer auf dem alten halbpartikularistischen Boden, auf dem die notwendige Fortbildung der Reichsverfassung, wenn sie nicht hinter den lebendigen Bedürfnissen zurückbleiben soll, wie einst die Verfassung des unseligen Deutschen Bundes, unmöglich ist. Dazu kommt der Partikularismus der Parteien, die sich untereinander mit einer Erbitterung bekämpfen, wie einst Städte und Adel im spätern Mittelalter miteinander kämpften. Unter solchen Umständen ist in der Regel der Reichstag geradezu ein Hohn auf seine nationale Bestimmung. „Er ist eben der Ausdruck der ziffermäßigen Mehrheit des deutschen Volks, wie sie durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zum getreuen Ausdruck kommt, sodaß sich die ganze traurige politische Unreife des deutschen Volks darin spiegelt.“ Der Artikel schloß im Hinblick auf den noch unentschiednen Wahlausfall: „Der Ausgang des Kampfes wird die Antwort geben auf die Frage, von der wir ausgegangen sind.“ Die Antwort hat überraschend günstig gelautet, sie ging dahin, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volks doch vom Gefühl der nationalen Einheit durchdrungen ist, daß sie insbesondre nicht duldet, daß mit Kaiser, Armee, Flotte und Kolonien, in denen die neue nationale Einheit jedermann greifbar vor Augen tritt, ein eitles Parteispiel getrieben wird.

Digitized by Google

Die Grundlage, auf der sich eine Nation bildet, ist demnach wohl vorhanden, und wenn das Nationalgefühl in Deutschland nicht immer und bei jeder Gelegenheit so sicher und selbstverständlich zum Durchbruch gelangt wie in England und Frankreich, so liegt es eben daran, daß wir erst seit vier Jahrzehnten den staatlichen Rahmen für unsre Nation gefunden haben. Das heutige englische und französische Nationalgefühl ist auch nicht in einigen Jahren entstanden, sondern hat zu seiner Entwicklung Jahrhunderte gemeinsamer Schicksale und Erfahrungen gebraucht.

Aber wie dem auch sein mag, in bezug auf den Stand unsers Nationalgefühls sind wir noch nicht weit über jene Höhe hinausgekommen, von der, in etwas anderm Sinne, Uhland vor neunzig Jahren sang: „Untröstlich ists noch allerwärts; doch sah ich manches Auge flammen, und klopfen hört ich manches Herz.“ Die lebende Generation braucht nun nicht mehr wie ihre Großväter zu träumen von Kaiser und Reich, sie hat das, was ihren Vätern als wiedererstandne Herrlichkeit galt, vor Augen, seitdem sie sehen und verstehn gelernt hat; sie braucht nicht mehr Engländer und Franzosen um das Recht zu beneiden, über alles mitzureden und zu schreiben, denn sie hat aus den Taten der Väter selbst erfahren, was Reden wert sind und was Taten. Früher mochte sich der staatlose Deutsche mit besondrer Vorliebe in die idealisierte Herrlichkeit von Hellas und Rom zurückträumen, um die traurige, inhaltlose Gegenwart zu vergessen, heute ist in der Kaiserkrone der politische Einfluß des deutschen Volks auf die Händel der Nationen, ist unsre materielle Existenz und unser nationales Bewußtsein sichergestellt. Die höchste Blüte der Kultur eines großen Reichs wurzelt im Nationalgefühl, in dem Bewußtsein, ein Glied in der großen Kette zu sein, die die Angehörigen eines Kulturstaats zu gegenseitiger Mithilfe verbindet. So haben wir auch wieder ein Nationalbewußtsein, und hält man sich an das Geräusch, das gelegentlich davon gemacht wird, so könnte man es sogar für sehr stark halten. Leider ist das aber noch nicht der Fall, der aufmerksame Beobachter erkennt leicht, daß es doch nur bei einzelnen Gelegenheiten zum Durchbruch kommt, für gewöhnlich aber mehr als ein äußerlicher glänzender Schmuck, der uns ergötzt, als wie ein dauernder, innerlicher Besitz erscheint. Aus dem Reich will ja niemand wieder hinaus, selbst die Sozialdemokraten nicht, denn alle empfinden, daß ihnen der größere politische Bereich einen weitern Spielraum gewährt; auch die eingefleischtesten Partikularisten lassen sich den Schutz des deutschen Einheitsreichs recht gern gefallen, um so mehr, da es sie nicht in ihrer Gewohnheit hindert, auf Preußen zu schimpfen und ihm für alles, was sie mit Unbehagen erfüllt, die Schuld beizumessen. Das ist bequem, fordert wenig Nachdenken und fällt nicht auf in einer Zeit, in der nur von Rechten, aber fast niemals von Pflichten die Rede ist. Immer soll der andre schuld sein.

Es leuchtet ein, daß derartige politische Stimmungen und Zustände einer Vertiefung des Nationalbewußtseins nicht günstig sind. Dazu kommt noch,

Digitized by Google

daß ein gewisser Partikularismus historisch berechtigt ist. Jede deutsche Dynastie hat sich zuzeiten wirkliche Verdienste um ihr Land erworben, und in allen jetzigen Bundesstaaten hatte die dynastische, nicht nationale, Politik begriffen, daß der Glanz des Fürstenhauses am sichersten durch das Wohl des Landes gefördert werde. Seit den Greueln des Dreißigjährigen Krieges, nach denen meist mit redlicher Arbeit die einzelnen deutschen Fürsten ihre verarmten, gebrochnen und verwilderten Untertanen wieder aufrichteten, erzogen und an ein sehr unterwürfiges aber geordnetes Staatsleben gewöhnten, hatten sich die besten politischen Kräfte unsers Volkes in den Einzelstaaten entfaltet, das machtlose Reich tat nichts. Den Fürstenhäusern gebührt Lob und Tadel für alles, was zwei Jahrhunderte hindurch in Deutschland geschah. Wohl waren es nur Notstaaten, ohne Macht und mit beschränktem politischen Horizont, aber sie handelten doch nach ihren schwachen Kräften für wirtschaftliche und politische Zwecke, während das nur noch dem Namen nach bestehende Reich immer mehr versank. Obgleich die Erinnerung an die frühere Größe des Reichs niemals ganz verschwand und mit der Neubelebung des Volkstums von neuem rege wurde, blieb doch der Eindruck der Wohltaten der neuern Zeit mächtiger. Es bedurfte der einigenden Gewalt der großen deutschen Literaturperiode, einer tiefen Erniedrigung der gesamten Nation unter das napoleonische Joch und der treuen Arbeit weitblickender Männer, um den Reichsgedanken überhaupt wieder zu einer wirksamen Triebkraft im Bewußtsein des Volks zu erheben. Daneben blieb aber das Dankgefühl für die langjährige Fürsorge der Fürstenhäuser bestehn, die übrigens, wenn sie auch nicht nach den Umwandlungen von 1803 und 1806 sowie den Beschlüssen des Wiener Kongresses für alle ihre Untertanen als „angestammt“ gelten konnten, wenigstens nicht landfremd waren wie die meisten Kleinfürsten Italiens. Auch die aus Frankreich zu verschiednen Zeiten herüberschlagenden republikanischen Wellen haben daran nichts geändert, sogar die Begründung des Deutschen Reiches nur wenig, weil sich die deutschen Reichsfürsten in klarer Erkennung der Weltlage, die den Mittel- und Kleinstaaten keine Bedeutung mehr zuerkennt, mit nicht auf allen Seiten erwarteter Entschiedenheit und Treue auf den Boden des Reichs gestellt haben. Der Bürger der Einzelstaaten vermag darum in der Regel keine Beeinträchtigung der Reichsidee darin zu erkennen, daß er in allem und jedem hinter seinen Landesfürsten und den Sonderinteressen seines Landes steht.

Soweit ist der Partikularismus berechtigt und gewissermaßen auch durch die Reichsverfassung sanktioniert. Daß er einen Vorteil gegenüber den in jeder staatlichen Beziehung einheitlich gestalteten Reichen bedeute, soll damit keineswegs gesagt werden. Wir müssen aber damit auszukommen suchen, und es ist bisher auch gegangen. So stark ist dieser Partikularismus nicht, daß er bei der heutigen Weltlage das Reich wieder auseinandertreiben könnte. Leider ist ein großer Teil unsrer besten politischen Kräfte in den Reihen des

Digitized by Google

Beamtentums der Einzelstaaten enthalten und darum durch Pflicht, Gewohnheit oder aus noch andern Gründen für partikularistische Interessen mehr eingenommen als für die des Reichs. Weniger aus der Haltung der Fürstenhäuser als aus dieser Neigung ergeben sich die Schwierigkeiten, die sich einer engern Zusammenfassung zugunsten des Reichs entgegenstellen, wie zum Beispiel in den Eisenbahnfragen. Dafür muß man für die Zukunft vom Zwang der Notwendigkeit das Beste erhoffen. Auch alle wichtigen Reformen des Zollvereins sind einst aufgedrungne Wohltaten gewesen, die die Kleinstaaten, schreiend, doch zu ihrem eignen Besten, nachträglich gutheißen mußten. Aber die oben kurz geschilderte Zeit der ausschließlichen Tätigkeit der Einzelfürsten hat dem deutschen Volke noch eine andre Eigenschaft anerzogen: nichts selbst zu tun, sondern alles von der Regierung zu erwarten. Wenn in der Regel behauptet wird, die Ursache dieser Gleichgiltigkeit dem Staatsleben gegenüber beruhe auf der vieljährigen politischen Entmündigung des deutschen Volks, so kann das kaum als voll zutreffend angesehen werden. Wäre das richtig, so hätte sich doch nach der Mündigsprechung der Staatsbürger durch das Verfassungsleben eine große politische Regsamkeit entwickeln müssen. Das war aber weder im Süden noch später im Norden der Fall. Die neuen Verfassungen trafen überall wohl auf eine nach französischem Muster vorbereitete Opposition, aber nirgends auf besondre Neigung zur Mitarbeit und auf politisches Verantwortlichkeitsgefühl. In den weitesten Kreisen überwog weiter das Vertrauen auf die Regierung und die Gleichgiltigkeit gegen die Vertretungskörper. Bismarck hat sich mehrfach darüber geäußert und die oft geringe Teilnahme an den Wahlen darauf zurückgeführt. Unstreitig erklärt sich daraus noch heute die Erscheinung, daß nach Reichstagsauflösungen, wenn also der Kaiser und die Bundesfürsten einen besondern Ruf an die Bevölkerung ergehn lassen, immer eine größere Anzahl sonstiger Nichtwähler an der Wahlurne erscheint.

Solche politische Lauheit ist unerfreulich und der innern Entwicklung des Vaterlands nicht günstig. Die politische Vertrauensseligkeit des durchschnittlichen deutschen Bürgers geht so weit, daß er sich um Recht, Staatsordnung und Verfassung gar nicht kümmert, darum bei der einfachsten bürgerlichen Rechtsfrage zum Advokaten laufen muß, im Mutterlande der allgemeinen Wehrpflicht von der Zusammensetzung der Armee blutwenig weiß und die Reichsverfassung überhaupt nicht kennt. Er ist überzeugt, daß die Fürsten und Bismarck das alles ganz gut gemacht haben, es geht ja auch alles ruhig weiter, und deshalb kümmert er sich nicht darum. Geradezu unbekannt ist die Reichsverfassung, selbst die Mehrzahl der Studierten hat sie nie gelesen. Höchstens hat man sich nach der Zeitungslektüre irgendein Phantasiebild davon zurechtgemacht, worin inländische und ausländische Bestimmungen und Einrichtungen bunt durcheinanderlaufen, und das übrige aus Lücken besteht. Nach den verschiednen Reichstagsauflösungen, wobei überhaupt Verfassungsfragen

Digitized by Google

in Bürgerkreisen besprochen zu werden pflegen, konnte man jedesmal die erstaunlichste Unkenntnis wahrnehmen. Aufklärungen über Irrtümer stießen bei den „Belesensten“ auf Widerspruch; und wer hat denn gleich immer eine Verfassung in der Tasche! Man kann in Deutschland eine ganze Reihe von Ortschaften durchwandern, ohne daß man ein Exemplar der Reichsverfassung aufzutreiben vermöchte. Wenn das nicht zu traurig wäre, müßte man es lächerlich finden. Die Regeln des Skats oder eines andern Lieblingsspiels hat jedermann im Kopfe, die Bestimmungen der Reichsverfassung kennt keiner. So hat man sich gewöhnt, wenn überhaupt über politische Dinge gesprochen wird, zu sprechen und zu streiten, ohne sie nur halb zu verstehn, und auch den einheimischen Staat, wie einen halbfremden, mit dem Auge des Dilettanten zu betrachten. Nur dieser politischen Schlummersucht ist es zuzuschreiben, daß sich in der Regel, wenn kein nationaler Anstoß gegeben ist, die Mehrzahl der Wähler von Schlagworten der oberflächlichsten Art einfangen läßt. Auch die im Laufe der Jahrzehnte gestiegne Beteiligung an den Wahlen ist kein Beweis für eine Zunahme politischer Bildung oder lebhafterer Teilnahme am Staatsleben, sondern allein dafür, daß entweder bloß eingebildete und eingeredete oder wirkliche Notstände empfunden werden. Statt sich aber klarzumachen, was davon unvermeidlich, bloß vorübergehend oder wirklich zu beseitigen ist, rennt man dem nach, der für sich und seine Partei verspricht, alles abzuschaffen, und eine Zukunft in Aussicht stellt, die allen gleiche Rechte und Genüsse, aber keine Pflichten bringen soll.

Dieser betrübende Tiefstand der politischen Bildung ist in den weitesten Kreisen bekannt und wird namentlich zuzeiten der Wahlen immer bitter beklagt. Sobald sie aber vorüber sind, verliert sich die Erregung wieder, und es bleibt alles beim alten. Abzuwarten, bis sich spätere Generationen des deutschen Volks das Nationalbewußtsein im gleichen Maße angewöhnt haben wie die schon länger staatlich geeinten Nationen, erscheint bei der heutigen Weltlage mißlich, und es sind darum schon von verschiednen Seiten Anregungen gegeben worden, dem offenkundigen Übelstande abzuhelfen. Außer von der Regierung pflegt man nun in Deutschland noch von der Schule alles zu erwarten, und darum kann es keine Verwunderung erregen, daß der Vorschlag gemacht wird, durch den Unterricht die politischen Grundbegriffe und die elementaren Staats- und Verfassungskenntnisse vorzubereiten und dadurch die politische Bildung, das Interesse für das Staatsleben und das politische Verantwortlichkeitsgefühl zu heben. Mit besondrer Wärme hat sich dafür Carl Regenborn in den Grenzboten (1907 IV, 40 und 41) ausgesprochen, und es braucht seinen Ausführungen nichts hinzugefügt zu werden. Ganz in dieselbe Kerbe haut Dr. P. Rühlmann*) in einer ausführlichen Broschüre, die

*) Dr. P. Rühlmann, Politische Bildung, ihr Wesen und ihre Bedeutung, eine Grundfrage unsers öffentlichen Lebens. 158 Seiten, broschiert 2 Mark 80 Pf. Leipzig, Quelle und Meyer.

Digitized by Google

in vollkommen sachlicher, umfassender und unparteiischer Behandlung alle dieses Gebiet berührenden grundlegenden Gedanken, praktischen Erwägungen und politischen Erfahrungen im In- und Auslande bespricht. Wem daran gelegen ist, dieser schon weitere Kreise beschäftigenden Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wird in der gründlichen Arbeit über alle Einzelheiten Aufschluß und Anregung finden und wenig Anlaß haben, sich mit dem Verfasser in Widerspruch zu setzen, da er mit großer Besonnenheit eine angenehm berührende (im besten Sinne des Worts) patriotische Gesinnung und volle Unparteilichkeit verbindet. Unter politischer Bildung versteht der Verfasser politisches Denken, das politisches Wissen: Zusammenstellung, Durchdenkung und Beherrschung der sich auf den Staat beziehenden Einzeltatsachen umfaßt und zwei Wesensmomente: ein richtiges Erfassen des jeweiligen politischen Zustandes und einen klaren Blick für das praktisch erreichbare, das politisch mögliche einschließt. Daraus wird sich erst das politische Wollen, d. h. das pflichtgemäße und überzeugte Unterordnen alles Einzelhandelns unter die allbeherrschende Staatsidee entwickeln. „Diese Umbiegung des Patriotismus in Staatsgefühl, politisches Verantwortlichkeitsgefühl ist nur dem möglich, der im nationalen Staate die einzig mögliche Form der Kulturentfaltung sieht, und der vom Glauben an die Zukunft seiner Nation getragen wird."

Die Notwendigkeit der politischen Bildung ergibt sich aus dem Eintreten des Reichs in die Weltpolitik, aus der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, der Beteiligung des Laienelements an der Rechtspflege und aus dem Grundsatz der Selbstverwaltung. Trotz der Selbstverständlichkeit der Forderung haben aber der Staat und die amtliche Pädagogik niemals Ernst gemacht mit der politischen Erziehung unsers Volks. Wer in der Masse einen politischen Faktor sieht, vielleicht sogar einen Faktor von großer Bedeutung, für den ist die Notwendigkeit der politischen Erziehung der heranwachsenden Geschlechter absolut gegeben, Sozialdemokratie und Zentrum sorgen bereits auf dem Parteiwege dafür in ihrem Parteiinteresse, während die andern Parteien der Schule die Aufgabe zuweisen wollen, und nach altliberalem Muster eine jungliberale Richtung namentlich in Süddeutschland eingesetzt hat, die die politische Jugenderziehung durch Vereinstätigkeit bewirken will. Demgegenüber müßte der Staat mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, namentlich durch die Schule, die politische Erziehung der heranwachsenden Geschlechter nach besten Kräften fördern, zum mindesten so weit, daß die im nachschul- und nachfortbildungspflichtigen Lebensalter eintretende Parteierziehung nicht mehr in dem Umfange wie jetzt schaden kann. Nur der Staat ist geeignet, durch die über den Parteien stehende Schule eine aller Parteileidenschaft entrückte politische Bildung des deutschen Volks zu garantieren. Von nicht geringem Interesse ist der ausführlich begründete Hinweis darauf, daß unsre Presse nicht geeignet ist, die politische Bildung zu fördern. „Die Presse, namentlich in ihrer modernsten Form, wirkt nur segensreich, wenn sie ein politisch erzogues Volk liest." Bei dem ver-

Digitized by Google

gleichenden Hinweis auf die überlegnere Haltung der englischen Presse scheint nicht genügend betont zu sein, daß wir infolge der politischen Zersplitterung in Deutschland eigentlich keine führenden Zeitungen besitzen. Fast alle, auch umfangreiche deutsche Blätter reichen mit ihrem Leserkreis und damit ihrem Einfluß kaum über den Marktbereich des Erscheinungsorts hinaus. Ebenso mißlich steht es mit der politischen Bildung durch das Vereinswesen. Die Militärvereine halten wohl die nationale Form der Kultur hoch, den Turnvereinen ist ein politisch-schulender Zug nicht abzusprechen, der Kolonial- und der Flottenverein, der Allgemeine deutsche Schulverein und der Ostmarkenverein haben einen fast sichtbaren Einfluß auf den Umschwung unsers politischen Denkens ausgeübt, aber alle vermögen nicht eine systematische Durchdenkung der gesamten innern und äußern politischen Lage des deutschen Vaterlands zu geben, die uns heute sehr nottut. Diese kann nur durch die ernste Arbeit der Schule erreicht werden. Der Verfasser erklärt sich entschieden gegen die Zulassung der Jugend zu den politischen Versammlungen und Vereinen im neuen Vereinsgesetz.

Sehr lesenswert ist das sechste Kapitel, das die geschichtlichen Versuche der politischen Unterweisung durch die Schule behandelt. Ausgehend von der Staatsauffassung der Alten, wo schon der römische Knabe die Zwölftafelgesetze auswendig wissen wußte, bespricht der Verfasser ausführlich die Bestrebungen der neuern Zeit bis zu dem Erlaß des Kaisers vom 1. Mai 1889. Mit anerkennenswerter Offenheit wird ausgeführt, daß aus dieser Anregung wenig wurde, weil man damals und in den folgenden Jahren aus den verschiedensten Beweggründen gegen den Monarchen frondieren wollte, der Bismarck entlassen hatte und absolutistischer Neigungen verdächtigt wurde. So ist der heutige Stand der Sache der, „daß der Staat bis jetzt noch nicht den mannhaften Versuch einer politischen Schulung des Volks schlechthin gemacht hat, wohl aber in einzelpolitischen Nöten die Schule um Hilfe angegangen hat, zum Teil mit Erfolg". Kaum ohne Widerspruch werden die Darlegungen des folgenden Abschnitts hingenommen werden, der eine Apologetik des Versuchs enthält und mit dem Ergebnis schließt: „Trotz gewisser Schwierigkeiten, die nicht zu verkennen sind, bestehn also weder grundsätzliche noch methodische Einwände, die eine Einführung des staatsbürgerlichen Unterrichts widerrieten." Übergehend zu praktischen Vorschlägen gibt der Verfasser zu, daß von einer sofortigen Einführung abgesehn werden müsse, „da die erforderlichen, hierzu befähigten Lehrkräfte fehlen und eine Einführung ohne diese Grundlage der guten Sache mehr schaden als nützen würde". Für die Universitäten ist die Einführung eines Kollegs über Politik, Rücksichtnahme auf den gewollten Zweck bei den historischen, geographischen und juristischen Vorlesungen nötig, und der Verfasser hält es für möglich und nützlich, eine besondre Lehrbefähigung für Staatslehre zu erwerben. Ferner ist eine Umgestaltung des Lehrplans für die Mittelschulen und Seminare geboten. Für die eigentliche Volksschulzeit bis zum vierzehnten Lebensjahre kommt eine systematische Staatslehre zunächst kaum in Frage, wohl aber für die

Digitized by Google

Fortbildungsschule, und der Verfasser weist dabei nachdrücklich auf die vom Münchner Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner, dem auch das Buch gewidmet ist, mit Erfolg betriebnen Arbeiten hin. Besondern Wert legt er ferner auf ein geeignetes Lehrmittel, ein volkstümliches politisches Lehrbuch, wie es schon Ihering gewünscht hat. In der weitverbreiteten Deutschen Bürgerkunde von Hoffmann und Groth besitzen wir übrigens schon ein wertvolles Hilfsmittel.

Der Verfasser gibt bescheiden zu, daß er hier nur allgemeine Richtlinien geben will und von der öffentlichen Besprechung und von praktischen Versuchen noch manchen fruchtbaren Gedanken erwartet. Diesem Zweck dient auch das Schlußkapitel mit seinem Überblick über die Schweiz und Frankreich, wo der Unterricht in der Staatskunde bereits besteht. Diese gedrängte Angabe der leitenden Gedanken erschöpft den reichen Inhalt des Buchs bei weitem nicht, das eine eingehende Beachtung durch jeden, der sich für die auf der Tagesordnung stehende Frage interessiert, verdient, schon darum, weil es den vielfach nur gelegentlich oder von Sonderstandpunkten aus berührten Gegenstand gründlich und von allen Seiten durchspricht. Die Hingebung, mit der sich der Verfasser seiner Aufgabe widmet, ist unzweifelhaft eines guten Erfolgs sicher. Erfrischend wirkt die Ungeschminktheit, mit der gewisse Wahrheiten ausgesprochen werden und einzelnen landläufigen Irrtümern entgegengetreten wird. So der Hinweis, daß weder das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken noch die einseitigphilologische Ausbildung, ebensowenig die theologisierende Richtung, von welchen Gesichtspunkten aus das deutsche Schulwesen beeinflußt zu werden pflegt, der politischen Bildung günstig sind. Nur zu wahr ist ferner der Ausspruch: „Man lebt eben des Glaubens, Deutschland sei und bleibe für alle Zeiten das klassische Land der Schulen, niemals werde der Tag kommen, der Deutschlands Überflügelung in Schuldingen sieht.“ Hier möge nachdrücklich die Hoffnung ausgesprochen werden, daß niemals der Tag kommen möge, an dem unsre Nachkommen bedauern müßten, daß bei allen Bestrebungen und Kämpfen für Schulreform als leitende Ideen wohl Humanismus, Realismus und Religion in Betracht gekommen sind, das Ziel einer vaterländischen Erziehung aber nicht an die Spitze gestellt worden ist. Man gibt sich eben in Deutschland noch vielfachen Täuschungen hin. Die Schlacht bei Königgrätz soll ja auch noch immer durch den Schulmeister gewonnen worden sein, während davon doch nur so viel richtig ist, daß die allgemeine Wehrpflicht in Preußen dem Heere gebildetere Elemente zugeführt hatte als den Gegnern. Jetzt ist überall die allgemeine Wehrpflicht nachgeahmt und dadurch der deutschen Armee ein großer Teil der Überlegenheit, die sie 1870 hatte, abgenommen worden. So macht man auch überall unser Schulwesen nach, dessen erprobte Seiten man übernimmt, während man nicht durch die bei uns übliche Verehrung des ehemals Tüchtigen, Hergebrachten abgehalten wird, den Forderungen der neuen Zeit entsprechende Abänderungen einzuführen. Hier liegt ein Gebiet, auf dem wir leicht überflügelt werden können.

Digitized by Google

Der Verfasser bekennt sich auch zu dem Satze: „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft; das vielzitierte Wort gilt besonders auf politischem Gebiete.“ Jetzt hat die deutsche Schule der Partikularismus, und es ist nicht zu wünschen, daß ihm die Zukunft gehöre. Es ist ja nicht mehr so schlimm damit wie vor 1866, wo Treitschke schrieb: „Schlagt sie auf, jene Vaterlandskunden, die für einen großen Teil unsers Volks die Grundlage der historischen Bildung bleiben, und ihr werdet erschrecken vor der langen Reihe falscher Götzen, die sie verherrlichen, vor dem partikularistischen Dünkel, den sie predigen.“ Die Wogen der Geschichte haben davon manches beseitigt, aber noch ist viel nötig, um die Fürstengeschichte jedes Einzelstaats gebührend einzuschränken zum Besten der allgemeinen deutschen Geschichte. In der Gegenwart und wohl noch auf Jahrzehnte hinaus liegt die Gefahr nahe, daß der politische Unterricht nur dem Partikularismus förderlich sein würde. Der Satz von der Beherrschung der Zukunft durch die Schule gilt überhaupt nicht ohne Einschränkung. Der Verfasser betont selbst, daß der Lehrerstand „durch orthodox-theologische Abrichtung in ultraliberale Bahnen gedrängt ist“. Ähnliche unbeabsichtigte Gegenwirkungen einer bestimmten Richtungsgebung des Unterrichts ließen sich wohl in größerer Zahl anführen. Hier sei nur ein recht drastisches Beispiel erwähnt. Im benachbarten Österreich hat die sogenannte Konkordatsschule den Liberalismus erzeugt, die von diesem eingeführte liberale Schule hat, wie die Gegenwart zeigt, die christlichsoziale und die sozialdemokratische Richtung hervorgebracht. Es gibt eben Zeitströmungen, die auf die Volkserziehung einen viel tiefern Einfluß ausüben als die Schule. Eine der deutschen politischen Bildung am meisten schädliche Strömung ist der Partikularismus, und es wird meist nicht genügend beachtet, welche Stärkung daraus der Ultramontanismus und die Sozialdemokratie ziehn. Glücklicherweise sind aber auch andre Strömungen vorhanden, von denen für die Zukunft viel zu erwarten ist. Aus den Schwankungen der öffentlichen Meinung in den letzten Jahren tritt eine erfreuliche Erscheinung unzweifelhaft hervor: ein sehr reizbares Gefühl für die Ehre des deutschen Namens ist in der Seele unsers Volks rege. Das hat sich bei der Chinaexpedition und während des Aufstands in Südwestafrika in ganz anderm Maße gezeigt, als in der gedruckten öffentlichen Meinung zum Vorschein gekommen ist. Die letzten Reichstagswahlen haben die Quittung darüber gegeben. Auch die Zeppelinbegeisterung ist auf demselben Boden gewachsen. Auf ihm muß auch die politische Bildung durch die Schule emporblühn, sonst würden Sozialdemokratie und Zentrum nur eine weitere Gelegenheit finden, an die neue politische Kenntnis ihre Lehren anzuhängen.

Zum Schluß möge noch ein praktischer Vorschlag gemacht werden, um die geradezu unerträgliche Unkenntnis der Reichsverfassung zu beseitigen. Die Reichsregierung hat nie etwas dafür getan, und der vaterländisch gesinnte Bürger kann sie sich gar nicht verschaffen. Sonderabdrücke haben keinen Zweck, da die wenigen Blätter leicht verloren gehn würden. Man sollte die Reichs-

Digitized by Google

verfassung — wenn nicht anders, durch Gesetz — in den sogenannten eisernen Bestand der Kalender aufnehmen, damit sie jeder Deutsche zu jeder Zeit zur Hand nehmen kann. Der politischen Bildung und dem Nationalgefühl würde daraus eine beträchtliche Förderung erwachsen. -y-

Das jugendliche Verbrechertum in Frankreich

Von Dr. Johannes Tschiedel in Paris

Die Frage, ob in der neuen Zeit das jugendliche Verbrechertum wächst, wird, wie man weiß, für Deutschland verschieden beantwortet. Neben Stimmen, die wahren Kassandrarufen über die Verwahrlosung der modernen Jugend gleichen, ertönen andre, die stark beruhigen. Herr von Tischendorf, der bekannte Statistiker im Reichsjustizamt, kommt in einem Artikel in der Deutschen Juristenzeitung zu dem Ergebnis, daß zurzeit eine besonders bedrohliche Entwicklung der Kriminalität der Jugendlichen nicht hervortrete. Dieselbe Meinung sprach jüngst gegenüber alarmierenden Darstellungen der Staatsanwalt Langer aus. Und auch ein Artikel der Frankfurter Zeitung lief auf demselben Gleis. In die leidenschaftliche Erörterung des Problems für deutsche Verhältnisse will ich nicht eingreifen, ich erwähne sie auch nur, um vergleichsweise daran die Bemerkung zu knüpfen, daß in Frankreich das jugendliche Verbrechertum als die Geißel der neuen Zeit par excellence betrachtet wird. Die meisten Einbrecher, Mörder, Totschläger, Verwandtenmörder sind jetzt ganz junge, grüne Burschen von vierzehn, sechzehn, achtzehn Jahren, so tönt es unausgesetzt in der Presse. Entspricht das der Wirklichkeit?

Albanel, einer der ältesten und bekanntesten französischen Untersuchungsrichter, erklärt, er habe seit fünfzehn Jahren mehrere tausend Jugendliche abzuurteilen gehabt. Er ist der Meinung, daß das jugendliche Verbrechertum in schreckenerregender Weise wächst. Und man glaubt sich in der Tat zu entsinnen, daß alle schweren Verbrechen der letzten Zeit von Jugendlichen verübt worden waren. Unter den Ursachen will, um das gleich hier zu erwähnen, Albanel schlechte Erziehung nicht gelten lassen. Auf 600 Aktenstücke fand er nur 100 bis 120 Fälle, in denen die Eltern unwürdig waren, ihre Kinder zu erziehen. Und Schwestern und Brüder der Schuldigen waren meist ordentliche Menschen. Ebensowenig nimmt Albanel Atavismus oder Alkoholismus als besonders treibende Ursachen an. Dagegen beschuldigt er hauptsächlich den schlechten Umgang, das verdorbne Milieu, die Bekanntschaften außerhalb der Familie auf der Straße und in der Schule und das Vagabundentum. Aus einer amtlichen Statistik vom Jahre 1904 geht hervor, daß in den Jahren 1888 bis 1900 in Frankreich die Kriminalität Jugendlicher von jährlich 20 auf 140 stieg, während die Kriminalität der erwachsnen Verbrecher ungefähr auf derselben

Digitized by Google

Höhe bleibt. In derselben Statistik wird die stärkere Beteiligung der Jugend am Verbrechertum auf die Tatsache zurückgeführt, daß heute in der Presse alles gesagt, ausgebreitet, gedruckt und gezeichnet wird. Danach trägt also die Presse einen großen Teil der Schuld. Allerdings übersteigt jetzt die Reportage Pariser Zeitungen bei sensationellen Verbrechen alle Grenzen des Geschmacks und der Gesittung. Die gräßlichsten Einzelheiten werden bei Morden in den Zeitungen photographisch wiedergegeben. Man sieht nackte Frauenleichen in Blutlachen auf dem Boden. Die Gliedmaßen zerstückelter Leichname werden sorgfältig numeriert nebeneinander vor Augen geführt, und die Bilder der Herren Mörder nehmen natürlich den Hauptplatz ein. Für einen Pariser Apachen ist es fast Ehrensache geworden, in der Pariser bürgerlichen Presse als glorreicher Verbrecher abkonterfeit zu werden. Und es ist ganz selbstverständlich, daß durch diese Reklame das jugendliche Gemüt am stärksten getroffen wird. Im Jahre 1905 wurden in Paris, namentlich im Westen der Stadt, 36 Morde oder Mordversuche verübt, bei denen das jugendliche Alter der Verbrecher auffiel. Keiner von ihnen war zwanzig Jahre alt! Die wachsende Beteiligung der Jugend am Verbrechen, und zwar am schweren Verbrechen, wird deshalb in Frankreich nirgendwo ernstlich bezweifelt. Über die Ursachen dieser Erscheinung, von denen ich schon einige erwähnt habe, ist man sich allerdings nicht ganz so einig, wie aus dem Verlauf der folgenden Darlegungen hervorgehn wird.

Vergessen darf man nicht, um damit zu beginnen, daß ein im sozialen Leben der modernen Völker immer wichtiger werdender Faktor, nämlich die Fabrik, an der Verderbnis auch der französischen Jugend zum Teil mit schuld ist, wenn auch kaum jemand so weit gehn wird wie Herr Viviani, der in der Tyrannei des kapitalistischen Systems und der Verelendung der Massen die Hauptursachen für das Anwachsen des jugendlichen Verbrechertums sieht und die Fabrik das Laboratorium des Verbrechens nennt. Allerdings war Herr Viviani, als er diesen Ausspruch tat, noch nicht Arbeitsminister im Kabinett Clemenceau, sondern einfacher sozialistischer Journalist und Mitarbeiter der Laterne. Und ich weiß nicht, ob er heute noch ganz so absprechend urteilen wird. Unschuldig ist freilich die französische Bourgeoisie durchaus nicht. Durch ihre innere Gleichgiltigkeit gegenüber der Frage und ihre Unterlassungssünden hat sie vielmehr zweifellos das jugendliche Verbrechertum mit großzüchten helfen.

Mit welcher Fahrlässigkeit zum Beispiel behandelt sie die Unterbringung der jugendlichen Vagabunden. Daß diese unbedingt von der Straße aufgelesen werden müßten, noch ehe sie ein Verbrechen begehn, ist eine selbstverständliche Forderung, bei deren Verwirklichung es in Frankreich aber außerordentlich hapert. Die Gesellschaft vergißt, die pflichtvergeßnen Eltern zur Rechenschaft zu ziehn, die ihre Kinder, statt sie in die Schule zu schicken, auf der Straße herumbummeln lassen. Aber gegen eine einigermaßen wirksame und energische Überwachung des Familienlebens zum Zwecke der Zurückdrängung der Vagabondage bäumt sich die französische Auffassung von Freiheit auf. Vielen

Digitized by Google

Familien würde man auch dadurch ihr — Brot nehmen. Denn besonders im Süden Frankreichs werden viele Kinder ja immer noch einfach zur Vagabondage erzogen oder sogar in Krüppelfabriken zu Krüppeln zerbrochen, damit sie bis ans Ende ihrer Tage vom Bettel leben können. Andre weniger grausame Eltern vermieten ihre Kinder wenigstens als Bettlergehilfen und schlagen aus ihnen recht reichliche Zinsen heraus. Der pflichtmäßige Schulunterricht könnte hier sicher Gutes schaffen. Aber er ist in Frankreich toter Buchstabe. Wie er wirklich geübt wird, zeigt ja auch der erschreckend hohe Prozentsatz von Rekruten, die nicht lesen oder schreiben können. Es gibt zahllose Kinder, die mit oder ohne den Willen ihrer Eltern ständig die Schule schwänzen. Und die Schulausschüsse sind ohnmächtig oder wollen, namentlich in kleinen Gemeinden, aus Wahlrücksichten gegen die säumigen Eltern nicht einschreiten. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß unter den 36000 Gemeinden, aus denen Frankreich besteht, die an den Fingern herzuzählen sind, in denen vollständige Listen der schulpflichtigen Kinder aufgestellt und in Ordnung gehalten werden.

Hin und wieder hört man auch, wie darüber geklagt wird, daß alle Gesuche um Überlassung verlaßner vagabundierender Kinder unbeachtet bleiben. Städtischen Gewerbetreibenden wird von den Behörden oder den Besserungsanstalten, die die jungen Tunichtgute aufgesammelt haben, geantwortet, daß nach dem Gesetz die Kinder auf dem Lande erzogen werden müssen. Den Bauern sagt man, daß keine Kinder zur Verfügung stünden. Man kann aus dieser Ungefälligkeit weder der Behörde noch den Besserungsanstalten einen unbedingten Vorwurf machen. Sie haben beide ihre Erfahrungen. Sie wissen, daß die strolchenden Kinder bei vielen, allzuvielen Gewerbetreibenden in eine wahre Hölle geraten. In barbarischer Habgier wollen diese aus den Kindern alles herausschlagen, was nur irgend aus ihnen herausgeschlagen werden kann. Die Kinder werden Prügelknaben und Lastjungen für alles. Auf dem Lande liegen die Dinge ein klein wenig besser. Der Bauer braucht schließlich die Hilfskraft für lange Zeit und hütet sich, sie in der kürzesten Frist zu verschleißen. Denn die Auswandrung vom Lande in die Stadt nimmt in Frankreich rapide zu und wird mit dem Gesamtrückgang der Bevölkerung in absehbarer Zeit eine schwere landwirtschaftliche Krise heraufbeschwören. Aber auch auf dem Lande hat der kleine aufgelesne Strolch gerade kein Paradies.

Es hat deshalb hier mit der Zeit eine ungemein lässige Praxis eingegriffen. Man läßt die Dinge gehn, wie sie wollen, und die jugendlichen Vagabunden strolchen, bis sie das erste Verbrechen begehn, bei dem man sie ertappt. Aus ihnen rekrutieren sich zunächst die Laden- und Auslagendiebe, die in Paris zum Beispiel in ganzen Banden organisiert sind. Da sie bei der geschlechtlichen Frühreife der Romanen schon in ganz jugendlichem Alter ihre Geliebten haben, die kühner sind als die Buben und diese anfeuern und reizen, so geraten sie schnell in alle andern Arten von Verbrechen hinein. Und mit achtzehn Jahren sind sie für lebenslängliches Zuchthaus oder Strafkolonie reif, wenn sie nicht geradezu verdienen, um einen Kopf kürzer gemacht zu werden.

Digitized by Google

Soviel über die Ursachen, die zum Anwachsen des jugendlichen Verbrechertums in Frankreich führen. Einfache und energische Beobachtung der vorhandnen Gesetze, namentlich über den pflichtmäßigen Schulunterricht, könnte so manches strauchelnde kleine Menschenkind vor dem Fall bewahren. Aber an einer solchen zielbewußten sozialen Vorsorge läßt es die französische Bourgeoisie durchaus fehlen.

Auch in der strafrechtlichen Verfolgung der zu Verbrechern gewordnen Jugendlichen sind in Frankreich ernsthafte Reformen am Platze. Die jugendlichen Verbrecher werden heute auf Grund des Gesetzes vom 12. April 1906 abgeurteilt, das die Altersgrenze der Verantwortlichkeit, das heißt die Strafmündigkeit auf achtzehn statt wie früher auf sechzehn Jahre festsetzt. Solange aber eine Person überhaupt zivilrechtlich nicht mündig ist, kann der Vater in jedem Fall, ohne jede Begründung oder Rechtfertigung verlangen, daß ihm sein schuldiges Kind für eine sechsmonatige Unterbringung in einer Besserungsanstalt überwiesen werde. Das führte in vielen Fällen zur Verübung der brutalsten Willkürakte, in andern provozierten gute Richter diese Maßregel selbst, um dem Kinde den Leumund nicht zu verderben und einem Jungen namentlich die Möglichkeit zu sichern, in ein regelrechtes Armeekorps und nicht in eine afrikanische Strafkompagnie eingestellt zu werden. Dem französischen Gesetz nach erscheinen auch sämtliche jugendlichen Verbrecher vor dem allgemeinen Zuchtpolizeigericht und werden hier abgeurteilt. Diese Promiskuität ist freilich auch in Frankreich schon immer als unschicklich und gefährlich für die jugendlichen Verbrecher empfunden worden. Und ich sehe nur Georges Bonjean, Richter in Paris, der diesen Zustand aufrecht erhalten will, weil nach seiner Überzeugung nur der normale Gerichtshof dem Verbrecher alle rechtlichen Bürgschaften bietet, während der Jugendgerichtshof immer ein Ausnahmegerichtshof bleibt. Aber seine Stimme ist vereinzelt. Die öffentliche Meinung ist im Anschluß an die amerikanischen Reformen der Einrichtung von Jugendgerichtshöfen offenbar günstig. Und seit 1906 wird für sie Propaganda gemacht. Vorläufig ist man aber nur auf dem Wege von Verordnungen geblieben, ohne sich zu einer radikalen Gesetzesreform zu entschließen.

So hat man zunächst einmal in Paris vier Untersuchungsrichter allein und besonders mit der Verfolgung der Verbrechen Jugendlicher betraut. Aber seitdem die Strafmündigkeit auf das Alter von achtzehn Jahren verschoben worden ist, haben diese Richter eine unmenschliche Arbeit zu leisten, da gerade die jugendlichen Verbrecher zwischen siebzehn und achtzehn Jahren das Hauptkontingent aller Verbrecher stellen. Nach amerikanischem Muster haben ferner in Paris die Richter Julhiet und Rollet Versuche mit der Einsetzung von probation officers angestellt, die den schuldig befundnen, aber nicht bestraften, seinen Eltern wieder ausgelieferten jugendlichen Verbrecher scharf überwachen. Die beiden Privatinstitute des Patronage de l'Enfance und des Œuvre du Souvenir scheinen sehr befriedigende Ergebnisse zu verzeichnen zu haben, da sich die Hälfte der so behandelten Kinder wieder auf den rechten Weg zurückfand. Mit

Digitized by Google

der Aburteilung aller jugendlichen Affären wurde ebenfalls durch Verordnung die achte Zuchtpolizeikammer in Paris betraut, die ihnen ihre Montagssitzungen ausschließlich widmet.

Alles dies ist freilich nur die Vorstufe zu wirklichen Jugendgerichtshöfen, deren Einführung auch in Frankreich jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. Um die Jugendgerichtshöfe wirksam zu gestalten, muß allerdings die Möglichkeit gegeben sein, daß die schuldigen Kinder, denen der casier judiciaire, der gerichtliche Leumund, rein erhalten werden soll, in Besserungs- und Erziehungsanstalten untergebracht werden. Diese Möglichkeit ist vorhanden. Es gibt zwei staatliche Besserungsanstalten, Petite Roquette für die Jungen und Fresnes-les-Rungis für die Mädchen, außerdem sieben Privatanstalten für Jungen und zwei Privatanstalten für Mädchen. Aber die Überwachung dieser Anstalten, die obendrein nicht zahlreich genug sind, läßt zu wünschen übrig. Zwar besteht seit 1890 ein Comité de défense des enfants traduits en justice, das sich mit der Durchberatung der Rechte und Pflichten der Gesellschaft gegenüber den jugendlichen Verbrechern beschäftigt. Aber leider bleibt dieses Komitee, das sehr nützlich werden könnte, in der grauesten Theorie stecken. Es könnte recht gut die jugendlichen Verbrecher und die Anstalten überwachen, in die sie gesteckt werden. Aber es ist zusammengesetzt aus Advokaten und Direktoren eben dieser Anstalten, die es überwachen sollte, um sich zu überzeugen, daß die Gesellschaft ihre Pflichten gegenüber den jugendlichen Entgleisten erfüllt. Und da sich die Direktoren natürlich selbst keinen Tadel aussprechen werden, so ist die praktische Tätigkeit des Komitees vollkommen gelähmt. An dieser Stelle müßte eine wirklich ernsthafte Reform vor allem einsetzen, um auf der neu gewonnenen sichern Grundlage den Sühnebau der Jugendgerichtshöfe aufzuführen, der an seiner Stirnseite das Eingeständnis trägt, daß sich die Gesellschaft hier ihre eignen Sünden wieder gut zu machen bemüht.

Ein deutscher Magister als Sansculotte

Es gibt kein wirksameres und zugleich angenehmeres Mittel, in den Geist vergangner Zeiten einzudringen, als die Lektüre gutgeschriebner und wahrheitsgetreuer Memoiren. Ihre Autoren brauchen durchaus keine großen Männer und Frauen zu sein; es kommt nur darauf an, daß sie etwas erlebt haben und das Erlebte zu schildern wissen. Eins freilich muß man von einem solchen Buche verlangen: daß der Verfasser einen Blick für das Typische, für das Wesentliche hat, und daß sich in seinem vielleicht an sich unbedeutenden Dasein eine mehr

Digitized by Google

oder minder lange Periode der Menschheitsgeschichte mit allen ihren Vorzügen und Fehlern, ihren Bestrebungen und Irrtümern widerspiegelt.

Am 29. April 1822 starb in Kreuznach als „Privatlehrer" in den allerelendesten Verhältnissen ein verkommnes Genie, das trotz einer ganzen Reihe von ihm verfaßter Bücher schon längst der Vergessenheit anheimgefallen wäre, wenn es nicht eine Selbstbiographie hinterlassen hätte, die für den Kulturhistoriker zu einer unschätzbaren Quelle der Sittengeschichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden ist: der ehemalige Theologe Friedrich Christian Laukhard. Seine 1792 bis 1802 unter dem Titel F. C. Laukhards Leben und Schicksale erschienenen Denkwürdigkeiten sind vor kurzem in einer schön ausgestatteten Neuausgabe*) dem großen Publikum wieder zugänglich gemacht worden. Das ist sehr erfreulich, denn die Aufzeichnungen dieses Mannes, der dank seiner Charakterschwäche eigentlich zeitlebens nur ein gelehrter Vagabund war, und den ein tückisches Geschick bei allen Versuchen, sich zu einer soliden bürgerlichen Existenz durchzuringen, immer wieder in seine Verkommenheit zurückstieß, sind mehr als ein autobiographischer Roman oder als eine romanhafte Autobiographie, sie sind vor allem eine wertvolle Ergänzung zu den Denkwürdigkeiten größerer Zeitgenossen, doppelt wertvoll, weil sie die Ereignisse nicht wie die jener von der Höhe, sondern von der Tiefe des Lebens aus beleuchten.

Laukhard wurde 1758 als Sohn eines mehr als freigeistigen Pastors zu Wendelsheim in der Unterpfalz geboren und durch die Unvernunft einer in seinem Vaterhause lebenden unverheirateten Tante schon als Kind systematisch zum Trunke verführt. Während der Schulzeit knüpfte er ein Liebesverhältnis mit einem katholischen Mädchen an, dem zu Gefallen er katholisch zu werden beabsichtigte, woran er jedoch von seinem Vater noch rechtzeitig verhindert wurde. Dann besuchte er, teils um Vorlesungen zu hören, teils nur um das akademische Leben kennen zu lernen, die Universitäten Gießen, Marburg, Jena und Göttingen und landete, nachdem er schon einmal österreichischen Werbern in die Hände gefallen war, sich vergebens um eine Anstellung als Geistlicher in seiner Heimat, im Darmstädtischen und in Franken bemüht, einem adlichen Herrn als Jäger und Kellermeister gedient und einen andern nach Straßburg begleitet hatte, nach Jahren wüstens Lebens, böser Raufereien und noch böserm Schuldenmachens endlich in Halle. Hier erhielt er durch die Fürsprache angesehener Männer, denen er durch seine philologischen Kenntnisse zu imponieren gewußt hatte, eine Stelle als Lehrer an den Franckeschen Stiftungen, befleißigte sich

*) Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben. Deutsche und französische Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Viktor Petersen. Einleitung von Prof. Dr. Paul Holzhausen. Stuttgart, Robert Lutz. 2 Bände geh. 11 Mark, in Leinw. geb. 13 Mark, in Halbfr. geb. 15 Mark. (Memoirenbibliothek, II. Serie Band 14/15.)

Digitized by Google

auch eine Weile eines soliden Wandels, promovierte am 11. Januar 1783 zum Magister, verfiel aber bald wieder in seinen alten Leichtsinn, geriet in neue Schulden und wurde endlich — für jene Zeiten der tiefste Sturz! — Soldat im Regiment von Thadden. Das Haus, worin er sein Quartier hatte, wurde vom Publikum belagert, das den einstigen Magister in des Königs Rock, der damals durchaus kein Ehrenkleid war, anstaunen wollte, und die Straßenjugend rannte hinter ihm drein und sang den Spottvers:

Laukhard hin, Laukhard her,
Laukhard ist kein Magister mehr!

Die Studenten, die über den verzweifelten Schritt ihres Lehrers und Freundes entsetzt waren, bestürmten den Fürsten Adolf von Anhalt-Bernburg, den Kommandeur des Regiments, Laukhard wieder loszulassen, ihre Bemühungen scheiterten jedoch an dem Starrsinn des Unglücklichen, der diesesmal wirklich die Konsequenzen seines Tuns tragen zu wollen schien. Es war, als ob er sich in seiner rohen und ungebildeten Umgebung wohl fühlte, zudem verschaffte ihm seine geistige Überlegenheit nicht nur bei den Kameraden, sondern auch bei den Vorgesetzten eine gewisse Achtung. Mehr als alles dieses scheint ihn jedoch das Bewußtsein, dem großen Preußenkönige zu dienen, mit seinem neuen Stande ausgesöhnt zu haben. Er sah ihn im Mai 1784 bei einer Revue in der Gegend von Magdeburg und schreibt darüber begeistert: „Sein Anblick erschütterte mich durch und durch; ich hatte nur Auge und Sinn bloß für Ihn! Auf Ihn war ich und alles konzentriert! viele tausend Persönlichkeiten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Herr, eine Handlung! — — Mit seinen Taten war ich schon bekannt durch Bücher und Erzählungen. Es ist wahrlich etwas Göttliches, einen so großen Mann zu sehen. Der Gedanke, daß man zu Ihm mit gehöre, erhebt zum Olymp hinauf!"

Nach einem Besuche in der Heimat zog Laukhard bei der Mobilmachung gegen Österreich (1790) mit ins Feld, benutzte den Aufenthalt in Berlin zu einem Studium der dortigen berüchtigten Häuser und gelangte mit seinem Regiment bis nach Schlesien, wo der Friedensschluß dem von vornherein nicht sehr ernsten Unternehmen eine Ende machte. Auf dem Rückmarsche wurde der seltsame Musketier dem Generalissimus der Armee, dem Herzog Friedrich von Braunschweig, vorgestellt, der ein besondres Interesse für das gelehrte „Subjekt" an den Tag legte und Laukhard das Versprechen abnahm, ihm bei der Rückkehr nach Berlin einen Auszug aus seinem Tagebuche zu überbringen. Das geschah denn auch, und der Extrait du Journal d'un Mousquetaire Prussien, fait dans la Campagne de 1790 verschaffte dem Verfasser die Gunst des Herzogs und die Aufmerksamkeit der Generalität.

Nach Halle heimgekehrt befleißigte sich Laukhard eines „moralischen" Lebenswandels, gab in seinen Mußestunden den Offizieren Sprachunterricht und verfaßte die erste Abteilung seiner Denkwürdigkeiten, für die er in dem Buchhändler

Digitized by Google

Bispink einen Verleger gefunden hatte. Dieser Beschäftigung machte jedoch der Feldzug gegen die französischen Revolutionstruppen im Frühling 1792 ein jähes Ende. „Es war wirklich schade, klagt Laukhard selbst, daß ich auf dem endlich im Ernst angetretnen Wege zu einer regelmäßigeren und konsequenteren Lebensart durch den Feldzug aufgehalten und allen Verführungen zu einem wüsten Leben, das mit Feldzügen allemal verknüpft ist, wieder preisgegeben wurde. So wollte es aber das Schicksal."

Die Kampagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz sind dem Literaturfreunde aus Goethes klassischen Schilderungen bekannt. Während dieser jedoch an dem unseligen Marsch in die Champagne als vornehmer Schlachtenbummler im bequemen Reisewagen teilnahm und sich durch all das Unerquickliche, das er zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht im geringsten in seiner Behaglichkeit stören ließ, mußte Laukhard das ganze Elend dieses schlecht vorbereiteten und noch schlechter durchgeführten Unternehmens am eignen Leibe erfahren. Kein Wunder, daß seine Darstellung der Ereignisse wesentlich anders aussieht! Seine Schilderung der Entbehrungen, denen die preußischen Soldaten ausgesetzt waren, des Hungers, der Nässe, des Ungeziefers und der Ruhr, die seine Kameraden scharenweise dahinraffte, vor allem aber auch der unglaublichen Zustände in den preußischen Feldlazaretten ist von einer geradezu erschütternden Realistik. Bis zu der Belagerung von Landau war Laukhard — und das weiß er auch in seinen Aufzeichnungen mit feinem literarischen Takt anzudeuten — nur einer von vielen, jetzt aber, als sich die Blockade als aussichtslos erwies, wurde ihm eine Rolle zuerteilt, deren Durchführung, wenn sie den gewünschten Erfolg gehabt hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Gange der Dinge eine andre Richtung gegeben haben würde. Der ehemalige Magister erhielt nämlich, nachdem er vom Prinzen Hohenlohe und dem Prinzen Louis von Preußen sondiert worden war, vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm den sehr delikaten geheimen Auftrag, als angeblicher Deserteur nach Landau zu gehen und den Repräsentanten Dentzel, mit dem er von früher her bekannt war, durch die Versprechung goldner Berge zur Übergabe der Festung zu bewegen.

Dieser Anschlag scheiterte an Dentzels Ehrlichkeit, und die Folge war, daß Laukhard fortan von diesem mit Verachtung gestraft und, als Dentzel selbst in eine Intrige verwickelt und in Haft genommen worden war, als verdächtig arretiert und einem Verhör unterworfen wurde, bei dem man ihm jedoch keine Schuld nachweisen konnte oder wollte.

Nach dem Entsatz Landaus brachte man ihn mit den andern Deserteuren und Gefangnen nach dem Innern Frankreichs. Hatte er anfangs für die Revolution Sympathien mehr geheuchelt als empfunden, so lebte er sich nach und nach in die Ideenwelt seiner Umgebung ein und wurde ein „Patriot", der manchen „neufränkischen" Helden beschämte. Einen Aufenthalt in Straßburg benutzte er, den berüchtigten Eulogius Schneider zu besuchen, der ehemals

Digitized by Google

Franziskaner, dann Hofprediger in Stuttgart, danach Professor an der kurkölnischen Universität Bonn gewesen war, sich dort aber durch seine Freigeisterei unmöglich gemacht hatte und nun als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal fungierte. Dieser merkwürdige Mann, der in seiner Person die Eigenschaften eines geistreichen Gelehrten, eines schwärmerischen Lyrikers und eines Bluthundes vereinigte, bald darauf übrigens selbst unter dem Fallbeil endete, hörte die Geschichte seines Besuchers mit Teilnahme an und gab ihm ein Assignat von zehn Livres mit auf den Weg.

Beim Weitermarsch erbot sich Laukhard, dem Hauptmann, der den Gefangnentransport anführte, als Dolmetscher zu dienen und gewann dadurch manche Vergünstigung. In Kolmar wohnte er zum erstenmal einer Hinrichtung durch die Guillotine bei, „die einen seltsamen Eindruck auf ihn machte, den er den ganzen Tag nicht verwinden konnte".

Der Hauptmann — er hieß Landrin — hatte den Befehl, die Gefangnen und Deserteure nach Besançon zu bringen. Laukhard, der sich mit ihm befreundet hatte, wäre am liebsten als Soldat bei Landrins Kompagnie eingetreten. Das ging jedoch nicht an, da die Republik grundsätzlich keine Gefangnen und Deserteure in die vor dem Feinde stehende Armee aufnahm. Der Hauptmann legte ihm deshalb nahe, sich in Mâcon oder Lyon bei einem der ausländischen Bataillone anwerben zu lassen, die die Republik im Innern des Landes verwandte. Laukhard ging darauf ein, verhandelte sofort Rock und Weste gegen eine blau-weiß-rote Uniform, nahm, von Landrin mit 30 Livres beschenkt, unter Tränen von ihm Abschied und wanderte auf der vorgeschriebnen Etappenstraße nach Mâcon, wo er „zum erstenmal einige von den echten Ohnehosen" antraf. Mit diesen marschierte er nach Lyon, wo das deutsche Bataillon stand. Sie kehrten unterwegs in jeder Kneipe ein, tranken gewaltig, vergaßen aber gewöhnlich zu zahlen, führten überall das große Wort und verschworen sich hoch und teuer, den verfluchten Aristokraten die Hälse zu brechen. „Die Regierung, bemerkt Laukhard wohl sehr richtig, konnte damals dem abscheulichen Unwesen der Sansculotterie noch nicht mit Strenge steuern; hätte man sie mit Schärfe behandeln wollen, so würden sie sich wahrscheinlich auf die Seite derer geschlagen haben, die immer noch mißvergnügt waren, d. i. der eben bezwungnen Aristokraten. Und dann hätte man neue Sansculotten haben müssen, um die alten zu Paaren zu treiben; und diese frischen Ohnehosen hätten es am Ende noch ärger gemacht als die ersten."

Als Laukhard am Abend des 22. Januar (1794) in Lyon eintraf, wo er sich beim Kriegskommissar meldete, war die Metzelei im vollen Gange. Auf dem Platze, wo kurz vorher die Hinrichtungen stattgefunden hatten, war das Pflaster mit Blut bedeckt. Auf seine Äußerung einem Sansculotten gegenüber, daß es doch hübsch sein würde, das Blut zu beseitigen, erhielt er die Antwort: „Warum? Das ist aristokratisches Rebellenblut, das müssen die Hunde auflecken."

Digitized by Google

Die Tatsache, daß jemand adlicher Herkunft war, genügte, ihn aufs Blutgerüst zu bringen. Da reichte schließlich die Guillotine nicht mehr zu, und man schoß die unglücklichen Schlachtopfer vor dem Tore mit Kartätschen tot, wobei die Sansculotten mit Säbel und Bajonett nachhalfen. Und das alles nur, weil die Hoffnung des Pöbels auf einen Konventsbeschluß, daß Lyon geplündert und verbrannt werden solle, nicht in Erfüllung gegangen war. Merkwürdig mutet dabei an, daß hie und da der Heroismus der Opfer dem blutdürstigen Volke noch imponierte. Laukhard berichtet von einem jungen Ehepaare, das mit wahrhaft antiker Gelassenheit in den Tod ging. Als der Henker den Zuschauern die Köpfe zeigte, schrie keiner, wie sonst gewöhnlich: Es lebe die Republik! — „alle schauten, im stumpfen Schmerz verloren, vor sich hin und bewiesen dadurch, daß sie noch nicht alles Gefühl für Natur und Menschlichkeit verloren hätten".

Am Tage nach seiner Ankunft in Lyon trat Laukhard ohne besondre Förmlichkeit in eine Kompagnie Sansculotten ein, die sich aus Franzosen, Deutschen, Italienern, Spaniern und Holländern zusammensetzte. Er schloß sich an die Franzosen an, da er den Deutschen nicht traute, obgleich man ihm zu seiner Freude erzählte, daß seine Landsleute „allemal brave Ohnehosen wären, besser als die Spaniolen und noch besser als die Italiener, welche man vorwärts stoßen müßte". Der Kolonel, dem sich der neue Sansculotte vorstellen mußte, war ehedem Seifensiedergeselle gewesen. Seine und der übrigen Offiziere Gunst gewann der Neuling durch wackres Schimpfen auf Aristokraten und Pfaffen.

Bei einer Expedition gegen Vienne, zu der sich Laukhard mit andern Freiwilligen gemeldet hatte, brachte er das Gespräch auf die Vergangenheit dieser Stadt und erzählte den Kameraden, daß dies der Ort sei, „wohin die alten Kaiser zu Rom die Staatsverbrecher gewiesen hätten, auch daß unter diesen Pontius Pilatus gewesen sei, der den Juden Jesus zum Tode verdammt hätte." Darüber entrüstete sich einer der Sansculotten und meinte: „Der Mosjöh Jesus hatte seine Strafe verdient, denn er hat die ganze Pfafferei gestiftet." Darauf erwiderte Laukhard: „Nicht doch, die ist von herrschsüchtigen Bischöfen und Päpsten gestiftet. Jesus verabscheute sie, und es ist eine Lust zu lesen, wie er die Pfaffen seiner Zeit, die Schriftgelehrten und die Hohenpriester, wo er nur konnte, hernahm. Jesus, Brüder, war es, der es wagte, den Despotismus unter seiner Nation anzugreifen und ihr Freiheit und Gleichheit vorzupredigen. Ja er war im eigentlichen Sinne ein Patriarch (soll wohl Patriot heißen!) und — wie die Muskadins es nehmen — der erste Sansculotte, der sein Leben zur Stürzung des damaligen Despotismus hingab und nicht einmal soviel hatte, worauf er sein Haupt hätte legen können, viel weniger — Hosen."

Wie man sieht, verstand sich der ehemalige Theologe schon recht gut auf den republikanischen Jargon, und seine Gründe hatten deshalb auch die gewünschte Beweiskraft. Seine Kameraden riefen: „Allerliebst! Wenn das wahr

Digitized by Google

ist, so muß er mit ins Pantheon! Es lebe der Sansculotte Jesus! Es lebe die Republik!"

Von Vienne ging der Marsch weiter über Grenoble und Valence nach Avignon. Unterwegs schmolz die Heldenschar immer mehr zusammen, da sich einer nach dem andern drückte. Eine Strecke weit befand sich Laukhard nur noch in der Gesellschaft eines einzigen Kameraden, und vor Valence bezog er mit diesem das Beinhaus eines Dorffriedhofs als Nachtquartier, da sie sich nicht in das Dorf hineingetrauten. Laukhard machte es sich, so gut es gehn wollte, auf den Knochen bequem und meint mit der bittern Philosophie, die er mit Seume gemein hat: „Die Toten haben mir meine Freiheit gewiß auch so wenig übelgenommen, als es die Gänse übelnehmen, wenn jemand auf ihren ausgerupften Federn sich hinstreckt. Überbleibsel sind Überbleibsel: diese von außen und etwas bequemer, jene von innen und etwas hart; aber wie der Hunger das beste Gewürz der Speisen ist, so ist Müdigkeit die beste Förderung des Schlafes."

In Avignon trennte er sich von den Sansculotten, begnügte sich mit dem, was die Republik den fremden Deserteuren zum Lebensunterhalt zahlte, und half einem Grobschmied bei der Arbeit. Da man jedoch Bedenken trug, die Ausländer so nahe an der Landesgrenze zu lassen, sollte er nach Toulouse gebracht werden, erreichte jedoch durch Vorstellungen beim Kommissär, daß man ihm einen Paß nach Lyon gab.

Hier war es inzwischen ruhiger geworden, und die Tätigkeit des Militärs beschränkte sich in der Hauptsache auf den Besuch der Weinhäuser. In einem solchen sah sich Laukhard gezwungen, die Ehre seines Vaterlandes einem großsprecherischen Offizier gegenüber mit dem Degen zu verteidigen. Das Duell fand ohne Sekundanten statt und endete mit der Verwundung des Deutschen. Nun entpuppte sich der Gegner als Gemütsmensch, schenkte Laukhard ein Hemd, ein paar Strümpfe und sechzig Livres in Papiergeld, die er sich zu diesem Zwecke geborgt hatte, und bestärkte ihn in seinem Vorsatz, nach Macon zu wandern. Unterwegs wurde der Zustand der Wunde bedenklich, und da es in Mâcon kein Spital gab, beförderte der dortige Kommissär den Kranken auf einem zweirädrigen Karren nach Dijon in das Hospital Chaillier, wo sich die Chirurgen, allerdings ohne Erfolg, um die Heilung der Wunde bemühten. Laukhard kümmerte sich wenig um ihre Anordnungen, versuchte vielmehr den Schaden mit Pflastern zu heilen und machte sich dem Arzte als Dolmetscher bei der Behandlung der im Hospital untergebrachten Deutschen nützlich. Auf seinen Wunsch wurde er schließlich als Unterkrankenwärter angestellt und unterzog sich mit dem ihm eignen Stoizismus den ekelhaftesten Arbeiten. Als der Oberchirurg selbst erkrankte und durch einen andern ersetzt wurde, der Laukhard nicht gewogen war und ihm die Pflege der Krätzekranken übertrug, forderte unser Landsmann seinen Abschied und ernährte sich durch Stundengeben. Er beging jedoch die Unvorsichtigkeit, an den Repräsentanten Dentzel zu schreiben und ihn

Digitized by Google

um einen Paß nach Paris zu ersuchen. Der Brief gelangte, da Dentzel wegen der Landauer Affäre in Untersuchungshaft saß, in die Hände des Wohlfahrtsausschusses, und die Folge davon war, daß Laukhard acht Tage später auf der Straße verhaftet und in die Conciergerie gebracht wurde. Wiederholt unterwarf man ihn vor der revolutionären Inquisition einem Verhör, sprach ihn jedoch, obgleich er sich mehrfach in Widersprüche verwickelt und sowohl Dentzel wie sich selbst kompromittiert hatte, endlich doch frei, wahrscheinlich weil unter den Richtern Leute waren, die triftige Gründe hatten, den ehemaligen Repräsentanten von Landau zu schonen.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse schlug er sich nach Dijon durch, schrieb für die ausländischen Offiziere unter den Gefangnen Liebesbriefe und übersetzte ihnen die Billetdoux, die ihnen von den angebeteten Schönen zugesandt wurden. Nebenbei gab er wieder Sprachstunden, mußte aber noch einmal in das Spital übersiedeln, da seine Brustwunde von neuem aufbrach und eine Augenentzündung ihn in die Gefahr brachte, zu erblinden. Nun wanderte er von Spital zu Spital, diente zwischendurch dem Kriegskommissar als Konzipist, arbeitete bei der Niederreißung eines Klosters mit und wartete von Tag zu Tag auf einen Brief seines Freundes Bispink in Halle, den er ersucht hatte, sich um seine Befreiung zu bemühen. Endlich traf das langersehnte, der Vorsicht wegen von Hamburg datierte Schreiben ein, zugleich mit einem Brief an den Kommandanten von Dijon und mit einem zweiten, lateinisch geschriebnen, an Laukhard. Dieser lateinische Brief war fingiert, kam angeblich aus Altona, berichtete über Dinge, die sich hier als in der „Vaterstadt" des Adressaten ereignet haben sollten, und gab diesem den Rat, sich in die Schweiz zu begeben, wo er als preußischer Deserteur vor Nachstellungen sicher sein würde. Die List hatte Erfolg, der Kommandant ließ sich überzeugen, daß Laukhard keiner von den verhaßten Preußen sei, und legte ihm keine Hindernisse in den Weg. So kam der Unglückliche nach mancherlei Abenteuern bis Basel.

Nun hätte alle Not ein Ende haben können, aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Im Badischen fiel der Flüchtling einem Werber der Emigranten in die Hände, der ihm die Stelle eines Unteroffiziers anbot. Laukhard vermochte diesem Anerbieten nicht zu widerstehen und trat nun bei der Armee ein, die die Sache bekämpfen sollte, für die er bisher seine Haut zu Markte getragen hatte. In Ettenheim machte er die Bekanntschaft des durch die Halsbandgeschichte berüchtigten Kardinals Rohan, der durch sein ehrwürdiges Antlitz, sein anständiges Wesen und seine schön modulierte Stimme großen Eindruck auf ihn ausübte, benutzte jedoch die erste sich ihm bietende Gelegenheit, zu desertieren, und nahm in Offenbach Dienst bei den schwäbischen Kreistruppen der Reichsarmee, deren ganze Erbärmlichkeit er in grellen Farben schildert. Dank der Vermittlung des Kronprinzen von Preußen, an den er einen Brief gerichtet hatte, kam er auch aus diesem Elend wieder los, und damit schließt der interessanteste Abschnitt seines Lebens.

Digitized by Google

Was er später noch durchzumachen hatte, was er in seiner mit einer Soldatentochter geschlossenen Ehe litt, und wie er als ein wahrer Ahasver von Ort zu Ort zog, bis ihn in Kreuznach der Tod von aller Not erlöste, mag der Leser in dem Buche selbst nachschlagen, das man den besten Romanen aller Zeiten getrost an die Seite stellen kann.

Laukhards Schicksale haben ihn unsterblich gemacht, und seine Aufzeichnungen mit ihrer Schärfe der Beobachtung, dem wilden Humor und der rücksichtslosen Offenheit sichern ihm den Dank der Nachwelt.

Neue Romane und Novellen

Immer runder arbeitet sich mit den Jahren und den Werken das literarische Porträt von Julius R. Haarhaus heraus. Ich habe ihn gelegentlich seiner rheinischen Novellen „Unter dem Krummstab“ hier unter die Künstler gerechnet, die das Kleine lieben, ohne kleinlich zu werden, die aus der Vergangenheit gern allerlei Humor herausholen, ohne des Großen und Ernsten zu vergessen. Jede neue Gabe bestätigt das; ob nun in gelaßner Erzählung, die sich hier und da ein wenig willenlos getrieben fühlt, wie im „Marquis von Marigny“, ob in dem knappen „Mönch von Weinfelden“ — immer bleibt Haarhaus die Kunst treu, seinen Stoff abzurunden und ohne Verzerrung, ohne Verniedlichung abzuschleifen, immer bleibt ihm sein heller und dennoch nicht mit dem Leben spielender Humor. Stets sind seine Bücher eine Erquickung für Stunden des Ausruhns, nichts ist überhastet, nichts krampfhaft gewollt, alles wohl durchdacht und doch durchaus künstlerisch empfunden. Es ist beste Freytagsche Schule, auch mit den antiquarischen Liebhabereien des Meisters oder Hans Hoffmanns, mit dem eine gewisse Verwandtschaft besteht. All das erwies sich auch lebendig in dem Bande „Wo die Linden blühn“, dessen Märchennovellen ich hier im vorigen Jahre gerühmt habe, und die nun in zweiter Auflage vorliegen. Leipziger Märchennovellen, in denen der Reiz des sommerlichen Leipzigs mit seinen alten, schmalen Straßen webt, seinen engen, dämmrigen Höfen und Gewölben. Und wie es hier bezeichnend ist, daß Haarhaus ohne Scheu den Märchenfaden bis in unsre Tage fortspinnt und ihn von dem alten Wundermann Beireis, der Goethe interessierte, bis zu einem der absonderlichen Antiquare der Gegenwart führt, so setzt er auch in seinem neuen Buch „Nach der Hühnersuche und andre Jagdgeschichten“ die Tollheit des Märchens in die Gegenwart selbst, läßt in der unbefangnen Art Wilhelm Hauffs Herrn Satan die Jagdleidenschaft etlicher Nimrode und gar des Verfassers ausnutzen und schlägt ihm zum Schluß ein Schnippchen. Der Eindruck der vortrefflich hinerzählten Phantasie wäre noch stärker, wenn sich

Digitized by Google

Haarhaus am Schluß die Auflösung durch den Traum gespart und diese dem Leser überlassen hätte. An dies Geschichtchen schließt sich dann eine ganze Reihe heitrer Gaben, die nicht nur dem Jagdgewohnten Vergnügen machen werden, und denen als Ausklang eine zart gezeichnete, ernst verhallende Novelle folgt. Im ganzen ein erfreuliches und liebenswürdiges Buch.

Der Däne Palle Rosenkrantz ist schon schwerer zu fassen. Man weiß im Grunde bis zum Schluß seines Romans „Der Marquis von Carabas“ so wenig, was man aus ihm machen soll, wie aus seinem Helden selbst. Der Marquis von Carabas ist ein junger dänischer Edelmann, dem sein Vater einen großen Namen und einen großen Kredit, aber ganz verschuldete Güter hinterläßt; einem armen Universitätsfreunde gelingt es, dem durchaus durchschnittsmäßigen Adelsmann durch ein Verfahren nach dem Rezept des gestiefelten Katers zu Reichtum, Würden und sonstigen Annehmlichkeiten eines im Grunde tatenlosen Lebens zu verhelfen. Was er dabei schließlich für sich einheimst, läßt erst der Schluß ahnen. Die Charakteristik ist immer so durchgeführt, daß die Personen nur selbst sprechen und wir in diesem oft absichtlich rätselhaften Buch mit einer eignen Spannung die Auflösung erwarten. Der eigentliche Held, der vortreffliche Kater Kattrup, ist ein originelles Mittelding von zynischer Überlegenheit, die alles für ihre Zwecke nutzt, und sittlichem Hohn über die Aufgeblasenheit und Hohlheit der Welt, die er scheinbar bedient. Die Übersetzung von Fr. Bernhard Müller ist gut und verwischt den dänischen Charakter nicht, der für die Färbung des Buches unerläßlich ist; die engen Verhältnisse dieses Staats verleihen allem noch besondre Voraussetzungen und einen eignen Ton.

Charlotte Niese hat den Zyklus von Erzählungen, den sie im vorigen Jahre mit „Menschenfrühling“ begann, dann mit „Sommerzeit“ fortsetzte, nun mit „Reifezeit“ beschlossen. Man kann nicht sagen, daß diese drei derselben Heldin Anneli Pankow gewidmeten Bücher eine aufsteigende Linie darstellen. Wie das Schaffen von Charlotte Niese überhaupt sehr ungleich ist und bei ihr schlechthin glänzende Bücher (ich erinnere wieder an die vortreffliche geschichtliche Erzählung „Vergangenheit“ und an ihre Skizzen „Aus dänischer Zeit“) neben leichten Unterhaltungsdingen stehn, so ist auch die Höhenlage dieser drei Erzählungen durchaus verschieden. Die echte Kindlichkeit, die unbesorgte Geradheit der ersten findet in der dritten, wo Erwachsne im Vordergrunde stehn, keinen rechten Raum mehr; an ihre Stelle ist stille Resignation getreten. Immerhin wird, wer einmal das Geschick von Anneli Pankow teilnehmend begleitete, auch seinen Abschluß gern miterleben.

Ich benutze diese Gelegenheit dazu, auf ein älteres Werk hinzuweisen, das noch Johannes Grunow selbst feinfühlig nach dem Tode des Verfassers herausgebracht hat: „Feuer!“, Erinnerungen aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas (Staatsrat Alexander A. Babendieck). Das Buch hat leider bei seinem Erscheinen 1903 nicht den verdienten Erfolg gefunden. Und

Digitized by Google

es iſt doch eine überaus lebendige und ſichere Darſtellung des ruſſiſchen Lebens in einer Mittelſtadt, geſehen von einem deutſch-ruſſiſchen Beamten, und ſo voll typiſcher, humoriſtiſcher und ernſter Züge, daß es auch nach der Umwälzung der ruſſiſchen Dinge durchaus ſeine Giltigkeit behält. Der Stoff ſehr einfach: die Bekämpfung fortwährender Brände durch eine ſchlecht organiſierte, läſſige Polizei, in die der junge Beamte und Erzähler eifervoll beſſernd eingreift. Hineinverſchlungen eine einfache Handlung, und alles durchgeführt mit einer großen Reihe leibhaft und lebhaft einherſchreitender Geſtalten. Trotz den häufigen Wiederholungen desſelben Vorgangs, wie der Stoff ſie erfordert, ein Buch ohne jede Langeweile, dazu fein und mit ſicherm Gefühl für ruſſiſche Eigenart überſetzt. Ich habe ſchon manchem Kenner Rußlands damit eine Freude gemacht, wie ich ſelbſt mich in lächelnder Erinnerung an ruſſiſche Städte daran ergötzte, es wird aber auch vielen andern eine ſehr willkommne Gabe ſein.

Alle dieſe Bücher ſind in vortrefflicher Ausſtattung bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erſchienen. Derſelbe Verlag bringt eine billige Volksausgabe von Otto Ludwigs Werken. Aus der großen Stern-Schmidtſchen Ausgabe iſt eine wohl abgemeſſene Auswahl getroffen. Sie enthält die drei großen Dramen („Makkabäer“, „Erbförſter“, „Fräulein von Scuderi“), „Zwiſchen Himmel und Erde“, die „Heiterethei“ und die feinen Novellen. Der Preis von 2 Mark 50 Pf. iſt für den ſtattlichen Band ſehr niedrig angeſetzt. H. S.

Hermann Wettes Weſtfäliſche Gedichte und Joſt Knoſt

Zur rechten Zeit ſind Hermann Wettes „Weſtfäliſche Gedichte“*), die bisher trotz der zweiten Auflage keine rechte Verbreitung gefunden haben, in den Verlag von Fr. Wilh. Grunow übergegangen. Sie ſtehn nämlich in ſolcher innern Beziehung zu Wettes neuem Roman „Joſt Knoſt. Der Herkules von Latop“**) aus demſelben Verlage, daß das eine Werk wohl geeignet iſt, dem andern den Weg zu bereiten. Auf beide paßt vortrefflich die Charakteriſtik, die der Dichter von ſich ſelbſt in den „Weſtfäliſchen Gedichten“ gegeben hat:

Wat ik las int Lebensbauk,
Wat ik erlevt hev in de Welt,
En Dichter ut Weſtfalenland,
Hevk mangſen wat dervon vertellt.

*) Weſtfäliſche Gedichte von Hermann Wette. Zweite Auflage. Mit dem Bildnis des Verfaſſers. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 98 Seiten. In Leinwand gebunden 1½ Mark.

**) Joſt Knoſt. Der Herkules von Latop. Eine Geſchichte von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1908. 369 Seiten. Preis geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Digitized by Google

Hier wie dort gibt der Dichter nur Selbsterlebtes, allerdings in solcher dichterischen Umgestaltung und Verklärung, daß die nackte Wirklichkeit zum Teil schwer zu ermitteln ist. Er fühlt sich vor allem als Westfale und gewinnt wie Antäus neue Kraft, sobald er sich dem Zauber seiner Heimat, seiner wahren Muttersprache, heimischem Denken und heimischen Bräuchen hingibt.

In den Gedichten erfreut uns die Mannigfaltigkeit der behandelten Motive, in bunter Folge treffen wir kecke Liebeslieder von bezwingender Innigkeit, frische Naturschilderungen, die Wette überall gelingen, ernste Balladen, feinsinnige Lebensbilder, die uns an die Kunst der Darstellung und die Gedankentiefe seiner Romane erinnern. Meisterhaft handhabt Wette in diesen Gedichten die heimische Mundart und eifert mit Erfolg seinen Vorbildern, den Volksliedern, nach, der Lehre des Vaters folgend, der den Jüngling schon für die Schönheit und Eigenart der Volkspoesie und der Volksbräuche empfänglich gemacht hat. Überall beim Ernsten und Heitern tritt uns dieselbe lebensfreudige Stimmung entgegen, die sich der Dichter allerdings nicht ohne schwere und lange Seelenkämpfe zu bewahren gewußt hat. Das schlichte Gewand der Mundart läßt die natürliche Schönheit der Gedichte um so wirksamer hervortreten.

Gehn wir von den „Westfälischen Gedichten" zu dem Roman „Jost Knost", so heimelt uns überall dieselbe Umwelt an, dieselben tatkräftigen und lebensfrohen Menschen treten uns entgegen. Nicht umsonst heißt der Held „Knost", „aus knorrigem Stamm ein knorriger Knost": er erklärte schon früh die Menschen für Hammel, die ohne Schäfer und Schäferhund ihr Futter nicht fänden. So scheut sich auch Wette-Knost gelegentlich nicht vor starken, derben, fast zu westfälischen Ausdrücken und Gedanken. Da der Roman aber echten Bauernsinn und echte Bauernart verherrlicht, so hat in ihm auch der Bauern Kraftausdruck seine Berechtigung.

Stimmungsvoll wirkt am Eingang des Werkes die Widmung an C. J., das heißt Carl Jentsch, den wegen seines Freimuts und seiner vielseitigen Bildung hochverehrten Meister der Feder in Neiße. Beide, Jentsch und Wette, bewegen sich in denselben Gedankensphären, verlangen vor allem volle Gewissensfreiheit, verurteilen die konfessionellen Eiferer, wo immer sie hervortreten, und verachten von ganzem Herzen die scheinheiligen Frömmler, mögen sie heißen, wie sie wollen. Wette-Knosts Glaubensbekenntnis gipfelt in dem Satze: „Mag man das Weltall als Erscheinung Gottes oder als sein Geschöpf ansehen, jedenfalls kommen wir mit aller Wissenschaft und Philosophie über die einfache Quintessenz unsers Menschentums nicht hinaus: dem Leibe nach sind wir Geschöpfe von Frau Liebden Mutter Natur, und dem Geiste nach Kinder des großen Unbekannten, den wir doch wohl am besten nach wie vor Herrgottvater nennen."

Den Namen des eigentlichen Schauplatzes der Geschichte verschweigt Wette aus guten Gründen. Er nennt zwar das Ackerstädtchen mit seinen

Digitized by Google

altehrwürdigen Kirchen und seinem berühmten Gymnasium Latop, das er als „Spätauf" erklärt, spottet auch über die bestigen Latoper, die gern lange sitzen, die wie Hunde und Katzen erst acht Tage nach der Geburt ihre Augen auftun, sie im Ernste aber nie gebrauchen, sondern einen gewissenlosen Bürgermeister mit seiner Clique wirtschaften lassen, der zu seinem und seiner Anhänger Nutzen die großartige Allmende zerstückelt und verkauft, vor allem den alten Gemeindewald von 5000 Morgen zum Schaden der ganzen Gegend abholzen läßt und aus der reichen angesehenen Ackerstadt eine elende jämmerliche Industriestadt macht. Zum Wiedererkennen ist dieses Stadtoberhaupt beschrieben: „Dieser feiste Schmerbauch mit dem zerhauenen Bulldoggengesicht! Einzig der Gönnerschaft von Couleurbrüdern, höhern Mitgliedern des Ordens von Sankt Bureaukratius verdankte der mehrfach durchgefallne Referendarius die Bürgermeisterschaft von Latop. Daß die Latoper so dumm sein konnten, so einen verlumpten, dummdreisten Sauf- und Freßsack auf lebenslang zum Stadthaupt zu wählen." Sein Schwager, ein Bauunternehmer frei von Steuern und Gewissensdruck, half ihm nach Kräften zum eignen Besten, sich auf Kosten der Stadt zu bereichern. Auf die Herren mit dem weiten Stadtratsgewissen sei nur hingewiesen. Hätte Wette den Schauplatz nicht in das sagenumwobne Latop verlegt, dann hätte er leicht Erfahrungen machen können, wie sie seinem Berufs- und Kunstgenossen in Pommern, dem vortrefflichen Theo Malade aus Anlaß seines „Lebenskünstlers" nicht erspart geblieben sind.

Mit offenkundiger Vorliebe und dankbarer Verehrung schildert Wette die tatkräftige, kluge Großmutter des Helden und rühmt ihre adliche Gesinnung, „wie sie sich in Miene und Wort, in Denken und Handeln, im Verkehr mit jedermann, gegen Hoch und Niedrig, gegen Arm und Reich allezeit offenbart". Sie ist der eigentliche Schutzgeist des Schulzenhofes. Sie ist zwar adlicher Herkunft, aber begeistert für die Bedeutung des Bauernstandes und so die wahre Triebkraft für alle edeln Taten ihres Enkels. Der Grundgedanke des Romans ergibt sich aus ihren Lebensgrundsätzen, die sie in folgenden Sätzen dem Enkel zur Beachtung empfiehlt: „Gott hat allen Menschen das Leben zur Arbeit, aber auch zur Freude gegeben. Wie kann jemand Freude am Leben haben, wenn er nicht weiß, daß die echte und wahre Lebensfreude nur dem zuteil wird, der andern zur Freude sein Leben lebt? Wie kann ein Mensch sittlich sein, wenn er nicht gemeinnützig fühlt, denkt und handelt? Wie kann ein Mensch gut sein, wenn er es nicht etwa um des Guten willen wäre? Wie kann einer Reichtümer erwerben wollen, wenn nicht in der Gesinnung, daß er sie zum Besten der Allgemeinheit verwerten will?"

Offen gesteht der Held die Beeinflussung durch die Großmutter zu: „Du hast mich früh gelehrt, Gott hat durch Mutter Natur allen Menschen die Erde zum gemeinsamen Unterpfand fürs Leben hienieden *geliehen*, nicht aber an einzelne zur eigenwilligen Ausnutzung für immer verschenkt. So auch habe ich aus der Geschichte der Menschheit ersehn, daß Völker und Staaten, die das

Digitized by Google

älteste Naturrecht verleugnet haben und Macht und Vermögen in die Hände von Wenigen gelangen ließen, mit dem verarmten Bauer auch den vermöglichen Bürger und den gesunden, starken Soldaten verloren haben und an Entkräftung elend zugrunde gegangen sind." So kommt er zu dem hochherzigen Entschluß, die Allmende seiner Vaterstadt zum Besten ihrer Bürger wiederherzustellen.

Um so außergewöhnliches wollen und unternehmen zu können, mußte Jost Knost eine außergewöhnliche Erziehung erhalten, die ihn über das Gewöhnliche und Hergebrachte hinausführte. Nach der Meinung der Großmutter und des Vaters lernte der Junge in der gesunden Freischule der guten Mutter Natur, der ältesten und gescheutesten Lehrmeisterin auf Erden, bis zu seinem zehnten Lebensjahre unentgeltlich mehr, als ihm hernach für teures Geld sämtliche bezahlte Elementar-, Gymnasial- und Universitätsmagister beizubringen vermochten. So kam es, daß Jost auch später alles mit eignen Augen sehen und alles durch eigne Übung erlernen wollte. So setzte er schon auf der Volksschule den Schulinspektor, der den Fuchs für das schlaueste von allen Tieren erklärt, durch seinen sachverständigen Widerspruch in die größte Verwirrung, um so mehr, als er sich dabei der richtigen Jägerausdrücke bediente: „Mit dem Augen des Fuchses ist es nicht weit her; er äugt mit der Nase, er wittert, er windet. Die Vögel aber wittern nicht mit der Nase, sondern sie äugen mit den Sehern." Noch unfaßlicher war es später auf dem Gymnasium einem stockphilologischen Pedanten, als Jost Knost ihm seine Vertrautheit mit den Homerischen Gedichten auf Grund der Vossischen Übersetzung verriet. Der Magister hielt das für einen bedauerlichen Mangel an Ehrgefühl. Auf der Universität ging unser Held ebenfalls seinen eignen Bildungsweg, er besuchte lieber die Vorlesungen eines jungen Privatdozenten, der ihn in das volle Verständnis des Lebens der Natur einführte, als die der ältesten und berühmtesten Professoren. Die wahre Hochschule wird für ihn Amerika, dessen mannigfache Vorzüge er gründlich kennen lernt, ohne deshalb der Heimat untreu zu werden.

Wette weiß alles so natürlich zu entwickeln, daß wir an der Lebenswahrheit nirgendwo zweifeln. Auch hier wechselt Ernstes und Heitres. Unversieglicher Humor weiß die Geschehnisse uns immer wieder interessant zu machen. Gern bedient sich der Dichter volkstümlicher, sprichwörtlicher Wendungen, so im Anfang nach einer längern Auseinandersetzung über Latop, die den Leser irreführen soll: „Doch: in medias res! sprach der Fuchs, da sprang er mitten unter die Gänseherde"; „Frater Porculus machte immer schnell kehrt, wenn er den starken Henrich gewahrte, ähnlich dem Fuchs, der den Jäger kommen sieht: Excusez, messieurs! auf ein andermal!" „Da haben wirs schwarz auf weiß! sagte der Deubel, da sah er den Popen aufm Schimmel vor der Hölle halten." Mit vollem künstlerischen Verständnis bietet Wette dem Leser Ruhepunkte zum Nachdenken und vor allem zur eignen Einkehr, er deutet in längern Einlagen den Ruf der verschiednen Vögel, den Klang der Kirchenglocken. Einen großen

Digitized by Google

Fortſchritt zeigt er dadurch gegenüber den frühern Romanen, daß erotiſche Motive der verſchiedenſten Art zu ihrem Rechte kommen, er hat ſie ſtark und frei herausgearbeitet, beachtet aber überall die berechtigten Schranken.

Ganz beſondre Aufmerkſamkeit wendet Wette auch diesmal dem ſprachlichen Ausdruck zu. Der Fluß ſeiner Rede gleicht oft einem Strome, der alles mit fortreißt. Oft kann ſich der Dichter nicht genug tun, zwei, drei Ausdrücke ſtehen ſtatt des einen und haben ebenſoviele nähere Beſtimmungen bei ſich. Er gefällt ſich ſo in dieſer Fülle, daß er auch in der Proſarede mit Vorliebe den Reim zur Anwendung bringt, ſodaß oft größere Stellen eine ausgebildete Reimproſa zeigen. Trotz ſcheinbaren Übermaßes mäßigt er ſich inſofern, als er dieſen Schmuck beſonders da anbringt, wo er den Leſer zum Verweilen und ſorgfältigen Aufmerken veranlaſſen will.

Der „Joſt Knoſt“ hat ſo viele Vorzüge, daß er dem Verfaſſer ſicher zahlreiche neue Verehrer zuführen wird. Die Ausſtattung zeugt von vornehmem Geſchmack. Vignetten, die Wald- und Feldblumen ſowie Gartenfrüchte darſtellen, beginnen und beſchließen die Hauptſtücke. Al. Reifferſcheid

Reiſebilder aus Dalmatien

Von Joſeph Aug. Lux

Es war einmal — dieſe Märchenſprache redet Dalmatien, das Land der Zukunft.

Dalmatien, das Land der Kontraſte! Erleſene Schöpfungen der Kunſt mitten in der Wildnis; Unwirtlichkeit und hohe Kultur im Nebeneinander; unauflösliche Reſte von Barbarei in dem feinen Niederſchlag des kunſtſinnigen Luxus der Vergangenheit, ein Reichtum an Schönheit und vielleicht auch an Naturgütern, und lähmende Armut, ohnmächtig, den Schatz zu heben — dieſe Gegenſätze finden wir in den Zügen der ſchönen Dalmatia.

Die Bilder wechſeln wie Wellen und führen ein Sekundenleben.

Wir ſind die einzigen Fremden an Bord des kleinen Dampfers, der von Zara durch die romantiſchen von Stürmen heimgeſuchten Kanäle und Buchten fährt, an Pago dicht vorüber bis unmittelbar an den Fuß des Velebit, im fjordartigen Canale della Montagna, durch ſchluchtenähnliche Felſenengen in das Meer von Novigrad und durch das phantaſtiſche Felſengebiet des Zrmanjafluſſes, den einzigen Fluß Dalmatiens, der im Sommer nicht verſiegt und ſchiffbar bleibt, bis Obbrovazzo, zehn Stunden lang, von denen jede Stunde neu und ſeltſam iſt, reich an Schönheit und freigebig mit den Gaben.

Das öſterliche Zara fließt von Fremden über, und wir zwei Leute ſind die einzigen, die zu dieſer günſtigſten Zeit die zauberhafte Fahrt unternehmen.

Digitized by Google

Der Delphin und der fliegende Fisch schweben in Blau und Gold in diesen sonnigen Tagen.

Die steilen Küsten erscheinen fast weiß in der durchsichtigen Luft, und das Meer dehnt sich wie Atlas, straff gespannt und glänzend.

Und die Orte im Canale della Montagna, am Eingang zur Meeresschlucht und im grünen Meer von Novigrad, das Kastel Venir, Starigrad, Possedaria und das behäbigere Novigrad selbst, gleichen einer furchtsam zusammengedrängten Rotte Häuser, einer Horde, verwegen und ängstlich zugleich, zusammengeduckt und trotzig, herausfordernd und bebend vor dem ehernen Tritt des Schicksals, das in diesem Bereich Städte zerstampfte. Heute noch in der Schattenhaftigkeit des Einst, stehn sie unter einem noch nicht gelösten Bann, lauernd und wartend auf das Nichts, das kommt.

Und die Männer tragen die breiten Ledergürtel gespickt mit Waffen, alter Überlieferung gemäß, oder weil der einsame Gang ins Gebirge dem unbewaffneten Manne nichts Gutes verspricht? Sicherlich ist es mehr ein Symbol, ein Zeichen der Vergangenheit, die wild und grausam war und ihre Helden hatte, die in diesem Zeichen unsterblich sind.

Die Gewässer sind einsam hier, wo der Saphir in die Farbe des Türkis übergeht; einsamer noch sind die Felsen außerhalb der Orte. Novigrad hat einen ergiebigen Fischfang, man bemerkt Netze für den Tunfisch; sonst aber ist kaum ein Boot, selten ein Fischer zu sehn.

Aus dem Zara des neunten Jahrhunderts in das Zara des dreizehnten Jahrhunderts führt der kurze interessante Gang aus der Donatuskirche nach der Sakristei des Domes, der Schätze birgt, Gemälde von Palma dem Jüngern und von Carpaccio, Tintoretto, Tizian u. a., reiche venezianische Schnitzarbeiten, Marmoraltäre, die Kunst in einer ununterbrochnen Kette vom zehnten Jahrhundert bis zum Empire. Der Domplatz ist der Raum für ein einziges Kunstwerk, und dieses Kunstwerk ist die Hauptfront des Domes, ein zierlich durchbrochnes Steinwerk, Blendarkaden übereinander gestellt, luftig und leicht, wie ein Spitzenbehang über die massive Steinkonstruktion. Die Basilika S. Grisogono verkörpert denselben Gedanken, der die Säule der Funktion entkleidet und in ein Schmuckelement verwandelt. Venedig bildet seinen Stil aus dieser Anregung. Die zierlichen Säulen, von Steinbogen überwölbt, um die Öffnung zu erhöhen und vertikal zu betonen, diese Architekturentwicklung und der in Dalmatien heimische Ziborienaltar mit den vier im Quadrat stehenden Säulen in Bogen überspannt und gekuppelt, wären nicht denkbar ohne die künstlerische Tat im römischen Spalato unter Diokletian.

Sebenico war ein Spielball der Mächte seit dem frühen Mittelalter; ungarische und kroatische Könige wechselten in der Herrschaft, die Genuesen hielten die Stadt im vierzehnten Jahrhundert besetzt, die Venezianer rissen sie an sich, türkische Belagerungen folgten später, der Schwarze Tod knickte vollends die Blüte der Stadt — nur die alten massiven Mauern trotzten und über-

Digitized by Google

lieferten der Gegenwart ein Stadtbild, das einen tausendjährigen Baugedanken rein verkörpert.

Hinter der Stadt im Gebirge ist ein Grünen und Blühen, der dalmatinische Frühling, der das steinige Land bräutlich schmückt. Hier in den südlichern Lagen nehmen die Kraft und die Fülle der Vegetation zu, an den Küstenteilen vor allem und in den Seitentälern.

Die Straße führt durch Weinland zwischen niedrigem Gemäuer, an dem flockenweise Blütenbüschel stehn. Weißrot, gelb und rosa sind die farbigen Akzente der österlichen Berglandschaft. Sie wird bald höher und rauh, der Wein bleibt zurück, die Olive, der Brotbaum und eine Steinwüste beherrschen die Höhe. Jenseits steigt die Straße nieder, und nach einer weitern Viertelstunde Fahrt grünt ein Tal empor, ein Smaragd im grauen Gestein — die Krka mit ihren berühmten Fällen.

Ein römischer Kaiser, Dalmater von Geburt, baut in Spalato seinen Palast, oder besser gesagt, ein befestigtes und monumental geschmücktes Lager mit einem Mausoleum. Ägyptische Steinarbeiter, Handwerker aus Griechenland und aus dem Orient sind an dem römischen Palast beschäftigt. Formen entstehn, bedeutsam für die nachmalige Kunst Venedigs, die später unter dem Zeichen des geflügelten Löwen dem ganzen Lande die entscheidende Marke gibt; im Mausoleum wurden in der Kuppel die Spuren von Mosaiken entdeckt, der ältesten dieser Flächenkunst. Ein kühner Gedankenwurf, dem nicht das Fundament fehlt, weist Dalmatien den Ursprung jenes sogenannten byzantinischen Stils unter Diokletian zu, jener noch nicht zu Ende bewunderten Kunst, die zu ihrer Entwicklung den Spaziergang nach Byzanz macht und von dort wieder unter die Fittiche des Flügellöwen zurückkehrt, um in der Kirche des heiligen Markus zu Venedig einen ihrer Triumphe zu feiern, die alles Spätere in Schatten stellen, bis auf den heutigen Tag. Also Dalmatien war nicht bloß das Eingangstor, durch das der Orient in die abendländische Kunst einzog. Von Altägypten bis Napoleon finden sich die künstlerischen Merkmale aller Kulturen in den Steinen Dalmatiens, alle Völker, die in der abendländischen und westasiatischen Geschichte auftauchen, begegnen einander auf diesem Boden und bestimmen die Schicksale der heimischen Kultur.

Noch für einen andern hochbedeutenden Entwicklungsgang der Kunst war der Diokletianpalast der Ausgangspunkt. Die dort vorhandnen Archivolten über den Säulen, die fortlaufenden Bogenstellungen sind die künstlerische Tat, die für die Entwicklung des romanischen Stils, wie schon erwähnt worden ist, entscheidend war. Spalato ist das Haupttor, durch das die oriental beeinflußte, spätbelleniſche Bauform ins Abendland einzieht, wo sie zu einer neuen, künstlerisch so bedeutsamen Entwicklung den Anstoß gibt. Spalato ist ein Markstein der romanischen Kunst bei ihrem Übertritt aus dem Orient in das Abendland, wie der bekannte Grazer Gelehrte Dr. Strzygowski in einer eindringenden Schrift darlegt.

Digitized by Google

Spalato mit seinen Türmen und dem bedeutendsten Bauwerk Dalmatiens, dem Palast des Diokletian, rückt zurück, nach dem offnen Meer hin; in der Bucht mit der schützend vorgelagerten Insel Rua taucht Vranizza auf, Klein-Venedig, ganz von Wasser umspült, ein artiges Spielzeug von der Straßenhöhe gesehn; Salona, die in Schutt gesunkne Stadt römischer Hochkultur, breitet sich rechts hin; ein riesiger Trümmeracker, die Bergkrone Clissa, ein altes Felsenkastell, funkelt auf dem Felsenkegel wie auf dem Haupt eines riesenhaften Sagenkönigs, der sein Land wachsam überschaut, weit über das Gestade mit seinen Ölbäumen, Weingärten und den schimmernden Ortschaften der sieben Kastelle, die, von der Welle bespült, bis Traù hinziehn.

Der Glanzpunkt ist Ragusa, die republikanische Stadt, die Aristokratische, die Einzige, die das Sinnbild des Flügellöwen in ihren Mauern nicht aufnahm, und die mit Venedig, der größern Rivalin, im friedlichen Wettstreit lag, eine kleine Nebensonne, die sich im eignen Glanz behauptete, trotz des mächtigen Strahlengestirns, das jahrhundertelang über Illyrien leuchtete. Lieber suchte Ragusa unter dem Halbmond Schirm, ehe es von den Fittichen des Löwen beschattet werden wollte.

Die Handelsrepublik mit einer durchaus aristokratischen Verfassung sah während ihrer mehr als tausendjährigen Selbständigkeit keinen Feind in ihren Mauern, außer dem Erdbeben und der Feuersbrunst, die 1667 die Blüte der Stadt knickten. Es war der erste Stoß, der den Stern langsam zum Sinken brachte. Napoleon bedeutete den Fall der Republik, die im siebenten Jahrhundert entstand, als sich griechisch-römische Kolonisten aus dem von den Avaren zerstörten Epidaurus (dem jetzigen Ragusa vecchia) auf der felsigen Halbinsel des heutigen Ragusa niederließen. Ein Meeresarm an Stelle der heutigen breiten Stradone, der Hauptstraße Ragusas, schnitt in den ältesten Zeiten die Stadt vom Festland ab.

Wie eine Stadt mit 800 Häusern in den unaufhörlichen politischen und kriegerischen Katastrophen ihre Freiheit bewahren konnte, erscheint rätselhaft. In der gefährlichen Nachbarschaft großer Mächte, in einer Atmosphäre, die durch die unvermeidlichen Reibungen erhitzt und mit Zündstoff geladen war.

Denn die massigen Mauern, so trotzig und wehrhaft sie auch auf das Meer hinausschauen, eine bewehrte Faust, die sich drohend hinausreckt, sie allein konnten die Sicherheit nicht auf die Dauer gewähren, wenn sie auch der momentanen Abwehr außerordentlich dienten.

Mehr als die Mauern und mehr als die Schutzherrschaft von Byzanz, von Venedig, Ungarn und vom Osmanenreich, die einander ablösten und gegen klingende Münze nur dem Namen nach dawaren und die Freiheit der ragusäischen Stadtrepublik nicht im mindesten antasteten, mehr als die Gnade und Fürsprache des Papstes war es die handelspolitische und diplomatische Klugheit der ragusäischen Regierung, die sogar in ungewissen Zeiten, wo immer alles auf dem Spiele stand, das Gleichgewicht zu halten wußte. Der Bestand der kleinen Republik war ein Sieg der Intelligenz.

Digitized by Google

Selbst die Mauerungetüme, die mächtigen Rundtürme, die malerische Bucht schlichter Massen, die sich ins Meer hinausschiebt und eine Macht verkündet, die ihre Hand herrschend auf die azurblaue See legt, entbehrt nicht eines leisen theatralischen Anstriches. Die Befestigungen, die ihre Zweckmäßigkeit allerdings erwiesen haben und mehr als einmal der Belagerung die Stirn boten, wirkten zugleich ehrfurchterregend und abschreckend, mehr durch den Schein als durch die Tatsache, ein Bollwerk, das einen wirksamen Theatereffekt darstellte, auch insofern als hinter den Kulissen keinesfalls die Wehrmacht stand, die nach außen so bedrohlich aussah. Die Republik hatte kein eigentliches Heer und bedurfte bei der diplomatisch beherrschten Lage der Dinge keines solchen. Sie hatte nur ein vielköpfiges Haupt und dienende Glieder, die in Kasten geteilt waren, in ein starres System der Unterordnung, ganz antik in der mittelalterlichen Auffassung der überlieferten obligatorischen Verfassungsform.

Es ist das Ragusa, dem Onofrio die baukünstlerische Prägung gab, nach dem erhabnen Düster der vielfachen Mauern, Bastionen und Tore, durch die man in Ragusa einfährt, die freundlich ernste Anmut des Platzes mit dem runden, kuppelüberdeckten Brunnen, den gemeißelten Kirchenportalen und der offnen breiten Stradone mit den einstigen Adelspalästen und dem heutigen Geschäftsleben und abendlichen Korso, stimmungsvoll abgeschlossen von den Staatsgebäuden, der alten Dogana und Münze, der Hauptwache, den Monumentaltoren der Porta Ploce, dem Stadthaus und dem Rektorenpalast, dem köstlichsten Bauwerk Ragusas, dem venezianischen Dogenpalast verwandt, gleich dem sich nicht weit davon befindenden von Genien bevölkerten Brunnen ein Werk des genannten Onofrio. Hier vor diesem Staatsgebäude breitet sich wieder ein saalartiger Platz, im übrigen vom Dom und der Kirche S. Bagio mit breiten Freitreppen festlich und hoheitlich umstanden, sodaß das Stadtgebilde der Hauptsache nach durch eine breite Prachtstraße mit je einem Monumentalplatz am obern und am untern Ende und weitläufigen Toranlagen charakterisiert ist. Links und rechts von der Stradone klettert in engen steilen Gäßchen über viele Stufen die Kleinstadt empor, bis unter die Festungsmauern, die an der Meerseite über dem zerfreßnen Felsensockel ihr Gegenbild im blauen Spiegel sehn.

Ein farbensprühendes Gewand ist um Ragusa gelegt, das von altersher bis heute in gewissem Sinne Weltstadt geblieben ist, von allen Nationen heimgesucht: der straffe, in leichte Falten gespannte blaue Mantel des Meeres, mit dem dunkelgrünen Juwel Lakroma geziert, darüber der immergrüne Kranz, von dem sich ein reiches Blumen-, Frucht- und Blätterfestón links und rechts an den Küsten entlang wie eine lässig nachschleifende Girlande erstreckt, und am Horizont wie hinter Blumengittern das Purpur der Sonnenaufgänge, die strahlend über dem Farbenbukett der Landschaft stehn.

Ein bengalisches Märchen mit der Farbentrunkenheit des Orients, das ist Ragusa.

Digitized by Google

Eine Toteninsel ist Lakroma, oder nur eine Insel des Vergessens, ein in Schlaf gesenktes Eiland. Aber der Schlaf ist der Hüter der Träume, und das Vergessen ein Sarkophag der Erinnerungen.

Ein solcher Legendenschrein, ein Riesensarkophag ist Lakroma, ein stiller Garten mitten im Meere und heimgesucht von dem Geist der Vergangenheit, der hier Leben und Gegenwart ist. Eine Königsinsel, die die Erinnerung an Richard Löwenherz wachruft und manches Zeichen tragischer Fürstennaturen birgt. Diese Menschen, die ihr Schicksal in die Inseleinsamkeit trugen und ihr Haupt in dem grünen Mantel vergruben, der den Felsensarkophag im Ozean deckt, begabten Lakroma mit einer Melancholie, die wie eine verlaßne Seele gespenstig zwischen den stillen Waldwegen, im verwilderten Garten, in den erschreckt anhallenden Räumen des Schlosses oder jetzigen Klosters oder an den Felsblöcken und Klippen über der laut aufklagenden Brandung wandelt.

Der landschaftliche Schlußeffekt sind die Bocche von Cattaro. Idylle, Seebilder, fjordartig ins Großartige gesteigert, aber jeder Berg ein Feuerschlund, eine Festung, ein Landfrieden, der in Waffen starrt. Drei große Buchten von hohen Bergen und einem Kranz lieblicher Orte umsäumt. An den Königssee mag es den einen erinnern, namentlich angesichts der entzückenden winzigen Kircheninseln am Ausgang der Catene, der engsten, einst gegen die Venezianer mit Ketten abgeschloßnen Meeresstelle, an norwegische Uferbilder den andern. S. Giorgio, die eine Insel, einst eine Benediktinerabtei, liegt verödet. Das Nachbareiland Madonna dello Scalpello ist besucht. Eine Madonnenlegende heiligt die Insel, die einen Wallfahrtszulauf hat.

Eine mehrfach gereihte Perlenschnur sind die Inseln, in Größe und Schönheit verschieden, hell schimmernd auf dem saphirblauen Grunde. Der Anblick ist berückend. Die ganze Küstenfahrt ist von diesen freundlichen Gesichten begleitet. Nirgends geht der Blick ins Endlose, Leere. Er ist lieblich umstellt; vom Festland wie vom Meere her bieten sich dem Auge diese Ruhepunkte, und wir reisen mit der zauberhaften Vorstellung, das Wunder der geheimnisvollen, schier vergeßnen Eilande zu ergreifen.

Dalmatien, es ist nicht ohne Bewundrung und ohne Rührung anzusehn, das Land der Widersprüche, der Buntheit, der Monotonie und der Zukunft, nur daß seine Vergangenheit eine unendlich eindringlichere Sprache führt.

Ein Vergessen lag über Dalmatien, jahrhundertelang; nun will das interessante Land der Vergangenheit zur Gegenwart erwachen und vielleicht ein Land der Zukunft werden. Vielleicht auch ein Land der künftigen wirtschaftlichen Entfaltung.

Digitized by Google

Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

Langsam bricht der Abend herein. Die Kreuze und Banner sind wieder in der Kirche verschwunden. Der Aufbruch beginnt, blitzschnell werden die Zelte zusammengerissen. Die Wagen und Karren rasseln davon, der Menschen werden immer weniger auf dem großen zertretnen Festplatz Aufgeregt winkt Marie-Ange ihre kleine Gehilfin heran. Schnell, schnell — die Anker werden gelichtet — die Segel gerefft! Vorwärts! Vorwärts!

Und plötzlich sind sie alle fort. Einsam steht das fahrende Haus der Wahrsagerin noch allein auf der Düne, denn Quéhern will erst am andern Morgen ihre immerwährende Reise fortsetzen.

Da steht Gwennola nun vor dem roten Vorhang und dreht ihr heißes Geldstück zwischen den Fingern. Ihr Herz klopft zum Zerspringen, sie hat den Mut nicht, den geheimnisvollen Vorhang aufzuheben und die große Wahrsagerin zu belästigen.

Da fährt sie zusammen. Der Vorhang wird von energischer Hand heruntergerissen und zusammengefaltet, es ist Quéhern selbst, die das tut. Sie sieht das Kind stehn.

Was willst du? Du willst zu mir! sagt sie.

Nola nickt.

Was möchtest du wissen? Ob du einen Mann bekommst, wenn du groß bist?

Nola schüttelt den Kopf. Ob ich einmal ein Festkleid bekommen werde wie die reichen Damen in der Prozession!

Da lacht Quéhern. Komm her, sagt sie und ergreift Nolas Hand und sieht ihr in die Augen. Das Kind zittert wie Espenlaub, dann wird es ganz still und steif, wie ein Vöglein, das eine Schlange im Bann hält.

Ich seh weit draußen auf dem Meer einen Schatten, sagt Quéhern. Niemand weiß von ihm als ich. Nach dem sehnst du dich. Aber ein steinernes Bild steht zwischen ihm und dir ...

Bekomme ich das Kleid? unterbricht sie das Kind, als spräche es im Traum.

Du Närrchen, sagt Quéhern, ja du bekommst es!

Da reißt sich Nola los, stößt einen Freudenschrei aus und rennt davon mit ausgebreiteten Armen, wie ein junger Vogel, der das Fliegen probiert.

Die Düne rannte sie hinab, sprang wie eine Katze über das zerklüftete Gestein unten am Strande und wieder hinauf an der Klippenwand, auf der die Zollhütte stand, in der sich die alte Monik einquartiert hatte.

Da saß die alte Frau denn auch richtig auf ihrem Seegraslager.

Mutter Monik, schrie Nola sie an, ich bekomme ein Festkleid, wenn ich groß bin, mit Gold bestickt, aus schwerer bunter Seide, so kostbar — so — wie die reichen Mädchen in der Prozession — die Wahrsagerin hat es mir gesagt! Hörst du auch, Mütterchen?

Digitized by Google

Aber die alte Frau ließ sich von dem Freudenrausch des Kindes nicht anstecken. Müde in sich zusammengekauert saß sie da, noch ganz in den Kummer versenkt, der beim Anblick ihrer weinenden Mitschwestern neu in ihr erwacht war. Es war, als habe man ihr soeben erst den Mann und die Söhne tot ins Haus gebracht.

O Nolaik, sagte sie, fünf waren es! Und einer schöner und kräftiger als der andre. Der Jüngste aber war der wildeste und mutigste. Und von ihm hab ich nicht mal den Totenschein. Wer weiß, wo das Meer ihn hingetragen hat. Nicht mal ... seinen Totenschein ... hab ich!

Vielleicht ist er gar nicht tot, liebe Mutter Monik, versuchte Nola zu trösten.

Aber die Alte schüttelte den Kopf. Ach, Kind, Nolaik, sagte sie, du kennst das Meer noch nicht, du bist noch jung. Sie sind immer tot — die nicht heimkommen! Vor vielen Jahren ist er mit einem großen Kaufmannsschiff in die südlichen Meere gefahren, nach den heißen Ländern, und seither habe ich nichts mehr von ihm gehört. Vor vielen Jahren, Kind!

Da nickte Nola überzeugt.

Nun war auch ihr Frohsinn verflogen. Mit hängendem Köpfchen schlich sie heim in das verwahrloste Haus ihres Vaters.

Das Fest war zu Ende.

Nun ging alles wieder seinen alten Gang. Es war wieder still und einsam auf der Düne, und das Meer rauschte wie immer. Und Mutter Monik fand langsam ihre Ruhe wieder. Den ganzen Tag war sie in der Kirche, fegte den Boden und sammelte sorgfältig den Staub, den sie dann in ein Tüchlein knotete, um den Pilgern davon ein Prislein zu schenken, das aufs Feld gestreut das Wachstum der Früchte mehren sollte. An jedem Dienstag fanden sich einige Pilger ein, denen sie im Gotteshaus den Willkomm bot, sie zur heiligen Quelle führte und in ihrem Namen Gebete sprach. An den übrigen Wochentagen pflegte sie allein mit der Heiligen zu sein. Sie tat dann ihr Bestes, dieser die Zeit auf eine angenehme Weise zu vertreiben. Sie sang ihr Lieder, läutete für sie und führte stundenlange Gespräche mit ihr. Und das stille Bild sah sie freundlich und huldreich an und tröstete und beruhigte sie wunderbar. Ein geheimnisvolles Einverständnis war langsam aufgekommen zwischen dem steinernen und dem lebendigen Mütterchen: war ein Pilger unterwegs zur Kirche, so tat es die Heilige der alten Monik durch irgend ein Zeichen zu wissen. Entweder hallte der Laut eines unsichtbaren Schrittes über die Fliesen, oder ein Krachen erschütterte die Bretterwand des Altars. Und hier und da, wenn es sich um ein besonders schwieriges Gelübde handelte, meinte Monik ein Schweißtröpflein auf der Stirn der Heiligen perlen zu sehen.

Der Winter schlich langsam hin. Wilde Stürme umtosten das einsame Gotteshaus der Palude und das kleine Gehöft, in dem ein Kind die Wirtschaft führte. Eines Nachts riß der Wind das Dach der Zollhütte weg, in der die alte Monik Unterschlupf gefunden hatte. Da nahm die barmherzige Nola sie zu sich ins Haus. So hatte die alte Frau nun zwei Heimstätten, des Nachts im Kerlazschen Hause und tagsüber in der Wohnung der Heiligen.

Gegen das Frühjahr zu wurde das Meer so wild und gebärdete sich so ungestüm und brüllte so laut und zornig, daß es Nola oft den Atem versetzte und sie sich in heller Angst zu Mutter Monik in die Kirche flüchtete. Und doch wußte sie niemand draußen auf See, für dessen Leben sie hätte bangen müssen, so wenig wie die alte Monik, obwohl ihnen beiden das Herz zitterte in bittrer Angst bei dem Brüllen des hungrigen Ungeheuers.

San Anna benniget, beteten sie zweistimmig, erbarm dich der Armen draußen auf See, erbarm dich, lichter Stern des Meeres, gütige Schützerin, mitleidige

Digitized by Google

Freundin der Seeleute, erbarme dich! Gedenke der Frauen, gedenke der Mütter, der Kinder, der Schwestern an Land, laß sie nicht zu Witwen und Waisen werden, o gütige Helferin, erbarme dich, erbarme dich!

So kam der Frühling auf den Schwingen des Sturmes herangezogen. Der Wald von Plomarc'h belaubte sich, das Moos wurde wieder frisch und grün und duftete süß wie die blonden Haare der Königstochter Ahés. Und ihre Augen leuchteten aus den stillen Waldseen.

Nun fing Nola schon an zu rechnen, wieviel Wochen noch bis zum nächsten Gnadenfest verstreichen müßten.

Doch da trat ein Ereignis ein, das den Frieden ihres jungen Lebens jählings über den Haufen warf. Ein Bote kam aus Douarnenez gelaufen, der ihr meldete, daß ihr Vater bei einer Rauferei sein Leben eingebüßt habe.

Da fielen die Sorgen wie ein schwarzer Schleier über die arme kleine Hausfrau auf der Palude her. Bei Lebzeiten hatte der Vater ihr manchen Jammer bereitet, aber sein Tod brachte ihr noch tausendmal mehr Kummer und Sorgen. Es war ein Glück, daß sie die alte Monik zu sich ins Haus genommen hatte, sonst wäre sie jetzt ganz allein gewesen, und die Leute aus Douarnenez, die sich in alles mischten, hätten sie wohl gleich aus ihrem Hause fortgeholt in die Stadt. Denn Marie-Ange hatte ihr angeboten, ihr einen Platz als Sardinenarbeiterin zu verschaffen. Da sollte sie in der langen Reihe der Mädchen stehn und tagaus tagein mit den übelriechenden Fischen herumhantieren, wovor sie einen Widerwillen hatte. Und des Nachts sollte sie in einem fremden Hause schlafen, bei fremden Menschen, womöglich mit Kindern zusammen in einer Kammer, die sie anstarren und auslachen würden.

Ja, das war etwas andres gewesen, hier oben beim Fest der Marie-Ange freiwillig zu helfen! Aber in die Stadt wollte sie nicht, wollte nicht Sardinenarbeiterin werden und wollte sich nicht wie ein wehr- und rechtloses Stückchen Vieh aus ihrem Hause heraustreiben lassen! Denn so jung sie war, hatte sie doch das Gefühl des Waltens am eignen Herd schon kennen und schätzen lernen. Für die Ihren, den Vater und ihren Gast und Schützling, die alte Monika, hatte sie sich mütterlich abgemüht, und die beiden hatten sie selbständig wie eine Erwachsne gewähren lassen. Und sie hatte die alten Kessel, in denen sie gekocht, den Besen, mit dem sie gefegt, ihre Kessel, ihren Besen geheißen und sich dazu in vollem Recht gefühlt. Und nun sollte ihr das alles genommen werden? Wie über ein kleines hilfloses Kind sollte über sie jetzt verfügt werden? Ihr leidenschaftliches Herz füllte sich plötzlich mit Bitterkeit und gehässigem Zorn bis zum Rande. Nein nein nein! Es sollte ihnen nicht gelingen, sie aus dem Elternhaus zu verjagen, den großen, brutalen, eigenmächtigen Menschen aus Douarnenez! Freilich, das sagte ihr ihr praktischer Verstand, daß sie allein, ohne Hilfe der Verwaltung des kleinen Gutes nicht gewachsen sein würde. Haus und Stall konnte sie wohl besorgen, aber weder sie noch die alte schwache Frau konnte die Wiese und die kleinen Äcker, die ziemlich weit landeinwärts gelegen waren, instandhalten. Sie konnten auch nicht auf den Sardinenfang hinausfahren. Das alles war Männerarbeit. Ach, wenn von den Brüdern wenigstens einer am Leben geblieben wäre! Wer sollte jetzt zum Pachtherrn gehn, um zu bitten, ihr den Hof noch länger zu lassen? Sie selbst? Ein zwölfjähriges, schmächtiges, kleines Mädchen? Ach, der Herr hätte sie nur ausgelacht!

Die alte Monik wußte auch keinen Rat, ihr lebte kein männlicher Anverwandter mehr, den sie hätte zu sich rufen können.

Ja, sagte sie, wenn das Meer mir nur einen Sohn noch gelassen hätte, der wäre der Rechte dazu gewesen, der hätte die alte verkommne Wirtschaft wieder hoch gebracht!

Digitized by Google

Aber Nola stampfte vor Zorn weinend mit dem Fuß auf. Sie sind ja aber alle tot, schrie sie, was hilft mirs denn!

Ja, ich verlaßne, schwache alte Frau kann dir freilich nicht helfen, mein armes Kind, sagte Monik sanft. Aber ich weiß eine, die alles kann, an die halte dich. Unsrer gütigen Heiligen trag dein Anliegen vor, sie wird dir einen Rat wissen. Ihr seid doch ihre eignen Leute, ihr Kerlaz, und wohnt auf ihrem Grund und Boden, da wird sie dich doch nicht im Stich lassen?

Da atmete Nola tief auf. Ja ja, du hast recht, sagte sie. Sie wird helfen, unsre Heilige!

Dann lief sie zur Kirche hinüber. Und zum erstenmal in ihrem Leben sprach sie zur Heiligen wie zu einer lebendigen mitfühlenden Seele, anstatt wie bisher die alten, auswendig gelernten Gebete vor dem Bilde herunterzuleiern.

Liebe Mutter Anna, sagte sie, ich bin in großer Not, sie wollen mich aus unserm alten Hause vertreiben! Kannst du mir nicht helfen?

Bittend schaute sie zu der Heiligen auf. Es war ein freundliches altes Gesicht, das auf sie niedersah, ein wenig schwermütig aber voller Güte. Und es wurde von der grauen Haube, die sie selbst verfertigt hatte, traulich eingerahmt.

Da hob Gwennola die gefalteten Hände auf und strich über das Kleid der Heiligen. Ein großes Zutrauen kam in ihr Herz.

Liebes Mütterchen, sagte sie, bist du nicht froh über dein nettes Kleid und über deine große Haube? Sieh, das habe ich dir alles genäht, und ich habe mir rechte Mühe dabei gegeben. Nun sei du auch gut zu mir und gib mir einen Rat: Was soll ich tun?

Sie belauerte erwartungsvoll die schmalen Lippen der Heiligen, aber die waren steinern und regten sich nicht. Nein, dachte Nola, solch großes Wunder geschieht nicht für ein kleines Mädchen wie ich, sie wird es anders angreifen. Ich will die Augen schließen und in mich hinein horchen, sie wird mir gewiß den guten Rat eingeben, um den ich sie gebeten habe.

Sie verharrte jetzt regungslos mit festgeschloßnen Augen und wartete auf die Stimme, die zu ihr reden würde. Ihr Herz klopfte in harten Schlägen, die Glieder zitterten ihr vor Erregung. Und endlich kam die Stimme. Nimm dir einen Mann, wie es die erwachsnen Mädchen tun, sagte sie.

Aber ich bin noch ein Kind, wandte sie ein, wer wird mich heiraten wollen?

Kannst du nicht arbeiten und wirtschaften wie eine Erwachsne? Was braucht es weiter? Du wirst ihn schon zufriedenstellen!

Aber wer soll es sein? Ich kenne niemand, keinen Mann außer dem Herrn Recteur, und der ist ein Priester!

Gleich wird er zur Tür hereinkommen, dein zukünftiger Mann, warte nur! Warte vertrauensvoll, kleine Nola, er kommt. Er ist schon unterwegs. Hörst du seine Schritte noch nicht?

Das Kind hielt den Atem an und lauschte. Ja ja, nun hörte sie es deutlich! Immer näher klangen die Schritte — jetzt schon auf dem Vorplatz — jetzt — jetzt — da stand er unter der Tür —

Nola erschrak. Angstvoll starrte sie auf den Eintretenden. Das sollte er sein? Ach, der sah furchterregend aus, so verwahrlost und wild, und so böse schaute er drein.

Eine solche Angst befiel sie, daß sie schnell um das Heiligenbild herumhuschte und sich hinter die breite Säule versteckte.

Der Fremde sah sich suchend in der Kirche um, bis sein Blick auf das alte Bild der heiligen Anna fiel. Da stieg ihm das Blut ins Gesicht, und eine wilde Erregung bemächtigte sich seiner. Keuchend rang sich der Atem aus seiner Brust, und seine braunen Seemannsfäuste ballten sich. Zerrissen und vertragen waren die

Digitized by Google

Matrosenkleider, die er trug, sein Haar war verwildert, aus dem dunkelgebräunten Gesicht stachen die grauen Augen wunderlich hell heraus. Er sah aus wie einer, der einem Schiffbruch mit knapper Not entronnen ist. Aber warum gebärdet er sich dann so verzweifelt und böse? fragte sich das kleine Mädchen, das furchtsam hinter dem Bildsockel hervorlauerte.

Ja, warum? Darauf sollte sie bald Antwort erhalten, denn der seltsame Mensch schrie der armen, schuldlosen Heiligen seinen Zorn und seinen Kummer mit brutaler Offenheit ins Gesicht.

Du, warum hast du nicht besser aufgepaßt! War er etwa nicht fromm? Trug er dein Bild nicht bei sich? Betete er nicht täglich? Was hat es ihm nun geholfen? Nun liegt er auf dem schmutzigen Meeresgrund, und die Fische nagen an ihm! Und er war mein Freund! Hörst du? Er war der einzige von allen, den ich lieb hatte! Wie einen Bruder! Ja, ich selbst bin schlecht gewesen, böse hab ich es getrieben, aber er war gut, und er wich mir nicht von der Seite, wenn ich an Land ging, um mich von den schlimmsten Dummheiten zurückzuhalten. So war er! Und du hast ihn elend versaufen lassen! Warum ihn? Warum nicht mich? Bist du denn blind und taub, oder bist du so ungerecht?

So raste der Mann und gebärdete sich unsinnig wie ein großes, leidenschaftliches Kind.

Die Heilige wird den Vermeßnen strafen, dachte Nola, gleich wird er tot umfallen, wie vom Blitz getroffen!

Aber die erfahrne Heilige machte es anders. Sie sah ihn unbeweglich an mit ihrem schwermütigen, guten, alten Steingesicht, das lange, lange auf dem Grunde des Meeres zwischen Algen und Muscheln gelegen hatte. Aber nicht das Meer, nicht die Algen und das Getier der Tiefe hatten ihr das Gesicht so jammervoll durchfurcht und zerfressen. Die Tränen der Beter hatten das getan, die blutigen Tränen der Witwen und Mütter hatten ihre Spuren auf dem milden Greisinnenantlitz zurückgelassen.

Der Mann starrte das alte Gesicht an und wurde ganz still. Die sehnigen Arme mit den böse geballten Fäusten sanken ihm langsam am Körper herunter, langsam neigte er das Haupt, und seine Knie bogen sich. Nun lag er bitterlich schluchzend am Boden zu Füßen der alten bretonischen Heiligen.

Sie hatte ihn bezwungen! Nola preßte die gefalteten Hände aufs Herz: sie hatte ein Wunder mitangesehn! Sie fürchtete sich jetzt nicht mehr vor dem armen, schluchzenden Menschen.

Der fing leise wieder zu sprechen an, mit weicher, tränenerstickter Stimme. Er glaubte sich ja allein, ganz allein in dem einsamen Gotteshause.

Mutter, sagte er, Mütterchen! Dann blieb er still weinend regungslos am Boden liegen.

Da hielt Nolas mitleidiges Seelchen es nicht länger mehr aus. Leise kam sie um die Säule herumgehuscht und legte ihre kleine, schon verarbeitete Hand auf die Schulter des Mannes.

Du mußt nicht so weinen, sagte sie. Es ist ja schlimm, daß dein Freund ertrunken ist, aber es geht immer so. Das ist Ahés, die das tut, weißt du, und gegen die Böse kann unsre liebe Heilige nicht an, die hört nicht auf sie, weil sie eine Heidin ist! Mir hat sie auch drei Brüder in die Tiefe gezogen und der armen Mutter Monik gar fünf! Und vom Jüngsten hat sie nicht einmal den Totenschein! Tröste dich nur, guter Mann, so geht es allen Leuten.

Da hob der Fremde den Kopf, um zu sehn, woher die Engelstimme käme, die mit so süßem Klang zu ihm redete.

Digitized by Google

Aber da sah er nur ein kleines Mädchen in einem vertragnen Kleidchen vor sich stehn. Unter der weißen Haube schaute das Gesichtchen doppelt braun und schmal hervor. Und daraus strahlten ihn ein paar meergrüne leuchtende Augen an.

Wer bist du? fragte er.

Ich heiße Gwennola Kerlaz, sagte sie nicht ohne Stolz. Ich wohne hier nahebei, wir sind die Mesnersleute der heiligen Anna. Wer bist denn du?

Ich? sagte er. Ich bin ein heimatloser, elender, verzweifelter Mensch. Der Freund ist mir ertrunken, und die Mutter — habe ich durch eigne Schuld verloren — ich hätte mich früher nach ihr umsehn sollen!

Ist sie schon lange tot?

Was weiß ich? Sieben Jahre lang habe ich mich auf dem Meer und in fremden Ländern herumgetrieben. Wie ich jetzt endlich heim komm und die Tür zum Elternhaus aufstoß, sieht mich ein fremdes Gesicht an. Nach der Mutter frag ich und nach den Brüdern. Von den Brüdern, sagte die Fremde, könne ich zwei auf dem Kirchhof finden, wenn ich sie da suchen wolle, die zwei andern lägen irgendwo auf dem Meeresgrund, aber über die Mutter könne sie mir keine Auskunft geben, die sei ausgewandert, und niemand wisse, wohin. Das Häuschen habe man ihr gepfändet und Vaters altes Fischerboot.

Davon bin ich ein Narr geworden! Ich habe wie ein Irrsinniger getobt und um mich geschlagen, dann habe ich getrunken und gejammert und geheult wie ein kleines Kind. Ich wußte nirgends eine Stätte auf der Welt, wo ich hätte weiter leben mögen. Auch einschiffen konnte ich mich nicht wegen des Hasses und des Ekels da drinnen! Ich wußte ja: das ganze Wasser schwimmt voller Leichen, der Vater, die beiden Brüder und auch er, Jan Marez, den ich liebhatte! Die wilde Wut da drinnen in der Brust wußte ich nicht zur Ruhe zu bringen! Ich sei krank, sagten die Leute, ich solle zur Heiligen von der Palude gehn, die werde mich heilen und mir den Frieden wiedergeben, aber ein Gelübde müsse ich tun. Ich habe sie ausgelacht! Ich bin aber doch hierher gegangen, weil ich nirgends Ruhe hatte. Ich versuchs, habe ich gedacht. Die Kinder singen es ja auf den Straßen, daß jede Seele ihren Frieden findet droben auf der Palude. Da bin ich heraufgekommen.

Nola nickte verständnisvoll. Und zuerst hast du noch getobt und geschimpft. Aber dann hat die Heilige dich angesehn, und dann ist der böse Geist aus deinem Herzen gefahren, und du hast —

Geweint, hatte sie sagen wollen, aber sie fürchtete, es könne ihn beschämen, daß sie Zeuge seines Jammers gewesen war.

Dann bist du ganz gut geworden, ergänzte sie nun ihren Satz.

Da lachte er bitter. Ganz gut! Nur schwach und gerührt wie ein Knabe, der die Mutter nach langer Zeit wiedersieht. Denn die Heilige da — die gleicht meinem Mütterchen, Kind!

Nola lächelte. Sie gleicht vielen alten Frauen, sagte sie. Weil auch sie viel geweint hat in ihrem Leben, daher kommts, sagt Mutter Monik. Und Mutter Monik gleicht ihr auch, wie Schwestern sehn die beiden aus. Darum fürchtet man sich auch nicht vor ihr, obschon sie eine große Heilige ist und die Großmutter unsers Herrn Jesus. Sie ist ja doch eine echte Bretonin und hat uns alle lieb. Und sie hilft gern. Mir ist es auch gegangen wie dir. Ich bin ganz zornig und verzweifelt hierher gerannt — weil ich nicht mehr wußte, was ich tun sollte! Denn sie wollen mich aus meines Vaters Hause jagen, mußt du wissen, und nun habe ich sie um einen Rat gebeten. Und — sie hat — mir denn auch einen zugeflüstert!

Der Fremde war jetzt aufgestanden. Teilnehmend sah er auf das seltsame Kind herunter, das so altklug und verständig redete wie eine erfahrne Frau.

Und welchen Rat hat sie dir denn gegeben?

Digitized by Google

Ich soll einen Mann nehmen, wie die großen Mädchen es tun, hat sie gesagt. Der erste, der zur Kirchtür hereinkommt, wird es sein, den sollst du heiraten! Und das bist du nun gewesen. Zuerst habe ich mich vor dir entsetzt, du sahst so wild und böse aus — ich habe mich im ersten Schrecken hinter die Säule verkrochen. Aber nun fürchte ich mich nicht mehr, denn ich sehe jetzt wohl, daß du im Grunde nicht schlimm bist, und ich will gern der Heiligen gehorchen und deine Frau werden.

Da sah der zerlumpte Matrose, der die halbe Welt umsegelt hatte und mit Frauen von der verschiedensten Hautfarbe verkehrt hatte, sie eine Weile verblüfft an. Dann brach er in ein lautes Gelächter aus, sodaß Nola erschrocken und gekränkt ein paar Schritte zurücktrat.

Ich sehe da nichts zu lachen, sagte sie, die Heilige meint es sicher gut mit mir und mit dir. Ich kann doch nicht allein unser kleines Pachtgut bestellen, jetzt wo Vater tot ist, dazu gehört ein Mann. Und du bist groß und stark, dir wird der Pachtherr gern das Gut überlassen, du mußt nur zusehn, daß du den Zins pünktlich abzahlst, darauf sieht er scharf — aber ich werde dich schon zur Zeit daran mahnen! Und dann wohnst du als mein Mann in unserm alten Hause und kannst darin bessere Ordnung schaffen, denn Vater hat sich um nichts mehr bekümmert in letzter Zeit. Und was mich betrifft — sie sah ihn unbefangen an, ein klein wenig verlegen zwar darüber, daß sie sich selbst nun so herausstreichen mußte —, wenn ich auch noch etwas klein bin, arbeiten kann ich wie eine Erwachsne, du wirst schon zufrieden mit mir sein, Vater ist es auch gewesen!

Nun lachte der Matrose wieder. Und wann soll denn die Hochzeit sein? fragte er.

Da nahm ihr Kindergesicht einen nachdenklichen, ernsten Ausdruck an. Am besten wärs, wir gingen heute abend noch nach Douarnenez zum Rekteur und meldeten uns als Hochzeitsleute an, sagte sie. Denn übermorgen schon will mich Marie-Ange, die dicke Frau, die in den Hallen Fische verkauft, herunterholen in die Stadt, und dann soll unser Haus und alles, was drin ist, versteigert werden. Deshalb wäre es gut, wenn du morgen schon zum Pachtherrn gingst und dich ihm vorstelltest als Schwiegersohn des bisherigen Pächters und ihn bätest, noch ein wenig Geduld zu haben, weil Vaters Beerdigung so viel Geld gekostet habe, sodaß wir den Zins diesmal nicht pünktlich bezahlen könnten, aber bald solle es dann besser werden. Wenn er dich sieht — ich muß dir aber erst deine Jacke noch flicken, und die Haare mußt du dir glatter kämmen —, dann wird er dir schon vertrauen!

In angstvoller Spannung hingen ihre Augen jetzt an seinem Gesicht, dessen Ausdruck ihr noch immer nicht behagen wollte. Du wirst doch auch froh sein, ein Haus und Heim zu bekommen, wo du doch nicht mehr aufs Meer hinaus magst, wagte sie ihm jetzt vorzuhalten. Das alles bekommst du doch nun durch mich! Freilich eines müßtest du mir versprechen: es wohnt eine alte Frau bei mir, die hat auch kein Heim mehr in der Welt, die müßtest du weiter bei uns im Hause dulden. Willst du das? Die alte Monik wird auch gut zu dir sein, als wäre sie dein eignes Mütterlein, das sollst du sehn!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 29. November 1908

(Die Lage im Orient. Deutschland und England. Zur Reichsfinanzreform.)

Die aufgestörten Nerven der politischen Welt wollen sich noch immer nicht beruhigen. Aus den Schwierigkeiten, die allen europäischen Mächten durch die Balkankrisis bereitet worden sind, ist ein Ausweg noch nicht gefunden; die Spannungen dauern fort, und die kleinen Balkanstaaten verharren in der gereizten, kriegslustigen Stimmung gegen Österreich-Ungarn, während das jungtürkische Regiment im Osmanenreich noch nicht die rechte Sicherheit erlangt hat, um einen festen Kurs durch alle Gefahren der Lage hindurch zu steuern. Der „Triple-Entente" England, Frankreich und Rußland merkt man an, wie sehr ihnen die österreichisch-ungarische Balkanpolitik Verdruß bereitet hat, aber um deswillen Europa in Brand zu setzen, scheut man sich um so mehr, als die innere Einigkeit und wahre Interessengemeinschaft der drei Mächte, die durch ganz eigenartige weltpolitische Erwägungen und Notwendigkeiten zusammengeführt worden sind, manches zu wünschen übrig läßt und nicht zu starken Belastungsproben ausgesetzt werden darf. Um der asiatischen Verhältnisse willen sind England und Rußland eine politische Vernunftehe eingegangen, und die Gründe dieses Verhältnisses reichen gerade aus, um Rußland zu vermögen, an der Seite Englands in Persien mit süßsaurer Miene die Rolle eines Schutzengels der Volksfreiheit gegen die Staatsstreichgelüste des Schahs zu übernehmen. Aber im noch nähern Orient will das Rechenexempel nur schwer stimmen. Wenn England zur Befestigung seines Einflusses am Goldnen Horn die Formel findet, daß es sich als Hort des jungen türkischen Parlamentarismus fühlt, so kann Rußland das an dieser Stelle nicht ohne weiteres mitmachen. Es kann nicht nach Teheraner Muster seine Vertreter die englischen Kundgebungen mit unterzeichnen lassen, denn damit würde es die überlieferte Grundlage seiner Balkanpolitik, die Sympathien und Hoffnungen der Südslawen, rettungslos preisgeben. Es kann auch nicht wie früher die Sympathien der Südslawen durch eine Draufgängerpolitik nähren, denn wenn man auch die wirkliche Macht Rußlands keineswegs in dem Maße unterschätzt, wie es viele nach dem japanischen Kriege zu tun geneigt sind, so hat Rußland doch alle Ursache, eine vorsichtige Politik zu treiben, wenn es mit der Möglichkeit rechnen muß, sein Prestige in der slawischen Welt durch einen Krieg zu erproben. Und das hier Erwähnte ist nur ein Teil der Schwierigkeiten und Widersprüche, die sich aus der gegenwärtigen Lage auf der Balkanhalbinsel ergeben.

Nebenher geht die fortgesetzte Erörterung der deutsch-englischen Beziehungen in allen Tonarten, die überhaupt möglich sind. Eine bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehende Verbissenheit und Gehässigkeit kommt dabei auf englischer Seite ebenso zum Wort wie das Bestreben, die Lage maßvoll und friedfertig aufzufassen. Aber das beherrschende Moment ist ein bis zu vollständigen Wahnvorstellungen gesteigertes Mißtrauen, das jeder vernünftigen Vorstellung unzugänglich ist. In der deutschen Presse begnügt man sich im allgemeinen damit, dies festzustellen und die Konsequenzen, die man für nötig hält, daraus zu ziehen. Eine wirkliche Erwiderung der Feindseligkeit, die in England gegen uns herrscht, ist kaum zu spüren; die Stimmung bei uns ist mehr die eines allgemeinen Kopfschüttelns über die fieberhafte Nervosität der Engländer. Dem in dem Kaiserinterview des Daily Telegraph enthaltnen bedauerlichen Irrtum, als ob die Mehrheit des deutschen Volkes englandfeindlich sei, folgte ein allgemeiner Protest der Presse und sämtlicher Parteien des Reichstags. Aber man darf sich nicht darauf verlassen, daß dieser

Digitized by Google

Protest von dem Teil der öffentlichen Meinung in England, der die Vorstellung von der „deutschen Gefahr“ aufrechtzuerhalten beflissen ist, gehört und beachtet wird, wenn auch der Premierminister Asquith in vollkommen loyaler Weise darauf hingewiesen hat. Wir dürfen uns daher keinen Täuschungen hingeben und müssen damit rechnen, daß die aufgeregten Nerven des englischen Volkes noch immer künstlich in Spannung gehalten werden und uns Überraschungen bereiten können.

Darauf deutet auch das Auftreten der beiden Lords Roberts und Cromer im Oberhause hin. Sie traten dafür ein, daß nicht nur der englischen Seemacht der absolute Vorrang vor allen übrigen gesichert werde, sondern auch die Landmacht auf einen Stand gebracht werde, der die Sicherheit des Landes auch ohne den Schutz der Flotte verbürge. Nun kann man den Standpunkt dieser beiden um ihr Land hochverdienten Männer wohl verstehn. Die militärischen Erfahrungen des Lord Roberts legen ihm den Gedanken nahe, daß das alte System, mit dem sich England bisher in den von ihm geführten Landkriegen beholfen hat, auf die Dauer nicht genügende Gewähr dafür bietet, daß England unter den andern stark gerüsteten Weltmächten jeder Aufgabe einer modernen Großmacht gewachsen ist. Der alte Soldat, der zwar kein genialer Feldherr, aber ein klarblickender, entschlossener Patriot ist, hat auf den Schlachtfeldern Indiens und Südafrikas genug gesehen, um die Erfordernisse der Weltlage zu begreifen. Und ebensowenig kann sich ein bedeutender Staatsmann wie Lord Cromer, der solange auf einem Posten gestanden hat, der für die heutige Weltstellung Englands vielleicht der entscheidendste und verantwortlichste ist, darüber täuschen, daß die englische Macht einer stärkern Heranziehung und Ausnutzung der militärischen Kräfte des Mutterlandes bedarf, und daß die Flickarbeit, die der Kriegsminister Haldane mit redlichem Willen, aber geringem Erfolge vorzunehmen versucht hat, dazu nicht ausreicht.

So weit wird man es also verstehen, daß diese beiden Männer das Gewicht ihrer Persönlichkeit einsetzten, um in ihrem Lande das Bewußtsein zu wecken, daß die Verteidigung des Landes nicht auf einer starken Flotte allein beruhen könne, sondern eine weitere Entwicklung und Ausgestaltung der Wehrkraft erforderlich mache. Aber um dies ihren Landsleuten begreiflich zu machen, wiesen sie auf die Gefahr einer deutschen Invasion hin. Nun wird man nicht annehmen können, daß Lord Roberts und Lord Cromer selbst für ihre Person an diese Gefahr glauben. Es gibt vielleicht im englischen Parlament sogenannte „Politiker“, die dergleichen glauben können, weil sie von den Bedingungen, unter denen militärische Unternehmungen moderner Armeen ausgeführt werden können, durchaus nichts verstehen. Zu den Persönlichkeiten dieser Art wird man Lord Roberts nicht rechnen dürfen. Und was Lord Cromer betrifft, so ist er zwar nicht militärischer Fachmann, aber ein klarer Kopf und ein scharfblickender Mann der Praxis, der nicht etwas behaupten wird, was er nicht auf seine Wirklichkeit oder Möglichkeit hin genau geprüft hat. Man kann also ruhig sagen: es ist ausgeschlossen, daß die beiden Männer eine deutsche Invasion für möglich oder wahrscheinlich halten. Trotzdem haben sie ihre Ausführungen ausdrücklich auf diese Befürchtung gestützt. Warum wohl?

Es gibt dafür nur eine Erklärung. Die beiden Mitglieder des Oberhauses müssen doch wohl geglaubt haben, daß bei dem Publikum, das sie zu ihrer Ansicht bekehren wollten, kein andrer Beweisgrund so eindrucksvoll und zugkräftig sein werde wie gerade der Gedanke einer drohenden deutschen Invasion. Und eben dieser Gedankengang ist es, der der Sache für uns eine Bedeutung gibt. An und für sich kann es uns ganz gleichgiltig sein, welche Maßregeln England zu seiner Verteidigung für notwendig hält. Denn wir wollen ja England gar nicht angreifen, und somit ist es eine innere Angelegenheit Englands, wie es seine Wehrkraft organisieren will. Was uns aber interessieren muß, ist die Tatsache, daß bedeutende

Digitized by Google

Männer in England, um reorganisatorische Gedanken auf diesem Gebiete durchzusetzen, selbst den Schein der Lächerlichkeit und der Unkenntnis nicht scheuen und die Begründung ihres Vorgehens in einer Verdächtigung Deutschlands suchen. Daraus folgt nämlich, daß das Mißtrauen gegen Deutschland und die Überzeugung einer von uns drohenden Gefahr in England viel verbreiteter und stärker ist, als die vernünftigen Leute im britischen Reiche wahrhaben wollen. Darauf müssen wir uns natürlich einrichten. Wir sollen nicht etwa den Haß und das Übelwollen, das uns entgegengebracht wird, erwidern, denn das würde eine politische Torheit sein, die uns nur Schaden bringt, aber wir müssen auf alles gefaßt sein und dürfen keinesfalls den Sirenenrufen folgen, die uns mit Abrüstungsgedanken und freiwilligen Einschränkungen unsrer Land- und Seemacht ködern wollen. Wenn unsre durch die Tat bewiesne Friedensliebe seit Bestehen des Deutschen Reichs so wenig Früchte getragen hat, so wird die Verminderung unsrer Streitkräfte uns auch nicht vor Verdächtigungen schützen, wohl aber wird sie fremdes Mißtrauen und Übelwollen zur Angriffslust steigern und den besten Schutz verringern, den wir für uns haben, nämlich die Furcht vor unsrer Macht.

In unsern Reichstagsverhandlungen ist die erste Lesung der Finanzreformvorlagen in der verflossenen Woche noch nicht zu Ende geführt worden. Die Debatte macht äußerlich den Eindruck des Versandens. Mit jedem neuen Verhandlungstage sinkt die Teilnahme an den Reden. Das kann vielleicht sehr übel gedeutet werden, aber es ist eigentlich nur natürlich. Es ist über die allgemeine Bedeutung der einzelnen Reformprojekte schon vor Erscheinen der Vorlage viel gesagt und geschrieben worden. Man kennt die Meinung der Parteien zur Genüge. Für die Frage, was nun aus der Vorlage werden soll, ist nicht die allgemeine Stellungnahme der Redner in der ersten Lesung, sondern die Kommissionsarbeit maßgebend. Daß die verschiednen Parteien zunächst an den einzelnen Vorschlägen allerlei auszusetzen haben, wußten wir vorher. Wer sein Urteil über das Schicksal der Reichsfinanzreform auf den Eindrücken der ersten Lesung aufbauen will, in der nach alter Gepflogenheit die Parteien ihre Meinung sagen ohne Rücksicht auf das praktische Ziel — das natürlich immer ein Kompromiß sein wird —, der muß selbstverständlich zu der Ansicht kommen, daß die Reform zu drei Vierteln schon gescheitert ist. Ja wenn man genau zusammenrechnet, welche Vorschläge schon jetzt eine sichre Mehrheit im Reichstage haben, so wird man vielleicht noch nicht ein Viertel des ganzen Bedarfs erhalten. Aber darauf kommt es zunächst gar nicht an, wenn es auch verschiednen Parteigewaltigen ein großes Vergnügen bereiten mag, mit der überlegnen Weisheit ihrer Parteigrundsätze die Vorschläge der Regierung zu zerzausen. Das kostet nichts und erfordert nicht einmal einen wesentlichen Aufwand von Verstand. Erst dann, wenn die Zusammenarbeit der Parteien mit der Regierung in das Stadium getreten ist, wo die Verantwortung für das Ergebnis ihren Druck auszuüben beginnt, kann man anfangen, Anhaltspunkte für das schließliche Schicksal der Reform zu suchen. Der Reichstag ist in diesem Falle gar nicht in der Lage, sich durch ein einfaches Votum seiner Mehrheit dafür zu entscheiden, ob er eine Regierungsvorlage annehmen will oder nicht. Hier ist seine Aufgabe höher und umfassender. Er ist zur verantwortlichen Mitwirkung an der Bewältigung einer Aufgabe berufen, die von grundlegender und entscheidender Bedeutung für die Zukunft des Reiches ist. Die Unhaltbarkeit der Finanzorganisation des Reichs ist von allen Parteien in der Hauptsache anerkannt worden. Daran muß man festhalten. Der Versuch einiger Parteien, den zu deckenden Bedarf durch Rechenkunststücke etwas hinunterzuschrauben, hat nur die Bedeutung eines parlamentarisch-taktischen Manövers, das mit der alten Gewohnheit, an die Dummheit der Wählermassen zu appellieren, zusammenhängt, an der

Digitized by Google

Verantwortlichkeit des Reichstags für die Lösung der tatsächlich vorliegenden Aufgabe jedoch nichts ändert. Darin liegt ein Zwang für den Reichstag, zu einem bestimmten Ergebnis zu gelangen, wodurch für den Finanzbedarf des Reichs Deckung geschafft wird, und unter diesem Zwange ist es den Parteien gar nicht möglich, sich auf den Standpunkt zu verbeißen, der ihnen als finanzpolitisches Ideal vorschwebt. Es müssen eben von allen Seiten Zugeständnisse gemacht werden, weil am letzten Ende doch von keiner Partei die Verantwortung für das Scheitern der Reform übernommen werden kann. Man erinnere sich, welche weitgehende Meinungsverschiedenheiten bei der Beratung des Zolltarifs zu überwinden waren. Und damals gab es Parteien, die den neuen Zolltarif überhaupt nicht wollten, sich also auch kein Gewissen daraus zu machen brauchten, wenn nichts zustande kam. Heute liegt der Fall anders. Alle Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie — die ja auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung überhaupt nichts will, also bei allen positiven Zielen von vornherein selbstverständlich ausfällt — *wollen* eine Finanzreform. Daß jede Partei zunächst versucht, sie möglichst auf *ihre* Art zu wollen, ist natürlich. Das ist aber kein endgültiges Hindernis für das notwendige Kompromiß, das man nicht aus einem unbegründeten Optimismus, sondern im Hinblick auf die Logik der Tatsachen mit einem gewissen Recht zuletzt erwarten darf. Gewiß werden manche Vorschläge bedeutend umgeändert werden müssen, vielleicht auch ganz fallen. So erscheint das Schicksal der Gas- und Elektrizitätssteuer in der Tat zweifelhaft. Fallen wird hoffentlich auch die Inseratensteuer, dieses am grünen Tisch ausgebrütete Ungeheuer. Selten ist wohl eine Regierungsvorlage mit so geringer Kenntnis der wirklichen Verhältnisse ausgearbeitet worden wie dieses Projekt der Inseratensteuer. Aber mit diesen Steuern wird das Rückgrat der ganzen Reichsfinanzreform kaum berührt. Bedenklicher ist der Widerstand der Rechten gegen die Nachlaßsteuer. Denn sollte dieser Teil des Reformplans wirklich ausfallen, so wird der Gegendruck der andern Parteien, die ja schon große prinzipielle Zugeständnisse zu machen bereit sind, so stark sein, daß es ohne eine andre Art direkter Reichssteuern nicht gehn wird. Sollte aber eine Reichsvermögenssteuer durchgedrückt werden — was wir im Interesse der einzelstaatlichen Finanzen für eine unglückliche Maßregel halten würden —, so würden die rechtsstehenden Parteien aus dem Regen in die Traufe kommen. Denn bei einer solchen Vermögenssteuer würde die besondre Berücksichtigung der agrarischen und der Mittelstandsinteressen kaum zu ermöglichen sein. Die Nachlaßsteuer erscheint immer noch als die mildeste und geeignetste Form der Vermögenssteuer.

Vollständig beistimmen aber muß man den Konservativen, wenn sie sich mit Schärfe und in der entschiedensten Form gegen den von liberaler Seite unternommnen Versuch wenden, mit der Frage der Reichsfinanzreform die Frage der „konstitutionellen Garantien“ zu verquicken. Die Reichsfinanzreform ist keine Parteisache, die eine Partei anbieten oder versagen könnte, um etwas andres dadurch zu erlangen. Sie enthält in sich selbst so viele Notwendigkeiten gegenseitiger Zugeständnisse, daß die Heranziehung andrer Fragen der Gesetzgebung das Gleichgewicht in verhängnisvoller Weise verschieben muß. Deshalb liegt vorläufig in der Möglichkeit der Aufstellung liberaler Forderungen, die mit der Reichsfinanzreform selbst eigentlich nichts zu tun haben, die Hauptgefahr für das Zustandekommen des ganzen Werks.

Die landwirtschaftlichen Fortbildungskurse bei den bayrischen Truppenteilen. Der Gedanke, in den jungen Bauern, die der Heeresdienst in die Städte zieht, die Liebe zum Heimatdorf und zur Tätigkeit ihrer Väter durch landwirtschaftliche Fortbildungskurse wach zu erhalten, hat sich durch seine Überzeugungskraft ein Jahr nachdem ihn Regierungsrat von Braun in Augsburg noch

Digitized by Google

einmal gedacht hatte, ganz Bayern erobert. Der Verlauf und der Erfolg des ersten Kurses bei dem vierten Chevaulegersregiment in Augsburg bewirkten, daß sofort auch ein Truppenteil mit zweijähriger Dienstzeit, das vierte Feldartillerieregiment, das ebenfalls in Augsburg steht, für seine Mannschaften einen solchen Kurs einrichtete. Durch die Verlegung des Kurses in die Wintermonate, November, Dezember, Januar, Februar, März, wurde jede Schädigung des Dienstes vermieden, und dadurch, daß die Vorträge nicht an Abenden, sondern jeden Samstag nachmittags von zwei Uhr an stattfanden, wurde auch verhütet, daß die Ermüdung die jungen Leute um die Früchte des Unterrichts brachte. Das Regiment stattete seine lernbegierigen Mannschaften mit Heften und Bleistiften aus, die Kanoniere benutzten diese Geschenke fleißig, und so wird mancher von ihnen, wenn er zur Reserve entlassen wird, als Andenken an seine Dienstzeit ein Kollegienheft mit Lehren, Ratschlägen und Anregungen für seine Tätigkeit auf der eignen oder auf fremder Scholle in die Heimat bringen. Alle aber haben die Heimaterde nicht nur verteidigen, sondern auch besser bewirtschaften gelernt.

An diesem Kurse bei dem vierten Feldartillerieregiment haben 3 Unteroffiziere und 62 Mann des zweiten Jahrgangs teilgenommen. Gewiß werden auch von ihnen viele durch die Vorträge ihren Heimatdörfern und ihrem Berufe erhalten werden.

Nach diesen ersten zagen Schritten ging die Idee rasch durch das Land. Die Behörden förderten die Kurse, und die beiden Kammern erkannten den Wert des Gedankens und der bisher errungnen Erfolge an. Die zweijährige Dienstzeit hielt nun keinen Truppenteil mehr von der Einrichtung ab. So wuchs die Zahl der Kurse und der Teilnehmer rasch. An den Kursen, die das dritte Bataillon des einundzwanzigsten Infanterieregiments in Eichstätt und das zweite Ulanenregiment in Ansbach veranstalteten, nahmen 130 Infanteristen und 50 Ulanen teil, in den gemischten mittelfränkischen Garnisonen Erlangen, Fürth, Nürnberg betrug die Zahl der Teilnehmer 384, 200, 120 Mann. In Neumarkt in der Oberpfalz richtete die detachierte Eskadron des sechsten Chevaulegersregiments einen Kurs ein, an dem 35 Mann teilnahmen. Die Kurse, die beim zweiten Bataillon des einundzwanzigsten Infanterieregiments in Sulzbach, beim sechsten Infanterieregiment in Amberg und beim elften in Regensburg stattfanden, waren von 116, 176, 521 Mann besucht. An dem Kurse beim sechzehnten Infanterieregiment in Passau nahmen 120 Mann teil. Wieviel Mann beim zweiten Schweren Reiterregiment in Landshut und beim siebenten Chevaulegersregiment in Straubing landwirtschaftlichen Unterricht genossen haben, ist mir nicht bekannt, auch über den Besuch der Vorträge, die das erste Ulanenregiment in Bamberg halten ließ, fehlen mir genauere Angaben.

In der Landeshauptstadt war die Veranstaltung landwirtschaftlicher Fortbildungskurse besonders wichtig, da ihre starke Garnison von drei Infanterieregimentern, drei Feldartillerieregimentern, zwei Fußartilleriekompagnien, einem Reiterregiment, zwei Bataillonen und zwei Kompagnien technischer Truppen und einem Trainbataillon jährlich viele Hunderte von jungen Bauern dem Circenzauber der Großstadt aussetzt. Im Februar wurde auch hier der landwirtschaftliche Unterricht organisiert. Da sich gegen 800 Mann zur Teilnahme meldeten, wurden zunächst für die Mannschaften des zweiten oder dritten Jahrgangs, die im Herbst zur Reserve übertreten, zwei Parallelkurse zu je zwölf Vorträgen veranstaltet. An dem ersten, der am 29. Februar begann, nahmen Mannschaften des ersten Infanterieregiments, des ersten, dritten, siebenten Feldartillerieregiments, des Fußartillerie- und des Telegraphendetachements, der Luftschifferabteilung, der Equitationsanstalt und des Bekleidungsamtes teil. Der zweite Kurs, für Mannschaften des Infanterie-Leibregiments und der Bezirkskommandos, begann am 4. März. Da dem Leibregiment seine „langen Kerle“ aus allen Teilen des Königreichs zugewiesen werden, nahmen an diesem Kurse Bauern aus allen bayrischen Gauen teil, und der Erfolg dieses Unterrichts

Digitized by Google

wird dem ganzen Lande zugute kommen. Nachdem diese beiden Kurse abgeschlossen waren, begann im Mai ein dritter Kurs, der für die Mannschaften des zweiten Infanterieregiments, des ersten Schweren Reiterregiments und des Kadettenkorps bestimmt ist. Im Herbst, wenn die Teilnehmer an diesen Kursen zur Reserve entlassen werden, wird man den Erfolg des Unternehmens messen können. Da Ökonomierat Maier-Bode aus Augsburg, dem neben dem Regierungsrat von Braun das Hauptverdienst an der Einführung dieser Form der Volkserziehung in Deutschland zukommt, auch bei den Münchner Truppenteilen den landwirtschaftlichen Unterricht erteilt, darf man hoffen, daß der Erfolg seines Unterrichts auch hier so groß sein wird wie bei den Mannschaften des vierten Chevaulegersregiments.

Die Kosten des Unternehmens sind gering. Die Räume sowie die Beleuchtung und die Heizung stellen die Truppenteile. Der bayrische Kriegsminister erklärte bei der Beratung des Militäretats im Finanzausschuß der Reichsratskammer, daß sich eine schöne Entwicklung dieses löblichen Unternehmens voraussehen lasse, und daß er auch mit der Ausdehnung solcher Fortbildungskurse auf andre Gebiete, zum Beispiel das Gewerbe, einverstanden sei. So wird sich das Heer zu einer Fortbildungsanstalt für das Volk entwickeln, ohne seinen Grundcharakter als Stählungsanstalt zu verlieren. Mich interessiert das Unternehmen hauptsächlich, insoweit es die Erhaltung der Bauernkraft zum Ziele hat. Denn wie rasch Bauernkraft verwelkt, wenn sie entwurzelt und in die Stadt verpflanzt wird, habe ich im eignen Geschlecht erfahren, an mir selbst. Meine Vorfahren waren Schmiede im Ochsenfurter Gau. Ein Onkel meines Vaters zog mit der Großen Armee nach Rußland und kam aus der kalten Hölle wieder in die Heimat. Indem er nachts zum Ausruhen auf Bäume kletterte und sich festband, entrann er den Wölfen; wie er den Kosaken entronn, weiß ich nicht, den Hunger und den Frost überwand er mit seiner ungebrochnen, zähen Bauernkraft. So war er unter den dreitausend Bayern, die als Rest des bayrischen Korps die Heimat wiedersahen; in einer Winternacht klopfte er an das helle Fenster seines Vaterhauses, wo seine Schwester, meine Großmutter, Brot buk. Was der Herr Leutnant an Uniformstücken und sonstigen Hüllen an sich trug, verging in der Glut des Backofens zu Asche, er selbst aber, der voll trotziger Sehnsucht nach der Heimat immer vor dem Tode her so lange westwärts gewandert war und auf dem Wege doch viel Kraft verloren hatte, schlief und aß sich daheim rasch wieder gesund. Sein Neffe, mein Vater, dem das Krasterbe des Schmiede- und Bauerngeschlechts noch unverkürzt zuteil geworden war, verfiel, nachdem er lange in einer bayrischen Sanitätskompagnie gedient und in der Krankenpflege viel Gesundheit und Kraft geopfert hatte, der Stadt. Von seinen Söhnen erhält nur einer die militärische Tradition in der Familie aufrecht, mein jüngerer Bruder war noch für die Ersatzreserve brauchbar, ich selbst war ganz untauglich. Hätte ich wie mein Vorfahr im Winter von Polozk bis zur Tauber wandern müssen — mich hätten die Wölfe gefressen.

Ludwig Kemmer

Kantiana. Nicht bloß eine gedrängte und verständliche Darstellung, sondern auch eine scharfsinnige Kritik der kantischen Philosophie hat Oswald Külpe in seinem mit einem schönen Bildnis des Philosophen verzierten „Kant“ geliefert (146. Bändchen der bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“; 1907). Wir führen drei Stellen an, die Hauptergebnisse enthalten. „Man kann sagen, daß Kants Erkenntnistheorie nur eine Theorie der Formalwissenschaften ist. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnen alle seine Ausführungen eine natürliche Farbe und Bedeutung. In den Formalwissenschaften wird a priori gearbeitet, ist das erkennende Subjekt auf sich selbst gestellt, und sind die Gegenstände bloße Phänomene des erkennenden Geistes“ (S. 83). Die beiden eigentümlichen Theorien Kants „haben sich als unhaltbar erwiesen. Die Apriorität

Digitized by Google

bedeutet nicht die Subjektivität, und das Denken ist in weitem Umfange von der Anschauung unabhängig. Trotzdem war es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß Kant die Erkenntnis auf die mögliche Erfahrung einschränkte. Denn er brachte der spekulativen, auf die selbständige Kraft des Denkens vertrauenden Philosophie dadurch zum Bewußtsein, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, zwischen Überzeugung und Vermutung, zwischen Erfahrbarem und Unerfahrbarem gibt" (S. 95 bis 96). Freilich waltet in Kants „Ethik nicht die liebenswürdige Anmut, die alle Ecken abstumpft und alle Kanten rundet, ebensowenig die glückliche Harmonie, die alle Gegensätze ausgleicht und allem Tun und Treiben die beste Seite abzugewinnen weiß. Aber dafür kann sie den Heroismus und die Erhabenheit für sich in Anspruch nehmen. Der Held, dem es gelingt, trotz vorübergehender Irrungen und Anfechtungen seinem Gewissen zu folgen und seinen schlimmsten Gegner, die tierische Natur in sich selbst, dauernd zu besiegen, ist das persönliche Ideal der kantischen Moral. So stellt sie sich in einen entschiednen und bedeutungsvollen Gegensatz zu aller Weichlichkeit schöner Seelen, zu aller Kurzsichtigkeit und Unzuverlässigkeit momentaner Neigungen, zu aller Eigenwilligkeit rücksichtsloser Begierden" (S. 115 bis 116). — Kant hat sich bekanntlich mit Kopernikus verglichen, indem er versuchte, ob man nicht in der Metaphysik besser fortkomme, wenn man die gewöhnliche Annahme, daß sich unsre Erkenntnis nach den Gegenständen zu richten habe, umkehre und sage: „die Gegenstände müssen sich nach unserm [so!] Erkenntnis richten." Ernst Marcus hat in einer besondern Schrift dieses „Revolutionsprinzip" aufs neue zu beweisen versucht und zeigt, daß von den drei möglichen Erklärungsweisen der „transzendentalen Harmonie", das heißt der Übereinstimmung von Naturgeschehen und Denken (transzendente Ursache, die die Übereinstimmung bewirkt, Abstraktion unsrer Begriffe aus der Erfahrung, Kants Revolutionsprinzip) nur die dritte haltbar sei. Dagegen beweist Dr. Karl Gaquoin in der (bei Heinrich Staadt in Wiesbaden, 1907, erschienenen) Schrift: Die transzendentale Harmonie bei Ernst Marcus, daß nur die erste Erklärungsweise befriedigt. Die ganze Erkenntnistheorie ist eben nur das Bemühen, herauszubekommen, wie es Gott anfängt, durch eine stoffliche Maschinerie in Seelen Vorstellungen zu erregen, die diese Seelen ihrer Organisation gemäß verarbeiten, ohne dabei mit dem Naturlauf in Kollision zu geraten. Selbstverständlich kann das niemand herausbekommen, aber die Verkettung von Naturlauf und Denkarbeit zu untersuchen und zu beschreiben, ist immerhin eine nützliche Arbeit, weil sie Irrtümer melden hilft. Die Schrift ist dem Andenken des 1808 gebornen Reformkatholiken Leopold Schmid gewidmet, der 1849 zum Bischof von Mainz gewählt aber vom Papste nicht bestätigt wurde, 1867 seinen Austritt aus der katholischen Kirchengemeinschaft erklärte, in der Überzeugung jedoch, daß er trotzdem Katholik bleibe, und als Gießener Philosophieprofessor 1869 verstorben ist. Es gehört nicht zur Kantkritik, wird aber manche Leser interessieren, daß der Hugenottensprößling Gaquoin unter seinen ältern Ahnen einen zählt, der ein Freund und Bewundrer Deutschlands war. Robertus Gaguinus, der 1492 französischer Gesandter am pfälzischen Hofe war, hat zwei lateinische Gedichte verfaßt, das eine zum Lobe Heidelbergs und des Pfalzgrafen Philipp, das andre zum Preise des Heidelberger Studiums. Karl Gaquoin hat die beiden Gedichte mit deutscher Übersetzung in einer Denkschrift auf Robert Gaquoin (1901 in Karl Winters Universitätsbuchhandlung zu Heidelberg) herausgegeben. C. J.

Sieg der Freude. Unter diesem Titel hat der vornehme Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart soeben ein Werk*) erscheinen lassen. Seiten hat uns ein

*) A. von Gleichen-Rußwurm, Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1908.

Digitized by Google

Buch einen so hohen geistigen Genuß bereitet, eine solche Fülle von Anregung und Belehrung gewährt wie das vorliegende. Es ist das ästhetische Glaubensbekenntnis eines feinsinnigen Geistes, der mit gediegner philosophischer Bildung, klarem Urteil und staunenswerter Belesenheit künstlerische, soziale und ethische Probleme unsrer Zeit behandelt und in einer bestrickenden Darstellung zu lösen sucht. Eine auffallende Erscheinung ist es ja, daß die Ästhetik, die in Kunst und Literatur lange Zeit als eine unfruchtbare Gehilfin, ja als eine lästige und aufdringliche Lehrmeisterin beiseite geschoben worden war, in den letzten Jahren immer mehr zur Geltung gekommen ist; und A. von Gleichen-Rußwurm, der schon 1899 einen gegen den siegreichen aber höchst bedenklichen Naturalismus gerichteten Aufsatz „Die Pflicht zur Schönheit“ in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte, hat wesentlich zu diesem erfreulichen Umschwung mitgewirkt. Heutzutage stehn Kunst, Leben und Moral in der Tat dem Begriff der Schönheit ganz anders gegenüber als vor einem Jahrzehnt. Man könnte, meint der Verfasser, sich fast ängstlich fragen, ob die Sache aufrichtig gemeint sei, ob solche rasche Wandlung nicht nur eine Mode bedeute. Doch viel zu ernst und tief hänge die Sehnsucht nach Schönheit mit dem modernen Dasein zusammen; sie verbinde sich zu innig mit der höhern Menschwerdung, die das Ideal der Neuzeit bilde, mit der Schöpferkraft, die sich auf der alten Erde eine neue Erde geschaffen habe und diese recht überzeugt bewohnbar machen wolle. Der Schaffende brauche edeln Genuß, der Leidende edeln Trost. „Kann die nüchterne Nützlichkeit allein solchen gewähren? Das religiöse Gefühl im Menschen ist unausrottbar, ob auch Religionen kommen, stehn und fallen. Es verlangt gebieterisch nach Schönheit. Nur durch das, was der Bewunderung und seligen Andacht geboten wurde, erhielten sich die Kulte aller Zonen. Duft, Glanz, Farbe und Musik gaben die äußere Weihe, das Pathos erhaben dramatischer Momente gewann die Herzen. Auch der sinnliche Trieb des Menschen verlangt nach Schönheit.“

Man sieht schon hieraus, daß sich der Verfasser an Schillersche Ideen anlehnt, aber auch Goethe, Emerson, Ruskin u. a. bieten ihm Bausteine für seine Ästhetik des praktischen Lebens. In vier Büchern und 21 Kapiteln behandelt er die Grundlagen einer solchen Ästhetik, ihre Gebote, ihre Einflüsse und Wirkungen. Eine Fülle feiner Ideen und geistvoller Anregungen gibt er in den „Geboten“, wo er über die Behaglichkeit unsrer Wohnräume spricht, über die Auswahl der Schmuckgegenstände, über die Grundgesetze der Tracht, der Körperschönheit, über die Anmut der Rede und den guten Ton. Beherzigenswerte Bemerkungen und Mahnungen enthält das Buch über die Wirkungen einer Philosophie der Schönheit. So sagt er an dieser Stelle sehr treffend: „Die Erziehung ist ein Gebäude, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden baut. Eigentlich unser rechter Turm von Babel, ein stolzes Werk, mit dem wir allmählich den Himmel erreichen wollen, unsern Enkeln die echte Gotteskindschaft zu geben. Nun liegt es tief in der menschlichen Natur, gern überflüssigen Zierat anzuschaffen und anzubringen; das wirklich Notwendige, das von Grund aus Gebotne aber zu vernachlässigen oder auf die lange Bank zu schieben, das heißt, unsern Nachkommen zu überlassen. Denn der Zierat ist viel unterhaltender, macht mehr Effekt, bringt schneller zu Ansehen, mit einem Wort, macht uns großen, unverbesserlichen Kindern Spaß! Daher kommt es, daß an dem Riesengebäude der Erziehung eine unabsehbare Menge von Türmchen, Erkern und Altanen, Säulen, Bildwerk und Vergoldung ist, wodurch das Ganze recht imposant und malerisch wirkt. Aber in vielen Sälen droht die Decke mit Einsturz, oder in manchen Zimmern ist es ganz dunkel vor lauter unnötigen Vorbauten, oder man stößt sich an den zu niedrigen Türen und stolpert über den Bauschutt von Jahrhunderten.“

Digitized by Google

Der Verfasser verlangt, daß aus diesem labyrinthischen Wunderwerk unsers Schulwesens alles Ungeschickte und Unnütze entfernt werde, damit Licht und Luft in die Räume eindringe.

Wir wünschen im Interesse einer Gesundung unsrer sozialen und künstlerischen Zustände, daß dieses populär geschriebne und gediegne Buch die weiteste Verbreitung finde, und wollen nicht unterlassen, unsern Lesern diese Erscheinung, die vom Verlage geradezu musterhaft ausgestattet ist, angelegentlich für den Weihnachtstisch zu empfehlen. E. G.

Neue Bücher aus dem Insel-Verlag. Aus dem überaus rührigen Insel-Verlag, der in der kurzen Zeit seines Bestehens schon außerordentlich viel für die Verbreitung kostbarer literarischer Schätze und zugleich auch die Hebung der Buchausstattung getan hat, liegt wiederum eine ganze Reihe von Werken vor, von denen wir einige unsern Lesern ganz besonders empfehlen möchten. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß Die Erzählungen aus den tausend und ein Nächten, auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe besorgt von Felix Paul Greve, deren erste Bände wir schon vor Jahresfrist besprochen haben (Grenzboten 66. Jahrg. Heft 49), jetzt mit dem Erscheinen des zwölften Bandes abgeschlossen vorliegen. Wir glauben, daß es jedem Käufer der Bände ergangen sein wird wie jenem König, der die Handschrift der Erzählungen im Schatze eines seiner Vorgänger fand, und von dem es auf der letzten Seite des Textes heißt: „Er las also von ihnen ein erstes Buch und ein zweites und ein drittes und so weiter bis zum letzten, und jedes Buch erstaunte und entzückte ihn immer mehr als das vorhergehende, bis er zum Ende kam." Was den letzten Band besonders wertvoll macht, ist eine umfangreiche Abhandlung „Zur Entstehung und Geschichte des arabischen Buches Tausendundeine Nacht" von Karl Dyroff, woran sich noch ein chronologisches Verzeichnis der Kalifen, ein Register der Eigennamen, ein Sachregister, ein geographisches Register und das Gesamtinhaltsverzeichnis anschließen.

Der berühmten Sammlung orientalischer Fabulierkunst reiht sich das Meisterwerk der spanischen Literatur, Cervantes Don Quixote in vollständiger deutscher Ausgabe unter Benutzung der anonymen Übertragung von 1837 besorgt von Konrad Thorer (3 Bände, geh. 10 Mk., in Leinen 14 Mk., in Leder 18 Mk.), würdig an. Es ist eine Lust, den alten Bericht von den wundersamen Abenteuern des sinnreichen irrenden Ritters aus der Mancha, dieses wehmütig-heitere nie verblassende Spiegelbild menschlicher Torheit in dem neuen, vornehm-gediegnen Rahmen zu betrachten, den ihm der Verlag gegeben hat. Es ist, als ob der große Dichter aus der schönegeschnittenen klaren Antiqua noch einmal so eindringlich zu uns spräche, als ob zwischen den Zeilen, deren Inhalt uns lächeln macht, der Quell der höchsten und letzten Weisheit, an dem sich drei Jahrhunderte gestärkt und erquickt haben, noch einmal so stark und hell sprudelte!

Auf Cervantes Goethe! Er ist unter den neuen Erscheinungen mit den Sprüchen in Reimen, Zahmen Xenien und Invektiven vertreten, die Max Hecker mit einer Einleitung und Anmerkungen als Gegenstück zu den von Hermann Krüger-Westend vor einigen Monaten neu edierten Sprüchen in Prosa herausgegeben hat. Eine sehr verdienstvolle Arbeit auf dem Gebiete der Goetheliteratur hat auch Hans Gerhard Gräf mit einer Auswahl Aus Goethes Tagebüchern geleistet. Bekanntlich erstrecken sich die von Goethe eigenhändig geführten oder diktierten Tagebücher über 58 Jahre, ohne jedoch in vollständiger Erhaltung auf uns gekommen zu sein. Der Dichter hat in seinen täglichen Aufzeichnungen mitunter kürzere oder längere Pausen gemacht; viele Bände scheinen auch verbrannt oder sonstwie verloren gegangen zu sein. Fast ganz lückenlos ist

Digitized by Google

nur die Serie aus der Weimarer Frühzeit, März 1776 bis Januar 1781 und die des höchsten Greisenalters, Januar 1796 bis zum 16. März 1832, erhalten. Die dazwischen liegende lange Periode ist nur durch einzelne Monate oder kurze Reihe von Monaten vertreten. Aus diesem trotz alledem sehr reichen Material hat Gräf alles ausgewählt, was wegen der darin erwähnten Tatsachen und ausgesprochnen Gedanken oder wegen der zum Teil sehr merkwürdigen aphoristischen Form für den Goethefreund, der nicht zugleich auch Goetheforscher ist, von Interesse sein kann. Da ist denn der Gegensatz zwischen den Aufzeichnungen der Frühzeit und denen der Spätzeit sehr in die Augen fallend. Dort absolute Subjektivität, Beschäftigung mit dem eignen Ich und dessen Konstellation zu der nähern Umgebung, hier die reinste Objektivität, die bis zu der ausführlichen Beschreibung eines Nordlichts geht und gelegentlich die Person des Verfassers in eine historische Beleuchtung rückt. Der Genuß der Lektüre wird durch den reichen Anhang von Erläuterungen erhöht und zum Teil überhaupt erst ermöglicht. Jede der drei Goethepublikationen kostet in einen saubern, im Stile der klassischen Zeit gehaltnen Pappband gebunden nur 2 Mark. J. A. H.

Von Kunst und Künstlern. Die deutsche Kunstpublikation steht auch auf diese Weihnachten hin wieder in Blüte. Wir winden unsern Lesern einen kleinen Strauß davon und erinnern zuerst an den Fortgang des „Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler“ von Thieme und Becker (Engelmann), über dessen jetzt erschienenen zweiten Band all das auszeichnende zu wiederholen wäre, das seinerzeit hier über den ersten Band gesagt worden ist: neue Grundlegung unsers kunstgeschichtlichen Wissens in Tausenden von Einzelbiographien eines zugleich minutiösen und großartigen Werkes von wissenschaftlich allererstem Range. Der zweite Band, dessen so baldiges Erscheinen alle an diesem Studien- und Lebensgebiet teilnehmenden erfreut hat, enthält die Artikel Antonio da Monza bis Salomon Bassan. Die Weite des Gesichtsfeldes des Werkes ist bekannt, es handelt auch von den ostasiatischen Künstlern; einen zusammenhängenden kürzern Führer durch „Japans Kunst“ gibt das neue Buch von Oskar Münsterberg (Westermann), ein Auszug aus der großen dreibändigen Arbeit desselben Verfassers. Wir haben zu Beginn dieses Jahres hier auf Parallelen zwischen altjapanischer und altgermanischer Lyrik hinweisen dürfen; Münsterberg scheidet die ganze Kunstentwicklung Japans in Perioden, die er solchen der europäischen Kultur der letzten beiden Jahrtausende analog findet. Auch wer sich etwas zurückhaltender zu dieser Anschauung des Verfassers stellen möchte, wird an dem gut illustrierten Buch Interesse gewinnen. Der Verlag von Wilhelm Weicher bietet ein neues Werk eines unsrer ältesten Bilderkenner an, des Antwerpner Museumsdirektors Max Rooses, „Die Meister der Malerei“ von 1400 bis 1800, das dank der Verteilung der Schulen auf handliche Hefte, dem überall rasch und behaglich orientierenden Text, den gegen fünfhundert Abbildungen (darunter manches sonst schwer zu sehende Stück und eine Reihe Farbendrucktafeln) und dem für alles das kleinen Preise von 12 Mark vielen willkommen sein wird.

Von einem auch sonst reichlich erörterten Thema der Gegenwart ist die Rede in dem Bändchen „Deutsche Kunsterziehung“ (Teubner). Das enthält Aufsätze von Lichtwark, Kerschensteiner, Pauli u. a. über die gegenwärtige Erziehung des deutschen Auges in Schule und Museum (für den dritten internationalen Kongreß für diese Dinge in London 1908 verfaßt). Gedruckt sind aber diese schönen Reden in einer so augenschmerzenden, groß-schwarzen, überdicken und dichten Type, daß doch der Schulaugenarzt einmal mit Herrn Professor Behrens reden möchte: dieser hat das Büchlein ausgestattet und dafür gesorgt, daß die einzige leicht lesbare Zeile in ihm die Mitteilung von seiner Ausstattungsarbeit ist. Wie wohl wird unserm Auge danach, wenn wir ein so nüchtern und hell gedrucktes Buch wie die auch sachlich

Digitized by Google

nüchterne und helle Studie von Joseph Braun über die „Kirchenbauten der deutschen Jesuiten“ (Herder) aufschlagen!

Von Werken über einzelne Künstler empfehlen wir diesmal nur zwei. Eine feine Gabe ist das Segantinihest der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege (Scholz; 1 Mark) mit siebzehn Zeichnungen des südtiroler Meisters, der zu den sehr wenigen besten der Gegenwart gehört, an Innigkeit der Naturempfindung von keinem übertroffen wird und mit seinen Alpenschildereien wie mit den Mutter- und Kindbildern einen Teil von Dürers Erbe angetreten hat (mit kurzem, gutem Geleitwort von W. Kotzde). Und in den „Klassikern der Kunst“ (Deutsche Verlagsanstalt) ist soeben der Vandyckband ausgegeben worden, sicher einer der schönsten dieser wichtigen Sammlung. Eine kluge Neuerung darin ist, daß die Bilder nicht schwarz, sondern tonig gedruckt sind, hier alle in einem ganz dunkeln Braunviolett, das man kaum als Farbe empfindet, das aber doch eine Annäherung an vandyckiche Farbenwirkung enthält. Das sich so darstellende Gesamtwerk des Meisters ist überraschend stattlich, auch wenn die Autorschaft des einen oder des andern Blattes strittig bleibt. Die gewandte Einleitung des Herausgebers Emil Schaeffer nimmt frei und lebhaft zu dem Künstler Stellung; dieser wird treffend als vielleicht der einzige Modemaler in der ganzen Kunstgeschichte bezeichnet, der nie wieder außer Mode gekommen sei. Manches Fragezeichen wird sich vielleicht dem aufmerksamen Durchprüfer des Bandes ergeben, wenn er alles in den Anmerkungen ausgesprochne beim Betrachen der Bilder nachzuwägen versucht; die Ausgabe muß aber auch in diesem Teile mindestens als sehr anregend bezeichnet werden. Das Seite 157 wiedergegebne „Familienbildnis“ (bei Sir Frederick Cook, Richmond) halten wir für eine Darstellung der Familie Rubens, etwa 1619 gemalt. R. W.

De Jonge und Zeppelin. Im dritten Bande des Jahrgangs 1904 der Grenzboten Seite 725 habe ich zwei Schriften von Moritz de Jonge besprochen. Ich habe nach seinen eignen Angaben erzählt, wie er Christ geworden, auf das Gutachten von vier jüdischen Ärzten hin als irrsinnig eingesperrt worden, dann aber zum Judentum zurückgekehrt ist und sich mit seiner Familie wieder ausgesöhnt hat. Über seine zwei Schriften habe ich objektiv berichtet und unter anderm erwähnt, daß er prophezeit, der Messias werde demnächst, auf einem Schimmel im lenkbaren Luftschiff sitzend, ankommen und einen Triumphzug um die Erde halten. Darauf schreibe ich, die vier jüdischen Ärzte würden, wenn sie das lasen, ausrufen: so haben wir also doch recht gehabt! Angenommen jedoch, schreibe ich weiter, „er wäre wirklich irrsinnig, so würde es sich immer noch fragen, ob man das Recht hätte, ihn einzusperren. Vorläufig ist das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden, und er hat den Triumphzug, der ja als grober Unfug und Rebellion, verursacht durch religiösen Wahnsinn, qualifiziert werden könnte, noch nicht angetreten. [Ein jüdischer Journalist hatte mir nämlich gesagt, daß de Jonge sich selbst für den Messias halte.] Dann aber muß man nicht glauben, daß alles so verrückt klinge wie das Angeführte.“ Und nun teile ich einiges von den Ergebnissen seiner Bibelforschung mit, das ich als überaus scharfsinnig, von tiefem Studium zeugend und ernstlicher Beachtung wert charakterisiere. Nach Zeppelins erster großer Fahrt nun schrieb er an mich: „In den Grenzboten hat Herr Carl Jentsch die Prophezeiung, daß das lenkbare Luftschiff in naher Zukunft erfunden werden würde, als Verdachtssymptom für den Irrsinn des Propheten verarbeitet. »Ob der Mann nicht doch am Ende Recht hat?« (Seite 727, Zeile 18.)“ Diese Worte beziehen sich nicht auf die Luftfahrt des Messias, sondern auf de Jonges Kritik der christlichen Theologen, von der ich sage, seine Beweise seien so scharfsinnig, mit so viel Geschick und Witz vorgetragen, daß man sich stellenweise versucht fühle, zu fragen, ob der Mann nicht am Ende Recht habe, „natürlich nicht mit dem Luftballon, aber mit vielen andern seiner Schrifterklärungen“. Gegen

Digitized by Google

meine Gewohnheit und meine Grundsätze ließ ich diese Karte sowie eine zweite, die mich ausdrücklich zu einer Berichtigung aufforderte, unbeantwortet, weil ich nicht wußte, was ich antworten sollte; denn wie die Leser sehn, ist es nicht die Prophezeiung, daß das lenkbare Luftschiff erfunden werden werde, wovon ich gesagt habe, daß andre Leute es als Irrsinnssymptom deuten würden. Wenn sich die Leser die Mühe nehmen wollten, den ganzen Artikel über de Jonge noch einmal durchzulesen, würden sie noch genauer erkennen, wie ungerechtfertigt seine Auffassung dieses Artikels ist. Nachdem er nun aber auch noch in einem längern Schreiben bei der Redaktion der Grenzboten Beschwerde geführt hat, sehe ich mich zu dieser kurzen Darstellung der Sache genötigt. Ich ziehe daraus die Lehre, daß es am besten ist, sich auf die Rezension von Schriften, deren Verfasser ein normwidriges Überwiegen der Phantasie verraten, gar nicht einzulassen; Freude bereitet solchen Herren das Ignoriertwerden freilich auch nicht.

Carl Jentsch

Gute Bücher für die deutsche Jugend

Deutsches Märchenbuch. Von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. 2 Bände. Gebunden je M. 2.20.

Deutsche Märchen! Welch holder Zauberklang tönt aus diesem Worte! Rotkäppchen schreitet durch den dunklen Wald, wo der böse Wolf haust; Schneewittchen birgt sich bei den sieben Zwergen über den sieben Bergen; das treue Gretel rettet ihr gutes Hänsel; Königssöhne ziehen auf Abenteuer in die Weite und erlösen die schöne Prinzessin; pfiffige Schneiderlein verrichten Heldentaten, Däumlinge werden Könige, und arme Schlucker kommen auf den grünen Zweig. Es ist eine bunte Welt voll traulicher, lieber Gestalten, in die uns Dähnhardt hineinführt.

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Von Dr. Oskar Dähnhardt. 3. Aufl. In 2 Bänden. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Geb. je M. 2.40.

„In den alten Fabeln hatte nicht nur jeder Klang noch Sinn und Bedeutung, auch jede Eigentümlichkeit im Bau und Leben der Tiere und Pflanzen war Gegenstand gemütlichen Betrachtens und Beobachtens seitens des Volkes. Dähnhardt hat diesen Schatz ausdeutender Märchen gehoben und der deutschen Kinderwelt einen duftenden Märchenstrauß sinniger Naturbetrachtung überreicht. Die Sprache ist echt volkstümlich, so, wie sie dem Volke selbst abgelauscht ist." (Sächsische Schulzeitung.)

Deutsche Heldensagen. Von K. H. Keck. 2. Aufl. In 2 Bänden von Dr. Bruno Busse. I: Gudrun und Nibelungen. II: Dietrich von Bern. Mit Steinzeichnungen von R. Engels. In Leinwand gebunden je M. 3.—.

. . . . So erscheint das Buch, namentlich in dem neuen Gewande, als vorzügliches Mittel, unsere Jugend in die Sagenwelt des 13. Jahrhunderts einzuführen, ihr Interesse an den markigen Gestalten der germanischen Vorzeit zu wecken und zu fördern. Die äußere Ausstattung ist hervorragend, der Druck ausgezeichnet." (Südwestdeutsche Schulblätter.)

Stoll-Lamer: Die Sagen des klassischen Altertums. Neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer. 6. Aufl. In **2 Bänden.** Mit 79 Abb. und 6 Tafeln. I.: Sagenreihen von Herakles, Theseus, den Argonauten, Oidipus u. s. w. II.: Ilias und Odyssee. In Leinw. geb. je M. 2.60, zusammengeb. M. 6.—.

Stoll-Lamer: Die Götter des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll. 8. Aufl. Mit 92 Abb. Neu bearb. v. Dr. Hans Lamer. In Leinw. geb. M. 4.50.

. . . . Unter den Wiedergaben der antiken Sagen haben seit Jahrzehnten die Stollschen sich allgemeiner Anerkennung und Beliebtheit zu erfreuen gehabt; sie werden es in der neuen Fassung, in der sie hier vorliegen, in erhöhtem Maße tun! Da auch der Preis im Vergleich zum Gebotenen ein sehr mäßiger ist, so darf das Buch in seiner Neugestaltung warm empfohlen werden." (Der Tag.)

Natur-Paradoxe. Ein Buch für die Jugend, zur Erklärung von Erscheinungen, die mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch zu stehen scheinen. Nach Dr. W. Hampsons „Paradoxes of nature and science" bearbeitet von Dr. C. Schäffer. Mit 4 Tafeln und 65 Textbildern. In Leinw. gebunden M. 3.—.

„Da ist die Rede von Bällen, die um die Ecke fliegen, von Eis, das schmilzt, während es kälter wird; da wird gefragt, „wie der Schwächere den Stärkeren besiegt", oder „Wer kann durch die Hand sehen?"; da wird das alte Problem des Steines der Weisen gelöst, das „Bauchreden" erklärt und schließlich auch gezeigt, worauf der Trugschluß des Zenon beruht, daß Achilles die Schildkröte nicht einholen könne. Alles ist nur wenigen aus der Fülle. Ich meine, niemand, der sich und der seiner Obhut anvertrauten naturwissensdurstigen Jugend frohe und genußreiche Stunden zu bereiten wünscht, sollte an diesem Buche vorbeigehen." (Frankfurter Zeitung.)

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig** und **Berlin**

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Ausgegeben am **Nr. 50** 10. Dezember 1908

Inhalt

	Seite
Die Landesverteidigung Dänemarks	517
Strafrechtliche und soziale Betrachtungen. Von Elsner v. Gronow	527
Das Theater als Kirche. Von Carl Jentsch. 3	530
Miltonfeier. Von Wilhelm Münch	542
Neue Romane und Novellen. Von Heinrich Spiero	547
Das Gnadenfest der heiligen Anna. Von Clara Hohrath (Fortsetzung)	553
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reichsspiegel. (Reichstagsdebatte über die konstitutionellen Garantien. Beginn der Etatsberatung. Fürst Bülow über die auswärtige Politik.) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. — Wippermann. — Eine Neuausgabe des Vossischen Homer. — Aus unserm Kriegsleben in Südafrika. — Neue Kalender.	559

50 Pf. das Heft. | Fr. Wilh. Grunow Leipzig. | 6 Mark das Vierteljahr.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Kapitalanlage über 50 Millionen Mark. — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Eingang monatlich ca. 6000 Mitglieder

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherung.
Prospekte u. Versicherungsbedingungen kostenfrei.
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

Vertreter überall gesucht.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

1905 Château de Sales

garantiert reiner, wohlschmeckender

Bordeaux-Wein im Weinhandel erhältlich. 1.50 M. per Fl. General-Dépôt f. den Weingroßhandel

Max Beckwirth, Charlottenburg, Schillerstr. 3

Flüssige

Somatose

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anfang Oktober 06 871 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen: 525 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden: . . . . 258 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

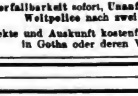
Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

KARN
HARMONIUM

bewährtes Fabrikat seit 1868,
über 57000 im Gebrauch.

D. W. KARN
HAMBURG P. 36.

Gesetzlich geschützt.



Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert naturreiner Weine von der Mosel und Saar. Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an. Ausführliche Preislisten zu Diensten. Lieferant vieler Offiziers- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsteinplatz 2.

Die Landesverteidigung Dänemarks

Die aus neunzehn Mitgliedern bestehende dänische Nationalverteidigungskommission, die im Jahre 1902 eingesetzt wurde, um über die besten Mittel zu beraten, wie die Neutralität Dänemarks durch Verteidigungsmaßnahmen aufrechterhalten werden könnte, hat kürzlich ihre Beratungen beendet und ihre Vorschläge der Regierung und dem Reichstage unterbreitet. Die Kommission ist zu keinem einheitlichen Vorschlage gelangt, sie hat sich vielmehr in vier Parteien zersplittert, deren jede ein Sondergutachten abgab.

Die Mehrheit baut ihren Verteidigungsplan in der Hauptsache auf die lebende Wehr, Organisation der Flotte und Erweiterung der Seebefestigung Kopenhagens, die Landbefestigungen Kopenhagens seien niederzulegen. Die stärkste Partei der Minderheit spricht sich dagegen für eine Verstärkung der jetzt bestehenden Landbefestigungen Kopenhagens und für Anlage von Befestigungen zur Sicherung der seeländischen Küste aus. Die zweite Minderheitspartei schlägt vor, Heer und Marine abzuschaffen und alle Befestigungen abzutragen. Die dritte Minderheitspartei, bestehend aus nur einem Mitgliede, spricht sich ebenfalls für Niederlegung der Land- und Seebefestigungen Kopenhagens aus. Die Flottenvertreter schließen sich im allgemeinen den Vorschlägen der Mehrheit an, und der Armeevertreter folgt im wesentlichen dem Programm der stärksten Partei der Minderheit.

Die ganze Frage der Landesverteidigung und der Neutralität Dänemarks kann für Deutschland unter Umständen nicht ohne Bedeutung sein. Das zeigt auch eine hochpolitische Rede, die Ministerpräsident Christensen kürzlich am „Grundgesetztage“ gehalten hat, wenn er unter Bezugnahme auf den eben eingegangnen Bericht der Landesverteidigungskommission äußerte: „Es komme darauf an, die neutrale Stellung des Landes eventuell zu verteidigen, zum Beispiel bei einem deutsch-englischen Kriege, der nicht im Bereich der Unmöglichkeit liege.“ Mag das nun richtig sein oder nicht, immerhin liegt ein Interesse Deutschlands vor, zu wissen, welche Kräfte das benachbarte Dänemark

Digitized by Google

einzusetzen vermag, um seine Landesgrenzen gegen einen feindlichen Angriff zu schützen. Wir lassen deshalb zunächst den erwähnten Kommissionsbericht hier im Wortlaut folgen:

Die Aufgabe der Kommission

Die Lösung der wichtigsten Aufgabe der Verteidigungskommission ist jetzt zum Abschluß gebracht, nämlich in den Hauptzügen einen Gesamtplan auszuarbeiten für Erreichung der den Verhältnissen des Landes angepaßten und zur Aufrechterhaltung seiner Neutralität geeigneten, bestmöglichen Anordnung der Landes- und Seeverteidigung, unter gebührender Berücksichtigung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes, die durch die vorgeschlagne Regelung entstehenden augenblicklichen und stetig wiederkehrenden Ausgaben zu tragen.

Was den andern Auftrag der Kommission betrifft, über unsre jetzige militärische Stellung usw. möglichst vollständige Aufklärung zu schaffen, so legt die Kommission später zwei Bände vor, von denen der eine, im Hinblick auf seinen vertraulichen Inhalt, vorläufig nicht zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden kann. Der zweite besteht aus geheimen Aktenstücken, die für die Regierung und den Reichstag bestimmt sind.

Es herrschte in der Kommission keine Einstimmigkeit über einen Verteidigungsplan. Ihre neunzehn stimmberechtigten Mitglieder haben sich deshalb in eine Mehrheit und drei Minderheiten geteilt, sodaß der Kommissionsbericht aus vier Vorschlägen besteht, die von zehn, sechs, zwei und einem Mitgliede verfaßt worden sind. Zu diesen vier Vorschlägen kommen noch die Bemerkungen des Flotten- und des Armeevertreters, die, was den letzten betrifft, sehr umfangreich sind.

Die Mehrheit

Die Herren Kl. Berntsen, Ingvard Jensen, Jensen-Knudstrup, N. Johansen, Madsen-Mygdal, Anders Nilsen, Jorgen Petersen, P. P. Pinstrup, L. Rasmussen und A. Thomsen behaupten, der Große Belt sei in besonderm Grade bestimmend für Dänemarks strategische Bedeutung. Sie fassen ihre Meinung über die Aufgabe, die Dänemark im Falle eines Neutralitätsbruchs zufalle, wie folgt zusammen:

1. Eine wirksame Verteidigung der seeländischen Inselgruppe mit der Hauptstadt und des innern Fahrwassers um die Inseln zu schaffen.

2. Eine Verteidigung von Fyen und Langeland vorzunehmen, die stark genug sein müsse, vor allem einem Angriff entgegentreten zu können.

3. Verteidigung der Inseln und der innern jütischen Fahrwässer bei und im Süden der Aarhusbucht.

4. Bewachung der Festlandsgrenzen sowie Deckung der jütischen See und Fjorde mit Kräften, die gleichzeitig bei größern feindlichen Landungsunternehmungen den Kampf in erster Linie aufnehmen können.

Was die Aufstellung dieser Hauptpunkte für die Verteidigung betrifft, so äußert sich die Mehrheit dahin, daß es sich besonders empfehle, die Verteidigung Dänemarks der lebenden Wehr anzuvertrauen, und sie schlage darum

Digitized by Google

vor, die allgemeine Wehrpflicht stärker auszunutzen, als dies seit einer Reihe von Jahren geschehen sei, indem die Zahl der jährlich Ausgehobnen auf 0,53 Prozent der Bevölkerung statt der jetzigen 0,43 Prozent erhöht werde. Sie schlägt ferner vor, das Aushebungsalter mit dem zwanzigsten statt mit dem jetzigen zweiundzwanzigsten Jahre eintreten zu lassen, und die Mehrheit pflichtet dem Gedanken bei, die nichteinberufnen und entlassenen Wehrpflichtigen, soweit sie erwerbsfähig seien, mit einer Wehrsteuer zu belasten, über die die Regierung eine Vorlage ausarbeiten müsse.

Die jährliche Erhöhung der Rekrutenzahl nach dem Mehrheitsvorschlag wird auf 3000 Mann berechnet. Davon seien 2700 Mann der Infanterie zuzuteilen. Für die Bestreitung der dadurch veranlaßten Mehrkosten wird unter anderm empfohlen, die jetzigen fünf Reiterregimenter auf drei einzuschränken, doch so, daß eine besondre Ordonnanzabteilung von zwei Schwadronen aus dazu geeigneten Leuten mit siebenmonatiger Ausbildungszeit aufgestellt bleibe.

Die Mehrheit schlägt weiter vor, zwei selbständige Heeresteile mit dem Großen Belt als Grenze, zu bilden, nämlich ein Ostheer mit neunzehn Linienbataillonen und sieben Reservebataillonen Infanterie, zwei Reiterregimentern und einer Ordonnanzschwadron, zwei Feldartillerieregimentern (achtzig Geschützen), einem Küstenartillerieregiment, das in taktischer Hinsicht zur Flotte gehört, und zwei Ingenieurbataillonen, außerdem Train- und Hilfstruppen — das Ganze in zwei Divisionen eingeteilt. Ferner ein Westheer, das aus zwölf Linien- und vier Reservebataillonen Infanterie, einem Artillerieregiment und einer Ordonnanzschwadron, einem Feldartillerieregiment (vierzig Geschütze), einem Ingenieurbataillon und dem nötigen Train usw. bestehn und eine Division bilden soll. Aus Anlaß dieser Teilung zwischen Osten und Westen werden die beiden Regimenter, die jetzt zu Fridericia und Nyborg stehn, nach Seeland verlegt. Die Herren Anders Nielsen und R. Rasmussen stimmen diesem letzten Teil des Vorschlags nicht bei, unter Hinweis auf den Grundsatz, daß die Wehrkraft im wesentlichen innerhalb des geographischen Gebiets organisiert und mobilisiert werden müsse, wo sie heimisch sei.

Ferner hat die Mehrheit das Bestreben hervorgehoben, den jetzigen Winterdienst der ausgebildeten Mannschaften zu beseitigen. Es sei zweckmäßiger, die Rekruten zur Ausbildung in den Monaten Januar bis Juni, Mai bis Oktober und September bis Februar einzuberufen und nach Ende der Rekrutenzeit zu entlassen. Für das Genie seien zwei Übungen anzusetzen, eine von dreißig und eine von vierzehn Tagen.

Alsdann gehn die Vorschläge dahin, die Charge der Unterleutnants abzuschaffen und den Stabssergeanten die von diesen jungen Offizieren bis jetzt ausgeführten Dienstobliegenheiten zu übertragen. Der junge Mann, der als Offizier in die Armee eintreten wolle, müsse, nachdem er die nötige Vorbildung erhalten habe, erst anderthalb Jahre als Kadett mit Sergeantenrang Dienst tun, bevor er zum Offizier ernannt werden könne. Unteroffizieren müsse es möglich gemacht werden, nach sechsjährigem Dienst mit Pension abzugehn.

Digitized by Google

Weiter schlägt die Mehrheit vor, den Rahmen der Feldartillerie so zu erweitern, daß jede Abteilung zu vier Batterien formiert werden könne, und die Festungsartillerie solle nach dem Vorschlage zu einer Küstenartillerie (drei Bataillone) umgestaltet werden. Jeder Division sei eine Radfahrer- und Automobilabteilung zuzuteilen. Die Besatzung Kopenhagens solle als solche wegfallen, und ihre drei Bataillone werden in Reserveabteilungen umgewandelt.

Die Mehrheit berechnet, daß dieser Vorschlag den Jahreshaushalt der Armee um ungefähr 300000 Kronen erhöhen werde, und setzt für außerordentliche, einmalige Ausgaben für die Armee (d. h. Ausführung von Kasernen) einen Betrag von 8 Millionen Kronen fest.

Die Mehrheit ist nach dem Vorschlage des Flottenvertreters darauf eingegangen, die Seewehr in zwei Geschwader einzuteilen, ein Fahrwassergeschwader — den neuern und bessern Teil des Materials — mit vier Küstenverteidigungsschiffen vom Herluf-Trolletyp, zwei Unterseebooten, 24 Torpedobooten (drei Divisionen), zwei Dampfminenbooten und zwölf Torpedomotorbooten und ein Verteidigungsgeschwader (Reserve), die die Seeverteidigung Kopenhagens stützen und aus zwei ältern Küstenverteidigungsschiffen, zwanzig ältern Torpedobooten, zwei Unterseebooten sowie dem für Bewachung der Minen notwendigen Material bestehn solle.

Um dieses Flottenmaterial schnell zu beschaffen, schlägt die Mehrheit vor, 9 Millionen Kronen der Marineverwaltung sofort zur Verfügung zu stellen; dazu empfiehlt sie eine Erhöhung des Jahreshaushalts der Marine um ungefähr 1400000 Kronen, die jedoch nur nach und nach zur Auszahlung gelangen sollen.

Was die Frage der Befestigungen betrifft, so pflichtet die Mehrheit im Prinzip den im wesentlichen übereinstimmenden Forderungen der Armee- und Marinevertreter bei über die Erweiterung der Seebefestigung Kopenhagens, für die 1903 elf Millionen Kronen veranschlagt wurden; ebenso schließt sich die Mehrheit dem in der Kommission gemachten Vorschlage an, permanente Werke bei Mosnedoe, Bejroe, Skanser, bei Harbolle, Mon und Knudshoved auf Seeland sowie einige kleinere Befestigungen zur Verteidigung von Minensperren usw., zusammen für eine Gesamtsumme von $3^1/_2$ Millionen Kronen anzulegen.

Die Mehrheit kommt nach langer Beratung zu dem Schlusse, daß sie auf das bestimmteste darauf bestehn müsse, die jetzige Landbefestigung Kopenhagens niederzulegen, und daß ein neuer Verteidigungsplan in keinem Punkt auf dieser Voraussetzung beruhen dürfe. Jorgen Petersen stimmt jedoch diesem Teil des Vorschlags der Mehrheit nicht zu.

Das finanzielle Ergebnis der Vorschläge der Mehrheit ist das, daß für Armee, Flotte und Küstenverteidigung der seeländischen Inselgruppen eine Pauschalsumme von $3^1/_2$ Millionen Kronen aufgewandt werden soll, während die jährlichen Ausgaben für Armee und Marine nach den jetzigen Gehaltssätzen berechnet in Zukunft ungefähr 13 Millionen 631000 und 7544000 Kronen,

Digitized by Google

zusammen 21,2 Millionen Kronen betragen werden; im Vergleich mit dem Haushalt von 1908/09 tritt demnach eine Erhöhung von ungefähr 1,7 Millionen Kronen ein.

Die erste Minderheit

Die Herren H. C. D. la Cour, A. Hage, Villars Lunn, Holger Petersen, Reedtz-Thott und Herm. Stilling äußern sich dahin, daß der Neutralitätsbruch, dem Dänemark mit großer Wahrscheinlichkeit ausgesetzt sein werde, einen Angriff auf Seeland mit der Landeshauptstadt als dem entscheidenden Punkt nach sich ziehen müsse. Darum macht sie folgende Vorschläge:

Auf Seeland Garnisonen für zwei Divisionen einzurichten in der Stärke von: 28 Linienbataillonen und 10 Landwehrbataillonen (2 verstärkte Reserveabteilungen), 3 Reiterregimentern, 5 Abteilungen Feldartillerie zu je 4 Batterien zu je 4 Geschützen (80 Kanonen), einem Küstenartillerieregiment (10 Kompagnien), einem Festungsartillerieregiment (13 Kompagnien), 3 Ingenieurabteilungen (elf Kompagnien) sowie mit dem dazugehörenden Train, Verpflegungstruppen, Sanitätskorps. Von diesen Truppen müßten etwas über 30000 Mann im offnen Felde verwandt werden können, während der Rest die Aufgabe habe, die Festungswerke zu schützen. Und da aller Wahrscheinlichkeit nach im Augenblick der Mobilmachung die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des Landes abgebrochen sei, müsse diese Verteidigung allein mit den auf Seeland und den benachbarten Inseln stehenden Truppen geführt werden können. Dieser letzten Bedingung könne dadurch genügt werden, daß die auch von der Mehrheit vorgeschlagnen Änderungen der Aushebungsbestimmungen angenommen würden, mit dem Zusatz, daß die Wehrpflichtszeit bis zum vierzigsten (jetzt achtunddreißigsten) Jahre für den Landsturm verlängert werde.

Zur Sicherung der seeländischen Küsten (wozu die Seefront Kopenhagens gehört) und zur Unterstützung für die Beteiligung der Flotte an der Verteidigung der Insel seien außer den Befestigungen von Kallundborg die von dem Ausschuß vorgeschlagnen Befestigungen anzulegen, die jedoch von der Minderheit um mehrere Millionen teurer veranschlagt werden, als sie die Mehrheit geschätzt hat. Zum Schutze Kopenhagens gegen die Landseite seien die jetzt bestehenden Landbefestigungen durch verschiedne Anlagen zu verstärken; sie sind mit Armierung, Munition und Demarkationsgelände auf ungefähr 8 Millionen 800000 Kronen berechnet worden.

Die Flotte solle nach dem Vorschlage der Mehrheit organisiert werden.

In Jütland sei eine Division (gegen 15000 Mann) aufzustellen, bestehend aus 12 Bataillonen Infanterie, davon 9 mit Landwehrleuten, die übrigen aber mit junger Mannschaft, 2 Reiterregimentern, 7 Batterien Feldartillerie (28 Kanonen), davon 3 mit Landwehrersatz, einer Pionierkompagnie, dem nötigen Train und was sonst noch an Hilfspersonal zu einer Division gehöre. Standort der Truppen solle die Insel Mors werden, deren Zugänge durch kleinere Befestigungen gesichert werden müßten.

Digitized by Google

Auf Fyen sei eine Garnison (drei Bataillone) mit Landwehrkader und eine Feldbatterie (vier Kanonen) und auf der Halbinsel Hindsholm ein Stützpunkt einzurichten.

Die Truppen Seelands seien mit einem Ballonpark und jedes Linienregiment mit einer Maschinengewehrkompagnie zu versehen.

Die aus dieser Organisation entstehenden einmaligen Ausgaben für Armee, Flotte und Befestigungen werden auf 3,9 Millionen Kronen veranschlagt (ausschließlich die Ausgaben für die Zwecke, für die die Mehrheit die einmalige Bewilligung von acht Millionen Kronen vorgeschlagen habe), während die jährlichen Ausgaben für Armee und Marine nach den jetzigen Sätzen berechnet 16420000 und 7781000, also im ganzen ungefähr 24,7 Millionen Kronen betragen; das sei im Vergleich mit dem Haushalt von 1908/09 eine Erhöhung um ungefähr 5,1 Millionen Kronen.

Die Minderheit empfiehlt wie die Mehrheit eine Wehrsteuer. Ein Mitglied dieser Minderheit, Herr Villars Lung, empfiehlt in einem Sondervorschlag die Anlage einer stärkern artilleristischen Verteidigung an Seelands Küsten, als die Minderheit vorgeschlagen hat, sowie zum Schutze der Häfen und Eisenbahnendpunkte die Herstellung genügend wirksamer Minensperrungen, deren Bewachung durch Geschütze an Land geschehen müsse; er fordert ferner, daß von dem seefahrenden Flottenmaterial wenigstens der vierte Teil auf Masnodoe oder in der Nähe davon stationiert werde.

Herr Reedtz-Thott weicht von der Minderheit, zu der er gehört, darin ab, daß er vorschlägt, daß zwei Linienregimenter und nicht eins westlich vom Großen Belt in Garnison kommen solle, und daß er dem Vorschlage über Anlage von Befestigungen auf und bei der Insel Mors nicht zustimmt. Er begründet seine von der Minderheit abweichende Ansicht mit Darlegungen, wie das gute Zusammenwirken der Land- und Seemacht im Frieden am besten vorbereitet werden könne.

Die zweite Minderheit

Die Herren K. M. Klausen und J. Willmann gehn in ihren Vorschlägen von der Auffassung aus, daß es für das dänische Volk unmöglich sei, das Land oder seine Neutralität gegen die Angriffe einer Großmacht zu verteidigen, und daß der internationale Charakter und das starke Anwachsen der Sozialdemokratie in allen Kulturstaaten und vor allem in Deutschland der sicherste Bürge für die Erhaltung des Friedens sei. Ein kriegerischer Angriff, so sagen die Herren, gegen das neutrale und unbewaffnete Dänemark werde in diesen Ländern den entschiedensten Widerspruch finden und den Angreifern selbst die ernstesten innern Schwierigkeiten bereiten.

Darum schlägt diese Minderheit vor, daß Dänemark sein Heer und seine Marine abschaffe, seine Festungswerke zu Lande und zur See abtrage, dagegen nach dem Gesetz vom 24. Februar 1856 Paragraph 6 denen Wartegelder gebe, die dadurch um ihre bisherige Stellung kommen würden, und die Gemeinden

Digitized by Google

entschädige, die bei einer solchen Ordnung der Dinge Schaden leiden würden. Da aber die körperliche Ausbildung, die heute ein Teil der Jugend während der Dienstzeit erhalte, aufhören würde, wenn die Abrüstung durchgeführt würde, so werde vorgeschlagen, für die Jugend obligatorische Erziehung mit gymnastischem Waffengebrauch und andern Leibesübungen einzuführen.

Die dritte Minderheit

Herr Sklengerik spricht seine Überzeugung dahin aus, daß die Aufgabe der Kommission nur befriedigend gelöst werden könne, wenn Dänemarks militärische Einrichtungen so geordnet würden, daß alle Staaten überzeugt wären, Dänemark wolle und könne sich nicht auf kriegerische Verwicklungen einlassen.

Ein früher von der Minderheit, zusammen mit den damaligen Mitgliedern der Verteidigungskommission, den Herren Fogtmann und K. M. Kristiansen, der Kommission vorgelegter Vorschlag über eine neue Heeresordnung wird nun als Teil des Berichts der Minderheit ausgeschieden. Er geht in der Hauptsache darauf hinaus, die Befestigungen Kopenhagens sowohl zu Land als gegen die See niederzulegen, die Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie zu verringern, die Festungsartillerie abzuschaffen und die zweijährige Dienstzeit einzuführen. Die Ausbildung der Mannschaft solle bei allen Korps hundertfünfzig Tage nicht überschreiten, und zwar samt einer Nachübung von fünfundzwanzig Tagen, die Rangunterschiede zwischen Offizieren und Unteroffizieren sollen wegfallen, Kriegsgerichte werden im Frieden abgeschafft und durch die bürgerlichen Gerichte ersetzt, die Löhnung der Mannschaft müßte erhöht werden.

Die jährlichen Ersparnisse des Haushaltsvoranschlages im Vergleich mit den jetzigen Ausgaben werden von der Minderheit auf sechseinhalb Millionen geschätzt. Über die neuen Verteidigungsvorschläge äußert sich die Minderheit dahin, daß der Bau von Schlachtschiffen aufgegeben, die Staatswerften stillgelegt oder zur Ausführung von Arbeiten allgemeiner Natur benutzt werden müßten, und daß die Ausbildungszeit bei der Marine wie beim Heer hundertfünfzig Tage nicht überschreiten solle.

Die Flottenvertreter

Vizeadmiral C. F. Wandel und Kommandant J. Nyholm schließen sich im großen und ganzen mit ihren Bemerkungen der Mehrheit an, doch sprechen sie sich entschieden dahin aus, daß eine Flotte von sechs Küstenpanzern notwendig sei, und empfehlen die Anlage einiger kleiner Festungswerke bei Agersoe, Omoe und Egholm. Sie machen verschiedne Einwendungen gegen die zu schwache Reiterei und die wenigen Reserveabteilungen, die die Mehrheit in der neuen Heeresorganisation vorgeschlagen hat, und wollen, obgleich sie sich äußerst geringschätzend über den jetzigen Zustand der Landbefestigung Kopenhagens äußern, nicht glauben, daß es von großer Bedeutung sein werde, sie „durch kleinere Maßnahmen“ zu verbessern, doch nicht dem Vorschlage der Mehrheit über die Abtragung der Befestigungswerke Kopenhagens auf der Landseite folgen.

Digitized by Google

Gegen die Wünsche der ersten Minderheit wenden sie ein, daß die vorgeschlagne Verteilung der ausgehobnen Mannschaften für die Marine nachteilig sei, und daß die Beibehaltung der jetzigen Anlagen des Küsten-, Signal- und Beobachtungswesens zur Folge haben werde, daß die bei diesen Einrichtungen vorhandnen Mängel überhaupt nicht beseitigt werden können. Sie greifen schließlich den Vorschlag an, Küstenbefestigungen und die dazugehörenden Besatzungsverhältnisse zu schaffen.

Die Armeevertreter

Oberstleutnant der Artillerie M. N. Noerresoe leitet seine Bemerkungen mit einer Äußerung über den bedauerlichen Umstand ein, daß General A. A. B. Kühnels wichtige Unterschrift unter dem Plan für die Ordnung des Landesverteidigungsplanes fehle, sodaß er diesen Plan jetzt allein vorlegen müsse. Das sei jedoch ein Mangel rein formaler Natur, da der Plan vor dem Tode des Generals vollständig ausgearbeitet worden sei.

Für seine eigne Person äußert er, in der Überzeugung, daß er in voller Übereinstimmung mit dem verstorbnen General Kühnel gewesen sei, seine Anerkennung für die im Vorschlage der Mehrheit ausgedrückten Betrachtungen über Dänemarks politische Stellung und strategische Verhältnisse. Er verurteilt jedoch die Ergebnisse, zu denen die Mehrheit gelangt sei, und endet seine Kritik damit, daß er die Vorschläge der Mehrheit sowohl für die Armee als für das Befestigungswesen für verfehlt und gänzlich unausführbar bezeichnet.

Gegen die erste Minderheit wendet er ein, daß deren Vorschlag über die Verstärkung der Seebefestigung Kopenhagens teilweise auf einem veralteten Plan von 1903 beruhe. Zu dem Vorschlage der zweiten Minderheit äußert er sich dahin, daß, da er eine internationale Beachtung rechtlicher Abmachungen zur Voraussetzung habe, die zurzeit nicht vorhanden sei, er ihm schon aus diesem Grunde nicht beistimmen könne. Den tatsächlichen Wert des Vorschlages der dritten Minderheit schlägt Oberstleutnant Noerresoe nicht höher an als den des Vorschlags der zweiten Minderheit, obgleich die Ausgaben wesentlich höher sein würden.

Auf Grund dieser kritischen Betrachtungen über die Vorschläge der verschiednen Mitglieder der Kommission kommt Oberstleutnant Noerresoe zu dem Schlusse, „daß der Armeevertreter seine Anschauungen über eine sichere Regelung unsrer Landesverteidigung in dem Vorschlage der stimmberechtigten Mitglieder nicht ausgedrückt finde, und daß der Wunsch nicht unterdrückt werden könne, einen selbständigen Vorschlag zu machen". Den Ausführungen ist darum ein eigner Entwurf für die Verteidigungsanlagen beigefügt, der nach Inhalt und Umfang doch im wesentlichen mit den Vorschlägen der ersten Minderheit zusammenfällt. —

Welches von allen diesen Projekten schließlich die Annahme der Volksvertretung finden wird, läßt sich heute nicht voraussehen. Nur so viel scheint festzustehen, daß die maßgebenden Kreise in Dänemark unter allen Umständen

Digitized by Google

an der Verstärkung der militärischen Machtmittel festhalten wollen. Dafür liefert auch die in der Presse lebhaft besprochne Ansprache des Kronprinzen bei der Feier des Leibgarderegiments den besten Beweis.

Um nun das zu erwartende endgiltige Ergebnis dieser auch für Deutschland nicht unwichtigen militärischen Fragen besser verfolgen zu können, erscheint es geboten, den heutigen Stand der Landesverteidigungsmittel Dänemarks einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Was zunächst die Seebefestigung Kopenhagens anlangt, so besteht sie in diesem Augenblick aus einer innern, 1 bis 2 Kilometer weit vorgeschobnen Linie von 4 Forts, darunter das bekannte Salutfort „Trekroner", und von 2 Landbatterien, ferner einer äußern Linie, zusammengesetzt aus 2 Landbatterien, 3,5 Kilometer vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, und endlich dem 5 Kilometer in See vorgeschobnen „Mittelgrundfort" auf der Nordspitze des gleichnamigen Grundes. Es ist das einzige modern ausgebaute Seefort der Festung mit zahlreichen bombensichern Räumen und einer starken Armierung mit schweren Geschützen. Die Landbefestigung der Landeshauptstadt weist zwei verschiedne Systeme auf, im Westen der Stadt in 10 bis 12 Kilometern Entfernung eine zusammenhängende Umwallung von 13 Kilometer Länge, von der Kjögebucht bis zum Utterslewmoor, ohne bombensichre Hohlräume, und im Nordwesten der Stadt bis zum Öresund eine Reihe von starken selbständigen Forts, die aus 1 bis 2 Kilometer dahinterliegenden Batterien unterstützt werden. Die Werke sind sturmfrei, mit bombensichern Hohlräumen reichlich versehen und stark armiert. Beide Reihen zeigen aber große Lücken, die durch weitere ständige Anlagen geschlossen werden müßten. Die südlich von Kopenhagen liegende Insel Amager ist, abgesehen von den beiden erwähnten Seebatterien, unbefestigt. Die Befestigung Kopenhagens weist noch manche Mängel auf, deren Beseitigung bei der heutigen schnellen und überraschenden Kriegführung nicht der Mobilmachung vorbehalten werden kann. Die Stadt ist durch die Fortlinie weder auf der See noch auf der Landseite gegen die Beschießung geschützt, ganze Teile des Umfanges sind noch unbefestigt, die vorgeschobne Umwallung nicht verteidigungsfähig u. a. m. Will man die Festung nicht aufgeben — und daran ist wohl bei ihrem strategischen Wert und in Rücksicht auf die schon hineingesteckten Mittel von rund dreißig Millionen Mark nicht zu denken —, so muß sie in modernem Sinne ausgebaut und zu einem Reduit der Landesverteidigung umgewandelt werden.

Die dänische Armee zählt in ihrer gegenwärtigen Organisation 10 Infanterieregimenter (je zu 3 Bataillonen je mit 4 Kompagnien) und ein Leibgardebataillon, 5 Kavallerieregimenter je zu 3 Eskadrons (1 Gardehusaren- und 4 Dragonerregimenter), 2 Feldartillerieregimenter je mit 2 Abteilungen je zu 3 Batterien mit je 8 Geschützen (die beabsichtigte Einteilung der Batterien zu je 4 Geschützen ist noch nicht durchgeführt), 1 Festungsartillerieregiment zu 3 Bataillonen je zu 4 Kompagnien (1. Bataillon Seebataillon, das 2. und 3. Bataillon für Landbefestigung) und 1 Ingenieurregiment mit 6 Kompagnien.

Digitized by Google

Trainformationen sind im Frieden nicht vorhanden; nur 5 Offiziere im Range vom Oberstleutnant bis Premierleutnant und 6 Mann bilden eine Art Stamm. Mit ihnen werden jährlich 160 Mann, in 4 Abteilungen gegliedert, zusammenberufen und in einem kurzen Unterrichtskursus theoretisch ausgebildet. Im Kriegsfalle sollen jedem Generalkommando 2 Kompagnien mit 16 Offizieren und 182 Mann zugewiesen werden.

Auch für den Sanitätsdienst gibt es im Frieden keine festgegliederte Organisation. Nur ein Stamm von Ärzten verschiedner Grade und einige Mannschaft sind vorhanden. Sie dienen hauptsächlich dazu, die 150 Mann, die jährlich zu einer kurzen Übungsperiode eingezogen werden, im Krankenträger- und -wärterdienst anzulernen. Im Kriege gehört zu jedem Infanteriebataillon 1 Krankenträgerführer, 6 Lazarettgehilfen und 12 Krankenträger, jede Eskadron und Batterie haben 1 bis 2 Lazarettgehilfen und 3 Krankenträger.

Die höchste Einheit ist das Generalkommando, das als nächste Unterabteilung die Brigade hat. Es sind 2 Generalkommandos vorhanden; das 1. mit dem Sitz in Kopenhagen zu 2, das 2. in Aarhus zu 3 Brigaden. Zum 1. Generalkommando gehören die Infanterieregimenter 1 bis 4 und das Leibgardebataillon, das Gardehusarenregiment und Dragonerregiment Nr. 4, das Feldartillerieregiment Nr. 1 und der Stab mit einer Abteilung vom Feldartillerieregiment Nr. 2, das Festungsartillerieregiment und das Ingenieurregiment. Mithin zählt das 1. Generalkommando 13 Bataillone, 6 Eskadrons, 9 Batterien Feldartillerie, 3 Bataillone Festungsartillerie und 6 Ingenieurkompagnien. Das 2. Generalkommando wird gebildet aus den Infanterieregimentern 5 bis 10, den Dragonerregimentern 2, 3 und 5 und der 1. Abteilung des Feldartillerieregiments Nr. 2, es ist mithin stark: 18 Bataillone, 9 Eskadrons, 3 Batterien.

Außer aus diesen Verbänden setzt sich das Heer im Frieden noch aus Stammtruppen zusammen, die für die im Kriege aufzustellenden Verstärkungs- und Reservetruppen bestimmt sind. Diese sind: 1 Leibgardebataillon, 10 Infanteriebataillone (für jedes Infanterieregiment 1), 2 Bataillone Kopenhagner Wehr, 4 Batterien Feldartillerie (je 2 für jedes Regiment), 8 Festungsartilleriekompagnien, 3 Reserveingenieurkompagnien und die Bornholmer Wehr.

Eine genaue Friedensstärke der Armee und der einzelnen Waffengattungen und Einheiten läßt sich nicht geben, da sie je nach den Jahreszeiten verschieden ist. Die Kaderstärke wird bei der Infanterie auf 533 Offiziere und 8450 Unteroffiziere und Mann, bei der Kavallerie auf 90 Offiziere und 1300 Unteroffiziere und Mann, bei der Feldartillerie auf 68 Offiziere und 1000 Unteroffiziere und Mann, bei der Festungsartillerie auf 97 Offiziere und 1600 Unteroffiziere und Mann und bei der Ingenieurtruppe auf 46 Offiziere und 550 Mann berechnet. Auf diese Weise ergibt sich für die 31 Bataillone, 15 Eskadrons, 12 Batterien Feld- und 12 Kompagnien Festungsartillerie sowie für die 6 Ingenieurkompagnien des Friedensheeres ein Kaderbestand von 834 Offizieren und 12900 Unteroffizieren und Mann.

Digitized by Google

Über die Kriegsformationen des dänischen Heeres sind nur wenig Angaben bekannt. Die Armee soll sich aus Feld- und Reservetruppen zusammensetzen. Für die letzten sind, wie wir vorhin gesehen haben, schon im Frieden die Stämme vorhanden; sie sollen im Mobilmachungsfall eine Stärke von 260 Offizieren, 15965 Mann, 1000 Pferden und etwa 32 Geschützen erreichen. Die Feldtruppen werden aus dem stehenden Heere gebildet. Dazu werden bei der Leibgarde sowie bei jedem Infanterie- und Kavallerieregiment und jeder der 4 Feldartillerieabteilungen ein Depot errichtet, außerdem bei der Kavallerie eine Ordonnanzeskadron, die Ingenieurtruppen werden zu 11 Feldkompagnien, 1 Signalabteilung und 1 Depotkompagnie erweitert. Im Kriege stellt sich jedes Infanteriebataillon auf 21 Offiziere, 1050 Mann, jede Eskadron auf 6 Offiziere, 150 Mann, 190 Pferde, jede Batterie auf 5 Offiziere, 200 Mann, 200 Pferde. Dadurch soll die Infanterie der Feldtruppen eine Stärke von 809 Offizieren und 36500 Mann, die Kavallerie von 122 Offizieren und 2660 Mann, die Feld- und Festungsartillerie von 228 Offizieren und 9000 Mann mit 96 Geschützen, die Ingenieurtruppen von 82 Offizieren und 1700 Mann erreichen. Feld- und Reservetruppen zusammengerechnet, würde Dänemark im Kriegsfalle eine Armee von 1501 Offizieren, 65815 Mann mit 128 Geschützen aufstellen können. Zur Förderung der Mobilmachung der Wehrmacht sind kürzlich einige neue Bestimmungen erlassen worden. Das bisher vorgesehene Läuten aller Kirchenglocken wurde mit Bezug auf Kopenhagen und Frederiksberg aufgehoben, ebenso die Bestimmung, nach der die Wehrpflichtigen sechs Stunden nach Aufhören des Läutens ihre Abreise zum Mobilmachungsorte anzutreten hätten. Jetzt hat sich der Wehrpflichtige, sobald er durch Glockengeläut oder auf andre Weise erfahren hat, daß ein Mobilmachungsbefehl erlassen ist, gleichviel ob am Tage oder zur Nachtzeit, unverzüglich auf den ihm bezeichneten Platz zu begeben und sich dort dienstlich zu melden. Welche Benachrichtigungsart für Kopenhagen und Frederiksberg an Stelle des Läutens getreten ist, ist nicht bekannt.

Strafrechtliche und soziale Betrachtungen

Von Kriegsgerichtsrat Elsner v. Gronow

Der „verbrecherische Wille", der „Wille zur Tat" sind Schlagworte auf dem Gebiete des Strafrechts. Ihnen gegenüberzustellen ist der sittliche Halt im Menschen, der Wille zum Guten, der Wille, sich dem Gesetz und der Ordnung zu unterwerfen. Bei vielen Tätern kämpfen die beiden Willensrichtungen gegeneinander, bis der verbrecherische Wille, der Hang zum Bösen die Übermacht gewinnt und zur Tat treibt. Dies zu erkennen, so weit in die Seele des Angeklagten hinein-

Digitized by Google

zuleuchten, ist eine der vornehmsten Aufgaben des Strafrichters. Ist es schon schwer, sagen zu können, daß die Persönlichkeit, die wiederholt zu dem Gesetz in Widerspruch getreten ist, unverbesserlich sei — es stünde denn ein Zugehöriger jener Kategorie von Menschen vor Gericht, die sich die Verbrechenstat zum Inhalt ihres Lebens gemacht haben —, so ist es besonders schwierig, festzustellen, welches Maß der Willenskraft von dem Täter gerade in dem zur Untersuchung, zur Aburteilung stehenden Falle hätte aufgewandt werden müssen, um dem Verbrechen mit Erfolg zu begegnen. Den Berufsverbrecher wird die Strafe — möge sie noch so hoch bemessen werden — nicht mehr bessern, er muß möglichst lange hinter Schloß und Riegel gebracht werden, damit die Menschheit, der Staat, solange es irgend geht, vor ihm bewahrt bleibe, aber die unverhältnismäßig bemessene Strafe andrerseits kann den Menschen, der wacker gekämpft hat und dennoch erlegen ist, wiederum so nachteilig beeinflussen, daß die heilende Kraft des Strafmittels gänzlich verloren geht. Darum ist es so ungemein wichtig, daß angesichts der Möglichkeit einer schweren Bestrafung wider eine Person, die nicht zu den abgefeimten Verbrechern gehört, alles zusammengetragen werde, was dazu dienen kann, festzustellen, mit welchem Rüstzeug der Täter ins Leben getreten ist, ob er von Kindheit auf im Elternhause eine Stählung des Willens, eine Leitung des Wollens zum Guten und Gesetzmäßigen erhalten hat, wie er sich weiterhin im Leben bewährt und in schwierigen Lagen abgefunden hat. Wer von Hause aus zum Betteln angehalten worden ist, den Segen der Arbeit nicht kennen gelernt und als Jüngling schon ein vagabondierendes Leben geführt hat, kann selten die Kraft des Willens finden, die ihn befähigt, sich dem wohltätigen Zwange dauernder Arbeit zu unterwerfen. Und so beruhen zum Beispiel viele Fälle der Fahnenflucht im Heere darauf, daß der Soldat gerade wegen seiner ganzen Vergangenheit, wegen des völligen Mangels an Willensstärke die geregelte Tätigkeit und die Disziplin als ein unerträgliches Joch empfindet. Ein solcher Fahnenflüchtiger wird meist trotz empfangner Strafe von neuem nach Rückkehr zur Truppe fahnenflüchtig und scheut selbst das ihn erwartende Zuchthaus von mindestens fünf Jahren nicht, um durch eine dritte Fahnenflucht den militärischen Zwang gänzlich abzustreifen. Solche Menschen fordern in gewissem Grade das Mitleid heraus, und das Auge wendet sich unwillkürlich dahin, wo die Vorbereitung fürs Leben stattfindet, zum Elternhaus und zur Schule. Diese hat nicht viel Macht, wenn jenes versagt. Darum meine ich, muß es eine soziale Aufgabe sein, den Eltern, den für die Erziehung verantwortlichen Lenkern der Jugend noch weit mehr, als es bisher geschieht, beizuspringen, wenn sie durch ihren Beruf und durch ihre Vermögenslage behindert sind, ihre Kinder, ihre Pfleglinge ausreichend zu überwachen, zu beeinflussen und zu zügeln, sie zur Verantwortung zu ziehn, zu maßregeln und unter Umständen der Gewalt über die Kinder zu entsetzen, wenn sie in sträflicher Weise die Überwachung, die Aufsicht vernachlässigen, vielleicht sogar das Kind auf den Pfad des Müßigganges, des

Digitized by Google

Lasters und der Strafttat drängen. Man kann sich im Namen des Staates einer gewissen Sorge nicht erwehren, wenn man auf Plätzen und Straßen so viel herumlungernde, nichtstuende Jugend sieht, die der Schule schon entwachsen ist. Das sind die offenbar Willensunkräftigen, das ist das Kontingent für die Übeltäter, für die Verbrecherwelt. Deshalb vermag ich mir nichts Segensreicheres zu denken als Anstalten, in denen Eltern aus freien Stücken, oder wenn sie nach der Meinung der Schule und polizeilicher Organe, vielleicht auch einer besonders dazu geschaffnen kommunalen Aufsichtsbehörde ihre Pflichten vernachlässigt und schwer verletzt haben, gezwungnermaßen ihre Kinder unterbringen können oder müssen. In diesen Anstalten, die neben der Volksschule gedacht werden, hätten die Pflege und Kräftigung des Körpers mit der Erfrischung des Geistes und der Seele, der Erziehung zur Arbeit und Stählung des Willens Hand in Hand zu gehn. Besonders tüchtige Pädagogen müßten die Leitung erhalten und mit Lust und Liebe ihre Kraft in den Dienst des deutschen Volkes stellen. Über die Zeit der Schulpflicht hinaus würden diese Anstalten unter erprobten Handwerksmeistern weiter der Jugend dienen müssen, um die Pflegebefohlnen fernerhin an sich zu ketten, die noch nicht ausreichend gestählt für den Eintritt ins Leben erscheinen, die außerhalb der Anstalt noch keine geeignete Arbeit und Unterkunft gefunden haben. Vielleicht ließen sich die jetzt schon bestehenden Fortbildungsschulen in diesem Sinne ausbauen.

Die Willenskraft spielt auch bei der Frage des Alkoholmißbrauchs eine große Rolle. Es gibt Menschen, die schon durch einen geringen Genuß von Alkohol vollkommen willensunkräftig werden und an sich ruhig, besonnen und vorwurfsfrei, sich schon im leichten Rausche zum strafbaren Handeln hinreißen lassen. Für also veranlagte würde sicher die völlige Enthaltsamkeit das Ratsamste sein. In ungezählten Fällen flüchtet der Täter, der sich vor dem Strafgericht zu verantworten hat, unter den Schirm der Trunkenheit, indem er entweder behauptet, sinnlos betrunken gewesen zu sein, sich in einem Zustande der Bewußtlosigkeit befunden zu haben, der eine freie Willensbestimmung ausschloß, oder aber erklärt, daß er stark betrunken gewesen sei, in der Hoffnung, sich dadurch eine mildere Auffassung zu sichern. Nicht selten kommt es vor, daß dieselbe Person immer wieder in der Trunkenheit dieselben oder ähnliche Ausschreitungen begeht, daß sich dieselbe Person immer wieder zu Mißhandlungen — gewöhnlich besonders gefährlicher Natur — hinreißen läßt. In solchen Fällen ist mir stets der Gedanke gekommen, zumal wenn der nachgewiesne Trunkenheitszustand zur Freisprechung oder trotz aller Vorgänge zur mildern Beurteilung führte, ob es nicht zweckmäßig wäre, eine Bestimmung in das Strafgesetzbuch aufzunehmen, die den mit Strafe bedroht, der sich, obgleich er weiß, daß er in der Trunkenheit zu Gesetzwidrigkeiten und Ausschreitungen neigt, und deshalb bestraft worden ist, wiederum in einen solchen Zustand versetzt und mit dem Gesetz in Konflikt kommt. Ich denke, daß man die Allgemeinheit unter allen Umständen gegen solche Menschen schützen müßte.

Digitized by Google

Und hier sei auch der Deportation gedacht. Der Einwand, daß man nur die besten Leute in die Kolonien schicken dürfe, hat sicher seine Berechtigung, aber ich meine, daß ein gewalttätiger Mensch weit eher in den Kolonien als im deutschen Mutterlande geduldet werden kann. Dort herrscht noch eine andre Gewalt als hier, sie muß sogar herrschen, um dem Deutschtum Macht und Ansehn zu verleihen. Solche Personen würden sich also in die dortigen Verhältnisse besser einpassen. Und dann, wer hier fortwährend im engen Zusammenwohnen der Staatsbürger das Leben seiner Mitmenschen gefährdet, würde als Deportierter in der Kolonie wenig Gelegenheit haben, sich auf diesem Gebiete zu betätigen, sich aber sonst sehr nützlich machen können. Andrerseits würde so mancher — führte man die Möglichkeit der Deportationsstrafe für den Rückfall in eine gefährliche Körperverletzung ein — sich noch rechtzeitig abschrecken lassen, und der Sicherheit im deutschen Vaterlande würde ein neuer guter Dienst geleistet werden.

Und wenn wir noch einen Augenblick stehn bleiben bei der Deportationsfrage und dem Satze, daß für die Kolonien gerade das Beste gut genug sein müsse, so darf doch dabei nicht außer Augen gelassen werden, daß die Auffassungen, die für unser fortgeschrittnes Staatswesen gelten, nicht ohne weiteres dahin übertragen und verpflanzt werden dürfen, wo man sich noch in den Stadien der ersten Entwicklung befindet. Menschen, die hier gelegentlich gefehlt und dadurch häufig genug — man kann sagen: oftmals bedauerlicherweise — im deutschen Vaterlande keinen Boden mehr gefunden haben, würden im Auslande, in unsern Kolonien noch treffliche Pioniere, ausgezeichnete Diener der deutschen Arbeit sein können. Ich meine, das Deutsche Reich sollte sich die Möglichkeit nicht entgehn lassen, neben den freiwilligen Besiedler der Kolonien und Schutzgebiete aus eigner Machtvollkommenheit, in den Formen des Zwanges, geeignete Kräfte ansetzen zu können. Und dazu würde ihm die Deportationsstrafe eine gute Handhabe geben.

Das Theater als Kirche

Von Carl Jentsch

3

Es bedeutet eine Herabsetzung, wenn man Goethe nur als Literaturgröße würdigt. Er hat sich selbst darüber beschwert. In dem Bericht über sein botanisches Studium schreibt er: „Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich im Vaterlande und auch wohl auswärts als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig

Digitized by Google

bemüht und ernſtlich angeſtellte Betrachtungen ſtetig und leidenſchaftlich im ſtillen verfolgt, dieſes iſt nicht ſo allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerkſamkeit bedacht worden." Daß ſich in neuerer Zeit die Aufmerkſamkeit auch dieſer Seite ſeiner Tätigkeit zuwendet, verdankt er dem Parteigeiſte, der, durchaus nicht in ſeinem Sinn, das Gewicht ſeines Namens zur Stützung der Haeckelſchen Doktrin mißbraucht. Was ihn aber in die Naturwiſſenſchaften, die ſamt der Natur ſelbſt dem Stadtkinde, als welches er ſeine Knabenjahre charakteriſiert, urſprünglich fern lagen, ſpäter eingeführt hat, das war ſeine Beamtentätigkeit, und dieſe iſt es, die ihn vor allem achtungs- und ehrwürdig macht. Die Beſchäftigung mit der Forſtwirtſchaft hat ihm die Botanik, die mit dem Bergbau die Mineralogie und die Geologie erſchloſſen. „Goethes eigentliche Amtstätigkeit, ſchreibt Bielſchowsky, iſt leider noch nicht genügend durchforſcht. Teils fehlen die Akten, teils ſind ſie nicht verarbeitet. Man iſt deshalb meiſt auf gelegentliche Angaben in den Briefen und Tagebüchern angewieſen. Es kann keine ärgere Verkennung der Dinge geben, als zu meinen, Goethe ſei im weſentlichen Hofpoet und Directeur des plaisirs und nur nebenher Beamter geweſen. Dieſer Irrtum wird freilich leicht erzeugt durch die breiten Darſtellungen von Goethes Beteiligung an Liebhabertheater, an Maskenſcherzen und ähnlichen Unterhaltungen. In Wahrheit nehmen dieſe Dinge während des Jahrzehnts 1776 bis 1786 einen verſchwindend geringen Raum in ſeinem Leben und Intereſſe ein, und ſie werden ihm allmählich mehr eine Laſt als eine Luſt. Der Mittelpunkt ſeines Daſeins in jener Periode iſt ſein politiſcher Beruf, dem er ſich mit ganzer Kraft hingibt." Man leſe nur, was Bielſchowsky trotz aller Mangelhaftigkeit der Quellen davon zu erzählen weiß! Wie er theoretiſch und praktiſch für die Verwaltung wohl vorbereitet nach Weimar gekommen iſt (bekanntlich ſind Juſtus Möſers Patriotiſche Phantaſien längere Zeit hindurch ſein Lieblingsbuch geweſen) und auch mit der Anlage dafür ausgerüſtet war, denn „dieſer größte Phantaſt war zugleich der objektivſte, eindringlichſte Beobachter" und zu jeder Art praktiſchen Tuns geſchickt. Wie er die Jagdausflüge und andre Vergnügungsfahrten dazu benützte, Land und Leute kennen zu lernen, und wie er dem jungen Herzog Luſt zur Arbeit beibrachte. Wie er die Verwaltungsarbeit preiſt, daß ſie ihn von Grillen und Leidenſchaften heile, und ſich der ſchwierigen Aufgabe, aus dem in winzige Parzellen zerſtückelten kleinen Staate etwas Ordentliches zu machen und das Wohl der Untertanen zu fördern, mit Enthuſiasmus widmet. Wie er überall, wo ſich Gelegenheit darbietet, bei Feuer und Waſſersnot ſelbſt Hand anlegt. Wie er die manchmal an ihn herantretende Verſuchung, ſich dem anſtrengenden Dienſte zu entziehn und ſeinem Poetendrange nachzugeben, als eine Verſuchung zu unmännlicher Schwäche zurückweiſt. (Über ſolche Verſuchungen ſchreibt er unter anderm an Frau von Stein: „Ich entziehe dieſen Springwerken und Kaskaden [den Dichtungen] ſo viel als möglich die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerungen, aber ehe ich michs verſehe, zieht ein böſer Genius den Zapfen, und alles ſpringt

Digitized by Google

und sprudelt.“) Auch die Reichsreform hat er in der durch die bayrische Erbfolgefrage 1778 heraufbeschwornen Krisis ins Auge gefaßt. Ihm gebührt nach dem genannten Biographen „das Verdienst, daß er, der Dichter, seinerzeit der einzige war, der einen günstigen Moment mit rascher Energie aufgriff, um eine Heilung des kranken Deutschen Reiches zu versuchen!“ Nach einem Bericht des Weimarischen Gymnasialdirektors Böttiger ist es der Verdruß über die Vergeblichkeit seiner Bemühungen um die Ordnung der herzoglichen Finanzen gewesen, was den Entschluß in ihm reifte, die Amtsbürde abzuwerfen und nach Italien zu fliehen. Zwei andre Motive haben dazu wohl noch stärker gewirkt: das ihm lästig gewordne Verhältnis zur Frau von Stein und der Drang zum poetischen Schaffen, der sich nun doch auf die Dauer nicht völlig unterdrücken ließ, dem er aber in seiner ursprünglichen amtlichen Stellung ohne Pflichtverletzung nicht hätte nachgeben können.

Goethe war ein universaler Geist mit fast allseitiger aber doch vorwiegend poetischer Begabung. Diese Begabung brachte ihn unvermeidlich auch mit dem Theater in Berührung, zu dem hinüber schon seine Knabenjahre mancherlei Brücken geschlagen hatten. Schon in seinem achten Lebensjahre hat er drei deutsch-lateinische Gespräche geschrieben, die bekundeten, daß der Frühreife dereinst fähig sein werde, bühnengerechte Dialoge zu komponieren. Was er über seinen Verkehr mit dem Schauspielerknaben Derones und über das Puppenspiel, das ihm die Großmutter geschenkt hatte, erzählt, ist bekannt. An dem lebenslustigen Hofe zu Weimar dann konnte es weder an Liebhaberaufführungen noch an einer festen Bühne fehlen. Dabei mußte ihm, als dem für solche Dinge begabtesten, die Rolle des Arrangeurs zufallen — zunächst schon hatte er natürlich für herzogliche Familienfeste die Stücke zu dichten —, und seine Stellung brachte ihn auch in mehrfache amtliche Beziehungen zum Theater. Nach seiner Rückkehr aus Italien behielt er, seiner übrigen Verpflichtungen ledig, die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, und zu denen für Kunst gehörte doch, nach der Auffassung des damaligen Weimar wenigstens, auch das Theater. Es versteht sich, daß er sich der Leitung des Hoftheaters mit demselben Ernst und derselben Hingabe widmete wie jeder andern Berufspflicht. Die Pflicht des Tages erledigen und auch im Kleinsten treu sein, das war ihm ja der erste und wichtigste Grundsatz seiner Moral. Nicht davon, was man zu tun habe, hänge der Wert unsers Tuns ab, sondern wie man es verrichte. „Jedes reine Bemühen ist auch ein Lebendiges, Zweck sein selbst, fördernd ohne Ziel, nützend, wie man es nicht voraussehen konnte.“ Wie bedeutendes er fürs Weimarer Theater mit geringen Mitteln geleistet hat, zeigt Bielschowsky. Freilich, zu den lästigen Pflichten hat er die Arbeit fürs Theater nicht gerechnet. Wie könnte man es einem Manne von Dichtergenie, der selbst eine lange Reihe von Dramen geschrieben hat, verargen, daß er sich für deren Aufführung und überhaupt fürs Theater interessiert, an dessen Vervollkommnung mit Lust und Liebe arbeitet? Und hübsche junge Schauspielerinnen in der Kunst, auch auf der Bühne zu

Digitized by Google

gefallen, unterrichten, das war nun vollends für sein empfindsames Herz eine nichts weniger als unangenehme Aufgabe. Er hat die Versuchungen, die aus einer solchen Tätigkeit erwachsen können, tapfer bestanden, aber wenn man bei einer Natur, wie die seine war, die Kraft in sich fühlt, nicht zu fallen, so verzichtet man nicht leicht auf den Genuß, den schon die Versuchung gewährt.

Doch war er weit davon entfernt, die Theaterleitung für das wichtigste seiner Geschäfte oder das Theater für die vornehmste aller Erziehungsanstalten oder überhaupt nur für eine solche anzusehn. Der Theaterbesuch galt ihm als das, was er ist: als ein sehr angenehmes, feines und geistig anregendes Vergnügen. Am 22. März 1825 äußerte Goethe seine Besorgnis darüber, daß Eckermann nicht wissen werde, wie er seine Abende zubringen solle. Dieser erwiderte, er gehe viel ins Theater, er sei ein solcher Theaternarr, daß er sich manchmal bei Tage hineinsetze und sich eine Vorstellung einbilde. „Ihr seid ein verrückter Mensch, erwiderte Goethe lachend, aber so hab' ichs gerne. Wollte Gott, das ganze Publikum bestünde aus solchen Kindern. Und im Grunde habt Ihr recht, es ist was. Wer nicht ganz verwöhnt und hinlänglich jung ist, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihn [so!] so wohl sein könnte als im Theater. Man macht an Euch gar keine Ansprüche, Ihr braucht den Mund nicht aufzutun, wenn Ihr nicht wollt; vielmehr sitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch alles bequem vorführen und Euch Geist und Sinn traktieren, wie Ihr es nur wünschen könnt. Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst, und was nicht noch alles! Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch einiges schlecht und nur einiges gut, so ist es immer noch mehr, als ob man zum Fenster hinaussähe oder in irgendeiner geschlossenen Gesellschaft beim Dampf von Zigarren eine Partie Whist spielte." In der Tat, für jeden, der die zum Genuß erforderlichen Sinne besitzt, muß es ein großes Vergnügen sein, vorausgesetzt, daß die Stücke danach sind, und das waren sie unter Goethes Leitung. „Die Hauptsache war, daß mir der Großherzog die Hände frei ließ, und ich schalten und machen konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben." Allerdings, das volle Menschenleben, in dem ja so manches vorkommt, was zu kennen Kindern noch nicht gut tut, hätte er gern auf der Bühne dargestellt gesehn; er bedauert, daß das nicht möglich sei, weil unreife Menschen Zutritt haben. „Was tun unsre

Digitized by Google

jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière [von dem Eckermann gesprochen hatte] schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen." (20. Januar 1826.) Woraus man ersieht, wie weit entfernt davon er war, im Theater eine Anstalt für Jugenderziehung zu sehen, und sofern die Masse immer in mancher Beziehung unreif bleibt, ergibt sich daraus auch die Ablehnung der Auffassung, es sei eine Volkserziehungsanstalt. Von der Aufführung gar nicht zu reden, hatte er auch beim Dichten seiner Dramen keine pädagogischen Zwecke im Sinn. Weisheitslehrer ist er in seinen Prosasprüchen und in den Romanen. Die Dramen sollen teils das Leben objektiv darstellen, teils sind sie, gleich seinen Liedern und Teilen der Romane, Ausdruck von Stimmungen und haben, wenn die Stimmung verflogen ist, keine Bedeutung und keinen Wert mehr für ihn. Als 1827 ein von Zelter empfohlner Schauspieler in Weimar als Orest in der Iphigenie auftreten sollte, förderte er zwar dieses Gastspiel, er selbst aber besuchte die Vorstellung nicht. „Es ist mir unmöglich, hineinzugehn, schrieb er an Zelter; was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb?" Der Hund des Aubry hat ihn dann vollends aus dem Theater verjagt. Wenn er eine übertriebne Meinung von den Wirkungen der Bühne gehabt hätte, so wäre ihm das wahrlich zu verzeihen gewesen, hat ihm doch kein Geringerer als Napoleon gesagt: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein", und aufgefordert, einen bessern „Tod Cäsars" zu dichten, als es Voltaire vermocht habe. (In der Frankfurter Zeitung vom 3. Oktober erinnert Dr. Wilhelm Nullmann daran, daß die Aufführung dieses Dramas am 6. Oktober 1808 in Erfurt — Talma spielte den Brutus — beinahe verhängnisvoll geworden wäre durch ein gegen das Leben des den Patrioten verhaßten Korsen geplantes Attentat.) Doch kein Ausspruch Goethes bezeugt, daß er diese erhabne Auffassung der Bühne geteilt habe, mit der es wohl auch Napoleon selbst nicht ernst gewesen sein mag.

Freilich, der Wilhelm Meister konnte zu solchem Mißverständnis verführen. Wenn Goethe seinen Helden, den er im übrigen als den besten aller Menschen, als einen durchaus sympathischen Charakter darstellt, seinen Kaufmannsberuf vernachlässigen, sich jahrelang mit Schauspielern herumtreiben läßt und Theateraufführungen als die ernsthaftesten und wichtigsten Geschäfte von der Welt behandelt, so konnte man wohl zu der Ansicht verleitet werden, sie seien das für den Verfasser wirklich gewesen. Der Eindruck der ersten zwei Bände war zu stark, als daß ihn der dritte hätte ganz aufheben können, in dem es herauskommt, daß das Gegenteil bewiesen werden soll. Der Wilhelm Meister ist ein ins bürgerliche Milieu versetzter Faust, der zeigen soll, wie ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange des rechten Zieles (nicht Weges) sich bewußt, dieses schließlich findet, nachdem er sich lange auf Irrwegen ab-

Digitized by Google

geplagt hat. Die Irrfahrten mit den Schauspielern sind also Irrwege gewesen, die Goethe dazu benutzte, so nebenbei seine Ansichten über das Theaterwesen zu entwickeln, das ihn ja in der Tat längere Zeit hindurch lebhaft interessiert hatte, wenn es auch ihm, dem Universalen, immer von vielen und größern Interessen bewegten, niemals das wichtigste gewesen war. Angewidert von dem Treiben der Schauspieler, denen ihre Kunst weiter nichts ist als das Handwerk, womit sie sich ihr kärgliches Brot verdienen, wendet sich Wilhelm von ihnen ab und muß sich dann noch von Jarno höhnisch fragen lassen: „Wie stehts mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Gesellschaft von Zigeunern hervorzubringen?" Bielschowsky hat über die Entstehung des Romans sehr schön und ausführlich berichtet. Das wesentliche seiner zum Teil allerdings hypothetischen Darstellung ist folgendes. Goethe hatte schon früh zu erkennen geglaubt, daß sein Leben symbolisch, „was er erlebe, nur das gesteigerte Abbild dessen sei, was tausend andre unter gleichen oder andern Formen erlebten". Darum faßte er den Plan, dieses sein symbolisches Leben zu Nutz und Frommen dieser andern in einem Roman zu erzählen. Im Jahre 1776 hat er den Plan zum Wilhelm Meister entworfen. Mit den vielen Wandlungen jedoch, die er selbst erlitt, wandelte sich auch dieser Plan wiederholt. Die endgiltige — vorläufig endgiltige — Gestalt, in der die Lehrjahre ausgearbeitet wurden, empfing das Werk von der großen Wendung des Jahres 1786. Goethe hatte geglaubt, zum Staatsmann berufen zu sein, allein der Beruf zur Poesie erwies sich als der stärkere: er gab seine Ämter auf, um zunächst einmal der Dichtkunst zu leben. Der Schauspieler Wilhelm Meister wird ihm zur Maske seiner eignen Person, die eine Zeit lang auf der politischen Bühne agiert hat. Der Beruf, der bei Wilhelm Meister zuletzt durchbricht, ist sein eigner, der Dichterberuf. Das Erlebnis mit Minna Herzlieb jedoch gibt den Anstoß zu einer neuen Umgestaltung des Planes; er hat der Geliebten entsagen müssen, und „Die Entsagenden" wird der Untertitel der Wanderjahre. Wilhelm Meister hatte sich zunächst, um die höchste Stufe dichterischen Schaffens erklimmen zu können, allgemeine Bildung anzueignen gedacht. Mit heftigen und bittern Worten vernichtet ihm Jarno-Montan dieses Ideal. „Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein andrer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus." Und so wird denn Wilhelm Chirurg statt Dichter. Er hatte den Gedanken schon früher gefaßt, in der Erinnerung daran, daß man ihm gesagt hatte: der Knabe, mit dem er in seiner Jugend einmal gebadet hatte, und der dann ertrunken war, hätte durch einen Aderlaß ins Leben zurückgerufen werden können. „Allein wie bald, bekennt Wilhelm-Goethe, nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort. Das Bedürfnis nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt, überall schaut' ich mich um, es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und

Digitized by Google

Geist durch das Theater übermäßig beschäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen."

Von den drei Gedanken, die die Wanderjahre beseelen, legt den ersten, den der Entsagung, dem Greise seine Lebenserfahrung und sein Zustand nahe. Die andern beiden sind: daß es mit allgemeiner Bildung nichts sei, daß ein jeder sich auf den Beruf, den ihm seine Anlagen zuweisen, beschränken und darin tüchtig werden solle; zum andern, daß jeder seinen Beruf als einen der Menschheit zu leistenden Dienst aufzufassen habe, und daß eine Organisation der Gesellschaft anzustreben sei, in der gute Berufsgliederung die Gaben der einzelnen für die Gesamtheit so nutzbar wie möglich macht. In der pädagogischen Provinz werden die Knaben auf ihre Anlagen geprüft und in die für sie passenden Berufsarten hineingeleitet. Die beiden Gedanken sind Goethe nicht über Nacht gekommen, sondern Lebensgang und die angeborne Neigung haben sie allmählich entwickelt. Dem handarbeitenden Volke hat er von Kindheit an mit inniger Teilnahme nahe gestanden. „Schon wenn er als Knabe vom Vater zu den Handwerkern geschickt wurde, guckte er ihnen nicht bloß auf die Finger, sondern er schaute in ihre geschäftliche und soziale Lage hinein und suchte sich allgemeine Begriffe über die Wechselwirkung zwischen Beschäftigung und Dasein zu bilden. In dieser Weise trieb er es zu jeder Zeit und überall." (Bielschowsky.) In der engen Mansardenwohnung des Kupferstechers Stock in Leipzig erlernte er das Radieren und lebte in vertraulicher Freundschaft mit der ganzen Familie, nahm sich besonders der beiden kleinen Mädchen an. In Dresden kehrt er bei einem armen Schuster ein statt in einem feinen Gasthofe. Im Elsaß bemüht er sich, die Gruben, Hütten, Fabriken, überhaupt die ökonomischen Zustände kennen zu lernen. Auf der Harzreise beschäftigt ihn besonders der Plan, den Ilmenauer Bergbau wieder zu beleben. Der Verkehr mit Berg- und Waldarbeitern erquickt ihn. „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunkeln Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt! Die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leiblichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden." Beim Theaterbau in Weimar kümmert er sich um jeden Tischler und Stukkateur. „Und da bei ihm immer ein Interesse das andre weckte, so beschäftigten ihn auch die sozialen Mißstände, auf die er hierbei stieß. So suchte er zum Beispiel beim Engagement von Gesellen die Meister zu umgehn, weil diese vom Lohn der Gesellen als Entgelt für die Arbeitsvermittlung einen nicht unerheblichen Teil für sich einbehielten." (Bielschowsky.) Wie genau er sich alle zum Weberhandwerk gehörenden Verrichtungen angesehen, wie sehr ihn die das Handwerk bedrohende industrielle Umwälzung beschäftigt hat, erfahren wir aus den Wanderjahren. Eben während er mit deren Ausarbeitung beschäftigt war, erschienen die Werke von Fourier, Saint Simon, Robert Owen, Sismondi und Bentham. Deutlich gewahrt man den Einfluß Saint Simons auf die

Digitized by Google

Ausgestaltung der Arbeitgemeinschaft zwischen Aristokraten und Handwerkern (sogar die liederliche Philine muß sich als Schneiderin nützlich machen) im letzten Teile der Wanderjahre. Als Vorbereitung eines großen Kolonisationsunternehmens wird sie organisiert, weil es dem Verfasser scheint, daß eine vernünftige Gestaltung der Gesellschaft nur auf neuem Boden in einem bisher unbewohnten Lande möglich sein werde. (12. Kapitel des 3. Buches.)

In so schroffer, einseitiger Weise wie Wilhelm Meister von der eignen Vergangenheit abzubrechen, schreibt Planck, „konnte freilich dem Dichter selbst nie in den Sinn kommen; nie konnte es ihm einfallen, dem Bewußtsein praktisch bürgerlicher Bestimmung, das er in jenem Werke seines spätern Alters so entschieden vertrat, die Wahrheit seiner frühern rein dichterischen Periode, das Ziel idealer, menschlich schöner Ausbildung zum Opfer zu bringen. Und so hat denn auch jene bürgerliche Tendenz der Wanderjahre noch keineswegs schon in der unmittelbaren Gegenwart ihre entsprechende Erfüllung gefunden; sondern in dieser erscheint sie nun erst in der noch einseitigen und unvollkommnen Form bürgerlichen Erwerbstrebens, materiellen und technischen Zweckmäßigkeitsgeistes [die idealistisch-literarische Periode wird im neunzehnten Jahrhundert zunächst von der industriell-kapitalistischen abgelöst, aus der sich erst später die soziale entwickelt], während die Dichtung [eben die Wanderjahre] noch auf eine ganz andre, vollendetere Form hinausweist, auf die des entwickelten Berufslebens und seiner gegliederten Ordnung. Was nämlich den Dichter bei jener Tendenz fachmäßiger Ausbildung geleitet hat, das ist die Idee eines berufsmäßigen Wirkens in der Gemeinsamkeit. Die Einordnung in den Zweck der Gemeinschaft, in der jeder eine bestimmte Stelle auszufüllen hat, sie ist es, die von dem einzelnen eine solche Einseitigkeit (wenn man es so nennen will) einer besondern fachmäßigen Bildung und Fertigkeit fordert. Eben dadurch aber, daß es so der Beruf, das Wirken an und mit der Gemeinschaft ist, auf dem alles ruht, ist der einseitig materielle Nützlichkeitsgeist, das Streben des bloßen Erwerbs, der an jene technisch-fachmäßige Ausbildung sich anknüpfen könnte [und damit auch das Manchestertum], von vornherein ausgeschlossen. Der höhere allgemeine Zweck, der in dem Beruf liegt, ist es vielmehr, der den einzelnen aus seiner Sonderstellung, aus seiner Privatstellung heraushebt und jene Form eines gegliederten Bundes der verschiednen Fachgenossen mit sich bringt, die in den Wanderjahren so eigentümlich hervortritt und als eine der höchsten dichterisch-prophetischen Hinweisungen auf die sozialen Aufgaben der Neuzeit erscheint. . . . Man darf mit Recht sagen, daß der Dichter in dem allen das Ziel unsrer deutschen Entwicklung in der vollkommensten Weise, soweit es in der Form dichterischer Ahnung möglich war, ausgesprochen hat, daß er zu einer Zeit, wo der französische Geist noch mit dem Aushecken unnatürlicher Zerrbilder [der Phalanstères Fouriers] und ihres materiellen Nützlichkeitsmechanismus beschäftigt war, hier in den Wanderjahren schon auf eine ganz andre tiefere und würdigere Lösung

Digitized by Google

der sozialen Frage hingewiesen hat, obgleich dann erst die französischen Ideen [die jedoch nach Bielschowsky auch schon Goethe angeregt hatten] uns Deutsche anregen mußten, diese Fragen zum Gegenstand eines eingehendern wissenschaftlichen Nachdenkens zu machen."

Wenn nun Goethe auch nicht auf seine alten Tage selbst noch Chirurg oder Tischler geworden ist, so hat er doch so deutlich wie möglich einer Lebensauffassung abgesagt, der er, ohne ihr jemals wirklich zu verfallen, als Phantasiemensch von lebhafter Sinnlichkeit zuneigen mochte: der Auffassung, daß Genuß der eigentliche Zweck und Inhalt des Lebens sei. Damit war der Gedanke, daß ein Genußmittel wie das Theater Mittelpunkt aller Interessen sein oder doch ein vorwiegendes Interesse beanspruchen dürfe, von vornherein ausgeschlossen. Doch fehlt es auch nicht an einer ausdrücklichen Mißbilligung des Theaters, und zwar mit derselben Begründung, mit der ich seinen Beruf, die Kirche zu ersetzen, geleugnet habe. Die Träger einer Handlung, schrieb ich damals, von der die sittliche Erneuerung oder sonst etwas Großes ausgehn soll, müssen doch selbst große Charaktere sein. Die christlichen Geistlichen sind nun zwar im Durchschnitt niemals Idealmenschen gewesen, aber man hat auch niemals aufgehört, der Idee ihres Amtes gemäß die Forderung an sie zu stellen, daß sie es sein sollen. Dem Schauspieler wird das kein Vernünftiger zumuten. Er kann es gar nicht sein. Eine komische Rolle könnte wohl auch ein Idealmensch übernehmen, denn hier bleibt sich der Zuschauer bewußt, daß es sich bloß um einen Spaß handelt, und eine Scherzlüge, die niemand täuscht, niemand schadet, ist ja keine Sünde; auch braucht sich der Komiker wenigstens dann keinen seinem wirklichen widersprechenden Charakter anzulügen, wenn die komische Wirkung mehr aus den Situationen als aus den Charakteren entspringt. Auch die Oper ist in dieser Beziehung ungefährlich, wenigstens die Oper alten Stils. Denn hier ist die Musik das wichtigste. Der Schauspieler geht im Sänger unter, und die Musik drückt nicht Charaktere, sondern Gefühle und Stimmungen aus; Gefühle und Stimmungen der verschiedensten Art aber kann jeder Mensch jeden Charakters haben. Dagegen bringt es sicherlich kein Mensch von entschiednem Charakter fertig — und ein großer Charakter muß doch zunächst überhaupt ein Charakter sein —, heute sich den Charakter des Karl und morgen den des Franz Moor anzueignen, und aneignen muß er sich ihn doch, wenn er ihn mimen soll. Heut einen Bösewicht und morgen einen Tugendbold mimen, und das jahraus jahrein so treiben, wie wäre das möglich ohne Schädigung des eignen Charakters? Die Schauspieler mögen ja herzensgute Leute sein — das sind sie wahrscheinlich immer gewesen —, sie mögen heute auch allesamt bürgerlich achtbare Männer sein, aber das, was man im hervorragenden Sinne einen Charakter nennt, können sie schwerlich sein. Ja, dieses ihr Treiben verletzt sogar die Empfindung des feiner organisierten Menschen. Nietzsche führt einmal richtig aus, daß uns die Darstellung eines Shakespearischen Stückes auf der Bühne wie eine Ent-

Digitized by Google

weihung vorkommt, und ein katholischer Autor, dessen Namen ich vergessen habe, schreibt: ein gutes Drama dürfe man nicht zum Schauspiel herabwürdigen. Und nun die Schauspielerinnen als Tugendlehrerinnen und Erbauerinnen! Ich denke nicht an Künstlerinnen ersten Ranges, wie die Duse, die durch ihre gesellschaftliche Stellung und wirtschaftliche Lage der Region gemeiner Versuchungen entrückt sind. Aber die gewöhnlichen Schauspielerinnen, von deren Behandlung durch die Bühnengewaltigen die Grenzboten vor ein paar Jahren Abscheuliches mitgeteilt haben! Schiller schreibt: „Solange die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, solange die Szenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, . . . so lange mögen immer unsre Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden." Also es ist, um nach dieser Abschweifung auf den eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtung zurückzukommen, gerade das ernste Drama, das, je künstlerisch vollendeter es ist, desto mehr den Charakter der Darstellenden gefährdet und darum niemals aufgeführt, sondern immer nur gelesen werden sollte. Nur bei ihm herrscht das Schauspielerische, das als solches immer widerwärtig wirkt, in vollem Maße. Von dieser Art Wirkung frei, verhältnismäßig frei, sind außer dem Lustspiel und der Oper auch Gelegenheitsdramen, die für patriotische Feste gedichtet werden, und in denen die aufführenden Männer oder Jünglinge nicht fremde, sondern ihre eignen patriotischen Gefühle ausströmen. Wie mußte es mich nun, nachdem ich solche Gedanken veröffentlicht hatte, angenehm überraschen, in den Wanderjahren folgende Stelle zu lesen, die ich ja vor Jahren schon gelesen, aber vollständig vergessen hatte.*) Man hat Wilhelm die Einrichtungen der pädagogischen Provinz gezeigt, und er bemerkt, er vermisse das Theater. Der Vorsteher erwidert:

„Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unsrer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sei: denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Grenze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unsrer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl überlegt worden; keine Region aber wollte sich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogner Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem

*) Auf die Komposition oder vielmehr Kompositionslosigkeit angesehen, ist die Fragmentensammlung, die Goethe in seinem achtzigsten Lebensjahre unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" herausgegeben hat, derart, daß kein andrer es hätte wagen dürfen, so etwas als Abschluß eines Romans einem Verleger anzubieten. Die Wanderjahre sind denn auch vom Publikum sehr ungünstig aufgenommen worden, und weil sie wahrscheinlich auch heute wenig gelesen werden, wird es erlaubt sein, ein längeres Stück daraus abzudrucken. Meine ersten Äußerungen über das Theater findet man im zweiten Bande der „Wandlungen" S. 328 bis 330.

Digitized by Google

Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Masse zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten sie mit unserm ernsten Zweck nicht vereinen."

„Man sagt aber doch," versetzte Wilhelm, „diese weit um sich greifende Kunst befördere die übrigen sämtlich." [Der Vorsteher beweist ihm das Gegenteil.] Wilhelm sah mit einem tiefen Seufzer vor sich nieder, denn alles auf einmal vergegenwärtigte sich ihm, was er auf und an den Brettern genossen und gelitten hatte; er segnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen solche Pein zu ersparen gewußt und aus Überzeugung und Grundsatz jene Gefahren aus ihrem Kreise gebannt. Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in diesen Betrachtungen, sondern fuhr fort: „Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervortue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dies fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau, und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde." Wilhelm hörte dies mit Geduld, doch nur mit halber Überzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß: denn so wunderlich ist der Mensch gesinnt, daß er von dem Unwert eines geliebten Gegenstandes zwar überzeugt sein, sich von ihm abwenden, sogar ihn verwünschen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerspruchs, der in allen Menschen wohnt, nie lebendiger und wirksamer als in solchem Falle. Mag doch der Redakteur dieser Bogen [da haben wir Goethes eigne Stimmung!] hier selbst gestehn: daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehn läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinne mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dies ein unverzeihlicher Irrtum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?

Daß es ein Irrtum gewesen ist, bezweifelt er offenbar nicht, aber unverzeihliche Irrtümer gab es für den Sohn der alles verzeihenden Frau Aja nicht, und „jedes reine Bemühen" erschien ihm eben an sich, ohne Rücksicht auf den Wert des Gegenstandes, wertvoll und fruchtbar. Anklänge an diese Beurteilung des Theaters habe ich vor nicht langer Zeit in zwei Novellen gefunden. In der „Baltischen Novelle: Auf brennendem Boden" ist der Held von seinem Vater zum Pastor bestimmt worden; aber eben der Zwang zum geistlichen Stande erfüllt ihn mit Widerwillen gegen diesen, und weil er viel mimisches Talent hat, will er zur Bühne gehn. Er bringt in solcher Stimmung einige Monate im Hause eines befreundeten Pfarrers zu, und dessen Wirken, das er mit Interesse beobachtet, überzeugt ihn, daß, mit eignen Gedanken und Worten wohltätig ins Leben eingreifen, doch ein schönerer und würdigerer Beruf sei, als auf der Bühne andrer Leute Worte deklamieren, und er bleibt ein Geistlicher. Noch besser paßt eine andre Novelle hierher, von der ich nicht mehr weiß, ob ich sie in der Deutschen Rundschau oder in Westermanns Monatsheften gelesen habe; auch den Titel und den Namen des Verfassers habe ich vergessen. Ein der bürgerlichen Aristokratie angehörender Privatgelehrter gewinnt

Digitized by Google

in der Sommerfrische eine Dame lieb, und er erfährt erst, nachdem er ihr die Ehe angetragen, daß sie Schauspielerin ist. Sie ist dieses mit ganzer Seele und wünscht ihren Verlobten für ihre Kunst, der sie treu bleiben möchte, zu interessieren. Dazu bietet sich die Gelegenheit dar, da sie zufällig ein Engagement am Theater seines Wohnorts angenommen hat. Nur zögernd geht er auf ihren Wunsch ein; ungern besucht er die Vorstellungen, in denen sie auftritt, und je hinreißender sie spielt, desto unvermeidlicher tritt die Wirkung ein, die er ahnend gefürchtet hat. Er sagt sich: gestern war sie Ophelia, heut ist sie Klärchen, morgen wird sie Nora oder die Kameliendame sein, und ein jedes ist sie vollkommen, was ist sie nun selbst eigentlich? Hat sie überhaupt eine eigne Seele, eine eigne Persönlichkeit, einen eignen Charakter? Schauspielert sie am Ende im Leben, vor und mit mir, ebenso wie auf der Bühne? Tiefe gegenseitige Verstimmung führt zum Bruch; die ganz Zerschmetterte wird gemütskrank, und als sie nun im Sanatorium zur ruhigen Überlegung kommt, sagt sie sich: der Verlobte hat recht gehabt, entsagt ihrer gefährlichen Kunst und versucht, fortan nur sie selbst zu sein. Auch gehört hierher, was die Frankfurter Zeitung am 6. September 1907 über das von einem Sohne Björnstjerne Björnsons gegründete Norwegische Nationaltheater zu Christiania berichtet hat. Es gedeihe nicht, weil das Publikum kein Verständnis fürs Drama und nur für Musik und Tanz, Kostümflitter und dekorative Knalleffekte Sinn habe, und weil die norwegischen Schauspieler — gar keine Schauspieler seien. „Ibsens Dichtungen auf dem skandinavischen Theater sind nichts andres als der Vorwand eines entweder nüchternen oder bombastischen Geredes [der Berichterstatter merkt natürlich nicht, daß er damit Ibsens Stücke charakterisiert], das weder mit der gesamten Körperlichkeit des Schauspielers noch mit dem dekorativen Szenenbilde in dauernder Wechselwirkung steht." Daran wird die verständige Bemerkung geknüpft: „In einem Lande wie Norwegen, wo sich Germanentum so rein erhalten hat, sträubt sich eigentlich das Naturell gegen alle Schauspielerei. Im Gegensatz zu Völkern unter mildern Himmelsstrichen hat sich bei dem stets auf die Anspannung seiner ganzen Persönlichkeit hingewiesnen Nordländer ein Hang zu individueller Selbstbehauptung ausgebildet. Alles Theaterspiel aber verlangt vom Spieler Selbstaufgabe und geschmeidige Verwandlungsfähigkeit. Außerdem: der nordische Germane hat eine Seele, die große Gewaltsamkeiten bindet und die bei rückhaltloser Entladung leicht in Berserkertum, in rohe, barbarische Formen ausartet oder sich auch in eine mystische Sehnsucht und Nebelferne verliert. Alles Theaterspiel aber verlangt vorbehaltlose Seelenentschleierung, die der Nordländer als Prostitution oder als Zwang empfindet, und die ihn daher unfrei macht." *) So ists! Der Franzose, noch mehr der Italiener, ist der geborne

*) Wie niedrig der Engländer das Theater bewertet, erfahren wir aus Ernst Groths schönem Werk: Die Englische Literatur der Gegenwart, S. 375.

Digitized by Google

Schauspieler. Erfreuen sie uns mit dieser ihrer Gabe, so sind wir ihnen dankbar dafür, aber wir beneiden sie nicht darum. Der echte Deutsche vermag, gleich Goethes Iphigenie, auch nicht einen Augenblick seines Lebens zu schauspielern, und schon darum kann deutsche Volkserziehung nicht auf Schauspielerei gegründet werden. Als Erholungsstätte hat das Theater seinen großen Wert, und die es zu vervollkommnen streben, arbeiten an einem löblichen Werke. Daß es die Bühnenkünstler in mancherlei Weise schädigt (auch leiblich; die Duse soll nach jeder Vorstellung halb tot sein), wollen wir nicht übermäßig tragisch nehmen, jeder der Berufe, in denen man der Menschheit dienen kann, fordert Opfer. Aber Kirche kann das Theater nicht werden. Sollte jene einmal verschwinden — in Frankreich scheint sie ja schon im Verschwinden begriffen zu sein —, so müßte der Staat durch andre Veranstaltungen Ersatz schaffen, etwa in der Weise, wie es Goethe in der pädagogischen Provinz geschehen läßt. Übrigens besteht die Religion der drei Ehrfurchten, die dort gelehrt wird, aus der ethnischen, der philosophischen und der christlichen als der höchsten. (1. Kapitel des zweiten Buches.)

Miltonfeier

Von Wilhelm Münch

Dreihundert Jahre sind vergangen, seit — am 9. Dezember 1608 — John Milton zu London geboren wurde. Man feiert Gedenktage von geringerer Bedeutung. Ein großer Dichter gehört zu dem Größten, was der Menschheit beschieden wird. Zunächst freilich dem Volke, in dessen Sprache (und aus dessen Seele heraus) er dichtet. Aber wenn er wirklich ein Großer ist, dann eben doch auch der Menschheit. Auch von jenseits der Sprachgrenze her öffnen sich ihm die Geister. Man sucht sein Lied in andrer Zunge nachzusingen. Und wie oft ist nicht die Erlernung einer fremden Sprache unternommen worden um eines edeln Dichters willen, den man in seinen eignen Tönen vernehmen und verstehn wollte!

Mit dem Ruf der Größe freilich ist es nicht ganz einfach bestellt. Er wird mitunter jäh erschüttert, und mitunter wird er allmählich gewissermaßen von innen her ausgehöhlt. Es bleibt dann wohl bloß ein allbekannter Name, aber von dem Geiste will sich niemand mehr erwärmen lassen. Beinahe ist es schon so mit Klopstock. Und Milton — ist er nicht der englische Vorgänger Klopstocks? Ist nicht das geistliche Epos, hüben oder drüben, viel mehr ein verstimmender als wirklich erhebender Versuch gewesen, aus irrender Tendenz hervorgegangen? Übrigens hat Klopstock seine Bedeutung außerhalb des Messias, und Miltons hohes Lied vom Verlornen Paradiese könnte nur Un-

Digitized by Google

kenntnis und Urteilslosigkeit auf die Stufe des Klopstockschen Messias stellen. Bei diesem alles Weichheit, zerfließendes Gefühl, verschwimmende Lyrik, sich in Verzückung überschlagender und verlierender Ausdruck, ermüdende Breite, und bei jenem alles Geschlossenheit, Kraft und Wucht oder doch feste, klare Zeichnung, großartige Gestaltungskraft der Phantasie, und eine Sprache von solcher Gedrängtheit und schöpferischer Eigenart, daß mehr als hundert Jahre lang nach ihm die Dichter seines Landes sie immer wieder nachzuahmen, wo nicht aus ihr zu schöpfen trachteten.

Nicht als ob dem Gedicht Miltons mit Unrecht üble Seiten nachgesagt würden. Goethe urteilte nicht leicht ungerecht, gegen englische Poesie am allerwenigsten, und er erklärte sich von Paradise Lost abwechselnd immer wieder angezogen und abgestoßen. Aber es gibt unter den Lesern, in England selbst wie bei uns in Deutschland, schwerlich einen, der nicht gewissen Teilen der Dichtung gegenüber unmutig den Kopf schüttelte. Wenn es möglich war, ungeheures Geisterstreben, sündhafte Überhebung, gigantischen Trotz, alle Stimmungen verzweifelten Kampfes, jähen Sturzes und erbitternder Niederlage, das ganze innere Leben der zu Höllengeistern Gewordnen machtvoll und ergreifend zu schildern, dazu das Höllenreich selbst und sein Grauen mit dem kühnsten Flug der Phantasie zu durchmessen, und auch möglich, ein wunderliebliches Paradieseslleben hinzumalen, seinen Genuß und seinen Verlust innig miterleben zu lassen: war es etwa ebenso möglich, Himmelsvorgänge, inneres Leben zwischen den Personen der Gottheit, die Sphäre der ewig reinen und heiligen Gottesdiener zu besingen, ja zu besingen im Anschluß an festgehaltne abstrakte Kirchenlehren? Jedermann fühlt, wie hier das höchste Wollen scheitern, wie das absolut Erhabne leer werden, wie die Sinnenschilderung des ewig Unsinnlichen bis an den Rand des Komischwirkenden gelangen mußte. Und so erhebt sich die Dichtung nicht etwa aus mittlern zu ansteigenden Höhen, sondern sie sinkt, mindestens zeitweilig, aus der Höhe in flachere Niederung, um sich verhältnismäßig wieder zu erheben. Das Gewaltigste, das Fesselndste, das überwältigend Große und Originale bildet den Eingang, den ersten Teil, und nur Anmutiges, lieblich Menschliches oder auch menschlich Ergreifendes ist das Beste, was weiterhin auftaucht.

Aber die Zahl derer, die darum doch Miltons ganzes Epos lesen und mit unvergänglichem Eindruck aus der Hand legen, in deren Seele ein Echo dieses Wundergesangs nie wieder ganz verhallt, ist doch Legion im Vergleich zu den wenigen einzelnen, die die ermüdende Reihe der Gesänge des „Messias“ — grundsätzlich und fast genußlos — bewältigen. Dort ist es schon die Sprache, die den Leser alsbald in ihren Bann zieht, ihn auch über solche Strecken mitzieht, in denen der Inhalt an sich leblos heißen müßte; die Sprache und die stille Verskunst. Freilich ist es ja kaum jemals möglich, von der Dichtersprache in fremder Zunge die völlig gleiche Wirkung zu erfahren, wie der durch seine gesamte Lebensentwicklung mit diesem Idiom innigst Vertraute. Was uns

Digitized by Google

Deutschen die Sprache Goethes in der Iphigenie oder in seinen zartesten lyrischen Gedichten sagt, wie sie zu unserm Innersten spricht, das kann ein Fremder nur in abgeschwächtem und unsicherm Maße empfinden. Und es ist mehr oder weniger so mit jeder Sprachdichtung. Immerhin vermögen wir durch treuliches Einlesen auch von den fremdsprachlichen Klängen her starke Wirkung zu empfangen, wir können auch als Deutsche Sophokles, Tasso und so viele andre in der Ursprache lieben. Zu diesen vielen andern gehört sicher nicht an letzter Stelle Milton.*)

Ist doch bei ihm, mehr als bei so vielen, das, was hinter der Sprache gefühlt wird, oder was aus ihr herausklingt, eine einzigartig starke, hohe, reine, heldenhafte Seele. Und durch alles zusammen, die Seele des Dichters, den Vollton der Verse und das Gewaltige der geschilderten Vorgänge, erhält die Dichtung einen Charakter des Majestätischen, wie er nicht leicht seinesgleichen findet. Man weiß im deutschen Publikum meist nicht, daß der Text von Haydns Schöpfung der Dichtung Miltons entnommen ist, und daß es Miltons Drama Samson Agonistes ist, worauf Händel sein Samson-Oratorium aufgebaut hat. Oratorienton in der Tat ist es, den wir überall aus den großen Dichtungen Miltons vernehmen, nachdem ein lind dahingleitender Harfenton in den schönsten seiner Jugenddichtungen erklungen war, im Lycidas, dieser unendlich zarten und reichen Elegie auf den Tod eines Freundes, wie in den beiden Allegro und Penseroso benannten Stimmungsergießungen. Milton, der gleich Luther nicht aufhörte, sich an edler Hausmusik zu erfreuen, hatte nicht zufällig die Orgel zu seinem Instrument erkoren, und oft erscholl zu ihren Klängen Gesang in den Wohnräumen des früh Erblindeten. Und wie hier alles innerlich zusammenstimmt, so tönt auch — damit wir die Worte eines deutschen Verehrers (Hettners) nachsprechen — das hohe Lied vom verlornen Paradiese „wie vielstimmiger Orgelklang einher, bald mächtig rauschend und bald auch leise flüsternd".

Durch welche Kunstmittel diese Kraft und dieser Zauber der Sprache verliehen ist, haben die literarischen Kritiker sorgfältig untersucht und nach Möglichkeit nachgewiesen. Natürlich sind solche „Mittel" nicht berechnet, sondern vom Genius unmittelbar ergriffen. Und sie sind schließlich doch etwas Geringes gegenüber der Gestaltungskraft der dichterischen Phantasie, durch die Milton ohne jede Widerrede unter den Größten aller Zeiten Stellung nimmt. Das Innenleben der tatsächlichen Hauptgestalt, des Führers der rebellischen und gestürzten Engel, die Schöpfung der Reihe dämonischer Typen um ihn, das reich differenzierte innere und äußere Leben der verdammten Himmelsrebellen in den höllischen Bereichen, die einzigartig unheimlichen Schattengestalten von Sünde

*) In der Reihe der seit 1682 erschienenen deutschen Übersetzungen dürfte die genau zweihundert Jahre nach dem Original, also 1867, vom Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen veröffentlichte Übertragung von Karl Eitner die letzte und beste geblieben sein.

Digitized by Google

und Tod, und alledem gegenüber der bezaubernde Reichtum des Paradieseslebens, Glück und Liebe des ersten Menschenpaares und dann im spätern Teil die Zerrüttung dieses Glückes, entzweiendes Sichverklagen und linde Versöhnung, mit dem Ausblick auf echtes und rechtes Erdenleben voll Leid, Wehmut und doch auch Treue: das alles ist hundertmal von Kennern gerühmt und tausendfach von stillen Lesern gewürdigt worden. Und immer wieder siegt doch der Eindruck dieses genial Gelungnen über das Fragwürdige oder Minderwertige, das dazwischenliegt.

Freilich: auch Hasser und Verächter sind dem Dichter aus seinem Werk entstanden. Aus seinem Werk und seinem Leben. An dem herben „Puritaner" (oder vielmehr dem unabhängig trotzigen Kritiker des stagnierenden Kirchentums) haben sich natürlich manche geärgert; seine Dichtung wurde herabgesetzt, weil sie auf den mannigfachsten Entlehnungen beruhen sollte, während man, wie bei so vielen andern großen Dichtern, getrost allerlei Reminiszenzen zugeben kann, ohne daß dadurch die eigentliche Originalität des Verfassers in ernstliche Frage gestellt würde. Viel Einzelmaterial darf entliehen sein, wenn man ein wahrhaft neues Ganzes zu formen vermag. Mehr Abneigung mußte dem Dichter sein politisches Leben zuziehen, seine Gemeinschaft mit den „Königsmördern" und seine kühne Verteidigung dieser vor dem Forum der europäischen Meinung, auch seine Streitschriften voll scharfen Spottes und leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit. Aber das alles war ja nur eine Phase seines Lebens, und nachdem er der ihn erfüllenden patriotischen Aufgabe mit Bewußtsein das Licht seiner Augen geopfert hatte, sodaß er schon vor der Mitte der vierziger Jahre völlig erblindet war, nachdem er den Rückgang, den endgiltigen Fehlschlag der großen Revolution hatte empfinden müssen, zog er sich aus ehrenvollem Amt und bedeutungsvoller Tätigkeit in sich selbst zurück, wurde wieder Dichter, nun erst recht Dichter, hatte er doch sein Herz mit mächtig beschwingenden wie düster vertiefenden Lebenseindrücken erfüllt.

Das Thema vom Verlornen Paradies war eins der zahlreichen gewesen, die er in Jugendjahren, zur Zeit der sich in ihm drängenden dichterischen Pläne, erwogen hatte; die noch jetzt zu Cambridge aufbewahrten Skizzen von seiner Hand zeigen es. Nun war er, der durch herrliche Anlage des Leibes und der Seele, durch angebornen innern Adel und durch die Gunst der äußern Lebenslage einem Dasein in schönem Licht und innerer Harmonie entgegenzugehn schien, durch so viel Kampf und Dunkel, so viel Wirrnis im häuslichen und Enttäuschung im öffentlichen Leben hindurchgeschritten, hatte so schweren Verzicht und wehmütiges Entsagen kennen gelernt! Er war nun erst zum Sänger des Verlornen Paradieses gereift. Und das eine große Unglück seines Lebens, die Blindheit, hatte die Wunderwirkung gehabt, ihm für diese seine Dichtung besondre Kräfte zu verleihen. Denn um so leichter wurde es für ihn, das unbestimmt Ungeheure zu schildern, die Reiche ewigen Düsters; es lösten sich ihm gewissermaßen alle festen Linien und Schranken des Raumes; und andrerseits

Digitized by Google

ließ ihn die Sehnsucht nach dem für immer verlornen Licht gerade auch die Herrlichkeit des Lichtes um so hingebender schildern und auch von all dem Lieblichen und dem Schönen, das sehende Augen ergötzt, in immer neuer Fülle erzählen. Und daß Blindheit nicht an Vertiefung sonstiger Lebenskenntnis hindert, braucht wohl niemand bewiesen zu werden.

Wohl gibt von innerer Lebenskenntnis auch die dem Verlornen Paradies später hinzugefügte Nebendichtung des Wiedergewonnenen Paradieses mancherlei Zeugnis. Aber wie wenig ist dieses Werk doch im ganzen geworden im Vergleich zu dem, was es hätte werden können! Ist schon die Beschränkung auf die eine Geschichte aus dem Leben Jesu, die von seiner Versuchung in der Wüste, zu bedauern, so ist diese Versuchung selbst durchaus nicht als tiefes inneres Erlebnis oder als eine Reihe innerer Vorgänge, Kämpfe, Zweifel zum Gegenstande gemacht, sondern als die kampflose Zurückweisung ohnmächtiger Teufelsversuche, sodaß im ganzen nur etwas allenfalls dogmatisch Befriedigendes, im übrigen aber meist Lebloses herauskommen konnte. Viel mehr Kraft und große Wirkung liegt in Miltons letzter Dichtung, dem Drama von Samson, und zwar hier wieder in Sprache wie inhaltreicher Gestaltung, mit ähnlicher und noch vollerer Beziehung zu des Dichters eignem Leben und Erleben als im Verlornen Paradies, doch gegenüber diesem Lied von Himmelstrotz, vom „Wechsel des Lichtes und der Finsternis“ im Reich des Unermeßlichen hier ein Sang von trotzigem Menschentum und seiner Kraft inmitten alles selbstverschuldeten oder verhängten Leides — eine letzte Dichtung, nicht unwürdig des Schöpfers jenes berühmtern Werkes.

An dieses eine eben heftet sich sein Ruhm. Man erzählt gern mit Mitleid oder einer Art von Beschämung, wie der Dichter elende fünf Pfund als Honorar für Paradise Lost erhalten habe, und seine Quittung darüber ist noch jetzt im Britischen Museum zu sehen. Aber eine wie ansehnliche Zahl von Exemplaren dieser schweren, ernsten Dichtung doch in kurzer Zeit in die Welt ging, und wie bald die Auflagen von 1667 bis zum Schluß des Jahrhunderts einander folgten, das ist doch wichtiger. Und so hat denn Milton nicht wenig Ruhm noch bei Lebzeiten (er starb am 8. November 1674) genossen, wenn auch sein Lebensausgang äußerlich ziemlich ärmlich war. Er ist zu eigenartig groß, als daß er auch ferner je aus der Reihe der allerwärts Berühmten gestrichen werden könnte.

Daß zwischen ihm und Shakespeare, zwischen dessen Dichtung und der seinigen, zwischen seiner und dessen Seele eine unendliche Kluft liege, wird jeder alsbald empfinden. Aber daß diese tiefe Verschiedenheit des Wesens den Jüngern, anscheinend so viel Starrern nicht hinderte, den großen Dramatiker so voll zu würdigen, ja zu lieben, wie es nur irgendeiner der Zeitgenossen zu tun vermochte, das muß über unser Erwarten gehn und uns um so mehr befriedigen. Übrigens darf man nicht Ungleichartiges aneinander messen, nicht auf das Verhältnis von Zahl und Maß bringen wollen. Soviel fühlt jeder Leser:

Digitized by Google

Shakespeare spielte gewissermaßen alle Instrumente, Milton hält sich an jenes eine, seine Orgel. Jener tritt abwechselnd in allen Gewändern auf, dieser schreitet einher wie in einer Rüstung von leuchtendem Erz. In jenem scheinen tausend Seelen zu leben, dieser zeigt und besitzt nur eine Seele, aber es ist die einzigartige Seele John Miltons.

Neue Romane und Novellen

Von Heinrich Spiero

Lest im Laufe der Jahre habe ich an dieser Stelle die Abwandlungen des literarischen Lebens der letzten Jahrzehnte dargestellt oder zur Beleuchtung meines kritischen Bemühens mit herangezogen. Wenn ich auf das blicke, was die deutsche Romanliteratur in der letzten Zeit hervorgebracht hat, so wiederholen sich als charakterisierende Beiworte der meisten, auch der besten Werke immer wieder die beiden: Entwicklungsroman und Milieuroman. Es gibt kaum ein namhaftes Buch der Gattung, das aus diesem Rahmen herausträte, das uns denn doch auch einmal wieder einen Handlungsroman brächte. Auch wo versucht wird, das Leben in seiner Mannigfaltigkeit zu schauen und wiederzugeben, etwa in Henrik Pontoppidans von mir hier warm gelobtem „Hans im Glück“ oder in Werken von Ricarda Huch, erscheinen die Menschen immer mehr getrieben als treibend, immer mehr unter einem Zwange, denn als Bezwinger. Wie sollte auch gerade der Roman eine Ausnahme machen von dem allgemeinen Stil der Zeit, als deren Schicksalsaufgabe es Professor Karl Joel in Basel einmal sehr fein bezeichnet hat, zuerst von Hegel loszukommen, bei dem die Wurzel liegt für den Determinismus, den wir heute in Religion, Politik, Medizin, Kunst und wo nicht sonst alle Geister beherrschen sehen. Lessings tapferm „Kein Mensch muß müssen“ steht nun schon lange, von Hegel, Darwin, Marx, Lombroso, von Sozialisten und Rasseforschern, von Monisten, von Psychologen und Kriminalisten immer neu gewendet die Lehre von dem unentrinnbaren „Du mußt“ gegenüber. „Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse, wir Kleinen, wir im Ungeheuern Verlassenen?“, das ist so, wie es Michael Kramer ausruft, der typische Ausdruck der Zeit, gefunden von dem Dichter, der gerade da ihr vornehmster Typus wurde, wo es ihm nicht gelang, sie wirklich zu gestalten. Abhängigkeit, Bestimmtheit in allem Werden und Handeln, das ist das ewige Thema der Dichtung und auch des Romans, mag es nun die Abhängigkeit von der Scholle sein, wie auf allen Stufen der Heimatkunst, oder die von der Familie und ihrem Blut, wie in den vielen Familienromanen, von der Familie und den Eindrücken der Kindheit, wie in den zahlreichen und zum Teil so vortrefflichen Entwicklungsromanen. Nach dieser Richtung hin liegt im Grunde gar keine Kluft zwischen Schriftstellern, die künstlerisch so weit voneinander sind wie Wilhelm Speck und Thomas Mann, Georg von Ompteda und Diedrich Speckmann.

Digitized by Google

Natürlich ist das Bewußtsein, das sich so äußert, nicht neu, neu aber, daß es so ganz alles andre überwuchert. Menschen wie die Heldin des Romans „Ein unmöglicher Mensch“ von der Gräfin Adeline Rantzau sind heute Ausnahmen auf den Wegen unsrer Erzählung. Hardine von Reckenburg und Heinrich Lee, Johannes Unwirrsch und Anton Wohlfahrt, die Helden von Willibald Alexis und noch die Dorfgänger Ludwig Anzengrubers standen fest in ihrer Umgebung und verleugneten ihre Abstammung nicht; aber sie handelten mit eigner Verantwortung. Fontane ist der erste, bei dem das umschlägt, bei dem die Menschen wie von selbst in alles hineingeraten und das von dem Dichter und den Gegenspielern als ganz natürlich empfunden wird. Auch bei Wilhelm Raabe haben wir schon solche Entwicklungen, aber nur neben dem andern, außerdem — und darum paßt der Vergleich mit Fontane schon nicht recht — mit unentrinnbarer tragischer Gewalt, weil es sich da um letzte Leistungen handelt. Aber es stehn doch den Gleitenden immer Zurückhaltende, denen, die mit gefesselten Händen einherschreiten, mutige Angreifer des Lebens gegenüber. Und: es geschehen wirklich Dinge, Taten voller Kraft und Wildheit, voller Sonderlichkeit und Größe. Es ist bezeichnend, daß solche gerade in Fontanes Meisterwerken fehlen: in ihnen passiert eigentlich nichts, ein Blick, ein flüchtiges Begegnen, ein Ehebruch, der nur ein leises Hinüberhuschen ins vorbestimmte Schicksal ist, oder gar, wie in dem warmen Altersbuch „Stechlin“, nicht einmal das, sondern im Grunde nur, was der alte Fabeldichter in die Worte faßte: er lebte, nahm ein Weib und starb. Das soll den holden Frauengestalten Fontanes, den ich hier nur als den feinsten Typus nehme, keinen Abtrag tun — ich brauche mich wohl gegen den Vorwurf der Unterschätzung gerade dieses Dichters nicht erst zu verwahren —, aber ich wollte nur einmal auf scharfe Formel bringen, worin der Gegensatz der modernen Romanliteratur gegen die frühere besteht, und worin er noch besteht, obwohl wir in den letzten zwanzig Jahren so viel von den großen Realisten gelernt haben, als deren Mittelsmann zur Gegenwart der alte Fontane erscheint. Was wir von all solchen Romanen behalten, sind schließlich immer wieder Stimmungen, feine, starke, besondre, helle und düstre, aber immer wieder Farben statt handelnder Gestalten.

Daß in dem neuen Buch von Arthur Schnitzler „Der Weg ins Freie“ (Berlin, S. Fischer) andres nicht zu holen sein würde, war freilich bei der Eigenart dieses Dichters um so mehr vorauszusehen, als er ein Wiener ist. Noch niemals scheint der entnervende Sommerhauch von Grillparzers Vaterstadt so stark gewirkt zu haben wie heute. Wenn er sich bei Peter Altenberg, der (ebenfalls bei S. Fischer) eine Auswahl aus seinen Büchern herausgegeben hat, bis in Miniaturen verflüchtigt, die man gut tut, nicht allzu wichtig zu nehmen, und die man dann nicht ohne Amüsement genießt, so überwuchert diese weiche, entkräftende Stimmung bei Schnitzler den ganzen, von ihm groß gedachten Bau seines Werkes. Schnitzler läßt den Träger der durchgehenden Handlung, wenn man denn von Handlung sprechen will, einmal darüber klagen, daß der Norddeutsche mit dem Begriff Wien immer wieder eine Art Phäakenbegriff verbinde. Ja, wer trägt denn daran mehr Schuld als Schnitzler und alle, die um ihn und neben ihm stehn? Vor Kürnberger oder Anzengruber würde uns ein solches Urteil wahrlich nicht einfallen. Aber nun wieder dieser „Weg ins Freie“, der da einem jungen Edelmann und Dilettanten gebahnt wird, und der im Grunde trotz aller schöntönenden Worte nichts ist als der Weg von einem verlassenen süßen Mädel zu — ja, wozu?

Digitized by Google

Sicherlich nicht zu der soliden Künstlerarbeit, an die der junge Mann doch selbst nicht glaubt, sondern — zu einem andern süßen Mädel. Ich leugne natürlich nicht, daß es solche Menschen gibt, aber wir haben an ihrer Schilderung nun wirklich so genug, daß ein geschmackvoller Künstler — und das ist doch der Dichter des „Schleiers der Beatrice“ — endlich einmal aufhören sollte, uns immer wieder diese Dinge vorzusetzen. Daß dabei ein paar feine Szenen, hübsche Gespräche mit unterlaufen, ist, glaube ich, ein Lob, das sich Schnitzler beinahe verbitten müßte. Und das Buch wirkt um so unerquicklicher dadurch, daß um den sophistischen Edelmann ein Kreis von Juden steht, die unablässig über die Judenfrage disputieren. Man merkt: es ist Schnitzler mit diesem Problem sehr ernst; warum dann die Einschachtelung in diesen zum vollen Scheffel noch das allerletzte Korn fügenden Liebesroman? Warum dann nicht wirklich ein Bild dieser Leidenschaften, die in Wien stärker als anderswo gegeneinander auflodern? Oder, wenn auch diese nur, wie wir manchmal glauben möchten, ein halbes Feuer sind, warum dann nicht wenigstens an irgendeiner Stelle den Konflikt auf die letzte Formel bringen, warum dies Ausweichen? Man merkt immer wieder, daß der Held nur Maske ist, daß Schnitzler im Grunde mitten drin steht in diesem Kampf, und daß er sich die kühl teilnehmende Objektivität des befreundeten Betrachters nur mühsam anzüchtet. Wir hätten gern gerade von einem jüdischen Dichter einmal den großen Hauptgegensatz innerhalb des Judentums herausheben sehen: den zwischen den Zionisten und den allmählich zur Assimilation und zum Christentum hinübergleitenden andern Juden. In einer Zeit, wo diese Gegensätze immer schärfer werden und gerade dadurch die Judenfrage ganz von selbst immer einfacher wird, hätten wir ihre Darstellung von einer Hand wie der Schnitzlers gern empfangen, die uns jetzt doch nicht mehr als ein rebseliges, uns immer wieder entgleitendes, uneinheitliches Buch gegeben hat.

Ein andrer jüdischer Roman „Die Familie Lowositz“ von Auguste Hauschner (Berlin, Egon Fleischel & Co.) steht an künstlerischem Werte im einzelnen durchaus unter Schnitzlers Buch; als Ganzes hat es vor ihm die Geschlossenheit voraus und die Entschlossenheit, mit der Auguste Hauschner sich auf die Familie beschränkt, ihr kleines Netz ausspannt und nun alles in den Kreis tretende wirklich von einem Punkt aus ergreift. Nur freilich, daß Rudolf Lowositz wieder kein Handelnder, immer nur ein Getriebner ist, und daß er, wie seine Erfinderin, aus dem klug gesponnenen Netz herausgerissen, schließlich, ganz unmotivierterweise, innerhalb des nationalen Kampfes in Prag steht. Das gibt dem Schluß des Buches etwas Gequältes, etwas unnötig Schielendes. Um uns die Entwicklung Rudolfs und seines Hauses klar zu machen, hätte es dieser herangeholten Dinge nicht erst bedurft.

Ein dritter Österreicher, Max Burckhardt, macht wenigstens kein Hehl daraus, daß er seinen Roman „Die Insel der Seligen“ (Berlin, S. Fischer) geschrieben hat als Konstruktionsmaterial für einen juristischen Schulfall. Er will die sittliche Unmöglichkeit der Todesstrafe, den Satz, daß der Staat auf sie kein Recht habe, erweisen an der Geschichte eines Mörders, dessen eigne Tat unentdeckt blieb, und der nun durch eine Kette verhängnisvoller Umstände für das Verbrechen eines andern hingerichtet werden soll. Die Insel der Seligen ist da nur so etwas wie eine „Zuwag“, nicht ohne allerlei politische Spitzen des Juristen gegen die österreichische Regierung, bis dann schließlich die

Digitized by Google

Maske vollends fortgezogen wird und der Verfasser sich neben der Gestalt des auf die Insel deportierten Justizministers verbeugt, der das System der Deportation selbst eingeführt hat. Max Burckhardt verbeugt sich lächelnd, und wir stehn „gefrozzelt“ da, aber nicht verstimmt, denn wir haben es wenigstens nicht anders erwartet.

Ich habe erst geglaubt, daß es der Zufall rasch aufeinander folgender Lektüre war, der mich in Hermann Bangs „Ludwigshöhe“ (Berlin, S. Fischer) so etwas wie Wiener Luft spüren ließ — es war kein Zufall, sondern, wie ich meine, ein ganz richtiger Instinkt. Wenn wir die neuere dänische oder, besser gesagt, Kopenhagener Literatur gegen die Wiener halten, so ergeben sich an vielen Punkten, ja an allen entscheidenden Punkten Übereinstimmungen. Auch bei diesen modernen Kopenhagenern, bei den stärkern wie Pontoppidan so gut wie bei den schwächern gleich Peter Nansen (es sind, wie in Wien, viele Juden darunter), herrscht eine weiche Luft, gehn süße Mädel durch die Welt, werden halbe Konflikte ausgetragen. Man halte doch einmal in Fontanes meisterhafter Milieuschilderung die Kopenhagener Szenen von „Unwiederbringlich“ neben die Wiener von „Graf Petöfy“. Man kann sagen, daß diese dänischen Großstädter neben den Erzählern des Nordens, Björnson oder Lie, wirken wie die Wiener neben unsern Niedersachsen. Bei Hermann Bang und bei „Ludwigshöhe“ vollends ist die Verwandtschaft mit Schnitzler und ähnlichen Schriftstellern außerordentlich stark. Immer wieder das Mädchen, das, hineingleitend in ihr Schicksal, alles gibt, immer wieder der Mann, dem dieses Schicksal nur Episode ist, nur daß Bang dem Schwächling noch stärkere unangenehme Züge gibt, ein wenig von dem schuftigen Charakter des Ausgehaltnen. Auch bei Bang eine Fülle feiner Stimmungen, wie sie in andern seiner Werke freilich reiner und abgerundeter herauskommen. Auch bei Bang eine Salonatmosphäre neben dem Liebespaar und um es herum ein plauderhaftes Durcheinander voll halber Andeutungen und nie ganz heraustretender Konflikte.

Auch an der neuen Erzählung von Richard Huldschiner „Das adlige Schützenfest“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.) ist die Stimmung das feinste, die dreifache der großen Natur Tirols über Bozen, der Zeit des noch immer anmutig spielenden Österreichs im Beginn der Französischen Revolution und die Seelenstimmung der reizenden Mädchengestalt, die in diese Natur und diese Zeit mit zarten Strichen hineingezeichnet ist. Es ist kein Ton zu stark und kein Ton zu leise in dieser Novelle. Es ist nichts gezieret darin, auch nicht in den Briefen jener schnörkelhaften Tage. Der Dichter, der sonst so oft schweifte, hat sich hier in einem engen Rahmen befriedet und füllt diesen nun ganz aus, schenkt dem Hintergrund dieselbe Liebe wie den Gestalten, die sich vor ihm bewegen, und entläßt uns mit dem ruhigen Gefühl, wirklich unter Menschen gewesen zu sein.

Und diese Empfindung eines wirklichen und echten Lebens habe ich auch vor dem hinterlaßnen Roman des so früh verstorbnen hessischen Dichters Wilhelm Holzamer „Vor Jahr und Tag“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Holzamer war ein farbiger, feiner Lyriker, der sich wohl an Gustav Falke zumeist geschult hatte, und ein tüchtiger Erzähler, aber erst in diesem Buch hat er in der Schilderung der Menschen seiner Heimat eine wirkliche Höhe erreicht über frühere Versuche hinaus. Diese Dorth Rosenzweig ist ein feines und eignes Weib, die sich in Kämpfe hineingezogen sieht, denen sie nicht gewachsen ist. Wie sie sie verzichtend abmacht und dann noch in einen stillen Hafen nicht des Glücks, aber

Digitized by Google

der Ruhe gerät, das hat Holzamer mit großer Feinheit und ohne überflüssige Worte geschildert. Unschematisch treten vier Männer nacheinander in das Leben dieser Frau, und mit voller Lebensechtheit ist es gegeben, wie sie nach dem Verlust des ersten, der sicherlich der ganz für sie bestimmte war, die Brücke zu zwei andern nicht findet und dann endlich an der Seite des letzten, der wenig von ihr verlangt, ausruht. Die Gestalt wird einem lieb, man weiß nicht wie, und obwohl sie ganz nur aus ihrer Heimat zu begreifen ist, fehlt ihr doch jede Enge. Was in Holzamers „Peter Nockler" noch flach war, hat sich hier gerundet zum lebendigen Werk, und wir empfinden aufs neue den Schmerz darüber, daß uns dieser Dichter so sehr früh verlassen mußte.

Die Bücher der Gräfin Adeline zu Rantzau haben alle ein reines und feines Menschentum; ihr „Unmöglicher Mensch" war zugleich ein Aufschwung zur Kunst, ein seltnes Buch von tiefem Gehalt und ungewöhnlicher Gestaltungskraft. So viel Gutes läßt sich der Novelle „Aus dem Untergrund des Lebens" (Berlin, Martin Warneck) nicht nachrühmen. Wieder ist viel menschlich Feines darin, aber der Stoff ist Adeline Rantzau entglitten, die Schilderung ist ungleichmäßig geworden, zwischen Szenen, die uns ganz ergreifen, stehn tote Stellen. Der Dichter, der sich im Aufstieg zur Meisterschaft verzehrt, der Christus mit dem Kreuz den Berg emporwandeln sieht, ist nicht ganz überzeugend herausgekommen, wir glauben ihm nicht recht, daß er schließlich das Leben und seine Darstellung ganz gefunden hat. Wir hoffen, daß uns die Gräfin Rantzau noch andres, Geschlossneres, Größeres geben wird.

Ein Talent von starker Konzentration ist Jakob Schaffner, der in seinem Novellenbuch „Die Laterne" (Berlin, S. Fischer) vielleicht das Reifste geschaffen hat, was wir in den letzten Jahren von jüngern Novellisten erhalten haben. Es sind Sachen ersten Ranges darunter, Sachen von ganz skurrilem Humor und wieder voll tiefsten Ernstes, dem ein gehaltnes Lächeln nicht fehlt. Dazwischen steht eine Skizze „Der Kilometerstein" von einer großartigen Gräßlichkeit, die dem Dichter kaum jemand nachschreibt. Schaffner wirkt zuerst fast gewollt apart, aber nach den ersten zwei Seiten merkt man, daß seine Eigenart wirklich gewachsen, persönlicher Stil ist, mag sie nun phantastisch durch Sturm und Regen gehn, mag sie realistisch am Öfchen der Handwerkerstube sitzen. Dazu liegt über allem ein schwäbisch-schweizerischer Ton von großer Wärme. Da ist nichts Zerflatterndes und Unhaltbares, nichts, was aus der selbst gewählten Form fällt, und eine unbekümmerte Aufnahme und Wiedergabe des Lebens. Es steht dem Stoff nach Gewöhnliches und Ungewöhnliches nebeneinander, aber alles vergoldet von einer herzhaften, dem Leben nicht entfremdeten Kunst.

Menschen des starken Tuns, Geschichten mit dem Aufeinanderprall von Handlung und Gegenhandlung bietet freilich auch Jakob Schaffner nicht. Auch bei ihm steht die Stimmung obenan. Er gibt leidende Menschen oder behaglich zurückschauende, mit Humor sich schickende. Und auf der Suche nach einem Roman der lebhaften Handlung glaubte ich, in dem neuen Buch von Clara Viebig „Das Kreuz im Venn" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) die Erfüllung meines Wunsches zu finden. Aber, bezeichnend genug, biegt auch dies Buch ganz wo anders hinaus, als wir es erwarteten, und die Ausklänge kommen von Menschen her, die unter Zwang und Druck äußerer Verhältnisse, innerer Begierden zucken und kämpfen. Nicht, daß der Mensch stärker sei als sein Schicksal, sondern daß Leben und Leidenschaften stärker seien als der Mensch, ist auch dieses Buches letzte Weisheit. So bleibt es denn in der Linie, die

Digitized by Google

ich oben gezeichnet habe, aber es ist auf ihr freilich endlich wieder ein starkes und ungewöhnliches Werk, wie wir es von Frau Viebig so lange schon erwartet haben. Auch sie ist keine Heimatkünstlerin im engen Sinn, aber sie kann sich zur großen Kunst nur emporschwingen von dem Boden ihres Heimatlandes her. Wie es bezeichnend war, daß in „Einer Mutter Sohn" die Schwäche einsetzte, nachdem das Venn verlassen war, so hatte sie in Absolvo te vollends den Boden unter den Füßen verloren und war an Konflikten gescheitert, zu deren Darstellung ihr äußere und innere Maßstäbe fehlten. Hier, wo sie wieder in jedem Sinne ganz zu Hause ist, bringt sie eine Fülle echter Menschen, ein Stück großer Natur. Ich habe vor der Schilderung der Gestalten des Dorfes Heckenbroich gelegentlich an Millets Bauern und Feldarbeiter denken müssen, wie sie sich in großen Linien, menschlich und dennoch über gewöhnliches Maß erhöht, von Feld und Himmel abheben. So ist denn das Venn wirklich Angelpunkt und nicht nur Milieu dieses Romans geworden, und Clara Viebig erscheint, indem sie da anknüpft, wo sie einst aufhörte, wieder wegesgewiß auf den Spuren, die sie einst zur „Wacht am Rhein" führten. Ja, das geht bis in Einzelheiten: die Schilderung des polnischen Katholizismus in Absolvo te konnte ich einst an dieser Stelle nicht als echt gelten lassen — die Echternacher Springprozession und die Gläubigkeit dieser Eifelbewohner macht den Eindruck unbedingter Lebenstreue. Das Zolasche Element, das Clara Viebig ohne Zweifel hat, kommt ihr hier zugute, wo ihre Verwachsenheit mit dem Boden doch der exakten Schilderung die Wärme gibt, ohne die wir selbst vor einem Werk nicht warm werden können.

Noch ein drittesmal sei Theodor Fontane genannt. Der Verlag von S. Fischer veröffentlicht eine Bibliothek zeitgenössischer Romane zu dem außerordentlich billigen Preis von einer Mark für den zehn Bogen starken, gut gedruckten und gebundnen Band. Als erstes Werk bringt der Verlag Fontanes „L'Adultera", sicherlich nicht sein stärkstes, aber eines seiner interessantesten Bücher. Es zeigt Fontane im Übergang von den Kriminalromanen früherer Jahre zu den Berliner Romanen seiner Altersreife; und wir bewundern schon hier die Feinheit im Detail, den Reiz der Gespräche, die Kunst, durch Andeutung zu malen. Und typisch tritt hier schon die Frage auf, die dann bis heute immer wieder unsre Literatur durchdringt: wohin treiben wir? Es ist gewiß merkwürdig, daß sie sich in den Büchern immer noch nicht in die Frage: wie handeln wir? umsetzt; und auch in diesem Sinne wird man sagen müssen, daß die Prosaepik des industriellen Deutschlands schwächere Muskeln und schmächtigern Bau hat als die des viel verspotteten Volks der Dichter und Denker. Die Frage aber, inwiefern diese Gegensätze zwischen Wirklichkeit und Literatur einem ursächlichen Zusammenhang entspringen, wird vielleicht ein andrer — am Ende versucht es Carl Jentsch einmal — an dieser Stelle besser beantworten können als ich.

Digitized by Google

Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

Widerstreitende Regungen waren während des Kindes Rede in des jungen Menschen Seele aufgetaucht. Zwischen Ernst und Spott, Rührung und Hohn hin und her gerissen, lachte er bald, bald wurden seine ausdrucksvollen Seemannsaugen wieder ernst, fast andächtig. Und dann blitzte wieder plötzlich ein tückischer Funke in diesen verräterischen Spiegeln seiner Seele auf, sodaß das Kind sich vor diesem wilden, zügellosen Menschen gefürchtet haben würde, hätte seine große Unwissenheit und Unschuld es nicht daran verhindert.

Du bietest mir ja viel auf einmal an, Jüngferlein, sagte er mit rauh klingender Stimme. Haus und Hof, eine Frau und eine Mutter! Soviel ist mir noch von keinem ausgewachsnen Mädchen jemals angeboten worden, weder in Spanien noch in Japan noch in der Türkei! Darüber müssen wir uns noch näher besprechen, kleines Fräulein. Komm her, hier in die Bank, das ist ein trefflicher Beichtstuhl, da kannst du mir dein jungfräuliches Herzchen ausschütten und mich weiter über die Pflichten und Freuden meiner Zukunft belehren. Komm her, hier dicht zu mir, meine kleine Braut!

Sie wußte nicht recht, ob er nun im Ernst oder im Spott gesprochen hatte, aber sie setzte sich gehorsam an seine Seite und hob ihr sorgenvolles, altkluges Gesichtchen fragend zu ihm auf. Willst du also der lieben Heiligen gehorchen und mich heiraten? Du wirst sehn, daß du es bei mir nicht schlechter haben wirst, als wenn du eines der großen Mädchen heiraten würdest, ich kann ebensogut haushalten wie sie. Da, sieh meine Hände an! Ganz hart und zerrissen sind sie, das kommt vom Putzen, und die kleinen Runzeln hier, die kommen vom Waschen, und die Schwielen, die hat das Bügeleisen gemacht, es ist so schwer und heiß. Aber es plättet auch fein, da an meiner Haube kannst du es sehn, fühl sie an, wie steif sie ist!

Die braune Hand des Mannes griff nach der Haube. Ja, sie ist hart wie ein Brett, aber laß mich einmal deine Haare sehn, die darunter versteckt sind, Gwennolaïk!

Doch das kleine Mädchen fuhr erschrocken mit beiden Händen nach der Haube, um sie krampfhaft festzuhalten.

Nein, sagte sie bestimmt, laß los, die Haube setz ich nicht ab!

Er lachte wieder, zog aber doch gehorsam die zudringliche Hand zurück. Du bist eine echte Bretonin, sagte er. Überall sonst, in Frankreich und in allen andern Ländern, tragen die Mädchen ihre Haare offen zu Schau, nur hier in der Bretagne werden die schönen Frauenhaare sorgfältig versteckt. Warum denn, Gwennola? Du bist ja so klug, du kannst mir das gewiß sagen, warum ihr bretonischen Mädchen eure Haare vor uns Männern verbergt? Oder bist du doch noch nicht so klug wie die großen Mädchen? Die wüßten mir wohl darauf zu antworten!

Digitized by Google

Da war es dem Kinde, als hinge von seiner Antwort auf diese schwierige Frage seine ganze Zukunft ab. Es zog die glatte Stirn in nachdenkliche Falten, und Erregung und Anstrengung trieben ihm das Blut ins Gesicht.

Natürlich weiß ich das, sagte sie und gab sich Mühe, gleichgiltig und überlegen zu sprechen. Sollen wir Mädchen es vielleicht halten wie die böse Ahes, die heidnische Königstochter? Die trug ihre Haare offen über den Rücken hängen wie einen Mantel, und sie glänzten abwechselnd golden wie die Sonne und silbern wie Mondschein, und heute noch taucht sie hie und da aus der Tiefe auf und läßt ihre Haare mit den Wellen treiben. Dann gelüstet es die Fischer, danach zu greifen, die böse Ahes aber faßt schnell nach ihrer Hand und zieht sie in die Tiefe. Weil nun Ahes solch sündhaftes Spiel mit ihren Haaren treibt und wir ihr nicht gleichen mögen, darum verbergen wir unsre Haare unter der Haube, wie es anständigen Christenmädchen geziemt. Sieh dir die heilige Anna an! Trägt sie nicht auch eine Haube? Der geht es wie uns, sie mag auch der gewissenlosen Heidin nicht gleichen.

Das böse Lächeln auf den Lippen des Mannes erstarb während der Antwort des Kindes. Mit der anerkennenden Bewunderung eines ältern Bruders sah er auf das kleine Mädchen an seiner Seite herunter. Warm und echt klang der Ton seiner Stimme, als er jetzt zu ihr sagte: Du bist sogar klüger als die großen Mädchen! Und feiner und besser und lieber!

Da strahlten ihre tiefen grünen Augen vor Freude hell auf. Also bin ich dir recht! sagte sie.

Er hob den Arm, um sie an sich zu ziehn — aber dann besann er sich anders und rückte von ihr fort.

Er schüttelte den Kopf und sprach kurz und hart zu sich selbst: Nein, du, rühr das Kind nicht an — beschmutze es nicht!

Er stand auf. Geh, sagte er, du hast dich geirrt. Mich hat die Heilige nicht gemeint, du mußt auf den nächsten warten.

Nola wich zurück, nachdem sie ihn lange traurig vorwurfsvoll angesehn hatte.

Also niemand wollte ihr helfen? Sie sollte doch Sardinenarbeiterin werden in Douarnenez! Mutlos, wie ein in engmaschigem Netz festgefangner Vogel, ließ sie jetzt das Köpfchen hängen.

Der Matrose aber sah weder das Kind noch die Heilige mehr an, sondern steuerte unsteten, müden Schrittes dem Ausgang zu. Es war doch eine Lüge, was die Kinder und die Frommen sangen und sagten von dem Frieden der Palude, der über alle Seelen sowohl der Lebenden als der Toten kommen müsse.

Aber unter der Kirchtür trat ihm eine alte Frau in den Weg.

Er fuhr zurück und bekreuzigte sich. Glaubte er da nicht wieder seinem Mütterlein ins alte vergrämte Gesicht zu schauen? War die heilige Anna von ihrem Postament heruntergestiegen, um ihm den Weg zu verstellen und seine Flucht zu hindern?

Aber dieses Gesicht war nicht von Stein, zuckendes Leben erwachte jetzt in den welken Zügen, die verblaßten Augen öffneten sich weit, die schmalen, schmerzverzognen Lippen teilten sich zitternd.

Gildas! Mein Junge!

Da breitete der große verwilderte Matrose weit die Arme aus, fing die taumelnde Gestalt des alten Weibleins auf und preßte sie sanft und zärtlich an sich und fühlte die Schläge des Mutterherzens an seine Brust pochen und wußte nun, daß diese Heilige nicht von Stein war.

Digitized by Google

Lebst du denn noch?

Sie fragten es gleichzeitig und sahen einander verwirrt und verwundert in die Augen. Ich glaubte, du seist ertrunken wie die andern, obschon ich keinen Totenschein mit deinem Namen bekam, das Meer, dachte ich, das läßt sich solch einen nicht entgehn!

Wo hast du dich versteckt gehalten, Mütterchen?

Bei zwei freundlichen Seelen, einer jungen und einer alten, sagte Monik und wollte die kleine Nola heranwinken, hier ist die junge, mein Gildas, die hat mich in ihr Haus aufgenommen und mich verpflegt, gerade als ob sie mein eignes Töchterlein wäre — ja, das hat sie! Komm doch, Nolaïk — Kindchen!

Aber Nola war gleich einem verscheuchten Kätzlein an dem Paar vorübergehuscht, zur Kirchtür hinaus.

So macht sie es immer, sie ist solch ein scheues Vögelchen, sagte Monik.

Ihr großer Sohn schüttelte den Kopf. Er wußte es anders. Aber er fand die rechten Worte nicht, um den seltsamen Einfall des Kindes seiner Mutter mitzuteilen.

Komm, so will ich dir wenigstens die alte zeigen, da die junge nicht stillhält! Sieh, da steht sie. Sie hat mich getröstet und am Leben erhalten — aber das eine hat sie mir verschwiegen: daß du noch am Leben bist, mein kleiner Gildas, und daß wir noch in diesem Leben ein Wiedersehn feiern sollten! Ich will ihnen die Überraschung nicht verderben, so wird sie gedacht haben, die gütige Mutter Anna! Ja ja, mein Junge, mein kleinster! Ach wie groß und braun bist du! So bist du also doch dem gierigen Würger entkommen? Das hat die Heilige fertiggebracht, ich stehe gut mit ihr, ich diene ihr nach besten Kräften, ja ja . . .

So redete sie in ihrer freudigen Aufregung, ohne ihn nur zu Wort kommen zu lassen. Sie zog ihn zum Bilde der heiligen Anna hinüber, der sollte er für seine Rettung danken. Und der große wilde Mensch schien plötzlich wieder zum gehorsamen Kinde geworden zu sein. Ihm war ganz schwindlig zumute, er war nicht an Wunder gewöhnt wie seine fromme Mutter, die Gefährtin der heiligen Anna. Doch endlich fragte er: Und was wird nun, Mutter? Du hast ein Heim gefunden — aber ich? Sieh mich an! Seh ich aus wie einer, der sich Schätze erworben hat? Ich bin ärmer heimgekehrt, als ich ausgezogen war, wie der verlorne Sohn, von dem du mir als Kind erzähltest. Was soll nun werden? Muß ich nicht wieder aufs Meer hinaus, obschon ich —

Er ballte die Fäuste, und sein Gesicht verfinsterte sich. Das Meer — das . . .

Seine alte Mutter aber hatte laut aufschreiend seinen Arm umklammert. Nicht aufs Meer! Du mir das nicht an — kaum erst bist du mir wiedergeschenkt — nein nein, Gildas!

Und wovon soll ich leben?

Du kannst arbeiten, du hast gesunde, kräftige Glieder.

Soll ich Packträger werden oder Ringkämpfer? Ein Handwerk hab ich nicht gelernt, das weißt du.

Was braucht es das? Du bist klug und stark, du wirst schon Arbeit finden, die Taglöhner sind gesucht hier auf dem Lande. Komm du jetzt nur mit mir, die kleine Nola beherbergt dich gern, es ist Platz genug in dem leeren Haus. Morgen können wir uns dann besprechen. Du siehst müde und elend aus, mein Junge, komm!

Er blieb aber störrisch stehn und schüttelte den Kopf. Die kleine Nola . . . begann er. Dann verstummte er und biß sich auf die Lippen. Und plötzlich lachte er hell auf, frei und treuherzig, wie er als Knabe gelacht hatte, sodaß es seine

Digitized by Google

Mutter freudig durchfuhr: Er ist doch der alte geblieben, jetzt erst habe ich ihn ganz wieder! Sie nickte ihm freundlich zu und strich liebkosend mit der magern Hand über seinen zerrissenen Ärmel. Nun, mein Jungchen, was ists mit der kleinen Nola? Da erzählte er ihr von dem Vorschlag, den sie ihm gemacht hatte.

Die alte Monik lachte nicht. Andächtig hatte sie die Hände gefaltet, und in ihre Augen war ein fremder, starrer Seherblick getreten.

Hat die Heilige der Nola den Gedanken eingegeben? fragte sie.

So behauptet das Kind.

Dann soll und wird es geschehen!

Aber, Mutter ...

Schweig still, Gildas, dem Willen der Heiligen widersteht man nicht!

Aber sie ist noch ein Kind!

Sie wird heranwachsen, mein Junge. Du brauchst sie ja jetzt noch nicht zu heiraten. Nur aus Angst vor dem Hinausgejagtwerden aus dem Elternhaus hat die kleine Nola es so eilig gemacht. Denn sie braucht jetzt gleich einen Mann ins Haus, der die Pacht übernehmen kann. Du mußt ihr das nicht übel auslegen, Gildas, sie ist in der Einsamkeit der Palude so unschuldig aufgewachsen wie ein Tierchen oder wie ein Englein. Was weiß sie von der Ehe und ihren Pflichten! Nichts, meint sie, wäre da vonnöten als fleißige Arbeit auf beiden Seiten. Und sie verstehn das Arbeiten, die kleinen braunen Händchen der Nolaïk, darum hat sie gemeint, könne sie sich wohl schon jetzt als Frau anbieten. Du wirst sie ja kennen lernen, mein Junge, und in fünf, sechs Jahren wirst du dich nicht lange sträuben, auf den Vorschlag der Heiligen einzugehn, das kann ich dir prophezeien, denn aus dem lieben Kinde wird ein frommes, schönes und liebwertes Mädchen werden.

So soll ich unterdessen dem Kinde, bei dem du wohnst, als Knecht dienen?

Das Kind nennt mich Mutter, Gildas, und seine Brüder sind ihm gestorben, ertrunken wie die deinen. Nun sollst du die Stelle eines Bruders bei dem Kinde vertreten, bei meinem lieben Töchterchen, Gildas, dem du es allein verdankst, daß du deine Mutter noch am Leben gefunden hast! Sieh, dann ist uns allen dreien gleichzeitig geholfen, dir und mir und dem Kinde, wir haben dann alle eine Heimat. So klug hat die Heilige es angefangen, nun füg du dich, vertrau ihr, sie wird das begonnene Werk auch zu gutem Ende führen, sei du nur gehorsam und fleißig und pflichtgetreu und überlaß ihr das andre alles. Komm jetzt, komm!

Mutter, sagte er, ich will gern an dem Kinde gut machen, was es an dir getan hat, ich will auch ein fleißiger Knecht sein. Aber niemals werde ich der Nolaïk zum Manne taugen. Sie wird hier in der Einsamkeit unter deiner Obhut zu einer fleckenlosen Heiligen heranwachsen, und ich — Mutter, ich bin solch ein reines, feines Mädchen nicht mehr wert! Er hatte das Gesicht zur Seite gewandt während der letzten Worte und stand da vor seiner kleinen Mutter wie ein großer schuldbewußter Knabe.

Aber Monik schüttelte nur den Kopf, wie man über die wertlose Behauptung eines Kindes den Kopf schüttelt.

Die Heilige weiß immer, was sie tut, sie ist noch ein wenig erfahrner und weiser als du, denk ich, die Großmutter unsers Erlösers! Und du wirst auch nicht schlechter sein als die andern Seefahrer auch! Nun komm!

Geh du voran, ich hab noch ein Wort mit der Heiligen allein zu reden.

Sie zögerte unter der Tür und sah ihn bange an. Du wirst mir doch nachkommen? Ich bin alt, Gildas, und jahrelang hab ich dich als tot beweint, nun hab ich dich wieder, nun bleibst du auch bei mir, nicht wahr? Ich werde wohl nicht mehr sehr lange leben — und nachher, dann kannst du ja wieder aufs

Digitized by Google

Waſſer, wenn es durchaus ſein muß — aber noch nicht, Gildas, lieber, kleiner Gildas ... Die Stimme brach ihr in einem Schluchzen. Wirſt du mir auch ſicher nachkommen, Gildas?

Er ſah ſie gerührt und liebevoll an. Dann richtete er ſich ſtraff auf, ſein Geſicht wurde ernſt und erbleichte unter der braunen Färbung, die die Sonne darauf gebrannt hatte.

Ich werde kommen, Mutter, ich werde bei dir bleiben, bei dir und dem Kinde!

Gott ſei geprieſen, ſprach ſie leiſe aus Herzensgrund und trippelte dann, ſo eilig ihre alten Füße ſie tragen wollten, aus dem Gotteshauſe heraus.

Nun war er allein mit ſich und ſeinem Gewiſſen und der guten ſteinernen Heiligen, die ſein ungewiſſes Schickſal ſo plötzlich in eine beſtimmte neue Bahn gelenkt hatte. Vor wenigen Augenblicken noch war er ein verwaiſter, heimatloſer Herumſtreicher geweſen, blind anwütend gegen ſeinen Herrgott und deſſen Helfer, die vielgeprieſnen Heiligen, im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, krank in der Seele und ſteuerlos wie ein geſpaltnes Schiff im Sturm.

Nun lebte die tote Mutter wieder, und auch in ihm ſtand ein Totgeglaubter zu neuem Leben auf. Er ſelbſt, der frühere, gläubige, mutige und brave junge Gildas, der reich an guten Vorſätzen und ſchönen Hoffnungen ausgezogen war in die weite bunte Welt, auch der war wohl nur ſcheintot geweſen! Denn jetzt richtete er ſich langſam aus dem gequälten, an häßlichen Träumen und Bildern ſo reichen Schlafe auf und ſah ſich angſtvoll fragend um und ſah die Welt und das Leben im alten trauten Sonnenlicht ſeiner Jugendtage daliegen ... Ja, er war wohl nie ganz tot geweſen, dieſer Gildas, ſonſt hätte der Freund, der ein guter, reiner Menſch war, nicht ſo feſt zu ihm gehalten, der ehrliche, kluge Jan Marez. Der hatte gewußt, daß er einmal aus dem wüſten Traumleben erwachen würde und dann zeigen werde, was an ihm ſei. Nun war er freilich tot, der arme Jan, und erlebte ſeine Auferſtehung nicht mehr! Oder wer weiß? Vielleicht hatte des Ertrunkenen Seele ſich auch nach der Palude aufgemacht, wo der Frieden zu finden war! Vielleicht hielt ſich Jans arme Seele jetzt dicht neben ihm und bangte ſich um ſeinen Entſchluß und um ſeinen guten Willen, wie ſie es im Leben ſo oft getan hatte. Es geſchehen ja Wunder, das wußte er jetzt. Und nun bat er die Seele Jans: Halte du ein Auge auf mich, wie du es bei Lebzeiten getan haſt!

Darauf meinte er die liebe, wohlbekannte Stimme des Freundes antworten zu hören: Ja, Gildas, das werde ich tun! Verlaß dich drauf!

Nun dann, dachte Gildas, kann ich es wohl wagen.

Er ging zu dem Bilde der heiligen Anna hinüber, kniete nieder und ſah andachtsvoll zu dem mütterlichen Antlitz auf, das ihn zuerſt aus ſeiner Raſerei geriſſen und gute, wehmütige Gefühle in ihm erweckt hatte. Dann tat er ein ſchweres Gelübde: Meine Seele ſoll auf ewig verdammt ſein, wenn ich das Verſprechen breche, das ich dir jetzt gebe, ſprach er in leidenſchaftlichem Ernſt. Mein bisheriges Leben ſoll abgetan ſein, ich will ein andrer werden, ich will nicht mehr ſündigen. Ich will meiner Mutter und dem Kinde, das ſich ihrer angenommen hat, ein treuer Sohn, ein guter Bruder ſein. Sieben Jahre lang will ich ihnen dienen als ein fleißiger, demütiger Knecht. Erſt wenn die ſieben Probejahre beſtanden ſind, ohne daß ich in mein altes, ſündhaftes Treiben zurückgefallen bin, erſt dann will ich mit dem Mädchen, das du mir zur Frau auserſehen haſt, Hochzeit machen, vorher will ich ſie nicht berühren. Wenn ich dies Gelübde breche, ſollſt du mich verderben und meine Seele der ewigen Flammenpein überantworten, dann will ich verloren und verſtoßen ſein in alle Ewigkeit. So ſoll es gehalten werden, Amen.

Digitized by Google

Dann stand er auf. Er war jetzt ein andrer, seine Augen hatten einen klaren Blick, seine Bewegungen waren ruhig und zielbewußt. Und geradeswegs schritt er auf den kleinen einsamen Bauernhof zu, der ihm zur Heimat werden sollte.

Seine Mutter lauerte heimlich hinter den weißen Mullgardinen des Fensters, und als sie ihn nun heranschreiten sah, ihren großen, eigenwilligen, unzuverlässigen Sohn, faltete sie die Hände und betete, daß er nicht am Haus vorübergehn möchte.

Er ging denn auch nicht vorüber, sondern schritt unter dem alten steinernen Torbogen durch, über den verwahrlosten Hof und stand nun unter der Tür des Hauses.

So, sagte er, da bin ich.

Er sah sich scharfen Blickes in dem großen unwirtlichen Wohnraum um und musterte die Bootstrümmer, Fässer und Planken, die am Boden herumlagen und standen und den Platz versperrten. Die kleine Nola sah den Blick und schämte sich so, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg.

Ich hatte die Kraft nicht, die schweren Sachen hinauszuschaffen, sagte sie.

Da lächelte Mutter Moniks großer Sohn und nickte ihr freundlich zu. Dafür sind deine kleinen Arme freilich zu schwach, Nolaïk, dafür laß du nur den neuen Hauswirt sorgen! Und dann griff er an. Müde und hungrig, wie er war, ruhte er doch nicht, bis alles klar war an Deck, das heißt, bis er alles überflüssige Gerät aus dem Wohnraum entfernt hatte. Die kleine Nola sah ihm mit weitgeöffneten glückstrahlenden Augen zu. Plötzlich aber rannte sie an den Herd, wo sie voller Eifer zu hantieren begann, und als Gildas seine Räumungsarbeiten beendet hatte, stellte sie eine Schüssel mit dampfenden Pfannkuchen auf den Tisch.

Hier, nun mußt du essen!

Sie selbst aß nicht. Sie stand neben dem Tisch und sah zu, wie der neue Hausgenosse hungrig die heißen Kuchen verschlang. Nach dem zweiten blickte er auf und sah in ihr frohes, stolzes Gesichtchen.

Da sagte er: Ich sehe schon, daß ich an dir eine gute Hausfrau erwischt habe. Ich habe noch nie in meinem Leben solch gute Kuchen gegessen!

Da stieß sie einen kleinen seligen Schrei der Freude und des Triumphes aus. Dann lief sie an einen altersschwarzen Eichenschrank und kramte darin. Ihren einzigen Schmuck holte sie da hervor, den sie an jedem Gnadenfest anzulegen pflegte. Dann schoß sie zur Tür hinaus, und die beiden Zurückgebliebnen sahen sie unter dem Fenster dahinjagen nach der Kirche zu, und die lange dünne Korallenkette, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, flog hinter ihr drein.

Die alte Monik wußte sogleich, was das zu bedeuten habe. Die rote Kette bekam die heilige Anna zum Lohn, weil sie ihr einen Mann beschert hatte!

Und als wieder das Gnadenfest kam, fanden die Pilger einen neuen Pächter auf der Palude vor. Und die kleine Nola war stolz geworden und half Marie-Ange nicht mehr im langen Zelt. Doch stand sie in dem nämlichen ärmlichen Anzug der vergangnen Jahre am Wege, als die Prozession vorüberzog, und der einzige Schmuck, den sie in ihrem Leben besessen hatte, die Korallenkette, fehlte, denn sie hing drinnen in der Kirche zwischen den Weihegeschenken der heiligen Anna. Und wieder stachen ihr die Festgewänder der Mädchen und Frauen in die Augen, und wieder glühte der begehrliche Funke auf. Doch als nun die „Witwen des Meeres“ mit ihren erloschnen Wachsstöcken herangeschritten kamen, wurde ihr Gesichtchen wieder hell. Mutter Monik schritt heute nicht mit in dem traurigen Zuge! Mutter Monik war gar zu glücklich! Denn da in der ersten Reihe der Geretteten, in demselben zerfetzten, vertragnen Anzug, in dem er vor einigen Monaten wie ein Wilder in die Kirche der Palude gekommen war, schritt Gildas, ihr totgeglaubter Sohn. Er sang mit den andern das alte bretonische Danklied, aus

Digitized by Google

seinen grauen Augen strahlte ein verzücktes Licht, aber er schritt im Gegensatz zu den meisten seiner Genossen ruhig und sicher aus, denn er hatte nicht mehr als drei Gläser Cider getrunken, den ganzen langen Festtag über.

Und Nola dachte: Wenn die Leute wüßten! Wenn sie wüßten, wer dieser Gerettete ist! Wie er arbeitet! Wie sanft und gut er zu uns ist! Wenn sie wüßten, daß dieser schöne, große, starke Mann eine ganz kleine Frau hat, eine ganz kleine, junge Frau! Und sie reckte ihre schmale Kindergestalt so hoch sie konnte, das Herz klopfte ihr vor Stolz und Freude. In diesem Augenblick vergaß sie ihren heimlichen Kummer, ihren zähen Herzenswunsch: das bunte, goldbestickte Festkleid! Denn die kleine Nola hieß den neuen Hausbewohner, der von morgens bis abends mit Eifer bei der Arbeit war, das vernachlässigte Gütchen wieder in die Höhe zu bringen, bei sich selbst ihren Mann. Hielten sie nicht Haus miteinander, wie jedes Ehepaar es tut? Freilich, Hochzeit hatten sie noch nicht gefeiert. Immer, wenn sie ihn fragte, wann er denn den Rekteur um die Trauung bitten würde, schüttelte er lachend den Kopf. Das hat noch Zeit! So gab sie sich denn zufrieden. Im Grunde lag ihr auch nicht soviel an dem Priestersegen, hatte doch die Heilige selbst sie schon zusammengesprochen!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 7. Dezember 1908

(Reichstagsdebatte über die konstitutionellen Garantien. Beginn der Etatsberatung. Fürst Bülow über die auswärtige Politik.)

Von dem diesjährigen 2. Dezember versprachen sich viele an den politischen Vorgängen lebhaft interessierte Leute einen „großen Tag“ im Reichstage. Sollte doch im Anschluß an die Krisis, die durch das Kaiserinterview hervorgerufen worden war, die Frage der „konstitutionellen Garantien“ behandelt werden. Man dachte sich darunter besondre parlamentarische Schutzmaßregeln gegen ein „persönliches Regiment“ und glaubte dadurch auf dem Wege der Weiterentwicklung verfassungsmäßiger Volksfreiheit einen guten Schritt vorwärts zu kommen. Ja man sprach hier und da schon von der künftigen Herrschaft des parlamentarischen Systems.

Für die Beurteilung dieser Gedanken und Möglichkeiten wird es nützlich sein, die Anträge, die einzelne Fraktionen bei dieser Gelegenheit gestellt hatten, etwas näher anzusehen. Daß die Sozialdemokraten den Augenblick gekommen glaubten, einige radikale Änderungen der Reichsverfassung vorschlagen zu können, versteht sich von selbst. Ihre Wünsche liefen auf eine direkte Einengung der in der Reichsverfassung festgelegten Rechte des Kaisers hinaus. Mit diesem Bestreben stand die äußerste Linke des Reichstags völlig allein, und das ist jedenfalls ein ehrenvolles Zeugnis für den Wirklichkeitssinn der bürgerlichen Parteien. Damit ist freilich das Lob für die freisinnigen Parteien des Reichstags erschöpft. Denn im übrigen haben sie sich aus der für sie freilich besonders schwierigen Sache nicht gerade sehr geschickt herausgezogen. Ihre Parteigrundsätze wiesen sie darauf hin, greifbare Vorschläge zur Erweiterung der Rechte des Reichstags zu machen, und doch wußten sie, daß ein Rütteln an dem kunstvollen Bau der Reichsverfassung nicht nur mit einem äußerlichen parlamentarischen Mißerfolg, sondern auch

Digitized by Google

mit einem starken Rückschlag in dem nicht sozialdemokratisch beeinflußten Teil der öffentlichen Meinung enden würde. Denn so stark auch in sonst loyalen Kreisen die Erregung gegen den Kaiser sein mochte, der Weg von diesen Sorgen und dieser Unzufriedenheit zu einem Vertrauensvotum für den Reichstag war doch immer noch sehr weit; selbst der verbitterte und angeärgerte deutsche Reichsbürger wird doch, wenn er die Wahl hat zwischen einem selbständigen und autoritativen Kaisertum auf der einen Seite und einem Scheinkaisertum unter dem Schatten des Reichstags auf der andern, für die Rechte des Kaisers eintreten.

Für die freisinnigen Parteien blieb unter diesen Umständen nur der Ausweg, an den schon in der Verfassung enthaltnen Begriff der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers anzuknüpfen und diesen Begriff weiter auszubauen und zu erläutern. Es ist schon in den Anfängen der deutschen Reichsverfassung die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht ratsam sei, über die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers nähere Bestimmungen zu treffen, nötigenfalls in einem besondern Gesetz. Damals ist man sehr bald davon zurückgekommen, weil man die allgemeine Feststellung der politischen Verantwortlichkeit des höchsten Reichsbeamten für praktischer und dem Charakter der Reichseinrichtungen angemessner hielt, als die Anerkennung und weitergehende Ausgestaltung einer politischen und juristischen Haftbarkeit, die den Reichskanzler in eine ganz andre Stellung rückt, als ursprünglich geplant war, und leicht zur Folge haben könnte, daß als Voraussetzung für diese umfassende Verantwortlichkeit eines einzigen Reichsministers das Vorhandensein einer entsprechenden souveränen monarchischen Gewalt im Reiche angesehen wird. Das würde mit andern Worten die Herabdrückung des Bundesrats zu einer Art von Oberhaus und die Erhebung des Kaisers zu einem über den deutschen Fürsten stehenden Souverän bedeuten. Das entspricht aber nicht der Reichsverfassung, wonach die Souveränität des Reichs bei der Gesamtheit der verbündeten Regierungen liegt und der Kaiser nur „das Präsidium“ dieses Bundes darstellt, allerdings ausgestattet mit den persönlichen Rechten und Befugnissen, die im gemeinsamen Interesse aller Bundesglieder und um der Vertretung des Reichs nach außen willen nicht einer Kollektiventscheidung überantwortet werden können. Für diese Verhältnisse genügt es allerdings, wenn für den ersten preußischen Bevollmächtigten zum Bundesrat, der den Vorsitz führt und die Ausführung der Reichsgesetze zu vermitteln hat — das ist der Reichskanzler ursprünglich —, eine allgemeine Verantwortlichkeit gegenüber den gesetzgebenden Gewalten des Reichs festgelegt wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Verhältnisse im Laufe der Entwicklung etwas verschoben haben, obwohl die Reichsverfassung in dieser Beziehung unverändert geblieben ist. Im Volksbewußtsein ist der Kaiser mehr als „das Präsidium“ einer Bundesregierung; man fragt nicht nach staatsrechtlichen Feinheiten, sondern hält sich, da sich das Reich als staatliche Form eines einheitlich empfindenden Volks völlig eingelebt hat, an die einfache Tatsache, daß der Kaiser der monarchische Repräsentant dieses Reichs ist, mag er viel oder wenig Rechte haben. Wenn so auf der einen Seite die Idee des Kaisertums tiefe Wurzeln geschlagen hat, so ist auf der andern Seite die zur Zeit der Reichsgründung ziemlich starke unitarische Strömung jetzt völlig bedeutungslos geworden. Sie hat einem ausgesprochnen Föderalismus Platz gemacht — so sehr, daß manchem reichstreuen Manne gelegentlich schon die Sorge aufgestiegen ist, ob nicht das Wiedererstarken eines mitunter sogar recht schroffen Partikularismus dem Reichsgedanken Gefahr drohe. Diese Sorge scheint uns auf einem Mißverständnis des deutschen Volkscharakters zu beruhen. Aber mit der Tatsache müssen wir allerdings rechnen, daß die Entwicklung des Reichs nicht die Richtung nehmen wird, die vor vierzig Jahren von zahlreichen Vorkämpfern der deutschen Einheit erhofft wurde, daß es sich nicht

Digitized by Google

immer mehr zu einem Einheitsstaat entwickeln wird, sondern daß Bismarck die deutsche Volksseele richtig verstanden hat, als er neben den notwendigsten Garantien für die einheitliche politische Vertretung des Reichs die bundesstaatliche Grundlage fest und unantastbar bestehen ließ.

Nachdem sich die voraussichtliche Entwicklung des Reichs in der Weise geklärt hat, daß mit dem zunehmenden Hineinwachsen des deutschen Volks in die Kaiseridee und die Reichsinstitutionen ein ungeschwächter Drang zur Festhaltung der Stammeseigenart, zur Betonung der einzelstaatlichen Rechte und zur Betätigung der dynastischen Anhänglichkeit parallel geht, wird man bei der Formulierung einzelner Rechte der Gewalten im Reich innerhalb gewisser Grenzen nicht mehr allzuängstlich zu sein brauchen. Wenn also das Bedürfnis besteht, die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers näher zu definieren, so fallen vielleicht verschiedne Bedenken weg, die man früher dagegen hegen konnte. Aber wir betonten soeben, das könne nur innerhalb gewisser Grenzen geschehen. Und diese Grenzen hat der Antrag der Freisinnigen zur gesetzlichen Festlegung der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers schlecht gewahrt. Nach den sehr schlecht formulierten, umfangreichen Vorschlägen soll zur Entscheidung der Fälle, in denen man den Reichskanzler zur Verantwortung ziehn will, ein Staatsgerichtshof eingesetzt werden, dessen Beisitzer aus Wahlen von Bundesrat und Reichstag hervorgehn. Auf den ersten Blick wird man sehen, daß schon in der Zusammensetzung dieses Gerichtshofs ein fundamentaler Fehler gemacht worden ist. Der erste Grundsatz für die Entscheidung von Rechtsfragen ist die Fürsorge, daß die entscheidende Instanz unabhängig von den Parteien ist. Hier aber wird unter dem Schein der Einsetzung eines unabhängigen Gerichtshofs eine Mitwirkung des Reichtags angestrebt, die in Wirklichkeit gefährlicher sein würde als eine offne Parlamentsherrschaft, weil sie den Sachverhalt verschleiert und das Moment der Verantwortlichkeit der Parlamentarier gegenüber den Wählern ausschaltet. Aber gerade auf diese Verantwortlichkeit wird man bei Erweiterung der Rechte des Parlaments mehr denn je Wert legen müssen. Verfehlt war es auch, daß der freisinnige Antrag nicht den Erlaß eines besondern Gesetzes in Aussicht nahm, sondern alle diese Bestimmungen in die Reichsverfassung hineinflicken wollte. Verfassungsänderungen, auch wenn sie nur formeller Natur sind, können im Bundesrat schon durch eine Minderheit von vierzehn Stimmen zu Fall gebracht werden. Das bedeutet, daß die Gegnerschaft Preußens genügt, um die Erfüllung der freisinnigen Wünsche zu verhindern. Die Freisinnigen haben sich also schon durch die Form ihres Antrags eine Schwierigkeit geschaffen, die gar nicht notwendig war.

Außer den Freisinnigen und Sozialdemokraten, die überdies noch eine Abänderung der Geschäftsordnung gemeinsam beantragt hatten, wonach es künftig erlaubt sein sollte, auch mit Interpellationen Anträge zu verbinden, hatten noch die Polen und das Zentrum ihre Wünsche zu dem Thema: „Konstitutionelle Garantien“ formuliert. Der Antrag der Polen wollte dem Reichstage das Recht beilegen, daß er auf Wunsch von mindestens einem Drittel der Abgeordneten seine Einberufung fordern dürfe. Das Zentrum war am vorsichtigsten gewesen; es hatte beantragt, die verbündeten Regierungen sollten ein Gesetz über die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers vorlegen. Das Zentrum entzog sich also den durch die Stimmung der letzten Wochen hervorgerufnen Wünschen nicht, aber es hütete sich wohl, mit eignen Vorschlägen hervorzutreten, ehe es wußte, wie der Hase laufen würde.

Im Hintergrunde stand nämlich immer noch die Hoffnung, die Erörterung einer Verfassungsfrage, die von Konservativen und Liberalen unmöglich unter gleichen Gesichtspunkten angesehn werden konnte, möchte vielleicht doch eine kleine parlamentarische Explosion anrichten, wobei das langersehnte Ereignis, die Sprengung des Blocks, endlich zur Wirklichkeit werden könnte. Diese Hoffnung wurde nun

Digitized by Google

freilich vereitelt. Die Gefahr einer Katastrophe lag nicht ganz außer dem Bereich der Möglichkeit. Die Blockfeinde glaubten, die Regierung werde sich der ganzen Debatte gegenüber schroff ablehnend verhalten. Geschah das, so mußten allerdings die Liberalen schwer gereizt werden, und unter solchen Umständen wäre es den besonnenen Führern der freisinnigen Parteien kaum möglich gewesen, eine Wiederholung der Debatte vom 10. November über die kaiserliche Politik und über das persönliche Regiment zu verhindern. Die Folge wäre wohl ein scharfer Zusammenstoß mit den Konservativen gewesen, und dieser konnte noch verschärft werden, wenn der Präsident bei seinem Bemühen, eine Debatte über die Person des Kaisers zu verhindern, auf Widerstand gestoßen wäre. Dann war eine Krisis im Präsidium da, und das hätte aller Voraussicht nach zu einem kaum noch heilbaren Bruch zwischen Konservativen und Freisinnigen geführt. Aber glücklicherweise hielten die Freisinnigen ihre vorher in der Presse genug angestachelte Angriffslust im Zaum, was ihnen durch die Haltung der Regierung sehr wesentlich erleichtert wurde. Während sonst bei dergleichen heiklen Initiativanträgen der Bundesratstisch öde und verlassen bleibt, folgten diesmal die höchsten Vertreter des Bundesrats den Verhandlungen mit höflicher Aufmerksamkeit, und der Staatssekretär des Innern, Herr v. Bethmann-Hollweg, brach allen unangenehmen Erörterungen die Spitze ab, indem er im Auftrage des Reichskanzlers eine Erklärung abgab. Ihr kurzer Sinn war, daß der Bundesrat sich ein Vergnügen daraus machen werde, auf die Wünsche des Reichstags einzugehn, wenn dieser nur die Güte haben wollte, etwas Vernünftiges zu beschließen. Dagegen war schlechterdings nichts zu sagen, und so gelang es, nachdem das Redebedürfnis zwei Tage lang gestillt war, die Anträge zur weitern Bearbeitung in eine Kommission zu bringen. Nachträglich wollte sich freilich keine rechte Zufriedenheit einstellen. Die Freisinnigen hatten sich viel von dem Auftreten des Abgeordneten Naumann versprochen, der einer von den wenigen Auserwählten im Reichstage ist, die die Gabe der Redekunst im wahren Sinne des Wortes besitzen. Man hört dem geistreichen, für den Gegenstand seiner Rede stets innerlich erwärmten Manne gern zu, auch wenn man vielleicht in allen Punkten genau entgegengesetzter Ansicht ist. Das will etwas sagen an einer Stelle, wo auch unter den inhaltlich guten Reden die meisten derart vorgetragen werden, daß es eine Qual ist, sie zu hören. Friedrich Naumann hat auch diesmal „das Ohr des Hauses gehabt“, wie der parlamentarische Kunstausdruck lautet, und doch war seine Rede eine große Enttäuschung. Sie kam aus dem Bereich der schönen Gedanken nicht heraus, und gerade hier forderte die Situation, daß die Linke einmal die Fähigkeit zeigte, ihre Ideen in eine praktisch brauchbare Form zu gießen und das Ganze in die bestehende Gesetzgebung so einzufügen, daß es weder Risse und Lücken noch hervorstehende Kanten und Ecken gab. Naumann wollte es gewiß gerade recht gut machen, aber die ihm gesinnungsverwandte Richtung wurde dadurch mehr bloßgestellt als gefördert, und auch seine Freunde ließen ihn das fühlen, weil sie wohl empfanden, daß diese Wirkung nicht auf einem zufälligen Ungeschick, sondern auf innern Notwendigkeiten beruhte.

Schon am 5. Dezember ist der Reichstag zur Beratung des Etats übergegangen. Damit ist reichlich Gelegenheit gegeben, die schon bei der ersten Lesung der Reichsfinanzreform vorgebrachten Punkte zu ergänzen. Der Etat rückt wieder die schlimme Tatsache des Defizits vor aller Augen, und so kann man aus dem Munde aller Redner Betrachtungen über die notwendige Sparsamkeit hören. Der erste Tag der Debatte brachte außer der üblichen Etatsrede des Reichsschatzsekretärs die des Zentrumsredners Abgeordneten Speck und die des Führers der Nationalliberalen Abgeordneten Bassermann. Es war vielleicht die glücklichste und beste Rede, die Herr Bassermann seit langer Zeit gehalten hat. Er fühlte sich wohl angesichts vieler Vorgänge der

Digitized by Google

letzten Zeit freier in der Kritik, und gerade dadurch kam die ihm eigne maßvolle und ruhige Beurteilung der Dinge natürlicher und glücklicher zur Geltung als bei manchen frühern Gelegenheiten, wo er sich von Partei wegen — um die Selbständigkeit seiner Fraktion gegenüber der Regierung zu beweisen — plötzlich verpflichtet glaubte, die Rolle eines starken Kritikers aufzunehmen, die ihm bei seinem Temperament gar nicht zu Gesichte steht und ihn gelegentlich in Konflikt mit seiner bessern Einsicht bringt.

Besondres Interesse müssen diesmal die Erörterungen über die auswärtige Politik in Anspruch nehmen, da wir gerade jetzt in recht schwierigen und verwickelten Verhältnissen stehn. In den letzten Tagen ist wenigstens an einer Stelle das Vertrauen in eine allmähliche Besserung der Lage wieder etwas befestigt worden. Es schien nämlich, als ob zwischen Österreich-Ungarn und Italien Verstimmungen Platz greifen könnten, und ebenso erschien die Zukunft des dreibundfreundlichen Ministeriums Tittoni nicht ganz zweifelfrei. In der verflossnen Woche hat Tittoni sich mit der Kammer auseinandergesetzt, und das Votum des Parlaments hat seine Politik gebilligt. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß die Mehrheit der italienischen Volksvertretung am Dreibunde festhalten will. Und wenn diese Abstimmung gewiß nicht der Ausdruck einer Gefühlspolitik, sondern das Ergebnis vernunftmäßiger Überlegung ist, so wird ihre Bedeutung dadurch keineswegs verkleinert. Hoffentlich klärt sich die Lage nun auch an andern Stellen bald, sodaß einmal wieder eine gewisse Beruhigung eintreten kann. Heute am zweiten Tage der Etatsberatung im deutschen Reichstage hat nun auch Fürst Bülow das Wort genommen, um die Hauptgesichtspunkte der deutschen Politik klarzulegen. Von besondrer Bedeutung war dabei das außerordentlich entschiedne und feste Betonen der Notwendigkeit unsers Zusammengehns mit Österreich-Ungarn. Es sind wohl nur ganz vereinzelte Stimmen, die bei uns nicht damit einverstanden sind. Wo entgegengesetzte Meinungen auftauchen, da geschieht es meist aus der Besorgnis heraus, das Völkergemisch des Donaureichs biete bei dem gegenwärtigen Zwist der Nationalitäten und dem unter den Slawen hervorbrechenden Deutschenhaß nicht mehr genügende Garantien für eine zuverlässige Bundesgenossenschaft. Die Mehrzahl wird aber dem Fürsten Bülow Recht geben, der es mit gutem Grunde ablehnt, solchen Besorgnissen eine Einwirkung auf unsre praktische Politik zu gestatten. Gewiß sind die Vorgänge in Prag, wo der tschechische Pöbel seinem Deutschenhaß in einer jeder Gesittung hohnsprechenden, fast an die Zustände einer Negerrepublik erinnernden Weise frönt, eine schwere Beleidigung unsrer Nation, aus der wir in andrer Art die Konsequenzen ziehn können. Aber in gleicher Weise angegriffen ist auch der österreichische Staat, dessen Interessen insgesamt auf derselben Linie liegen wie die des Deutschen Reichs. Auf die Politik der beiden Reiche dürfen diese Unruhen keinen Einfluß üben. Wir müssen selbstverständlich darauf bestehn, daß unsre Reichsangehörigen in Prag und anderwärts gegen Pöbelexzesse geschützt werden, und wenn sie Schaden erlitten haben, Entschädigung erhalten. Im übrigen wird die Bundesgenossenschaft unsers Reichs den Landsleuten in Österreich die beste moralische Stütze geben, um selbst ihr nationales Recht zu wahren. Eine Intervention des Deutschen Reichs, um auf die innern Verhältnisse Österreichs einen Druck auszuüben, könnte nur Schaden stiften.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben vom Geheimen Oberregierungsrat und vortragenden Rat Dr. L. Elster und den Professoren Dr. J. Conrad, Dr. W. Lexis und Dr. Edg. Loening. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Jena, Gustav Fischer, 1908.

Von der dritten Auflage dieser bewährten Enzyklopädie liegen uns die Lieferungen 3 bis 7 und die 12. Lieferung vor, mit der der erste Band abgeschlossen

Digitized by Google

ist. (Mehrere zwischen die erste und die zwölfte eingeschobne Lieferungen gehören in den zweiten Band.) Auch sie enthalten, gleich den zwei ersten, in Heft 39 angezeigten, abgesehen von ganz neuen Artikeln (wie Ashley, Aufsichtsrat, Ausverkäufe) viel Neues von Wert und Wichtigkeit. Um nur einiges zu erwähnen: Während in dem Artikel „Agrarstatistik" der ersten Ausgabe der Abschnitt Erntestatistik nur wenige statistische Angaben enthielt, konnte er mit solchen, dank den seitdem vollzogenen Erhebungen, in der vorliegenden Ausgabe sehr reich ausgestattet werden. Der Artikel „Aktiengesellschaften" ist von 92 auf 130 Seiten angeschwollen. Die Erweiterung kommt hauptsächlich der Statistik, und zwar vorzugsweise der der Vereinigten Staaten, die Ernst von Halle bearbeitet hat, zugute. In der Abhandlung „Alkoholfrage" von W. Bode ist der Abschnitt „Arbeit gegen Trunksucht, Unmäßigkeit und Trinkzwang" vervollständigt worden. In dem Artikel „Analphabeten" sind zu den bei Volkszählungen, beim Erfahgeschäft und bei Eheschließungen gewonnenen Ergebnissen noch die in Gefängnissen vorgenommnen Erhebungen gekommen. Der Artikel Anarchismus hat zwei große Ergänzungen erfahren: eine Übersicht der anarchistischen Theorien der antiken Welt sowie der religiös motivierten anarchistischen Bewegungen im Mittelalter und die Geschichte des Anarchismus seit 1890 einschließlich seiner neusten Erscheinungsform, des „revolutionären Syndikalismus". Dem Anerbenrecht, das in der ersten Ausgabe in Miaskowski einen beredten Anwalt gefunden hatte, scheint der neue Bearbeiter, Hermes, ein wenig kühler gegenüberzustehn. Die Bauernschaft werde im allgemeinen an den bisher üblichen Formen der Besitzübertragung festhalten; überhaupt dränge die moderne Entwicklung „immer mehr auf den Weg der individuellen Ordnung des Besitzübergangs, der der ursprünglichen deutschen Rechtsauffassung fremd ist". Doch werde das neue Intestatanerbenrecht mittelbar sehr heilsam wirken: es werde dazu beitragen, die immer noch bestehende bäuerliche Sitte gegen die Mobilisierungstendenz der heutigen Zeit zu stärken. Die Autorität des Gesetzes sei nicht hoch genug anzuschlagen; sie wirke nicht bloß auf den einfachen Mann, sondern sei auch maßgebend für seine juristischen Berater. Das preußische Ansiedlungsgesetz für Posen und Westpreußen konnte natürlich erst in der neusten Ausgabe ausführlich dargestellt werden, weil ja seine Ausführung 1890 eben erst begonnen hatte, und erst die letzten Jahre zuverlässige Berichte über die Ergebnisse des großen Werkes gebracht haben. Die Abhandlung „Anthropologie und Anthropometrie" hat zwar keine wesentlichen Änderungen erfahren, es mag aber an sie erinnert werden, damit die Leser erfahren, daß sie in dem Handwörterbuch auch über solche Gegenstände Auskunft finden. Die Darstellung hat hauptsächlich den Zweck, „an der Hand anthropometrischer Beispiele diese Untersuchungsmethode klar zu machen" und zu ihren Anwendungen anzuleiten, z. B. zur Beantwortung der Frage, wie ein gewisser, durch Messungen (des Brustumfangs, der Schweite usw.) ermittelter Typus der Körperbildung die Arbeitleistung beeinflußt, wie Abnormitäten entstehn und dergleichen. Die sehr umfangreichen Abhandlungen über das Armenwesen sind anders gegliedert und zum Teil mit andern Titeln versehen worden. Daß die christliche Armenpflege, um deren Wiederherstellung sich die Reformation verdient gemacht hat, und deren Geist auch das Elberfelder System beseelt, ihrerzeit etwas völlig neues gewesen ist, hat Uhlhorn schon in der ersten Auflage nachgewiesen; in der neuen hat sich ihm Münsterberg als Mitarbeiter zugesellt. Der für die erste Ausgabe von einem mittlerweile verstorbnen Autor geschriebne Abschnitt über Italien konnte in der dritten Ausgabe gar nicht verwandt werden (obwohl er als historische Einleitung bleibenden Wert behält), weil im Jahre 1890 die italienische Armengesetzgebung eine durchgreifende Änderung erlitten hat. Neu hinzugetreten ist eine Abhandlung über das Armenwesen in den Vereinigten Staaten von Jeffrey R. Brackett. Der allgemein gehaltne Artikel „Aufbewahrungsgeschäft"

Digitized by Google

der ersten Auflage konnte und mußte in der vorliegenden durch die konkrete Darlegung des Zustandes ersetzt werden, den das Bankdepotgesetz von 1896/97 geschaffen hat. Für den Artikel „Aussperrungen" haben leider die letzten Jahre viel neuen Stoff geliefert, und im Auswandrungswesen hat sich seit 1890 auf dem Gebiete der Tatsachen wie auf dem der Gesetzgebungen so viel Neues ereignet, daß sich auch hier Umarbeitungen und Erweiterungen von selbst verstanden. Vom Inhalt der letzten Lieferungen erwähnen wir nur, daß die der Arbeitergesetzgebung gewidmeten Abhandlungen mehr bieten als irgend ein diesen Gegenstand allein behandelndes Handbuch. Die Artikel „Arbeiterversicherung" und „Arbeitseinstellungen" sind 130 und 134 doppelspaltige Seiten stark. Dem Artikel „Arbeiterschutzgesetzgebung" ist eine „Synoptische Übersicht der Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung in den Vereinigten Staaten von Amerika über Zulassung, Arbeitszeit und Vollzug nach dem Stande von 1907" beigegeben, die über die Bestimmungen sämtlicher einundfünfzig Staaten Auskunft gibt. Trotz solcher Vollständigkeit wird der „Arbeitszeit" noch ein besondrer umfangreicher Artikel gewidmet, der die Methoden zur Ermittlung der Arbeitszeit, deren geschichtliche Entwicklung, die Stellungnahme der Unternehmer, der Arbeiter, des Staates, der Kirche zu ihr, den gegenwärtigen Stand der Kontroverse, die Ergebnisse der physiologischen und psychologischen Erforschung der Ermüdung und den Normalarbeitstag im Sinne von Rodbertus behandelt. Die zahlreichen Informationsbedürftigen in den vielen Materien, die der Begriff „Staatswissenschaften" umschließt, auf dem laufenden zu erhalten, ist wahrlich kein geringes Verdienst, und wenn das nur durch das Zusammenarbeiten von Hunderten von bewährten Forschern und Praktikern möglich zu machende Riesenwerk so glänzend gelingt wie in diesem Handwörterbuch, so verdient das Unternehmen außer dem selbstverständlichen Dank auch Bewunderung. C. J.

Wippermann. Der erste Band 1908 des im Grunowschen Verlag erscheinenden Deutschen Geschichtskalenders bringt wieder vieles, was der Politiker, der Journalist immer präsent haben muß, wenn er den Forderungen des Augenblicks genügen will. So die Debatten des preußischen Landtags über das letzte Polen- (Enteignungs-) gesetz, die des Reichstags über Steuer- und Haftpflicht der Kraftwagenbesitzer und über die Einführung des Reichstagswahlrechts in den deutschen Bundesstaaten, dann Kolonialprogramme, Erörterungen über die Blockpolitik, die Vorbereitung der Landtagswahl in Preußen, die Angelegenheit des Professors Bernhard, die Wahrmundaffäre und die Studentenunruhen in Österreich, Pichons Erklärung über das Nord- und Ostseeabkommen, die in diesen Zeitabschnitt fallenden Entwicklungsstadien der Marokko- und der Kongofrage. Sehr ausführlich werden die Bewegungen der katholischen Kirche Deutschlands und Deutsch-Österreichs behandelt, die Pius der Zehnte mit seinen unzeitgemäßen Kundgebungen und Maßregeln hervorgerufen hat. Ich speziell bin Wippermann dankbar für den Abdruck einer längern Stelle aus den vom Hausprälaten und päpstlichen Kämmerer Monsignore Scheicher herausgegebnen „Erlebnissen und Erinnerungen", die ich erst aus dem Geschichtskalender kennen lerne. Die Stelle enthält nämlich eine weit vernichtendere Kritik der heutigen Hierarchie (sie ist allerdings augenscheinlich besonders auf die österreichischen Bischöfe gemünzt) als das vielbesprochne Pamphlet Wahrmunds. C. J.

Eine Neuausgabe des Vossischen Homer. Herbart hat die homerische Welt das gesunde Knabenalter der Menschheit genannt. Gesund sind ihre Menschen im sittlichen Empfinden, im heitern Genießen, im tapfern Kämpfen, im rüstigen Arbeiten, im kühnen Wagen, im offnen Sinn für die bunte Welt, die ihnen groß

Digitized by Google

und herrlich erschien, obwohl sie nur einen kleinen Ausschnitt davon kannten. Sie schauten sie eben mit Künstleraugen: deutlich sahen sie jede Gestalt und fanden das Charakteristische heraus; wie wir sie heute noch sehen, so haben sie sie uns vor Augen gestellt, die schwerwandelnden Rinder und die saumnachschleppenden Weiber. Daß der Homer, der so beobachtet, nicht der einzige seiner Art, sondern Repräsentant seines Volkes ist, beweist die Fülle der Kunstwerke, die dieses Volk nach ihm geschaffen hat. Und ein frühreifer Knabe ist der homerische Mensch; nicht an der noch so schönen Oberfläche der Dinge bleibt sein Blick haften, er dringt ins Innere, enthüllt das Menschengemüt, lehrt, so jung er ist, Lebensweisheit und erkennt die Tragik des Weltlaufs. Darum gefällt Homer nicht bloß den Knaben (solchen Knaben nämlich, die ihn lesen dürfen, ohne dabei mit dem Digamma gepeinigt zu werden), sondern auch die gebildeten Männer aller Zeiten lieben ihn. Man weiß, wie ihn Goethe und Schiller geschätzt haben, und Jakob Burckhardt pflegte seine Schüler zu mahnen, sie sollten die Fühlung mit Homer nie ganz verlieren. Darum hat sich Heinrich Voß um die Deutschen, die nicht griechisch können (und deren werden in Zukunft immer mehr werden), oder die ihr Griechisch vergessen haben, ein unsterbliches Verdienst erworben, das ihm bis jetzt von keinem Konkurrenten streitig gemacht worden ist. Vielleicht ist es keinem andern Übersetzer eines klassischen Werkes so vollkommen gelungen, nicht bloß den Inhalt und die Form, sondern auch den Geist, die Stimmung und den Ton des Originals wiederzugeben. Weil nun dieses Werk, das Ewigkeitswert hat, „in deutscher Sprache nur ärmlich gewandet erscheint", hat der Verlag von Karl Konegen und Ernst Stülpnagel in Wien eine neue, schön ausgestattete Ausgabe veranstaltet. Jeder Band kostet (in Leder gebunden) 10 Mark (eine Luxusausgabe in hundert handschriftlich numerierten Exemplaren in Pergamentband 25 Mark). Der Bearbeiter, Hans Feigl, hat den Vossischen Text pietätvoll behandelt, nur hie und da ein Wort, ein Satzgefüge, das dem heutigen Sprachgebrauch oder Sprachgefühl nicht mehr ganz zu entsprechen schien, durch ein andres ersetzt. Dem ersten Bande, der uns vorliegt, und der die Ilias enthält, ist ein Vorwort von Willy Pastor beigegeben. Dieser glaubt mit Herman Grimm, daß Homer ein Trojaner gewesen sei, und daß er in den olympischen Göttern eine wenig achtbare Aristokratie im Gegensatz zu dem durch die Menschen repräsentierten tüchtigen Bürgertum habe darstellen und verurteilen wollen; zwei Ansichten, über die sich natürlich streiten läßt. C. J.

Aus unserm Kriegsleben in Südafrika. Von Max Schmidt. (Runge, Großlichterfelde.) Der Verfasser dieses schönen und ernsten Buchs hat den Krieg in Südwestafrika als Feldprediger mitgemacht und schildert uns nun teils in zusammenhängender Erzählung, teils in Tagebuchblättern seine Erlebnisse und Eindrücke. Ich habe von dem Buche einen sehr tiefen und sehr erfreulichen Eindruck empfangen. Die Erzählung ist ergreifend, der Verfasser verfügt über ein feines Darstellungstalent und spricht stets mit natürlicher Stimme, einfach und frisch heraus, wie es ihm ums Herz ist. Die Schilderungen sind nicht wie bei dem bekannten Frenssenschen Buch künstlerisch überarbeitet, der Verfasser braucht sich nicht erst mittels der Phantasie in einen fremden Bericht hineinzudenken: er erzählt, was er mit eignen Augen gesehn hat, und weiß, daß die schlichte Größe jener Kämpfe schon allein durch sich selbst tief genug zu wirken vermag. So hat man stets das Gefühl, ein unretuschiertes, durch keine künstlerischen Mittel in seinen Wirkungen gesteigertes Bild, eine treue Aufnahme der Wirklichkeit vor sich zu haben. Es sind zum Teil erschütternde Bilder, die er uns sehn läßt, und dennoch habe ich, während ich in

Digitized by Google

dem Buche las, immerfort eine große Freude im Herzen gefühlt. Wenn man manche Kritik des deutschen Heerwesens lieſt, manche düſtere, ſogar an den Tag von Jena erinnernde Prophezeiung und ſich dazu mancher unerfreulichen Erſcheinung in unſerm politiſchen Leben und im Volksleben überhaupt erinnert, dann kann man leicht auf die Befürchtung verfallen, das deutſche Volk würde ſich der ernſten Stunde, falls ſie einmal ſchlüge, nicht mehr ſo wie vorzeiten gewachſen zeigen. Dieſe Bilder aus dem ſüdweſtafrikaniſchen Kriege verſcheuchen aber jede trübe Sorge. Das Buch iſt ein einziges Lied von deutſcher Treue und deutſchem Heldenmut. Wir freuen uns dieſer Soldaten, die unter den ſchwierigſten Verhältniſſen und unter unſäglichen Entbehrungen ſo treu und mutig ihre Pflicht tun, freuen uns der Liebe der Mannſchaften zu ihren Führern und der Liebe der Offiziere zu jedem einzelnen der Truppe, freuen uns ihrer Kühnheit und Schlagfertigkeit, ihrer Kraft und ihres zarten feinen Empfindens. So haben ſolche fern von dem eigentlichen Vaterlande geführten und von vielen kaum beachteten Kämpfe neben ihrer eigentlichen auch noch die Bedeutung, uns zu zeigen, daß die vielgerühmten Eigenſchaften des deutſchen Soldaten trotz der langen glücklichen Friedenszeit noch immer ungeſchmälert vorhanden ſind.

Möchte das wertvolle Buch viele Leſer finden. Es iſt ſchon viel geleſen worden, denn es liegt von ihm bereits das zwanzigſte Tauſend vor. -k

Neue Kalender. Der Verlag von W. Spemann hat zum ſiebentenmal ſeinen Kunſtkalender erſcheinen laſſen. Wie den frühern Publikationen muß man auch dieſer volle Anerkennung zollen. Die Auswahl der Bilder zeugt von Urteil und Geſchmack; aus allen Gebieten der bildenden Künſte werden uns intereſſante und lehrreiche Proben vorgeführt, aus der Architektur, der Plaſtik und der Malerei. Wir finden hier charakteriſtiſche Beiſpiele der Hiſtorienmalerei und des Porträts, des Landſchaftsgemäldes und des Genres, und wo es notwendig erſcheint, iſt in knappen Zügen auch die kunſthiſtoriſche Bedeutung des Bildes angegeben. So heißt es zum Beiſpiel zu William Hogarths Gemälde: „Die Gräfin bei der Toilette“ (London, Nationalgalerie): „Bei Hogarth überwiegt die Tendenz den eigentlich künſtleriſchen Gehalt ſeiner Werke. Das Charakteriſtiſche wird oft zur Grimaſſe übertrieben und die Kompoſition mit Figuren und Beiwerk überladen. Dennoch iſt das Streben nach Abrundung, nach Verteilung der Maſſen und feine Führung des Lichts, wenigſtens bei ſeinen beſſern Bildern, nicht zu verkennen.“

In demſelben Verlage iſt von neuem der Alpenkalender erſchienen; dieſer mit offenbarer Liebe und großer Sorgfalt hergeſtellte Kalender iſt zwar vor allem für die Kenner der Alpenwelt, für Touriſten und Bergſteiger, beſtimmt; aber auch wer nicht in die oberſten Gletſcherregionen zu klimmen pflegt, wer freundliche Erinnerungen aus der Sommerfriſche in ſeiner Seele wieder wachrufen möchte, wird in dieſem Kalender eine Fülle von Anregung und Genuß finden. Die Photographien ſind offenbar von Sachkennern ausgenommen worden, denn gerade die für den Bergſteiger intereſſanteſten Partien kommen darauf beſonders zur Geltung. Auch die Erklärungen ſind anſchaulich und feſſelnd. Von einem Bilde des Monte Cevedale wird zum Beiſpiel folgendes geſagt: „Der Monte Cevedale bildet den Zentralpunkt der Ortlergruppe, des ſchönſten Eisgebirgs der Oſtalpen, das an Kühnheit der Berggeſtalten und Mächtigkeit zerklüfteter Gletſcherbildung auch den Perlen der Zentralalpen gleichſteht. Von ihm ſtrahlen die vier Hauptkämme des Gebirges aus: nach Norden der prächtige, bequem erreichbare Kamm der Ausſichtsberge, auf dem wir uns befinden; nach Weſten der geſtaltenreiche Grad der Königsſpitze und des Ortler, die Perle des Gebirges; nach Süden die hochgelegne,

Digitized by Google

verhältnismäßig unzugängliche Eismauer des Palon della Mare und der Punta San Matteo; nach Osten der lange, aber wenig interessante Martellamm. Wir sehen zur Rechten unsers Bildes den 3133 Meter hohen Eisseepaß, der die Hallische Hütte trägt, dahinter das vom Cedehtal heraufführende Langenferner Joch und in der Ferne den Piz Tresero (3602 Meter), den schönen Eckpfeiler des Südamms. Die Besteigung unsers durch eine gewaltige Fern- und instruktive Nahsicht ausgezeichneten Gipfels führt von der Hallischen Hütte über den bis zum Fuße des Berges sanft aufsteigenden Zufallferner und dauert etwa drei Stunden." Es ist selbstverständlich, daß dieser Alpenkalender auch reichlich versehen ist mit lustigen Sprüchen, Inschriften und Schnadahüpfeln. Wertvoll ist auch die Angabe guter Werke über Land und Leute in den Alpen.

Mit besondrer Freude begrüßen wir den zweiten Jahrgang des Taschenbuchs für Südwestafrika (Berlin, Wilhelm Weicher, 1909), das vom Stabsarzt Dr. Kuhn, Hauptmann Schwabe und dem praktischen Arzt Dr. Fock herausgegeben wird. Es enthält für jeden Leser, der sich für diese Kolonie aus wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder militärischen Gründen interessiert, eine Fülle wertvoller Belehrungen und Aufklärungen. Besonders lehrreich ist das Kapitel über die Tätigkeit deutscher gemeinnütziger Gesellschaften für das Schutzgebiet, worin man auch die Bedingungen erfährt, unter denen Frauen und Mädchen nach den Kolonien übersiedeln dürfen. Die Entwicklung des Schutzgebiets, Handel und Verkehr, Bergbau, Wasserverhältnisse, Landwirtschaft, Tierzucht, Hauswirtschaft — alle diese Kapitel bieten nicht nur dem Kolonisten, sondern auch unsern Wirtschaftslehrern und Geographen eine Menge vortrefflicher Angaben und Ratschläge. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung der für die Kolonie bestimmten Gesetze und Verordnungen.

Mehr der Form der üblichen Kalender angepaßt ist Süsserotts illustrierter Kolonialkalender, herausgegeben von Hubert Henoch (Berlin, 1909). Das statistische Element tritt mehr zurück; dafür enthält dieser Kalender neben den ansprechenden Bildern mit kolonialen Motiven zahlreiche populär-wissenschaftliche und belletristische Beiträge, von denen uns die kurze Geschichte „Der Signalist" von Hauptmann M. Bayer besonders gefallen hat.

Gestohlene Sachen

und nachgeahmte Salem Aleikum-Cigaretten sollte man nicht kaufen. Sie schützen sich beim Einkaufe letzterer nur vor Übervorteilung durch Beachtung der Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inhaber Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 51 Ausgegeben am 17. Dezember 1908

Inhalt

Seite

Über militärische Ehrengerichte 569
Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808. Von Hans Jacobi. 572
Die Ecole pratique des Hautes Etudes in Paris Von M. J. Minckwitz 582
Germanische Kunst für unser Volk in Waffen. Von Ludwig Kemmer 587
Die deutsche Natur 596
Hauptmann Lindenbusch. Von Ernst Johann Groth . 601
Das Gnadenfest der heiligen Anna. Von Clara Hohrath (Fortsetzung) 609
Maßgebliches und Unmaßgebliches 614
Reichsspiegel. (Die Unmöglichkeit des Parlamentarismus im Reichstage. Höfische Machenschaften. Die Finanzkommission des Reichstags und die Matrikularbeiträge. Die Wahl in Meseritz-Bomst.) — Über allen Gipfeln. — Almanach. — Aus dem Jugendland. — Thienemanns Deutsches Knabenbuch und Deutsches Mädchenbuch.

50 Pf. das Heft. | Fr. Wilh. Grunow Leipzig. | 6 Mark das Vierteljahr.

Weihnachts-Spezialangebot

Rote Bordeaux-Weine

Côtes Coup	M. 0.65
Medoc Margaux	„ 0.95
1904 er Chât. Vernons	„ 1,–
1899 er Chât. Frousac	„ 1,–
1904 er Chât. Maran m. Korkbrand	„ 1,20
1901 er de Montferrand	„ 1,35
1899 er St. Estéphe m. Original-Brand Moreau Bordeaux	„ 1,50
1899 er Chât. Beychevelle m. Original-Brand Moreau Bordeaux	„ 1,65
1899 er Chât. Pomerol m. Original-Brand Moreau Bordeaux	„ 2,–
1895 er Chât. Pontet Canet m. Original-Brand Moreau Bordeaux	„ 2,20
1893 er Chât. Cartonnieux	„ 2.50
1896 er Chât. Cantenac Brown cru classé	„ 2.85
1895 er Chât. Mouton Pauillac cru classé Original-Brand Moreau Bordeaux	„ 3,–
1888 er Chât. Léoville Barton Schröder, Schyler & Co.	„ 3,–
1888 er Chât. Citran Averzan Propr. Marcellin Clauzel	„ 3.50
1895 er Chât. Lafite I cru classé Original-Brand Moreau Bordeaux	„ 4,–

Ausgesuchte Burgunder-Weine, rot

1899 er Mercurey	M. 1,20
1899 er Moulin à Vent	„ 1,75
1900 er Chambertin	„ 2,50

Weiss-, Mosel-, Saar-Weine

Burgener	M. 0.65
1904 er Hof Remicher	„ 0.78
1904 er Reiler Pfefferberg	„ 0.90
1902 er Trabser Castell	„ 1,–
1904 er Maringer Rosenberg m. Korkbrand	„ 1,20
1903 er Pisporter Kesselstadt Cresc. Graf v. Kesselstadt	„ 1,50
1901 er Josefshöfer, Graf v. Kesselstadt	„ 1,75
1903 er Eitelsbacher Cresc. Bischöfl. Convikt Trier	„ 2,–
1900 er Maximin Grünhäuser Cresc. General v. Schubert	„ 2,50
1900 er Erdener Treppchen	„ 3,–
1905 er Bocksteiner Königl. preuss. Domäne. Orig.-Keller-Abzug m. Korkbrd. u. Orig.-Etikett	„ 3,60
1903 er Ockfener Herrenberg Grosser Wein-Orig.-Cresc. Reinhardt, Saarburg	„ 4,–

Weiss-, Pfälzer-, Rhein-Weine

Deidesheimer	M. 0.65
1904 er Niersteiner	„ 0.75
1904 er Ockenheimer Gehauweg	„ 0.85
1904 er Rüdesheimer	„ 1,–
1904 er Ockenheimer Distelpfad, m. Korkbrd.	„ 1,20
1902 er Winkler Steinacker Cresc. Winkeler Winzergenossensch.	„ 1,35
1899 er Forster Riesling	„ 1,50
1904 er Erbacher Hühnerberg, m. Korkbrd. Cresc. Erbacher Winzer-Verein	„ 1,75
1903 er Hattenheimer Wilhborn Königl. preuss. Domäne	„ 2,–
1902 er Liebfraumilch Original-Cresc. Fritz Seitz, Worms	„ 2.25
1900 er Frauensteiner Berg Königl. preuss. Domäne	„ 2,50
1902 er Winkler Hasensprung Ausisse Orig.-Cresc. Freiherr v. Brentano	„ 3,–
1902 er Hochheimer Stein Königl. preuss. Domäne	„ 3,–
1886 er Steinberger Königl. preuss. Domäne	„ 5,–
1905 er Ingelheimer Spätrot Burgunder, rot (Reussite) Orig.-Cresc. Baron v. Erlanger	„ 2,–

Deutsche u. französ. Champagner

Die Preise verstehen sich einschliesslich aller Steuer

I. In Deutschland auf Flaschen gefüllt

Hochheimer Cabinet-Sect die halbe Fl.	M. 1.10
halbe Champagner Luginsland, Werger & Co.	„ 1,50
Kaiser-Sect die ganze Fl.	„ 1,60
St. Peray	„ 1,80
Hochheimer Cabinet-Sect	„ 1,90
Carte blanche qualité supérieure	„ 2,–
Schwarzadler Gold prima Spezialmarke	„ 2.35
Gebr. Feist & Sne. blau Etiquett	„ 3,–
F. A. Silligmüller, schwarz	„ 3,–
Röderer & Co., Longeville	„ 3.35
Bruch, Fouches & Co., Reims, extra dry	„ 3.20
Stein trocken, feinster deutscher Sect	„ 3,75
Georges Geiling & Co., vin de Champ.	„ 3,75
Deutz & Geldermann, Ay, carte blanche	„ 4,75

II. In Frankreich auf Flaschen gefüllt

Delbeck & Co., Reims die ganze Fl.	M. 6.50
Léon Chandon, Reims, gout americain	„ 7.50

Ungar- und Südweine etc.

Süsser Ungar	M. 0.90
Ruster Ausbruch	„ 1.10
F. F. Medicinal-Ungar	„ 1.50
Alter Portwein	„ 0.05
Ganz alter Portwein	„ 1.40
Fein 1896 Portwein	„ 2,–
Portw., very fine and old 1895	„ 2.85
Portw. weiss very old 1895	M. 3,15
Madeira, alt	„ 1,10
Madeira, ff. alt	„ 1,40
Madeira, old superior	„ 1,90
Mad., Orig. Hesseling Broth.	„ 2,50
Sherry, alt	„ 1,40
Sherry, gold extra fein	M. 1,95
Marsala	„ 1,25
Vermouth di Torino	„ 1,30
Samos Ia	„ 0.90
Malaga, old	„ 1,35
Olivenöl, ff. Garcin Fils, Nizza	„ 1,75

Cognac, Rum, Arac, Liköre.

Cognac, f. dtsch. F. Bismarck	M. 1,25
— J. Klupe & Co., Cuvée	„ 2,20
— Prime Medicinal	„ 2.50
— Jules Clairon xx Cuvée	„ 2.70
— J. Prunier & Co.	„ 3.50
— A. C. Meuckow	„ 4,–
— J. Prunier & Co. 1878 fine Ch.	„ 5,–
— Bisquit Dubouché V. O. C. B.	„ 8,–
Cognac. J. Hennessy & Co. xxx	M. 7,50
Rum, alter Cuvée	„ 1,30
— fine Cuvée	„ 1,80
— ℔ Ltr. H. Golay	„ 3,–
Arac, ff. Cuvée	„ 1,40
— sehr fein Cuvée	„ 1,90
— feinster	„ 3,–
Rum-, Arac-, Burgunder-Punsch-Essenz	„ 1,75
Kapuziner (Bened. Era.) Ltrfl.	M. 2,–
Carthäuser, grün und gelb	„ 2,–
Curacao p. Fl.	„ 1,60
Cherry brandy	„ 1,70
— Maraschino	„ 1,50
— Peppermint	„ 1,50
Half om Half	„ 1,70
Eierlikör, Advokat Ia	„ 2,–

Geschäftsprinzipien und Versandbedingungen:

1. **Zurücknahme alles Nichtgefallenden auf meine Kosten.** 2. Unter 16 Flaschen (im ganzen) werden nicht versandt. 3. Versand gegen Nachnahme; nur bei vorheriger Geldsendung 2% Cassa-Conto. 4. Flaschen, Körbe, Kisten werden nicht berechnet.

Berlin W 8, Mohrenstr. 26

Telegramm-Adresse: **Steinweinkrause**

Telefon Amt I 4612, Geschäftszeit 8—6 Uhr

C. A. L. KRAUSE

Wein-Versandhaus.

Digitized by Google

Über militärische Ehrengerichte

Ein kürzlich in Berlin vorgekommner Fall, der zu einem ehrengerichtlichen Verfahren gegen einen jungen Offizier geführt hat, ist vielfach in der Presse besprochen worden und hat hier und da zu recht abfälligen Urteilen über die militärischen Ehrengerichte und die in diesen zum Ausdruck kommende Standesehre der Offiziere Veranlassung gegeben. Der Fall lag so, daß ein Leutnant, der in Zivilkleidern die Berliner Straßenbahn benützte, ohne sein Verschulden von einem ihm unbekannten Menschen in grober Weise tätlich beleidigt wurde. Der Offizier, der hierfür eine Genugtuung nicht erlangt hat oder nicht erlangen konnte, ist, wie die Zeitungen mitteilten, mit schlichtem Abschied entlassen worden.

Es soll hier keineswegs erörtert werden, ob der ehrengerichtliche Spruch, der zu dieser Verabschiedung geführt hat, als gerecht oder ungerecht anzusehen ist. Es ist eine sehr mißliche Aufgabe — leider wird sie aber recht oft unternommen —, ein richterliches Urteil zu kritisieren, wenn man nicht alle Einzelheiten des Falles genau kennt. Nur das sei bemerkt, daß im allgemeinen der Offizier für verpflichtet gilt, sich für einen tätlichen Angriff, der ihm widerfährt, entweder auf der Stelle Genugtuung zu verschaffen oder den Angreifer zum Zweikampf zu fordern. Hierüber mag ja mancher den Kopf schütteln oder so etwas ein törichtes Überbleibsel mittelalterlichen Geistes schelten, jedenfalls hat sich die Erziehung zu diesem Ehrbegriff im deutschen Offizierkorps durchaus bewährt, und auch heutzutage ist diese Auffassung im Offizierkorps durchaus lebendig und wirksam. Wem sie nicht paßt, und wer kein Verständnis für sie hat, dem kann nur geraten werden, dem Offizierberuf fernzubleiben und seine Söhne davon fernzuhalten. Die Öffentlichkeit hat an dieser Frage nur insoweit Interesse, als jeder ruhige Bürger davor gesichert sein muß, wider seinen Willen und ohne sein Verschulden in Konflikte mit Offizieren verwickelt zu werden, die etwa durch deren besondre Standes- und Ehrenpflichten hervorgerufen werden könnten. Davor ist aber jeder durchaus sicher.

Digitized by Google

Die Offiziere verkehren gesellschaftlich und freundschaftlich in weiten Kreisen der Bürgerschaft; sie beanspruchen nicht mehr Achtung und Rücksicht, als jeder wohlerzogne Mensch einem andern selbstverständlich erweist. Es ist unrecht, heutzutage von einer Exklusivität des Offizierkorps zu reden. Wo eine solche besteht, geht sie von Mitgliedern vornehmer oder sich für besonders vornehm haltender Adelsfamilien aus, deren Angehörige im bürgerlichen Kleide ebenso zurückhaltend und wählerisch in ihrem Verkehr sind wie die eine Uniform tragenden. Die Mehrzahl der Offiziere ergänzt sich aus bürgerlichen Familien und denkt nicht an Exklusivität, allerdings sucht der Offizier nur da seinen Verkehr, wo die Umgangsformen und selbstverständlich auch die politische Gesinnung der dem Offizier anerzognen strengen Auffassung entspricht.

Es soll gar nicht bestritten werden, daß hier und da Konflikte vorkommen, an denen die beteiligten Offiziere die Schuld tragen. Für solche Vorkommnisse kann man aber nicht die Standesauffassung der Offiziere verantwortlich machen. Sie sind auch innerhalb des Offizierkorps nie anders aufgefaßt worden denn als strafens- oder tadelnswerte Übergriffe. Sie sind auch so selten, daß ein hohes Maß von Übelwollen dazu gehört, sie zu verallgemeinern und gegen den angeblich unter den Offizieren herrschenden Geist ins Feld zu führen.

Der besondre Zorn verschiednr Publizisten richtet sich nun gegen die Ehrengerichte, in denen dieser rückständige Kastengeist seine besondre Stütze fände, insbesondre deshalb, weil der Angeklagte keinerlei Rechtsgarantien habe und wehrlos sei gegen eine Auffassung seiner Standespflichten, die weder er selbst noch seine Kameraden teilten, sondern die dem Offizierkorps nur aufgezwungen sei, und zu der sich jeder bei der Abstimmung bekennen müsse, nur um nicht selbst in den Verdacht zu geraten, daß er es in Ehrenangelegenheiten nicht so genau nehme.

Hiergegen ist nun zunächst zu sagen, daß ein Stand, der durch die Uniform und die Rolle, die er in unserm öffentlichen und gesellschaftlichen Leben nun einmal spielt, im höchsten Maße der öffentlichen Kritik ausgesetzt ist, ein Mittel haben muß, solche Mitglieder aus seiner Mitte zu entfernen oder zu warnen, die Anstoß erregt haben, und deren Verhalten auf die Gesamtheit ein schlechtes Licht werfen würde, wenn sie es duldete. Schließlich muß es auch für den einzelnen, wenn er glaubt, daß er zu Unrecht einer unangemessenen Handlungsweise beschuldigt sei, ein Mittel geben, sich vor einem berufnen Kreise rechtfertigen zu können. Andre Berufsklassen haben ebenfalls Ehrengerichte, Berufsklassen, die ihren Angehörigen viel mehr persönliche Bewegungsfreiheit gestatten, als dem Offizier gelassen ist, die deshalb in ihrer Gesamtheit für das Leben des einzelnen Standesgenossen nicht entfernt so verantwortlich gemacht werden wie das Offizierkorps nicht nur von seinen Vorgesetzten, sondern auch von der öffentlichen Meinung. Die Ehrengerichte bieten einen Weg, um die gegenseitige Überwachung, die menschlicher Schwäche gegenüber nun einmal nötig ist, in sittlicher, ernster Weise und dabei doch mit Wohlwollen auszu-

Digitized by Google

üben. Die Geschichte des preußischen Heeres beweist, daß die Ehrengerichte das Offizierkorps vor der in einem geschlossenen Korps immer bestehenden großen Gefahr gegenseitiger Angeberei und Gesinnungsschnüffelei vollkommen beschützt haben, daß sie ein strenges Pflicht- und Ehrgefühl lebendig gehalten haben, ohne dabei die frische und fröhliche Lebensauffassung zu lähmen, die der Offizier braucht.

Daß die Ehrengerichte gemißbraucht werden können und auch schon gemißbraucht worden sind, beweist gar nichts gegen sie. Jede, auch die beste menschliche Einrichtung ist dieser Gefahr ausgesetzt. Trotzdem kann man sie als gut bezeichnen, wenn sie sich wie die Ehrengerichte in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bewährt hat.

Auch der Vorwurf mangelhafter Rechtsgarantien ist nicht stichhaltig. Natürlich urteilt das Ehrengericht nicht auf Grund geschriebner Gesetze. Das Ehrengericht ist kein Strafgericht, das sein Urteil aus einem verletzten Paragraphen des Strafgesetzbuches herleitet, sondern es prüft die Frage, ob ein Offizier fernerhin würdig sein soll, einem Stande anzugehören, der für alle seine Mitglieder Anspruch auf allgemeine Achtung erhebt, unabhängig davon, ob der Strafrichter Veranlassung hat, gegen den betreffenden Offizier einzuschreiten oder nicht. Das erkennende Ehrengericht ist also an keinen Gesetzesparagraphen gebunden, es würdigt die Tatumstände nach seinem freien Ermessen, nur durch das eigne Gewissen gebunden, es kann also auch keinen Rechtsirrtum begehn. Wer hier eine Rechtsgarantie fordert, verkennt das eigentliche Wesen des Ehrengerichts und fordert etwas Unmögliches. Die einzigen Rechtsgarantien, die es in einem ehrengerichtlichen Verfahren geben kann, sind folgende:

1. Daß der Tatbestand genau und unparteiisch festgestellt werde. Dies wird von den Bestimmungen über die militärischen Ehrengerichte mit aller Schärfe verlangt. Das erkennende Ehrengericht ist befugt, eine Vervollständigung der Untersuchung zu fordern, wenn ihm der Tatbestand noch nicht genügend aufgeklärt erscheint.

2. Daß dem Angeschuldigten Gelegenheit gegeben werde, sich ausreichend zu verteidigen. Nach den Bestimmungen darf sich der Angeschuldigte mündlich oder schriftlich oder auf beide Arten zugleich oder durch einen andern Offizier von gleichem oder höherm Range schriftlich verteidigen lassen. Diese Möglichkeiten reichen vollkommen aus. Daß Berufsjuristen von der Verteidigung ausgeschlossen sind, ist kein Mangel, da es auf juristische Würdigung des Tatbestandes nicht ankommt, sondern auf eine rein menschliche, und zwar unter der besondern Auffassung des Offizierberufs.

3. Daß der Spruch wirklich den herkömmlichen, allgemein anerkannten Anschauungen des Standes entspreche. Hierfür sorgt zunächst die Zusammensetzung des Gerichts, das aus dem gesamten Offizierkorps eines Truppenteils, in der Regel mindestens aus neun, in Ausnahmefällen sechs Offizieren bestehn muß. Ferner ist zu bedenken, daß der Spruch eines Ehrengerichts kein bindendes Urteil im rechtlichen Sinne ist, sondern lediglich ein Gutachten, zu

Digitized by Google

dem sämtliche Vorgesetzte des Truppenteils eingehend Stellung zu nehmen haben, und das mit allen diesen Zusätzen dem König vorgelegt wird, der in seiner schließlichen Entscheidung gänzlich unabhängig davon ist. Er kann es vollziehen, d. h. dem Offizier die vorgeschlagne Warnung oder den vorgeschlagnen schlichten Abschied, oder was sonst vorgeschlagen ist, erteilen, oder er kann es umstoßen und an dasselbe oder an ein andres Ehrengericht zu nochmaliger Verhandlung verweisen, oder er kann es mildern. Der Offizier steht also an letzter Stelle unter der Kommandogewalt des Königs, was eine Rechtsgarantie insofern bedeutet, als jeder Offizier von dieser Kommandogewalt abhängt.

Die zahlreichen begründeten Gutachten, die sich an das ursprüngliche Erkenntnis auf dem Wege zur Allerhöchsten Entscheidung anschließen, sind mindestens ebenso wertvoll für den Angeschuldigten, wie das Urteil einer Berufungsinstanz sein würde, das besonders in zweifelhaften Fällen den Gefahren einer Zufallsmehrheit ausgesetzt ist. Mit dem Vorwurf fehlender Rechtsgarantien ist es also auch nichts. Es bleibt nun die Behauptung, die Offiziere stimmten nur aus Furcht vor ihren Vorgesetzten im Sinne der angeblich von ihnen selbst innerlich schon überwundnen veralteten Standesanschauungen. Über einen solchen Vorwurf läßt sich überhaupt nicht diskutieren. Wer das glaubt, mag es glauben, ihm ist nicht zu helfen. Das Offizierkorps muß sich damit trösten, daß das deutsche Volk in der Mehrheit ihm doch so etwas nicht zutraut.

Man kann nur zu dem Schlusse kommen, daß die Ehrengerichte eine bewährte Einrichtung sind, an der man nicht rütteln sollte, bevor man etwas unzweifelhaft besseres hat. Das hat aber von allen Kritikern bisher noch keiner gebracht.

Kg.

Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808

Von Hans Jacobi

1

Weimar liegt in der Mitte zwischen Jena und Erfurt. Am 14. Oktober 1806 hatte die Stadt den Kanonendonner der Jenaer Schlacht gehört, am Abend Teile der geschlagnen Armee und die nachdrängenden Sieger, am Tage darauf den Imperator selbst gesehen. Wie die Heimstätte geistigen Lebens in der klassischen Zeit Deutschlands, der stille Sitz der Musen mit einemmal vom Kriegsgetümmel überflutet und in schwere Mitleidenschaft gezogen wurde, das hat von Anfang an und jetzt wieder nach hundert Jahren die Teilnahme des deutschen Volkes erregt. Zwei Jahre darauf, im Jahre 1808 nahten aufs

Digitized by Google

neue gewichtige Schritte der Weltgeschichte, diesmal im Frieden und von der andern Seite her, von Erfurt, wo der Fürstenkongreß tagte mit Napoleon und Kaiser Alexander von Rußland an der Spitze. Und was zu Erfurt geschah, klopfte wieder an die Mauern des kleinen, stillen Weimar, das für die Politik jener Tage nicht von Bedeutung sein konnte, aber doch in ihr prunkhaftes und demütigendes Treiben mit hineingezogen wurde. Was hat Weimar damals erlebt, und wie hat es sich darin verhalten? Auf diese Fragen versucht die folgende Schilderung Antwort zu geben, einen Ausschnitt aus der Lokalgeschichte bietend, die für einige Tage dem Brennpunkt europäischer Geschichte nahestand.

Also nicht die hohe Politik soll uns beschäftigen, bei der es für Napoleon darauf ankam, sich aufs neue Rußlands zu versichern gegenüber England und wenn möglich auch gegen das drohende Österreich, jedenfalls aber zunächst zur Unterwerfung Spaniens freie Hand zu gewinnen — für Rußland aber um das Einverständnis Napoleons zur Ausdehnung seines Reiches auf Finnland im Norden, Moldau und Walachei im Süden. Das sind die Punkte, die schließlich in dem Vertrag vom 12. Oktober ausgemacht wurden. Dazu war es Napoleon wichtig, sein Einvernehmen mit dem russischen Kaiser aller Welt zu zeigen und angesichts der versammelten deutschen Könige und Fürsten als der Beherrscher Deutschlands zu erscheinen. Er sorgte zunächst, daß der König von Bayern komme. „Wenn einer erscheint, hatte er gesagt, werden sie alle kommen wollen." Und das hat er erreicht.

Aber blicken wir nun nach Weimar. Das Herzogtum war trotz der Katastrophe von Jena erhalten geblieben. Auf den sehr erzürnten Sieger hatte das tapfere und kluge Benehmen der Herzogin unverkennbar Eindruck gemacht. Ihn bestimmte jedoch zumeist die Rücksicht auf den russischen Kaiser, den Bruder der Erbprinzeß Maria Paulowna. Dem kleinen Lande wurde aber eine drückende Kriegskontribution von 2200000 Franken aufgebürdet, und es mußte selbstverständlich in den Rheinbund eintreten. Der Herzog hatte nach langem Zögern und Widerstreben endlich im Sommer 1807 in Dresden Napoleon seine Aufwartung gemacht. In seinen Zivildienst nahm er den ihm aus dem Feldzug bekannten preußischen Major von Müffling, der sich zuerst mit Wegebau beschäftigte. Der „Müffling", die Höhe bei der Rauschenburg, heißt nach ihm, weil er die dortige Straße nach Berka gebaut hat. Es sei aber, so schreibt Müffling in seinen Erinnerungen, des Herzogs geheimer Plan gewesen, Weimar, den Zentralpunkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft, nun auch zum Zentralpunkt der deutschen Freiheit zu machen, soweit dies die Verhältnisse gestatteten. Dabei war Müffling sein Vertrauter. Freilich gebot ihm die Klugheit, dem mächtigen Zwingherrn ehrerbietig zu begegnen.

Den Hof zu Weimar bildeten im Oktober 1808 außer dem herzoglichen Paar der Erbprinz Karl Friedrich und dessen Gemahlin, die aber zu jener Zeit in Petersburg weilte, deren Tochter Marie, geboren am 3. Februar 1808,

Digitized by Google

und die zweiundzwanzigjährige Prinzeß Karoline, die Tochter des herzoglichen Paares.

Die Leitung der ministeriellen Geschäfte lag, seit Goethe mehr zurückgetreten war, in den Händen des Wirklichen Geheimen Rats von Voigt; Geheimrat von Wolzogen vertrat das Departement des Äußern, die Verhandlungen mit Frankreich besorgte, seit 1806 darin bewandert und bewährt, der Geheime Regierungsrat, spätere Kanzler von Müller, dessen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 bis 1813" ein sehr wertvoller und interessanter Beitrag zur Geschichte jener Zeit sind. Eine Anzahl Schriftstücke aus seinem Nachlaß, der sich im Goethearchiv befindet, konnte zu dieser Darstellung benutzt werden.

Nach Weimar war die Kunde von der Reise Napoleons zuerst mit dem Zusatz gekommen, daß die Kaiserin Josephine ihn begleiten werde. Das würde für die Herzogin Luise die Peinlichkeit der Lage noch besonders erhöht haben. „Es würde alles übersteigen, schreibt sie. Aber ich glaube nicht daran. Ich werde, wenn ich irgend kann, mich von Erfurt fernhalten." Und sie beklagt sich darüber, daß man in dem weimarischen Geleitshaus zu Erfurt, wo der Herzog seine Wohnung habe, mehrere Fenster habe zumauern lassen, damit man nicht nach dem gegenüberliegenden Regierungsgebäude sehen könne, wo Napoleon ungestörte Zusammenkünfte mit Kaiser Alexander haben wolle. Das Konferenzzimmer wurde aber dann nach einer andern Seite verlegt, die Vermauerung bis auf ein Fenster wieder entfernt und dafür dem Augustinerkloster angetan. Von einem andern Standpunkt aus schrieb das in Weimar erscheinende Journal des Luxus und der Moden von Bertuch: „Der wichtige Zeitpunkt, daß die zwei mächtigsten Kaiser der Erde Alexander und Napoleon sich von neuem als freundliche Gestirne begegnen und Beschlüsse über das fernere Schicksal Europas fassen werden, ist jetzt gekommen; die Wahl fiel sehr passend auf Erfurt, welche Stadt wegen der Nähe des befreundeten Hofes von Weimar sowie durch die Größe und Menge ansehnlicher Gebäude im Mittelpunkt von Teutschland allen besuchenden Monarchen und Fürsten am bequemsten lag." Das Weimarische Wochenblatt, das auf zwei Quartblätter gedruckt Mittwochs und Sonnabends erschien, berichtet am 28. September unmittelbar nach einer ausführlichen Besprechung eines neuen sogenannten Schmergel- oder Rostpapiers ganz kurz über den bevorstehenden Monarchenkongreß. In Weimar hatte man es zunächst mit dem Empfang des Kaisers Alexander zu tun. Am 24. September kam zuerst Großfürst Konstantin an, am Tage darauf der Kaiser, feierlich eingeholt, von der Landesgrenze an durch des Herzogs Jägerei (an 70 Mann stark) und Husarenkorps geleitet. Am Webicht, einem Gehölz vor der Stadt, harrten die Bewohner Weimars und sahen den Zug unter Anführung französischer Dragoner bei Fackelschein, unter Glockengeläute über die Schloßbrücke ziehen. Im Schloß empfingen die Herrschaften den hohen Gast, der Erbprinz „präsentierte die holde kleine Prinzeß Marie ihrem kaiserlichen Onkel". Eine Tafel zu dreißig Gedecken

Digitized by Google

fand statt, danach wurde auch Goethe dem Kaiser vorgestellt. Am Tage darauf machte dieser zu Pferde einen Ausflug nach Belvedere, von der Bevölkerung ehrerbietigst begrüßt. Das Theater, wo die Oper Camilla von Paër gegeben wurde, konnte er Geschäfte halber nicht besuchen.

Am folgenden Morgen hörte man Kanonendonner von Erfurt her, der Napoleons Ankunft dort verkündete, Alexander reiste gegen Mittag dahin ab. Der Geheime Rat von Voigt hatte an Müller in Erfurt geschrieben: „Es war ein feierlicher Moment, wie der Kaiser Alexander beim Klang unsrer schönen Glocken unter so illustrer Versammlung die gehörig beleuchtete Treppe im Schloß hinaufstieg, eine in vielem Betracht rührende Szene. Was werden diese Tage der Welt bringen? Unser Herzog dauert mich, daß er so öde in dem gräßlichen Berka sich verweilen muß. Die Freude aber wird auch bei ihm desto größer sein, wenn der große Napoleon anlangt."

Zu dem letzten Satz darf man wohl ein Fragezeichen machen, aber Karl August war allerdings in Berka an der Werra gewesen, um dort auf Napoleon zu warten. Er hatte sich in Wilhelmstal befunden, hatte von da Herrn von Müller nach Erfurt gesandt, der ihm Nachricht über Alexanders Ankunft geben sollte, er selbst aber wollte Napoleon an der Landesgrenze empfangen. Ein Brief des Obersten von Seebach vom 26. September gibt einen Blick in die Erwartung dieser Tage: „Serenissimus läßt sagen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Kaiser heute nicht kommt, obwohl soeben zwei Fuder Komödianten gekommen sind, die aussagten, der Kaiser folge auf dem Fuß, allein alle Anstalten zeugen vom Gegenteil. Gestern war ich in Philippsthal, um dem König Jérôme von Westfalen aufzuwarten. Der hat gemeint, der Kaiser käme heute, hat aber selbst nichts gewußt, er übt sich wie wir im Erraten." Von dem schließlichen Empfang in Eisenach schrieb Hofkammerrat Kirms nach Dresden: „In Eisenach, wo die gothaische Linie sich Chapeau-bas eingefunden, sagte Napoleon zu diesem (dem Gothaer Herzog Emil August) Bonjour; mit unserm Herzog aber unterhielt er sich geraume Zeit und invitierte ihn nach Erfurt. Wenn dieses alles auch uns nichts hilft, so ist es doch besser, als wenn der alte Haß noch fortdauerte."

Napoleon ist nun mit großem Gepränge in Erfurt eingezogen. Außerordentlichen Aufwand hatte er sich übrigens verbeten, und so mußten die drei Triumphbogen, die man bis Gambstädt gebaut hatte, mit großer Mühe wieder eingerissen werden. Napoleon ritt bald nach seiner Ankunft Alexander auf dem Wege nach Weimar entgegen, und die beiden Herrscher trafen sich zwischen Nohra und Ottstedt — Goethe schreibt „bei Münchenholzen" —, der eine stieg vom Pferde, der andre aus dem Wagen, sie umarmten sich, gingen eine Strecke zu Fuß und stiegen dann wieder zu Pferde, für Alexander war ein Rappe da mit einer schwarzen Bärendecke unter dem Sattel, ganz so wie es Alexander in Petersburg gewohnt war, was „als eine feine Attention bemerkt wurde". Bei ihrem Weiterritt nach Erfurt begegnete ihnen Karl August mit dem Geheimen Rat von Müller. Er hatte den russischen Kaiser noch in Weimar anzutreffen

Digitized by Google

gehofft, sich aber, da sein Wagen zerbrach, verspätet. Nun traf er auf den glänzenden Zug, er in offnem, leichtem Wagen und in bequemer Reisekleidung. Da befahl er im ersten Augenblick, querfeldein zu fahren, um nicht erkannt zu werden. Aber nach einigen Minuten hatte er sich anders besonnen, sprang aus der Droschke und ging den Herren der Erde, so wie er war, entgegen, um zuerst Alexander zu begrüßen und sich wegen des versäumten Empfanges in Weimar zu entschuldigen. Alexander begrüßte ihn aufs herzlichste, Napoleon aber, der nicht gewohnt war, unterwegs aufgehalten zu werden, und die Franzosen alle machten sehr erstaunte Gesichter über diese freie Art der Annäherung. Herzogin Luise hat sich, wie sie an ihren Bruder schreibt, über diesen Kontrast der Erscheinungen amüsiert, wahrscheinlich mit ihrem Gemahl, der ja Gleichmut genug hatte, sich über solche Dinge hinwegzusetzen. Er reiste nach Weimar weiter, die Monarchen aber zogen feierlich unter Kanonendonner und Geläute in Erfurt ein, fünftausend Mann französischer Truppen bildeten Spalier. Napoleon hatte von den aus dem Feldzug heimkehrenden Truppen je ein Regiment Infanterie, Husaren und Kürassiere nach Erfurt beordert und eine Abteilung seiner Garde mitgebracht. Aus ihnen wurden die Schildwachen genommen, auch vor dem Theater, die dann bei dem irrtümlichen dreimaligen Trommelwirbel das welthistorisch gewordne Wort hörten,*) und — dies sei noch als eine Kuriosität angemerkt — vor den Wohnungen der beiden Kaiser standen nicht nur zwei Gardisten, sondern auch ein Doppelposten von Kürassieren zu Pferde, für die große Schilderhäuser zum Schutz gegen schlechtes Wetter errichtet waren, die aber zur Verstärkung ihrer majestätischen Erscheinung kaum etwas beigetragen haben werden. Überlassen wir nun die Kaiser und die Könige und Fürsten ihren Konferenzen, Levers und Assemblées, und wenden wir uns wieder nach Weimar.

Hierher waren besondre Wünsche des Regierungsrats von Müller für Herren des kaiserlichen Gefolges, denen er gern behilflich sein wollte, gekommen, die nicht geringe Verlegenheiten verursachten. Talleyrand, Fürst von Benevent, hatte seinen russischen Andreasorden in Paris gelassen; da war bald geholfen: der Erbprinz Karl Friedrich lieh ihm den seinigen. Dann kommen Wünsche um Ausstattungsstücke und Geräte. Der Minister von Voigt muß sich um alle diese Dinge bemühen, es wird in mehreren Briefen diese Sache erörtert. „An Möbeln und Porzellan ist Mangel, heißt es, Sie kennen doch unsre Armut.“ Schließlich findet sich ein Verzeichnis über Fußteppiche, Kuvertüren, vierundzwanzig Rohrstühle und Dutzende von Suppen- und flachen Tellern und dergleichen, die dem Minister von Champagny, Talleyrand und dem Staatsrat Labesnardière geliehen wurden. Am bedenklichsten stand es um den Wunsch nach Equipagen für Talleyrand und Marschall Oudinot. Das waren freilich hohe Herren, die man gern bei guter Laune erhält. Aber der Minister schreibt in mehreren Briefen: „Es fehlen uns hier 57 nötige Pferde, Dresden wollte

*) Taisez vous, ce n'est qu'un roi! = Stille doch, das ist ja nur ein König.

Digitized by Google

zwei Züge schicken, hat aber wieder abgelehnt, der Hof läßt Pferde von Sondershausen und Rudolstadt kommen ... Meinen eignen Wagen hat der Hof in Anspruch genommen. Gotha hat keinen Besuch und mehr Equipagen, warum sucht man alles bei uns? Es soll aber weiter spekuliert werden ... Pächterpferde können nicht ins Kutschgeschirr gebracht werden, ohne ungeschickt und gefährlich zu fahren, das sagen alle Herren, die ich darum fragte; der Hof hat keine übrigen Kutschgeschirre und Pferde, das versichert Kirms sehr hoch. Er ist auch in der ganzen Stadt herumgewesen; der Hof hat nur das notdürftigste Geschirr seit der Plünderung, wo alle diese Vorräte draufgingen." Dazwischen bedauert aber der verständnisvolle alte Herr, der selbst durch Stafetten in der Nacht arg irritiert wird, den jüngern Kollegen in dem Erfurter Trubel: „Ich würde krank an Ihrer Stelle, kann mir nicht den zehnten Teil Ihrer Arbeit zumuten. Ich würde auch bei den Herren mit meinem geradebrechten Französisch schlecht bestehn ... Von mir möge es heißen qui bene latuit bene vixit. Der Herzog hat ja immer selbst regiert und dirigiert und nur Hilfskräfte gebraucht." ... In aller Mühsal und Aufregung tröstet sich der Freund der alten Klassiker mit dem Horazischen: lenius fit patientia quidquid corrigere est nefas. In andrer Sprache redet ein Brief des Oberstallmeisters von Seebach: „Equipage für Oudinot und Benevent haben Sie gewünscht? Aber 1. was für Wagen? Alle sind den Herren zu schlecht. 2. hat doch der König von Westfalen auch für sie Wagen gesandt. 3. wenn diese vornehmen Fremden nächstens alle nach Weimar kommen, brauchen wir gewiß alle Wagen und Schwänze." Das war ein kräftiges Stallmeisterdeutsch. Was mit der Sache schließlich geworden ist, ist nicht mehr festzustellen.

Wichtiger waren politische Gedanken, die sich auch in Weimar regten. Das Gebiet von Erfurt, bis 1803 kurmainzisch, dann bis 1806 preußisch, war jetzt ohne deutschen Landesherrn und stand mit der Grafschaft Blankenhain nur unter französischer Oberhoheit. Auf Blankenhain hatte Weimar rechtmäßige Ansprüche. Da lag der Gedanke nahe, mit dieser Herrschaft auch Erfurt zu bekommen. Unter den Papieren des Kanzlers von Müller im Goethearchiv findet sich ein Votum des Geheimen Rats von Wolzogen über die Frage, ob man durch Vermittlung des Kaisers Alexander versuchen solle, Erfurt zu erlangen. Es rät entschieden davon ab. Erfurt sei eine für zwanzig Jahre hinaus ruinierte Besitzung. Bei jeder politischen Änderung mit Rußland werde es wieder verloren gehn. Serenissimus habe doch dem Kaiser Alexander geschrieben, daß er nicht mit Bitten um Verwendung werde behelligt werden. Man kompromittiere sich gegen beide Kaiser, wenn man vergeblich etwas wünsche. Sie müßten beide das Delikate dieser Denkungsart fühlen, das gegen das ewige Sollizitieren so vieler Kompetenten absteche. Man warte mindestens die Lustpartie nach Weimar erst ab, bei der man nicht ohne Embarras sein werde, wenn die Bitte schon stattgefunden habe. Der

Digitized by Google

Minister von Voigt ist etwas andrer Meinung. Man solle doch, wie so viele andre, sich auch regen. Rußland könne gerade sagen, warum habt ihr nichts ausgesprochen? Wenn Napoleon für seine Familie Königreiche stiftet, so könne Alexander keiner Mißdeutung ausgesetzt sein, wenn er für seine hohe Familie, für den künftigen Zustand seiner Schwester auch etwas wünsche, namentlich, da doch auf Blankenhain Ansprüche da seien.

Diese Gedanken scheinen sich aber nicht zu offiziellen Bitten verdichtet zu haben. Wie Müller mitteilt, hat ihm der Marschall Lannes einmal gesagt, einen Ring vom Finger streifend: „Wie wenn ich diesen Ring jetzt an Ihren Finger steckte, so würde der Kaiser Napoleon die Grafschaft Blankenhain in die Hand Ihres Herzogs legen, wenn nur der Kaiser Alexander ein Wort spräche.“ Von Erfurt ist dabei nicht die Rede. Auch um Blankenhain hat der Herzog doch nicht Rußlands Vermittlung nachsuchen wollen, weil er das für würdiger und diskreter hielt. Ein andres von Müller französisch abgefaßtes Memoire behandelt Beschwerden Weimars gegen Eingriffe des Königs von Westfalen in das Gebiet von Lengsfeld. Dieses war bei der Errichtung des neuen Königreiches vergessen worden, und Karl August beanspruchte es als Schutzherr. Es wurde aber nachher durch ein französisches Mandat dem Großherzog von Frankfurt überwiesen, erst 1816 ist es endgiltig zu Weimar gekommen.

Der Magistrat von Eisenach beschwert sich über die bedeutenden Lasten, die die Heerstraße von Mainz nach Berlin der Stadt auferlege, und bittet, daß auch die Nachbarn zu den Kosten herangezogen werden möchten. Herr von Müller hat dieses Gesuch ins Französische übersetzt weitergegeben.

Was der Herzog von Napoleon wirklich erbat, beschränkt sich auf zweierlei. Fräulein Emilie Gore, eine Engländerin, die sich mit ihrem Vater und ihrer Schwester längere Zeit in Weimar aufgehalten hatte, wollte nach deren Tode nach Florenz reisen und bedurfte als Engländerin dazu der französischen Erlaubnis. Sie wandte sich an den Herzog, und dieser vermittelte ihr den französischen Paß. Ferner verwandte er sich für die thüringischen Kontingente; es finden sich Konzepte von Müller und Müffling, worin folgendes nachgesucht wird. Von dem Verlangen, neben der Infanterie auch Artillerie aufzustellen, möge man absehen, es sei das auch im Frieden von Posen nicht begehrt worden, und es sei unmöglich für das Land. Am wünschenswertesten sei es für das Kontingent, daß es diesseits des Rheines bleibe, wie die Truppen des Königs von Sachsen, jedenfalls bitte man um Befreiung von dem Marsch nach Boulogne. Die Truppen sind dann zunächst von dem Dienst in Spanien entbunden, 1809 in Tirol, aber 1810 doch in Spanien und 1812 in Rußland verwandt worden.

Der Herzog war während des Kongresses meist in Erfurt und wurde von Napoleon gnädig und freundlich behandelt, zur Freude seines Ministers Voigt, der darüber schreibt: „Ich bin ohne alle weitern Hoffnungen glücklich

Digitized by Google

genug, daß der Herzog nach Verdienst behandelt wird." Am 29. September teilte ihm der grand-maréchal mit, daß der Kaiser ihn andern Tags empfangen wolle, ebenso wie den Fürsten von Dessau „in dem Kostüm, das ihm selber am angenehmsten sein werde". Das ist hoffentlich keine boshafte Anspielung auf des Herzogs Reisekostüm auf der Erfurter Landstraße gewesen.

Von dem Herzog wurde am 29. September Goethe, der sich bis dahin ferngehalten hatte, nach Erfurt berufen. Napoleon erfuhr davon und ließ ihn für Sonntag den 2. Oktober zu sich einladen. Goethe und Napoleon, ein äußerst interessantes Thema, zu dessen Ausführung aber hier kein Platz ist. Bekannt ist der Verlauf der denkwürdigen Unterredung über Mahomet, Werther, Schicksalstragödien, Aufforderung nach Paris zu kommen usw. Es seien nur einige Bemerkungen angeknüpft. Der Moniteur vom 8. Oktober schon berichtet über Goethes Anwesenheit aus Erfurt: „Alle Höfe scheinen hier zu sein, der von Weimar hat den berühmten Goethe hergeführt, Minister des Herzogs. Dieser Schriftsteller, der noch jung ist — das wird den beinahe sechzigjährigen alten Herrn gefreut haben, wenn er es etwa gelesen hat, es stimmte auch zu Napoleons Urteil, daß er sich gut konserviert habe — und doch seit langer Zeit schon großen Ruf hat, wohnt eifrig den Theatervorstellungen bei und scheint unsre Schauspieler zu schätzen und die Meisterwerke zu bewundern, die sie darstellen." Ohne jede Einschränkung wird das wohl nicht gelten, wie ja auch die Darstellung Talleyrands von der Audienz Goethes und Wielands bei Napoleon nicht zuverlässig ist, eine Überarbeitung und Verböserung der Müllerschen Niederschrift, was Suphan im Goethejahrbuch 1894 klargestellt hat. Aber ohne Einschränkung möchte ich Napoleons Wort von Goethe „das ist ein Mann" gelten lassen, begreiflich schon, weil Goethe ihm ohne eine Spur von Schmeichelei entgegentrat, die der Kaiser leider gerade in Deutschland, auch in Erfurt, so vielfach hörte und sah, und die zu seiner Menschenverachtung so viel beitrug. Was soll man zum Beispiel zu jener Äußerung des Herzogs August von Gotha sagen, die damals viel besprochen wurde: bei der Tafel, wo der Herzog aus irgendeinem Grunde nicht viel aß, wird er von Napoleon gefragt: „Leben Sie vielleicht von der Luft?" „Nein, von den Strahlen der Sonne", erwiderte jener mit einer Verbeugung gegen den Herrscher. Und das wird in dem Büchlein „Erfurt in seinem höchsten Glanze" lediglich als ein Funken des herzoglichen Witzes bewundert. Napoleon mochte in der Tat wenig deutsche Männer um sich her beobachten können, weshalb sich ihm jenes Wort auf die Lippen drängte, diesem Manne gegenüber, der ihn nicht gesucht hatte, der nichts von ihm begehrte, der sich selbst gab, wie er war, auch diesem Mächtigsten gegenüber. Am bedeutsamsten unter den Äußerungen Goethes will mir die in dem Brief an Cotta erscheinen: „Ich will gern gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Art zu stehen. Ich kann sagen, daß mich noch nie ein Höherer dergestalt

Digitized by Google

aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei."

Übrigens ist Goethe nicht erst in Erfurt für Napoleon gewonnen worden, er gehörte schon seit 1805 unbedingt zu seinen Bewunderern, er verehrte in ihm den Kraft- und Tatmenschen, den Genius, das Dämonische seiner Natur. Man kann hier, wie Andreas Fischer in seiner Studie Goethe und Napoleon, manche Parallelen zwischen beiden Männern finden, wodurch Goethes Verehrung noch begreiflicher wird, aber auch als etwas nicht allen entsprechendes und nachahmenswertes erscheint.

Goethe kehrte am 4. Oktober nach Weimar zurück, um Vorkehrungen für das Gastspiel der Franzosen im Theater zu treffen. Hier hat er, wie Joh. Falk aufgezeichnet hat, von den hiesigen Schauspielern, seinen Schauspielern verlangt, daß sie den Franzosen als Statisten dienen sollten. Nur durch ihre Vorstellungen beim Herzog wurde ihnen diese Demütigung erspart.

Am 6. und 7. Oktober folgte endlich der Besuch der Majestäten in Weimar. Über die Entstehungsgeschichte zu diesen Festlichkeiten berichtet Major von Müffling: „Gleich in den ersten Tagen hatte Napoleon dem Herzog gesagt: Ich höre, daß Sie gute Jagden haben, geben Sie uns ein Treibjagen. Doch muß ich erst meine Gewehre von Paris kommen lassen, Duroc wird Ihnen anzeigen, wenn sie da sind, dann verabreden wir das Weitere. Der Herzog übertrug mir diese Verabredung. Duroc, der Obermarschall, schlug mir vor: den ersten Tag Hirschjagd, Diner in Weimar, ein kurzes Konzert, Theater und Ball. Am folgenden Tag wollte Napoleon dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld von Jena zeigen, dann ein Dejeuner unter dem Zelt, hierauf eine Hasenjagd und dann Rückreise nach Erfurt." Von Duroc über die Polizei in Weimar befragt, hatte Müffling geantwortet, man habe dort wohl Polizei, um Schornsteine zu fegen und Straßen reinigen zu lassen, von einer haute police aber wisse man nichts und nehme deshalb den Vorschlag an, eine Brigade französischer Gendarmen nach Weimar zu senden.

Im Walde bei Ettersburg zwischen dem Großen und Kleinen Ettersberg, an der noch heute bezeichneten Stelle (auf einer Waldwiese eine Anzahl Linden, noch heute Kaiserlinden genannt, an einer ein Stein mit der Jahreszahl 1808) wurde nun ein riesiger, festlich geschmückter Jagdpavillon oder Schießschirm errichtet, 223 Fuß lang, von Hunderten von Jagdbauern wurde mehrere Tage lang das Wild zusammengetrieben in die sogenannte Wildkammer, von wo es nur in dem durch hohe Tücher hergestellten Lauf vor dem Pavillon vorbeilaufen konnte. Außerhalb des Laufs zwei Tribünen für mehrere tausend Zuschauer. Wildmeister Koch in Ettersburg hatte die Jagd „bestätigt und eingestellt". Im Wochenblatt wurde bekannt gemacht, daß gute Tribünenplätze gegen Pränumeration zu haben seien beim Zimmermeister Schabacker in der Rollgasse. Alle Plätze wurden besetzt, eine förmliche Wall-

Digitized by Google

fahrt zu Fuß und Roß und Wagen fand von Weimar aus statt. Von der andern Seite kam der Zug der Kaiser, Könige und Fürsten, an der Grenze vom Herzog erwartet, über Stedten und Ettersburg zum Jagdplatz geleitet und dort um ein Uhr mit Jagdmusik und Vivat empfangen. Nun folgte in dem reich ausgestatteten Pavillon ein Gabelfrühstück. Das Rolltuch wurde aufgezogen, das Wild vorgejagt, Trompeten und Pauken verkündeten die jagdbaren Hirsche — die geängsteten Tiere, die nun auf kurze Entfernung erlegt wurden. In den Pausen sprangen Forstknechte, als wilde Männer maskiert, mit Eichenlaub bekränzt vor und legten vor den Kaisern die Strecke, eine groteske Erscheinung, die den Kaiser Napoleon sehr zu belustigen schien. Die Zahl der erlegten Tiere wird verschieden angegeben. Oberförster Brock berichtet nach weidmännischen Quellen, daß die Kaiser und Könige 300 Schüsse abgegeben, und daß 47 Stück Rotwild, darunter 14 jagdbare Hirsche, 5 Rehböcke, 3 Hasen und ein Fuchs erlegt worden seien. Napoleon, bekanntlich kein guter Schütze, habe 82 Schüsse abgegeben, während sich Kaiser Alexander als naher Verwandter des herzoglichen Hauses auf weitaus weniger Schüsse beschränkte, aber mehr Wild erlegte als Napoleon. Große Freude machte den zuschauenden Weimaranern die Meisterschaft ihres Herzogs, der bekanntlich einer der kundigsten Weidmänner seiner Zeit war. Als aufmerksamer Wirt wollte er nicht mit schießen, erst auf das Drängen beider Kaiser ließ er sich, das ihm angebotne vorzüglichste Gewehr Napoleons ablehnend, seine Doppelbüchse, „die alte Weilburger" reichen und schoß mit ihr einen Zwölfender in vollster Flucht aufs Blatt. Die überraschten hohen Gäste riefen dem Meister ein lautes Bravo zu.

Eine farbige Abbildung der Jagd von Schwerdtgeburth findet sich in dem bei Bertuch erschienenen Prachtwerk in Imperialfolio „Beschreibung der Feierlichkeiten, welche zu Ehren der Kaiser usw. in Weimar stattfanden".*) Darin heißt es: „Ohne Unfall endete um 4 Uhr dies echtteutsche Jägerfest." Beim Betrachten des Bildes, der Hirsche mit springenden „Blutstrahlen" und der aus der Nähe feuernden Monarchen hat man weit eher die Empfindung der Malerin Luise Seidler, die unter den Zuschauern war und davon schrieb: „Als das erste Tier blutend zusammenstürzte, wurde mir so weh ums Herz, daß ich laut zu weinen begann und eiligst nach der Stadt zurücklief." Es versichern auch Jagdkundige unsrer Tage, daß man diese Art zu jagen nicht als weidmännisch bezeichnen könne.

*) Das Werk mit 1. deutschem und 2. französischem, kurz gehaltnem Text und fünf wertvollen Kupfertafeln ist jedenfalls offiziellen Ursprungs. Es ist neuerdings in verkürzter Gestalt neu gedruckt worden durch den „Inselverlag" in Leipzig.

Digitized by Google

Die Ecole pratique des Hautes Etudes in Paris

I

Die Ecole pratique des Hautes Etudes ist durch ministeriellen Erlaß vom 31. Juli 1868, also noch unter Napoleon dem Dritten, ins Leben gerufen worden. Das Hauptverdienst der Eröffnung dieser neuen eigenartigen Bildungsstätte (für die in gewissem Sinne Deutschlands Universitäten vorbildlich wirkten) gebührt dem genialen Unterrichtsminister Viktor Duruy. Deutschland hat jedenfalls nichts völlig entsprechendes aufzuweisen. Denn diese vornehme Unterrichtsstätte ist mit außergewöhnlichen Sonderrechten ausgestattet, verhältnismäßig reich dotiert und unmittelbar dem Ministerium des höhern Unterrichts unterstellt. Daher tragen auch alle vom Conseil und Lehrkörper der Ecole begutachteten Diplome die eigenhändige Unterschrift des Unterrichtsministers. Einzelne Paragraphen der Gründungsakten beanspruchen allgemeines Interesse. So vor allem die Artikel I, II, VI, VIII. Die betreffenden Bestimmungen lauten in der französischen Fassung: Article premier. Il est fondé à Paris, auprès des établissements scientifiques qui relèvent du Ministère de l'instruction publique, une Ecole pratique des Hautes Etudes, ayant pour but de placer à côté de l'enseignement théorique les exercices qui peuvent le fortifier et l'étendre. — Art. 2. Cette Ecole est divisée en quatre Sections: 1° mathématiques; 2° physique et chimie; 3° histoire naturelle et physiologie; 4° sciences historiques et philologiques .... Art. 6. Les élèves de l'Ecole pratique des hautes études qui l'ont mérité par leurs travaux peuvent, par décision speciale prise sur l'avis du Conseil supérieur de l'Ecole, être dispensés des épreuves de la licence pour se présenter au doctorat. Art. 8. Des missions scientifiques à l'étranger sont confiées par le Ministre de l'instruction publique à des répétiteurs ou à des élèves de l'Ecole pratique des hautes études. Für das Ansehen, das Deutschland im Jahre 1868 in französischen Gelehrtenkreisen genoß, ist eine Vorbedingung für aufzunehmende Studierende kennzeichnend, die Artikel 13 des Règlement intérieur de la Section d'Histoire et de Philologie (annexé au décret de fondation) aufstellt: Nul ne sera admis dans la catégorie des élèves qui se destinent aux études de la philologie comparée, s'il ne justifie de la connaissance de la langue allemande dans son examen d'entrée à l'Ecole.

Die allgemeinen Aufnahmebedingungen der vierten genannten Sektion sind nicht von bureaukratischer Bedenklichkeit diktiert und enthalten gleichwohl

Digitized by Google

einen Nachsatz, der das Prestige der Anstalt vor Schädigung bewahrt: (Art. 7) Il n'est exigé aucune condition d'âge, de grade ou de nationalité pour l'inscription à la Section d'histoire et de philologie; mais les candidats sont soumis à un stage. Im allgemeinen ist den stufenweise aufrückenden Mitgliedern dieses musterhaft organisierten, der Universität kaum lose angegliederten Seminars ein weiter Spielraum und recht viel Bewegungsfreiheit gelassen. Andrerseits aber ist der dreijährige Stufengang dieser höhern praktischen Ausbildung, wobei jedes gewissenhaft ausgenutzte Studienjahr eine positive Errungenschaft verzeichnet, so sorgsam überwacht, daß sich lässige und unfähige Elemente immer wieder ganz von selbst ausmerzen. Die Wahl der Fächer bleibt zwar dem Gutdünken der Schüler selbst überlassen, längeres Fernbleiben aber muß durch vollgiltige Entschuldigungsgründe motiviert werden. Denn von unsrer deutschen viel gerühmten akademischen Freiheit kann natürlich an dieser strengen Arbeitsstätte nicht die Rede sein, da sich viele Übungen und vertiefte Studien wie eng gefügte Glieder einer fortlaufenden Kette aneinanderreihen. Wer sie in ungebührlicher Form zerreißt, veranlaßt schmerzhafte Störungen, die nicht geduldet werden können.

Nicht wenig Ausländer erfreuen sich der nutzbringenden Vergünstigungen dieser reichhaltigen Bildungsstätte, die gleichwohl spezifisch französische Prägung trägt. Wer hier einmal ein Jahr oder länger mitgearbeitet hat, kann getrost sagen, daß er dem echten Pulsschlage französischer wissenschaftlicher Arbeit bis in die feinsten psychischen Regungen hinein zu lauschen vermocht hat. Wer sich den ausnahmslos vorgeschriebnen Bedingungen fügt, genießt hier ohne Unterschied der Nation dieselbe teilnahmvolle intellektuelle Gastfreundschaft. Erst nach und nach dämmerte mir die Erkenntnis, daß man sich in Deutschland wohl zumeist überhaupt noch nicht die Mühe genommen hat, nachzuforschen, welches Ansehen und welche Berechtigung die Ecole pratique in Frankreich selbst genießt, und wieviel Vorteile dem in Paris Aufenthalt nehmenden Neuphilologen ersprießen können, wenn er sich eine Zeit lang Seite an Seite mit französischen Studiengenossen (meist schon reifern Alters) unter der direkten Anleitung hervorragender Fachgelehrten noch methodisch weiterbilden kann. Die Zahl der Neuphilologen, die den Pariser Aufenthalt nach dieser Richtung hin voll zu nützen verstehen, ist bei uns immer noch erstaunlich klein. Zwar weist die vorletzte gedruckte Inskriptionsliste der Ecole (Annuaire 1906) für die historisch-philologischen Fächer 66 Deutsche (die höchste Ziffer unter den fremden Nationalitäten) auf, aber bei eingehender Prüfung stimmt die einseitige Art der Benützung der gebotnen Übungen immer wieder recht skeptisch. Die Aufstellung einer kurz gedrängten Statistik bestätigte mir nur die persönliche Wahrnehmung des Jahres 1894, daß es mit deutscher Beteiligung an der streng disziplinierten Arbeit der Ecole pratique nicht um ein Haar anders geworden ist. Sehr zu unsern Ungunsten fällt der Vergleich mit dem Verhalten der Schweizer Philologen aus. Von den 66 erwähnten Angehörigen

Digitized by Google

deutscher Nation sind erstens überhaupt nur sechzehn (!) mit Namensnennung als auditeurs reconnus par les directeurs d'études dans leurs rapports angeführt. Und welche Auswahl hatten diese sechzehn namhaft gemachten Zuhörer und Zuhörerinnen aus dem reichhaltigen Vorlesungsprogramm getroffen? Mit einer einzigen Ausnahme (ein Studierender der orientalischen Sprachen arbeitete auf arabischem Gebiete bei M. Hartwig Derenbourg) widmeten sich sämtliche Herren und Damen den Übungen, die der auch in Deutschland bei Anlaß von Ferienkursen bekannt gewordne Phonetiker Paul Passy alljährlich über Phonétique générale et comparée abhält, sowie der Anleitung zu literarhistorischen Arbeiten bei M. Abel Lefranc, der 1901 dem Lehrkörper der Ecole als maître de conférence d'histoire littéraire de la Renaissance eingereiht wurde. Es hat somit z. B. sicher keine nennenswerte Beteiligung von deutscher Seite an der vorbildlich wirkenden Anleitung der gründlichen Gelehrten A. Thomas und Morel-Fatio stattgefunden.

Vergleicht man mit diesem Tatbestande den weitaus geringern Prozentsatz, den die Schweiz stellt, nur zehn, so ergibt sich gleichwohl bei näherer Sichtung, daß nicht nur sämtliche Vertreter dieser Nation mit Namen in der Liste angeführt sind, also als vollberechtigte Hörer gegolten haben, sondern daß auch von dieser Seite, mit einer einzigen Ausnahme, rege Beteiligung an den Kursen der Herren Thomas, Gilliéron, Lefranc, Roques, Roy, Bémont, Longnon, Scheil, Jacob, Chatelain, Bérard, Desrousseaux, Serruys, Monod, Gauthiot, Gaidoz, Morel-Fatio, Lot stattgefunden hat. Es ist jedenfalls kein bloßer Zufall, daß schon seit vielen Jahrzehnten Schweizer Gelehrte im In- und Auslande in ganz hervorragender Weise wichtige akademische Lehrstühle bekleiden. Schon in den ersten Semestern bekundet die Schweizer akademische Jugend eine außerordentliche Strebsamkeit. Ihr stark accentuierter Patriotismus hindert sie in höhern Semestern durchaus nicht, Kosmopolitismus zum Nutzen ihrer geistigen Ausbildung zu pflegen. Besonders die Neuphilologen schaffen sich in umsichtiger Weise ein solides wissenschaftliches Rüstzeug, gestützt auf den eminenten Vorteil der Abstammung aus einem Dreisprachenland und der Vorbildung wirklich mustergiltig fungierender Seminare ihrer eignen Universitäten, deren Frequenz ja im Vergleich mit unsern größern deutschen Hochschulen minimal ist, aber dafür den Professoren eine genauere individuelle Kenntnis der Fähigkeiten ihrer Schüler ermöglicht. Die Schlußsaat der Ecole pratique fällt hier auf wirklich fruchtbaren Boden.

2

Es war jedenfalls ein glücklicher, insbesondre ein eminent praktischer Gedanke, der den Gründer der Ecole pratique veranlaßte, enge Arbeitskreise von dem großen Getriebe der Weltuniversität abzugrenzen. In dem direkten Verkehr zwischen Lehrer und Schülern (oft einer ganz kleinen Gruppe) erwacht hier ein Arbeitseifer, eine Begeisterung, ein gegenseitiges Durchdringen von

Digitized by Google

Ideen, Plänen, Methoden, wie es die Frequenz der Sorbonnekurse nirgends ermöglicht hätte. An solcher Stätte knüpfen sich auch Freundschaftsbande zwischen ältern und jüngern Pflegern der Wissenschaft, die nur der Tod zu lösen vermag. Hier kommt die volle Individualität des Lehrenden zur rechten Geltung, tritt oft noch das ethisch wirkende erzieherische Moment hinzu, zumal wenn in einzelnen Fällen der Dozent, wie einst Gaston Paris, heute M. Jean Psichari, an Sonntagen besonders tüchtig befundne jüngre Kräfte im eignen Hause zu wissenschaftlicher Selbständigkeit führt. Die Ecole ist seit 1868 in stetig steigender Entwicklung begriffen, der Lehrkörper von fünfzehn Dozierenden des ersten Jahrgangs auf 36 verstärkt und innerhalb des letzten Dezenniums die Zahl der Inskribierten von 321 auf fast das Doppelte erhöht worden. Dieser keinerlei Stockungen unterworfne Aufschwung ist beweiskräftig genug für die Existenzberechtigung einer Bildungsstätte, die der idealen Aufgabe obliegt, alle von seiten der Universitäten gebotnen Wissensschätze noch methodisch zu verarbeiten und solider zu fundamentieren. Auf diesem praktischen Wege ist es auch möglich, Universitätslehrer heranzubilden, die nicht wie bei uns direkt als Dozenten einberufen werden, sondern in Ergänzungskursen das Gebiet ihrer Directeurs d'études abrunden helfen, bevor sie als maitre de conférences (früher répétiteur) dem Lehrkörper eingereiht zum directeur adjoint und schließlich directeur d'études in einem von der persönlichen Tüchtigkeit abhängigen Zeitraum aufsteigen. Besonders früh und stark entwickelte Gelehrtennaturen können ja sicher überall den Ausnahmeweg beschreiten, aber bisweilen drängt das Protektionswesen unreife Elemente in die Dozentenlaufbahn, die in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit sicher nur Unfertiges zu bieten vermögen. Die Ecole pratique hemmt dergleichen anfechtbare Vorgänge.

Die Geschichte des Lehrkörpers der Ecole wird sicherlich nach Ablauf eines hundertjährigen Bestandes reichliches Material für eine anziehende Darstellung bieten. Inzwischen mögen wenigstens einige wichtige Daten für die vierte Sektion in Erinnerung gebracht werden. Im Jahre 1868 vereinigte der Gründer der Ecole folgende Mitglieder des Corps enseignant: Maury, de Rougé, Waddington, L. Renier, Boissier, Bréal (directeurs d'études); Monod, Rambaud, Tournier, Charles Morel, Hauvette-Besnault, Bergaigne, Guyard, G. Paris (répétiteurs). Vier Jahrzehnte haben den alten Bestand völlig erneuert, nicht bloß weil der Tod auch hier die gewohnte Ernte gehalten hat, sondern auch wie bei Boissier (dem ehrwürdigen, inzwischen ebenfalls verstorbnen secrétaire perpétuel de l'Académie Française), Ernest Desjardins und L. Havet (1885—1891) wegen Übernahme und Häufung andrer Amtspflichten. G. Paris hat bekanntlich am 9. Juli 1895 anläßlich seiner Ernennung zum administrateur du Collége de France das zehn Jahre getreulich verwaltete Amt des Präsidenten der Sektion an M. G. Monod abgetreten. Von wichtigen Berufungen an die Ecole sind unter andern folgende der Erwähnung wert: 1871 Carrière und Thurot, 1872 Louis Havet und Arsène Darmesteter, 1876 H. Weil, 1877

Digitized by Google

Giry, Joseph Derenbourg, Chatelain, James Darmesteter, 1879 A. Longnon, 1883 Oppert und Gilliéron, 1885 H. Derenbourg und Pſichari ſowie A. Morel-Fatio, 1886 Sylvain Lévy und P. de Nolhac, 1891 Millet und der früh verſtorbne L. Duvau ſowie der unermüdliche Leiter der paläographiſchen Übungen Henri Lebègue, 1894 der Phonetiker Paul Paſſy, 1895 A. Thomas, 1901 Abel Lefranc.

Im Jahre 1905/1906 war die Pflege der verſchiednen Wiſſenſchaftszweige der hiſtoriſch-philologiſchen Abteilung in 26 Gruppen eingeteilt. Die vorgenommnen Übungen bewegten ſich auf dem Gebiete der klaſſiſchen Philologie, des Neugriechiſchen, der Geſchichte, der hiſtoriſchen Geographie, der Phonetik, der vergleichenden Grammatik, der romaniſchen Philologie, der Dialektkunde, der Literaturgeſchichte der Renaiſſance, des Keltiſchen, des Sanskrit, Zend und Pehlewi, der ſemitiſchen Sprachen, des Arabiſchen, Äthiopiſchen, Turaniſchen und Aſſyriſchen, der orientaliſchen Archäologie, der alten Geſchichte von Weſtaſien, des Ägyptiſchen, der Geſchichte der klaſſiſchen Philologie, der chriſtlichen Altertumskunde und paläographiſchen Übungen.

Das Hauptthema, den Umfang des definitiv gewählten Arbeitskreiſes, die Verteilung des Arbeitsſtoffes unter die einzelnen Schüler hat der Lehrer zu beſtimmen oder in einzelnen Fällen zu genehmigen. Denn völlig untätig darf kein Teilnehmer bleiben. Wer mit tüchtiger Vorbereitung in die Ecole eintritt und ſchon vertieftere Leiſtungsfähigkeit nachweiſt, wird ſofort zur Löſung ſchwerer Aufgaben herangezogen. Leichtere Arbeit, wie zum Beiſpiel Textinterpretationen, muß auch der Neueingetretne alsbald bewältigen können. Die Früchte ſolcher anſtrengenden Arbeitsjahre fallen natürlich je nach Altersreife und Begabung verſchiedenartig aus. Viele gelangen in die Öffentlichkeit, d. h. zum Druck an ganz verſchiednen Stellen. Die Schlußarbeiten, die Theſen der künftigen élèves diplômés werden einer beſonders eingeſetzten Prüfungskommiſſion zur eventuellen Begutachtung überantwortet und im Falle der Genehmigung unter die Publikationen der Ecole (d. h. in die Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes, Paris, Librairie Vieweg) aufgenommen. In den alljährlich veröffentlichten Berichten (Annuaires) der Ecole wird die Liſte dieſer zum Teil höchſt wertvollen Veröffentlichungen (einige haben auch in angeſehenen Fachzeitungen, wie die Romania, la Revue celtique, le Moyen âge uſw. Unterkunft gefunden) immer von neuem abgedruckt. Auch ein ſummariſcher Bericht der bei wiſſenſchaftlichen Miſſionen im In- und Auslande gewonnenen Reſultate wird von den entſandten Schülern dem jeweiligen Jahresbericht im Anhang einverleibt.

Viel Anerkennung verdient die Ecole auch für die weſentlichen paläographiſchen Dienſte, die ſie absolument et rigoureusement gratuits auch dem Ausland erweiſt. Am häufigſten hat Deutſchland ſie für die Monumenta Germaniae in Anſpruch genommen. Bayriſcher Gelehrtenfleiß hat ſich öfters der Kollationen der Ecole bedient, ich erinnere nur an Traube, an Profeſſor

Digitized by Google

Scholz in Würzburg, Max Ihm in München, W. Fritz in Ansbach, Beck in Weißenburg (Mittelfranken) u. a.

Seit November 1897 verfügt die Ecole über schöne Lokalitäten in den prachtvollen Neubauten der Sorbonne. Diese Vorlesungsräume haben seit 1903 noch durch die hochherzige Stiftung der Marquise Arconati-Visconti eine Bereicherung erfahren: in der Salle Gaston Paris. Aber mit den engen, mißfarbigen, durch altmodische Lampen unzureichend beleuchteten Räumen und den ausgetretnen Treppenstufen, die etwas halsbrecherisch zu ihnen führten, ist ein Stück Alt-Paris zu Grabe getragen worden. Mancher dankbare fremdländische Gast aus frühern Jahrzehnten wird sich dieser patriarchalisch anheimelnden Zeit in wehmütiger Erinnerung an große Dahingeschiedne oft und gern erinnern!

M. J. Minckwitz

Germanische Kunst für unser Volk in Waffen

Von Ludwig Kemmer

Vom Reitdiplom eines bayrischen Ulanenregiments zum Parthenonfries — der Weg scheint sehr weit zu sein, noch weiter als der von der attischen ἐὐιππος χώρα, die von Poseidon mit dem Pferde beschenkt worden war, zu einer deutschen Reitbahn in Schleswig oder in Franken, so weit wie der vom Panathenäenzug zu einer Reitübung deutscher Husaren oder Ulanen im Gelände. Aber in meiner Phantasie weckt das junge Kunstwerk das alte wie ein Echo. Als ich in der heurigen Bismarcknummer der Münchner Jugend das Reitdiplom sah, das Angelo Jank für das erste bayrische Ulanenregiment gezeichnet hat, führte mich nicht das Grün der Uniform, das seit König Ottos Tagen auch von der griechischen Kavallerie getragen wird, sondern die sofort erwachende Frage: Wo sah ich doch Rosse und Reiter schon zu so frisch bewegtem Leben verwachsen wie hier? vor die Reitergruppe auf dem Nordfries des Parthenons, die jetzt im Britischen Museum aufbewahrt ist. Ich legte eine Photographie des antiken Reliefs neben die Zeichnung Janks, und das Abbild eines der schönsten Werke der griechischen Kunst nahm mir nichts von der Freude an dem Werke, dessen Schöpfer und Gegenstände, Menschen, Tiere und Landschaft unsrer Zeit und unserm Vaterlande angehören. Meine Ideenassoziation wurde durch die Probe nicht als unrichtig oder übertrieben erwiesen, wenigstens für mein Gefühl und meinen Kunstgeschmack nicht. Vor mir brauche ich die Zusammenrückung des Reitdiploms und des Parthenonfrieses nicht zu entschuldigen. Mir ist deutsche Kunst lieber als griechische, mich spricht die braune Heide und der graue Vorfrühlingshimmel auf dem Reitdiplom wärmer an als der griechische Marmor. So warm er belebt ist, wärmer leuchtet mir

Digitized by Google

das Leben von dem schlichten Blatt als von dem stolzen Stein. Lieber sind mir die deutschen Epheben in der Ulanka als die griechischen Einjährigfreiwilligen in der Chlamys, lieber die bayrischen Kavalleriepferde aus Ostpreußen mit ihren grundguten Gesichtern, bei deren Anblick man begreift, daß ein Reiter beim Abschied von seinem lieben Tier leiden und weinen kann, als die Seepferdchengesichter der feinmäuligen, feurigen, aber, da der griechische Künstler kein Auge für die Tierseele hatte, seelenlosen Rosse aus Attika. Aber mancher wird doch ein Sakrileg darin sehen, daß ich das namenlose moderne Kunstwerk neben das gefeierte antike gerückt habe, und wird es mir übelnehmen, daß ich die feinste Blüte der atheniischen Jugend mit derben deutschen Bürger- und Bauernsöhnen vergleiche. Wer so fühlt und urteilt, der lege doch selbst einmal das leicht erreichbare Blatt von Jank — es ist in der Nummer 30 der Jugend erschienen — neben das antike Bildwerk, und er wird mir zugeben, daß die aufmerksam Tier und Bahn beobachtenden, energischen Reitergesichter der griechischen Einjährigfreiwilligen mit dem Kriegertrotz in Augen und Mund den gleich aufmerksamen, energischen, trotzigen Gesichtern der deutschen Epheben nah verwandt sind. Er wird mir auch zugeben müssen, daß der deutsche Tiermaler den griechischen Tierbildner geschlagen hat.

Angelo Jank hat in der Münchner Jugend vor zwölf Jahren debütiert. Er war da Illustrator für alles. Mit kräftigem und doch feinem Strich zeichnete er ein bißchen archaisierend zu alten Sprüchen Menschen von der Art Walters von der Vogelweide und Freidanks, in einem Rahmen mit origineller naturalistischer Ornamentik, Galeriebesuchertypen, arme verlassene junge Münchnerinnen, Hoffnung und Verzweiflung im Herzen vor dem letzten Rendezvous, reiche verschmähte junge Römerinnen, um die zahme Leoparden streichen, vor dem Selbstmord, linienschöne kindliche Nymphen, Kentauren, die aus einem Kanonier in Badetoilette und einem derben Bräundl, so nennt man in Bayern manchmal kosend die Militärpferde, zusammengewachsen sind, fröhliche Landmädchen auf ihrem Milchwagen, einen Polen, der einbricht, um seinen Musikhunger zu stillen, Bilder aus der Arena, wie ein schwarzer Panther, von seinen Wärtern fast zu Tode gequält, vor dem Verenden im letzten Aufflackern der Kraft und Wildheit seine Wohltäterin tötet, ein frisches, von Jugend leuchtendes Biedermeiermädchenbild, Zeitgenossen Schillers, lebenein und lebenaus um die Glocke wandelnd. Das zeichnete der junge Jank für die junge Zeitschrift. Diese Frühkunst war nicht arm. Nun haben sich ihre Knospen erschlossen, und die Blüte ist reich. Der Künstler hat etwas von der Universalität Menzels, die Fontane in seinem Gedicht „Auf der Treppe von Sanssouci“ so plastisch schildert. Er ist noch nicht wie Menzel „die ganze Arche Noäh, Thier und Menschen:

Puthühner, Gänse, Papagei'n und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,

Digitized by Google

Der alte Ziethen, Ammen, Schlosserjungen,
Kathol'sche Kirchen, italienische Plätze,
Schuhschnallen, Broncen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträte mit und ohne goldne Kette,
Minister, mißgestimmt in Cahmirhosen,
Straußfedern, Hofball, Hummer-Majonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck —",

aber er ist vieles. Attacken, Jagden, Biedermeierkränzchen, Japanische Matrosen, Königstöchter auf ihrem Leibrößlein, Barmherzige Schwestern, Kentauren, Leoparden, Füchse, Damhirsche, Möwen, Heiden, Hürden, Master, Walküren: Luft- und Heidereiterinnen, Rekruten und Remonten, Kommandeure, Husaren, Kürassiere, Schwere Reiter, Feldartillerie im Vorgehn — das Bild ist bunt von Farben und Formen. Es ist nach Fontanes Rezept aus Großem und Kleinem zusammengefügt. Aber seine reiche Buntheit klingt, wenn man es länger betrachtet, zu einer schönen Melodie von germanischer Kraft zusammen: Jung Siegfried im Harnisch, in der Ulanka und im roten Rock, Brunhilde im Flügelhelm, im Dreispitz und im Zylinder, Germanen mit hellen und mit dunkeln Haaren, Germanen und die Rosse und die Waffen, die sie lieben.

Aus der Weite des bunten Lebens, die er als Illustrator durchschweift, kehrt der Künstler gern in das Gebiet des Jagdreitens und des Waffendienstes zurück. Seine Kunst ist ritterlich wie die Tätigkeit, die sie zum Objekt hat, sie bleibt ritterlich sogar in der Satire. Wie fein hat er zum Beispiel den Obersten gezeichnet, der beim Kaiserdiner im Kasino die Kameraden aufforderte, die Fahne der Loyalität hochzuhalten, die sie alle schon mit der Muttermilch eingesogen hätten. Aus der verwetterten Kraft dieses Gesichts, das so gut zu den Schlachtenspangen darunter paßt, spricht so viel gewinnende Offenheit, daß man es gern ansieht und dem Kommandomund die verunglückte Phrase so wenig übelnimmt, wie man Blücher und Wrangel ihre grammatischen Schwächen anrechnet. Man weiß, diese Züge verbergen nur eins — Güte. Jank höhnt nicht, er neckt nur. Vor einigen Jahren personifizierte er die Berliner Kunst als Pallas Athene in der Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß und im Paradeschritt. Da brach die liebenswürdige Art, wie er den ernsten, lockigen Jungfrauenkopf auf das Mischwesen aus einem Jungfrauenrumpf und Grenadierpranken setzte und mit der Grenadiermütze krönte, den bösen Versen, die daneben standen, die Spitze ab.

Wenn man den Gedanken, den er mit dieser Zeichnung geweckt hat, weiter denkt, findet man als Personifikation seiner Kunst eine Walküre. Eine Walküre, den Flügelhelm auf dem Haupte, den Flaum der Wangen von Locken umwallt, strahlenden Auges und ernsten Mundes wie die Glaukopis, im Männersitz auf dem starken Roß, den Eschenschaft in der starken Faust, nichts Zierliches an ihr, aber auch nichts Schwächliches und Kränkliches.

Digitized by Google

Auf einem Titelblatt des Jahrgangs 1900 der Jugend hat er unbewußt in der Darstellung der wehrhaften Kraft des germanischen Weibes die Personifikation seiner eignen Kunst zu schaffen begonnen. Er bildete dann den modernen Walkürentypus aus, zeichnete und malte schlanke, starke Walküren im Reitkleid und übertrug etwas von der Frische der germanischen Reiterinnen auch auf die ernste Patronin seiner Waffe, die heilige Barbara, die er im Kasino seines Regiments, des ersten bayrischen Feldartillerieregiments, in einem roten Kleid, auf einem schweren Rosse, zwei Feldgeschützrohre unter den Armen, darstellte.

Der Künstler ist durch die stählende Schule des Heeres gegangen und hat dort Gesundheit und Kraft gewonnen für sich und für seine Kunst. Man merkt es seiner Kunst an. Er ist die gesündeste künstlerische Individualität, die in der „Jugend" debütiert hat. Wenn mir die Zeitschrift begegnet, suche ich darin seinen frischen Strich und freue mich, wenn ich Reiter und Rosse von ihm finde.

Ludwig Thoma hat im „März" erzählt, daß Wilhelm von Diez im Herbste 1867 vom Kommando des ersten bayrischen Armeekorps die Erlaubnis erhielt, das Manöver mitzumachen. Ein Lieblingswunsch wurde dem Künstler damit erfüllt, er hing sich an die Ulanenbrigade und trank „was die Wimper hielt" von dem Überfluß der Formenwelt des Heeres. Drei Skizzenbücher voll brachte er heim. Aber seine meisterhaften Skizzen machen doch den Eindruck, als seien sie schüchtern aus der Ferne einem geliebten und doch fremden Objekt abgenommen. Das war in der Zeit, als die Künstler noch nicht durch die Schule des Heeres gehn mußten.

Wenn Jank Soldaten zeichnet, sieht man den Bildern an, daß sie Produkte jahrelanger Beobachtung und engster Vertrautheit sind. So ein Soldatenbild von Janks Hand mutet einen an wie ein tüchtiges Stück Kommißbrot, das der Künstler aus dem eignen Brotsack holt und einem hinreicht. Es geht ein kräftiger Brotgeruch von diesen Zeichnungen aus. Es lebt Liebe in ihnen, Bruderliebe zu den zweibeinigen und vierbeinigen Kameraden, wie sie in zwanzig Jahren der Zusammengehörigkeit wächst. Es lebt Dank darin, Dank für die Gesundheit, Körper- und Seelenkraft, die neunzehn Jahre Dienst in der Reserve geben. Und aus dem Gefühl des Dankes wächst die Tat, der Künstler gibt dem Heere die Wohltaten heim, die es ihm erwiesen hat. Gesundheit um Gesundheit, Kraft um Kraft.

Vor zwei Jahren an einem Wintermorgen zahlte ich im Leichenwärterhause hinter dem Friedhof die Beerdigungskosten für eine liebe Tote, die vierzehn Tage vorher gestorben und nun in ihrer Heimat zur Ruhe gebracht worden war. Sie hatte eine Nacht die Gastfreundschaft dieses Friedhofs genossen. Als ich in das Häuschen trat, hatte die junge Frau des Leichenwärters gerade ihr Kind, einen kräftigen Jungen, gebadet. Nun saß er auf dem Tisch, lockig wie Siegfried in seiner Kindheit, und war des Abtrocknens gewärtig.

Digitized by Google

An der Wand über dem Tisch, auf dem sich so frisches, junges Leben regte, hing eine „Erinnerung an die Dienstzeit". Da sprengte auf einem Schimmel der Vater des jungen Siegfried als Unteroffizier des ersten bayrischen Schweren Reiterregiments durch den engen Raum der Bildfläche. Der Vater! — eigentlich war es nur ein Universalrumpf, der durch einen zwischen Helm und Kragen geklebten Ausschnitt aus dem Gesicht einer Photographie zu dem Kriegsmann ergänzt war, dessen Name darunterstand. Auf das Gesicht kam es auch nicht an, der hellblaue Rock, die roten Abzeichen, die silbernen Tressen, der weiße Helmbusch waren die Hauptsache, die leuchteten ins Zimmer. Mir tat das warme Leben in dem Leichenwärterhause damals weh und wohl wie Sonnenstrahlen einer Schattenpflanze. Der Eindruck blieb in mir haften, und grell leuchtete in dem Erinnerungsbilde über den blonden Locken des Kindes der blaue Klecks der Erinnerung an die Dienstzeit. Als ich später, von meinem Leid genesen, darüber nachdachte, warum mich das harmlose Bild so unangenehm berührte, wurde mir klar, daß ich es als Grimasse gegenüber dem Leben in der armen Stube empfand und ihm seine Armseligkeit und Unwahrheit übelnahm. So armselig war bisher der letzte Schein, der aus der märzrauhen, aber sonnigen Dienstzeit in das Leben des gedienten Mannes fiel.

Man sollte meinen, daß die enge Vertrautheit mit dem Heere, die die Künstler während ihrer aktiven Dienstzeit gewinnen, schon längst reiche künstlerische Früchte getragen habe. Das erste Dankeszeichen, das ein Künstler dem Truppenteil, in dem er gedient hatte, gab, ist ein Schießdiplom, das Otto Greiner für das erste bayrische Infanterieregiment zeichnete. Ich glaube nach dem Erinnerungsbilde annehmen zu dürfen, daß das Diplom eine Radierung ist. Sicher weiß ich, nach dem Eindruck, den das Kunstwerk auf mich machte, daß das Blatt meisterhaft gezeichnet ist, realistisch in der Wiedergabe der derben Soldatengestalten und ihrer schlecht sitzenden Uniformen, die von den Kommißstiefeln bis zu den aus Raupenhelmen umgeschaffnen Pickelhauben von Sparsamkeit zeugen. Aber ich glaube nicht, daß das Diplom durch seinen Bilderschmuck zu den Herzen der Mannschaften spricht. Es geht mit ihnen wie ein farbloser Schatten aus einer farbigen Welt in die Häuser der Heimat und sieht sicher fremd und unverstanden in die noch immer farbige oder nach Farbe begehrende Umgebung der Bauern und Bürger.

Vor einigen Jahren sah ich in München in kleinen Kunst- und Papierhandlungen ein Erinnerungsbild von Joseph Seiler für Artilleristen: Ein Feldgeschütz mit starkblauen Rädern und dunkeln Rohr im Schnee, die Bedienungsmannschaft in ihren dunkeln Mänteln mit dem Richten beschäftigt, im Hintergrund die Protze mit der Bespannung, rechts seitwärts zu Pferde der Batteriechef. Darunter stand: Erinnerung an meine Dienstzeit im Königlich Bayrischen Feldartillerie-Regiment — für die Regimentsnummer und den Regimentsnamen war Platz gelassen. Auch dieses Erinnerungsbild ist ein bedeutender

Digitized by Google

Fortschritt gegenüber den frühern Erinnerungsblättern, das bescheidne Blatt bringt in manches Haus ein farbiges Bild des Dienstes und der Waffe, das Kornblumen- oder Enzianblau der Geschützräder paßt gut in die Stuben von Flachland- und von Hochlandbauern, aber die Zeichnung kann mit ihrem noch etwas unfreien Strich und mit ihrer schwerfälligen Komposition dem Schießdiplom Greiners nicht an die Seite gestellt werden.

Erst Jank fand Gestalten und Farben, die traulich und wehmütig wie die Weise „Lang, lang ists her" jetzt zu Reservisten sprechen und einst zu Landwehr- und Landsturmmännern sprechen werden. Als die deutschen Truppen im Jahre 1897 am hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten die deutsche Kokarde anlegten, feierte Jank dieses Ereignis in einem schönen Titelbilde der „Jugend". Stolz auf den Kokardenschmuck seiner Feldmütze, dem Kopfe seines sanftblickenden Schimmels traulich nah, lacht uns aus dem Titelbilde ein bayrischer Schwerer Reiter an. Es ist ein prächtiges Bild germanischer Jugendkraft: die blauen Augen, der junge blonde Schnurrbart, die weißen Zähne leuchten hell aus dem kühnen gebräunten Gesicht. Unsre Volksart und unser Volksbewußtsein äußern sich darin verständlich und anmutig für den einfachen Mann und erquickend und erhebend für den Gebildeten. Dem Zuge der Zeit folgend kleidete dann der Künstler die Soldaten, von denen sein Stift erzählte, in Uniformen der Biedermeierzeit, so den Ulanenoffizier, der in seiner ersten Vaterfreude der Sonne seinen Sohn zeigt:

Sonne, komm rasch an mein Fenster gesprungen,
Lache mit mir, — ich hab einen Jungen!

und die grünen Husaren, die an dem verlaßnen Mägdlein vorüber reiten. Noch weiter wanderte die Phantasie des Künstlers in dem prächtigen Bilde „Eiserne Wehr" in die alte Zeit zurück. Auf diesem Bilde ist alles voll wuchtiger Kraft, Luft, Landschaft, Lanzen, Rosse und Reiter. Dann weiß ich noch ein satirisches Zeitbild „Im Konzentrationslager", auf dem Jank der damaligen Entrüstung über das englische Verfahren im Burenkrieg dadurch Ausdruck gab, daß er den Tommy Atkinstypus auch auf die englischen Offiziere übertrug, und einen noch sehr grünen Leutnant von den grünen Husaren, unter dem irgendein harmloses selbstbewußtes Wort steht.

Im Jahre 1902 tat Jank zum erstenmal Dienst mit dem Stifte. Er zeichnete für das Schleswig-Holsteinische Husarenregiment Nr. 16 ein Reitdiplom. Das Blatt, das nun schon in manchem sächsischen, anglischen oder friesischen Hause hängt, fesselt beim ersten Betrachten vor allem durch die Feinheit der Farben. Unter grauem Himmel sprengen die blauweißen Reiter auf dunkeln Pferden über eine Hürde in herbstfahlem, von einem Wasserstreifen durchronnenem Gefild. Über braune Baum- und Buschkronen schaut die weiße Front eines hohen Gebäudes, vielleicht die Kaserne, herüber. Möwen, die sich über dem Wasser tummeln, deuten die Nähe des Meeres an. Der vorderste Reiter, ein Gefreiter auf einem Rappen, hat die Hürde genommen, der nächste

Digitized by Google

setzt mit seinem Braunen gerade darüber, ein dritter und ein vierter setzen zum Sprunge an. Die Pferde und die Reiter sind ein schöner, starker Farbenklang in der mattfarbigen Landschaft. Von den dunkeln Tieren heben sich die Töne über das Braun des Zaumzeugs, der Packtaschen, Karabinerhüllen und -kolben zu dem von Schnüren, Bandoliers und Fechtauszeichnungen weißdurchzeichneten hellen Blau der Attilas. Braune Fäuste und Gesichter und schwarze Pelzmützen schließen, von schwarzweißen Feldzeichen, weißen Emblemen und gelben Kolpaks gegliedert, den Kreis dunkler Töne, der die blauweiße Mitte umrahmt. Die Blässe des Rappen, die schwarzweißen Lanzenfähnchen, die weiße Front des schloßartigen Hauses und die Möwen durchbrechen die dunkle Masse der Pferdegruppe und die fahle Landschaft. Das Bild soll als Reitpreis für einfache, naiv empfindende Menschen dienen, daher durfte der Künstler keine langsame Gangart darstellen. Den allzu transitorischen Moment des Sprungs über die Hürde hat er auf spätern Zeichnungen durch rasche Bewegung in der Ebene ersetzt. Den stärksten Ausdruck der künstlerischen Kraft Janks finde ich in dem Gesicht des Gefreiten. Man sieht weder die Farbe der Augen noch die der Haare, aber man weiß doch, der Mann ist blauäugig und blond. So unverkennbar spricht aus dem Knochenbau und den Zügen dieses Gesichts germanische Art. Der schöne Bau und der offne Blick der Augen, die kräftige, ziemlich lange Nase, der energische Mund, der einen Schnurrbartflaum nur ahnen läßt, die schmalen Wangen, das breite Kinn fügen sich zu einem Gesicht zusammen, das man nur als ein germanisches deuten kann. Zugleich aber hat das Gesicht so viel Individuelles in den Zügen und im Ausdruck, daß es wie ein Porträt wirkt. Mag es nun ein Porträt oder ein glücklich gefundner Typus sein, jedenfalls repräsentiert der Gefreite trefflich die germanische Art des Stammes, aus dem sich das Regiment ergänzt. Der zweite Husar ist ein hübscher Mischtypus. Die Gesichter der übrigen Husaren deuten auf wendische Abkunft. Sie ergänzen mit ihrer Häßlichkeit das naturalistische Bild eines Reiterregiments, in dessen Rekrutierungsgebiet sich Angeln, Sachsen und Wenden gemischt haben. Das Blatt ist wie die jüngern Reitdiplome Janks durch die Lithographische Kunstanstalt von Dr. C. Wolf und Sohn in München sehr gut vervielfältigt.

Auf dem Reitdiplom für das dritte bayrische Chevaulegersregiment Herzog Karl Theodor in Dieuze hat Jank die Mannschaften ebenfalls trefflich charakterisiert. Es sind junge, fast zu junge Burschen von ausgesprochen süddeutschem Typus, aber die Gestalten füllen die grünen Uniformen nicht recht aus, und die Gesichter haben durch das allzu tiefe Braun und durch ihre fast knabenhafte Jugendlichkeit etwas japanisches bekommen. Es ist überhaupt, als sei der Künstler nicht frei gewesen, als er dieses Reitdiplom zeichnete. Er hat dabei sichtlich mit der Farbe gerungen. Das Dunkelgrün und Rosa der Uniformen und das Weiß und Blau der Lanzenfähnchen sitzt scharf abgegrenzt wie Email in dem dunkeln Braun der Pferde und der Baumkronen und in dem fahlen Grau der Luft. Die Landschaft hat zuviel von dem monotonen schweren Braun,

Digitized by Google

das früher für Diplome charakteristisch war und den Zweck hatte, farbige Wappen, die es umrahmte, leuchten zu machen wie Email. Die kriegerische Eleganz und die intimen malerischen Schönheiten der Pickelhaube sind nicht ganz zum Ausdruck gekommen. Die Figuren sind, kaum nach dem Geschmack des Künstlers, genau so angeordnet wie auf dem Diplom der sechzehner Husaren. Aber eine Schönheit hat dieses Blatt: das lothringische Städtchen mit seiner schlichten, aus einem gotischen Kirchturm und einigen Fabrikschloten bestehenden Silhouette ist so deutsch gezeichnet, daß es trotz seines französischen Namens so freundlich und traulich wie nur irgendein Stück deutschen Landes in die Heimstätten der nordbayrischen Reiter schauen wird, die sich das Diplom erringen.

Auf seinem nächsten Diplom, dem für das württembergische Dragonerregiment Königin Olga, hat sich Jank von dem Schema der Figurenanordnung frei gemacht, das ihn auf dem vorigen Diplom lähmte. Von einem Hügel her über einen braunen Acker reitet ein Unteroffizier mit zwei Mann in scharfem Trab dem Beschauer entgegen. Die Erde stiebt unter den Hufschlägen auf, die Reiter und die Rosse drängen vorwärts, dem Fuchs des Unteroffiziers hängt die Zunge seitwärts aus dem Maul. Der Unteroffizier ist ein prächtiger Soldat, sein frisches, freundliches Gesicht hat gar nichts Uniformes, die Eigenschaften, die man davon ablesen kann, erwecken Sympathie. Die beiden Dragoner haben Massengesichter. Das grelle Rot der Lanzenfähnchen steht in scharfem Gegensatz zu dem Blau der Waffenröcke. Das Bild bekommt dadurch die Farbenkraft einer mittelalterlichen Kriegergruppe und die Wirkung eines Plakats. Das Weiß der Uniform kommt in dieser Vorderansicht nicht zur Geltung, das Blau ist hart, und der malerische Wert der Pickelhaube ist auch auf diesem Bilde nicht ganz ausgenützt. Aber mit seinen frischen, starken Farben, Menschen und Pferden wirkt das Ganze doch wie ein Strauß von Kornblumen und Mohn, und die Gedanken ruhn wie Falter gern auf diesen Blüten. Das mag auch die Wirkung dieses Diploms sein, wenn es in den arbeitsvollen Tag und in den Feierabend seiner Inhaber leuchtet.

Das Diplom des ersten bayrischen Ulanenregiments Kaiser Wilhelm der Zweite ist in allen Stücken ein Fortschritt gegenüber den bisher besprochnen. Die Bewegung ist noch besser als auf dem Dragonerdiplom. Eine Welle von Rossen und Reitern geht weich und flach über eine niedere Hürde und gleitet rasch weiter. Durch die dargestellte Bewegungsreihe: Ansatz zum Sprung, Sprung, Landen und Weiterreiten jenseits des Hindernisses wird der Eindruck, als sei das zum Sprung ansetzende Pferd in diesem transitorischen Moment erstarrt, gemildert. Der führende Unteroffizier ist mit seinem Schimmel gelandet. Er zeigt in seinen Zügen Intelligenz, Wachsamkeit und Schneid und in seiner fest im Sattel sitzenden Gestalt derbe, aber geschulte Kraft. Es ist, als ob er das Tier, das er zwischen den Schenkeln hat, vorwärts trüge. Man denkt an den Schrecken, der im letzten Kriege den Ulanen vorausging, wenn man das Bild ansieht, diese vorwärts drängende Energie der deutschen Reiterei hat den Ulanen-

Digitized by Google

schrecken erzeugt. Die beiden Ulanen, die dem Unteroffizier folgen und gerade die Hürde nehmen, sind von jenem bartlosen germanischen Bravjungentypus, der schon vor achtzehnhundert Jahren den Neid der Römer erweckt hat. Der eine gleitet, ein bißchen phlegmatisch in der Haltung, wie ein Triton auf dem Scheitel der weichen Pferdewelle über das Hindernis. Der andre folgt mit aufmerksamen Augen der Bewegung seines Dunkelbraunen, der sich gerade zum Sprung erhebt. Über eine fahle Heide huscht das Weiß, Falb und Dunkelbraun der Rosse, das mit Karmoisin, Gelb, Weiß und Blau durchzeichnete Dunkelgrün der Reiter und ihrer Waffen unter einem grauen Vorfrühlingshimmel dahin, in den drüben rechts die Türme und Firste der Altenburg bei Bamberg ragen. Das verweilende, in die Formen und Farben dringende Auge findet allerlei schlichte Schönheiten: die glückliche Verbindung der Gesichtsformen mit dem Tschapka, dessen germanisierte Formenschönheit ganz erfaßt ist, die Bewegung der Fangschnüre und der Säbelriemen, der weißblaue Fleck der Quaste des Faustriemens über dem Weiß des Schimmels auf dem Falb des zweiten Pferdes.

Besser noch ist dem Künstler das Diplom gelungen, das er im laufenden Jahre für das erste und zweite bayrische Schwere Reiterregiment zeichnete. Das Diplom ist für die beiden Regimenter gleich, das für das zweite wird dadurch hergestellt, daß die Borten, Knöpfe und Helmbeschläge, die beim ersten weiß sind, einfach gelb getönt werden. Jank zeichnet gern Schimmelreiter, wohl nicht nur der dankbaren Farbe und der feinen Formen des weißen Pferdes wegen. Auf fünfundzwanzig Pferdebildern, die ich von ihm in der „Jugend" sah, waren vierzehn Schimmel. Keiner von seinen Schimmelreitern ist ihm besser geglückt als der Unteroffizier auf dem Diplom der Schweren Reiter. Der Reiter blau, das Roß weiß, auf dem matten Grün des Gefildes und auf dem weichen Grau der Luft, der Farbenklang tut wohl, auch wenn die Augen und Herzen, die er grüßt, nicht bayrisch sind. Er ist nicht dünn und kalt, er ist weich und warm. Die graue Modellierung des Schimmels, das braune Zaumzeug, die Decke, die Packtasche, die Fouragierleine, das Kochgeschirr, das gelbe Gefäß des Pallaschs bewirken, daß das Weiß und Blau nicht kalt wirkt wie Winterblau über Schneegefild, sondern warm wie Frühlingswolken im Frühlingsblau. Das Blau der Waffenröcke ist auf diesem Bilde weicher und wohltuender als auf dem Dragonerdiplom. Verstärkt durch das Blau der Lanzenfähnchen beherrscht es das Bild und adelt die fast übertrieben schlichte Uniform der beiden Reiterregimenter, die nur durch den Pallasch als schwere Kavallerie charakterisiert werden. Wenn das Bild erst in viele Hochlandbauernstuben voll Brot- und Schweißduft leuchtet, wird es für die einfachen Menschen, die es in ihrer Ruhe grüßt, ein Sinnbild des engern und des weitern Vaterlandes sein, so anmutig und so verständlich wie das Bild des greisen Landesvaters.

Der Unteroffizier und der Reiter, der außer ihm noch sorgfältig gezeichnet ist, haben wieder das Bravjungengesicht, der Unteroffizier mit einem besonders feinen, ernsten Zug.

Digitized by Google

Dieses Bravjungengesicht, die beste Illustration der sera iuvenum pubes, die ich kenne, ist für Janks Soldatenbilder charakteristisch. Fast auf allen seinen Bildern findet es sich, mag er nun scherzhaft darstellen, wie der Storch, Oberst von Storch, den Kreseldern in Gestalt seiner Husaren so viele stramme Jungen auf einmal bringt, wie noch kein Storch gebracht hat, oder ernst von schwerer Friedens- und Kriegsarbeit erzählen. Kein süßlicher Zug ist in seinen Gesichtern und Gestalten, er zeichnet nur gesunde Jugend, nur gesunde Schönheit, keine wurmstichige, aber er verheimlicht die Knorren nicht, die die jungen Stämme im Sturm und auf dem magern Boden der Arbeit bekommen haben. Seine Reitdiplome und die Magdeburger Kürassiere, die er bei ihrer schweren Arbeit am Nachmittag des heißen 16. August schildert, beweisen, daß er nicht knorren- und borkenscheu ist. Die Arbeiterhand, die der getroffne Kürassier auf dem Bilde des Todesritts vor das Gesicht schlägt, genügt für sich allein als Beweis des rauhen Naturalismus, womit Jank Reiter und Rosse darstellt. Seine Mannschaften und Pferde sind nie feingliedrig, sondern immer starknochig. Aus derbsäustigen, derbfüßigen, derbhufigen Wesen setzt er seine kraftvollen Kentauren zusammen, und seine Gestalten haben etwas von der eckigen Kraft der Wikingschiffe. Er sucht nicht englisches und arabisches Vollblut als Modelle für seine Pferde, er begnügt sich mit der schlichten Schönheit der Ostpreußen und vertieft sich voll Liebe in ihre individuellen Züge. Aber er entfacht in den Augen seiner Tiere und seiner Menschen ein Licht, das von Kraft und Mut, Intelligenz und Güte zeugt und die schlichten Gestalten adelt.

So hat er seinen Beruf, das deutsche Heer unsrer Zeit ohne Schminke und ohne Hohn, so geistreich und so treu zu schildern, wie Menzel die Preußen des großen Königs geschildert hat, erwiesen.

Eines nehme ich ihm übel: von seiner Waffe — er ist Hauptmann der Reserve im ersten bayrischen Feldartillerieregiment — hat er erst in drei Bildern erzählt, die ich mühsam aus der „Jugend“ zusammengesucht habe. Der Maler der deutschen Heereskraft schuldet uns noch seine besten Soldatenbilder: Bilder der Waffe, die er vor allen liebt.

Die deutsche Natur

Mit den Bewohnern der Kulturländer ist in den letzten fünfzig Jahren eine Wandlung vor sich gegangen, die jeden wahren Volksfreund mit ernsten Bedenken erfüllen muß. Das rapide Wachstum der Großstädte, die zunehmende Entvölkerung des platten Landes, die Notwendigkeit einer möglichst intensiven Erwerbstätigkeit und als Reaktion darauf die Sucht nach aufregendem Lebensgenuß haben ein neues Geschlecht hervorgebracht, dem eine der wesentlichsten

Digitized by Google

Charaktereigenschaften aller deutschen Stämme: die Freude an der Natur, mehr und mehr abhanden gekommen ist. Zwar haben die modernen Verkehrsverhältnisse das Reisen erleichtert; in kaum vierundzwanzig Stunden kann der deutsche Binnenländer die Fjorde Norwegens und die Gestade des Mittelmeers erreichen, und er macht auch von der Gelegenheit, fremde Gegenden zu besuchen, ausgiebigen Gebrauch, aber die Schnelligkeit des Reisens und das gesellschaftliche Leben in den großen Fremdenzentren lassen ihn kaum zum flüchtigen Genusse landschaftlicher Reize, geschweige denn zu einer sinnigen Betrachtung der organischen Natur, der Fauna und Flora der bereisten Gegenden kommen.

Die Trostlosigkeit der großstädtischen Steinwüsten ist von deren Bewohnern längst schmerzlich empfunden worden, und man arbeitet allenthalben daran, jeden Quadratmeter des noch unbebauten Bodens für die Allgemeinheit zu retten und in der Form von öffentlichen Gartenanlagen Oasen zu schaffen, die das Auge des Passanten durch das Grün ihrer Rasenflächen und Baumpflanzungen erfreuen. Aber es ist eine künstlich geschaffne, zurechtgestutzte und frisierte Natur, die da entsteht, und die den Einsichtigen nicht über die Öde des Großstadtlebens hinwegzutäuschen vermag. Und so ertönt der sehnsüchtige Ruf: „Zurück zur Natur, zur echten, ursprünglichen Natur unsers schönen Vaterlandes!“ immer lauter.

Allerdings: in der theoretischen Kenntnis der Natur haben wirs herrlich weit gebracht. Leute, die nie in ihrem Leben die Metamorphose eines Schmetterlings mit eignen Augen beobachtet haben, vertiefen sich mit heißem Bemühen in wissenschaftliche Werke über biologische Fragen, über die Entstehung der Arten, über Anpassung, Mimikry und Symbiose, und jede noch so gewagte Hypothese findet begeisterte Anhänger, eben weil den meisten Wissensdurstigen die elementarsten Naturkenntnisse und deshalb auch die Fähigkeit der Kritik fehlen. Erfreulicherweise hat die Schule diesen Mißstand erkannt, und die Einsicht, daß die Basis alles Wissens die Vertrautheit mit der Natur der engern Heimat sein muß, bricht sich in den führenden pädagogischen Kreisen immer mehr Bahn. Vereine haben sich gebildet, die es als ihre Aufgabe betrachten, im aufklärenden Sinne zu wirken und für die gebührende Würdigung und Erhaltung unsrer „Naturdenkmäler“ Propaganda zu machen. Aber es muß noch mehr geschehen. Solange jeder Deutsche, und sei es der einfachste Mann, solange ganz besonders die deutsche Jugend noch nicht im großen Vaterhause der deutschen Natur völlig daheim ist, gibt es noch viel zu tun.

In den Dienst dieser Bestrebungen hat sich neuerdings auch die Firma Friedrich Wilhelm Grunow gestellt. Sie hat auf Anregung Hanns Fechners im vergangnen Jahre einen Vogelkalender zur Einführung in unsre heimische Vogelwelt herausgebracht, dessen Verfasser der bekannte Ornithologe Otto Kleinschmidt und dessen Illustrator Berthold Clauß ist.

Digitized by Google

Das schöne Buch in handlichem Kleinfolioformat bietet nicht nur eine knappe Darstellung alles Wissenswerten über den Vogelschutz, sondern gibt auch für jeden Monat eine Übersicht über die charakteristischen Erscheinungen in der deutschen Vogelwelt im allgemeinen und außerdem die Beschreibung je eines oder einiger in dem betreffenden Monat besonders ins Auge fallender Vögel, deren äußere Erscheinung im Rahmen ihrer natürlichen Umgebung durch farbige Künstlerlithographien veranschaulicht wird. In diesem Vogelkalender, der als der erste einer Reihe ornithologischer Kalender gedacht ist, finden wir unsre volkstümlichsten Singvögel: Blaumeise, Amsel, Bachstelze, Rotkehlchen, Buchfink, Nachtigall, Neuntöter, Grasmücke, Schwalbe, Wacholderdrossel, Dompfaff, Goldhähnchen und Zaunkönig und außerdem noch den Kiebitz und den Seidenschwanz, also in der Hauptsache Vertreter der Vogelwelt, die man im Garten oder bei einem kurzen Spaziergang zu beobachten Gelegenheit hat.

Der unerwartet große Erfolg dieses Kalenders, der schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet ist, hat die Verlagsbuchhandlung ermutigt, auf dem beschrittenen Wege fortzugehn und dieser ersten Publikation drei weitere folgen zu lassen, die unter dem Gesamttitel: Die deutsche Natur in Monatsbildern. Ein Sammelwerk über unsre deutsche Tier- und Pflanzenwelt, herausgegeben von Professor Hanns Fechner, soeben erschienen sind. Die erste, der Waldkalender von Oberförster R. Schier, mit Bildern von Berthold Clauß, behandelt unsern deutschen Hochwald und dessen wichtigste Bäume wie Fichte, Tanne, Kiefer, Lärche, Birke, Ulme, Linde, Esche, Ahorn, Buche, Eiche und Erle und orientiert in einer tabellarischen Übersicht über die Blütezeit und die Samenreife. Neben der ausführlichen Beschreibung des Baumes, seiner Lebensbedingungen und seiner wirtschaftlichen Bedeutung finden wir auf jedem Monatsblatt eine kurze Charakteristik des Waldbildes um die betreffende Zeit. Das Wichtigste über das Leben der Waldtiere wird dann zum Schluß noch in einem „Übersichtskalender für den belebten Wald" berichtet. Zu jedem Monat gehört ein farbiges Vollbild, das in meisterhafter Weise je einen Waldbaum in seiner typischen Erscheinung darstellt. Man darf behaupten, daß der Künstler bei der Auswahl seiner „Modelle" von ungewöhnlichem Glück begünstigt worden ist. Hier haben wir endlich ein Buch, das geeignet erscheint, die beschämende Unkenntnis weiter Kreise gegenüber den erhabensten Gebilden der Natur gründlich zu beseitigen und durch den frisch geschriebnen Text nicht weniger als durch die prächtigen Bilder auch den Gleichgiltigsten zum Naturschwärmer zu machen. Dem Waldkalender schließt sich billig der Wildkalender an, von dem der erste, in sich völlig abgeschlossene, das Haarwild behandelnde Teil aus der Feder von Julius R. Haarhaus vorliegt. Der Verfasser, als Novellist genugsam bekannt, ist in seinen Mußestunden passionierter Weidmann und, was mehr ist, eifriger Naturbeobachter. Was er hier bietet, sind engbegrenzte Monatsbilder aus dem Leben des Wildes, denen jedesmal eine Übersicht über

Digitized by Google

Jagdbetrieb und Hege vorausgeht. Haarhaus weiht uns mit Sachkenntnis und Liebe in die biologischen Verhältnisse von Rot-, Reh, Dam-, Elch-, Gams- und Schwarzwild, von Hase und Karnickel, von Biber und Fischotter, von Fuchs, Dachs, Edelmarder, Steinmarder und Iltis ein und fügt seinen zugleich eine Erklärung der wichtigsten Ausdrücke der Weidmannssprache enthaltenden Ausführungen eine tabellarische Aufstellung der Jagd- und Schonzeiten nach den Grundsätzen einer rationellen Hege an, die die Beachtung aller Jäger finden dürfte. Jeder Tierfreund wird dieses geradezu meisterhafte Buch mit Freude begrüßen, um so mehr, als die Abbildungen kein Geringerer als der unübertreffliche Jagdmaler Karl Wagner geliefert hat. Wer sich den Inhalt einprägt, der wird den Erscheinungen, die sich ihm auf Wandrungen durch Feld und Wald darbieten, nicht mehr ratlos gegenüberstehn, sondern in dieser den meisten Stadtmenschen leider so fremden Welt Bescheid wissen, als sei er jahrelang an der Seite eines erfahrnen Jägers durch Gottes herrliche Natur gepilgert.

Spielt sich das Leben des Wildes schon nicht gerade in der breitesten Öffentlichkeit ab, so scheint über das der Fische ein undurchdringliches Dunkel gebreitet zu sein. Wer kennt sie überhaupt? Zur Not kann man einen Karpfen von einer Schleie, eine Forelle von einem Hecht unterscheiden, aber darüber hinaus kommen wohl die wenigsten. In diese Finsternis wirft nun der Fischkalender I (Unsre heimischen Süßwasserfische und was wir von ihnen wissen sollten) von Professor Hanns Fechner und Karl Paeske, zwei Matadoren der Fischweid, einen hellen Lichtschein, einen Lichtschein, der gleichsam bis auf den Grund unsrer Seen, Teiche, Flüsse und Bäche fällt und den geheimnisvollen Wandel der stummen Bewohner des Wassers scharf beleuchtet. Welche wundersame Welt tut sich da vor unsern Augen auf! Wie mannigfaltig sind hier Formen und Farben, wie verschieden die Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten! Da lernen wir außer Hecht, Barsch, Schleie, Aal, Stör und Karpfen (Schuppen-, Leder- und Spiegelkarpfen) eine ganze Anzahl Fische kennen, von denen wir im besten Falle einmal den Namen gehört oder gelesen haben, die uns aber im übrigen so fremd geblieben sind wie irgendein Fisch der Tiefsee: Äsche, Stint, Rotfeder, Plötze, Blei, Goldschleie, Karausche, Zander, Barbe, Felchen (Blaufelchen und Tiefelchen), Kilch, Maräne, Schnäpel, Huchen, Wels und Quappe. Ist es für einen denkenden Menschen, der vielleicht manches naturwissenschaftliche Werk über die Fauna fremder Länder und Meere gelesen hat, nicht höchst peinlich, zu wissen, daß in den Gewässern seiner engsten Heimat zahlreiche wundervoll organisierte Wirbeltiere vorkommen, deren Äußeres ihm ebenso unbekannt ist wie ihre Lebensweise? Nun, mit diesem Fischkalender, dessen zweiter Teil später erscheinen und die Edelfische (Lachs, Forelle usw.) behandeln soll, wird ihm ein Mittel in die Hand gegeben, das Versäumte nachzuholen. Und mit wie feinem künstlerischen Verständnis hat Berthold Clauß auch in diesem Werke seine Bilder dem Texte anzupassen verstanden!

Digitized by Google

Da ist jede einzelne Illustration ein kleines Kunstwerk, reproduziert mit einer geradezu raffinierten Technik, die auch den feinsten Farbentönen gegenüber nicht versagt. In der Tat: für den, der ein solches Buch zu benutzen versteht, hören die Fische auf, stumm zu sein.

Überhaupt: die Natur um uns her ist kein Buch mit sieben Siegeln. Aber es kommt darauf an, daß wir unsre Augen zu gebrauchen lernen, daß wir selbst die Rätsel zu lösen versuchen, die allerorten unser harren. Überall sind geheime Beziehungen; zwischen Tier- und Pflanzenwelt spannen sich unzählige verbindende Fäden aus, die nur der Sehende erkennt. Jede liebevolle Beobachtung einer einzelnen Erscheinung gibt zugleich Aufschluß über tausend andre. Und darin liegt eben der Wert der Naturbetrachtung, daß sie den Menschen einsichtiger und darum glücklicher macht, daß sie ihn der Gottheit näher bringt und zugleich in das dem Kulturleben aufgeopferte Paradies zurückversetzt. Wie sagt gleich der Erzengel im Prolog zu Goethes Faust?

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag!

Man spricht und schreibt soviel über die Notwendigkeit, dem Volke und der Jugend die Kunst zu erobern. Als ob das so leicht wäre! Als ob die Kunst, diese feinste und letzte Blüte der Kultur, nicht zu ihrer vollen Würdigung die höchste Reife, die tiefste und umfassendste Bildung des menschlichen Geistes voraussetzte! Viel wichtiger scheint es uns, dem geistig armen erst die Natur zurückzuerobern. Ohne Naturkenntnis kein Kunstverständnis. Erst wer eine Ahnung von der Gesetzmäßigkeit und Harmonie der Schöpfung hat, sollte sich an die Betrachtung der Gebilde wagen, die Hirn und Hand des Menschen, der Natur nachempfindend, gestaltet haben. Darum wäre es zu wünschen, daß Bücher wie die besprochnen Kalender — es sind im besten Sinne „ewige Kalender", da sie nicht an ein bestimmtes Jahr gebunden sind — nicht nur in die Hand der schon fortgeschrittnern Naturfreunde, sondern auch in die jedes einfachen Mannes und jedes Kindes gelangten, was bei dem geringen Preise von $2^1/_2$ Mark ja nicht unmöglich ist. Vermögenden Volksfreunden ist hier eine Gelegenheit geboten, durch Überweisung einer größern Anzahl solcher Kalender an Bildungsvereine und Schulen den reichsten Segen zu stiften. —u

Digitized by Google

Hauptmann Lindenbusch

Eine Skizze von Ernst Johann Groth

Es war eine ergreifende Szene auf dem Garnisonfriedhof. Wir begruben einen verheirateten Landwehrmann, der, zur Seeschießübung eingezogen, von einer im Geschützrohr krepierenden Granate zerrissen worden war.

Ich kannte den Mann; er hieß Franz Krahl, war Kleinbauer und wohnte in meinem Heimatbezirk in der Nähe meiner Vaterstadt. Sein Häuschen lag am Neuendorfer Feldweg, und seine junge Frau, eine hübsche, rotwangige Blondine, pflegte im Sommer jeden Mittwoch mit ihrer Karre nach der Stadt zu kommen, um dort Gemüse und Obst zu verkaufen. Während sie die Karre in flottem Marsche und mit kräftigen Armen vor sich hinschob, trabten ihre beiden Kinder, ein hübsches blondes Mädchen und ein kleiner dicker Junge, barfüßig neben ihr und hielten sich an ihren fliegenden Röcken fest. Sie brauchte nicht weit in die Stadt hineinzufahren, denn da ihre Waren, die sie offenbar mit natürlichem Schönheitssinn wie Motive zu Stilleben auf ihrer Karre geordnet hatte, sehr geschätzt wurden, so pflegte an der Roßkoppel, wo es in die Stadt hineinging, schon eine große Zahl von Weibern auf sie zu warten.

Es entstand dann gewöhnlich, besonders an heißen Tagen, ein großes Drängen und Schreien, Schwatzen und Lachen, und im Nu waren die saftigen Früchte und sorglam gezognen Gemüse verschwunden. Dann trocknete sich die junge Frau lachend die heiße Stirn, schob ihr weißes Kopftuch zurecht, setzte die Kinder auf die leere Karre und fuhr, strahlend vor Gesundheit, Glück und Zufriedenheit, nach ihrem Häuschen zurück.

Nun sah ich sie wieder auf dem Friedhof, mit den beiden Kindern am Grabe ihres Mannes — ein Bild des Jammers! Als der Pfarrer den letzten Segen gesprochen, die Regimentsmusik einen Choral gespielt hatte, und die ersten Erdschollen auf den Sarg geworfen wurden, gab sich die arme Frau ganz ihrem ungebändigten, leidenschaftlichen Schmerze hin. Sie warf sich auf die Kniee, schluchzte und schrie, sprang dann auf, versuchte, den Soldaten die Schaufeln aus der Hand zu reißen, ergriff ihre laut schreienden Kinder und konnte nur mit Mühe davon zurückgehalten werden, daß sie sich mit ihnen in das Grab stürzte. Man versuchte wiederholt, sie von der Gruft zu entfernen, aber sie riß sich immer wieder los und eilte unter Wehklagen zurück. Um den Jammer zu übertönen, mußte die Musik noch einen Choral spielen.

Endlich schien sich die unglückliche Frau etwas gefaßt zu haben, und der Feuerwerkshauptmann Lindenbusch trat auf sie zu, sprach einige tröstende Worte und wollte ihr die Hand reichen.

Sie trocknete sich die Tränen, richtete sich auf und musterte ihn von oben bis unten. Sie sind der Herr Hauptmann, rief sie mit bebender Stimme, der auf die Kanonenkugeln aufpassen soll; die Leute haben mir davon erzählt. Warum haben Sie nicht aufgepaßt? Nun liegt er da, mein guter Mann, stumm, tot, zerrissen. Aufpassen sollen Sie auf Ihre Soldaten und die schrecklichen Kanonen! Nein,

Digitized by Google

meine Hand geb ich Ihnen nicht! nein, meine Hand kriegen Sie nicht! Was helfen mir nun die schöne Musik und die vielen Soldaten; das bringt meinen Kindern den Vater nicht wieder. Sie sind schuld, daß mein Mann tot ist — nein, meine Hand geb ich Ihnen nicht!

Als das kleine Mädchen sah, daß die Mutter so zornig auf den fremden Mann einsprach, schrie es laut auf, hob die Fäustchen und schlug nach ihm, und auch der kleine dicke Junge wollte schon zum Angriff vorgehn, da traten die andern Offiziere dazwischen, nahmen den tief erblaßten, wie versteinert dastehenden Hauptmann in ihre Mitte und verließen mit ihm den Friedhof.

Der Feuerwerkshauptmann Lindenbusch galt im Regiment als ein Sonderling. Er hatte sich im Deutsch-französischen Kriege als junger Unteroffizier bei der Eroberung eines Pariser Forts besonders ausgezeichnet, und das hatte ihm trotz seiner unzulänglichen Schulbildung die Offizierslaufbahn eröffnet. Aber was ihm von der flachen allgemeinen Heerstraßenbildung, die man sich auf der Schulbank aneignet, abging, das hatte er durch Studien auf entlegnen, stillen und mühsamen Bergpfaden zu ersetzen verstanden. Und deshalb lebte in ihm die ganze erquickende Frische und urwüchsige Buntscheckigkeit des Autodidakten. Verständige Ansichten und phantastische Vorstellungen wohnten in seinem Geiste dicht beieinander.

Er lebte ganz in seiner artilleristischen Welt. Die Kanone war für ihn die Basis und der Ausgangspunkt für seine Weltanschauung. Erst dann wurde ihm eine Sache ganz klar, wenn er sie sich in seiner technischen Begriffswelt anschaulich vorstellen und Vergleiche aus seiner artilleristischen Umgebung herbeiziehen konnte.

So teilte er die Menschen ein wie die Kanonen, in solche mit glatter Seele und in solche mit gezognet Seele. Die moderne Kultur, sagte er mir einmal, als wir im Pulverschuppen auf soziale Fragen zu sprechen kamen, kann nur noch von Menschen vorwärts gebracht werden, die einen gehörigen Progressivdrall haben; aber sehen Sie sich einmal unsre führenden Geister an! Das sind alles Leute mit glatter Seele, und deshalb haben ihre Ideen auch keine sichere Flugbahn. Nur Ideen, die aus gezognen Seelen und mit dem richtigen Drall kommen, sind treffsicher und schlagen durch.

Wie alle Autodidakten liebte er zu philosophieren, und da er gelesen hatte, daß der Philosoph Friedrich Nietzsche Artillerist gewesen war, hatte er sich mit dem ganzen Heißhunger eines naiven Grüblers auf dessen Schriften gestürzt. Wie trunken taumelte er in dem Irrgarten dieser berauschenden und paradoxen Ideen umher. Aber er begnügte sich nicht damit, er spann die Ideen weiter.

Nietzsche, sagte er, ist über das philosophische Gabelschießen nicht hinausgekommen. Das Ziel hat er nicht erreicht; er bombardiert auf der weiten Gabelgrenze nervös darauf los und trifft alles mögliche, nur nicht sein Ziel. Seine Idee vom Herrenmenschen zum Beispiel ist eine rauchstarke Phantasterei; er vergißt, daß ein Herrenmensch ohne Waffe gar nicht denkbar ist. Erst die Waffe macht ihn zum Herrn; ohne Waffe ist sein Wille zur Macht eine Komödie, ohne Waffe kann der Herrenmensch nur die Rolle eines Kulturclowns spielen, denn ohne Waffen bleibt der Mensch mit seiner ganzen Herrenmoral nur ein renommierender Schwätzer. Zum Übermenschen gehört eine Uberwaffe, und diese kann nur die Artillerie liefern. Wäre ich im Dienste nicht so gehetzt, so würde ich ein Buch schreiben: „Also sprach Napoleon“, und noch ein andres: „Wie man mit der Kanone philosophiert.“

Überall suchte Hauptmann Lindenbusch das Gespräch auf Nietzsche und seine Ideen zu bringen; aber seitdem der Oberst einmal im Kasino unwillig gesagt hatte, er könne philosophierende Hauptleute nicht brauchen; spekulativen Gedankenschutt und ideologischen Schafsmist abzuladen, sei in seinem Regiment ausdrücklich verboten,

Digitized by Google

wurde Hauptmann Lindenbusch zurückhaltend und wortkarg. Er spann sich in seine Gedanken ein und ging einer Unterhaltung mit den andern Offizieren möglichst aus dem Wege.

Vom Autodidakten zum Pessimisten ist nur eine kurze Strecke; sie führt über die Brücke der Enttäuschung, und solche Enttäuschungen waren dem Hauptmann nicht erspart geblieben.

Jede Waffe, pflegte er zu sagen, hat ihren Sündenbock. Bei der Kavallerie sind es die Roßärzte, bei der Artillerie die Feuerwerker. Ist das Schießen bei der Inspizierung wie eine donnernde Bravourarie vorgeführt worden, dann streichen die Kommandeure die Anerkennung wie etwas Selbstverständliches ein; entspricht die Wirkung nicht dem Knalleffekt, so hat Lindenbusch mit seiner Munition daran schuld. Lindenbusch hat schuld, wenn die Schlagröhre versagt, Lindenbusch hat schuld, wenn die Schrapnells zu früh krepieren, wenn die Granaten nicht treffen, wenn ein Handwerksbursche am Schießplatz einen Blindgänger findet und so lange daran herumklopft, bis das Ding ihm den Kopf abreißt — Lindenbusch hat schuld, wenn man in der Eile keinen andern Schuldigen finden kann.

Er hätte die Geschichte satt und würde abrüsten, sobald die letzten in Frankreich erbeuteten Granaten verschossen seien; dann hoffe er, sich noch mit Ehren in seinen wohlverdienten Ruhestand zurückziehen zu können.

Trotz seiner Reizbarkeit brachten ihm die Kanoniere, die ihm zur Dienstleistung zugewiesen wurden, viel Vertrauen entgegen, denn er hatte im Grunde ein weiches Gemüt und ein warmes Herz. Er stammte selbst aus einer Bauernfamilie und konnte und wollte es auch nicht verleugnen. Soldatenstand und Bauernstand, pflegte er zu sagen, gehören zusammen wie Batterie und Munitionskolonne; das eine kann ohne das andre nicht bestehn. Der rechte Soldat hat immer Sehnsucht nach der Scholle. Deshalb waren ihm die Leute vom Lande besonders lieb und sympathisch. Er kannte ihre Lebensumstände und Sorgen aus eigner Erfahrung und half, wo er nur helfen konnte.

Für viele Leute, die von Hause beunruhigende Nachrichten erhalten hatten und nicht wußten, was sie anfangen sollten, war er eine Art von Beichtvater. Geh nur zu Vater Lindenbusch, der wird dir schon klar machen, ob deine Mutter den Acker verkaufen soll oder nicht, sagten die Kameraden zu dem Ratlosen, und dann sah man in irgendeiner Traverse den Hauptmann Lindenbusch auf einem Stapel von Granaten sitzen, und vor ihm stand der sorgenbeladne Kanonier und schüttete sein Herz aus.

Auch der Kanonier Krahl hatte das vor sechs Jahren getan. Er wußte damals nicht, ob er nach seiner Dienstzeit in der Stadt bleiben und Kutscher in einem Biergeschäft werden, oder ob er aufs Land zurückgehn und das Häuschen und die acht Hektare Land von seinem Vater übernehmen und bewirtschaften sollte.

Die Leute sagen alle, Herr Hauptmann, die Landwirtschaft ist ein mageres Pferd geworden. Wenn man die Haut noch retten will, muß man es sobald wie möglich zum Schinder bringen. Da hab ich mir gedacht: du verkaufst die alte Klitsche, gehst in die Stadt und wirst Bierkutscher.

Aber der Hauptmann hatte ihn furchtbar angefahren: Mit dem Kartuschbeutel möchte man euch Kerls um die Ohren schlagen! Habt ihr denn Pulverschleim im Kopf? Bierkutscher in der Stadt sein haltet ihr für feiner als auf dem Lande leben und euern Acker bewirtschaften? Die Bauernfreiheit opfern und Stadtsklave werden! Freilich das faule Gesindel, dem es in der verpesteten Schnapsdestille wohliger ist als im Kuhstall und auf dem muffigen Asphaltpflaster behaglicher als auf dem erfrischenden Feldwege, das hat ein Grauen vor der gesunden

Digitized by Google

funden natürlichen Arbeit auf dem Lande; aber der Bauer, der seine fünf Sinne in der richtigen Rangordnung hat, der pfeift auf das Stadtpflaster und behält seinen eignen Boden unter den Füßen. Geht nur in die Großstadt, ihr werdet bald in dem schlammigen, giftigen Menschenbrei versinken wie eine Haubitze im Torfmoor! Im besten Falle stempelt man euch dort zum urteilslosen und willenlosen Herdenvieh und setzt euch unter elektrische Beleuchtung, oder ihr treibt im Dunkeln elend umher als kraft- und hilflose Großstadtmollusken. Wollt ihr aber selbständig denkende und freischaffende Menschen sein, dann bleibt auf dem Lande, unter den Füßen die eigne Scholle und über dem Kopf das ewige Firmament!

Und der Kanonier Krahl hatte das getan, und es war ihm gut gegangen, besonders als er sich ein gesundes, tüchtiges und fröhliches Landmädchen zur Frau genommen hatte.

Und nun stand er bei seiner Landwehrübung nach sechs Jahren wieder beim Vater Lindenbusch in der Munitionstraverse, hob dienstbereit die alten französischen Granaten auf die Laufkatzen und schaffte sie in den Raum, wo die Landwehrleute angewiesen wurden, die Vorstecker für die Zünder anzubinden, damit das Schießen am nächsten Tage vorschriftsmäßig beginnen konnte.

Ich habe auch schon zwei kleine Laufkatzen, sagte Landwehrmann Krahl zum Hauptmann Lindenbusch, als der Dienst zu Ende war, wollen der Herr Hauptmann sie sich einmal ansehen? Meine Frau ist auch darauf.

Und dabei zog er glückstrahlend eine Photographie aus der Tasche.

Der Hauptmann sah sich das Bild an. Alle Wetter! rief er, Sie können wirklich noch mehr als mit Kanonen schießen. Wenn unsre Schutzpatronin, die heilige Barbara, Kinder gehabt hätte, die konnten nicht hübscher sein. Die Rasse lobe ich mir, die ist echt.

Nun, Herr Hauptmann, aussterben soll sie nicht; dafür wird Franz Krahl schon sorgen. —

Und nun war das Entsetzen so plötzlich hereingebrochen; der Schlag hatte nicht nur die Familie des unglücklichen Landwehrmanns niedergeworfen, sondern auch den Hauptmann Lindenbusch aus aller Fassung gebracht.

Glockenguß und Kanonenguß! sagte er einmal zu mir, als wir hinter den Dünen vor der schweren Mörserbatterie standen. Ich wünschte, ich wäre ein Dichter, dann würde ich zu Schillers Lied von der Glocke ein Gegenstück „Das Lied von der Kanone“ schreiben. Sie lachen? O die ganze moderne Weltgeschichte, die ganze Menschheitsballistik wollte ich darin aufrollen: die kulminierenden Tugenden der Völker, die höchste Flugbahn heroischer Taten, die brisanten Leidenschaften, die explodierenden Katastrophen, Macht und Verzweiflung, Ruhm und Elend, Leben und Tod.

An diese Worte mußte ich denken, als ich ihn nach der erschütternden Kirchhofszene in seiner einsamen Junggesellenwohnung draußen an der Hafenschanze aufsuchte. Er saß auf seinem Feldbett, starrte vor sich hin und schluckte wie einer, der eine heftige innere Bewegung niederzuringen sucht. Als er mich sah, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte mit stockender Stimme: Was machen wir nun mit den armen kleinen Würmern? Und dieses unglückliche Weib! Ich mag gar nicht daran denken, mir schwimmt es vor den Augen. Und all das Unheil wäre vermieden worden, wenn ich — ja wenn ich — Der Vorstecker an der Granate war falsch, er paßte nicht zu dem alten französischen Geschoß — er wurde beim Ansetzen herausgerissen — das Geschoß mußte im Rohr krepieren.

Und während er sich in Vermutungen, Erklärungen und Selbstanklagen erging, wurde mir der ganze unglückselige Vorgang in der Batterie wieder vor meinem geistigen Auge lebendig.

Digitized by Google

Um sechs Uhr früh sollte in der Küstenbatterie aus den 15-Zentimeter-Ringkanonen der erste Schuß fallen.

Es war ein warmer leuchtender Sommermorgen. Über dem Schaumgekräusel der leicht bewegten See wölbte sich das wolkenlose Blau des Himmels, und wir atmeten mit Behagen die frische Seeluft ein, die eine leichte Brise uns auf dem hohen Beobachtungswall zuwehte. Von der Sonne hell beschienen hoben sich die dreitausend Meter entfernten Ziele, weiße pyramidale Scheiben, von dem fernen durch leichten Dunst umflorten Horizont wie kleine Segel leuchtend ab.

Zur linken Hand schob sich tief in die See die dunkle aus mächtigen Quadern gebaute Hafenmole, an der die kleinen übermütig hüpfenden Wellen gurgelnd und leckend emporsprangen; und wie ein warnendes Ausrufungszeichen erschien vorn an der Spitze der hellschimmernde Leuchtturm. Weiter links von der Hafeneinfahrt flog unser Blick über eine halbmondförmige Bucht, von dessen Strande die von der Morgensonne beleuchteten Villen des Badeorts zu uns herüberwinken. Auf der glitzernden Wasserfläche war weit und breit kein Fahrzeug zu erblicken, nur am Horizont bemerkte man noch einige dunkle langgezogne Pinselstriche, die Rauchwolken der Dampfer, die eiligst aus der Schußlinie der Batterie zu kommen suchten.

Man hatte von dieser hochgelegnen Schanze mit den gewaltigen todbringenden Ringkanonen das erhebende Gefühl beherrschender Kraft; und dieses Gefühl schien auch die Landwehrleute zu erfüllen, die auf den hohen Lafetten standen, die Geschütze revidierten, die Blicke über die weite Wasserfläche gleiten ließen und die fernen Ziele fest ins Auge faßten. Man merkte es an ihren strahlenden Augen, den frohen Gesichtern und den nervig zugreifenden Armen, daß sie mit wachsender Spannung, mit einer militärisch gezügelten freudigen Erregung auf das Kommando zum Laden warteten, auf den ersten den ganzen Körper angenehm erschütternden Donner, auf das Sausen und Pfeifen der fliegenden Granaten, auf ihr Einschlagen und das Aufsteigen der leuchtenden Wasserfäulen am Ziele.

Punkt sechs Uhr stieg die Schießflagge, der preußische Adler auf weißem Felde, auf der Haupttraverse in die Höhe, und sogleich folgte das Kommando „Stillgestanden!"

Wie ein Ruck wirkte das Wort. Lautlose Stille in der ganzen Batterie.

Dann das Kommando „Granaten!"

Sofort löste sich das starre Bild an den Geschützen auf zu einer lebhaft bewegten Szene; alle zurückgedrängten Kräfte schienen mit einem Schlage frei geworden zu sein. Die alten Leute wollten offenbar ihr Bestes geben, aber die Lebhaftigkeit war zu nervös, die Bewegung zu unruhig, die Bedienung zu lärmend. Die Handreichungen griffen nicht ineinander. Man merkte, daß diese vom ländlichen Pfluge und der friedlichen Tenne gekommnen Mannschaften nicht mehr geübt waren, die todbringenden Maschinen gewandt und sicher zu bedienen. Das kurze Exerzieren hatte augenscheinlich nicht genügt.

Der aufsichtführende Major wurde ungeduldig; er tadelte, wetterte, fuhr dazwischen. Am zweiten Geschütz wurde man gar nicht fertig. Hier hatte der Landwehrmann Krahl mit einem Kameraden das Geschoß im Rohre angesetzt, aber offenbar zu schwach, denn die Kartusche hatte im Laderaum nicht Platz genug, der Verschluß ging nicht zu.

Was ist das für eine schlappe Bedienung am zweiten Geschütz! rief der Major. Was sind das für ausgemergelte Kerle, die nicht mehr Muskel genug haben, eine Granate gehörig anzusetzen! Da hol ich mir die jüngsten Rekruten, die haben mehr Kraftbrühe im Leibe! Nacherzieren soll mir die Bedienung, bis die Kerle wieder Stahl in die Knochen kriegen!

Digitized by Google

Währenddes hatten die Leute die Kartusche wieder aus dem Rohr genommen, den Ansetzer ergriffen und stießen noch einmal mit aller Wucht gegen das Geschoß im Rohr.

Da plötzlich ein fürchterlicher Donner. Eine gewaltige Feuersäule schoß rückwärts aus dem Rohr. Granatsplitter sausten heulend und pfeifend durch die Batterie. Eine erstickende Rauchwolke hüllte den ganzen Geschützstand ein. Einen Augenblick Totenstille. Dann hörte man einen markerschütternden Schrei — Stöhnen, Ächzen, Wimmern. Ein Windstoß nahm den Pulverqualm weg. Die ganze Bedienung des zweiten Geschützes war wie weggefegt. Der Landwehrmann Krahl war tot, die andern lagen verwundet auf der Bettung. Stabsarzt, Offiziere und Unteroffiziere eilten herbei und griffen zu. Der Hauptmann Lindenbusch stürzte atemlos von Geschütz zu Geschütz und hielt die Munition zurück. Bald merkte er die Ursache der Explosion: einige Geschosse hatten falsche Vorstecker — es waren seine letzten französischen Granaten.

Das alles sah und hörte ich im Geiste wieder, als ich in der Dämmerung in seiner Stube saß.

Hätte ich das Satanszeug mit der ganzen französischen Beute doch damals in die Luft fliegen lassen, sagte er finster. Als wir an dem Wintertage in das Fort eindrangen, war ein französischer Artillerist im Begriff, die Zündschnur zum Pulverturm anzustecken. Ich schoß ihn über den Haufen. Ich sehe ihn noch taumeln und auf dem Schnee zusammenbrechen. Jedes Jahr haben wir seitdem von der mitgebrachten französischen Munition verfeuert, und jetzt bei den letzten zugerichteten Granaten muß mich das Verhängnis treffen! Aber ich will nicht an mich denken. — Der arme Krahl, so ein guter, ausgezeichneter Mensch! Welch ein Unglück! Ach, die Szene auf dem Kirchhof — wie entsetzlich! Sahen Sie, wie das kleine Mädchen nach mir schlug, mit ihren Fäusten nach mir schlug? So ists recht. Ich bin schuld, ich ganz allein! Welch ein elender Abschluß meines Dienstes!

Ich versuchte, ihn zu trösten: Wenn die Geschosse falsche Vorstecker hatten, so sind Sie nicht allein der Schuldige.

Ich weiß, ich weiß; aber ich nehme die ganze Schuld, die ganze Verantwortung auf mich. Von mir geht das Versehen aus. Ich habe die falschen Vorstecker ausgeliefert. Ich will allein der Schuldige sein. Ich habe diesen Peitschenhieb verdient. Der Soldat soll nur einem Herrn dienen, ich aber trieb schon seit langem Götzendienerei. Ich lebte nicht mehr mit Leib und Seele im Dienst. Ich mußte die Geschosse noch einmal selbst revidieren, vor allem bei der Landwehr, aber ich glaubte, mit dem Befehlen sei es genug. Mir war die Götzendämmerung wichtiger als die Seeschießübung. Das war mein Fluch. Der Oberst hat ganz recht: Philosophierende Hauptleute sind im Dienst nicht zu gebrauchen, am wenigsten philosophierende Feuerwerker, sonst fliegt alles in die Luft. Mir ist nun zumute, als sei mir der Boden unter den Füßen weggerissen, als sei mein ganzer Lebenszweck durch diese krepierende Granate zertrümmert worden. Was nun? Was nun? Der Gedanke ist fürchterlich. Wenn das Kriegsgericht nur bald sein Urteil spräche. Ich will büßen. Ich sehne mich nach Strafe und Sühne.

Das Kriegsgericht ließ auch nicht lange auf sich warten. Der Hauptmann Lindenbusch wurde zu zwei Jahren Festung verurteilt.

Er trat die Strafe sogleich an. Hinter den Festungsmauern wollte er versuchen, über die seelischen Erschütterungen hinwegzukommen, die Spitzen der Selbstvorwürfe stumpf zu machen und die brennenden Gedanken an das Unglück auszulöschen. In der Einsamkeit der Festungszelle hoffte er, seine zerrissenen Spekulationen wieder weiter zu spinnen, sich ungestört seinen Lieblingsgedanken hinzugeben und den Problemen des Daseins mit aller Ruhe und Vertiefung nachzugehen.

Digitized by Google

Aber es gelang ihm nicht. Er kam nicht über diese Katastrophe hinweg.

Eines Tages erhielt ich von ihm einen Brief, worin er mir schrieb: „Ich sende Ihnen den ganzen Nietzsche zurück. Ich glaubte, er würde mir hier in meinem Kerker ein Tröster und Führer sein, aber ich kann ihn nicht mehr lesen, ich kann dem Wolkenwirbel seiner Ideen nicht mehr folgen, mir wird schwindlig und geistig seekrank dabei. Sie werden sich über meine Abtrünnigkeit wundern; aber ich sehe immer mehr, dieser Philosoph kann mir in meinem Elend nichts geben. Er reicht mir Steine statt Brot und Gift statt Arznei. Ach, die Faust eines Kindes hat mir die ganze Philosophie in Trümmer geschlagen. Gestern brachte mir ein Kanonier verschiedene Sachen, die sich beim Aufräumen in der Batterie gefunden hatten, darunter eine zertretne Photographie, es war das Bild von Krahls Kindern. Wie ein kleines Heiligtum habe ich es an mich genommen und über mein Bett gehängt, der einzige Schmuck der grauen Wände in meinem Gefängnis."

Bald folgte ein zweiter Notschrei: „Tun Sie mir die Liebe und erkundigen Sie sich, wie es dem armen Weibe und ihren Kindern geht. Sie glauben nicht, wie mich der Gedanke an sie verfolgt, quält, martert. Immer sehe ich die Ärmste vor mir in ihrem namenlosen Schmerze. Wenn in der Nacht der Wind an meinen Fenstergittern vorbeifährt, ist es mir, als hörte ich die Kinder jammern; und wenn das Rauschen der See an mein Ohr tönt, vernehme ich das Wehklagen des armen Weibes. Und der Gedanke, daß die Unglücklichen nun verlassen in ihrer einsamen Hütte sitzen und Not leiden, raubt mir den Schlaf. Und daß das alles durch meine Schuld geschehen ist, durch meine Schuld — das könnte mich wahnsinnig machen. Helfen Sie mir von dieser Qual! Ich habe etwas Geld. Es wäre mir, bei Gott, eine Beruhigung, wenn ich die Frau und die Kinder unterstützen könnte; sie leiden sicher Not."

Ich zog Erkundigungen ein und konnte ihn über diesen letzten Punkt etwas beruhigen. Die junge Frau hatte ihren Bruder zu sich genommen, und der half der rastlos tätigen in der kleinen Landwirtschaft. Sie erhielt eine kleine Pension, und auch die Bauern unterstützten sie, wo sie nur konnten, sodaß sie mit den Kindern vorderhand zu leben hatte. Ob sie aber den kleinen Bauernhof auf die Dauer würde halten können, sei sehr zweifelhaft, an Vieh habe sie Verluste gehabt, und die Ernte sei mager ausgefallen; sie würde den Hof vielleicht verkaufen und mit den Kindern in die Stadt ziehen.

Dieser Gedanke schien den Hauptmann schwer zu beunruhigen. Er schrieb mir bald darauf, er sei sogleich mit dem Bruder in Verbindung getreten. Der habe zuerst eine Unterstützung nicht annehmen wollen, aber er habe nicht geruht, bis der Bruder und die Frau einverstanden gewesen seien. Der Bauernhof dürfe unter keinen Umständen verkauft werden, der müsse den Kindern bleiben. Er halte es für seine heiligste Pflicht, von jetzt ab für seinen einzigen Lebenszweck, für die Kinder zu sorgen.

Dann erfuhr ich einige Monate nichts mehr vom Hauptmann Lindenbusch, bis mir eines Tages der Oberstabsarzt der Garnison erzählte, der Hauptmann sei im Lazarett schwerkrank gewesen; er habe fortwährend nach den Kindern der Frau Krahl verlangt. Es sei dann an die Frau geschrieben worden, und die sei auch mit ihren Kindern angekommen und habe den Hauptmann im Lazarett aufgesucht. Die Kinder seien zuerst sehr scheu und ängstlich gewesen, aber schließlich hätten sie sich auf das Zureden der Mutter doch an das Bett des Kranken herangewagt, hätten ihm die Hand gegeben, sich von ihm streicheln lassen und ihm nach einer Weile auf seine Fragen alles mögliche von Hof und Feld zutraulich und fröhlich erzählt. Seit diesem Tage sei eine auffallende Besserung eingetreten; er hoffe, den Hauptmann bald entlassen zu können. —

Digitized by Google

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß ich von ihm ein Lebenszeichen erhalten hatte. Als ich vor einiger Zeit wieder einmal in meinem Heimatort weilte, trat ich in die Gaststube meines Hotels, in der drei junge Herren in eifrigem Gespräche waren. Sie unterhielten sich über eine im Städtchen zu gründende Reunion der bessern Gesellschaft und stellten eine Liste der einzuladenden Personen auf.

Ich habe neulich erfahren, sagte der eine, daß es hier im Kreise noch einen Hauptmann a. D. gibt; den müssen wir doch auch einladen.

Ah, Sie meinen den Hauptmann Lindenbusch, der in Neuendorf den hübschen Bauernhof hat.

Um Gottes willen, rief der dritte, unter keinen Umständen! Den können wir unmöglich in unsre Gesellschaft ziehen. Der hat ja eine Frau geheiratet, die noch vor wenig Jahren ihre Karre nach der Stadt schob und Wrucken und Runkelrüben an die Arbeiterweiber verkaufte. Unmöglich, ganz unmöglich! Das würde einen netten Skandal geben. Was denken Sie? Nein nein, auf den Herrn können wir nicht reflektieren.

Es fing draußen schon die Dämmerung an, aber alte Erinnerungen waren in mir wach geworden, und so wanderte ich denn hinaus in den freundlichen Herbstabend, den Neuendorfer Feldweg hinunter und erreichte bald den Bauernhof meines alten Regimentskameraden. Ich erkannte den Hof kaum wieder, so schön und stattlich war er geworden. Als der Kettenhund anschlug, wurde es in der Stube lebendig. Der Hauptmann trat heraus und kam mir entgegen. Er erkannte mich sofort, streckte mir freudig erregt beide Hände entgegen und führte mich in die Wohnstube.

Da habe ich denn inmitten seiner Familie eine freundliche Stunde verbracht, erquickend wie eine Rast am Waldesrande. Mein Freund hatte sich ziemlich stark verändert; seine Gestalt war hagerer und sehniger geworden, sein Schnurrbart zeigte schon einen grauen Schimmer, und auf seinem sonst so robusten Gesicht merkte man die Spuren starker Seelenkämpfe. Aber seine stahlblauen Augen sprühten vor Kraftgefühl und Lebensfreude, und seine Bewegungen waren jugendlich und elastisch.

Die Kinder hingen an ihm mit offenbarer Liebe. Während unsrer Unterhaltung schmiegte sich das hübsche rotwangige Mädchen an ihn, und er streichelte sie und spielte mit ihren blonden Zöpfen. Geschäftig eilte die junge Frau hin und her, sorgte für einen Imbiß und suchte hier und da auch ein Stück von unserm Gespräch aufzufangen. Aus ihren Worten und Blicken merkte ich, daß sie ihrem Manne in dankbarer Ergebenheit zugetan war. Von Philosophie haben wir nicht gesprochen, wohl aber von dem Segen der Landwirtschaft.

Erinnern Sie sich noch, sagte der Hauptmann nachdenklich, daß ich einmal eine in ihrer Wirkung unübertreffliche Waffe, eine Überwaffe habe erfinden wollen. Ich habe sie nun wirklich gefunden. Es ist keine Kanone, es ist kein Mordinstrument, es ist — Sie werden sich wundern — der alte schöne deutsche Pflug. Ich sage Ihnen, das ist die sicherste und wirkungsvollste Waffe gegen alle Kulturfeinde, gegen alle Krankheiten und Verrücktheiten der menschlichen Natur. Wie man mit dem Pfluge philosophiert! Daß man doch zu den einfachsten Wahrheiten erst auf solchem Umwege kommen muß! Ich habe diese Wahrheit an mir selbst erprobt, und ihre Wirkung ist geradezu verblüffend. Den spekulativen Gedankenschutt, von dem unser Oberst damals mit Recht so verächtlich sprach, habe ich bis zum letzten Kalkstäubchen aus meiner Seele weggefegt. Von den kahlen unfruchtbaren Halden moderner Grübler war der Schutt auch auf mich herabgestürzt und drohte, meinen einfachen Lebensweg zu versperren. Hier auf der Scholle, mit der Hand am Pfluge habe

Digitized by Google

ich erkannt, daß nicht das unfruchtbare Auflösen und Zerstören, sondern das gesunde fruchtbare Aufbauen und Werteschaffen die höchste Bestimmung und das schönste Glück des Menschen ist. In einer Art von ideologischem Größenwahn war ich damals nahe daran, mich an die nörgelnden Zaungäste der praktischen Kulturarbeit anzuschließen. Die krepierende Granate und die dadurch verursachte Tragik haben mich damals zur Vernunft gebracht.

Die Sterne standen schon schimmernd am Herbsthimmel, als er mich ein Stück Wegs nach der Stadt zurückbegleitete.

Sie werden es mir nachfühlen, sagte er, wie zufrieden ich bin, daß mein Schicksal solche Wendung genommen hat. Soldatenstand und Bauernstand gehören zusammen wie Batterie und Munitionskolonne; ich bin nun zur Munitionskolonne gekommen, und ich werde meinen Posten versehen bis zum letzten Atemzuge. Als ich von der Festung kam, war ich ein nutzloser einsamer Mann; hier in der Sorge für eine um ihr Glück betrogne Familie, hier auf der Bauernscholle, die ich mit meinem kleinen Kapital und meiner Hände Arbeit erweitern und verbessern durfte, habe ich wieder einen Lebenszweck und eine durch Sühne gereinigte Lebensfreude gewonnen. Ich wollte und durfte die Familie des unglücklichen Kanoniers nicht hinuntersinken lassen ins Proletariat. O ich weiß, daß man über meinen Schritt die Achseln gezuckt hat, daß viele ihn nicht für standesgemäß gehalten haben; aber es gab für mich keinen andern Weg. Der gemeinsame Gedanke an den durch meine Schuld zerrissenen Landwehrmann hat mich mit dieser Familie unauflöslich verknüpft. Wir halten sein Andenken heilig — und in diesem Andenken haben wir uns die Hand gereicht. Und wie das liebe Margellchen, das damals am Grabe ihres Vaters mit den Fäusten nach mir schlug, wie der kleine freundliche Junge — nun Sie haben ja selbst gesehen, mit welcher Liebe die Kinder an mir hängen. Sie glauben nicht, was das für ein wunderbares Gefühl ist, wenn man ein zertrümmertes Glück wieder aufbauen darf.

Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

So gingen die Jahre hin. Eins immer schneller als das andre.

Ganz unversehens war Gwennola aus ihren alten Kleidchen herausgewachsen, und er, den sie „ihren Mann“ hieß, hatte ihr in Douarnenez viele Meter Stoff zu einem nagelneuen Kleide kaufen müssen. Daran hatte sie eine gewaltige Freude gehabt. Freilich ein Festgewand war das nicht. Die Sehnsucht nach einem goldstrotzenden Prozessionskleid plagte sie noch immer, obwohl sie jetzt mitten drin saß im Glück: in einem wohlaufgeräumten Hause, zwischen einer freundlichen Mutter und einem arbeitsamen, nüchternen Manne. Die Worte Quéherns, der Wahrsagerin, wollten in ihr nicht zur Ruhe kommen: Du wirst es bekommen! Einmal sprach sie Gildas davon. Er hörte ihr aufmerksam zu, sah sie eine Weile nachdenklich an, antwortete aber nichts darauf. Vielleicht fand er sie kindisch und unbescheiden?

Sie wuchs aber auch aus diesem langen neuen Kleide heraus. Und wenn sie jetzt durch die Stalltür ging, mußte sie sich bücken. Das Wachsen geschah jedoch so allmählich, daß sie alle drei es kaum gewahr wurden.

Digitized by Google

Aber eines Tages sagte die alte Monik, mit dem Finger auf einer Zahl im Kalender: Kindchen, Nolaik, weißt du es auch, daß du schon siebzehn Jahre alt bist?

Da kam sich Gwennola Kerlaz sehr alt vor. Sie machte Gildas den Vorschlag, den neuen Knecht, der vor kurzem wegen der sich mehrenden Arbeit ins Haus genommen worden war, wieder zu verabschieden, weil sie ihm in ihrer jetzigen Größe und Kraft wohl auch bei der Feldarbeit helfen könne. Aber davon wollte Gildas nichts hören. Und so blieb Loïz da, ein stiller älterer Mann, der trotz seiner weißen Haare noch rüstig zu arbeiten verstand. Bald bildete er das vierte, nicht mehr zu missende Glied in dieser wunderlich zusammengewürfelten Haushaltung. Es kam nun von selbst, daß die zwei Männer sowie ihrerseits die beiden Frauen sich mehr zusammenhielten, bei der Arbeit sowohl wie während der Feierabendstunden. Mutter Monik und Nola saßen dann vor ihren Spinnrädern, die eintönig surrten; auf der kleinen Steinbank aber, die in die altmodische Feuerstatt eingebaut war, saßen die beiden Männer, rauchten ihre Pfeifen und sprachen dann und wann ein kurzes Wort. Hie und da erzählte die alte Monik wohl auch eine Geschichte. Und wenn sie geendet hatte, nahm das Meer das Wort, das große, graue Meer, das draußen vor den Fenstern sich endlos ausdehnte und die Luft bald mit heimlichem Gemurmel, bald mit zornigem, drohendem Gebrüll erfüllte. Wenn sie dieser Stimme lauschten, wurden die Gesichter der vier Menschen ernst, ihre Augen nahmen einen träumerischen, schwermütigen Ausdruck an. Sie alle hatten liebe Tote da draußen in dem grausigen, schwarzen Wassergrab ... Durch Nolas junge phantastische Seele aber klang ein Name: Ahès! Ein Schauer durchzitterte sie, und ihr wurde halb bange, halb sehnsuchtsvoll zumute.

Eines Abends aber — nah vor dem Gnadenfest — im warmen Monat August, meinte Nola, es im schwülen, düstern Haus nicht mehr aushalten zn können. Sie bat Gildas, er möchte mit ihr auf die Klippe hinausgehn, wo es noch hell sei und ein kühlender Wind wehe.

Langsam stand der große Gildas auf. Er sah Nola verwundert an, es lag sonst nicht in ihrer Art, derartige Wünsche zu äußern, das unnütze Spazierengehn pflegten sie den Städtern, den fremden Malern und den — Liebesleuten zu überlassen! Nun stand er ein wenig steif und verlegen da. Er sah nach seiner Mutter hinüber. Sie hat recht, es ist eine widerlich schwüle Luft hier im Hause, sagte er, willst du nicht auch hinauskommen, Mutter?

Sie schüttelte den Kopf. Laßt mich in Frieden, sagte sie, es wird schon allmählich kühler werden, die Fenster stehn ja auf.

Der Loïz aber ließ den weißen Kopf tief auf die Brust herabhängen, sodaß die Pfeife fast auf den Boden aufzustehn kam. Aber im andern leeren Mundwinkel saß ihm ein spöttisches Lächeln.

Gildas sah es, und da drehte er sich kurz um und sagte derber, als sonst seine Art war: Komm, Gwennola, wir wollen die Alten in ihrer Höhle allein weiter schmoren lassen, ihre Knochen sind steifer als die unsrigen.

Dann schritten sie nebeneinander auf dem Dünenkamm hin. Aber der Wind kam vom Lande her, er war über große sonnverbrannte Heiden gefahren und hatte einen heißen Atem. Die Kühlung, um derentwillen sie ausgezogen waren, wollte sich nicht einstellen.

Trotzdem kehrten sie nicht um.

Sie gingen stumm nebeneinander, denn sie wußten sich nichts neues zu sagen, da sie Tag für Tag zusammen waren. Da stieg in Nola ein heißes, bittres Gefühl auf von Unzufriedenheit, das sie sich selbst nicht recht zu deuten wußte. Was will ich denn? fragte sie sich. Warum bin ich plötzlich böse auf den guten fleißigen Gildas? Er hat mir doch kein ungutes Wort gesagt, er ist mit allem zufrieden, was ich tue, und sieht mich immer freundlich an. Auch trinkt er nicht

Digitized by Google

und flucht nicht und verſpielt kein Geld! Marie-Ange hat mir erzählt, wie böſe es in den meiſten Häuſern ausſieht, wie ſelten Mann und Frau gut miteinander ſtehn, wie die Frau ſchimpft oder weint, und der Mann ſie wohl gar ſchlägt! Was will ich denn noch?

Sie zog die junge Stirn in nachdenkliche Falten und wandte das heiße Geſicht dem Meere zu. Dieſes flüſterte wie im Traum, aber es war etwas aufſtachelndes, höhniſches in dem Geflüſter der kleinen Wellen, die ſo läſſig die braunen Klippenfüße umſpielten.

Hier wollen wir uns ſetzen, ſagte Nola plötzlich kurz und befehlend. Wieder ſah er ſie verwundert an, aber wieder gehorchte er.

Wie langweilig iſt dieſer ſtumme gefügige Geſelle, dachte ſie. Nur arbeiten kann er, ſonſt iſt er wie ein Stück Holz. Er lacht nicht und ſingt nicht. Andre Männer ſind ganz anders! Sie wußte das von den Feſten her. Da war ſie als Kind den Brautpaaren nachgeſchlichen und hatte ſie belauſcht. Die hielten einander bei den Händen, und oft ſangen ſie zweiſtimmig und ſprachen leiſe und innig zuſammen. Sie gaben ſich ſüße Koſenamen: Mein Schatz — mein Herzchen — mein weißes Täubchen! Und noch eins taten ſie: ſie küßten ſich. Das alles tat Gildas nie. Er ging nicht Hand in Hand mit ihr, er gab ihr keine ſüßen Namen, er küßte ſie nicht. Warum? Mochte er ſie nicht leiden? War ſie ihm zu jung? Aber ſie war doch nun ſchon ſo alt! Und ſie tat doch ihr Beſtes, ihn in allen Stücken zu befriedigen! Wie ein Schmuckkaſten ſo blank und ſauber ſah das Haus jetzt aus, und vor das Fenſter der Kammer, in der Gildas und Loïz ſchliefen, hatte ſie ſogar üppig blühende Gelbveigelein geſtellt. Warum denn ſtreichelte und küßte er ſie nie? Mutter Monik, ja, die küßte ſie oft zärtlich und ſtreichelte ſie und nannte ſie Herzchen und Liebchen, aber Gildas nicht. Ja, nun wußte ſie es ſelbſt ganz genau, daß es das war, was ſie ärgerte. Warum war er ſo langweilig? Ein böſes Gefühl erwachte da in ihr, das faſt wie Haß ausſah. Sie hätte ihm gern irgendeinen ſchnellen heftigen Schmerz zugefügt.

O, wie ſchlecht bin ich, dachte ſie, wie ſchlecht! Die Geſchichte der Städtezerſtörerin Ahès fiel ihr ein. Sie ſelbſt hatte ja auch grüne Augen, das wußte ſie jetzt, der Spiegel hatte es ihr geſagt, und dann auch einmal ein Pilger, den ſie in die Kirche geführt hatte. Du haſt gefährliche Augen, ſie ſind grün wie das Meer vor dem Sturm! Sie hatte auch blonde Haare, und lang waren ſie und ſeidenweich, aber die bekam niemand zu ſehn, als nur ſie ſelbſt und Mutter Monik, wenn ſie abends beim Zubettgehn die Zöpfe aufflocht. Sie konnte ſich dann die Haare wie einen Mantel umwickeln, ſo lang und dicht waren ſie. Darum hatte ihre Haube auch ſolch eine unförmliche Geſtalt. Jetzt fiel ihr ein, wie Gildas ſie damals vor fünf langen Jahren in der Kirche hatte überreden wollen, ihn ihre Haare ſehen zu laſſen. Da hatte ſie ſich geweigert und hatte ihm die Geſchichte der böſen Heldin erzählt, die mit ihren Haaren die Männer herausgelockt hatte, um ſie dann zu töten. Warum tat Ahès das? Weil ſie ſo böſe war! Weil es ihr Freude machte! So böſe und falſch! Und ſo wild! Genau wie das Meer. Das hatte dem ſtummen Mann da neben ihr auch ein ſchneidendes Weh zugefügt, indem es ihm den Freund aus den Armen riß. Wie hatte er ſich damals in der Kirche gebärdet, ſo hatte ſie ihn ſeither nie mehr geſehn. Immer war er ſtill und ſteif und — langweilig. Und wieder erwachte die unchriſtliche Luſt in ihr, ihm ein Leid zuzufügen. Sie hätte ihn gern wieder ſo wild geſehn wie damals.

Und plötzlich riß ſie ſich die Haube vom Kopf und ſchüttelte ſich die goldblonde Mähne über die Schultern und lachte wild und unbändig. Die Sonne tauchte eben als rote Feuerkugel ins Meer hinab, der ganze Himmel ſtand in Flammen, und der Feuerſchein fiel auf ihre Haare und ließ ſie aufleuchten wie rotes, blitzendes Gold.

Digitized by Google

Erschreckt starrte Gildas auf sie.

Gwennola, was tust du? Was ist dir, Gwennola?

Aber sie lachte weiter und bog den Kopf hin und her und sah ihn schelmisch von der Seite an und sagte: Ich bin Ahès! Siehst du es nicht? Nimm dich in acht, Gildas!

Ihre grünen Augen funkelten wie die Augen einer tückischen Katze. Kennst du die Geschichte nicht? Wenn Ahès einen Mann küßte, war er verloren, er starb an dem Kuß. Also nimm dich in acht, Gildas! Nimm dich in acht, daß ich dich nicht küsse!

Er staunte sie an wie ein fremdes, unheimliches Wesen. Das war die stille, gute, sittsame Nola nicht mehr. Was war über sie gekommen? War ein böser Geist in sie gefahren? Sie war jetzt aufgesprungen und stand nahe vor ihm. Wie sehr die über die Schultern herabflutende Haarmähne sie verwandelte, kaum daß er ihr Gesicht ohne den gewohnten Rahmen der steifen, weißen Haube noch erkannte.

Was ist dir? fragte er noch einmal.

Ich bin dir böse, gab sie zur Antwort, und ich will dich böse machen! Ein langweiliger Mann bist du! Ich wollte, die Heilige hätte mir einen andern ausgesucht. Einen, der lacht und singt und spricht und mir Kosenamen gibt und mich streichelt und küßt! Aber du — nur arbeiten kannst du, sonst nichts! Worüber grübelst du nun jetzt wieder nach, du, du hörst mir ja gar nicht zu.

Er aber, der jetzt vor ihr stand mit zusammengebissenen Zähnen, mühsam seine Erregung niederkämpfend, er dachte an sein Gelübde — an seinen toten Freund, der versprochen hatte, ihm in Augenblicken der Versuchung beizustehn. Er dachte daran, daß er nur noch zwei Jahre aushalten mußte, dann hatte er die Probe bestanden, dann durfte er beginnen, um sie zu werben, dann wollte er ihr sagen, wie unsinnig lieb er sie hatte, dann ... dann ... Er rief sich die Worte seines Schwurs ins Gedächtnis zurück: Erst wenn die sieben Probejahre glücklich zu Ende sind, will ich mit dem Mädchen Hochzeit machen, das du mir zur Frau ausersehen hast, vorher will ich sie nicht berühren. Wenn ich dies Gelübde breche, sollst du mich verderben und sollst meine Seele der ewigen Flammenpein überantworten, dann will ich verloren und verstoßen sein in alle Ewigkeit.

Nola wartete noch immer auf Antwort. Aber Gildas starrte mit bleichem Gesicht über sie hinweg aufs Meer hinaus.

Da übermannte sie der Ärger. Wen suchst du da draußen? fragte sie. Schaust du nach dem toten Freunde aus. Den haben die Fische längst aufgefressen!

Nun sah er sie doch an. Warum willst du mir weh tun? fragte er.

Weil es mir Spaß macht!

Er schüttelte den Kopf. Sie war wunderschön anzusehn in ihrem gleißenden Haarmantel mit den funkelnden Augen und der sprungbereiten Wildheit ihrer schlanken Glieder.

Nola, Nola, warnte er, besinne dich!

Aber sie lachte verächtlich. Und plötzlich flog sie ihm an den Hals ...

Katze ... keuchte er, doch sie verschloß ihm den Mund mit einem Kuß.

Ich bin Ahès, hatte sie rufen wollen und ihn dann auslachen über seinen Schreck. Aber der Atem stockte ihr plötzlich. Stumm taumelte sie zurück. Erst hatte er sie heftig an sich gepreßt und dann rauh zurückgestoßen.

Nun stand sie zitternd da mit gesenktem Kopf, verstört, erschrocken und wagte nicht, die Augen zu seinem Gesicht zu erheben. Sie wußte, daß er jetzt wieder aussah wie damals in der Kirche. Sie hörte seinen keuchenden Atem. Und sie fühlte sich ganz schwach, wie eine Kranke, sodaß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Aber auf einmal schrie er auf, laut, brüllend: Jan Marez!

Digitized by Google

Der Schreck warf sie um. Wie leblos blieb sie auf dem warmen, trocknen Sandboden liegen, die Augen krampfhaft geschlossen. Sie wollte das Gespenst nicht sehn, den Geist des ertrunknen Freundes, den er mit so fürchterlicher Stimme gerufen hatte...

Sie glaubte einen Flügelschlag über sich hinstreichen zu fühlen... Da verging ihr vollends die Besinnung.

Als sie aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, sah sie sich verwundert um. Die Farbenpracht der untergehenden Sonne war erloschen. Der Mond stand groß und still am Himmel, das Meer leuchtete in fahlem, silbernem Glanz. Sie lag allein auf der Düne mit aufgelöstem Haar. Wie sie es sah, fiel ihr alles wieder ein. Sie hatte Ahes spielen wollen — sie hatte den großen, stillen Gildas geküßt — aber der Kuß hatte ihn nicht getötet, sie selbst war kraftlos umgefallen, wie eine Tote! Wie war das alles nur gewesen? Sie bekreuzigte sich. Sie war abergläubisch wie alle Bretonen, glaubte an Geister, an böse Dämonen, an allerlei Spuk. Jetzt fürchtete sie sich grausig. Sie wagte kaum sich umzusehn. Es war schon Nacht. In der Nacht fliegen die Geister. Wenn der Tote jetzt daher käme, den Gildas gerufen hatte.... oder wenn Ahes, die richtige Ahes... Wo war Gildas? Warum hatte er sie da allein liegen lassen? War er so böse auf sie? Hatte er sich so sehr über ihren dummen, häßlichen Scherz geärgert? Ach, sie schämte sich so sehr, sie würde ihn nie mehr anzusehn wagen — Aber die Angst war zu groß, die besiegte ihre Scham. Sie rief laut seinen Namen: Gildas! komm doch!

Aber er antwortete nicht und kam nicht. Sie mußte also allein den weiten Weg nach Hause laufen, an den gespenstigen Klippen vorüber... Sie riß die Haube vom Boden auf und stopfte in wilder Eile die Haare darunter, dann jagte sie mit großen, angsterstarrten Augen den Pfad entlang, der auf ihr Haus zuführte.

Von weitem sah sie, daß Licht darin brannte. Das ließ sie nun nicht aus den Augen. Das kleine Licht tröstete, bannte die bösen Geister, die sie unsichtbar umkreisten und verfolgten. Doch dieses Licht erweckte zugleich eine neue ahnungsvolle Furcht in ihr: Wer hatte es angesteckt? Sie brannten doch sonst kein Licht in der Nacht! War Mutter Monik noch auf? Oder saß Gildas da und wartete auf sie? Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, es weissagte ihr nichts Gutes. Ein Unheil wartete da drinnen auf sie, dort hinter dem Licht.

Bleich, voll Angst, blieb sie unter der offnen Tür des Wohnraums stehn.

Da saß Mutter Monik, hielt das Gesicht in die Hände vergraben und weinte in hohen jammernden Lauten wie ein Kind.

Mutter, was — ist — geschehn?

Da hob sie das verweinte, verzweifelt traurige Gesicht auf und sah Nola vorwurfsvoll an: Er ist fort — aufs Meer!

Nola lehnte sich gegen den Türpfosten, sie wurde noch bleicher.

Die alte Frau sprang auf und umfaßte sie stützend: Mein armes Kind, ich hätte es dir nicht so plötzlich sagen dürfen! Ja, er ist fort — aber er will wiederkommen, in zwei Jahren will er wieder hier sein! Aber läßt sich auch ein Pakt mit dem Meer schließen? Als ob es nur bei ihm stünde, dies Wiederkommen! Ich habe ihm so dringlich in die Seele geredet: Laß uns nicht im Stich — laß das Gut, das du mit so vieler Mühe in die Höhe gebracht hast, nicht im Stich! Da sagte er: Der alte Loïz bleibt da, der kann mich vertreten, er ist ehrlich und treu, und dann komm ich ja wieder! In zwei Jahren — sag das auch der Nola, wenn sie heimkommt!

Mutter, sagte Nola tonlos, sei nicht so gut mit mir: es ist meine Schuld, daß er aufs Wasser geht — ich habe ihn — so schwer geärgert — darum —

Aber die alte Frau ließ nicht nach, sie liebkosend zu streicheln. Ich weiß ja nicht, was zwischen euch vorgefallen ist, er war wohl sehr erregt, als er heim-

Digitized by Google

gelaufen kam. Ich muß fort, Mutter, sonst geschieht ein Unglück, sagte er, aber böse sah er nicht aus. Ich habe sein Gesicht dann angesehn, als er deinen Namen aussprach, nein, böse ist er dir nicht! Er kam aus der Kirche hierher, er habe sich mit der Heiligen verständigt, hat er gesagt, und jetzt müsse er eilig fort — nach Brest — aufs Wasser — aber er komme wieder...

Nun schluchzten sie beide zusammen. Sie hielten sich eng umfangen, als suche eine jede Trost bei der andern, die Junge bei der Alten, die Alte bei der Jungen. Aber die Angst war bei beiden gleich groß, so vermochten sie sich gegenseitig keine Zuversicht einzuflößen. Sie fühlten das wohl.

Komm, sagte Mutter Monik und nahm Nola bei der Hand, wir wollen zu „ihr" hinübergehn.

Die ganze Nacht blieben sie in der Kirche bei der heiligen Schützerin der Seefahrer. So oft aber Gwennola die tränengefüllten Augen aufhob, blieb ihr Blick an dem dünnen Korallenkettlein hängen, das da verstaubt und verblaßt zwischen den übrigen Weihegeschenken an der Wand hing, das arme Kettlein, das sie als Kind der Heiligen geopfert hatte zum Dank dafür, daß sie ihr einen Mann ins Haus gesandt hatte. Und jetzt zitterte sie für diesen Mann, den ihr frecher Scherz aufs Meer zurückgetrieben hatte. Jetzt konnte sie wohl noch für ihn beten, aber schon bald vielleicht — blieb ihr nichts zu tun mehr übrig als zu weinen — und ihr Licht auszublasen wie die Witwen des Meeres! Und nie würde sie dann das marternde Gefühl mehr los werden, daß sie, die zweite Ahes, ihn mit ihrem Kuß getötet habe! Und sie hatte ihn doch so lieb, den großen, stummen, fleißigen Gildas! Ach, so lieb — so lieb!

Hilfesuchend klammerte sie sich an die alte Monik an, seine Mutter.

Er muß wieder kommen, unser Gildas, er darf nicht ertrinken, Mutter, laß uns beten, laß uns beten!

Und nun sprachen sie zusammen das alte Gebet, das sie so oft bei stürmischem Wetter hergesagt hatten: Heilige Anna, du Gesegnete, erbarme dich, lichter Stern des Meeres, gütige Schützerin, mitleidige Freundin der Seeleute, erbarme dich, erbarme dich....

Ach, nun wußten sie beide, für wen sie beteten! Für wen sie zitterten, wenn die wilden Wogen mit donnerndem Getöse gegen die Klippen anschlugen, wenn der Wind heulte und höhnte, und die Möwen langgezogne Klageschreie ausstießen! Nicht mehr für die vielen da draußen beteten und zitterten sie jetzt, nur für einen, für einen einzigen!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 13. Dezember 1908

(Die Unmöglichkeit des Parlamentarismus im Reichstage. Höfische Machenschaften. Die Finanzkommission des Reichstags und die Matrikularbeiträge. Die Wahl in Meseritz-Bomst.)

Die parlamentarischen Weihnachtsferien haben begonnen, und die Aufregungen der letzten Wochen weichen allmählich der Feiertagsstille. In der auswärtigen Politik ist freilich noch keine Ruhe eingekehrt. Die Balkanfragen bergen nach wie vor Mengen von Zündstoff, und in unserm verbündeten Nachbarstaat Österreich-Ungarn sorgt die durch wüste Ausschreitungen eines fanatisierten Pöbels genährte, lärmende Streitsucht der Tschechen dafür, daß der Hader der Nationalitäten kein

Digitized by Google

Ende findet. In der innern Politik unsers Reichs stehn wir erst am Anfang der Kämpfe um die politischen Entscheidungen, die uns der Winter bringen soll, und dazu ist es recht nützlich, daß die nervöse Gereiztheit der allgemeinen Stimmung, wie sie durch die bekannte Krisis hervorgerufen wurde, allmählich nachläßt und die Spannung wieder normalen Verhältnissen Platz macht. Nur fürchten wir, daß die Stimmung allzubald in das andre Extrem umschlägt, in die politische Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit, die dem Deutschen eigen ist, wenn er nicht durch ganz besondre Anlässe aufgerüttelt wird. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Lehren der letzten Zeit zu schnell vergessen würden.

Zwar gehören wir, wie letzthin an dieser Stelle ausgeführt wurde, nicht zu denen, die sich von einer Verfassungsänderung oder sonst einzuführenden neuen Maßregeln und Einrichtungen in bezug auf sogenannte „konstitutionelle Garantien" irgend etwas versprechen. Daß wir kein parlamentarisches Regierungssystem im eigentlichen Sinne haben, ist nicht die Schuld unsrer Verfassungsbestimmungen, sondern die natürliche Folge sozialer und politischer Zustände, die sich im Laufe der Geschichte aus unserm Nationalcharakter entwickelt haben. Die erste Voraussetzung einer parlamentarischen Regierung ist, daß eine feste, ein für allemal zusammenhaltende Mehrheit besteht, die auf ein festes Programm oder eine bestimmte grundsätzliche Auffassung der Politik hin von ihren Wählern gewählt worden ist. Das darf keine Zufallsmehrheit sein, sondern eine Mehrheit, die für die Dauer ihres Mandats aneinander gebunden ist, weil schon die Wählerschaft vor ein klares Für oder Wider gestellt worden ist. Dann ist der Mehrheitswille des Parlaments etwas wirklich festes, richtunggebendes, dem die Herrschaft nicht um irgendwelcher Paragraphen willen, sondern durch die innere Logik der Umstände gebührt, und deren Einseitigkeiten dadurch korrigiert werden, daß die Gegenpartei ihre Kritik nicht aus Wichtigtuerei oder Verneinungslust übt, sondern mit dem Bewußtsein, daß sie jederzeit durch die Verhältnisse und die allmählich fühlbar werdenden Wirkungen einer einseitigen Politik gezwungen werden kann, die regierende Partei abzulösen und an ihrer Stelle mit voller Verantwortung die Probe auf die Zweckmäßigkeit und Richtigkeit ihrer in der Opposition vertretnen Meinungen abzulegen. Die erwähnte Voraussetzung eines solchen Systems ist im deutschen Reichstag nicht erfüllt. Sie kann ihm auch durch kein Gesetz gegeben werden.

Man hört oft sagen, daß die große Zahl der verschiednen Parteien und Parteigruppen im Reichstage ein parlamentarisches Regiment verhindre. Das ist nicht ganz richtig oder wenigstens nicht ganz genau ausgedrückt. Wenn den vielen Parteien im deutschen Reichstage die zwei großen Parteien des englischen Parlaments gegenübergestellt werden, so muß daran erinnert werden, daß die beiden großen Heerlager, die sich im parlamentarischen Leben Englands gegenüberstehn, gleichfalls aus kleinern Gruppen zusammengesetzt sind, die sich zum Teil recht scharf voneinander unterscheiden. Es finden auch unter bestimmten politischen Verhältnissen sehr bedeutende Verschiebungen statt. Man braucht nur daran zu denken, wie die Gladstonesche Politik und insbesondre die Homerulefrage seinerzeit eine ganze große Gruppe aus dem Gefüge der liberalen Partei loslöste und zum Zusammengehn mit den Konservativen veranlaßte. Diese liberalen Unionisten haben dann Jahre hindurch den Bestand einer konservativen Parlamentsmehrheit allein ermöglicht. Also nicht die Zahl der Parteien und Parteigruppen ist ein Hindernis der Parlamentsherrschaft, wenn nur diese Parteien die Fähigkeit haben, sich unter Gesichtspunkten von dauernder und grundsätzlicher Bedeutung so weit zusammenzuschließen, daß Mehrheit und Minderheit feststehende Begriffe werden, mit denen gerechnet werden kann. Eine weitere Voraussetzung des parlamentarischen Systems ist, daß alle Parteien, auch wenn sie sich sonst in bitterm Gegensatz gegenüberstehn, doch eine gemeinsame Grundlage anerkennen, auf der sich alle zusammen-

Digitized by Google

finden können. Diese Forderung ist durch die Notwendigkeit veranlaßt, daß die Opposition jederzeit an die Stelle der Regierung treten können muß. Ohne eine gewisse Stetigkeit und Gemeinsamkeit der Grundbegriffe ist ein solcher Wechsel unmöglich. Wir haben aber in unserm Reichstag eine Partei, die in ihrer theoretischen Stellung und praktischen Betätigung völlig außerhalb der Grundlagen bleibt, die allen andern Parteien als unentbehrlich für jede politische Arbeit erscheinen. Nicht der Radikalismus der wirtschaftlichen und sozialen Forderungen macht unsre Sozialdemokratie regierungsunfähig, sondern der Umstand, daß sie die völlige Unversöhnlichkeit mit den Grundlagen der bestehenden Staatsordnung zur Richtschnur ihres ganzen politischen Handelns macht. Die sozialistischen Parteien andrer Länder erkennen wenigstens das Landesinteresse und das Nationalgefühl als ein alle Parteien zusammenfassendes Moment an, das von den besondern Parteibestrebungen unberührt bleibt. Darum fügen sich diese Parteien auch dann, wenn sie dauernd der Opposition angehören, doch in die parlamentarische Ordnung ein. Die deutsche Sozialdemokratie aber stellt Landesinteresse und Nationalgefühl nur so weit in die politische Rechnung ein, als es unter Umständen der Parteidoktrin dienstbar werden könnte. Für den deutschen Sozialdemokraten — allerdings nicht wie er im Grunde des Herzens fühlt, sondern wie er nach dem Wunsch der Führer sein und sich geben soll — gibt es Patriotismus nur in einem sozialistischen Deutschland. Daher haben auch die kleinen Bruchteile unsrer bürgerlichen Linken, die es für möglich hielten, mit der Sozialdemokratie auf derselben Grundlage zusammenzuwirken, wie dies die oppositionellen Gruppen andrer Länder tun, die schlechtesten Erfahrungen gemacht. Die Sozialdemokratie fällt eben bei uns aus dem Rahmen einer zu positiver Arbeit befähigten Parteiordnung vollständig heraus.

Endlich ist die notwendige Voraussetzung eines parlamentarischen Regiments eine gewisse Gleichartigkeit der Gegensätze, oder wie man es auch nennen möchte, die Kommensurabilität der trennenden Grundsätze. Die Frage des Für oder Wider muß aus einheitlichen Gesichtspunkten zu entscheiden sein. Es kann die verschiedensten Meinungen und Abstufungen von Meinungen geben, aber sie müssen sich in eine Reihe einordnen, die stetig von einem Extrem der politischen Auffassung zu ihrem strikten Gegenteil hinüberführt. Und in diese Ordnung paßt wieder unser Zentrum nicht hinein, weil es je nach Bedarf konservativ oder liberal ist, den Anschluß nach rechts oder links aber überhaupt nicht nach politischen Motiven, sondern aus Machtrücksichten lediglich zugunsten einer kirchlichen Anschauung wählt. In dieser Partei hält der kirchlich-konfessionelle Standpunkt die verschiedensten politischen Richtungen beisammen; auch sie steht also völlig außerhalb der Parteien, die eine feste Mehrheitsbildung im Parlament auf Grund politischer Prinzipien ermöglichen. Wenn wir aber schon zwei Parteien haben, die in das parlamentarische Schema nicht hineinpassen, also einen regelmäßigen Wechsel der sich gegenseitig ergänzenden und korrigierenden Systeme nicht gestatten, so würde eine Erweiterung der Machtbefugnisse des Reichstags nur eine Gefährdung der Stetigkeit der Regierung bedeuten, ohne die Gewähr für die Vermeidung von Einseitigkeiten, wie sie der wirkliche Parlamentarismus bis zu einem gewissen Grade bietet. Der Parteigeist würde eine gefährliche Stärkung erfahren.

In Wahrheit gibt die jetzige Verfassung Schutz genug gegen ein persönliches Regiment, wenn nur der Reichstag seine Pflicht tut und seine Würde wahrt, wo es notwendig ist. Der Reichstag hat in der Tat durch die Novemberkrisis eine Lehre und einen Ansporn erhalten; es kommt nun darauf an, daß er dessen eingedenk bleibt. Dazu bedarf es aber keiner neuen verfassungsrechtlichen Handhaben.

Es scheint übrigens, als ob die gegenwärtige innerpolitische Lage nach einer andern Richtung hin Aufmerksamkeit und Wachsamkeit erfordre. Nachdem die Erklärung, zu der der Kaiser den Reichskanzler am 17. November ermächtigt hatte,

Digitized by Google

in monarchisch gesinnten Kreisen dahin aufgefaßt worden war, daß der Kaiser die öffentliche Meinung richtig verstanden habe, ergab sich von selber daraus die Forderung, zu dem guten konstitutionellen Brauch zurückzukehren und den Kaiser sowie das Vergangne aus den Debatten möglichst auszuscheiden. Es lag keine sachliche Notwendigkeit mehr vor, die Kritik der Handlungsweise des Monarchen fortzusetzen, vielmehr erkannten alle besonnenen Elemente die Gefahr, die für die weitere Gestaltung unsrer politischen Zustände in der Fortsetzung dieser Kritik und ihrer leicht möglichen Ausartung in eine gewisse Zügellosigkeit gelegen hätte. Leider mußte man die Erfahrung machen, daß dieser besonnenen und aus rein vaterländischem Empfinden hervorgehenden Zurückhaltung eine falsche Deutung gegeben und damit Mißbrauch getrieben wurde. Von gewisser Seite wurde die Lage so dargestellt, als ob die monarchisch gesinnten Kreise nachträglich inne geworden wären, daß sie dem Kaiser unrecht getan hätten, und als ob nun alles beim alten bleiben könne. Es heißt natürlich die Beweggründe kaisertreuer Kreise vollständig verkennen, wenn man glauben machen will, daß ihre Kritik nur einer augenblicklichen Erregung und Übereilung entsprungen sei. Die Leute, die diese Auffassung zu vertreten unternehmen, übersehen offenbar dabei, daß sie den Kaiser selbst herabziehen, wenn sie glauben machen, er habe nicht aus freier Einsicht in die begangnen Fehler gehandelt, sondern sich durch die Erregung sonst loyaler Kreise in der Schätzung der Tragweite der Sache irreführen lassen. Man könnte darüber hinweggehn und die kleinen Geister, die ihre höfischen Interessen und Anschauungen in dieser ziemlich erbärmlichen Weise zu verfolgen suchen, sich selbst überlassen, wenn die Sache nicht eine sehr ernste Seite hätte. Es fehlt leider nicht an Anzeichen, daß eine höfische Clique dahinter steckt, die diese Darstellung der Krisis braucht, um den Kaiser in die Meinung zu versetzen, daß er ganz und gar im Rechte gewesen und die ganze Erregung der Patrioten überflüssig und unberechtigt gewesen sei. Das würde ihn natürlich zu der weitern Schlußfolgerung hinüberleiten, daß der Reichskanzler ihn über die Stimmung des Volkes und die Tragweite der ganzen Sache falsch unterrichtet und ihm dadurch gewissermaßen eine Demütigung bereitet habe. Es handelt sich also um eine gewissenlose Maulwurfsarbeit von Leuten, die den Kaiser gegen den Kanzler verstimmen und dadurch im Sinne ihrer eigennützigen höfischen Interessen Unheil stiften wollen. Freilich scheinen diese Leute die Zeitumstände recht schlecht begriffen zu haben, sonst würden sie nicht annehmen können, auf diesem Wege ans Ziel zu kommen. Und wir meinen, daß sie sich doch auch einer sehr starken Unterschätzung der Persönlichkeit des Kaisers schuldig gemacht haben, der in Wahrheit besser, als sie glauben, über die Stimmung unterrichtet war und seinem monarchischen Selbstgefühl sicherlich niemals dieses Opfer gebracht hätte, wenn er auch nur mit der Möglichkeit hätte rechnen müssen, daß ihm Fürst Bülow etwas „vorredete". Ist aber die Erklärung vom 17. November, wie wir annehmen müssen, der Ausdruck einer vielleicht schwer und mit äußerster Selbstüberwindung gewonnenen Überzeugung des Kaisers, so wird man darauf rechnen dürfen, daß byzantinische Einflüsterungen so durchsichtiger Art nach all den Erfahrungen der letzten Jahre nicht geeignet sind, ein Kaiserwort zu erschüttern oder den Kaiser von einem erprobten Ratgeber zu trennen. Freilich darf — nicht dem Kaiser, wohl aber den im Dunkeln schleichenden Ränkespinnern gegenüber — kein Zweifel gelassen werden, daß die Lehren der Novemberkrisis bei den Besten unsers Volkes unvergessen bleiben müssen.

Die Arbeiten der Reichstagskommission zur Vorberatung der Reichsfinanzreform haben keinen erfreulichen Anfang genommen. Die Kommission hat von der Bedarfsberechnung der Regierungsvorlage 144 Millionen gestrichen. Das sind die den Einzelstaaten gestundeten Matrikularbeiträge aus den beiden letzten Jahren. In der Streichung dieser Summe von dem Bedarf des Reichs gibt sich die Meinung

Digitized by Google

der Kommissionsmehrheit kund, daß es Sache der Einzelstaaten sei, für diesen Betrag aufzukommen. Das ist eine Kurzsichtigkeit und eine Verständnislosigkeit für die vom Reichstag zu lösende Aufgabe, wie man sie sich kaum ärger vorstellen kann. Es ist daher nicht ungerechtfertigt, wenn sich starke Befürchtungen für den Ausgang der ganzen Sache regen. Die Reichsfinanzreform von 1906 hat sich als unzulänglich erwiesen. Da aber der Reichstag die Ausgaben des Reichs nicht nach den wirklichen Einnahmequellen, sondern nach einer falschen Schätzung ihrer Ergiebigkeit bestimmt hat, so ist das Ergebnis eine Überlastung der Einzelstaaten mit Matrikularbeiträgen gewesen. Anstatt nun, wie es doch eigentlich richtig wäre, eine gründliche Reichsfinanzreform damit zu beginnen, daß zunächst die Einzelstaaten für die ihnen durch die fehlerhafte Finanzpolitik des Reichs zugeschobnen Lasten entschädigt werden, will man der Sache vielmehr das Ansehen geben, als ob die Einzelstaaten zu ihrem Vergnügen auf Reichsunkosten Schulden gemacht hätten und nun zusehen mögen, wie sie sie decken können. Dieses rechnerische und logische Meisterstück soll der Anfang einer Reichsfinanzreform sein, die zur Beseitigung einer dringenden Not und zur Lösung einer der vornehmsten Aufgaben der Reichspolitik „ganze Arbeit“ machen soll. Wenn die Kommission sich weiter auf dieser Höhe hält, wird sie wenigstens den Ruhm erlangen, den Reichstag dem Gipfel der Unfähigkeit ziemlich nahe gebracht zu haben. Es ist merkwürdig, mit welcher Leichtherzigkeit die Finanzkünstler des Reichstags jetzt von Erhöhung der Matrikularbeiträge sprechen, während es doch eine bekannte Sache ist, daß auf der Grundlage, auf der jetzt die Matrikularbeiträge erhoben werden, eine Mehrbelastung der Einzelstaaten ausgeschlossen ist. Nun wäre ja eine sogenannte „Veredlung“ der Matrikularbeiträge, d. h. die Erhebung dieser Umlagen nach der Leistungsfähigkeit der Bundesstaaten, eine freudig zu begrüßende Lösung, und wir haben diesem Ausweg selbst grundsätzlich zugestimmt, als es bei der Vorbereitung der Reichsfinanzreform den Anschein hatte, als werde sich eine Möglichkeit, die der Zustimmung des Bundesrats sicher wäre, hierzu finden lassen. Das hat sich freilich als Täuschung erwiesen, und unter diesen Umständen muß es doch merkwürdig berühren, wenn die Reichstagskommission wieder auf den Begriff der „Veredlung“ der Matrikularbeiträge zurückkommt, ohne auch nur einen positiven Vorschlag zu machen, wie das eigentlich geschehen soll.

Im Reichstagswahlkreise Meseritz-Bomst der Provinz Posen hat jetzt eine Neuwahl stattgefunden, wobei das Zentrum, das sich große Mühe gibt, seine Organisation in den Ostmarken zu verstärken, die erste Probe auf das Exempel machen wollte. Der Wahlkreis war bisher konservativ vertreten gewesen, da sich unter dieser Fahne alle Deutschen gegenüber dem polnischen Kandidaten gesammelt hatten. Das Zentrum glaubte nun den Wahlkreis zwar nicht für einen Vertreter polnischer Nationalität, wohl aber für die polnische Sache dadurch retten zu können, daß es einen Propst mit deutschem Namen als gemeinsamen Kandidaten des Zentrums und der Polen aufstellte. Dieser Herr figurierte natürlich in Wahlaufrufen und Wahlreden als Kandidat „der Katholiken“. Die Polen ließen sich das gefallen, da sie wußten, daß sie keine Aussicht hatten, einen eignen Bewerber durchzubringen, ihre nationale Sache aber bei einem Zentrumsmann ebensogut aufgehoben ist wie bei dem fanatischsten Polen von Geburt. Wer sich aber diese Täuschung nicht gefallen ließ, das war die Mehrheit der deutschen Katholiken, die keiner Belehrung mehr darüber bedürfen, wohin die Ziele der Polen gehn, und die sich durch die Vorspiegelungen des Zentrums nicht mehr zum Verrat an der deutschen Sache bewegen lassen. Sie stimmten für den konservativen Kandidaten, der das Deutschtum vertrat, und so wurde glücklich der Ansturm des Polentums abgeschlagen. Der Wahlkreis behält seine deutsche Vertretung.

Digitized by Google

Über allen Gipfeln. Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens herausgegeben von Ernst Hartung mit dreißig Bildnissen. W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München (o. J.). („Aus den Büchern der Rose" in drei Ausgaben zu 1,80, 3 und 5,40 Mark.) Ein höchst glücklicher Gedanke ist hier in ansprechendster Weise durchgeführt. In einer Reihe ausgewählter Gedichte von 1767 bis 1831 zieht das äußere und noch mehr das innere Leben des Dichterfürsten an uns vorüber; kurze Notizen über der Seite weisen dem darunterstehenden Gedichte seinen historischen Platz an, und dreißig Bildnisse vergegenwärtigen an den entsprechenden Stellen die jeweilige körperliche Erscheinung des Dichters. Als Festgabe an gebildete Leser ist dieses Buch auch in Druck und Papier vorzüglich geeignet. *

Almanach. Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften (für 1909), Velhagen und Klasing, Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Ein reizendes, schmuckes Büchlein ganz in der Art der alten Musenalmanache unsrer klassischen Literaturepoche und auch äußerlich in dem Stile gehalten. Eine Reihe moderner Autoren, wie Otto von Leitgeb, Marie von Ebner-Eschenbach, Hans Bartsch, Georg von Ompteda, Joseph Lauff, Isolde Kurz, Paul Heyse, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Ludwig Fulda, Ricarda Huch u. a. m. haben novellistische oder poetische Beiträge geliefert, andre einige Lebenserinnerungen (Clara Viebig, Richard Voß) oder Abhandlungen zur Literatur und Kunst (Ernst Heilborn, Max Osborn) beigesteuert. Besondre Hervorhebung aber verdienen noch die farbigen Kunstblätter und die in verschiednen modernen Manieren ausgeführten Porträts, namentlich eine Reihe höchst anziehender Frauenbildnisse von Fr. A. von Kaulbach und P. A. Laszlo; sie alle zeigen die neuere Vervielfältigung auf glänzender Höhe. Kein sinnigeres Weihnachtsgeschenk für eine Dame als dieses Bändchen in zartem, rosarotem Umschlag und rosengeschmückter Kapsel. *

Aus dem Jugendland. Erzählungen von Charlotte Niese. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1908.) Diese fünf Erzählungen sind von einer geradezu erquickenden Frische und Natürlichkeit und gehören zum köstlichsten, was die Verfasserin je geschrieben hat. Auch sie sind durchleuchtet von Humor und Menschenliebe und erfüllt von tiefem Verständnis für die kindliche Seele und für die Leiden und Freuden des Volks. Deshalb möchte man dem liebenswürdigen Geleitswort, das Alexander Troll dem Büchlein mitgibt, und das jede andre Empfehlung überflüssig macht, nur noch hinzufügen, daß auch Erwachsne an den Erzählungen ihre Freude haben, ja daß sie ihren tiefern Wert noch besser als die Jugend verstehn werden; denn Charlotte Niese braucht keine lang ausgesponnenen sentimentalen Schilderungen, um uns die Tragik im Leben des Volks vor Augen zu führen. Sie deutet oft nur an durch ein treffendes Wort, durch eine kleine Begebenheit und erweckt dadurch mehr als durch viele Auseinandersetzungen bei dem reifen Leser Interesse und Mitleid für ihre Gestalten. Der kleine wortkarge Kohlenjunge Johny mit dem Regenschirm ist geradezu meisterhaft in dieser Art geschildert und so recht eine Illustration zu den schalkhaften Schlußworten der Erzählung: „Die besten Geschichten kann man nur halb verstehn, und das andre muß man sich zudenken." Auch die letzte Erzählung: „Um die Weihnachtszeit" erweckt in uns Lächeln und Rührung zugleich, wie nur echter Humor es hervorrufen kann. Wahre Weihnachtsstimmung flutet uns daraus entgegen, und es würde im Familienkreise die Festfreude erhöhen, wenn die reizende Geschichte den Kindern vorgelesen würde.

Thienemanns Deutsches Knabenbuch und Deutsches Mädchenbuch. Für unsre heranwachsende Jugend kann man sich kaum ein schöneres Festgeschenk denken als die bekannten Jahrbücher aus dem Verlag von K. Thienemann in Stuttgart; bei der geradezu fabrikmäßig betriebnen Produktion auf dem Gebiete der Jugendliteratur ist es ein wahres Vergnügen, wieder einmal auf Bücher hin-

Digitized by Google

weisen zu können, die wirklich nur vortreffliches bieten. Vom Knabenbuch kann mit gutem Gewissen gesagt werden, daß der neue Band alle seine Vorgänger in Schatten stellt. Neben acht Erzählungen aus der Feder der besten deutschen Jugendschriftsteller sind die Naturwissenschaft und Technik wieder sehr reich vertreten. Dabei sind die Erscheinungen bis auf die allerjüngste Zeit berücksichtigt; in einem Aufsatz über Schlagende Wetter wird sogar schon das Grubenunglück in Radbod erwähnt. Der stattliche Band vereinigt also mit seinen sonstigen Vorzügen auch den der höchsten Aktualität. — Was der heranwachsenden weiblichen Jugend in dem Mädchenbuch geboten wird, ist nach Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichnet. Die Inhaltsübersicht verrät die sorgfältigste Auswahl der Mitarbeiter und ihrer Themen, die der Redaktion des Buches alle Ehre machen. Da finden sich allerhand dem jugendlich-weiblichen Empfinden angepaßte Erzählungen, neben kunstgeschichtlichen, biographischen und naturwissenschaftlichen Aufsätzen. Von neuen Frauenberufen wird der der Gärtnerin behandelt, und zwar im Anschluß an einen Besuch der Marienfelder Gartenbauschule für Frauen. Daß Hauswirtschaftliches im Mädchenbuch nicht fehlt, versteht sich von selbst. Ganz besonders müssen wir auch der Illustrationen gedenken, unter denen die farbigen zu den Artikeln über die Fasanen und die Orchideen wahre Meisterstücke der Technik sind. Alles in allem: hier haben wir das schönste Buch für junge Mädchen, das der diesjährige Weihnachtsmarkt aufweist.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir bitten unsre verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um geneigte Berücksichtigung der in den „Grenzboten" inserierenden Firmen unter frdl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten. **Die Geschäftsstelle**

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN.

DIE HELLENISCHE KULTUR

DARGESTELLT VON

FRITZ BAUMGARTEN, FRANZ POLAND, RICHARD WAGNER

2. Aufl. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—

Die glänzende Aufnahme die das Buch sowohl bei der Kritik als auch in weiten Leserkreisen gefunden hat, beweist, daß das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung der hellenischen Kultur, die auf der Höhe der heutigen Forschung steht, vorlag, und daß die Verfasser ihre Aufgabe vortrefflich gelöst haben. In der zweiten Auflage wird den neuen Entdeckungen der letzten beiden Jahre sowie der außerordentlichen Bedeutung der Vasenmalerei für die heutige Forschung Rechnung getragen. Der schon außerordentlich reiche Bilderschmuck ist durch eine beträchtliche weitere Anzahl sorgsam ausgewählter neuer Abbildungen vermehrt. So liegt denn ein Werk vor, das nach Form und Inhalt Vollendetes leistet. Nicht nur Lehrer und Schüler der Oberklassen höherer Lehranstalten, sondern ebenso Studierende und Künstler, alle Freunde des klassischen Altertums, ja alle Gebildeten finden in dieser Darstellung der hellenischen Kultur die mustergültige Grundlage für ein geschichtliches Verständnis aller späteren kulturellen Entwicklung.

„Seine Verfasser wollten in erster Linie ein Buch für Schule und Haus schaffen und haben bei diesem Bestreben eine äußerst glückliche Hand bewiesen. In schöner, ebenmäßiger Darstellung entrollt sich vor dem Blick des Lesers die reiche hellenische Kulturwelt. Wir sehen Land und Leute im Lichte klarer und scharfer Charakteristik und träumen uns mit Hilfe der beigegebenen herrlichen Landschaftsbilder in die große Vergangenheit zurück. Das staatliche, gesellschaftliche und religiöse Leben, das Schöpferische in Kunst und Schrifttum steigt in leuchtenden Farben vor uns auf. Der feine kritische Sinn, der die Verfasser niemals verläßt, erfüllt mit Zuversicht in ihre Urteile. Für einen Schüler der höheren Gymnasialanstalten z. B. läßt sich daher in der ganzen gleichgearteten Literatur ein schöneres, anregenderes Buch kaum finden." (Hochland.)

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Ausgegeben am

Nr. 52 24. Dezember 1908

Inhalt

Seite

Die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage. Von Wilhelm von Massow 617

Der befestigte Grenzschutz Serbiens und Montenegros gegen Österreich 621

Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808. Von Hans Jacobi. 2 626

Johann Friedrich von Schulte. Von Carl Jentsch . . 634

Grünewald. Von Eugen Kalkschmidt 642

Ein Ereignis in meinem Berufsleben. Von Gertrud Petersson 645

Das Gnadenfest der heiligen Anna. Von Clara Hohrath (Schluß) 650

Maßgebliches und Unmaßgebliches 655

Reichsspiegel. (Der Orient und Deutschland. Parlamentarische Schwierigkeiten. Das Gespenst der Kamarilla.) — Neue Kalender.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Vierteljahr.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

D. Jul. Richter, Herausgeber der „Evang. Missionen“:

Mission und Evangelisation im Orient.

(II. Band der „Allg. evang. Missionsgeschichte“.) 4.50 M., geb. 5.50 M.

Der Orient steht im Vordergrund des öffentlichen Interesses; die orientalischen Fragen drängen mit Macht auf eine Lösung hin. Da kommt gerade rechtzeitig das vorliegende Buch von Pastor D. Richter, das zugleich den politischen und kirchlichen Hintergrund, auf dem diese Bestrebungen sich abspielen, zeichnet.

Der I. Band der „Allg. evang. Missionsgeschichte“ enthält: **Indische Missionsgeschichte.** Mit 65 Illustrationen 6.— M., geb 7.— M.

Das reich illustrierte, einzigartige Werk sei allen Missionsfreunden angelegentlich empfohlen. Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze und ist einzeln zu haben.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Lhiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

Neufeld Pianos u. Flügel in erstklassiger Ausführung eigener Fabrikation. 12 mal prämiiert. Verkauf direkt an Private. Teilzahlungen ohne Aufschlag gestattet. Verlangen Sie Katalog D.G. **Pianos**

BERLIN W., Potsdamerstrasse 5.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Kapitalanlage über 50 Millionen Mark. — *Gegründet 1875.*

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherung. Prospekte u. Versicherungsbedingungen kostenfrei. Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

Vertreter überall gesucht.

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an. Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offiziers- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage

Von Wilhelm von Massow

Recht unerfreulich sind die Aussichten, die uns der Reichstag am Jahresschluß eröffnet hat, ehe er in die Weihnachtspause eingetreten ist. Gewiß wird festzuhalten sein, daß wir noch am Anfang der großen Arbeit stehn, die der Reichstag in diesem Winter zu leisten hat; es besteht noch kein Grund, die Flinte ins Korn zu werfen. Aber gerade weil es noch Zeit ist, begangne Fehler wieder gut zu machen, sollte die Arbeitspause recht gründlich zum Nachdenken über die Lage benutzt werden.

Zunächst hat die Kommission zur Beratung der Reichsfinanzreform Wege eingeschlagen, die unmöglich zum Ziel führen können. Und doch unterscheidet sich die gegenwärtige Lage von mancher frühern politischen Kampfzeit eben dadurch, daß das Ziel von allen bürgerlichen Parteien als dringend notwendig anerkannt worden ist. Nicht nur die Blockparteien, sondern auch das Zentrum sind sich darüber klar geworden, daß die Reichsfinanzreform zustande kommen muß. Das Fortwirtschaften — oder soll man nach berühmten Mustern sagen: „Fortwursteln?“ — auf den bisherigen Grundlagen ist schlechterdings unmöglich. Konservative und Demokraten, Liberale und Ultramontane haben es gleichmäßig betont. Unter solcher Voraussetzung müßten praktische Erwägungen doch wohl die Wirkung haben, die Parteien auf den Weg zu führen, auf dem die Erreichung des Ziels möglich ist. Es wird auch dann noch manche Schwierigkeiten zu überwinden geben, Schwierigkeiten, die die natürliche Folge von Parteigrundsätzen sind, die nicht ohne weiteres aufgegeben werden können. So werden die Konservativen vorläufig unter dem Einfluß des starken Widerwillens stehn, der namentlich in den Kreisen des Grundbesitzes gegen die geplante Nachlaßsteuer herrscht, und ebenso werden die Liberalen, die sich schweren Herzens zu notwendigen Zugeständnissen in bezug auf die indirekten Steuern bequemt haben, doch dem Druck der Interessenten nur eine beschränkte Widerstandsfähigkeit entgegensetzen und immer bestrebt sein, die Vorlage so umzumodeln, daß ihre Zugeständnisse möglichst klein erscheinen. Aber die bestehenden Gegensätze dieser

Digitized by Google

Art sind nicht unüberwindlich, solange auf beiden Seiten der ernste Wille besteht, das Notwendige unter allen Umständen zu schaffen.

Weit bedenklicher müssen die Erscheinungen stimmen, die jetzt in der Kommissionsarbeit hervorgetreten sind. Sie beruhen, wie gesagt, nicht auf der Verschiedenheit der Meinungen über die Wege zu dem anerkannten Ziel, sondern sie stellen dieses Ziel selbst in Frage; sie wurzeln in Eigentümlichkeiten unsers Parteilebens, deren Überwindung die Voraussetzung nicht nur für das Zustandekommen der Reichsfinanzreform, sondern auch für die gedeihliche Weiterentwicklung unsrer innerpolitischen Zustände überhaupt ist. Und wenn man diesen Fragen nähertritt, so muß sich die Betrachtung notwendig zu einer Anklage gegen unsern Liberalismus gestalten.

Man konnte die Hoffnung hegen, daß der deutsche Liberalismus jetzt nach langer Zeit seine Kinderkrankheiten überwunden habe. Dazu gehörte die in beständiger Opposition angenommne Gewohnheit, die Regierung als eine im Gegensatz zu den Bedürfnissen des Volks stehende Macht anzusehen. Sieht man sich in den ältern konstitutionellen Staaten des Auslands um, so begegnet man dieser Auffassung nirgends, auch da nicht, wo die Opposition die schärfsten Formen annimmt. Diese Opposition wirft der Regierung oft genug Unfähigkeit, Verständnislosigkeit und sonst alles Mögliche vor, aber sie zweifelt niemals daran, daß das grundlegende Interesse der Regierung zugleich das ihre ist. Das zeigt sich namentlich bei der Beratung von Steuervorlagen. Die Notwendigkeit, zu den Lasten der politischen Gemeinschaft beizutragen, ist etwas ganz selbstverständliches, und wenn auch jede Partei, die bestimmte wirtschaftliche Interessen hinter sich weiß, mit möglichster Geschicklichkeit dahin strebt, sich zu entlasten, so wird doch von allen Seiten grundsätzlich daran festgehalten, daß die notwendigen Leistungen im eignen Interesse des Volks aufgebracht werden müssen. Danach richtet sich die ganze Beweisführung, die allen etwaigen Klagen und Beschwerden ihr Gewicht eben dadurch zu geben sucht, daß sie die Beiträge des Volks für Zwecke des Gemeinwohls niemals an sich als Belastung ansieht, sondern höchstens ihre unzweckmäßige Verteilung und ähnliches der Regierung zum Vorwurf macht.

Bei uns ist es anders. An sehr anerkennenswerten Anläufen unsrer Liberalen, die finanziellen Erfordernisse der Reichspolitik durch positive Mitarbeit erfüllen zu helfen, hat es zwar nicht gefehlt, aber im entscheidenden Augenblick fallen sie doch wieder in die alte Unart zurück, jede Bewilligung als eine Gefälligkeit gegen die Regierung zu betrachten, die gewissermaßen einen Privatsport daraus macht, möglichst viel Geld dem Volk aus der Tasche zu holen, um sich das Geschäft des Regierens so leicht wie möglich zu machen. Zwar wird jeder liberale Abgeordnete sehr lebhaft dagegen protestieren, daß er für seine Person solche Auffassungen hegt, aber Taten beweisen, daß er in Wirklichkeit nach der alten engherzigen Maxime, die eigentlich nichts weniger als liberal, sondern ein Überbleibsel mittelalterlicher Ständepolitik ist, handelt. Modern ist dabei nur die Angst vor den Wählern und vor der liberalen Presse, deren gelesenste Blätter ihre Leitartikel auf den Ton abzustimmen pflegen, daß es die vornehmste

Digitized by Google

Pflicht eines wahren Volksvertreters ist, der Regierung möglichst viel von den Summen abzujagen, die sie aus bloßer Liebhaberei oder auch aus reiner Torheit von dem Steuerzahler fordert.

Darin zeigt sich eine Unfruchtbarkeit liberaler Steuerpolitik, deren Folgen sehr leicht in verhängnisvoller Weise auf den Liberalismus zurückfallen können. Allerdings pflegt man heute derartige Warnungen im liberalen Lager sehr leichtherzig zu beurteilen. Die ganze Lage scheint genügenden Schutz gegen die Wiederkehr einer Zentrumsherrschaft zu bieten. Fürst Bülow hat vor Jahr und Tag sein Verbleiben im Amt davon abhängig gemacht, daß Konservative und Liberale sich verständigten. Fälschlich deutete man das damals als ein Zugeständnis an den Parlamentarismus und glaubt vielleicht jetzt noch, Fürst Bülow habe sich dadurch dem Block mit Leib und Seele verschrieben. Da ist es doch wohl nötig, hervorzuheben, daß es sich jetzt um andre Dinge handelt und die Lage anders geworden ist. Fürst Bülow vollzog vor zwei Jahren den Bruch mit der Zentrumsherrschaft im Reichstage und schlug der nationalen Mehrheit, die die Neuwahlen gebracht hatten, einen neuen Weg vor, um die Bedürfnisse einer nationalen Politik ohne das Zentrum zu befriedigen. Wenn sich nun von vornherein die Unmöglichkeit herausstellte, auf diesem Wege zu positiven Ergebnissen zu gelangen, so bedeutete das für den Reichskanzler ein völliges Scheitern seiner eignen, dem Kaiser empfohlnen Politik. In solcher Lage war die für ihn zu ziehende Konsequenz selbstverständlich gegeben. Die Sache kam anders, der Block versagte nicht, und damit war nicht nur die Möglichkeit einer „konservativ-liberalen Paarung“ zur Genüge praktisch erwiesen, sondern es wurden auch Früchte der Gesetzgebung geerntet, die auf keine andre Weise unter den bestehenden Parteiverhältnissen zu erlangen gewesen wären.

Man darf wohl die Frage aufwerfen, ob das noch jetzt so ist. Fürst Bülow bedarf des Beweises nicht mehr, daß eine Blockpolitik möglich ist, wohl aber sieht er sich vor die Aufgabe gestellt, die wichtigste Arbeit am Bau des Reichs, die es seit seiner Begründung gegeben hat, zur Vollendung zu bringen. Dieser Notwendigkeit müssen unter Umständen alle Rücksichten auf sonst gern gewollte Richtungen der Politik weichen. Sprengt die Reichsfinanzreform den Block, so braucht das nicht unter allen Umständen ein Fiasko des Fürsten Bülow zu sein; es kann zu einem Fiasko der schuldigen Partei werden, wenn Fürst Bülow eine andre Mehrheit findet. Und er müßte in einem solchen Falle alles tun, sie zu finden.

Es fragt sich, ob unter solchen Umständen die Gefahr der Rückkehr einer Zentrumsherrschaft völlig ausgeschlossen ist. Mit leidenschaftlichen Hinweisen auf die Verruchtheit des Zentrums, auf die mehrfach bewiesne antinationale Haltung der Partei kommt man an dieser Frage nicht vorbei. Es heißt hier den Dingen einmal kalt und scharf ins Gesicht sehen. Wenn man klar erkannt hat, wie die Chancen stehn, kann man immer noch die nötigen Lehren daraus ziehen.

Also sine ira et studio sei es festgestellt, daß das Zentrum immerhin darauf verweisen kann, an wievielen wichtigen Gesetzen es positiv mitgearbeitet

Digitized by Google

hat. Wenn die Fraktion dabei in der Regel so operiert hat, daß sie ihre Mitwirkung so lange wie möglich im Zweifel ließ und gern ihre parlamentarische Machtstellung zum Ausdruck brachte, so hat sie doch bei den meisten Gesetzvorlagen von nationaler Bedeutung im entscheidenden Augenblick eingelenkt und selbst große Schwierigkeiten beseitigen helfen. Es ist leider richtig, daß das Zentrum niemals einem größern Gesetzgebungswerk solche Hindernisse bereitet hat, wie sie von seiten der Liberalen selbst dann die Regel waren, wenn Errungenschaften im Sinne ihrer eignen Parteigrundsätze geboten wurden. Noch beim Vereinsgesetz ist diese alte Erfahrung zur Wahrheit geworden. In dem klugen Sichbegnügen mit einem kleinen Vorteil, in der richtigen Einschätzung des Wertes, den jede positive Mitarbeit für die Macht einer Partei und für das Vertrauen zu einer Partei hat, sind die Liberalen den Erwartungen stets mehr schuldig geblieben als die Zentrumsleute. Das sind alles Momente, die in der praktischen Politik unter Umständen ins Gewicht fallen müssen, so unsympathisch diese Erwägung dem nationalen Politiker auch sein mag.

Aber wird das Zentrum selbst die Rückkehr in eine regierungsfreundliche Mehrheit wollen? Wenn man die Herzensergießungen einzelner Zentrumsdemagogen in der Presse liest, sieht es ja wohl nicht danach aus. Indessen man täusche sich nicht. In den maßgebenden Kreisen und bei den denkenden Führern der Partei ist die Wut über die Ausschaltung verraucht. Man ist klug genug, zu erkennen, daß die Hoffnung, das Blockexperiment werde sich als ein völliger Fehlschlag erweisen, getäuscht hat. Zurückgeblieben ist die Reue, das Machtbewußtsein der Partei vor zwei Jahren zu weit getrieben, den demagogischen Elementen zu viel Spielraum gelassen zu haben, und stärker geworden ist die Empfindung, daß die Ausschaltung des Zentrums eine Anomalie bedeutet. Kein Zweifel! das Zentrum strebt zurück in eine wieder einflußreiche, mindestens nicht einflußlose Stellung.

Es gibt Anzeichen genug dafür. Nicht zum wenigsten zeugt davon die geschickte Haltung der Partei gegenüber der Krone. Man hat Erfahrung darin. Schon unter Bismarck hat die Partei in dieser Beziehung gut laviert. Bei der „Kaiserdebatte“ im November hütete sich das Zentrum, etwa Leute wie Schädler oder gar Erzberger in die Redeschlacht zu schicken; der durch Staatsklugheit, Mäßigung und vornehme Loyalität bekannte Freiherr von Hertling war der Sprecher der Partei. Und als die Frage der „konstitutionellen Garantien“ zur Beratung stand, stellte das Zentrum keinen Antrag, sondern beteiligte sich nur mit einer Resolution, in der die Initiative zu geeigneten Vorschlägen den verbündeten Regierungen überlassen wurde.

Aber die Bedingungen? Würden sie nicht unerfüllbar sein? Auch das ist nicht anzunehmen. Außer der Abkehr von der Blockidee, die in der Wiederanknüpfung mit dem Zentrum unter den angenommnen Voraussetzungen eigentlich schon eingeschlossen ist, würde das Zentrum jetzt wohl nur auf der Erfüllung eines Wunsches bestehn, der allerdings vielsagend genug ist, der Besetzung des preußischen Kultusministeriums mit einem Manne — nicht gerade

Digitized by Google

katholischen Bekenntnisses —, wohl aber strengkirchlicher Richtung. Man denkt dabei wohl an den jetzigen Ministerialdirektor Schwartzkopf. Diese Bedingung mag vielen sehr bedenklich erscheinen, aber sie bedeutet für die gegenwärtigen Verhältnisse der preußischen Staatsregierung immerhin nichts unerfüllbares.

Man vergleiche damit die Opfer, die die Liberalen von der Regierung verlangen: verfassungsrechtliche Zugeständnisse größern Umfangs, im Reich konstitutionelle Garantien, in Preußen eine radikale Wahlrechtsreform. Und selbst wenn diese Opfer gebracht würden, so wären keinerlei wirkliche Garantien für das Zustandekommen einer wirksamen Reichsfinanzreform auf dauerhafter Grundlage gegeben.

So sieht die Lage wirklich aus; sie enthält also Gefahren genug, wenn die Liberalen nicht bald den Weg zu einer Verständigung im Sinne positiver Mitarbeit finden. Gewiß wird sich Fürst Bülow nicht leichten Herzens zu einer Änderung seiner politischen Taktik entschließen, aber er kann dazu genötigt werden, wenn der Liberalismus die Bedeutung der Stunde verkennt. Die herrschende oder wenigstens der Herrschaft nahe kommende Stellung des Zentrums in Süddeutschland kann nur die Versuchung verstärken, durch Aussöhnung mit dem Zentrum der Reichspolitik manches Hindernis aus dem Wege zu räumen. Hoffentlich kommt es nicht so weit.

Der befestigte Grenzschutz Serbiens und Montenegros gegen Österreich

Serbien hat nach seiner geographischen Lage mit drei Kriegsfällen zu rechnen, mit einem Kriege an der Nord- und Westgrenze gegen Österreich-Ungarn, mit einem Kriege an seiner Ostgrenze gegen Bulgarien und einem Kriege an seiner Südgrenze mit der Türkei. Demnach läßt sich sein Befestigungssystem in die Befestigungen an der Donau, in die an der Ostgrenze und in die an der Südfront scheiden. In diesem Augenblick, wo die gespannten Beziehungen zwischen Serbien und Österreich-Ungarn nahezu ihren Höhepunkt erreicht haben, handelt es sich nur um die fortifikatorischen Anlagen an der Donau. Es muß vorausgeschickt werden, daß permanente Befestigungen im modernen Sinne überhaupt nicht bestehn. In den letzten Jahren ist man daran gegangen, Pirot, Zajecar und Nisch nach Art verschanzter Lager auszubauen. Diese Werke bestehn meist aus starken Erdlünetten mit Aufzügen bis zu 4,5 Metern, Gräben von 4 bis 8 Metern Breite und 4 Metern Tiefe. Die ältern permanenten Befestigungen stammen aus der Zeit der altserbischen, der altösterreichischen und der türkischen Herrschaft und werden zum größten Teile überhaupt nicht erhalten. Dagegen

Digitized by Google

finden sich an vielen Stellen ältere und neuere Feldbefestigungen, die notdürftig erhalten werden und auch in der jüngsten Zeit einige Ausbesserungen erfahren haben. Die bedeutendsten Feldbefestigungen sind die von Alekšinac, die die Stadt in einer Entfernung bis zu 1,1 Kilometern umgeben.

Außer diesen Befestigungsanlagen bestehn längs der ganzen Grenze kleine verteidigungsfähige Unterkünfte (Karaulen), denen mit Gebirgsgeschützen nur schwer beizukommen ist.

An der Donaubarriere sind als Befestigungen Belgrad, Smederevo Semendria) und Kladovo erwähnenswert. Belgrad trägt den Charakter einer schlecht erhaltnen Depotfestung, die der Bedeutung als Landeshauptstadt und auch als Grenzstadt angesichts der Nähe von Österreich-Ungarn nicht entspricht. Belgrad liegt an der mächtigen Verkehrsader der Donau und auf der wichtigsten Verkehrslinie Budapest–Konstantinopel und Saloniki, an der Mündung der Save in die Donau. Es ist ein bedeutender Kommunikationsknoten; vier Straßen und eine eingleisige Bahn führen in das Innere des Landes und ermöglichen den konzentrischen Vormarsch großer Kräfte in den politisch und wirtschaftlich bedeutsamen Raum Paracin–Kraljevo–Krusevac, der einem eingedrungnen Gegner eine wertvolle Zwischenbasis abzugeben vermag für etwaige Operationen in das obere Morava- und Ibartal.

Die Befestigung besteht aus der obern und der untern Festung; frei stehendes sichtbares Mauerwerk herrscht vor, die Anlagen sind verwahrlost, ohne Armierung, deshalb modernen Angriffsmitteln nicht gewachsen. Die obere Festung liegt auf einem Plateau, das die Save–Donau um etwa 50 Meter überhöht. Der sturmfreie Wall ist mit Außenwerken versehn und im Süden durch die vorliegenden Teile der Stadt maskiert. Die nahe dem Ufer liegende untere Festung besitzt eine Umfassung aus freistehenden Mauern mit alten Türmen und enthält auch mehrere im Notfalle verteidigungsfähig einzurichtende Militärgebäude. Auch die in der Nähe des Bahnhofs liegende Tabakfabrik ist verteidigungsfähig. Östlich und südlich von der Stadt besteht auf einem Umkreis von etwa 1,5 Kilometern eine Art Kernwerk in den alten Eugenschen Linien mit einer Länge von etwa 5,3 Kilometern. Die dominierende Lage ermöglicht der Festung die Beherrschung der Donau–Save auf eine gewisse, durch die Tragweite der Geschütze beschränkte Grenze. Eine naheliegende Insel bietet jedoch feindlichen Kanonenbooten Gelegenheit, ziemlich gedeckt durch Steilfeuer gegen die obere Festung zu wirken und hierdurch die Forcierung der kurzen Donaustrecke vor der Festung zu maskieren. Eine von Semendria gegen die Donau zu streichende 40 Meter hohe Hügelkette enthält mehrere günstige Stellungen für die Postierung feindlicher Angriffsbatterien. Die Widerstandskraft des serbischen Bollwerks an der Donau kann deshalb nicht hoch geschätzt werden. Die Donau ist bei Belgrad 1000 bis 1200 Meter breit und 20 Meter tief, zu ihrer Überbrückung sind 15 bis 20 Brückentrains nötig bei einer Zeitdauer von 15 bis 25 Stunden, die Save ist 350 bis 650 Meter breit, 3 bis 10 Meter tief und erfordert zur Überbrückung 10 bis 19 Brückentrains; die südwestlich von der Stadt über die

Digitized by Google

Save führende Eisenbahnbrücke, die durch den Berliner Vertrag von 1878 neutral erklärt wurde, hat eine Länge von 460 Metern. Diese Nähe des gegnerischen Ufers, die Möglichkeit, den artilleristischen Angriff durch Monitore wirksamst zu unterstützen, sind gewiß Momente, die bei dem minderwertigen Zustande der Festung sehr zuungunsten sprechen. Bei zweckmäßigen Vorbereitungen des Gegners im Frieden dürfte Belgrad binnen weniger Tage zu nehmen sein. Im Kriegsfalle ist allerdings eine Verstärkung der Befestigungen durch Anlage flüchtiger Werke geplant. Inwieweit die Widerstandsfähigkeit Belgrads gehoben werden kann, entzieht sich der Kenntnis. Es darf aber auch nicht außer acht gelassen werden, daß durch ein Bombardement von der Wasserseite und vom Lande aus die Stadt selbst bedeutend leiden würde, was aus erklärlichen Gründen gewiß nicht ohne Einfluß auf die Widerstandsdauer der Festung sein wird.

Die Donaubrücke ist noch durch die Befestigungen von Semendria und Kladovo gesperrt. Semendria besitzt ein altes aus dem Jahre 1432 stammendes Kastell mit 6 Meter hoher, von 24 Flankierungstürmen unterbrochner Umfassungsmauer und einem 6 Meter tiefen trocknen Graben. Das Kastell ist zurzeit nicht armiert, ist verfallen und nicht verteidigungsfähig. Semendria ist ein wichtiger Straßenknotenpunkt, von wo aus mehrere gute Kommunikationen durch das Moravatal und gegen Pozarevac führen. Von ungarischer Seite her zieht eine eingleisige Bahn bis unter die Tore Semendrias, von diesem nur durch das Strombett der Donau getrennt, und führt sodann im Moravatale gegen Nisch weiter. Die Örtlichkeit um Semendria gewinnt überdies eine besondre Bedeutung, da jenseits der Grenze auf ungarischem Boden mehrere gute Sammelräume liegen, die mit dem Hinterlande durch drei Schienenstränge verbunden sind, und wo der Gegner in verhältnismäßig kurzer Zeit Kriegsmaterial ansammeln und nach einiger Vorbereitung über die Donau setzen kann; von hier können sich in dem Rücken des vor Belgrad stehenden Verteidigers und im Moravatal aufwärts günstige Operationsrichtungen ergeben. In der Donaustrecke Semendria–Golubac, wo sich an mehreren Stellen geeignete Übergangspunkte über die Strombarriere finden, bestehn keine Befestigungen, wiewohl ein nördlich von der Donau stehender Gegner in den Räumen um Weißkirchen, in den Almas und Krajna vorteilhafte Sammelbecken für Unternehmungen gegen das südliche Donauufer besitzt. Kladovo ist eine Depotfestung mit bastionierter Umfassung und Reduit, befindet sich aber in schlechtem Bauzustande.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß von Serbien auf die Befestigungen der Donaulinie wenig Gewicht gelegt wird, im Vertrauen auf die zwischen Serbien und der Nachbarmonarchie bisher bestehenden guten politischen Beziehungen. Erst in der jüngsten Zeit ist die Idee einer Modernisierung der Donauverteidigung ins Auge gefaßt worden. Inwieweit diese Pläne aus dem Stadium der Erwägungen herausgewachsen sind, entzieht sich allgemeiner Kenntnis. Doch ist wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß günstigen-

Digitized by Google

falls bis jetzt nur einige wenige Vorarbeiten erledigt sein können, nicht nur weil es an Zeit und Geld für größere Bauten gefehlt hat, sondern weil die Regierung sehr richtig erkannt hat, daß zunächst die Armee einer tüchtigen Vorbereitung bedarf, wenn man sie zu einem schlagfertigen Werkzeug in der Hand ihrer Führer entwickeln will.

Am 10. Oktober d. J. sind Serbien und Montenegro ein Bündnis eingegangen; sie wollen einander Beistand leisten für den Fall, daß es zu einem Kriege gegen Österreich kommen sollte. Die Thronfolger in Belgrad und Cetinje haben aus diesem Anlaß seinerzeit Begrüßungsdepeschen in überschwenglichen Worten ausgetauscht. Zugleich rief Fürst Nikita die Milizen zur Fahne und beschleunigte den begonnenen Ausbau der Festungen, die im Falle eines Verteidigungskrieges die Hauptstützen des Landes bilden sollen. Dem Befestigungssystem Montenegros liegt die Idee zugrunde, die kultivierten Teile des Landes an der Zeta und Moraca (Nikšić-Spuž-Podgorica), aus denen der Verteidiger seine Hilfsquellen schöpft, in der Hand zu behalten und die von Ost und West dahinführenden feindlichen Einbruchslinien (Dugafurche, Kolasin) zu sperren und schließlich für die Abwehr von Landungsversuchen von der Adria aus (Zabljalo-Virpazar-Sutorman Paša) Stützpunkte zu besitzen. Demgemäß wurden die Zeta-Moraca-Linie befestigt und die über schwierige Gebirgspassagen führenden Einbruchswege über die Ost-, West- und Südgrenze mit Sperrbefestigungen verlegt. Die Befestigungen stammen zum größten Teile noch von den Türken her; es sind altartige, meist aus Bruchsteinmauerwerk hergestellte Sperren und Kastelle, gegen Gebirgsgeschütze widerstandsfähig und zum überwiegenden Teile als solche erhalten, zum Teil als Depots adaptiert oder dem Verfalle überlassen. Außerdem finden sich zahlreiche verteidigungsfähige Wachhäuser, Karaulen, Kulas; auch die im Lande verstreuten Klöster besitzen infolge ihrer soliden Bauart einigen militärischen Wert und haben ihre Bedeutung in den Kriegen gegen die Türkei geschichtlich erhärtet.

Die Befestigungen von Nikšić bestehen aus einem Kastell mit zwei verteidigungsfähigen Abschnitten, von denen der obere, auf einem 50 Meter hohen Feldriegel gelegen, 4 bis 6 Meter hohe, 1,5 Meter dicke krenellierte Mauern und mehrere Emplacements für etwa 17 Geschütze und ein starkes Reduit besitzt, weiter aus einer Reihe von Kulen, die ziemlich planlos in Nikšićko polje verstreut sind. Die Gruppe Spuž-Podgorica sichert den Manövrierraum der Talebne von Danilowgrad-Spuž, die über 15 Kilometer lang und 3 bis 10 Kilometer breit ist und als die fruchtbarste und ressourcenreichste Gegend des Landes gilt. Im Norden liegt das Fort Spuž, aus etwa 8 Erdwerken und Sperren bestehend, im Süden der kleine Brückenkopf Podgorica; beide Befestigungen haben überdies mehrere halbverfallne Kulen; die minder baufälligen stehen als Depots in Benutzung. An der Nordwestgrenze ist der wichtigste Einbruchsweg, der über die Dugapässe, durch mehrere Befestigungen gesperrt. Die Dugafurche wird von 1900 Meter hohen Mittelgebirgsrücken

Digitized by Google

begleitet und durch zwei niedrige Rücken in drei Furchen geteilt, die aus einer Reihe kleinerer 800 bis 1400 Meter hoher Becken bestehen, die von drei relativ gut gangbaren Wegen durchzogen werden. Zur Sicherung dieser Vormarschlinie errichteten die Türken längs des nördlichen bessern Weges drei Forts (Zlostup, Nozdre, Presjeka); diese Forts sind große aus Quadermauerwerk massiv aufgebaute Defensionskasernen mit der Front nach Südosten und dem Eingange von Nordwesten; sie können eine Besatzung von 600 bis 800 Mann und 40 bis 50 Pferden aufnehmen. Außer diesen Forts, von denen nur Presjeka gut erhalten ist, sind die Dugawege noch durch vier Kulen gesperrt. Die Niederkämpfung der massiven Gebäude dürfte stärkere Kaliber, als sie die Gebirgsgeschütze besitzen, fordern; man wird ihnen wohl nur mit 9-Zentimeter-Kanonen oder Haubitzen beizukommen vermögen. Ein aus der Herzegowina nach Montenegro über die Dugafurchen vordringender Gegner wird ihre Niederkämpfung kaum unterlassen können, da sie eine große Besatzung aufzunehmen vermögen und eine dauernde Beunruhigung der langen und auf schwierigen Gebirgspfaden ziehenden Etappenlinien bedeuten würden.

An der Ostgrenze sperrt die Befestigung von Kolasin das obere Tararatal; die Sperre besteht aus einem Kastell und vier Blockhäusern. Am Nordufer des Skutarisees erhebt sich auf einem 130 Meter hohen Felskegel die Bergfeste Zabljak mit mehreren Kulen, die gut erhalten sind. Diese Anlagen sollen das Vorgehen in der Niederung zwischen dem See und der Cijevna sowie die Ausfahrt aus der schiffbaren Rijeka verwehren. Bei Virpazar und am Sutormanpaß bestehen gegen die Bestimmungen des Berliner Vertrags (1878), wonach die Befestigungen zwischen dem See und der Meeresküste geschleift werden sollen, mehrere Kulen, am Sutormanpasse überdies eine Defensionskaserne. Nach den neusten Nachrichten sind auf dem Plateau des Njegus östlich von Cattaro größere Befestigungsanlagen im Bau, die mit modernen, angeblich aus Italien bezognen schweren Geschützen armiert werden sollen. Diese Befestigungen bedrohen die österreichischen Positionen um Cattaro und haben zur Räumung dieser Stadt genötigt; im Laufe des letzten Winters sind als Ersatz in Teodo Unterkunftsgelegenheiten geschaffen worden, während in Cattaro selbst nur schwache Wachposten zur Sicherung der dort noch liegenden Friedensvorräte zurückgelassen wurden.

Abgesehen von den genannten, noch im Bau begriffnen Befestigungen gegenüber dem österreichisch-ungarischen Kriegshafen Cattaro weisen die montenegrinischen Befestigungen keine ausgesprochnen Typen auf, sie ähneln ihrem Charakter nach den verteidigungsfähigen Wachhäusern, sind jedoch massiver gebaut, wenn auch nur zum geringen Teile erhalten. Die großen Schwierigkeiten, wirkungsfähigere Geschütze, als es die Gebirgsgeschütze sind, auf den wenigen und sehr schlechten Saumpfaden des unwirtlichen Karstterrains fortzuschaffen, erhöhen die Bedeutung der montenegrinischen Befestigungen, die mit den normalen Mitteln der Gebirgstruppen allein kaum zu nehmen sind; es werden vielmehr größere Kaliber herangeschafft werden müssen, um der Befestigungen Herr

Digitized by Google

werden zu können. Die gewaltigen Schwierigkeiten, die mit Operationen nach Montenegro verbunden sind — die Kriege der Türkei gegen Montenegro bieten hierfür klassische Belege —, werden durch die zahlreichen, in einem Manövrierterrain belanglosen, aber im Karstgelände bedeutsamen Befestigungen wesentlich erhöht. Der montenegrinischen Regierung soll es überdies gelungen sein, in jüngster Zeit einen großen Teil der veralteten Armierung zu modernisieren und die wichtigsten Werke mit mittlern Geschützen und zum Teile auch mit schweren Kalibern auszurüsten.

Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808

Von Hans Jacobi

2

Für den auf die Jagd zu Ettersburg folgenden Besuch der kaiserlichen Gäste in Weimar hatte das Herzogliche Polizeikollegium im Wochenblatt bekannt gemacht: „Der hiesigen Stadt wird das Glück zuteil, denen erhabensten Monarchen einen Tag zum Aufenthalt zu dienen. Man ist überzeugt, daß die sämtlichen Bewohner der Stadt sich beeifern werden, die Ihro kaiserlichen Majestäten schuldige Verehrung auf eine ihrer selbst würdige Weise zu bezeigen. Ruhe, Ordnung und Vermeidung aller Störung des gemeinsamen Vergnügens sind die ersten Pflichten eines guten, gesitteten Bürgers." Das ist eine ganz verständige und maßvolle Sprache. Beim Einzug läuteten die Glocken, am Jakobstor begrüßte der Magistrat — von einer besondern Ansprache verlautet nichts — die Kaiser; die Bürgerschaft mit ihren Gildefahnen und das herzogliche Militär bildeten Spalier, über den Karlsplatz und die Esplanade ging der Zug in das Schloß, wo die Herzogin die Gäste empfing. Sie fand, wie sie an ihren Bruder schreibt, Napoleon magerer geworden, aber das stehe ihm gut, er sei nicht mehr so aufgedunsen und stecke nicht mehr so in den Schultern drin. „Der Kaiser immer gütig und mild gegen uns, war es auch bei dieser Gelegenheit" — der Kaiser ist nämlich Alexander —, Napoleon dagegen wird bezeichnenderweise ohne Titel genannt — „Napoleon hatte nicht gerade das Aussehen guter Laune, gab sich aber doch sehr viel Mühe, freundlich zu sein." Das schreibt auch die Hofdame der Prinzeß Karoline, Henriette von Knebel, an ihren Bruder in Jena. „Hier war Napoleon sehr freundlich. Gleich wie er ins Zimmer trat, entschuldigte er sich wegen seines schmutzigen Jagdanzugs, ging auch bald in sein Zimmer — die Herzogin hatte ihm ihre Wohnung einräumen müssen, was ihr gar nicht angenehm war —, und ehe wirs uns versahen, war er schön, doch einfach gekleidet wieder da. Ich hörte, daß er der Herzogin gleich dasselbe Propos hielt, was er dem Herzog schon

Digitized by Google

gesagt hatte: Sie haben hier also den Schlüssel Thüringens. Überhaupt soll er sich oft wiederholen."

Der Situationsplan für die nun folgende kaiserliche Tafel im gewöhnlichen Speisesaal ist in dem „Prachtwerk" und dem Furierbuch aufbewahrt. In der Mitte des Halbrundes saßen rechts Alexander und links Napoleon, auf dessen Seite weiter die Herzogin, der König von Bayern, Prinzeß Karoline, der König von Sachsen, der Fürstprimas, Prinz von Benevent, der Erbprinz von Schwerin und Karl August. Auf Alexanders Seite die Königin von Westfalen — diese wohnte im Wittumspalais — der König von Württemberg, König Jérôme, Großfürst Konstantin (diese beiden waren aber wegen Unpäßlichkeit in Erfurt geblieben), Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des Königs, der Herzog von Oldenburg, Fürst Neuschâtel und der Erbprinz Karl Friedrich. Die Herzogin von Württemberg, eine Verwandte Kaiser Alexanders, die als Gast in Weimar war, hatte Napoleon, wie Müffling berichtet, an dieser Tafel, an der doch seine Prinzen von Neufchâtel und Benevent saßen, ihres Ranges wegen nicht zulassen wollen, sie mußte sich krank melden. Karl August hatte sich ihre Ausschließung nicht gefallen lassen wollen, Alexander aber riet zu friedfertigem Nachgeben. An der Marschallstafel saßen unter zweiundsechzig Personen auch Goethe und Voigt und — wie als Kuriosität angemerkt sei — unter dem Gefolge des württembergischen Königs ein Mann des Namens, den der große Schlachtendenker trug, der des dritten Napoleons Sturz bei Sedan herbeigeführt hat, ein Herr von Moltke. Überhaupt speisten im Schloß 550 Personen. Das Konzert wurde wegen Zeitmangels abgesagt. Um sieben Uhr gings durch die festlich erleuchteten Straßen ins Theater. Zwischen Schloß und Bibliothek war aus Holz ein 60 Fuß hoher prächtiger Obelisk in klassisch schönen Formen errichtet — ebenfalls im Prachtwerk abgebildet — und glänzend illuminiert. Eine lateinische Inschrift dafür hatte Minister von Voigt verfaßt. Diese war aber noch nicht angebracht. Mit ihr soll das Ganze, hieß es, als bleibendes Monument in Stein ausgeführt werden. Im Theater saßen im Parkett die Kaiser auf Thronsesseln, die Könige und Fürsten auf Stühlen, die fürstlichen Damen in der Mittelloge; aus einer Seitenloge, sodaß die Fürsten ihn sehen konnten, blickte Wielands greises Haupt mit dem Sammetkäppchen auf dem Scheitel. Der Tod Cäsars von Voltaire wurde gegeben. „Sehr brav wurde Cäsar von St. Prix, hinreißend schön Brutus von Talma gespielt." (Journal des Luxus usw.) „Es verdient wohl aufgezeichnet zu werden in den Annalen des Theaters — schreibt das Prachtwerk —, daß auf derselben Bühne, wo die Meisterwerke von Goethe und Schiller zuerst gegeben wurden, jetzt die ersten tragischen Künstler in hoher Vollkommenheit die in engeren Schranken sich bewegende französische Tragödie darstellten." Das Faktum war ja schmerzlich, aber „die engeren Schranken" retten doch die Überlegenheit der deutschen Meisterwerke. Unbeschreiblich war der Eindruck des Spiels vor dieser glänzenden Versammlung. Bei der Stelle, als Cäsar dem Antonius antwortet: Über den unterworfnen Erdkreis laß uns regieren ohne Gewalttat! war es, als ob ein

Digitized by Google

elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzucke. Freilich war es „der Tod Cäsars", den Napoleon, eine eigentümliche Wahl, hier geben ließ. Er hat selbst darüber nach der Vorstellung zu der Herzogin Luise gesagt: Étrange pièce ce César. Pièce républicaine! J'espère, que cela ne fera aucun effet ici. Aber was sich der moderne Cäsar bei dieser Wahl denken mochte, läßt seine Bemerkung an Wieland durchblicken: Cäsar würde der größte Kopf in der Weltgeschichte sein, wenn er nicht einen ganz unverzeihlichen Fehler gemacht hätte. Er kannte nämlich längst die Menschen, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen.

Bei dem Ball im großen Saale des Schlosses hat sich Napoleon, während Alexander schön und flott bis drei Uhr tanzte, wieder mit Goethe unterhalten, hat Wieland vermißt, der wegen seines hohen Alters solche Feste mied, und ihn rufen lassen. Er kam um halb elf Uhr in seinem gewöhnlichen, sehr einfachen, aber immer anständigen Anzug, und bis gegen zwölf Uhr habe, wie er meint, Napoleon mit ihm gesprochen — das wäre doch außerordentlich lang und begreiflich, daß dem alten Herrn das Stehen schwer wurde, und er schließlich bat, ihn zu entlassen, „was sich wohl schwerlich ein andrer Teutscher oder Franzose unterstanden hätte". Napoleon nahm es aber freundlich auf und sagte: Allez donc, allez, bon soir! Ich denke, daß Wieland in dem Gespräch über Cäsar, die glücklichste Zeit der Menschengeschichte — danach hatte Napoleon auch schon Johannes Müller in Berlin gefragt —, das Griechentum, Tacitus, das Christentum usw. gut bestanden hat. Er rühmt an Napoleon die Gabe, einen Menschen auf den ersten Blick zu durchschauen, aber Wieland hat jenen auch durchschaut. „Er sah, daß ich, meiner leidigen Zelebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchsloser alter Mann war, und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschensohn gesehen. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen." Das erinnert an Goethes Wort: „er ließ mich gleichsam gelten", und spricht für Napoleons Klugheit. Daß aber seine Absicht, die deutschen Geistesheroen zu ehren, nicht ohne Berechnung gewesen ist, hat doch vielleicht Wieland mehr als Goethe herausgefühlt. Es sei hier gleich berichtet, daß auch Wieland, wie schon Goethe, in Erfurt war und auf Einladung hin dem Herrscher am 10. Oktober mit vielen andern beim Frühstück aufgewartet hat. In köstlicher Weise schildert unser Satiriker in einem Brief an die verwitwete Fürstin von Wied den Hergang, namentlich mit einer Empfindung für die doch wohl seltsame kaiserliche Gewohnheit, solche Empfänge bei seinem Frühstück abzumachen.

„Montag Morgens erhielt ich eine Invitazion, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Sc. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in Kurzem mit teutschen und französischen Altessen, Exzellenzen und cordons de toute couleur; welche alle

Digitized by Google

eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz wir antichambrirten samt und sonders, ein Paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne daß die Thore des Paradieses aufgehen wollten.

Um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet herein gewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proporzionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein Dejeuné verzehren. Dazwischen wurden ebenso hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum, und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, addressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier oder fünf mal, eine unbedeutende kurze Frage. — Ich hatte nötig die anderthalbstündige Konversazion unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstage begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten, — zumal da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte."

Daran schließt sich die Mitteilung über die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion, worüber sich Wieland und vielleicht noch mehr Goethe gefreut hat, doch muß man sagen, daß Goethe in seinem Dankschreiben dafür seiner Bewundrung für Napoleon einen für die damalige Hofmannssprache sehr einfachen, charakteristischen und würdigen Ausdruck gegeben hat.

Über das Antichambrieren in Erfurt, das auch sie mit Höherstehenden zu erdulden hatte, spricht sich Herzogin Luise, von Napoleon am 9. Oktober zur Tafel geladen, satirisch genug aus, ferner über die geradezu lächerliche Auszeichnung Jérômes und seiner Gemahlin, die allein auf erhöhten Sesseln in der Theaterloge zu Erfurt sitzen durften, es sei auch zu sonderbar, diesen König von „seinem Reiche" sprechen zu hören, auch erzählt Henriette von Knebel von der Unart des sonst freundlichen Napoleon, der zu der Herzogin bei der Tafel sagt: Aber trinken Sie doch, ich möchte Sie gern Unsinn schwatzen hören. Es klingt im Französischen allerdings nicht so derb.

Nun noch zwei Ballgespräche Napoleons in Weimar. Müller erzählt, daß es dem Kaiser nicht sonderlich gelungen sei, durch wenige Worte den Damen,

Digitized by Google

die er ansprach, Aufmerksamkeit zu bezeigen. Manche Äußerungen konnten schroff erscheinen. Eine einzige Dame, Frau Präsident von der Recke, machte eine Ausnahme; als er hörte, daß sie aus Erfurt sei, sagte er ihr: Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt so schöne Frauen gibt. Aber sind Sie denn auch eine geborne Erfurterin? — Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren! — Also Preußin? — Ja, Sire, Preußin von Herz und Seele! — Gut, man muß seinem Vaterland anhängen! Und mit verbindlichem Gruß wandte er sich ab. Henriette von Knebel erzählt sein Gespräch mit der Oberstin Egloffstein: Sie stund da mit Frau von Spiegel, die er fragte: Tanzen die Damen? Frau von Spiegel antwortet: Was mich betrifft, Sire, ja, aber Frau von Egloffstein tanzt nicht (weil sie nämlich guter Hoffnung ist). Darauf fragt er Frau von Egloffstein: Woher sind Sie? — Aus dem Elsaß, eine geborne Waldner. Er: Waldner, ich erinnere mich des Namens, Napp hat ihn mir genannt. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so alt sind. Sie dürften doch nicht über die Zwanziger sein? Sie: Ich habe sie hinter mir. Er: Ach, jetzt sehe ich, was Sie so alt macht. Und so ging er weiter. Erst unhöflich und dann französisch ungeniert. Das Gespräch mit Frau von der Recke wurde als Ausnahme gekennzeichnet, das zweite wäre demnach die Regel.

Am 7. Oktober fand der Ausflug nach Jena statt. Die ganze Gesellschaft der Herren brach um 3 Uhr zu Wagen auf und kam um 10 Uhr auf dem Landgrafenberg an, wo eine große schaulustige Menge sie grüßte mit: Es leben die Kaiser! Auf dem Windknollen, „jetzt Napoleonsberg genannt", hatte der Herzog einen dorischen Tempel errichten lassen, Hofrat Eichstädt hatte die lateinische Inschrift verfaßt: Praesentes divos usw., deutsch:

> Mächtige — oder göttliche — Herrscher hat jetzt das alte Thüringen vereinet.
> Neue Liebe wird nun einen die staunende Welt.

Napoleon betrat trotz wiederholter Einladung den Tempel nicht, aus Furcht vor einem Attentat, wie man sagt. Karl August übergibt ihm — wie eine Abbildung im Prachtwerk darstellt — einen Plan der Umgegend, Napoleon zeigt Alexander die Gegend, dann geht es hinab auf das Plateau, wo Napoleon 1806 biwakierte, hier sind Zelte errichtet, ein Frühstück wird eingenommen, Deputationen der Universität und der Stadt Jena werden empfangen. Napoleon hat infolge deren 300000 Franken Entschädigungen verwilligt, 194000 zum Wiederaufbau der zwanzig abgebrannten Häuser, 40000 für Lazarettkosten, 24000 für die katholische Kirche, 1200 für die evangelische, 8000 für den Pfarrer Putsche in Wenigenjena usw., ferner der katholischen Kirche das Gut Mohrenthal, der Universität eine Domäne, genannt Wiese im Leidenstock in der Grafschaft Blankenhain. Das Nähere darüber ist nach dem Jenaer Stadtarchiv von Ernst Devrient ausführlich geschildert in dem Katalog der Hundertjahrausstellung 1806, interessant insbesondre, wie nach vielen Verhandlungen endlich im Dezember 1810 die Jenaer Bürger Beyer und Heydenreich das Geld in

Digitized by Google

Mainz holen und in vierzehn versiegelten Fässern auf einem Wagen nach Weimar bringen.

Nach dem Frühstück stiegen die Herren zu Pferde und ritten, um das Schlachtfeld zu sehn, über Kospeda, Vierzehnheiligen, Krippendorf. „Jetzt begaben sich die hohen Herrschaften, so heißts in dem Prachtwerk, entfernt von diesem Kampfplatz in die Gegend von Apolda, wo abermals eine große Jagd gehalten wurde, nach deren Ende die Kaiser nachmittags 3 Uhr in Weimar eintrafen, vor dem Erfurter Tore die Pferde wechselten und die Rückfahrt nach Erfurt sogleich fortsetzten." Soll durch diese Fassung das Jagdfeld von dem Schlachtfelde getrennt erscheinen? Ihre Majestäten, heißt es in einer französischen Niederschrift, schossen 731 Hasen.*) Das ist eine sehr große Jagd, und es war doch die Gegend, wohin sich die Flucht der Besiegten mit erstreckt hatte. Allerdings findet sich in gleichzeitigen Niederschriften kaum eine Äußerung des Unwillens über diese Hasenjagd, der uns doch so natürlich erscheint. Selbst bei der Herzogin und in Müfflings Erinnerungen nicht. Nur Henriette von Knebel schreibt am 1. Oktober: „Am 7. wird in der Nähe von Jena Hasenjagd gehalten. Goethe, heißt es, will den Napoleonsberg dekorieren lassen. Die Leute sind hier gar nicht so feindselig gesinnt, sie sind ganz erstaunlich glücklich und freuen sich alle außerordentlich." Erst in den weit spätern Aufzeichnungen von Luise Seidler findet man die Bemerkung: „Der 7. Oktober sah denn die berüchtigte Veranstaltung Napoleons: die Hasenjagd der hohen Potentaten auf dem Schlachtfeld von Jena. Die rohe Ironie dieser Hasenjagd fühlte der edle Karl August aufs tiefste, er schützte Unwohlsein vor, um ihr nicht beiwohnen zu müssen." Ähnlich Eduard Genast, der es eine Perfidie nennt. Aber Karl August hat offenbar der Jagd beigewohnt, er konnte als Gastgeber gar nicht, auch nicht wegen Unwohlseins fernbleiben. Vielleicht hat auch er eine ebenso starke Empörung wie wir nicht empfunden, obwohl ihm als preußischem General die Sache nicht gleichgiltig gewesen sein mag. Aber es war, wie aus Müfflings Verabredung mit Duroc hervorgeht, nicht sein Gedanke gewesen, sondern Napoleons ausdrücklicher Wunsch, den er nicht wohl hatte abschlagen können.

Im Anschluß hieran einige Bemerkungen vom nationalen Standpunkt aus. Daß man in jenen Tagen nicht mehr patriotische Gesinnung wahrnimmt, hat verschiedne Gründe. Schiller, der Herold begeisterter Vaterlandsliebe, der in der Jungfrau von Orleans und im Tell so kräftige Töne nationalen Ehrgefühls an-

*) Napoleon hat sich auch hier nicht als Schütze ausgezeichnet. Müffling berichtet, daß der Prinz von Neufchâtel als grand veneur bei Anordnung der Jagd darauf bestanden habe, daß für die Schützen tiefe Löcher ausgegraben würden. Das geschah — und aus guten Gründen. Napoleon und Alexander standen nebeneinander, die französischen Marschälle rechts und links. Als der erste Hase kam, wurden sämtliche Marschälle in ihren tiefen Löchern unsichtbar, denn Napoleon schoß rücksichtslos auf die Stützen seines Reiches, die Hasen und die Treiber. Als nach der Jagd die Gewehre eingepackt wurden und Müffling dem Prinzen von Neufchâtel auf seine Frage erwidern konnte, daß man keine Verwundeten habe, rief er: Dieu merci!

Digitized by Google

geschlagen hatte, war seit drei Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Ein deutsches Nationalgefühl gab es im Volke so gut wie gar nicht, denn es gab kein politisches Deutschland. Bittere Bemerkungen über Napoleon, wie man sie bei Henriette von Knebel findet, werden wohl viele gemacht haben, Karl August selbst soll darin vorangegangen sein. Aber man mußte sich infolge der französischen Spionage hüten, sie laut werden zu lassen oder niederzuschreiben. Aber wer wagte wohl, an eine baldige Befreiung zu denken? Wer, außer den verschwornen preußischen Offizieren, die Napoleon hier am Theater oder am Webicht aufgelauert haben sollen? Diese Überlieferungen von Müller und Müffling*) sind dunkel und romanhaft. Und das wären eben Preußen gewesen. In den Rheinbundstaaten, zu denen Weimar gehörte, kann man solche Hoffnungen nicht voraussetzen. In Weimar hat sogar noch am 21. Februar 1813 der Minister von Voigt geschrieben: „Der Aufruf in Berlin, der mit französischer Autorität ergangen (vom 3. Februar, der, ohne noch den Feind zu nennen, zur Bildung eines freiwilligen Jägerkorps aufforderte), hat alles entflammt. Die ganze Akademie und Subalternen sind marschiert, alles will dem König beistehen gegen seine nordischen Feinde" — nämlich die Russen! So sehr hielt sich Voigt an die Miene des offiziell noch mit Frankreich verbundnen Preußen, so wenig achtete er auf die Stimmung des Volkes. Ein Mann in Weimar, der am meisten noch seine deutsche Gesinnung festgehalten und bekundet hat, ist gewiß Johannes Falk gewesen. Unmittelbar vor der Jenaer Schlacht noch hatte er in seiner Zeitschrift Elysium und Tartarus flammende Worte gesprochen über Palms Ermordung: Nur tot ist, wem tot ist für Freiheit das Herz! hatte von Deutschlands Auferstehung geredet und sehr praktische Vorschläge gemacht über ein Volksheer an Stelle der preußischen Standesarmee. Nach der Schlacht wurde seine Zeitschrift durch die Behörde verboten, es könne ihm sonst ähnlich wie Palm gehen. Und da schob Falk die noch vorhandnen Exemplare der Zeitschrift in einem Kasten unter sein Bett und — versteckte sich nicht etwa — sondern ging hinaus in die geplünderte Stadt und leistete ihr mannhaft seine

*) Müller schreibt nach der Schilderung des Theaterabends in Weimar am 6. Oktober, man habe lange nachher erfahren, daß damals eine kleine Anzahl verwegner preußischer Offiziere sich verschworen hatte, Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Einer der Verschwornen blieb aber im letzten Augenblick aus. „Sei es, daß dieser Umstand die übrigen abschreckte, sei es, daß sie Reue empfanden, genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Greuel das Gelingen so grausiger Tat unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen." Müffling erwähnt: „Unter den Neugierigen, die am 7. Oktober die von Jena zurückkehrenden Fürsten am Webicht bei Weimar erwarteten, waren zwei Preußen auf guten Pferden und in Mäntel gehüllt, darunter sie Musketons verborgen hatten, um Napoleons Leben ein Ende zu machen. Er kam im offnen Wagen, aber wer saß neben ihm? Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder ihres Königs. Da versagte den Preußen der Arm den Dienst." Daß der preußische Prinz damals wirklich neben Napoleon gesessen habe, ist sehr unwahrscheinlich. Das Prachtwerk erwähnt ihn gar nicht unter den Teilnehmern der Fahrt nach Jena.

Digitized by Google

schätzenswerten Dienste. Einem solchen Mann hat gewiß auch 1808 angesichts des Zwingherrn ein deutsches Herz in der Brust geschlagen.

Und nun die Huldigungen, die man auch hier Napoleon dargebracht hat? Ein gut Teil davon ist auf Rechnung der Sehnsucht nach dauerndem Frieden zu setzen, den man ja gerade von dem Kongreß erwartete. Ergreifend und schwungvoll schreibt Voigt am 1. Oktober 1808 darüber an Müller nach Erfurt: „Der Wiener Hof will sicher auch den Frieden, so läßt sich für Deutschland endlich, endlich Ruhe erwarten. Welche Ruhmeskrone würde alsdann hinreichen, um den großen Napoleon zu krönen! Alsdann sollen sich alle Musen für ihn in Bewegung setzen, Klio obenan, die sein Heldenschwert besingt!" Und die Huldigungen Weimars stechen doch alle ab von andern ähnlichen. In Dresden hatte 1807 ein Huldigungsgedicht in Byzantinismus geradezu geschwelgt, die Leipziger Universität hatte Napoleon eine Sternkarte nachgesandt, auf der den Sternen im Gürtel des Orion der Name Napoleonssterne beigelegt war, und in der lateinischen Adresse der Erfurter Universität heißt es: Staunst du Italien an, das einen Cäsar hervorbrachte, staunst du Deutschland an, das einen Karl den Großen gebar, jetzt staune über Korsika, das Napoleon, den Größten, den die Welt je gesehn, erzeugte usw. Die Schrift „Erfurt in seinem höchsten Glanz" sagt, daß damit der Monarch ebenso edel als geistvoll gefeiert werde. Die Adresse der Stadt Erfurt ist sogar gewidmet „dem heiligen Namen Napoleon, der alles in sich faßt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und ihm hilft". Das klingt doch schier blasphemisch. Edel und geistvoll erscheint uns in diesen Adressen nichts, maßlos und ungeheuerlich sind sie — gewiß auch nach dem Urteil der heutigen Erfurter. Übrigens ist zu berücksichtigen, daß Erfurt ohne deutschen Landesherrn war und unmittelbar unter Napoleon stand. Aber was in Weimar geboten wurde, war nicht nur, wie sogar der Erfurter Bewundrer zugibt, mit Geschmack veranstaltet, sondern maßvoll und würdig. Das kann man auch von dem Prachtwerk sagen, das ja in höfischem Stil geschrieben ist, aber doch Schönes bietet, wie namentlich das Blatt mit den Bildnissen der Monarchen. Die Männer, die das Maß und die Würde in der Schule der Alten gelernt hatten, sind doch hervorragende Erzieher des deutschen Volkes gewesen, das sich auf sich selbst besonnen und seine Kraft wieder entdeckt hat. Würdig und maßvoll ist vor allem die für den Obelisk geplante Inschrift Voigts: Adventum imperatorum, regum, principum, faustissimum adflictae solamen patriae memoriae dignum aeternae hic signavit Carolus Augustus Saxonum dux. Hier steht zunächst nicht der Name Napoleons allein, sondern die beiden Kaiser werden begrüßt, ja die so gering geachteten deutschen Könige und Fürsten sind in einem Satz mit ihnen genannt. Und dann liest man hier das traute Wort Vaterland, „das gebeugte Vaterland", und der Kongreß wird ein verheißungsvoller Trost für das Vaterland genannt, eine Verheißung des Friedens will man darin sehen und weiter nichts. Die Erhebung in Deutschland 1813 ist zunächst eine preußische Tat gewesen, das übrige Deutschland wurde erst nach

Digitized by Google

und nach mitgerissen. Aber diese Tat wurde doch mit Recht als eine deutsche Leistung empfunden. Ob man mehr der preußischen Politik oder mehr dem deutschen Patriotismus zu verdanken habe, dieser Streit ist müßig. Der Erfolg wäre jedenfalls ohne einen der beiden Faktoren nicht denkbar gewesen: das Emporkommen des soldatischen Preußens und die Kraft deutschen Geisteslebens. Und beides sehen wir vereinigt in dem Manne, den Weimar mit Stolz den seinen nennt, der preußischer General gewesen war und Schirmherr deutscher Dichter und Denker, Herzog Karl August.

Sein Denkmal steht heute auf dem Platze, wo 1808 der Obelisk in Holz errichtet wurde, den man doch nicht in Stein verewigt hat, und das ist gut so. Und eine hohe Genugtuung und Freude ist es für jedes deutsche Herz, daß sich auf dem Ettersberg, wo jenseits der Napoleonstein mit der Jahreszahl 1808 am Baume lehnt, diesseits ein Bismarckturm erhebt, weit hinaus ins deutsche Vaterland blickend, wo allenthalben das Bewußtsein für deutsche Ehre und Größe erwacht ist.

Johann Friedrich von Schulte

Bei mehreren Anlässen ist des tragischen Geschicks Döllingers gedacht worden, der, von gleichgesinnten Freunden unterstützt und von Zeitströmungen und Ereignissen begünstigt, beinahe vierzig Jahre lang mit Erfolg daran gearbeitet hat, die deutschen Katholiken an den römischen Stuhl zu ketten, und dann sich beinahe dreißig Jahre lang vergebens abgemüht hat, die von ihm geschmiedete Fessel wieder zu lösen. Das Geschick seines Mitkämpfers Schulte, des Schöpfers der altkatholischen Synodal- und Gemeineordnung, erscheint mir beinahe noch tragischer; denn er ist, wie ich erst aus dem vorliegenden Buche*) erfahre, in seiner Jugend noch weit päpstlicher gesinnt gewesen als Döllinger, die Altkatholikengemeinschaft aber, deren Organisator er gewesen ist, erweist sich zwar bis heute für einige tausend religiös gesinnte nicht ultramontane Katholiken als eine Wohltat, hat jedoch das Ziel, das Schulte und seine Mitarbeiter im Auge hatten, verfehlt.

Schulte wurde 1827 als Sohn eines westfälischen Arztes geboren, vollendete unter mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen seine juristischen Studien in Berlin, arbeitete dort als Auskultator, als Referendar dann in Fredeburg und Bonn, wo er sich im Dezember 1853 als Privatdozent habilitierte, und ließ sich im März 1854 auf zwei Monate beurlauben, um — in Rom vom Papste die Erlaubnis zur Gründung eines militärischen Ordens zu erlangen, der als

*) Lebenserinnerungen. Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravüre und Faksimile. Gießen, Emil Roth, 1908.

Digitized by Google

freiwillige Armee die Verteidigung des Kirchenstaats übernehmen sollte. Die Idee hatte der Auskultator August Krahe gefaßt, „der von glühender Begeisterung für den Papst beseelt, der Festigung der weltlichen Macht des Papsttums sein Leben zu widmen entschlossen war trotz dem Widerspruch seines Vaters“. Er ist später in Spanien gestorben, wohin er mit seiner Romantik am besten paßte; zunächst fand er an dem bekannten Historiker Johannes Janssen und an Schulte zwei Helfer, von denen Schulte der tätigste war. Er übernahm es, die deutschen Bischöfe und Theologen (mehrere, darunter Döllinger, verhielten sich dem Projekt gegenüber kühl und skeptisch) und die Kurie samt dem Papste für das Unternehmen zu gewinnen. Das Reisegeld spendete Frau Sophie Schlosser, die Witwe des mit ihr 1814 katholisch gewordnen Heinrich Schlosser, dessen Vater Goethes Schwager gewesen war. (Nach Schulte; nach dem Konversationslexikon ist Heinrich Schlosser Georgs Neffe, nicht Sohn gewesen.) In Rom hat sich Schulte, gleich allen ehrlichen Katholiken, die hinkamen, über die elende Wirtschaft geärgert, ist aber dadurch in seinem Glauben nicht irre gemacht worden. Am besten haben ihm die Jesuiten gefallen, die, wie er erfuhr, Pius der Neunte anfangs nicht hatte leiden können, auf die er sich aber sehr bald als die einzigen brauchbaren Werkzeuge angewiesen sah. Schulte hat damals geurteilt: „Der Umgang mit den Jesuiten macht es begreiflich, daß ihre Schüler und Bekannten von ihnen entzückt sind. Ihre Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit [soll wohl heißen Gefälligkeit] trifft man sonst beinahe nirgends. Sie übertreiben freilich, da sie einen ins Gesicht loben, aber sie bieten auch Reelles. Als ich den ersten Besuch machte, wurde dem Pförtner gesagt, ich sei stets in die Bibliothek einzulassen und dürfe diese auch ohne Aufsicht benutzen. Sie machten unter allen Ordensleuten den würdigsten Eindruck, hatten unbedingt die tüchtigsten Männer, halten ihre Statuten am besten, verfolgen mit vollster Selbstverleugnung, mit Herrschaft über persönliche Leidenschaft die bestimmten Ziele: die Kirche und den Papst herrschen zu machen.“ Seit 1860, entschiedner noch seit 1867, haben, wie er sagt, seine Anschauungen „die entgegengesetzte Wendung genommen“. In dem Urteil über die Jesuiten beschränkt sich jedoch die Umkehr auf den letzten Satz: er glaubt später erkannt zu haben, daß es nicht die Herrschaft der Kirche sei, was die Jesuiten erstreben, sondern ihre eigne Herrschaft in der Kirche und durch diese. Hohenlohe, den er damals kennen lernte, schildert er als einen liebenswürdigen, bescheidnen, beinahe schüchternen, aber in Ansehung des Geistes und Charakters nicht sehr bedeutenden Menschen. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit den sonderbaren Einfall Bismarcks, Hohenlohe als Botschafter beim päpstlichen Stuhle vorzuschlagen. Es sei der Kurie nicht zu verargen gewesen, daß sie darauf nicht einging. Denn erstens sei die Vertretung eines Staates bei der Kurie durch einen Kardinal seit hundert Jahren nicht mehr, und die einer protestantischen Macht überhaupt noch nicht vorgekommen, und dann habe der Papst bei der Weichheit Hohenlohes fürchten müssen, daß er unfähig sein werde, Bismarck in irgend

Digitized by Google

etwas Widerstand zu leisten. Übrigens habe die diplomatische Vertretung in Rom beim heutigen ungehinderten unmittelbaren Verkehr der Bischöfe und aller Katholiken mit dem Papste nicht mehr die frühere Bedeutung, und Bismarck habe wohl auch gar nicht erwartet, daß man seinen Vorschlag annehmen werde.

Auf seiner Rundreise zu den Bischöfen hatte Schulte in Wien eine Audienz beim Kultusminister Grafen Thun gehabt. Diesem gefiel er so gut, daß er ihn noch in demselben Jahre 1854 als Lehrer des Kirchenrechts nach Prag berief. Zwei Jahre darauf ernannte ihn der Kardinal Erzbischof Fürst Schwarzenberg zum Rat am geistlichen Ehegerichte der Prager Diözese in allen drei Instanzen und zum Titularkonsistorialrat. Er war „der einzige Laie, nicht bloß in Österreich, der mit vollem Stimmrecht Mitglied eines geistlichen Gerichts war". Seine Lehrtätigkeit befriedigte ihn sehr. Den Studenten, ihrem Fleiß und ihrer Begabung, stellt er wiederholt das beste Zeugnis aus, ohne dabei einen Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen zu machen. Dagegen kommen die Kollegen sehr schlecht weg in seinen scharfen Charakteristiken; bei mehreren verzichtet er lieber ganz auf eine solche. Von den Anekdoten, die der Charakteristik dienen, mag eine angeführt werden. Schulte war einer der wenigen Professoren, die regelmäßig den Universitätsgottesdienst besuchten. Eines Sonntags fanden sich viele ein — in gelben Glacehandschuhen sogar. Auf seine verwunderte Frage, was das zu bedeuten habe, erhielt er die Antwort: Graf Thun weile in Prag und habe den Besuch des akademischen Gottesdienstes in Aussicht gestellt. So machtens ausgesprochne Atheisten! ruft Schulte; den Herren aber sagte er: „hätten Sie mich gefragt, so hätten Sie sich die Mühe erspart; der Minister ist gestern abend abgereist." Viele Nöte verursachte ihm der in Österreich noch dazu schlampige Bureaukratismus der Behörden; aber er trieb mit echt bismarckischer Schneidigkeit das Schreibervolk zu Paaren. Die Erzählung einiger Konflikte schließt er mit den Worten: „Diese Fälle liefern den Beweis, daß mit Energie alles zu erreichen war; an Energie hat es mir nie gefehlt."

Die zeigte er denn auch den Studenten in dem beginnenden nationalen Konflikte. In seine Zeit fallen die ersten Schritte der Tschechen zur Eroberung der Universität. Palacky setzte eine Petition in Umlauf, die verlangte, daß über die juristischen Hauptfächer auch in tschechischer Sprache gelesen werde. Schulte schrieb an Thun: er habe an sich nichts dagegen, es betrübe ihn nur, daß mit dieser Agitation die nationale Spaltung in die Korporation gebracht werde, die ihren Ruin herbeiführen müsse, und daß man die Universität als bloße Abrichtungsanstalt behandle (man hatte sich auf das Bedürfnis der Praxis berufen), was den Tod der Wissenschaft bedeute. Julius Groeger, der sich später zum rabiaten Tschechenführer entwickelt hat, war der erste, der sich bei der Doktordisputation der tschechischen Sprache bedienen wollte, weil er des Deutschen nicht genügend mächtig sei. Schulte als Dekan lachte ihn aus, da ja seine Mutter eine Deutsche und er in einer deutschen Gegend geboren sei, stellte ihm jedoch anheim, ein schriftliches Gesuch einzureichen. Dieses wurde schriftlich

Digitized by Google

abgeschlagen. Der junge Mann disputierte nun zwar deutsch, verlangte aber dann, im Diplom Grégr genannt zu werden. Schulte lehnte ab, weil jener im Maturitätszeugnis und sonst überall Groeger geheißen habe und nicht berechtigt sei, eigenmächtig seinen Namen zu ändern. Später hatte Schulte, der zufällig wieder Dekan war, den Namen des wegen Hochverrats verurteilten in der Matrikel zu löschen; der Delinquent wurde jedoch amnestiert und sein Name wieder eingetragen. Selbstverständlich erhitzte die nun einmal erwachte nationale Leidenschaft auch schon die Köpfe der Studenten. Die Tschechen verlangten 1860 einen Universitätsprediger ihrer Sprache. Weil ihrer Forderung nicht entsprochen wurde, erschienen sie eines Sonntags zahlreich im akademischen Gottesdienst, erhoben sich, als der Prediger deutsch zu reden anfing, wie ein Mann und verließen laut trampelnd die Kirche. Rektor und Senat unterließen es, dieserhalb die Disziplinaruntersuchung einzuleiten, und zogen sich dadurch einen scharfen Verweis vom Minister zu. Als 1863 deutsche Studenten der Prager Hochschule in der schleswig-holsteinischen Sache eine Adresse an die Kieler Kommilitonen abgesandt hatten, war der Rektor (Löwe) darob höchlich entrüstet und veranstaltete eine hochnotpeinliche Verhandlung im Senat. Dabei wurde auch der Ministerialerlaß wegen der tschechischen Kirchendemonstration ins Feld geführt. Schulte setzte, laut Protokoll, den Herren auseinander, „daß eine Demonstration in der Kirche, gleichviel welcher Nationalität die Demonstranten angehören, eine Büberei sei, Büberei aber stets die akademische Ehre beflecke, daß die Störung des akademischen Gottesdienstes an sich schon eine Störung der akademischen Ordnung sei, daß hingegen jene Adresse weder die akademische Ehre noch die Ordnung verletze". Das Folgende wollen wir mit Schultes Worten erzählen, weil es für heutige österreichische Universitätslehrer sehr nützlich zu lesen ist.

Der einzige Fall, wo man im Kolleg zu demonstrieren suchte, kam im November 1860 vor. Das Oktoberdiplom [das den Kronländern Vertretung in einem „verstärkten Reichsrat" gewährte] hatte den Tschechen die Köpfe verrückt. Ich sprach in der deutschen Rechtsgeschichte über die Aufnahme des deutschen Rechts in Böhmen; ein tschechischer Student scharrte laut. Ich unterbrach den Vortrag und sagte, den Scharrer unverwandt fixierend: „Meine Herren, principiis obsta! Sie wissen, daß ich stets objektiv bin; ich habe streng wissenschaftlich die wirkliche Geschichte vorzutragen; wem das nicht behagt, der bleibe meinen Vorträgen fern; Demonstrationen dulde ich nicht. Ich habe das Vertrauen zu meinen Herren Zuhörern, daß sie einen Ruhestörer so behandeln — die Verantwortung nehme ich auf mich —, daß er den Hörsaal verläßt." Allgemeiner Beifall. Ich trug ungestört weiter vor, der tschechische Jüngling kam nach der Vorlesung zu mir und bat unter Tränen um Verzeihung. Eines Morgens im November 1865 kommt der Pedell in meine Wohnung — ich war Dekan, an jenem Tage durch Unwohlsein verhindert, Vorlesungen zu halten — und sagt: „Euer Gnaden, im Karolinum (Universitätsgebäude) ist Revolution; die Studenten haben den Professor Höfler aus der Vorlesung gedrängt; man kann nicht ins Gebäude hinein." Gut, sage ich, da muß ich hin. Ich nahm einen Fiaker, fuhr mit dem Pedell, ging vom Obstmarkte durch die Seitentür ins Karolinum, fand die Gänge vollgepfropft, ebenso die Treppe nach der

Digitized by Google

Haupttür und hörte, wie der Rektor Náhlowski tschechisch in ganz unwürdiger Weise die Tumultuanten flehentlich bat, ruhig zu sein. Mit Gewalt machte ich mir Platz, drang bis zur Treppe vor, rief laut: „ich befehle, sofort das Karolinum zu verlassen", faßte zwei Rechtshörer, die tschechisch opponierten, bei den Armen und schob sie in den Vorraum des Sitzungssaales mit dem Bemerken: „Sie bleiben hier, ich werde mit Ihnen ein Protokoll aufnehmen", drängte die Tumultuanten auseinander, hatte die Satisfaktion, daß das Gebäude in fünf Minuten geleert war und der klägliche Rektor allein dastand; ich ließ die Tür schließen, ging ins Sitzungszimmer und fand dort Höfler zitternd und bebend. In der nächsten Nummer des Narodni listy stand, ich hätte brutal zwei Studenten mit den Köpfen zusammengestoßen und die Treppe hinuntergeworfen. Meine Kollegen meinten, das müsse ich in derselben Zeitung berichtigen. Gott bewahre, erklärte ich: wenn mir die Tschechen solche Kraft zutrauen, mich für so verwegen und für fähig halten, das zu tun, obwohl die Treppe so voll war, daß kein Apfel zur Erde konnte, so werde ich mich hüten, diese gute Meinung, die man von mir hegt, zu zerstören.

Schwarzenberg verkehrte immer, auch noch nach der 1870 eingetretnen Spaltung, sehr freundschaftlich mit Schulte, doch sah dieser sich einmal veranlaßt, einen Plan des Kardinals zu vereiteln. Schwarzenberg schlug in einer Eingabe an den Kaiser die Säkularisierung der Prämonstratenserstifte Tepl und Seelau vor; die Stiftsgüter sollten zur Dotierung neuer Bistümer verwandt werden, die sehr nötig seien. Schulte organisierte und leitete den Widerstand der Stiftsherren, denen er wohlwollte, weil sie liberal waren und mit Schulgründungen, Wohltätigkeit, Förderung des wirtschaftlichen Fortschritts (auch der Kurort Marienbad ist eine Schöpfung des Stiftes Tepl) gemeinnützig wirkten. (Seitdem sind die alten Prämonstratenser- und Benediktinerstifte im römischen Sinne „reformiert" worden.) Nicht neue Bistümer, meinte Schulte, sondern mehr Pfarreien seien notwendig. Außerdem wußte er, daß beabsichtigt war, das Stiftsvermögen auch zur Gründung von Knabenseminarien zu verwenden, und daß die Zöglinge der schon vorhandnen bischöflichen Seminarien tschechisiert wurden. Neue Bistümer in den deutschen Teilen Böhmens würden demnach die Tschechisierung zunächst des Klerus dieser Gegenden bedeutet haben. „Dieser und der Drillung des Klerus aus aller Kraft entgegenzutreten, hielt ich für Pflicht." Wie streng katholisch jedoch Schulte trotz solchem Widerstand gegen übermäßige Klerikalisierung noch in den sechziger Jahren war, geht aus folgendem hervor. Auch der Wiener Erzbischof, Kardinal Rauscher, dessen absolutes Regiment von den übrigen österreichischen Bischöfen, sogar von Schwarzenberg, als ein Joch empfunden wurde, verkehrte freundschaftlich mit Schulte, der oft nach Wien kam. Im Sommer 1860 nun ließ ihn Rauscher durch seinen Sekretär um Material bitten zur Beantwortung der Frage, wie in Preußen die Parität gehandhabt werde. Schulte antwortete im März 1861, auf sein Gesuch seien der Geheimrat Aulicke (Vorsitzender der katholischen Abteilung des Kultusministeriums), der Oberregierungsrat Osterrath und der Kreisgerichtsrat Rohden, „die drei tüchtigsten und kompetentesten katholischen Laien in Preußen", zusammengetreten, um Material zu liefern, das zur Abwehr von Angriffen auf

Digitized by Google

das Konkordat geeignet sei. (Es entbrannten damals die kirchenpolitischen Kämpfe in Österreich.) Im April übersendet Schulte dem Kardinal Berichte über die Universitäten Bonn und Breslau und schreibt dazu: „Es geht daraus zur Genüge hervor, daß, ich möchte sagen, je freier die katholische Kirche in Preußen nach dem Wortlaute der Gesetze ist, man desto mehr in praxi die Katholiken zu beeinträchtigen strebt.... Ich erfahre aus absolut sichrer Quelle, daß man in ganz Deutschland nur darauf wartet, daß in Österreich der Kirche ihre Rechte wieder entzogen werden, um den Sturm heftiger als je zu beginnen." In Wien gedenke man zunächst, wie er von Thun erfahre, an eine Reform des Eherechts zu gehn. Er bedaure unter diesen Umständen, daß er nicht im Landtage sitze, folglich auch nicht in den Reichsrat (der damals aus Landtagsabgeordneten bestand) kommen könne. Von den Mitgliedern der Landtage und des Reichsrats sei keines den kirchenrechtlichen Fragen gewachsen; die Bischöfe und überhaupt die Geistlichen seien doch eben keine Kanonisten. Sich um ein Landtagsmandat zu bewerben, sei er nicht in der Lage gewesen. Ein solches sei nur durch eins der beiden Komitees zu erlangen. Dem tschechischen habe er natürlich nicht beitreten können. Dem deutschen aber ebensowenig; denn dessen Programm fließe von ultraliberalem Geschwätz über und sei das Werk eines jüdischen Redakteurs, der ihn wegen seiner kirchlichen Haltung bei jeder Gelegenheit in bodenlos gemeiner Weise angreife und sogar die von Schultes Verlegern eingeschickten Buchhändleranzeigen seiner Werke zurückweise. Ein kirchlich gesinnter Mann könne nur durch die tschechische Partei ein Mandat erlangen.

Aus dieser Kirchenfeindschaft der deutschen, dem vorstehenden nach nicht durchweg aus Ariern bestehenden Parteien erklärt sich zur Genüge die Angst des Klerus vor den Deutschen und ihre Hinneigung zum Tschechentum. Ein Gespräch mit Rauscher ließ in Schulte den Eindruck zurück, daß das Treiben der „Herbstzeitlosen" eine noch entschiednere Wendung des Episkopats zum Tschechentum zur Folge haben werde. Diese Unterredung fand im Sommer 1867 statt. Hye, der damals das Kultusministerium interimistisch verwaltete, hatte Schulte nach Wien berufen zur Teilnahme an Beratungen über Abänderungen des Konkordats, die man im Einvernehmen mit der Kurie vorzunehmen gedachte. Man vereinbarte einen Entwurf, und Schulte sollte nach Rom gehn, den Papst, der ihm wohlwollte, dafür zu gewinnen. (Daraus wurde nichts, weil der kluge Rauscher, von seinem klerikalen Eifer verblendet, durch eine große Dummheit den Konkordatsfeinden zum Siege verhalf, während Schulte auf die Order zur Abreise wartete.) Die Beratungen wurden bei Rauscher abgehalten, und dort ereignete sich einmal eine hübsche Szene. Botschafter beim Vatikan war damals der auch in der literarischen Welt bekannte Baron Hübner, der bis zum kritischen Jahre 1859 Botschafter in Paris gewesen war. Dieser nahm an den Konferenzen teil, und eines Tags, wo man auf die Exkommunikationen zu sprechen kam, sagte er mit gefalteten Händen in der Haltung und mit der Miene eines Beters:

Digitized by Google

„Euer Eminenz gestatte ich mir die ergebenste Anfrage: Wenn ein Katholik mit der großen Exkommunikation belegt ohne Beichte und Absolution stirbt, kann er dann in den Himmel kommen?“ Schulte, den Hye auf den Fuß trat, mußte das Taschentuch vors Gesicht nehmen, um nicht auszuplatzen, Rauscher aber steckte eine Miene auf, die zu fragen schien: bist du wirklich so kindlich fromm, oder willst du mir weis machen, du seist es, und antwortete: „Euer Exzellenz, das kann ich nicht wissen; nur Gott, der Herzen und Nieren durchforscht, weiß, ob eine Exkommunikation gerecht oder ungerecht ist, und ob ein Mensch im Zustande der Todsünde stirbt.“ Was kann, fragt Schulte, ein solcher Diplomat bei den geriebnen Römern ausrichten? Sehr wichtig ist folgende Äußerung Rauschers: „Beim Konkordat handle es sich nicht bloß um den Inhalt, sondern es stehe hier die weltgeschichtliche Stellung der katholischen Kirche auf dem Spiele. Es handle sich um die Frage: Ist die Kirche noch als eine Gesellschaft anerkannt, die selbständig mit dem Staate verhandeln kann, oder nicht? Falle auch das österreichische Konkordat, so sei diese Frage verneint, damit die historische Stellung der Kirche vernichtet.“ In der Tat, so ist es, nur muß man für „Kirche“ Papsttum setzen und daran erinnern, daß, was Rauscher nicht voraussehn konnte, für das versagende Österreich später Bismarck eingetreten ist. Bismarck hat in den Herzen der deutschen Katholiken den Glauben an den Papst auf ein Jahrhundert hinaus wie einen rocher de bronce stabiliert. Er hat den vermeintlich weltgeschichtlichen Kampf, der mit dem Zwist zwischen Agamemnon und Kalchas begonnen habe (in Wirklichkeit handelte es sich um ganz andre Dinge), wieder aufgenommen und ist unterlegen. Als die Niederlage offenbar wurde, hat er sich nicht mit den katholischen Abgeordneten verständigt (was der Niederlage ihr Beschämendes genommen hätte; Gesetze zurücknehmen, durch die sich ein Volksteil geschädigt fühlt, gereicht dem Gesetzgeber nicht zur Schande, sondern zur Ehre), sondern über die Köpfe des Zentrums hinweg mit dem Papste unterhandelt. Dann hat er dessen Intervention im Septennatstreit nachgesucht, was an sich einen verwerflichen Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken bedeutete und außerdem den Katholiken zumutete, ihr politisches Verhalten nach päpstlichen Befehlen einzurichten; daß sie dieses täten, wird ihnen bekanntlich von ihren Gegnern nachgesagt, aber zu beweisen, daß es Verleumdung ist, hat ihnen damals Bismarck die erwünschte Gelegenheit gegeben. Endlich hat er den Papst als Schiedsrichter in einem internationalen Streit angerufen. Das Endergebnis von alledem lautete in der Auffassung der deutschen Katholiken: der größte Staatsmann des Jahrhunderts ist im Kampfe gegen den Papst (in Wirklichkeit war es ein Kampf gegen die Gewissen der katholischen Untertanen) unterlegen und hat dessen ihm von Gott verliehene Autorität anerkennen müssen. Den richtigen Weg hat Frankreich beschritten: es hat seine Kirchengesetze autonom gemacht, hat den Papst einfach ignoriert, und siehe da: es geht ganz famos! Freilich gibt es auch in der französischen Kammer eine klerikale Opposition, die über Ver-

Digitized by Google

gewaltigung klagt. Aber erstens ist die Vergewaltigung keine Vergewaltigung der Gewissen: in den Verkehr des Bischofs mit seiner Diözese, des Pfarrers mit seiner Gemeinde greift die Staatsgewalt nicht ein; geistliche Amtshandlungen werden nicht mit Strafe bedroht, nirgends widerstrebenden Gemeinden Pfarrer aufgezwungen; und zweitens sind die Gesetze nicht von einer andersgläubigen Mehrheit gemacht worden, sondern das nominell ganz katholische französische Volk hat sie sich selbst gegeben. Ob die Abwendung der Masse des Volkes vom Christentum, die bei dieser Trennung des Staates von der Kirche offenbar geworden ist, dem Volke zum Heile gereicht, das ist eine andre Frage, deren Beantwortung von der Zukunft erwartet werden muß; aber der römischen Kurie gegenüber hat die französische Regierung jedenfalls die allein richtige Stellung eingenommen.

Mit dieser Bemerkung hätten wir eigentlich eine Kritik des Hauptteils des Schulteschen Buches eingeleitet, der aus Aktenstücken zur Geschichte der Maigesetzgebung und der Gründung der Altkatholikengemeinschaft besteht; doch würde eine solche Kritik sehr lang ausfallen und ist wohl auch nicht notwendig, da diese Dinge, auch in den Grenzboten, hinlänglich durchgesprochen worden sind. Der Verfasser zeichnet viele scharfe Charakterbilder historischer Persönlichkeiten und erzählt manche interessante Anekdote. Die folgende verdient in weitern Kreisen bekannt zu werden. Im kritischen Frühsommer 1866 sagte Schulte, der den Haß der Italiener gegen Österreich kennen gelernt hatte, dem als Ministerpräsident berufnen böhmischen Statthalter Grafen Belcredi, es würde am besten sein, wenn Österreich Venezien gegen eine Entschädigung von 400 Millionen Gulden an Italien abträte; dann hätte es den Rücken frei, falls es zum Kriege mit Preußen komme, der freilich durch den Verzicht auf die Herzogtümer und durch Nachgiebigkeit in der Frage des Vorsitzes im Bundestage vermieden werden könne. Belcredi erwiderte: „Das geht nicht; auch können wir unsre Stellung in Deutschland und unser Recht in Beziehung auf Schleswig-Holstein nicht aufgeben und fürchten den Krieg nicht.“ Daß zwischen Preußen und Italien ein Bündnisvertrag bestehe, wollte er nicht glauben; er lachte darüber. Schulte entgegnete: „der Vertrag ist am 8. April in Berlin unterzeichnet worden.“ Er erzählt: „Ich hatte die Osterferien in Berlin zugebracht, wo ich im Britisch Hotel logierte und den italienischen General Govone an der table d'hôte zum Nachbarn hatte, auf dessen andrer Seite sein Adjutant saß. Am 8. April kam Govone sehr spät, unterhielt sich leise mit dem Adjutanten über den Vertrag und sagte: ho sottoscritto. Nun wußte ich genug, mochte aber nicht mehr hören und sagte, Govone eine Schüssel reichend: favorisca, Signore. Erschrocken fing Govone an, seinem Begleiter zu erzählen, er sei in Spandau gewesen und habe die Festung besichtigt.“ In nicht wenigen Anekdoten ist St. Bureaukratius die Hauptfigur, der zum Beispiel einmal von Berlin aus der Benutzung von Urkunden Schwierigkeiten bereitete, die der Verwalter der französischen Nationalbibliothek, Delisle, dem deutschen Professor, der überhaupt in allen französischen

Digitized by Google

Bibliotheken und Archiven die liebenswürdigſte Dienſtwilligkeit fand, ohne Umſtände geſchickt hatte. Bei der Berufung Schultes nach Bonn im Jahre 1872 und bei der Entbindung von der Verpflichtung zu Vorleſungen, die Schulte in ſeinem achtzigſten Lebensjahre (1906) nachgeſucht hatte, verbündeten ſich, das einemal die Angſt vor dem Kölner Erzbiſchof, das andremal die Ungnade, der die Altkatholiken verfallen ſind, mit dem berüchtigten Heiligen, die Sache ungebührlich zu verzögern. Eine ſpaßhafte Anekdote mag den Schluß machen. Als Korum im Jahre 1881 „inthronisiert“ wurde, feierte ihn Trier mit einer glänzenden Illumination. Vier Wochen darauf beſuchte der Kronprinz die Stadt; die dieſem zu Ehren veranſtaltete Illumination fiel bedeutend weniger glänzend aus. Bei der für Korum hatte ſich beſonders ein jüdiſcher Geſchäftsmann hervorgetan. Als dieſen nun jemand fragte, warum er ſich gerade für den katholiſchen Biſchof ſo angeſtrengt habe, antwortete er mit der Gebärde des Geldzählens: „Korum, worum? Dorum.“

Carl Jentſch

Grünewald

Ein geheimes und ſcheinbar unergründliches Geſetz beherrſcht Auf- und Niedergang der Geſtirne am Firmament der Kunſt. Meiſter, deren Glanz Generationen blendete, und die als leuchtende Fixſterne geprieſen wurden, beginnen plötzlich vor den prüfenden Augen eines andern Geſchlechts zu erblaſſen und ganz unſcheinbar zu werden. Und zugleich wachſen aus dem Gewimmel der kleinen Lichter Sterne erſter Ordnung heraus. Sie erſtrahlen ſo gewaltig von innerer Majeſtät, daß auch das unbewaffnete Auge ſie wahrnehmen muß. Man wundert ſich dann und fragt, wie war es möglich, dieſen Weltkörper ſolange zu überſehen? Wo hatten unſre Aſtronomen der Kunſt ihre Augen? Die Sternguckер und Sterndeuter aber zucken die Achſeln: Wie ſollen wir ergründen können, was vorher ſo noch nicht zu ſehen war? Wo nicht die Gläſer und Apparate, ſondern Auge und Formenſinn das Entſcheidende ſind? Wo Auge und Faſſungskraft, Entwicklung und Neigung der Zeit den Geſichtswinkel beſtimmen, unter dem die Geſtirne der Kunſt aufleuchten oder ins Dunkel treten?

Ein ſolcher neuer Fixſtern iſt Matthias Grünewald. Wir können getroſt ſagen: Böcklin hat ihn uns entdeckt und damit das Himmelsbild deutſcher Kunſt um ein blendendes Stück erweitert. Er iſt zu Grünewalds Iſenheimer Altar nach Kolmar gepilgert beinahe Jahr um Jahr, wenn er diesſeits der Alpen hauſte. Er hat in dem alten Meiſter der Dürerzeit einen Ahnen der eignen kraftvollen Phantaſiekunſt gegrüßt. Heute nun fangen auch die Kunſthiſtoriker an, aus den Grenzen eines kühlen Reſpekts vor dieſer eigentümlich

Digitized by Google

beklemmenden Kunst herauszugehn und offen zuzugeben, daß hier die Versäumnis von Jahrhunderten einem schwer verkannten gegenüber gut zu machen ist. Ja man geht hier und da schon so weit, Dürer und Rembrandt herabzusetzen, um Grünewald gehörig preisen zu können.

Er ist kein Museumskünstler, läßt sich nur schwer kennen lernen an den paar süddeutschen Orten, wohin die wenigen erhaltnen Werke seiner Hand verschlagen worden sind. Neben den großen Altarbildern im Kolmarer Stadtmuseum findet sich in Karlsruhe und in Basel je eine Kreuzigung, in Freiburg die Gründung der Marienkirche in Rom, in Aschaffenburg eine Beweinung, in Frankfurt am Main hängen zwei Heiligenbilder, in München endlich ist das Spätwerk Erasmus und Mauritius, vielleicht das bekannteste Gemälde des Meisters, aber wenig bezeichnend für seine tiefste Art. Dazu noch an die zehn Zeichnungen, die meisten in Berlin.

Das ist, von einigen Schulbildern und zweifelhaften Stücken abgesehn, alles, und es ist nicht viel. Wie stark muß es sein, um eine künstlerische Auferstehung des Meisters nach halber und ganzer Vergessenheit gebieterisch durchsetzen zu können!

Wir haben in Grünewald einen Tragiker von ganz großem Stil, einen Pathetiker der Leidenschaft, ein Genie der Farbensprache, des monumentalen Bildausdrucks überhaupt — das ist die Erkenntnis, die sich jetzt langsam durchzusetzen beginnt. Die zwei Hauptstücke des Isenheimer Altars allein genügen schon, um das zu belegen. Sein Kruzifixus hängt so jämmerlich qualvoll, so ganz und gar gebrochen und zermalmt, so grausam entstellt und blutrünstig an seinem klobigen Marterholz, daß der naive Beschauer beim ersten Anblick zurückfährt. Kein Heiligenschein vergoldet die entsetzliche Dornenkrone dieses armen Schächers. Die Grausamkeit körperlichen Leidens ist nie unerbittlicher dargestellt als hier. Die gekrampften Finger greifen, zitternd gespreizt, unheimlich flehend in die leere Luft, von den gekrümmten, übereinander genagelten Füßen hat man gesagt: sie fluchten gleichzeitig. Das hundertfältig verwundete Fleisch schimmert bläulich fahl. Und dieser ganze brutale Realismus, der mit dämonischer Gewalt an unsern Nerven rüttelt und uns bis an die Grenze des Ekels treibt, ist dennoch erträglich gemacht und ins Feierliche erhoben durch die bezwingende Größe der Empfindung, der fanatisch herbsten Glaubensinbrunst, die aus dieser Gestalt wie aus denen der Frauen, des Jüngers, des Täufers mit der Gewalt eines Naturereignisses spricht. Sieht man daneben den auferstehenden Christus in seiner Glorie über dem Grabe, ganz entkörpert, ganz nur selig umflorter Geist, so staunt man aufs neue. Das rauschende Emporschweben, dieses Schweben überhaupt! Kaum einer hat es je so gemalt. Wie wogt das Gewand um den verklärten Leib, wie sonnenhaft heiter, wie ganz übermenschlich groß hebt sich dieser Erlöser ins metaphysische Dunkel empor. Und dann die idyllische Lieblichkeit der Geburt Christi. Ein vollkommner Farbenrausch überflutet uns. Der düstere Asket ist freudenvoll

Digitized by Google

und ohne Erdenrest in die jubelnde Harmonie dieser Stunde aufgegangen. Mutter und Kind vor der freien leuchtenden Landschaft, über der in großartiger Schöpferpracht Gottvater thront, umgeben und umspielt von den himmlischen Heerscharen. Dicht vor der Mutter aber in phantastischem Tabernakel ein Chor himmlischer Musikanten. Das Ganze in seiner bildlichen Form vielleicht nicht ganz so geschlossen und einheitlich wie die andern beiden Stücke, in seiner Feststimmung aber überaus prächtig und frei von kleinmeisterlicher Enge. Wer diese Kontraste mit solchen Höhen und Tiefen herausarbeiten konnte, dessen künstlerisches Reich scheint unbegrenzt und voll unendlicher Perspektiven. Es hat einen wehmütigen Reiz, sich auszumalen, was der rätselhafte verschollne Meister wohl noch geschaffen haben könnte. Denn was auf uns gekommen ist, erscheint in seinen letzten Grenzen noch ungewiß und wird wohl erst in den nächsten Jahren unanfechtbar festgestellt werden.

Es ist das Verdienst Heinrich Alfred Schmids in Prag, durch eine wahrhaft monumentale und mustergiltige Publikation den Umkreis dieser Kunst vor Augen geführt zu haben. Die 62 Lichtdrucktafeln mit schönen Einzelausschnitten aus Hauptwerken stellen auch der Opferwilligkeit des Verlegers C. W. Heinrich in Wiesbaden das beste Zeugnis aus. Der Textband zu dieser Mappe (60 Mark) steht noch aus. Inzwischen ist vom Verlage Bruckmann in München auch eine farbige Wiedergabe des Isenheimer Altars (6 Farbentafeln, Imp. 59:72, ein Lichtdruck) in riesigem Format ausgegeben worden, ein Werk, das zu gar keiner bessern Zeit erscheinen konnte, um als vortreffliches Hilfsmittel allen zu dienen, die dem Meister von der Farbe her näher kommen möchten. Bei aller Gebrechlichkeit der Farbendrucktechnik namentlich in kleinen Formaten kann man diesen großen Tafeln schon vertrauen, daß sie bieten, was heute an genauer Wiedergabe der Tonwerte überhaupt zu bieten ist. Max Friedländer hat einen kurzen einleitenden Text beigesteuert, von dem nur zu bedauern ist, daß er auf riesige Blätter von demselben Umfange des Bilderkartons gedruckt wurde (das Ganze in Mappe 120 Mark). Endlich sei als populärstes Anschauungsmaterial die Grünewaldmappe des Kunstwarts hervorgehoben (München, Callwey, 2,50 Mark), zu der Paul Schubring die Erläuterungen gibt. Sie enthält in Doppeltondrucken die sechs Hauptwerke des Isenheimer Altars; eine besser ausgestattete Liebhaberausgabe liegt ebenfalls vor. Avenarius verlangt in seiner Vorrede originalgroße farbige Kopien von Meisterhand in unsre großen Museen, vor allem nach Berlin: ein sehr berechtigter Wunsch. Unsre staatliche Kunstpflege, die 50000 Mark für die Reproduktionen der Sixtinischen Kapelle erübrigen konnte, hat für die Popularisierung unsrer deutschen Meister noch ein reichlich offnes Programm vor sich.

Eugen Kalkschmidt

Digitized by Google

Ein Ereignis in meinem Berufsleben

Von Gertrud Petersson, Strafanſtaltsoberbeamtin in Köln

Was ich hier erzählen will, iſt nicht die Geſchichte eines Erlebniſſes, das etwa mein Leben reicher oder ärmer gemacht, auch nicht eines ſolchen, das es in andre Bahnen gelenkt hätte, und doch gab es eine Zeit, wo die furchtbare Tragik des Menſchenſchickſals, von dem ich hier ſprechen will, mich ſchwer bedrückte, und noch heute, wo die betreffende Perſon längſt verſchollen iſt, will die Erinnerung nicht weichen an das Lebensgeſchick, das ſich in einer ernſten Stunde mit rückſichtsloſer Offenheit vor meinen Blicken entrollte.

Als Strafanſtaltsbeamtin habe ich Gefängnis und Zuchthaus in allernächſter Nähe kennen lernen. Jahrelang glitt die lange Kette der Zuchthäusler an mir vorüber, morgens zum Einmarſch in die Arbeitsſäle und abends zum Einmarſch in die Schlafſäle. Täglich ſinds dieſelben Geſichter mit demſelben Ausdruck, Haß, Reſignation oder Roheit; ſelten verſchiebt ſich die Kette, ſelten gibts ein andres Bild.

Es war an einem eiſigkalten Januarmorgen, als ich etwas nach ſechs Uhr als dienſthabende Oberbeamtin den Schlafſaal des Zuchthauſes ..... betrat. Die Leute waren ſchon fertig zum Ausmarſch aus ihren Kojen, das ſind eiſerne Verſchläge mit Türen, zur Hälfte aus Eiſendraht, in denen nur Bett und Schemel Platz haben, herausgetreten. Das Glockenzeichen ertönte, und vorbei an mir zog der Zug über den nur matterhellten Hof, durch den mit eiſiger Schärfe der Wind fegte, hinüber in die hellerleuchteten Arbeitsſäle, in denen in wenig Augenblicken das Feuer im Ofen luſtig praſſeln und eine wohlige Wärme die erſtarrten Glieder wieder aufwärmen wird.

Die Hausordnung im Zuchthauſe ſchreibt vor, daß die weiblichen Sträflinge das Haar in der Mitte geſcheitelt und die Flechten glatt um den Kopf gelegt tragen. Ohne Ausnahme muß dieſe Haartracht von allen, ob jung oder alt, getragen werden. So fiel es denn beſonders auf, daß eine der letzten im Zuge ihr Haar unordentlich und läſſig nur in einem dicken Knoten am Hinterkopf zuſammengerafft hatte. Die Perſon war mir noch unbekannt, ſie mußte alſo zum erſtenmal in dieſem Zuge gehn. Ich rief ſie zu mir heran, fragte ſie nach ihrem Namen und erfuhr im nächſten Augenblick von der Aufſeherin, daß ſie ſich geweigert habe, ihr Haar ordnungsgemäß zu machen, daß ſie überhaupt eine widerſpenſtige, heftige und unordentliche Perſon ſei, die bei der nächſten Gelegenheit ſicher auf eine Anzeige zu rechnen habe.

Hedwig R., ſo hieß das Mädchen, ſtand ruhig dabei; ohne eine Miene zu verziehen, hörte ſie die Klagen der Aufſeherin mit an. Auf meine Frage, ob ſie die Hausordnung nicht kenne, und ob ſie nicht wiſſe, daß Widerſpenſtigkeit ſtreng beſtraft werde, erhielt ich die ruhige und gleichgiltige Antwort: O ja, ich habe ſchon eine Zuchthaus- und verſchiedne Gefängnisſtrafen hinter mir, ich kenne die Hausordnung. Ich entließ ſie nun mit dem Bemerken, daß ich trotz der traurigen Charakteriſtik, die mir die Aufſeherin von ihr gegeben habe, hoffe, daß ſie ſich fügen

Digitized by Google

werde, wenn auch aus keinem andern Grunde, als sich das Leben in der Anstalt erträglicher zu gestalten.

Ich wußte nicht, wie es kam, aber es beschlich mich ein eignes Gefühl, als ich nun das große schlanke Mädchen mit dem rotblonden zausigen Haar den andern nach über den Hof eilen sah. Ich habe im Leben so oft die Erfahrung gemacht, daß der Grund für heftiges und widerspenstiges Wesen nicht immer in Bosheit zu suchen ist, und ich nahm mir vor, Hedwig R. besonders im Auge zu behalten.

Ich hatte mich an diesem Morgen wohl etwas zu sehr dem scharfen, eisigen Ostwinde ausgesetzt, genug, ich wurde krank, und ein Influenzaanfall zwang mich, einige Tage das Haus zu hüten. Als ich nach vier Tagen wieder zum Dienst ging, war es mein erstes, mich nach Hedwig R. zu erkundigen, und da hörte ich denn, daß man sie vom Arbeitssaal in die Zelle, also in Einzelhaft gebracht habe, da sie sich mit ihren Mitgefangnen nicht habe vertragen können. Ich ließ noch einige Tage vorübergehn, ehe ich sie in ihrer Zelle besuchte, und als ich sie dann wiedersah, stand sie vor mir mit einem eignen, leichten Lächeln auf dem Gesicht. Sie beantwortete meine Fragen auf das knappste und kürzeste; aber an diesem Tage war es, daß ich ihr zum erstenmal bei hellem Tageslichte in die Augen sah, und was ich aus ihnen las, war nicht Bosheit und Trotz. Grau waren die Augen und still, von jener tiefen und eignen Stille, die man für kalt und hart halten kann, aber durch die man in ein heißes zuckendes Herz schaut, das ein grausames Schicksal mit harter Hand zusammenpreßt.

Es vergingen Tage und Wochen, ohne daß es mir gelungen wäre, Hedwig R. näher zu kommen. Jeder Versuch einer Annäherung prallte an ihrer an andern Gefangnen sonst gewöhnlich nicht zu findenden Verschlossenheit ab. Tritt man sonst in eine Zelle, leuchtet das Auge der Insassin auf, die hier allein mit ihrer Schuld und mit der heißen Sehnsucht nach Freiheit lange einsame Tage und noch viel längere Nächte eingeschlossen sitzt. In den meisten Fällen bedarf es nur einer geringen Ermunterung und voller Dankbarkeit für das ihnen entgegengebrachte Mitgefühl und Verständnis, sprechen sich diese Armen und Ausgestoßnen der Menschheit ihre gepreßten und schweren Herzen für Stunden leichter. Bei Hedwig R. war es etwas andres, ja ich bemerkte sehr bald, daß ihr die Besuche der Beamten in ihrer Zelle außerordentlich lästig waren.

Da kam es eines Tages, daß mir bei einem langen und wiederum vollständig fruchtlosen Aufenthalt in ihrer Zelle die Psalmen, die auf einem Schränkchen in jeder Zelle stehn, in die Augen fielen. Ich war so mutlos wie noch nie gewesen, und ganz in Gedanken schlug ich das Buch auf, und mehr für mich als für Hedwig R. las ich laut die Worte: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt! Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Da hörte ich plötzlich hinter mir einen schluchzenden Aufschrei, und als ich mich umwandte, lag Hedwig R. vor ihrem Bette auf den Knien, und unter wildem Weinen rief sie mir zu: Gehen Sie doch, quälen Sie mich doch nicht so! Da habe ich nichts mehr sagen können, sondern habe nur leise ihre Zelle verlassen. Mit heißem Herzen bin ich die Treppe hinuntergegangen hinüber in mein Zimmer, und trotz des frühen regnerischen Februarabends war es mir, als müsse es morgen schon Frühling werden.

Leider aber wollte es noch lange nicht Frühling werden. Als ich am nächsten Tage, einem Sonntage, erwachte, lag hoher Schnee vor meinem Fenster, und als ich, da ich Dienst hatte, etwas vor sieben Uhr zur Anstalt ging, blies mir der eisigkalte Schneesturm alle Frühlingsgedanken fort. Es war einer jener Tage, an denen uns das Herz nicht warm wird, und an denen man friert trotz des warmen

Digitized by Google

Ofens. An diesem Tage war es, daß mir die Aufseherin meldete, daß sich Hedwig R. weigere, mit zur Kirche zu gehn, und daß sie durch kein noch so freundliches Zureden zu bewegen sei, ihren Entschluß aufzugeben. Hedwig R. behielt an diesem Tage ihren Willen und blieb während des Gottesdienstes in ihrer Zelle.

Eine lange Reihe von Tagen verging, ohne daß ich wieder zu ihr ging, mit meinen Gedanken aber war ich viel bei ihr, und mit großer Freude erfüllte es mich, daß ich in dieser ganzen Zeit nicht eine Klage über sie hörte.

Die übrigen Beamten, die natürlich mein lebhaftes Interesse für Hedwig R. bemerkt hatten, sie aber fast alle schon von früher her kannten, wollten nicht glauben, daß hinter dem trotzigen und heftigen Geschöpf auch etwas Gutes zu suchen sei; selbst der Direktor, der nicht nur ein Verwalter der Anstalt, sondern auch für die Insassen ein Berater war, schüttelte den Kopf. Auch der Geistliche versuchte ihr näher zu kommen, aber vollständig ohne Erfolg.

So kam das Pfingstfest heran. Ein stiller, friedlicher Pfingstsonntag in der Anstalt. Die Luft voll Blütenduft und Vogelsang. Selbst durch die geöffneten Luftscheiben der Zellenfenster mußte der süße Duft des Flieders dringen. Ich hatte mir einen großen Strauß dieser köstlichen Blumen in mein kühles, sonnenloses Zimmer gestellt und blickte hinaus auf den Hof, wo eben eine Abteilung Gefangner zum Spaziergang hinausgetreten war. So oft ich zurückdenke an diesen Tag, ist mit ihm unzertrennlich dieser stille Zug von Menschen, der in der eintönigen braunen Sträflingskleidung einer Kette zu vergleichen ist, einer Kette, in der doch ein Glied dem andern nicht gleicht.

Da klopfte es plötzlich an meine Tür, und eine Aufseherin trat herein, um mir zu sagen, daß drüben im Zellenflügel die Gefangne R. sie gebeten habe, mich zu ihr zu rufen. Ich stand sofort auf und ging hinüber. Als ich die Zelle betrat, fand ich Hedwig R. auf dem Schemel sitzend vor. Sie hatte den Kopf an die Wand gelehnt, und ihre Augen starrten hinaus in die Sonne und auf das kleine Fleckchen Himmelsblau, das durch das Fenster sichtbar war. Sie achtete gar nicht auf mich, und als ich nun an sie herantrat, ihr die Hand auf die Schulter legte und sie fragte: Sie haben mich rufen lassen, R., wie kann ich Ihnen helfen? — da fuhr sie von ihrem Schemel in die Höhe, und wie ein letztes nur noch schwaches Auflehnen klangen ihre Worte: Helfen! Wie kommen Sie darauf, daß Sie mir helfen sollen? — Ich habe Sie diese ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen, erwiderte ich, und ich sehe es auch heute Ihren Augen an, daß Sie Hilfe nötig haben und welche suchen. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille in der kleinen, sonnendurchfluteten Zelle, eine Drossel saß ganz in der Nähe auf einem Baume, und ihr helles, jubelndes Frühlingslied erfüllte den engen Raum, in dem ein Mensch mit seinem Trotz und seinem Herzen rang. Dann klang es plötzlich von ihren Lippen leise und eintönig: Ich will Ihnen erzählen, wer ich bin, und wenn Sie mir dann noch helfen wollen und können, dann bitte ich um Ihre Hilfe. Ich bin im Zuchthause geboren. Meinen Vater habe ich nie kennen lernen, und auch meine Mutter hat mir später nicht seinen Namen genannt. Bis zu meinem zwölften Jahre habe ich auch meine Mutter nicht gekannt. Als ich zur Welt kam, soll ich ein kleines, schwaches Kind gewesen sein, das sich bei der sorgsamen Pflege im Gefängnis bald erholte. Jedenfalls aber war mein Gedeihen nicht der Liebe meiner Mutter, sondern der Sorgsamkeit der Beamten zuzuschreiben. Als ich etwa ein halbes Jahr alt war, war ich kräftig genug, von meiner Mutter fort in fremde Pflege gebracht zu werden. Es gibt wohl selten jemand, der das Kind einer Zuchthäuslerin aus reinem Mitleid aufnimmt. Meist sind es ja auch nur arme Familien, die sich hierzu bereit finden, und die aus dem jämmerlich geringen Pflegegeld doch noch einen Verdienst für sich zu ziehen verstehn. Ich war

Digitized by Google

eins jener glücklichen Kinder, das nur aus Mitleid und Liebe aufgenommen wurde. Meine Erinnerungen reichen zurück bis ungefähr zu meinem dritten oder vierten Lebensjahre. Ich sehe mich wieder mit zaghaften Kinderschritten durch weite Korridore und hohe hallende Säle trippeln. Mein Pflegevater war Kastellan eines alten unbewohnten Schlosses, das auch nur selten von Fremden besichtigt wurde. Immer war es für mich ein Fest, wenn mein Pflegevater mich mit hinauf nahm in die alten Räume, in denen verschlissene Pracht meine Kinderphantasie weckte; dazu kam, daß mein Vater ein Träumer war. Es war ihm nicht möglich, anhaltend hintereinander körperliche Arbeit zu verrichten. Wie oft entsinne ich mich, daß er versuchte, meiner Mutter eine Arbeit im Garten abzunehmen; wenn ich ihm dann sein Frühstücksbrot hinaustrug, fand ich ihn fast immer am Gartenzaun lehnend, tief in Gedanken versunken über die öde Heide starren, bis ganz weit hinten, wo blaue Berge nur noch wie ein Wolkenzug sichtbar die Welt vor seinen Blicken verschlossen. Wenn ich ihn dann anrief, erwachte er wie aus einem tiefen Traum, und nur langsam fand er sich wieder in die Wirklichkeit zurück. Die Arbeit, die er hatte tun wollen, lag natürlich unvollendet da. Aber ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Ungeduld nahm ihm dann wohl meine Mutter den Spaten aus der Hand, und mühelos und in kurzer Zeit zwang diese kräftige und gesunde Frau die Arbeit. Überhaupt meine Pflegemutter, wäre sie nicht gewesen, ich wäre wohl in Gefahr gekommen, in meines Pflegevaters Fußstapfen zu treten.

So vergingen zwölf Jahre meines Lebens, ich war ein kräftiges, lebensfrohes Kind geworden, und dann kam der Tag, an dem sich meine rechte Mutter meiner erinnerte. Ein zwölfjähriges Kind ist keine Last mehr, und da sie annahm, daß Pflegekinder früh arbeiten lernen, sie außerdem mit mir ein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, forderte sie mich nun von meinen Pflegeeltern zurück. Eines Tages kam sie selbst, um mich zu holen, und alles Bitten meiner Pflegeeltern, all mein Schreien und Jammern nützte nichts, ich war ja nur eine Sache, die ihr gehörte, und über die sie nach ihrer Willkür verfügen konnte.

Ich kam in eine große Stadt, in eine dumpfe, dunkle Kellerwohnung. Meine Mutter betrieb einen kleinen Handel mit Gemüse und Obst, wie ich allerdings sehr bald bemerkte, aber nur zum Schein. Sie war auch jetzt noch nicht verheiratet, bei ihr aber wohnte ein Mann, den ich Onkel nennen mußte, und von dem meine Mutter sagte, daß er Schlosser sei und sich bei ihr eingemietet habe. Schon damals fiel es mir auf, daß er niemals zur Arbeit ging, denn tagsüber lag er auf dem Sofa und tyrannisierte meine Mutter und mich. Meine Mutter hatte mir übrigens bald ein Arbeitsfeld geschaffen, das alle meine Kräfte brauchte, und nur des Abends, wenn ich todmüde in mein Bett kroch, hatte ich Zeit, an die glückliche Zeit bei meinen Pflegeeltern zurückzudenken. Unter Tränen schlief ich ein, und schon vor Tagesgrauen wurde ich wieder geweckt, um Zeitungen auszutragen. Für das, was ich auf diesen meinen frühen Gängen durch die schmutzigen und winkligen Straßen der alten Hafenstadt, die jetzt meine Heimat war, sah, fehlte mir damals noch das Verständnis. Ich war aber noch nicht ganz ein Jahr bei meiner Mutter, als ich wußte, daß es Dirnen waren, die hier ihr lichtscheues Gewerbe betrieben. Es dauerte auch nicht lange, so erfuhr ich durch andre Kinder im Hause, deren Mütter nicht besser waren, daß meine Mutter selbst eine Dirne und Kupplerin und der Mann, den ich Onkel nannte, ihr Zuhälter sei.

Ich war damals noch ein stilles und scheues Kind, das die schlechte Behandlung und all das Gemeine und Sündige, das es im Hause der eignen Mutter und auf der Straße des Stadtviertels sah, nicht verschlechterte, nur verschüchterte. Jedesmal, wenn die rostige alte Glocke an unsrer Ladentür anschlug, klopfte mir

Digitized by Google

das Herz bis zum Halse hinaus, jedesmal glaubte ich, daß meine Pflegemutter käme, um mich wieder zu holen. Der Glaube, daß Gott meine täglichen Gebete erhöre und meinen Pflegeeltern auf irgendeine Weise Kunde von meinem trostlosen Leben geben müsse, war so stark in mir, daß ich sogar Sonntags nach getaner Arbeit, anstatt mit andern Kindern umherzulaufen und zu spielen, zu Hause blieb, immer mit der geheimen, gläubigen Hoffnung: Heute kommen sie ganz gewiß. Aber Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, und niemand kümmerte sich um mich. Da wurde ich langsam gleichgiltig, und langsam schwand in mir das große Entsetzen vor dem schamlosen Treiben um mich herum. So wuchs ich heran, trotz der schlechten Pflege und vielleicht gerade durch die harte Arbeit, kräftig und gesund. Als ich vierzehn Jahre alt war, kam ich aus der Schule, und von diesem Tage an wurde ich nicht mehr hinausgejagt, wenn sich lichtscheues Gesindel in unsrer Wohnung sammelte, im Gegenteil ich wurde dazu gerufen, um die schamlosesten Dinge kennen zu lernen. Meine Mutter nahm mich außerdem mit in die Warenhäuser, um mich in die Schliche der Ladendiebinnen einzuweihen. Mit fünfzehn Jahren verbüßte ich die erste Gefängnisstrafe wegen eines Taschendiebstahls. Man hatte mich hiernach eigentlich in Zwangserziehung geben wollen, meine Mutter erreichte es aber, wodurch, weiß ich nicht, daß man mich noch einmal laufen ließ. Und dann kam das Letzte! Ich war gerade sechzehn Jahre alt geworden, als meine Mutter es auf jede mögliche Weise versuchte, mich dem Laster in die Arme zu treiben. Noch war das Schamgefühl in mir nicht ganz erstorben, und ich wehrte mich, soweit es in meinen Kräften stand. Hunger und Schläge aber sind hart und doppelt schmerzhaft für den, der um sich prassen und verschwenden sieht. So bin ich denn unterlegen, um meiner Mutter eine gehorsame Tochter zu werden. Wenn ich aber auch schlecht geworden bin und trotzig und roh, o glauben Sie mir, Fräulein, daß es immer für mich Stunden gegeben hat, wo ich den Tag meiner Geburt verwünschte, und wo ich mich voller Verzweiflung fragte, weshalb hat man mich als Kind gehegt und gepflegt, um mich dem Elend preiszugeben, weshalb hat man mich nicht sterben lassen.

So, nun wissen Sie alles, und wenn Sie jetzt noch glauben, daß eine Hilfe für mich möglich ist, dann will ich den mir gewiesnen Weg gerne gehn.

Ich hielt es nun nach diesem langen und ernsten Bekenntnis für meine Pflicht, sie auf den Geistlichen unsrer Anstalt zu verweisen, indem ich ihr sagte, daß es meine feste Überzeugung sei, daß nur von dieser Seite ihr Hilfe werden könnte. Ich versprach ihr selbst mit dem Geistlichen zu sprechen, und da es spät geworden war, verließ ich, nachdem ich noch eine kurze Zeit ernst und freundlich mit ihr über ihr bisheriges Leben gesprochen hatte, ihre Zelle mit dem Hinweis auf die tröstenden Worte, die Christus uns zugerufen hat: Ich bin ein Arzt der Kranken und nicht der Gesunden.

Hedwig R. hatte noch einige Wochen Strafe zu verbüßen, und als die Stunde ihrer Freiheit schlug, war ihr auf ihren ausdrücklichen Wunsch in einem Fürsorgeheim für entlassene Strafgefangne ein Platz gesichert. Mit der festen Absicht, ein andres Leben anzufangen, ging sie in ihre neue Heimat.

Monate sind hiernach ins Land gegangen, ab und zu kam ein Brief von Hedwig R. voller Dankbarkeit und freudiger Hoffnung. In uns allen lebte die Überzeugung, daß sie nun das Schwerste überwunden habe. Da plötzlich blieben ihre Briefe aus, und dann traf uns wie ein Blitz die Nachricht, daß Hedwig R. von einem andern Mädchen des Diebstahls an einer wertlosen Brosche bezichtigt worden war, und obwohl die Vorsteherin ihr die Versicherung gab, daß niemand sie dieser Tat für fähig halte, hat sie dennoch eines Tages die Anstalt heimlich verlassen, und niemand weiß, wo sie geblieben ist. Bald darauf hat sich

Digitized by Google

dann auch die Unschuld der Hedwig R. herausgestellt, da die Brosche bei einem andern Mädchen vorgefunden wurde.

Die Ehre von Hedwig R. war gerettet, und wäre die Schuldige nur vierundzwanzig Stunden früher entdeckt worden, so wäre der unselige Entschluß nicht zur Ausführung gekommen.

Jahre sind darüber hingegangen, und langsam ist die tiefe Erschütterung über dies traurige Geschick von mir gewichen, aber immer wieder steigt die Erinnerung auf in mir an diese Menschenblüte, die im Begriff war, sich zu entfalten, und die ein rauhes Schicksal vorzeitig zum Welken brachte.

Möchte diese auf Wahrheit beruhende Geschichte doch auch dazu beitragen, das Interesse weiterer Kreise auf die armen Unglücklichen zu lenken, die vielfach nur durch ein widriges Geschick dem Verbrechen und dem Laster in die Arme geworfen und nicht imstande sind, aus eigner Kraft ihr Leben wieder in andre Bahnen zu lenken.

Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Schluß)

Die farblos ging das Gnadenfest diesmal vorüber, wie häßlich klang der rauhe Ruf der Bettler, wie traurig sahen sich die vielen Kranken an. Wie erschreckend groß war diesmal der Zug der Witwen des Meeres — oder erschien es nur den beiden einsamen Frauen der Palude so, die ihn zitternden Herzens an sich vorüberziehen ließen, um sich dann den letzten demütigsten Betern der Prozession anzuschließen?

Wie schlich der Winter so langsam hin. Der alte Loïz saß nun des Abends allein auf der Herdbank und sah den zwei stillen Frauen zu, wie sie spannen. Er nickte vor sich hin. Er wollte sein Bestes tun, den abwesenden Gildas zu ersetzen. In zwei Jahren bin ich wieder hier, hatte der bei seinem hastigen Abschied zu ihm gesagt, wenn du bis dahin treu aushältst und mir das Gut und die Frauen unversehrt bewahrst, so soll es dein Schaden nicht sein!

Nun tat er ja, was er konnte, der alte Loïz, aber es ging ihm wie den Frauen: er wußte, daß es wenig Bedeutung hat, wenn ein Seefahrer einen Termin für seine Heimkehr angibt. In zwei Jahren? Wenn er nur überhaupt heimkehrte, der törichte Ausreißer!

Das Zubettgehn der beiden Frauen ging jetzt schneller vonstatten als früher, Nolas Haare brauchten nicht mehr gekämmt und geflochten zu werden, sie hatte sie sich dicht am Kopfe abgeschnitten. Die blonde Haarmähne hing jetzt drüben in der Kirche an demselben Nagel wie die rote Korallenkette aus ihren Kindertagen.

Das Frühjahr kam, aber es brachte keine Nachricht von Gildas. Warm und trocken wurde der Sommer, er machte die Körper und die Herzen müde. Das Meer schien zu schlafen. Es lächelte in ewiger Bläue. Aus dem Bangen und Hoffen der Menschen wurde ein mattes Träumen, ein müdes Sichzufriedengeben.... Die Zeit schlich ja herum....

Nun war er schon anderthalb Jahre fort! Wenn er Wort hielt, so mußte er in wenigen Monaten — nein, in wenigen Wochen zurücksein, der große schreibfaule Gildas. Ließ sich das ausdenken? Nein! Sie wußten ja nicht einmal, auf

Digitized by Google

welchen Meeren sein Schiff jetzt herumschwamm, ob hoch im Norden oder in den heißen Regionen jenseits des Äquators, er hatte ihnen nicht einen einzigen Brief geschrieben, keine Karte, keine Botschaft zugesandt. Lebte er noch? Die alte Monik wußte, daß er noch lebte, die Heilige hätte ihr sonst ein Zeichen gegeben. Diesmal hatte sie sich das ausbedungen, an der großen Überraschung war es das einemal genug gewesen! So warteten sie denn geduldig und sahen viel aufs Meer hinaus und gingen viel in die Kirche. Und strichen die Tage im Kalender aus, einen um den andern.

Nun waren es noch siebenundzwanzig Tage bis zum Gnadenfest. Da kam der Postbote den einsamen Weg daher geschritten, der sich unter dem Torbogen vom Kerlazschen Gehöft verlief. Und richtig ging er unter dem Torbogen durch, schritt über die Hofstätte, scheuchte mit seinem großen Wanderstock das Hühnervolk auseinander und stand nun auf der Schwelle des Hauses und sagte: Das ist ein langer, beschwerlicher Weg zu euch hier herauf!

Die beiden Frauen, die alte und die junge, die am Tisch saßen, sahen ihn an. Sie konnten nicht antworten, es war, als seien sie zu Stein erstarrt, nur die Augen waren an ihnen noch lebendig, die flehten und baten.

Aber der alte Loïz rückte einen Stuhl heran und stellte den Ciderkrug auf den Tisch und ein leeres Glas.

Als der Postbote diese Anstalten sah, wurde sein Gesicht freundlich.

Danke, sagte er, das wird gut tun! Doch erst die Pflicht, dann das Vergnügen! Er schnallte sich den Packen vom Rücken und warf ein ziemlich großes Paket auf den Tisch. Das wird wohl von Euerm Sohne sein, sagte er und sah Loïz und Monik, die er für ein Ehepaar hielt, dabei an. Es kommt von weit her, aus dem Orient, das könnt ihr hier am Stempel sehn!

Die alte Monik zitterte und maß das Paket mit den Augen. Es schien eine viereckige Blechkiste zu sein mit Segeltuch überzogen. Genau so hatte das Paket ausgesehn, das sie nach dem Tode des ältesten Sohnes, der Matrose gewesen war, erhalten hatte. Auf der Blechkiste hatte sein Name gestanden, und darin war seine spärliche Hinterlassenschaft zu finden gewesen ...

Darum zitterte die alte Monik jetzt, trotz ihrem großen Zutrauen zur heiligen Anna. Ich bin die Mutter, sagte sie mit heiserer Stimme, gebt her!

Die Männer schoben ihr die Kiste zu und halfen das Segeltuch auftrennen und abreißen. Es stand kein Name auf der Kiste. Die zitternden Hände der alten Frau mühten sich vergeblich, den festschließenden Deckel zu öffnen. Aber nun war Nola lebendig geworden, die nichts von den Befürchtungen der Mutter ahnte und nur daran dachte, daß dies von ihm kam, von ihm ihnen zugesandt war! Sie warf sich über die Kiste hin, krallte ihre schmalen Finger unter den Rand des Deckels und riß ihn auf. Dann schrie sie leise auf. Sieh doch — was ist das — Seide und Gold — ein Kleid — Mutter!

Ungläubig tastete die Alte in der Kiste herum — sollte nicht doch? Noch immer fürchtete sie einen alten Anzug ihres Gildas, ein Amulett, das er besessen, ein Notizbuch, in das er sich Aufzeichnungen gemacht, auf dem Grunde der Kiste zu finden. Sie riß das fremdländische, reichgestickte Frauengewand heraus. Und da flatterte ein Briefbogen auf den Fußboden hinunter.

Der alte Loïz und Gwennola bückten sich gleichzeitig danach, aber das Mädchen war die flinkere.

Wie herrlich wäre es nun gewesen, wenn sie hätte lesen können, zum erstenmal in ihrem Leben vermißte sie die Schulweisheit. Aber Monik konnte lesen, nur mußte sie eine Brille dazu aufsetzen, und die mußte erst gesucht werden. Und als sie glücklich gefunden war, gab sich die alte Frau daran, sie umständlich zu putzen,

Digitized by Google

denn nun wußte sie, daß die Kiste keine Todesbotschaft enthielt, sondern einen Brief von ihrem lebendigen Sohne. Sie hatte die steifen, großen, eckigen Buchstaben schon erkannt, so hatten seine Brüder auch geschrieben. Von ihm selbst freilich hatte sie noch nie einen Brief erhalten, und dies war auch wohl der erste Brief seines Lebens, das Schreiben war ihm schon in der Schule sauer geworden.

Nola sah den langen Vorbereitungen mit schwer verhaltner Ungeduld zu. Lies doch, Mutter, flehte sie, lies, lies!

Und endlich las Mutter Monik.

„Meine Lieben zu Hause in der Bretagne im Frieden der Palude. Euer Gildas sendet euch diesen Gruß, es ist ein Kleid, wie es die reichen Frauen hier im Orient tragen, und es ist schön gestickt, Nola kann es wohl auf bretonische Mode zurechtschneidern, sie soll es am nächsten Gnadenfest anziehen, sie hat sich immer ein Festkleid gewünscht. Es geht mir gut, ich bin noch auf demselben Schiff, der Kapitän ist zufrieden mit mir, ich gehe nur selten an Land, aber diesmal mußte ich, um das Kleid zu kaufen, es hat dabei aber gut gegangen, Jan Marez treue Seele ist neben mir gegangen. Es ist hier sehr heiß, und bald geht es zurück nach Norden. Wenn alles so geht, wie der Kapitän es will, so bin ich am Gnadenfest wieder in Brest, entweder am Samstag oder am Sonntag. Wenn es am Sonntag ist, so komm ich abends sicher noch herauf in die Kirche, Nola soll dann beim Bilde der heiligen Anna auf mich warten. Wenn ich sie da stehn sehe in dem Festkleid von mir, so soll das ein Zeichen sein, daß sie mich noch zum Manne will, aber es kann ja sein, daß ihr jetzt ein andrer lieber geworden ist, dann soll sie nicht beim Altar der heiligen Anna auf mich warten, dann will ich sie auch nicht weiter fragen, so wollen wir es verabreden, aber die liebe Mutter bitte ich zu beten, daß es nicht so kommen möchte, wie ich zuletzt geschrieben habe. Der Kapitän sagt, er ist zufrieden mit mir, aber ich bin kein guter Matrose mehr, ich denke immer an unsre Felder, und wie es mit der Arbeit geht, und ob der Loïz es aushält. Er soll es aushalten, ich bringe ihm ein Geschenk mit. Es grüßt euch, liebe Mutter, und die liebe Gwennola und den Loïz grüßt euer Gildas.

An Bord der Möwe im Juni geschrieben."

Es trat eine andächtige Stille ein, als Mutter Monik zu Ende gelesen hatte.

Der Postbote aber, der an die Wirkungen solcher fernherkommender Briefe gewöhnt war, ergriff sein Glas und schwenkte es mit hocherhobnem Arm und sagte zur alten Monik gewandt: Madame, ich trinke auf das Wohl Ihres braven Sohnes! Ich habe schon viele Briefe zu hören bekommen und verstehe mich darauf. Der Brief Ihres Sohnes ist ein schöner Brief, und der, der ihn geschrieben hat, ist ein ehrlicher und ein kluger Mensch, er lebe hoch!

Die beiden Frauen nickten ihm dankbar zu, die Alte wie die Junge hatten Tränen in den Augen stehn, funkelnde, helle Freudentränen.

Der alte Loïz allein sah ganz trocken drein. Ich möchte wohl wissen, was es ist, sagte er, er hätte es wohl schreiben können, ich hoffe, daß es Tabak ist!

Der Postbote, der nun einmal in seiner wohlwollenden Stimmung war, legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter: Türkischer Tabak wird es sein, das ist der beste, ich versteh mich darauf, sagte er. Der Mann, der den Brief geschrieben hat, läßt sich nicht lumpen! Seht hierhin, was er dem Jüngferlein da schickt: Seide unten und Seide oben und Goldfransen unten dran, da — da — er zog ohne weiteres das Kleid vom Tisch und spreitete es zwischen seinen weit ausgestreckten Armen aus — wenn er das nicht einer orientalischen Prinzessin vom Leibe gezogen hat, will ich nicht Jan Morlik heißen, ich versteh mich doch drauf!

Da wurden Nolas tränengefüllte Augen wie durch ein Wunder trocken und glänzend.

Digitized by Google

Gebt mir das Kleid, sagte sie, es ist mein! Am nächsten Gnadenfest werd ich es tragen!

Da werden die Leute aber Augen machen, meinte Jan Morlik.

Der alte Loïz aber bückte sich schweigend und hob einen Gegenstand vom Boden auf, eine goldbestickte Kopfbedeckung, die er nun auf seine Faust stülpte und in die Höhe hielt.

Da, das ist die Haube dazu! Sieht sie nicht aus, als ob sie in Crozon verfertigt wäre, anstatt da unten in den heißen Ländern? Jan Morlik schüttelte verwundert den Kopf. Wenn Ihr die am Gnadenfest tragt, hält man Euch für eine Crozonaise!

Nola lachte leise auf. Sie hielt ihr kostbares Märchenkleid ans Herz gedrückt. Mögen sie mich dafür halten, sagte sie. Meine Mutter ist nämlich in Crozon geboren, Monsieur Morlik, also könnte ich die Haube wohl von ihr geerbt haben!

Da nickte denn der ganze Gerichtshof zustimmend.

Ja, die Haube geht, aber das Kleid . . .

Nola regte sich nicht. Jan Morlik stieß den alten Loïz mit dem Ellbogen in die Seite und zwinkerte mit einem Auge nach dem Mädchen hinüber: Eher läßt sich eine Löwin ihr Junges rauben als das Jüngferlein das Kleid, sagte er, gebt euch nur keine Mühe, am Gnadenfest zieht sie es an — ich versteh mich darauf!

Dann trank er seinen letzten Schluck Cider und griff nach dem Knotenstock.

Sie gaben ihm nun alle reihum die Hand und sagten: Wir danken Euch, Monsieur Morlik!

Und der Postbote nickte freundlich und gutmütig, froh, daß er wieder einmal das Glück in ein Haus getragen hatte.

Wieder sprengte er mit seinem Stock das Hühnervolk auseinander, und dann sah man ihn den einsamen Weg über die Dünenheide dahinschreiten.

Da nahm Mutter Monik den Brief auf von ihrem Gildas und hielt ihn lange in der Hand.

Gwennola aber breitete das Kleid über ihre Knie und starrte mit einem verträumten Lächeln darauf nieder. Wieder hatte sich ein Wunder begeben. Quéhern hatte nicht gelogen. Am Gnadenfest würde sie darin in der Prozession schreiten, Monsieur le Recteur würde ihr sicher erlauben, ein Banner zu tragen, und am Abend . . . am Abend . . .

Der alte Loïz hatte sich auf die Steinbank vor dem Hause zurückgezogen und sich eine Pfeife gestopft. Der Tabak, den er da rauchte, war billig und schlecht — auch er hing einem Traume nach . . .

So wurde es ganz still im kleinen Gehöft auf der Palude, ganz still, bis auf das leise Singen des Meeres.

Das Gnadenfest war da — der Sonntag! Verschwunden war das häßliche Bettlervolk, die Könige der Palude, das Meer strahlte in lichtem, amethystfarbnem Glanz, und über der Kirche, in lustiger Höhe, bimmelten in wirrem, lustigem Durcheinander die Glockenstimmen. Die Prozession ordnete sich in der Kirche. Die Priester reichten die Banner den geschmückten Mädchen, die würdig befunden worden waren, sie zu tragen. Als Gwennola Kerlaz vor den Recteur hintrat, der sie von klein auf kannte, sie im Katechismus unterrichtet und auf die erste Kommunion vorbereitet hatte, stutzte dieser und ließ den Blick voll Verwunderung auf ihr ruhen. Da errötete sie. Sie hatte trotz aller Mühe aus dem orientalischen Prachtgewand nicht die übliche, steife Faltenfülle der bretonischen Tracht hervorzuzaubern verstanden, in weichen Linien umfloß es ihre schlanke Gestalt.

Jan Morlik hatte recht gehabt, Gwennola sah aus wie eine Prinzessin aus Tausendundeine Nacht, ihr schmales feines Gesicht und ihre grünen Augen vervollständigten den fremdartigen Eindruck.

Digitized by Google

Warum zögerte der Priester so lange?

Ein Schreck durchfuhr das Mädchen: wollte er ihr das Banner verweigern — wegen des Kleides?

Sie streckte den Arm aus: Bitte — das Banner! Da fuhr er auf wie aus einem Traum und reichte es ihr.

Sie nahm es fest in beide Hände, ihre Augen strahlten auf. Den Kopf stolz zurückgelegt, trat sie aus dem weihrauchverschleierten Kircheninnern ins Freie hinaus, ins helle Sonnenlicht, allen den vielen, vielen neugierigen Augen entgegen. Sie schämte sich nicht. Sie war voll glücklichen, ehrlichen Stolzes: Gildas hatte ihr das Kleid geschenkt, und es war schöner, prächtiger, funkelnder als alle die andern Festkleider um sie her, die sie sonst immer so sehr bewundert und begehrt hatte. Alle Wünsche wurden ihr erfüllt, wie waren Gott und seine Heiligen doch gut — und wie gut war Gildas — ach, wie gut — wie gut!

Sie schritt leicht aus wie eine junge Königin, stolz und anmutig zugleich war ihre Haltung, viele Blicke blieben an ihr hängen, alte und junge Augen staunten sie an. Sie fühlte es und freute sich. Heute war der große Tag ihres Lebens! Und heute abend ... heute abend ...

Ihre Augen leuchteten in phosphorgrünem Schein wie das Meer, wie die Augen der schönen Ahès.

Die bannertragenden Mädchen sangen mit hellen Stimmen, aber der Wind, der vom Meer herwehte, verstreute und entführte den Klang, daß er von den nachfolgenden, dunkelgekleideten Frauen mit den ausgelöschten Kerzen nicht mehr vernommen wurde. Sie hörten nur die rauhen, inbrünstigen Männerstimmen, die Stimmen der Geretteten hinter sich. Der fanatische Lobgesang verschlang das leise Weinen der Witwen des Meeres. Dreimal umkreiste die Prozession nach altem Brauch die Kirche.

Und endlich war der Abend da, und es wurde still und leer auf dem Festplatz der Palude und in der dämmrigen Kirche. Ein paar Altarkerzen waren schon erloschen, andre tief heruntergebrannt. Gwennola stand in ihrem Festkleide neben dem Bilde der heiligen Anna und wartete.

Der letzte Pilger hatte die Kirche verlassen, nur der Recteur aus Douarnenez kniete noch in der hintersten Kirchenbank und hielt den Blick der dunkeln, schwermütigen Augen unverwandt auf den Altar gerichtet.

Unbeweglich stand Gwennela da wie ein Heiligenbild. Bald mußte Gildas kommen — bald — bald!

Die Zeit verrann, sie wurde nicht müde zu stehn, sie mochte nicht sitzen und nicht knien, denn er hatte in seinem Brief gebeten, daß sie da stehn solle, beim Bilde der heiligen Anna. Wenn er dann unter die Kirchtür trat, wußte er gleich, wie er daran war.

Und auf einmal fing ihr Herz an ungestüm zu klopfen. Er kam! Sie hörte keine Schritte, aber sie wußte es doch. Er war unterwegs. Das Antlitz der Heiligen verkündigte es durch einen Anflug von Lächeln, die Altarlichter verkündigten es durch ein leises Wehen und Flackern, und durch den feinen Weihrauchnebel unterm Deckengewölbe ging ein Schwanken und Wogen, alles um sie her bestätigte ihr, was ihr Herz schon wußte: er ist unterwegs!

Er war unterwegs. Er lief eben die Anhöhe zum Dünenplateau hinauf. Er kam direkt aus Brest, sein Kapitän hatte ihn nicht früher freigegeben. Schneller lief er heute als damals, vor vielen Jahren, als er denselben Weg heraufgekommen war nach der Palude, von deren Frieden die Kinder sangen, heute lief er nicht dem Frieden — heute lief er dem Glück entgegen ...

Nun stand er unter der Tür — wie damals eilten die Blicke seiner hellen Seemannsaugen suchend voraus.

Gildas! Das goldglitzernde Heiligenbild neben dem Altar der heiligen Anna hatte ihn beim Namen gerufen.

Digitized by Google

Der starke Mensch schwankte wie ein Betrunkner, als er jetzt durch das Schiff der Kirche schritt, ihm war, als woge der Boden unter ihm wie die Planken seines Schiffes.

Sie kam ihm mit keinem Schritt entgegen. Hier solle sie stehn, hatte sein Brief befohlen.

Jetzt war er bei ihr und nahm keinen Anstand, sie vor dem Altar in seine Arme zu schließen. Ma douce, meine süße Braut, sagte er.

Da lächelte Gwennola. So war es recht, nach diesen Worten, nach dieser Stimme, nach diesen Augen, die voll heißer Liebe auf sie niedersahen, hatte sie sich lange gesehnt. Sie ließ sich küssen und schmiegte sich fester noch in seine Arme.

Wirst du nie mehr auf See gehn, Gildas?

Nein, wie könnte ich — von dir fort?

Bin ich nun deine Frau?

Du — du Süße ...

In der hintersten Kirchenbank richtete sich eine Gestalt drohend auf — der Priester wollte dem Frevel Einhalt gebieten — dies Küssen und verliebte Flüstern am Altar —

Aber da waren die beiden schon niedergekniet vor dem Bilde der heiligen Anna, sie hatten die Hände ineinandergelegt und sprachen ein lautes Dankgebet.

Wir danken dir, gütige Mutter Anna, die du uns zusammengeführt hast! Um deinen Segen bitten wir ...

Mitten zwischen dem Beten umschlangen sie sich wieder und küßten sich. Die Heilige aber sah auf sie hernieder, ohne ihnen ein Zeichen ihres Zornes zu geben.

Die braune, verarbeitete Hand des Matrosen griff nach dem goldbestickten Kopfputz des Mädchens. Deine Haare — laß mich deine Haare sehen.

Aber Gwennola entzog sich ihm und deutete nach der Wand auf ein Bündel goldschimmernden Flachses. Ich habe sie der Heiligen geschenkt!

Da schoß ihm das Blut ins Gesicht, der alte Jähzorn überfiel ihn. Das durftest du nicht — die Haare waren mein —. Aber sogleich zügelte er sich und sah verlegen wie ein schuldbewußter Knabe zu der steinernen Mutter auf, die ihm sein Glück geschenkt hatte. Nein nein, sagte er reuig, du hast mir so viel geschenkt, und ich sollte dir das Wenige mißgönnen? Die goldnen Haare sollen dein sein, liebe Mutter!

Sie waren jetzt allein in der Kirche, der Priester war leise hinausgegangen.

Mutter Monik wartet zu Hause, mahnte Gwennola endlich.

Ja, mein lebendiges Mütterchen! Komm, wir wollen zu ihr gehn — von einer Mutter zur andern — komm, meine schöne Prinzessin, wie schlank und fein siehst du aus ...

Das macht das Kleid, Gildas, dein Kleid!

Hand in Hand schritten sie über die mondhelle Düne dem alten Hause zu.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 20. Dezember 1908

(Der Orient und Deutschland. Parlamentarische Schwierigkeiten. Das Gespenst der Kamarilla.)

Am 17. Dezember ist die neue konstitutionelle Türkei nun wirklich ins Leben getreten. Der Sultan hat selbst das Parlament eröffnet und in der Thronrede sehr bestimmt ausgesprochen, daß sein Entschluß, an der Verfassung festzuhalten, unabänderlich sei. Einen neuen Eid auf die Verfassung hat er, gegen die Er-

Digitized by Google

wartung der Jungtürken, nicht geleistet, und das scheint keinen besonders günstigen Eindruck bei den Freunden des neuen Regiments hervorgerufen zu haben. Nach unsern europäischen Rechtsbegriffen könnte man sagen, daß der Sultan logisch handelte, als er den Eid auf die Verfassung nicht erneuerte. Denn er hatte ja die schon beschworne Verfassung vor zweiunddreißig Jahren nicht aufgehoben, sondern nur suspendiert; er kann also für seine Auffassung anführen, daß der freiwillige Entschluß, die Suspension aufzuheben, Garantie genug sei, und daß er mit einer Wiederholung des schon geleisteten Eides nur zugebe, daß jene Suspension eine tatsächliche Aufhebung und insofern eine Verletzung des frühern Eides sei. Aber die orientalische Denkweise ist, so sehr sie derartigen spitzfindigen Begründungen sonst zugänglich ist, doch sehr eigenartig in ihren praktischen Schlußfolgerungen. Diesmal ist die ganze politische Atmosphäre noch zu sehr von Mißtrauen erfüllt, und dadurch sehen sich die neuen türkischen Machthaber vielfach beengt und gefesselt. Die Lage zeigt deshalb immer noch Unklarheiten und Schwankungen, obwohl man die Ruhe und die Besonnenheit der jungtürkischen Reformpartei und ihrer Leiter ehrlich anerkennen muß. Eine gänzlich ungeschulte und unerfahrne öffentliche Meinung, wie sie einer unzureichenden Volksbildung entspricht, und wie sie eben erst aus langem Schlaf aufgerüttelt worden ist, auf der einen Seite, und demgegenüber auf der andern der verhaltne Rachedurst einer zurückgedrängten Partei, die mit grenzenloser Korruption und allen Mitteln der Verschlagenheit bisher die Lage beherrscht hatte — das sind Scylla und Charybdis, zwischen denen die jungtürkischen Patrioten ihr Schiff hindurchsteuern müssen. Bis jetzt haben sie es mit bemerkenswerter Geschicklichkeit zuwege gebracht und dafür die Sympathien der auswärtigen Regierungen und Volksvertretungen geerntet. Aus zahlreichen Kundgebungen geht hervor, daß die neuste Entwicklung der Türkei überall mit Wohlwollen und Teilnahme beobachtet wird, auch da, wo besondre Interessen und politische Maßnahmen Gegensätze hervorgerufen haben.

Eine merkwürdige Blüte dieser Entwicklung ist die Engländerei der Jungtürken, eine Erscheinung, die gelegentlich in einem wahren Paroxysmus der Volksmassen hervortritt. Für Leute, denen es Bedürfnis ist, den Lauf der Welt unter sentimentalen Gesichtspunkten zu betrachten, könnte diese Erscheinung beinahe etwas niederschmetterndes haben. Das englische Volk, für dessen Vorzüge wir gewiß nicht blind sind, hat doch in der Verfolgung der Ziele seiner Weltherrschaft immer eine nackte Interessenpolitik innegehalten, deren Methoden sehr rücksichtslos, häufig genug einfach brutal zu nennen waren. Für die Türkei hat England seit Jahrzehnten keinen Finger gerührt, wohl aber mancherlei unternommen, was den Interessen und dem Ansehen der Türkei innerhalb der Welt des Islam schnurstracks zuwiderläuft. Dennoch genügt die rein theoretische Begeisterung für gewisse Formen politischer Freiheit, um die Bevölkerung des osmanischen Reichs England zu Füßen zu legen. Wir Deutschen haben ohne jeden politischen Ehrgeiz in der Türkei lediglich als Kulturpioniere und uneigennützige Vermittler wirtschaftlichen und militärischen Fortschritts gewirkt. Wir haben diese an sich schon bescheidnen Ziele mit einer Zurückhaltung und einem Gerechtigkeitssinn verfolgt, die in der Weltgeschichte ihresgleichen suchen. Wesentlich durch deutsche Arbeit ist die heutige Generation der gebildeten Türken überhaupt in den Stand gesetzt worden, die konstitutionelle Bewegung erfolgreich durchzuführen. Die Antwort darauf ist, daß sich die Jungtürken heute das Ansehen geben, als ob sie eher deutschfeindlich als deutschfreundlich seien. Allerdings darf man in dieser Feststellung wohl nicht zu weit gehn, da sich die eigentliche Feindseligkeit gegen Österreich richtet und die große Menge den Deutsch-Österreicher und den Reichsdeutschen nicht auseinanderhält. Aber auch in den Kreisen, die den Unterschied zu machen verstehn, ist die Stimmung gegen Deutschland mindestens kühl, und man schenkt ohne weiteres den Einflüsterungen Glauben, die — der Wahrheit und den Tatsachen entgegen — den deutschen Einfluß

Digitized by Google

in der Türkei nur darauf zurückführen, daß der Sultan Abdul Hamid durch diesen Rückhalt eine moralische Stütze für die Aufrechterhaltung seines persönlichen Regiments gefunden habe. Dabei könnten die Verbreiter dieser Meinung sehr gut wissen, daß Deutschland seinen Einfluß beim Sultan immer in dem Sinne geltend gemacht hat, ihm zu zeitgemäßen Reformen und zur Beseitigung der Korruption zu raten, und daß die jüngste Umwälzung nur deshalb gelungen ist, weil in die Armee der durch deutsche Lehrmeister gepflegte Ehr- und Disziplinbegriff eingezogen war. Nur dadurch konnte die Auflehnung gegen die Willkür und das schmähliche Spionier- und Überwachungssystem in Bahnen gehalten werden, in denen ein gesundes Nationalgefühl gezeigt werden konnte, ohne daß die Pflichten der Loyalität gegen den Sultan persönlich verletzt wurden, und nur durch diesen starken Eindruck konnte der Sultan so schnell zu der Überzeugung gebracht werden, daß das von ihm bis dahin festgehaltne System wirklich zusammengebrochen und innerlich unmöglich geworden war.

Das sind Betrachtungen, die manchen elegisch stimmen könnten. Aber wer sich von sentimentalen Erwägungen bei der Beobachtung des Völkerlebens freigemacht hat — und dahin zu gelangen, sollte jeder sich bemühen —, wird den geschilderten Erscheinungen gegenüber völlige Gelassenheit bewahren, sich vielleicht sogar das Auge offen halten für die humoristische Seite der Sache. Es gibt fast kein Volk, das nicht in seiner parlamentarischen Kindheit diese theoretische Begeisterung für das Mutter- und Musterland politischer Freiheit zur Schau getragen hätte. Wir scheinen vergessen zu haben, daß es auch in Deutschland Zeiten dieser Art gegeben hat. Daß die englische Politik sich diese ihr nachgerade bekannte Erscheinung zunutze macht und das Eisen zu schmieden sucht, solange es heiß ist, wird man nicht eben wunderbar finden dürfen, besonders wenn man daran denkt, daß die öffentliche Meinung in England für die Rolle eines Beschützers der Völkerfreiheit sehr empfänglich ist. Der englische Privatmann begeistert sich dafür aufrichtig und unbefangen, und er kann das um so mehr, als er ziemlich sicher sein kann, daß die verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik von dieser Begeisterung des Volks immer nur so weit Gebrauch machen, als ein materieller Nutzen dabei herausspringt. Wir brauchen darüber nicht die Fassung zu verlieren, wenn wir ruhig beobachtend und vorsichtig den Augenblick abwarten, der notwendig kommen muß, den Augenblick, wo die türkischen Machthaber, an den Genuß der neuen Freiheit besser gewöhnt und der Volksstimmung mehr Herr werdend, die Frage der Interessengemeinschaften kühler abzuwägen und den Wert früherer Erfahrungen unbefangner festzustellen vermögen. Dann wird und muß Deutschland in seinen natürlichen Beziehungen zur Türkei wieder zu seinem Rechte kommen, besonders wenn auch wir inzwischen gelernt haben, gewisse Superlative zu vermeiden, die früher bei der öffentlichen Erörterung dieser Frage oft genug untergelaufen sind und jetzt unser Konto belasten, weil wir damit nur Mißtrauen geerntet haben. Mißtrauen bei andern Mächten, als ob unser politischer Ehrgeiz im nahen Orient doch auf höhere Ziele gerichtet sei, als wir eingestehn wollen — Mißtrauen bei der Türkei, da wir angeregten Erwartungen nicht gerecht werden.

Mit Österreich-Ungarn hat die Türkei nun glücklich Unterhandlungen angeknüpft, wozu freilich das weite Entgegenkommen der österreichisch-ungarischen Regierung viel beigetragen hat. Von dem Ergebnis dieser Verhandlungen wird es abhängen, ob der Gedanke einer Konferenz, die die orientalischen Wirren zum Abschluß bringen soll, bald verwirklicht wird. Man wird sich aber wohl daran gewöhnen müssen, daß die erwünschte Beruhigung in der europäischen Lage noch nicht so schnell eintritt.

In der innern Politik schließt die parlamentarische Arbeitszeit vor dem Weihnachtsfest auch nicht gerade befriedigend ab. Für das Zustandekommen der Reichsfinanzreform hat der Reichstag bisher noch nichts geleistet; die Kommission versagt, wie es scheint, vollständig. Freilich stehen diese Arbeiten noch im Anfangsstadium,

Digitized by Google

aber bei gutem Willen und dem nötigen Verantwortungsgefühl könnte in positiver Richtung schon viel mehr geschehen sein. Bis jetzt aber bewegt sich die ganze Arbeit nur in negativer Richtung. Auch im preußischen Abgeordnetenhause stehen noch große Schwierigkeiten bevor, da die Deckung des Mehrbedarfs für die Beamtenbesoldungen durch die Meinungsverschiedenheiten über die Gesellschaftssteuer und über die Abänderungen des Einkommensteuergesetzes in Frage gestellt ist. Minister v. Rheinbaben aber hat mit großer Entschiedenheit den Standpunkt vertreten, daß die Regierung die Besoldungsreform nur durchführen könne, wenn sie dauernde Sicherheit für die Deckung der Mehrausgaben habe. Auf dieser Grundlage scheint sich denn auch eine Verständigung anzubahnen.

Das sind alles Erscheinungen, die nicht gerade das Vertrauen erhöhen, daß bei uns ein mit größerer Machtvollkommenheit ausgerüstetes Parlament der Lage gewachsen sein würde. Und doch käme jetzt aus den verschiedensten Gründen sehr viel darauf an, daß sich die Volksvertretung wirklich auf der Höhe zeigte. Man hat in den letzten Tagen wieder viel von einer „Kamarilla" gesprochen. Das gibt eine falsche Vorstellung. Die Vorstellung, als ob in der Umgebung des Kaisers bestimmte Personen tätig wären, die gegen den Reichskanzler und die legitimen Ratgeber des Kaisers und Königs arbeiteten, ist jedenfalls unrichtig. Wovor mit Recht gewarnt werden mußte, ist etwas ganz andres. Die Krisis im November hat in weiten Kreisen das politische Verantwortlichkeitsgefühl wachgerüttelt. Diese durch die Krisis hervorgerufne Stimmung hat nicht nur an dem persönlichen Verhalten des Kaisers Kritik geübt, sondern auch an den Reichstag höhere Anforderungen gestellt. Wenn nun aber der Reichstag diesen Anforderungen gegenüber versagt, und der Ausweg aus den Unzuträglichkeiten in rein äußerlichen Verschiebungen verfassungsmäßiger Rechte gesucht wird, dann werden die Kräfte auf den Plan gelockt, die dieser berechtigten und heilsamen, der politischen Erziehung förderlichen Bewegung widerstreben. Solche Kräfte sind vorhanden. Es sind Cliquen, die, ohne zur Umgebung des Kaisers zu gehören, doch von höfischen Interessen beherrscht sind und durch ihre gesellschaftliche Stellung Einfluß genug haben, um weitere Kreise — unter Hinweis auf die politische Minderwertigkeit der Volksvertretung und unter Hervorkehrung angeblich gefährdeter monarchischer Interessen — für die Anschauung zu gewinnen, daß der durch die Novemberkrisis hervorgerufne Aufschwung des politischen Gewissens eine Verirrung gewesen sei. Wenn diese reaktionäre Strömung unbeachtet Nahrung gewinnen könnte, so würde das eine größere Gefahr sein, als sie aus den Versuchen einzelner Gegner des Reichskanzlers, das Ohr des Kaisers zu gewinnen, augenblicklich erwachsen könnte. Darauf beizeiten aufmerksam zu machen, auch wenn es keine Kamarilla gibt, deren Angehörige man mit Namen nennen könnte, war berechtigt und sogar notwendig.

Neue Kalender. Seitdem auch die Kalendermacher Spezialisten geworden sind, haben sie es nicht mehr so bequem als früher. Mit einem Kalendarium, einer Tabelle der Münzen und Maße, einem Verzeichnis der Messen und Märkte, einer erbaulichen Geschichte und einem Dutzend bewährter Anekdoten ist es nicht mehr getan; heute verlangt man auch von einem Kalender, daß er ein Stück ernster Geistestätigkeit biete. Wenn wir von den Fachkalendern absehen, können wir auf dem modernen Büchermarkt zwei Kategorien von Kalendern unterscheiden: solche, die dem Andenken und der Verherrlichung irgendeines bedeutenden Mannes gewidmet sind, und solche, die sich in den Dienst der Heimatkunde stellen. Von beiden liegen uns beachtenswerte, ja zum Teil mustergiltige Proben vor. H. Haessels Verlag in Leipzig erscheint zum erstenmale mit einem Lutherkalender auf dem Plan, der, wie der Herausgeber, D. Georg Buchwald, im Geleitwort bemerkt, zur Vorbereitung der evangelischen Welt auf die vierte Jahrhundertfeier der Reformation (1917) dienen soll. Das vorzüglich und mit feinem Geschmack ausgestattete Buch enthält

Digitized by Google

zu jedem Monat eine Reihe Kernsprüche aus Luthers Schriften, ferner Artikel über biographische Einzelheiten und über die literarische Wirksamkeit des Reformators, über sein Wappen, seine Gartenfreude, Luthergedichte von Herder, Conrad Ferdinand Meyer, Gerok und Tim Klein, endlich Luthers Sprichwörter und Perlen aus dem Großen Katechismus und den übrigen Schriften. Eine Fülle von bildlichen Beigaben: Porträts, alten Illustrationen, Darstellungen von Lutherstätten, Szenen aus Luthers Leben und Faksimiles von Handschriften, ergänzt den Text in der glücklichsten Weise.

Von Otto Julius Bierbaums Goethekalender ist soeben der vierte Jahrgang erschienen (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig). Er enthält neben dem Kalendarium diesmal Zitate aus des Dichters poetischen Werken. Der eigentliche Textteil bietet einen Abriß von Goethes Weltanschauung in Form einer Zusammenstellung merkwürdiger und bezeichnender Stellen aus seinen Gesprächen — eine Leistung, die von der Belesenheit des Herausgebers das glänzendste Zeugnis ablegt. Der Münchner Künstler Karl Bauer gibt zu diesem Entwicklungsgang des Goethischen Innern eine Serie von zwölf Goethebildnissen vom zwölfjährigen Knaben bis zum achtzigjährigen Greise, durchweg stark durchgeistigte Köpfe, die als geniale Nachschöpfungen zeitgenössischer Porträts sicher Beachtung finden werden. Carl Retsiem (warum das sehr durchsichtige Pseudonym?) hat das Kunststück fertiggebracht, in seinem Buche „Mit Schiller durch das Jahr“ (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) für jeden der 365 Tage des Jahres einen Schillerschen Spruch zu finden, und gedenkt mit dieser Zusammenstellung für das Publikum, das bei dem heutigen Mangel an Zeit den deutschen Lieblingsdichter nur durch die Scheiben des Bücherschranks ansieht, Schillers Werke neu zu beleben und sie ihm als starke Lebensregel und reine Freude mit auf den Weg zur Arbeit zu geben.

Sehr schön und reich ist wieder der von Karl Theodor Gaedertz herausgegebene Reuterkalender (Dieterichsche Verlagshandlung, Theodor Weicher, Leipzig). Er bringt zum erstenmale Reuters Briefe an seinen besten Freund, den Ökonomierat Fritz Peters, mit vielen köstlichen Episoden aus des Dichters Leben — so die Beschreibung seiner Kur in der „Wasserkunst“, die uns in veränderter Gestalt in der „Stromtid“ wieder begegnet —, ferner die Briefe von „Luising“ als Braut und Gattin, Erinnerungen an Reuters Jenaer Studentenzeit, Kriegslieder aus den Tagen des Dänischen Kriegs, die Nachlaßskizze „Wie Spatz und Lotting in ein Grafenschloß gucken“, endlich eine Anzahl bisher noch unveröffentlichter Gelegenheitspoesien. Den Bilderschmuck, worunter sich viele Originale von Reuters eigner Hand befinden, ist wieder besonders reich.

Von den Kalendern der zweiten Kategorie nennen wir zunächst den „Schütting. Ein heimatliches Kalenderbuch für das Jahr 1909“ (Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H., Hannover) als ein Beispiel dafür, was für den gewiß geringen Preis von 60 Pfennig alles geboten werden kann. Der Kalender, der unter Mitwirkung des Schütting-Bundes herausgegeben wird, stellt sich in den Dienst der niedersächsischen Heimatkunde und Poesie. Schon die Bezeichnung „Schütting“ weist auf das Land der Heide und der alten behäbigen Städte hin: der Schütting heißt eines der prächtigen Renaissance-Giebelhäuser „am Sande“ zu Lüneburg. Aus der langen Reihe der Mitarbeiter an diesem Kalender nennen wir nur einige wenige: Detlev Freiherrn von Liliencron, Herm. Löns, Börries Freiherrn von Münchhausen-Sahlis und Heinr. Sohnrey. Unter den bildenden Künstlern, die Arbeiten beigesteuert haben, verdient Wilhelm Kricheldorff in Celle mit seinem Bildnis des oldenburgischen Heimatdichters Franz Poppe, einem Meisterwerk der Porträtkunst, besonders hervorgehoben zu werden.

Der schon wiederholt hier angezeigte Leipziger Kalender, Illustriertes Jahrbuch und Chronik, herausgegeben von Georg Merseburger (Georg Merseburger, Leipzig), gestaltet sich immer mehr zu einem Prachtwerk aus. Der neue, sechste

Digitized by Google

Jahrgang steht schon im Zeichen des Universitätsjubiläums und bringt eine Menge Beiträge zur Geschichte der Alma mater lipsiensis. Aber auch sonst finden wir viel Interessantes historischen, kulturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Inhalts, daneben auch Novellen und Gedichte Leipziger Autoren. Dadurch, daß der Kalender alle einigermaßen wichtigen Lokalereignisse in Wort und Bild festhält, wird er zu einer wertvollen Chronik, deren volle Bedeutung erst spätere Geschlechter nach Gebühr würdigen werden. Die Sorgfalt des Herausgebers erstreckt sich sogar auf den Inseratenteil, dessen künstlerische Ausgestaltung als geradezu vorbildlich bezeichnet werden muß und den darin aufgenommenen Ankündigungen die Beachtung aller Leser sichert. Haben wir bisher nur loben dürfen, so können wir an dem Abreißkalender „Natur und Kunst“ (Holland und Josenhans, Stuttgart) nicht vorübergehn, ohne die Frage aufzuwerfen, woher die Vereinigung deutscher Pestalozzivereine, die als Herausgeberin dieses Kalenders zeichnet, den Mut genommen hat, den bekannten Abreißkalendern des Spemannschen Verlags und des Bibliographischen Instituts eine unverkennbar bewußte Nachahmung an die Seite zu stellen. Die Bilder: Gemälde, Skulpturen, Architekturdenkmäler und Landschaftsaufnahmen sind durchweg gut reproduziert, aber man merkt es jedem einzelnen Blatt an, daß der Erfolg der genannten Vorbilder die Herausgeber oder die Verlagshandlung verleitet hat, etwas ähnliches zu bieten. Das war nicht edel, meine Herren Holland und Josenhans, und vor allem nicht gerade christlich und paßt deshalb wenig zu der sonstigen Tendenz Ihres Verlags! J. A. H.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 68. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1908 **Die Verlagshandlung**

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Fröhliche Weihnacht

herrscht in Raucherkreisen überall dort, wo auf dem Bescherungstische **Salem Aleikum - Cigaretten**, das schönste und willkommenste Weihnachtsgeschenk für einen Raucher, nicht fehlen.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	$3^1/_2$	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Vor Weihnachten auch in Schachteln von 50 Stück, für Geschenkzwecke geeignet, erhältlich.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095787

Digitized by Google